3 3433 06664164 2

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1795.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.
1795.

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. April 1795.

NATURGESCHICHTE.

Upsal, b. Edmanns Wittwe: *Monographia Curculionum Sueciae, a Guſtavo de Paykull.* 1792. 10 Bogen 8.

Der Vf. dieſer, in mehrerer Hinſicht vortreflichen, Schrift, ein eifriger unermüdeter Naturforſcher, gab dieſe Monographie als eine Fortſetzung ſeiner, auch in dieſen Blättern angezeigten beiden Monographien der Arten von *Staphylinus* und *Carabus* Schwedens, heraus, und wird, wie wir gehört haben, noch mehrere verwickelte Inſectengattungen auf dieſelbe Art, und den vorigen Monographien gleichförmig, beſchreiben. Dies und die Erwägung der Wichtigkeit und des groſsen Nutzens einer ſolchen Unternehmung, machen es uns zur Pflicht, dieſer Schrift unſere Aufmerkſamkeit zu widmen.

Was den allgemeinen Charakter dieſer Monographien anbetrifft, ſo drängt der Vf. in eine zu beſchreibende Gattung Alles zuſammen, was Linné unter dieſer Gattung begriff, ja auch Gattungen, die dieſer ſchon getrennt hatte; es mögen nun die Thiere noch ſo laut und noch ſo geſetzmäſsig eigne Gattungsrechte fodern. Auch dieſe Gattung gibt einen ſprechenden Beweis von dieſer Bemerkung. Unter dem Namen *Curculio* werden die Fabriciſchen Gattungen *Curculio, Anthribus* und *Attelabus* mit allen ſo ſehr abweichenden Familien beſchrieben. Rec. iſt verſichert, daſs dies gegen die eigne Ueberzeugung des Vf. geht. Die einzige Urſache dieſes Verfahrens ſcheint die zu ſeyn, damit das Ganze deſto eher den Titel einer Monographie führen könne, ohne doch zu unbeträchtlich zu werden, wenn immer nur Eine Gattung abgehandelt würde. Allein es ſchadet ja dem Titel nicht, wenn alle die Gattungsnamen darauf angeführt werden. Wir wünſchen daher recht ſehr, daſs der Vf. bey künftig zu beſchreibenden Gattungen unſern Rath befolge, der bloſs auf Erhöhung des Werths dieſes Werkes abzweckt. Wo die bisher bekannten Gattungen nicht hinreichen, da mache er neue; alle Entomologen werden es ihm Dank wiſſen.

Die Beſchreibungen ſind ſehr genau, allein ſie ſcheinen oft durch zu ſtarke Vergröſserungsgläſer gemacht zu ſeyn; auch wünſchten wir im Anfange jeder Beſchreibung den ganzen Habitus des Inſects in Vergleichung mit andern angegeben. — Auf die Synonymie iſt wenig Fleiſs verwandt, und ſelten findet man Spuren einer genauen Kritik, da doch eine gründliche Auseinanderſetzung derſelben bey jetziger Verfaſſung der Naturgeſchichte ſo nothwendig iſt.

Die Eintheilung der in dieſer Monographie beſchriebenen Käfer iſt folgende. Erſt zerfällt das Ganze in die Hauptabſchnitte: *C. mit gebrochenen Fühlhörnern*, und mit *geraden Fühlhörnern*. Erſterer wird in *lang-* und *kurzgerüſselte*, jede dieſer Unterabtheilungen in *C. mit gezähnten* und *ungezähnten Schenkeln* getheilt. Dieſe Abſchnitte der langgerüſselten Käfer ſind, jeder in *längliche* und faſt *viereckte (ſubquadrati)* getheilt. Die *C. mit ungebrochenen* Fühlhörnern, ein Gemiſch von ſehr verſchieden gebildeten Käfern, zerfallen in *kurz-* und *langgerüſselte*.

Die erſte Familie begreift alſo die eigentlichen Rüſſelkäfer des Fabricius und anderer Schriftſteller. Allein dieſe Gattung, die ein unabſehbares Heer ſo verſchieden gebildeter und doch ſo natürlich an einander gereiheter Käfer umfaſst, wünſchten wir in beſſere, gleichförmigere und natürlichere Familien aufgelöſet, die auf die ganze Bildung des Inſects, nicht aber auf Merkmale gebaut wären, welche von einzelnen Theilen hergenommen ſind. Denn auſserdem, daſs es oft ſchwer, ja unmöglich fällt, zu beſtimmen, ob der Käfer zu der Abtheilung mit langem, oder zu der mit kurzem Rüſsel gehört, trennen die bis jetzt eingeführten Familienkennzeichen oft die verwandteſten Arten durch eine lange Reihe dazwiſchen ſtehender abweichender Käfer. Ueberdem ſind dieſe Familien viel zu groſs, und das Aufſuchen eines Käfers wird alſo dadurch wenig erleichtert. Eine beſſere Eintheilung, wenigſtens doch den Verſuch davon, hätten wir von dieſer übrigens ſo vortreflichen Schrift erwartet.

Zum Beweiſe der Behauptung wegen der nachläſſig behandelten Synonymie, wollen wir Einiges zu dem hinzufügen, was man ſchon in Fabricius Entomol. Syſtem. und in einigen andern Schriftſtellern berichtigt findet. Bey 1. *C. Germanus* wird *C. Germanus F.* citirt; allein dieſes Citat iſt falſch, da Fabricius den Paykulliſchen und Linneiſchen Käfer unter dem Namen *C. fuſcomaculatus* beſchreibt; ob er ihn gleich ſelbſt bey ſeinem *C. Germanus* anführt. Der *C. Germanus* faſt aller Schriftſteller gehört zu dem *fuſcomaculatus*, und der *C. Germanus F.* iſt iſt ein kleinerer Käfer, der von einigen für eine Varietät des *C. fuſcom.* erklärt wird, ob er gleich Specie von ihm verſchieden iſt. N. 7. *C. Ceraſi*, gewiſs nicht der Linneiſche, der ſeinen Käfer mit unbewaffneten Schenkeln beſchreibt. Rec. kennt eine groſse Anzahl ſolcher ſchwarzen wirklich verſchiedenen Rüſselkäfer, die einander ſehr ähnlich ſind. 10. *C. dorſalis* nicht der Linneiſche und Fabriciſche, die beide ihrem Curculio *unbewaffnete Hüften* geben. Den Herbſtſchen Käfer Fueſsly Arch. t. 44. f. 10. ziehen wir aber hieher, da Herbſt jene unbewaffneten Hüften Fabricius

ohne weitere Unterſuchung nachgeſchrieben zu haben ſcheint. N. 36. C. *Equiſeti.* Dabey wird *C. ſcaber. Linn.* citirt; ein Citat, das zwar von Fabricius nachgeſchrieben wird, das aber durchaus nicht paſst.. Noch einmal und eben ſo falſch iſt dies Citat zu *C. ſcaber* N. 93. gerechnet, bey welchem auch *C. griſeopunctatus Degeer.* weggeſtrichen werden muſs. — Wir könnten noch mehrere Beyſpiele zu Unterſtützung unſerer Behauptung hinzufügen, aber dies ſey zum Beweiſe genug.

In einem Anhange ſind einige Staphylinen und Carabi, als ein Nachtrag zu den erſtern Monographieen, beſchrieben worden.

Leipzig: *Verzeichniſs der Geiſslerischen Mineralienſammlung zu Leipzig.* Erſter Theil. 368 S. Zweyter Theil. 1792. 336 S. 8.

Dies weitläuftige Verzeichniſs über eine zum Verkauf im Einzelnen beſtimmte Mineralienſammlung iſt, wie es ſcheint, nicht ſo bekannt worden, als es doch für manche Mineralienſammler zu wünſchen ſeyn dürfte; denn immer muſs es dieſen lieb ſeyn, zu erfahren, daſs man bey Hn. Geiſsler, die in dieſem Verzeichniſs beſchriebenen Stücke einzeln erkaufen kann. Hr. G. iſt Gold- und Silberarbeiter in Leipzig, und handelt ſchon mehrere Jahre mit Mineralien. Sowohl durch Tauſch als durch Kauf von ganzen Sammlungen hat er endlich einen beträchtlichen Vorrath von ſchönen Stücken von Foſſilien zuſammengebracht, den er nach N. 56. des Int. Bl. der A. L. Z. v. 1791. im Ganzen verkaufen wollte. Da ſich nun hiezu kein Liebhaber fand, ſo entſchloſs er ſich zur Vereinzelung, und lieſs deswegen gegenwärtiges Verzeichniſs drucken. Er geſteht ſelbſt, daſs ſeine Sammlung nicht ganz ſyſtematiſch geordnet ſey, und daſs er ſich bloſs bemüht habe, die Geſchlechter zuſammen zu ſtellen. In der Vorrede S. IV. heiſst es: „dieſe Sammlung enthält übrigens lauter ſchöne und einer groſsen Sammlung angemeſſene Stücke. Ich habe ſelbige ſo viel als möglich genau beſchrieben; da dieſes aber eine ſehr mühſame Arbeit iſt, und ich ſie, neben vielen andern, mein Metier betreffenden Geſchäften ganz allein auf mich nehmen muſste, ſo können ſich wohl einige, doch leicht zu verzeihende, Fehler eingeſchlichen haben." Rec. muſs dem Vf. auch das Zeugniſs geben, daſs er für ſeinen Stand und ſeine Lage wirklich mehr geleiſtet hat, als man gewöhnlich von einem Stufenhändler zu erwarten befugt iſt; indeſſen ſind die Beſchreibungen öfters freylich ziemlich weitläuftig, und manchmal fehlerhaft, ausgefallen, überhaupt aber *ungleich,* welches wahrſcheinlich daher kommen mag, daſs er die Beſchreibungen, welche er mit den Stücken erhielt, wörtlich in ſein Verzeichniſs aufnahm. Er ſagt auch (Vorr. S. V.): „Da ich viele ganze Mineraliensammlungen an mich gekauft habe, deren ehemalige Beſitzer groſse Mineralogen waren, welche die Stücke derſelben genau beſchrieben haben, ſo habe ich ſelbige auch weiter gar nicht unterſucht, ſondern die Beſchreibungen dieſer Männer gewählt, indem ich an deren Richtigkeit nicht zweifeln konnte." Dieſes Verzeichniſs kommt daher in wiſſenſchaftlicher Rückſicht mit den Verzeichniſſen der Herren Werner und Karſten in keine Vergleichung. Indeſſen erreicht es ſo ziemlich ſeinen Zweck, indem es den Leſer von der Beſchaffenheit der Stücke genau unterrichtet, auch den Geburtsort und den Preis beſtimmt. Erſterer iſt zwar nicht immer ganz richtig angegeben, und letzterer ſcheint uns bey manchen Stücken ſehr hoch zu ſeyn. Indeſſen verſpricht Hr. G., daſs er, wenn mehrere Stücke mit einander genommen werden, etwas von dem beſtimmten Preiſe nachlaſſen, und auch ſtatt des Betrags des 3ten oder 4ten Theils am Gelde, andere Foſſilien annehmen wolle, wenn ſie nicht in ſeinem Verzeichniſſe beſchrieben ſeyen. Da er von einem Foſſil mehrere, auch kleinere, Stücke beſitze, als in dem Verzeichniſſe beſtimmt ſeyen; ſo könne er jedem Liebhaber dieſe, um ungleich geringere Preiſe ablaſſen. In der That findet man hier nicht nur viele ſehr ſchöne, ſondern auch manche ſeltene Foſſilien verzeichnet, wohin wir beſonders auch den im 2ten Th. S. 309. N. 91. beſchriebenen kryſtalliſirten Pechſtein rechnen, wenn es anders wahrer Pechſtein iſt, woran wir zweifeln. Die Worte der Beſchreibung ſind folgende: „wachsgelber, derber und kryſtalliſirter Pechſtein. Die Kryſtalle beſtehen in kleinen 6ſeitigen, am obern Ende mit 3 flachen zugeſpitzten Saulen, die unordentlich unter einander liegen; aus Bohmen, 3 Zoll groſs, 4 Rthlr."

Als Belege unſers oben gefällten Urtheils mag unter andern folgende Beſchreibung eines Kalkſpaths aus dem erſten Theil S. 47. dienen: „Nr. 76. Die einfache *fünfſeitige* (??) Pyramide convex, welche ſich in eine dreyfache Pyramide endigt, und wo die Kanten nochmals, ein auch zweyfach *nach der Grundfläche verſchnitten* ſind; ein 1½ Zoll hoher und ſtarker gelblichweiſser halbdurchſichtiger Kryſtall, auf grauem mit Kalkſpath und Bleyglanz vermengten Thonſchiefer; eine flache Druſe, wo noch viele dergleichen kleine vollkommene Kryſtalle bündelweis an einander angefügt aufſitzen, welche aus einfachen, vollkommen ſechsſeitigen, langſpitzig zulaufenden Pyramiden beſtehen, mit zum Theil an den Kanten (??) nochmals zugeſpitzten Endſpitzen vom St. Andreasberg. 16 gr."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Lindauer: *Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft von Naturforſchern und Oekonomen in Oberdeutſchland herausgegeben von Franz von Paula Schrank.* erſter Band. Mit 6 Kupfern. 1792. 339 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe Sammlung von ſehr nützlichen und zum Theil auch für Naturforſcher auſser jenen Gegenden intereſſanten Abhandlungen iſt als die Fortſetzung der oberdeutſchen Beyträge zur Naturlehre und Oekonomie anzuſehen, deren Herausgabe der H. von Moll beſorgte. Von den wichtigſten Abhandlungen, welche ſie enthalten, wollen wir hier eine kurze Anzeige machen. 1) *Schroll* Beſchreibung einer neuen Art Siedofens von bewährten Nutzen, in welchen jede Gattung der gewöhn-

wöhnlichen Feuermaterialien Holz, Torf, Stein- und Braunkohlen zu verſchiedenen Siedereyen angewandt werden kann. In eine nähere Beſchreibung kann ſich hier Rec. nicht einlaſſen, die Einrichtung ſcheint ihm aber ſehr empfehlungswerth. 2) Eine Viehkrankheit auf den Alpen, das Geräuſch genannt, leitet Hr. D. *Thwingeſt* von unterdrückter Ausdünſtung her, und gibt dagegen die dienlichſten Mittel an. 3) *Franz Zallinger von Thurn* Anmerkungen über die Verbeſſerung der particularen Landcharten. 4) Hr. Schrank beſchreibt einen Würger aus Surinam, den er *Lanius ſurinamenſis ater, lineolis transverſis undulatis ad roſtrum plumis reverſis* charakteriſirt; er komme mit der charakteriſtiſchen Bezeichnung von Linnés *L. doliatus* überein, nach der Vergleichung mit Briſſons und Edwards Abbildungen ſey es aber nicht derſelbe Vogel, auch mit Kerners *Corvus ſurinamenſis* ſey er verwandt aber doch von demſelben verſchieden. 5) Aus der bisher bekannten Art des Fluſsbarſch *Perca fluviatilis* beſtimmt Hr. Schrank drey verſchiedene Arten, a) *Perc. vulgaris* der baierſche Bürſtling, den Schäffer in ſeinen Piſc. Bavar. ſehr gut abgebildet hat, den aber der Vf. lange mit Hn. Bloch für einen unausgewachſenen Fluſsbarſch hielt, und deſſen Unterſchied er vorzüglich in die zweigigten Strahlen der hintern Rückenfloſſe ſetzt; er iſt viel kleiner als der Fluſsbarſch, und wiegt ſelten über ein halbes Pfund, b) *Perca fluviatilis* und dann c) *Perca americana*, den Schöpf im Naturforſcher bereits beſchrieben hat. 6) Derſelbe über die Pflanzen mit Orchisblüthen; für den Botaniker eine ſehr intereſſante Abh., Er hält die Linneiſchen Nectarien an dieſer Pflanzenordnung für wahre Blumencronen, die Linneiſche Blume für Blüthenanſätze oder allenfalls für den Kelch; ſie ſeyen nicht durchgehends, vielleicht gar nicht Gynandriten, ſondern die Staubbehälter haben ihre eigene von den weiblichen Geſchlechtstheilen getrennte Unterſtützung; in Rückſicht des Blüthenſtaubes weichen ſie ſehr von andern Blüthen ab. 7) *Deſſelben* botaniſche Beobachtungen leiden hier um ſo weniger einen Auszug, da ſie nur ganz kurze Bemerkungen über einzelne Pflanzen enthalten, zum Theil in Rückſicht ihrer Charakteriſtik zum Theil ihres innern Baues. 8) *Von Stengel*, Beſchreibung des Gebürgs bey Laudenbach, das einen Theil des Odenwaldes in der Gegend von Heidelberg ausmacht. Das Innere des Gebürgs beſteht vorzüglich aus Granit, der Glimmer oder ſchwarzen Schörlſpath oder ſchwarze Schörlnadeln enthält, häufig hat er Adern von röthlichem, grünlichen oder weiſsen Quarz, und ſehr oft hat er, beſonders der röthliche, grüne zuweilen mehrere Zoll breite Adern von Jaſpis, Nierenſtein, Chryſopras, grünen undurchſichtigen Schörl und grünen cryſtalliſirten Schörl. Schwarzer, grauer, blauer, brauner, röthlicher und dergleichen Baſalt durchſtreicht ihn in Gängen 2 3 4 Schuh mächtig von Süden gegen Norden, wie dann auch die Abtheilungen des Granits das nämliche Streichen halten. 9) Hr. Schrank beſchreibt einige Probeſteine aus dieſem Gebürge. 10) Hr. D. *Brunnweiſer* ſucht zu beweiſen, daſs die Kirchhöfe in den Städten nicht ſo ſchädlich ſind, als man ſie ſeit einiger Zeit ausgeſchrien habe; die Ausdünſtung der Leichen könne unmöglich die Luft auf denſelben verderben. Wenn man die Schädlichkeit der Kirchhöfe in den Städten bloſs in dieſer Rückſicht betrachtet, ſo dürften des würdigen Vf. (eines vierzigjährigen Praktikers, deſſen Beleſenheit und vorurtheilfreyes Raiſonnement ſehr intereſſant iſt) wohl genugthuend ſeyn. Nur gibt es doch wohl noch andere Gründe, die uns in unſern Gegenden die Anſtalten, wodurch die Todten von den Lebendigen mehr entfernt ſind, nöthig machen. 11) Hr. *Helfenzrieder* Handgriffe bey Errichtung eines Blitzableiters von verbeſſerter Art. Der Vf. ſucht durch vorſichtiges Löthen, wozu er die Handgriffe ſehr detaillirt angibt, alle mögliche Zwiſchenräume in der Leitung zu vermeiden. 12) *Deſſelben* Gedanken die Luftſchifferey betreffend könnten jetzt wohl wieder Aufmerkſamkeit verdienen, da man in Frankreich dieſe Kunſt, die bisher beynahe mit dem Seiltanzen in gleichem Range ſtand, wo nicht zu etwas nützlichern doch zu etwas wichtigern angewandt hat. Der Vf. gibt eigene Scheuren an, worin der Ballon gefüllt aufbewahrt werden könne, um ſich bey günſtiger Witterung deſſelben zur Reiſe zu bedienen, in gewiſſen Entfernungen müſsten dann ſolche Häuſer wie Wirthshäuſer oder Höfe ſtehen, wo der Schiffer einkehren und ſein Luftſchiff aufbewahren könne. In den höhern Regionen würde ſich leichter ſchiffen laſſen als in den niedrigern, behauptet der Verfaſſer gegen die Theorie von Lichtenberg. 13) *Haim* Fortſetzung chemiſcher Verſuche in Abſicht auf mineraliſche Körper, enthalten nicht viel merkwürdiges; 14) *Schrölls* geographiſch mineralogiſche Ueberſicht der Salzburgiſchen Berg und Hüttenwerke, enthalten diesmal vorzüglich Beſchreibung der Kupferbergwerke zu Mahlbach und Groſsarl, wo aus Kieſen, Schwefel, Kupfervitriol und Kupfer gewonnen wird. Schlieſslich theilt der Herausg. noch einige forſtwirthſchaftliche Bedenken mit, in welchen er auſser gut anzulegenden Hauen, noch Beſaamung und Abwechſelung der Holzarten anempfielt, ſo daſs auf demſelben Boden ſowenig immer einerley Holzart wachſe, als man in die Felder einerley Früchte ſäe. Gegen die Erziehung des Stangenholzes (als den abgehauenen Stämmen) iſt der Vf. doch wohl bloſs aus einer gröſstentheils irrigen Theorie; der neue Spröſsling ſtirbt ja nicht mit dem alten Stamme ab! Erfahrung hat dieſe Art Holzcultur doch in manchen Gegenden ſehr bewährt, und mit der Beſaamung möchte es doch wohl noch manche vom Vf. überſehene Schwierigkeiten haben. Der erfahrne Forſtmann, deren wir doch wenigſtens in den hieſigen Gegenden immer mehrere erhalten, kennt die Vortheile und Schwierigkeiten von jeder Cultur, und ſeine Geſchicklichkeit beſteht darin, daſs er nach den vorkommenden Localumſtänden die beſte auswählt; alles allgemeine Theoretiſiren wie das gegenwärtige dürfte wohl die Wiſſenſchaft nicht viel weiter bringen. Anmerken müſſen wir noch, daſs die Abhandlungen meiſt vor 1786 geſchrieben ſind.

Digitized by Google

Venedig, b. Stella: *Compendio delle Tranſazioni filoſofiche della Società Reale di Londra,* opera compilata dal *Sr. Gibelin* — e recata in Italiano da una Società di dotte Perſone con nuove illuſtrazioni, e tavole in rame. 1793. Parte I. Storia Naturale. Vol. I. 353 S. in med. 8. 6 Kpf. Vol. II. 331 S. 7 Kpf. Vol. III. 326 S. 9 Kpf. (3 Rthlr. 14 gr.)

Die Philoſophical Tranſactions belaufen ſich auf mehr als 80 Bände in 4. Da ſie theils ſchwer zur erhalten, theils koſtbar anzuſchaffen ſind; da ferner viele Abhandlungen nicht die Aufmerkſamkeit des Leſers verdienen, und da, möchte Rec. hinzuſetzen, nicht alles darin Abgehandelte jeden intereſſirt, ſo iſt hier eine Auswahl der wichtigeren Abhandlungen getroffen, die, ſyſtematiſch geordnet, 18 Bände begreifen ſollen. Die Anordnung dieſer Abhandlungen iſt folgende. 1) Naturgeſchichte — 2) Botanik, Ackerbau und Oekonomie. — 3) Meteorologie — 4) Experimentalphyſik — 5) Mineralogie und Chemie — 6) Anatomie des Menſchen; Anatomie und Phyſik der Thiere — 7) Arzneykunſt und Chirurgie — 8) Materia Medica und Pharmacie — 9) Erfindungen und Maſchinen, in Hinſicht auf Künſte — 10) Vermiſchte Abhandlungen: Reiſen, Bemerkungen aller Art etc. — 11) Schöne Künſte und Alterthümer.

Wir haben hier die drey erſten Bände vor uns, die der Naturgeſchichte gewidmet ſind. Schon aus jener Skitze ſieht man, wie wenig ſyſtematiſch die ganze Eintheilung iſt, und eben ſolche Bewandniſs hat es auch mit den unter dieſer erſten, fälſchlich allgemein: *Naturgeſchichte* überſchriebenen Rubrik, zuſammengeſtellten Gegenſtänden. Aus obiger Eintheilung ſollte man glauben, daſs *Thiergeſchichte* hier ausſchlieſslich den Titel Naturgeſchichte führe; allein gleich den ganzen *erſten Band* füllt die Geſchichte einiger Vulcane, die Beſchreibung ihrer Ausbrüche, und einiger Erdbeben. Im *zweyten Bande* geht die Beſchreibung einiger merkwürdigen Seen, Höhlen, Waſſerfälle voran, dieſer folgen die Verſteinerungen, und nun erſt beginnt die Thiergeſchichte, nach den ſechs Claſſen Linneiſcher Ordnung. Den Anfang macht Dudley's Beſchreibung des *Amerikaniſchen Elenthiers, Orignal* der Franzoſen, *Mooſedeer* der Engländer, das hier *Daino d'America* genannt wird. In den Gibeliniſchen Anmerkungen werden faſt allein die Linneiſchen Namen mit ihrer Definition hinzugefügt. Auch bey dieſem Thiere wird bloſs bemerkt, daſs es *Cervus Alces* der Schriftſteller ſey. Wir hätten mehr in dieſer Anmerkung erwartet, da dies Thier von den meiſten Schriftſtellern für einerley mit dem europäiſch-aſiatiſchen Elenthiere gehalten wird, und da es Rec. aus mehreren Gründen wahrſcheinlich iſt, daſs es wirklich eine ganz eigene Art ausmacht. Es ſey uns erlaubt, hier einen allgemeinen, von uns bis jetzt ohne Ausnahme wahr befundenen Grundſatz allen Naturforſchern ans Herz zu legen: daſs die Thiere, welche durch eine ſo weite Landſtrecke, vorzüglich durch ſo groſse Meere von einander getrennt ſind, daſs dadurch der Himmelsſtrich verſchieden wird; daſs dieſe Thiere verſchiedene Arten ſind, ſollten ſie auch dem erſten Anſcheine nach noch ſo wenig Unterſcheidendes an ſich tragen. Ohne Ausnahme findet dieſes bey den Thieren der beiden Welttheile ſtatt, und Rec., der oft Gelegenheit gehabt hat, ſehr ähnliche, von andern für Abarten erklärte Thierarten zu vergleichen, hat ſtets auffallende Unterſchiede zwiſchen beiden gefunden, die die Verſchiedenheit der Art unläugbar auseinanderſetzten. Wenn unſere Naturforſcher dieſe, faſt gar nicht anerkannte, und doch ſo unumſtöſsliche Wahrheit beherzigten; ſo würden ſie einer Menge von Fehlern und Verwirrungen entgehen, die jetzt unmöglich ausbleiben können. Ungeachtet man nun oft auf unvollſtändige Berichte und unzulängliche Beſchreibungen ſtöſst, ſo, daſs man keine dem Naturforſcher genugthuende Kennzeichen der Art davon nehmen kann, ſo rathen wir dennoch immer, lieber auf dieſe Beſchreibungen eigene Arten zu errichten, als ſie für bloſse Abarten zu erklären. Jenes führt zu weitern Unterſuchungen, dieſes erſtickt ſie oft.

Im zweyten Bande ſind auſser den Säugthieren die Vögel, Amphibien und Fiſche enthalten. Der *Dritte* faſst die Inſecten und Gewürme, und einen Anhang von ſchätzbaren Bemerkungen und Erläuterungen zu den vorigen Bänden von dem Grafen *N. da Rio* und Abt *Olivi*. Zu dieſem Theile gehören neun Kupfertafeln. Die Ueberſetzung dieſer drey Bände iſt von dem Abte *Marcantonius Ludrini*. Das Ganze ſchlieſst ein Regiſter über alle drey Bände.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Beukert u. Büniſch: *Iſt der Freymaurerorden, politiſch betrachtet, rechtmäſsig, und darf ihn eine Obrigkeit dulden?* 1794. 28 S. 8. (3 gr.) In der Abhandlung ſelbſt iſt von *dieſer* Frage gar nicht die Rede, ſondern nur von der: ob der Obrigkeit das Recht zuſtehe, über die Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit einer Geſellſchaft im Staate zu urtheilen, und nach Befinden dieſelbe zu verbieten oder zu erlauben. Aber auch die Beantwortung dieſer Frage iſt höchſt oberflächlich, und, da ihr die allgemeinen Grundſätze fehlen, willkührlich und ſchwankend. Auf den Fr. M. Orden insbeſondere läſst ſich der Vf. gar nicht ein.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. April. 1795.

NATURGESCHICHTE.

Siena, b. Pazzini Carli: *Ricerche intorno alle acque minerali epatiche ed all' analiſi chimica di diverſe acque minerali dello Stato di Siena di Domenico Battini,* Publico Profeſſore di Medicina Pratica nell' Univerſità di Siena etc. 1793. 336 S. 8.

Die mineraliſchen Waſſer, mit denen Italien vielleicht mehr, als mancher andre gröſsere oder kleinere Staat von Europa verſehen iſt, ſind bisher ſowohl einheimiſchen als ausländiſchen Aerzten und Naturforſchern nur ſehr unvollkommen bekannt geweſen, da ſich, zumal ſeit der Erſcheinung der Schriften des Hn. *Bergmann,* worin vorzüglich gute Anweiſungen zur regelmäſsigen Zergliederung der mehr oder weniger gemiſchten Waſſer gegeben ſind, nur ſelten geübte und mit den in dieſen Werken beſchriebenen Entdeckungen vertraute Scheidekünſtler damit beſchäftigt haben, jene Waſſer an den Quellen ſelbſt zu zerlegen, und die Reſultate ihrer Arbeiten der gelehrten Welt mitzutheilen. Indeſſen iſt, wie die Erfahrung lehrt, nicht nur zur genauern Kenntniſs, ſondern auch zur Beſtimmung der wahren Heilkräfte eines ſolchen Waſſers eine mit Sorgfalt an der Quelle angeſtellte Unterſuchung eines ſolchen Waſſers weſentlich nothwendig, nicht nur zur genauern Kenntniſs, ſondern auch zur Beſtimmung der wahren Heilkräfte oder des möglichen Nachtheils, den es in manchen Fällen nach ſich ziehen kann. Der Vf. verdient daher um ſo mehr Dank dafür, daſs er die Mühe übernommen hat, einige der berühmtern Mineralwaſſer ſeines Vaterlandes, die bisher faſt bloſs dem Namen nach bekannt waren, und die man nur allzu oft zu unbedingt und ohne hinlänglichen Grund wider verſchiedene Krankheiten empfohlen hat, ſorgfältig zu unterſuchen, die Reſultate ſeiner Arbeiten, ſo wie auch ſeine auf chemiſche ſowohl, als auf kliniſche Verſuche geſtützten Urtheile über die Heilkräfte dieſer Waſſer bekannt zu machen. Wir müſſen bekennen, daſs Hr. *B.* unſere Erwartungen an den meiſten Orten ſo ſehr befriedigt hat, daſs wir wohl wünſchten, er möchte noch mehrere Mineralquellen ſeines Vaterlandes, von welchen man bisher, beſonders auſser Italien, nur ſehr wenig Kenntniſſe zu erlangen im Stande geweſen iſt, mit ähnlicher Sorgfalt unterſuchen, und ſeine Entdeckungen in der Folge mittheilen. Die Waſſer, von welchen in dieſem Werke die Rede iſt, ſind übrigens mehr als einmal, und zu verſchiedenen Jahrszeiten, vom Vf. geprüft worden, und man kann alſo hieraus abnehmen, daſs ſeine Angaben von der Natur und den Kräften derſelben allen Glauben verdienen. Wir wollen, da wir vorausſetzen können, daſs dieſes Werk in Deutſchland nicht ſehr bekannt geworden ſeyn mag, hier die Namen der Waſſer, deren Zerlegungen der Vf. beſchreibt, anführen, und zugleich die Hauptreſultate der mit denſelben unternommenen Verſuche und einige Urtheile über die mediciniſchen Tugenden dieſer Waſſer hinzufügen. Der erſte Mineralbrunnen, mit deſſen Waſſer Hr. B. Unterſuchungen angeſtellt hat, führt den Namen; *Bagno di Montalceto;* er quillt am Fuſse eines ziemlich hohen Kalkberges, nicht weit von Siena, hervor, und gehört unter diejenigen mineraliſchen Waſſer, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten zum arzneylichen Gebrauche benutzt worden ſind. *Baldaſſarri* hat ſchon Verſuche gemacht, es in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen; allein dieſe Verſuche waren zu unvollſtändig. Der Vf. hat durch eine neue Unterſuchung gefunden, daſs es im Pfunde Gr. 8, 68 Luftſäure, Gr. 7, 70¼ Kalkerde, Gr. 1, 33 luftvolle Bitterſalzerde, Gr. 1, 20 ſalzſaure Magneſie, Gr. 3, 24 Kochſalz, Gr. 0, 56 Wunderſalz, Gr. 5. 31½ Bitterſalz, Gr. 0, 20 Extractivſtoff, und Gr. 0, 20 Kieſelerde, mit vegetabiliſchen Unreinigkeiten vermiſcht, enthält. Auſser dieſen Beſtandtheilen hat Hr. B. auch hepatiſche Luft darin entdeckt, deren Verhältniſs zu dem Waſſer er aber nicht genau anzugeben im Stande iſt, weil er ſie nicht immer in gleich groſser Menge darin angetroffen hat. Das an der Quelle geſchöpfte Waſſer dieſes Bades ſieht übrigens etwas weiſs aus, es riecht nur dann erſt, wenn es in einer verſtopften Flaſche geſchüttelt worden iſt, ziemlich ſtark nach hepatiſcher Luft, und ſchmeckt, wenn man es einige Zeit im Munde behält, anfangs ſchwach ſäuerlich und ſcharf, ſpäterhin aber ſüſslich und etwas zuſammenziehend; es iſt zu jeder Jahrszeit und bey jeder Temperatur der Atmoſphäre etwas warmer, (92° Fahr.) als die atmoſphäriſche Luft, und verhält ſich in Anſehung ſeiner Schwere gegen das deſtillirte Waſſer wie 1,00000 : 1,00191 u. ſ. w. es erleidet, wenn es einige Zeit an der freyen Luft ſteht, von ſelbſt eine Zerſetzung, und läſst eine erdige Materie fallen, die man mit Sorgfalt ſammelt und zu arzneylichem Gebrauche verwendet. Der Vf. hat dieſen Bodenſatz ebenfalls unterſucht, und ſich überzeugt, daſs er nichts weiter als ein Gemiſch aus Kieſelerde (¼), luftſaurer Bitterſalzerde (¼) und Kalkerde (½) iſt. Die Kräfte dieſes Waſſers, das ſowohl zum Baden als auch innerlich angewendet wird, beſchreibt der Vf. mit vieler Genauigkeit, und nennt zugleich mehrere Krankheiten, z. B. Gliederſchmerzen, Lähmungen, rheumatiſche Zufälle, einige Augenkrankheiten, Verſtopfungen des Unterleibes, Tripper u. ſ. w., in welchen man ſich Nutzen davon verſprechen kann. Ueberhaupt zählt er es unter die ver-

Digitized by Google

dünnenden und auflöſenden Heilmittel, doch glaubt er, daſs es auch in vielen Fällen zur Stärkung geſchwächter Theile, zur Beförderung der Vernarbung der Wunden u. ſ. w. gebraucht werden könne. Mit dieſem Waſſer hat das Waſſer des Bades *di ſanta Agneſe* zu Chianciano in Valdechiana ſowohl in Rückſicht auf einige in die Sinne fallende Eigenſchaften, als auch in Anſehung ſeiner Wirkungen als Heilmittel, ziemlich viel Aehnlichkeit; indeſſen weicht es doch in manchem Betrachte von jenem ab, und iſt auch, wie die damit unternommenen Verſuche gelehrt haben, nicht ganz auf die Art, wie jenes, gemiſcht; denn es enthält weder Kochſalz, noch Wunderſalz, dagegen aber eine ziemliche Menge Gyps (9,61½ Gr. im Pfunde), Bitterſalz (8,75 Gr.) und Kalkerde (6,30 Gr.) Die übrigen feſten Beſtandtheile dieſes Waſſers ſind Kieſelerde (Gr. 0, 3½) und vegetabiliſche Unreinigkeiten (Gr. 0, 3½ in der angegebenen Menge), mit welchen noch eine nicht zu berechnende Portion hepatiſche Luft und Gr. 5,81 Luftſäure verbunden ſind. Es verhält ſich zum deſtillirten Waſſer wie 1,0039 zu 1,0000; bey ſeinem Urſprunge iſt es vollkommen helle und klar, wird aber bald, wenn es in einem Gefäſse ruhig geſtanden hat, trübe, und ſetzt eine erdige Materie ab, die ſich durch ihr Verhalten gegen Säuren als eine luftvolle Kalkerde zu erkennen gibt. Als Heilmittel ſcheint es beſonders bey Verſtopfungen der Leber und Milz und des Drüſenſyſtems, bey den ſogenannten weiſsen Geſchwülſten in den Gelenken, bey der Krätze und andern Hautkrankheiten, bey Wunden, bey der Steifigkeit der Gelenke u. ſ. w. vielen Nutzen leiſten zu können. Der Vf. verſichert, daſs der bey dieſem Bade angeſtellte Arzt durch den äuſserlichen Gebrauch dieſes Waſſers in Fällen dieſer Art wirklich viel glückliche Heilungen verrichtet habe. — In der Gegend, in welcher dieſes Bad iſt, entſpringt auch noch ein anderes Mineralwaſſer, welches eigentlich ein eiſenhaltiger Säuerling iſt, und ehedem, von den vielen Luftblaſen, die an der Quelle aus demſelben emporſteigen, *acqua bogliora* hieſs, jetzt aber *acqua ſanta* genennt wird. Es iſt ſchon ehedem von einigen Aerzten geprüft worden, der Vf. hat aber bey ſeinen Verſuchen die Angaben dieſer Männer, in Rückſicht auf die Miſchung dieſes Waſſers, nicht ganz richtig befunden, er hat daher eine ſorgfältigere Zergliederung damit unternommen, und hier die Reſultate ſeiner Arbeit mitgetheilt. Er hat ſich überzeugt, daſs es des Namens eines Säuerlings vollkommen würdig iſt, und daſs es im Pfunde, auſser 9 Granen freyer Luftſäure und einer unbedeutend geringen Menge hepatiſcher Luft, Gr. 0, 10 ſalzſaure Bitterſalzerde, Gr. 0,05 Kochſalz, Gr. 7,50 Bitterſalz, Gr. 8,07 Gyps, Gr. 7,55 Kalkerde, Gr. 1,29½ luftſaure Bitterſalzerde, Gr. 0,35½ Thon, Gr. 0,12½ rothbraunen Eiſenkalk, Gr. 0,35½ Kieſelerde, Gr. 0,01½ Extractivſtoff, und Gr. 0,17½ verbrennliche Unreinigkeiten enthält. Auch die Heilkräfte dieſes Waſſers beſtimmt der Vf. richtiger, als einige ältere Aerzte, die Verſuche damit angeſtellt haben. Er rechnet es unter die auflöſenden und die Säfte verdünnenden, den Kreislauf einigermaſsen beſchleunigenden, die Ab- und Ausſonderungen befördernden, gelind ſtärkenden u. ſ. w. Arzneyen, und glaubt mit Recht, daſs mehrere chroniſche Krankheiten, die ihre Entſtehung von einer fehlerhaften Beſchaffenheit der zur Verdauung dienenden Säfte und Werkzeuge und anderer Theile des Unterleibes, oder von Verſtopfungen in den Milch- und Blutgefäſsen u. ſ. w. haben, durch den anhaltenden Gebrauch dieſes Waſſers glücklich gehoben werden können. Wider den Bandwurm iſt es ebenfalls mit Nutzen empfohlen worden, wenigſtens hat ein anderer Arzt, Hr. *Manzi*, dem Vf. verſichert, daſs dieſes Waſſer einigemal die von dieſem Wurme hervorgebrachten Zufälle ſehr gelindert habe. — Faſt eben dieſelben Beſtandtheile, welche die Miſchung dieſes Säuerlings ausmachen, hat Hr. *B.*, doch in einem andern Verhältniſſe, in einem Waſſer angetroffen, das nahe bey dem Landgute Serraglio, 3 italieniſche Meilen von Siena, entſpringt, und das deshalb unter dem Namen: *Acqua del Serraglio* bekannt iſt. Der Vf. hat es eben ſo ſorgfältig, wie die vorher erwähnten Mineralwaſſer, unterſucht, aber es ſo arm an wirkſamen Salzen und an Luftſäure gefunden, daſs er ſelbſt geſteht, daſs es, innerlich gebraucht, nicht viel anders wirken könne, als gewöhnliches reines Trinkwaſſer. Es enthält nemlich im Pfunde nur Gr. 1,16 Luftſäure, Gr. 1,44, Kalkerde, Gr. 0,53½ luftſaure Bitterſalzerde, Gr. 0,04 Thon, Gr. 0,12 ſalzſaure Magneſie, Gr. 0,12 Kochſalz, Gr. 0,09 Bitterſalz, Gr. 0,02 ſchleimiges Weſen, und Gr. 0,12 unauflöslichen Rückſtand; es iſt ferner ohne allen Geruch und faſt ohne Geſchmack, und unterſcheidet ſich auch in Rückſicht ſeiner Schwere nicht ſehr vom deſtillirten Waſſer. Indeſſen kann man ihm doch nicht alle Heilkräfte abſprechen; denn mehrere Erfahrungen, die damit angeſtellt worden ſind, haben bewieſen, daſs es beſonders gelbſüchtigen Perſonen, deren Uebel ſeine Entſtehung nicht von einer fehlerhaften Bauart der feſten Theile, ſondern von einer andern zufälligen Urſache hat, ſo wie auch den Kranken, die Steine und Grieſs in den Nieren oder in der Harnblaſe haben, ſehr wohl bekomme, und ohne alle andere Beyhülfe vermögend ſey, ſolchen Patienten ihre Geſundheit wieder zu verſchaffen. — Dieſe 4 Mineralwaſſer ſind es, von welchen der Vf. in ſeinem Werke ausführlich Nachricht gibt. Indeſſen hat er ſich bey ſeinen Nachforſchungen nicht bloſs auf dieſe Heilquellen eingeſchränkt, er hat vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf mehrere Mineralwaſſer ausgebreitet, und mit denſelben phyſiſche und chemiſche Unterſuchungen angeſtellt, mit deren Reſultaten er die Leſer noch kürzlich bekannt macht. Wir merken daraus an, daſs dieſe Waſſer, die er mit den Namen: *Acqua del bagno di Rapolano*, *A. di Armajolo*, *A. di S. Albino*, *A. della Moſeta del Caſtelleto*, *A. del bagno delle Galleraje*, und *A. dei lagoni di Travalle* bezeichnet, theils unter die mit hepatiſcher Luft geſchwängerten Waſſer, theils unter die Säuerlinge gehören, und, auſser den luftigen Stoffen, auch einige Mittelſalze und andere Beſtandtheile beygemiſcht haben, ſo daſs man ebenfalls in manchen Krankheiten vortheilhafte Wirkungen vom innerlichen oder äuſserlichen Gebrauche derſelben erwarten kann. Noch erinnern wir, daſs Hr. B. ſehr viele Verſuche angeſtellt hat, um das Daſeyn

Digitized by Google

ſeyn und die Menge der hepatiſchen Luft und anderer Beſtandtheile in den Mineralwaſſern genau zu beſtimmen, und daſs er von dieſen Arbeiten in der angezeigten Schrift eben ſo getreu Rechenſchaft ablegt, als von ſeinen Zerlegungen der genannten Waſſer. Die Reſultate dieſer Nachforſchungen laſſen ſich aber nicht füglich in einen kurzen Auszug bringen, wir verweiſen daher unſere Leſer, die von den Entdeckungen, die der Vf. in den erwähnten Rückſichten gemacht hat, genauer unterrichtet ſeyn wollen, auf ſeine Schrift, überzeugt, daſs ſie ſie nicht, ohne Nutzen daraus geſchöpft zu haben, wieder aus der Hand legen werden.

Berlin, b. Voſs: *Philipp Cavolini's Abhandlung über die Erzeugung der Fiſche und Krebſe*, aus dem Italieniſchen überſetzt. Mit Anmerkungen herausgegeben von *E. A. W. Zimmermann.* Mit 3 Kupf. 1792. 12 Bog. 8. (16 gr.)

Wir zeigen jetzt erſt ein Werk an, das gewiſs in den Händen jedes Naturforſchers iſt, und das von mehreren Seiten einen ausgezeichneten Beyfall verdient. Es verbreitet nicht nur ein Licht über einen ſo dunkeln Gegenſtand, als die Erzeugung der Fiſche dem Naturforſcher bis jetzt geweſen iſt, ſondern es gibt auch Aufklärungen über die innern Theile dieſer Waſſerbewohner, und über Erzeugung der Thiere überhaupt, und widerlegt manche, in der Naturgeſchichte für Grundwahrheiten anerkannte Sätze. So empfehlen wir jedem die Bemerkungen (Anh. S. 178.) über die Gattung *Syngnathus*, zur Beherzigung. Zugleich war es uns angenehm, die ſo oft verkannten Beobachtungen des Vaters der Naturgeſchichte, des Ariſtoteles, beſtätigt zu ſehen.

Daſs dies Werk unter der Hand eines *Zimmermanns* gewonnen hat, bedarf keiner weitern Erinnerung.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Allegoriſche Perſonen zum Gebrauche der bildenden Künſtler, als ein Anhang zu K. W. Ramlers kurzgefaſsten Mythologie*, nebſt einem Regiſter über das ganze Werk. 1791. 238 S. in 8. (12 gr.)

Unſre neuen Kunſtwerke haben ſchon längſt das Bedürfniſs fühlbar gemacht, den Geſchmack unſrer Künſtler durch richtige Principien der allegoriſchen Darſtellung zu läutern. Allein die Aufgabe iſt ſchwer. Sie erfodert nicht nur einen ſehr geübten Geſchmack, um aus den Allegorieen alter und neuer Kunſt das beſte auszuwählen, und ſowohl den Werth als die Beziehung davon deutlich zu machen, ſondern vorzüglich auch eine genaue Kenntniſs von der Natur und den Grenzen der bildenden Künſte, um beſtimmt anzugeben, was die Kunſt darzuſtellen vermag; denn die gröſste Geſchmackloſigkeit zeigt ſich gemeiniglich da, wo die Verſuche des Künſtlers ſich an Gegenſtände wagen, die ſich gar nicht darſtellen laſſen. Aus dieſem Geſichtspunct beurtheilt, iſt freylich auch dieſe Schrift nicht befriedigend. Schon auf der dritten Seite, kömmt uns ein fliegender Genius — *mit Schlittſchuhen an den Füſsen* entgegen. Auf der folgenden Seite erfahren wir, daſs die Alten einen Janus Portunus verehrten, den ſie mit vier Köpfen abbildeten, wovon der eine mit Blumen, der andre mit Aehren, der dritte mit Trauben gekrönt war, (bis ſo weit geht es leidlich) und der vierte *eine Pelzmütze trug.* Ein ſolches Monument wäre doch in der That ſehenswerth; denn in Werken der alten Kunſt und vorzüglich an Bildern von Gottheiten, gehören die *Pelzmützen* unter die gröſsten Seltenheiten. Die Jahreszeiten werden zwar durch vier Knaben vorgeſtellt; aber Pelzrock, Schlittſchuhe und Kohlpfanne, ſind keine ſchicklichen Attribute für den Winter: ſollte es nicht beſſer gethan ſeyn, den Künſtlern die verſchiedenen ſchönen alten Vorſtellungen zur Nachahmung zu empfehlen, wo derſelbe weder Kohlpfanne noch Schlittſchuhe, ſondern Enten, oder einen Haſen, oder Friſchling, als Zeichen der Jagd hält? — Eben ſo hätten wir auch geglaubt, das ſchönſte und deutlichſte Sinnbild für Schlaf und Tod, in den beiden an ihren umgekehrten Fackeln ruhenden Genien zu finden, wie ſie auf ſo vielen Urnen ſtehen; warum ſoll dagegen *der Schlaf* ſich auf einen ſchlafenden Löwen ſtützen, oder auf einer Löwenhaut ruhen? Die Beziehung iſt uneigentlich und dunkel, und wenn man auch vielleicht eine ähnliche Vorſtellung auf irgend einem alten Denkmal zeigen könnte, ſo wäre es doch gewiſs kein Werk aus den beſten Zeiten der Kunſt. Und *der Tod* ſoll gar — als ein groſses Menſchengeripp, welches einen Wurfpfeil ſchwenkt, mit einer Krone auf dem Haupt abgebildet werden; oder auch äuſserſt mager und die meiſten Theile des Körpers mit einem dunkeln Gewande bedeckt. *Dieſe Vorſtellung des Todes* (heiſst es) *ſchickt ſich beſonders, wenn er furchtbar, und als ein Strafender erſcheinen ſoll.* Wir halten aber im Gegentheil aus guten Gründen dafür, daſs eine ſolche Vorſtellung in allen Fällen unſchicklich ſey. Es iſt Zeit, daſs wir uns endlich von den abſcheulichen, geſpenſterhaften, barbariſchen Mönchsideen losmachen, und daſs unſre Kunſt ſich die Griechen zum Muſter nehme, und von ihnen lerne, alles häſsliche und unangenehme zu vermeiden. — Bilder und Allegorien, die für die Kunſt gar nicht geeignet ſind, finden ſich mehrere. Die fünf Sinne ſollen zum Beyſpiel folgender maaſsen abgebildet werden. *Das Geſicht*; ein kleines Mädchen ſieht in einen Vergröſsrungsſpiegel, den ihr ein ſchalkhafter Knabe vorhält, und erſchrickt vor ihrer eigenen unförmlichen Geſtalt. *Das Gehör*; ein Kind erwacht vor einer Knarre, womit ein anderes ihm ein Getöſe vor den Ohren macht. *Der Geſchmack*; ein Kind beiſst mit ſaurer Miene in eine unreife oder bittre Frucht, indeſſen ihm ein anderes aus dem Obſtkorbe eine reife oder ſüſse Frucht darbietet. *Der Geruch*; ein Kind wendet die Naſe mit Ekel von einer ſtinkenden Blume weg, die ihm ein anderes aus einem Blumenkörbchen mit Lachen vorhält. *Das Gefühl*; ein Kind wird von einem andern mit einer Neſſel gebrannt. Da alle dieſe Bilder nicht hinreichend deutlich gemacht werden kön-

Digitized by Google

nen, ſondern ihre Bedeutung nur durch Folgerungen und Schlüſſe zu errathen iſt, was mehr bemüht als angenehm unterhält; ſo ſind ſie verwerflich, und liegen auſser dem Gebiete der Kunſt, oder doch wenigſtens auſser den Grenzen des guten Geſchmacks in derſelben. Aber noch viel ſchlimmer, ja eine wahre Sünde gegen alle beide, iſt der Vorſchlag zu einem Bild wie folgendes. Ein ſchönes Frauenzimmer ſitzt auf einem Raſen, *ſieht* ihr Angeſicht in dem Spiegel des vorbeyflieſsenden Baches, in welchen ſie die Spitzen ihrer Füſse geſetzt hat; *fühlt* an dem einen Fuſse von der Zunge ihres kleinen Hundes einen angenehmen Kitzel; *hört* den Geſang des Vogels, der auf dem herüberhangenden Aſte des nahen Baumes ſitzt; hält in der einen Hand eine ſaftige Frucht, die ſie angebiſſen hat, und noch *ſchmeckt*, und in der andern eine friſch abgebrochene Roſe, die ſie *riecht*. — *Die Demuth* oder *Beſcheidenheit* mit zur Erde gewendetem Geſicht *auf den Pfauenſchmuck des Stolzes*; (was dieſes wohl eigentlich ſeyn mag?) oder auf ein Füllhorn voll Ehrenzeichen und Kleinodien tretend, gibt einen unrichtigen, ja ſogar entgegengeſetzten, Sinn, und ein ſolches Bild würde nach unſerm Gefühl, eher den Uebermuth als die Beſcheidenheit vorſtellen können. Figuren wie z. B. *die Kindliche Liebe, Liebe der Geſchwiſter, Eheliche Liebe, Liebe zum Vaterlande*, welche alle Schilde — halten, auf denen Aeneas und Anchiſes, die Grazien, Artemiſia, M. Curtius, und dergleichen abgebildet ſind, können wir keineswegs billigen; eben ſo wenig *die Andacht*, mit dem brennenden Herzen in der rechten Hand, oder *die Heuchley*, mit der ſchönen frommen Larve, die ſie ſich vor ihr häſsliches tückiſches Geſicht hält; oder *die Argliſt*, die mit der einen Hand eine fromme Larve vor das Geſicht nimmt, mit der andern einen Dolch hinter dem Rücken verſteckt; am allerwenigſten aber *die Verleumdung*, welche ſich das Geſicht mit einem Schleyer bedecken will, um die Schlangenzunge zu verbergen, die man aus ihrem Munde hervorragen ſieht; wobey noch beſonders angemerkt wird, daſs dieſe Zunge dreyſpitzig ſeyn ſoll. — Solche gleichſam auf Sprichwörter gegründete Allegorieen, wie — *die Rachſucht* (Dieberey?) mit krummen langen Fingern, *die Unbeſtändigkeit*, mit einer Wetterfahne; oder ekelhafte Vorſtellungen wie *die Gefraſsigkeit* etc. ſind für die wahre Kunſt nicht anwendbar. — Zum Schluſs bitten wir den Vf. unſre Kritik nicht für jene bosartige Furie zu halten, die er vermuthlich den Rec. zum Schrecken S. 97. ſchildert, *welche auf Büchern liegt, die ſie zerriſſen hat, und noch zu zerreiſsen im Begriff iſt*.

Leipzig, b. Müller: *Schröters Briefſteller* neu umgearbeitet. *Neunte abermals vermehrte Auflage.* 1792. 8. 1 Alph. 21 Bog.

Schröters Schreiber und Rechner erlebte in ſeiner alten Geſtalt ſieben Auflagen. Die achte von 1785. beſtand aus zwey Theilen, wovon der erſte den Briefſteller, und der zweyte das Rechenbuch enthielt. Jetzt iſt nur der erſte Theil allein wieder aufgelegt. Daſs er vermehrt iſt, ſieht man ſchon daraus, daſs er 704 Seiten ſtatt 670. enthält. Da nun viele Briefe der achten Ausgabe wieder ausgemerzt ſind, ſo iſt dadurch zu neuern Zuſätzen Platz genug gewonnen. Der Beſorger dieſer neuen Ausgabe iſt übrigens von dem der vorigen ſichtbar unterſchieden, und hat durchgängig, beſonders auch in Schreibart und Rechtſchreibung, an dem Buche gebeſſert, ſo daſs es immer ſeine Käufer finden und wenigſtens bey einem Theil derſelben Nutzen ſtiften wird. Eine ſcharfe Beurtheilung verträgt es freylich nicht; dieſe würde aber auch bey einem Manne unrecht angebracht ſeyn, der mit einer kaum zu übertreffenden Beſcheidenheit in der Vorrede verſichert, daſs der *Berliniſche Briefſteller* faſt jeden neuen Verſuch dieſer Art überflüſſig gemacht zu haben ſcheine.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Salzburg*, b. Duyle: *Joſ. Ant. Lutz*, Lehrers der lat. Schule zu St. Peter in Salzburg, *Tafeln zur Rechtſchreibung für Anfänger*. 1791. 1½ Bog. 8. (2 gr.) „Jünglinge," ſagt die Vorrede, „nicht ein jeder von euch beſitzet eine gleiche „Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften, und eine ſo malende Hand, „daſs er ſich im Schönſchreiben, das *von der guten Einbildungskraft* abhängt (zum Beweiſe davon wird *Heart* angeführt) einen „Ruhm erwirbt: die Rechtſchreibung können jedoch alle lernen. „Ihr ppfloget (pflegtet) bisher, um ein Wort recht zu ſchreiben, „immer in Wörterbüchern nachzuſchlagen. Hier lege ich euch „Tafeln vor, — Ihr werdet erfahren, daſs ſie zur Erleichterung „der Rechtſchreibung viel beytragen. Wenn euch nachmals „Zweifel beyfallen, könnet ihr *ſelbe* ohne Widerrede durch das „Wörterbuch auflöſen." Die hier gelieferten Tabellen ſind unter gewiſſe Regeln geordnet, und enthalten der Beyſpiele eher zu viel als zu wenig. Für Oberdeutſchland ſind ſie unſtreitig von gröſserm Nutzen als für Niederdeutſchland. Dem Niederdeutſchen braucht man z. B. nicht zu ſagen, daſs *Donau*, *ſchäumen* und *waten* zu den Wörtern gehören, in welchen nach langen Selbſtlautern einfache Mitlauter geſetzt werden. Uebrigens ſchreibt der Vf. das meiſte ſo, wie es in Niederdeutſchland gebräuchlich iſt, wenige Wörter, als *Hilfe*, *Dacat*, *Kät*, *Gefährt*, *Gemuld*, ausgenommen. Mit *tödtlich*, *Gleys* und *Staal* möchte er auch nicht einmal bey allen Oberdeutſchen Beyfall finden. Selten ſtoſst man auf Wörter, die man nicht allgemein verſteht, und die alſo für manche, wie bey andern auch wirklich geſchehen iſt, einen erklärenden Zuſatz verdient hätten. Dahin gehört *ſchiften* S. 6. welches aber, wenn i gedehnt ſeyn ſollte, wohl *ſchieften* geſchrieben werden müſste. In N. Deutſchland ſpricht man es geſchärft, wie in *ſtiften*. Auf den letzten drey Seiten ſteht noch ein Regiſter von ungefähr 200 lateiniſchen Wörtern, von deſſen Hinzufügung man ſo wenig als von den darunter geſetzten gar gelehrten Citaten den Grund recht einſehen kann, da man z. B. nicht weiſs, warum *abactor*, *Abimelech*, *abſolvo*, *vulnus*, *vultus* u. a. hier einen Platz erhalten haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Gottfridi Lumper*, Monachi Benedictini, Imper. Monaſterii ad S. Georgium Hercyniae Silvae p. t. Villingae Prioris, *Hiſtoria theologico-critica de Vita, ſcriptis atque doctrina SS. Patrum, aliorumque Scriptorum Eccleſiaſticorum, trium primorum Seculorum* ex virorum doctiſſimorum monumentis collecta. Pars VII. complectens quorundam SS. Patrum, ineuntis Seculi III. vitam, ſcripta et doctrinam. 1790. 540 S. gr. 8. — Pars VIII. 1791. 634 S. ohne den auf 1½ B. abgedruckten *Canon Paſchalis* des Hippolytus. — Pars IX. 1792. 676 S. — Pars X. 1793. 784 S.

Bekanntlich hatte der Vf. bey dieſem Werk zwey Hauptabſichten, theils, angehenden Theologen ſeiner Kirche einen Auszug des Beſten, was in den Schriften der Kirchenväter enthalten iſt, mitzutheilen, damit ſie vornemlich die Uebereinſtimmung derſelben mit dem Lehrbegriffe ihrer Kirche überzeugend einſehen möchten; theils eben dieſe Uebereinſtimmung gegen die Proteſtanten zu behaupten, welche vielmehr ihre Lehrſätze in jenen alten Vätern zu finden glauben. Er könnte aber leicht beide Abſichten verfehlen. Die erſtere wegen der ungeheuern Ausdehnung des noch lange nicht zu ſeiner Hälfte gediehenen Werks, aus dem junge Candidaten ſich unmöglich einen bündigen Begriff von der ſogenannten patriſtiſchen Theologie machen können; die zweyte aber, weil den Proteſtanten die zu eifrige und gezwungene Art, auf welche er alle Patres in römiſchkatholiſche Theologen verwandelt, unmöglich entgehen kann. Unterdeſſen dürfte doch ſein Werk zum gelehrtern und genauern, wenn gleich nicht zum freyern und gemeinnützlichen, Studium der Kirchenväter unter ſeinen Glaubensgenoſſen vieles beytragen. Es iſt mit überaus groſsem Fleiſs, mit vollſtändiger Benutzung alles deſſen, was bis auf die neueſten Zeiten über jene alten Lehrer geſchrieben worden iſt, abgefaſst; auch die Schriften der Proteſtanten ſind dabey nicht vergeſſen worden. Nachdem Hr. L. in den *erſten ſechs Bänden* die Kirchenlehrer *der beiden erſten Jahrhunderte*, und im *ſechſten* beſonders *Tertullians* Schriften und Meynungen durchgegangen hat: kömmt er mit dem *ſiebenten* ins *dritte Jahrhundert*. Hier gibt er zuerſt von *Apollonius*, einem Gegner der *Montaniſten*, von *Alexander*, Biſch. zu Jeruſalem, und von dem röm. Presbyter *Cajus* Nachricht. Ob dem letztern das bekannte Fragment vom bibliſchen Canon zugehöre? läſst er unentſchieden. Was aber deſſen nachtheiliges Urtheil von der Offenbarung *Johannis* betrifft: ſo glaubt er, daſs derſelbe eine von den Montaniſten verfälſchte Offenbarung Johannis gemeynt habe; welches *C. F. Schmidt* (in Hiſt. ant. Can.) bewieſen haben ſoll. Die *Recognitiones Clementis* hält er zwar für apokryphiſch; aber doch für ſehr alt, und ihren Verfaſſer für einen Rechtgläubigen, der mehr Philologe, als Theologe geweſen ſey. Ferner vom *Julius Africanus*, deſſen Einwendungen wider die Wahrheit der Geſchichte der *Suſanna*. *Origenes* hinlänglich widerlegt haben ſoll. In der weitläuftigen Abhandlung vom *Minutius Felix* (S. 99 — 252.) wird nicht allein ein Auszug aus deſſen Lehrbegriff gemacht, ſondern auch heftig genug gegen *Dallaus* polemiſirt, der, wie jeder andere unbefangene Leſer des *Minutius*, bey demſelben das deutliche Geſtändniſs fand, daſs die Chriſten ſeiner Zeit weder eigentliche Tempel, noch weniger Altäre und Bilder zur gottesdienſtlichen Verehrung gehabt haben; es wird auch noch eine lange Abh. über die drey Verbrechen beygefügt, welche der Heide beym *Minutius* den Chriſten vorwarf. Daſs *Ammonius Saccas* aus einem Chriſten ein Heide geworden ſey, und eine dem Chriſtenthum ſchädliche Secte geſtiftet habe, erklärt der Vf. für Verläumdungen des *Porphyrius* und neuerer Schriftſteller, und ſucht zu beweiſen, daſs ihm die Harmonie der Evangeliſten, welche noch lateiniſch unter ſeinem Namen übrig iſt, zugehöre. Nach den *Clementinis* wird von den *Conſtitutt. und Canonib. Apoſt.* ausführlich gehandelt. (S. 309 — 399.) Von den letztern glaubt er, daſs ſie wenigſtens gegen den Anfang des 4ten Jahrhunderts aus mehreren Kirchengeſetzen des 2ten und 3ten zuſammengeſetzt worden ſind. Vom *Aſtorius Urbanus*. Unerwartet erſcheint auch hier *Ariſtias*, und der Vf. bemüht ſich, die Aechtheit der ſeinen Namen führenden, Geſchichte der ſiebzig Dollmetſcher ins Licht zu ſetzen. Einige berühmte Märtyrer beiderley Geſchlechts, und die Erzählung von der blitzenden Legion, macht den Beſchluſs dieſes Theils. In Abſicht auf die letztere geht der Vf. die Mittelſtraſse des ältern *Walch*.

Der *achte Band* beſchäftigt ſich nicht nur auf den erſten 191 S. mit dem heil. *Hippolytus* und deſſen Schriften, ſondern es iſt auch noch ein beſonderer Anhang (p. 347 — 634.) hinzugekommen: *Conſtantini Ruggerii de Portuenſi S. Hippolyti Epiſc. et Mart. ſede, Diſſertatio poſthuma*, Romae 1771. Aus der Aufſchrift dieſer Abh. erhellt ſchon, welche Meynung von dem biſchöflichen Sitze des *Hippolytus* darin mit der mühſamſten Gelehrſamkeit verfochten worden iſt. Hr. *L.* aber hat (S. 7.) dieſen Sitz ungewiſs genannt, und hinzugeſetzt, H. könnte auch wohl, wie *Cajus*, ein *Episcopus gentium* geweſen ſeyn. Nach einer kleinen Abh. *de*

ano

Digitized by Google

anonymo auctore chronici ſub Alexandro Severo ſcripti, nehmen die *Concilien* und *die römiſchen Biſchofe des 1ten und 2ten Jahrh.* den übrigen Raum dieſes Bandes ein. Eigentlich gehörten ſie wohl in dieſes Werk nicht; indeſſen ſieht man leicht, warum ſie den patriſtiſchen Quellen des röm. kathol. Glaubens an die Seite geſetzt worden ſind. Der Vf. iſt verſichert (S. 204. not. f) daſs beſonders die Ausſprüche der allgemeinen Concilien eben ſo ſehr Vorſchriften Gottes, als der Menſchen ſind; nimmt die alte Vorſtellung in Schutz, daſs die Apoſtel das erſte Concilium wegen der Antiochiſchen Streitigkeit zu Jeruſalem gehalten haben u. dgl. m. Daſs ferner *Petrus* als *der erſte römiſche Biſchof,* und der es fünf und zwanzig Jahre nach einander geweſen ſey, hier prangen werde, verſteht ſich von ſelbſt. So gründlich auch längſt die gelehrteſten Männer ſeiner eignen Kirche bewieſen haben, daſs dieſes fünf und zwanzigjährige Biſthum nicht ſtatt finden können; ſo beruhigt ſich doch der Vf. bey den veralteten Gründen für daſſelbe. Wir übergehen, was der Vf. über die ſo ungewiſſe erſte Folge der röm. Biſchöfe beybringt, und gedenken nur ſeiner Abhandlung über die *Pſeudoiſidoriſchen Decretalen.* (S. 314 u. f.) Er ſammelt aus *Couſtant* und *Ittig* die Gründe wider ihre Aechtheit; bemerkt, daſs *Spittlers* Vermuthung, als wenn *Benedictus Levita* dieſelben geſchmiedet habe, von *Dürren* zu Maynz mit vielen Gründen beſtritten worden ſey, der vielmehr gezeigt habe, daſs *Riculf* Erzbiſchof von Maynz, durch dieſelbe von einem Unbekannten betrogen worden ſey, und daſs erſt, nach dem Auftrage von deſſen Nachfolger, *Benedict* ſie, ohne etwas Arges zu denken, genützt habe; endlich geſteht er auch den ſchädlichen Inhalt derſelben. Man könnte aber wohl behaupten, daſs die Fabel von *Peters* Pontificat noch mehr Schaden gethan habe, als der Sünder *Iſidor.*

Im Ganzen ***neunten Bande*** iſt es bloſs ***Origenes,*** deſſen Leben, Schriften und Lehrbegriff beſchrieben werden: und noch im *zehnten Bande* ſind ihm über 400 Seiten gewidmet. Die Frage über *Origenes* Seeligkeit (S. 48—50.) konnte ganz wegbleiben; *Huetius,* den der Vf. ſelbſt anführt, nennt ſie mit Recht unnütz. Damit man die Menge von den bibliſchen Arbeiten des groſsen Mannes, und wie viel, auch in welcher Sprache es noch übrig ſey, bequem überſchauen könne, iſt die vom ***Du Pin*** darüber gefertigte Tabelle (S. 60 ff.) eingerückt worden. Von den Hexaplis, Tetraplis etc. iſt (S. 81 ff.) auch eine Probe gegeben; aber ſehr durch Druckfehler entſtellt. Fleiſsig ſind zwar die Auszüge aus O. Schriften gemacht; aber fruchtbarer und kritiſcher hätten noch manche derſelben werden können. Vorzüglich viele Mühe hat der Vf. auf den Abriſs von ſeinen dogmatiſchen und moraliſchen Lehrſätzen gewandt; doch mit der ihm ſtets vor den Augen ſchwebenden Abſicht, dieſen an Hypotheſen ſo reichen Kopf, den die katholiſche Kirche ſogar als Ketzer verurtheilt hat, möglichſt oft als Zeugen für den röm. kathol. Glauben aufzuſtellen, und alles zur Rettung ſeiner Rechtgläubigkeit hervorzuſuchen. Wir geſtehen, daſs er dieſes letztere hin und wieder nicht unglücklich verſucht hat; obgleich auch mancherley Wendungen dazu nöthig waren; wie bey ſeiner Subordinationslehre in der Dreyeinigkeit S. 394 ff. Seine römiſche Orthodoxie aber auſser Streit zu ſetzen, koſtet noch weit mehr Mühe. Man ſehe unter andern, wie er, der nicht einmal ein eigentliches Höllenfeuer annimmt, zum Lehrer des Fegfeuers gemacht wird. (P. IX. S. 595 ff.) Dazu kommen noch im *zehnten Bande:* Bemerkungen über die Sitten, den Gottesdienſt und die Kirchenzucht der Chriſten. aus O. Schriften; eine Vorſtellung ſeiner Hermenevtik, wegen welcher er am meiſten getadelt wird; *Erneſti Diſſ. de Origene, interpretationis librorum ſacrorum grammaticae auctore;* (S. 135 – 178.) *Joh. Phil. Friedr. Dettners*, Rect. der Friedrichsſchule zu Frankf. a. d. O., *Commentatt. hiſtorico - criticae de Theologia Origenis*, 1783. (S. 179 – 221.) *Brückers* Abriſs von *Origenis* philoſophiſch - theologiſchem Syſtem, aus deſſen *Hiſt. crit. Philoſ.* (S. 222 – 253.) *Mosheims* Anmerkungen über ebendenſelben, aus ſeinen *Commentar. de reb. Chriſtianor. ante Conſtant. M.* (S. 254 – 366.); auch Urtheile der Alten und Neuern vom *Origenes*, nebſt den Ausgaben ſeiner Schriften. Endlich hat der Vf. noch einige, groſsentheils nützliche, Ergänzungen der vorhergehenden Theile ſeines Werks abdrucken laſſen, wie *Mamachi*, Rettung der Briefe des h. *Ignatius* wider *Oudin; Seilers Chriſtologia Juſtini Mart.*, eine Vertheidigung der Aechtheit des bekannten Schreibens der Gemeinen zu Lyon und Vienne; *Walchs* Rettung der Authenticität des Werks von *Irenaus* wider *Semlern; Maffei* und *Leonis* Schreiben wider die Aechtheit der von *Pfaffen* herausgegebenen Fragmente des *Irenäus;* und Hn. G. K. R. *Grieſsbachs* Abhandl. über dieſes Biſchofs berühmte Stelle, *de potentiore Eccleſ. Rom. principalitate.* Der Herausg. macht ſich noch zuletzt die Freude, aus dieſer Abhandlung ſelbſt die Folge zu ziehen, daſs alſo die römiſche Kirche immer noch diejenige ſey, gegen welche alle Gemeinen ihre Traditionen halten muſsten, um zu erfahren, ob ſie auch wirklich apoſtoliſch wären, weil doch keine andere apoſtoliſche Gemeine mehr vorhanden ſey. Wir können nicht einſehen, mit welchem Recht die *römiſche* Kirche ſich die apoſtoliſche Rechtgläubigkeit zuſchreibe, welche die *katholiſche* zur Zeit des *Irenaus* hatte; und begreifen eben ſo wenig, was diejenigen Gemeinen, welche neben den bibliſchen Lehren keine Traditionen verlangen, nöthigen ſollte, ſie von Rom zu holen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeiſen: *Archiv für die theoretiſche und practiſche Rechtsgelehrſamkeit* Herausgegeben von *Theodor Hagemann* und *Chriſtian Auguſt Günther.* Sechſter und letzter Theil. 1792. 303 S. 8.

Folgende Abhandlungen füllen dieſen Theil: I) *Ueber die Fähigkeit der Minderjährigen, ſich verbindlich zu machen. Von P.* Der Vf. tritt *Hubers* Lehre in Prael. ad Inſt. Lib. III. tit. 20. n. 5. bey, nach welcher die von einem Minderjährigen ohne Zuziehung und Einwilligung

Digitized by Google

gung ſeines Pflegers übernommene Verbindlichkeit nicht ganz von ſelbſt (ipſo jure) null und nichtig ſeyn, ſondern an und für ſich beſtehen, und nur dem Jünglinge, im Fall einer Verletzung, die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand zu ſtatten kommen ſoll. Die von *Weber* in der Schrift von der natürlichen Verbindlichkeit Abſchn. II. §. 72. 73. für die gegentheilige Lehre angeführten Gründe werden aufgezählt, und befriedigend wiederlegt. II) *Ueber die Entbehrlichkeit und Abſchaffung der Geſchlechtscuratel in Deutſchland überhaupt.* Von Herrn Regierungsrath *Semler.* Der Vf. bemüht ſich hier in der ihm eigenen, ſchon ſo oft getadelten, unerträglich gekünſtelten, verworrenen und unverſtändlichen Schreibart zu beweiſen, daſs nach richtigen Geſetzgebungs-Grundſätzen die Geſchlechtscuratel ganz abzuſchaffen ſey, weil der Grund derſelben, die vermeyntliche Geiſtesſchwäche und Unfähigkeit des weiblichen Geſchlechts zur eigenen Beſorgung der bürgerlichen Angelegenheiten auf bloſsem Vorurtheil beruhe; darneben die Unbeſtimmtheit der deutſchen Geſetzgebungen über dieſen Gegenſtand eine fruchtbare Mutter unzähliger Proceſſe werde, und endlich die ganze Anſtalt den beabſichtigten Vortheil des weiblichen Geſchlechts doch nicht bewirke, ſondern mehr guten Schein, als wirklichen Vortheil mit ſich führe. — Im Ganzen tritt Rec. des Vf. Meynung bey, iſt aber überzeugt, daſs Vorſchläge der Art, wenn ſie anders Eingang finden ſollen, in ein viel gefälligeres Gewand gekleidet werden müſſen, als Hr. *S.* den ſeinigen anzuziehen vermag. III) *Ueber die Frage: ob und in wie ferne dasjenige Gut, welches jemand noch bey ſeinem Leben ſeinem nächſten Inteſtaterben geſchenkt hat, für Lübſches Erbgut zu halten ſey?* Von K. Erbgut iſt bekanntlich dem Verbot der Veräuſserung unterworfen, mithin iſt die aufgeworfene Frage allerdings praktiſch wichtig. Der Vf. unterſcheidet, ob die Schenkung von ſolchen Gütern geſchieht, die zur Zeit der Schenkung und in den Händen des Donators ſchon wirkliches Erbgut ſind, oder im Gegentheil bloſs von wohlerworbenem Gute, worüber man auch nach Lübſchem Rechte frey und ungehindert disponiren kann. Der erſte Fall hat keine Schwierigkeit, denn hier ergiebt ſich von ſelbſt, daſs die Donation an und für ſich ſelbſt nur immer eine ſowohl in Rückſicht auf die Qualität des Guts, als auf die Rechte und Verbindlichkeiten der intereſſirten Perſonen, ganz und gar unwirkſame Handlung iſt, und ohngeachtet derſelben das geſchenkte Gut auch in den Händen des Donatarii bleiben muſs, was es ſchon vorhin bey dem Donator war. Im zweyten Fall aber ſind wieder zwey Fragen zu unterſcheiden: 1) Iſt das geſchenkte wohlerworbene Gut in den Händen des Donatarii und nächſten Inteſtaterben wirklich Lübſches Erbgut? 2) wenn dieſs aber auch nicht der Fall iſt, muſs es gleichwohl nicht nach dem Sinne der Lübſchen Legislation in Abſicht der Veräuſserlichkeit dem wirklichen Erbgute gleich geſchätzt werden? Das erſte iſt ſchlechthin zu verneinen, weil zur Qualität des Erbguts weſentlich erfordert wird, daſs es dem Beſitzer durch die Erbfolge, und alſo mittelſt eines univerſellen Titels zu Theil geworden iſt; aber auch das zweyte muſs verneint werden, weil das Lübſche Recht die Unveräuſserlichkeit bloſs an die Qualität des eigentlichen Erbgutes knüpft — das alles iſt hier ſehr überzeugend, und mit bündiger Widerlegung der für die gegentheilige Behauptung vorgebrachten Gründe, ausgeführt. — IV) *Iſt das Vermögen, welches jemand, der ſchon ohne Teſtament der nächſte Erbe nach Erbgangsrecht geweſen ſeyn würde, als Teſtamentserbe erhält, nach dem Sinne des Lübſchen Rechts für Erbgut zu halten?* Von K. Auch hier iſt wieder vorauszuſetzen, daſs jemand über ſein wohlerworbenes Gut ein Teſtament errichtet, und ſeinen nächſten Inteſtaterben zum Teſtamentserben ernennt. Dieſs nun vorausgeſetzt, iſt die aufgeworfene Frage allerdings zu verneinen, da es nach Lübſchem Recht eine weſentliche Eigenſchaft des Erbguts ausmacht, daſs es dem Beſitzer durch die Inteſtaterbfolge zu Theil geworden iſt. — Dieſe Abhandlung ſteht in keiner Rückſicht der vorhergehenden nach. — V) *Gedanken über die Miſslichkeit der Würderung, als eines Mittels, den wahren Werth zu erforſchen, beſonders bey Pachtübergaben. Von L. J. N.* — i. Nach einer ſehr weitläuftigen und nicht ſelten ſehr übertriebenen Schilderung der mit ſolchen Würderungen häufig verbundenen Miſsbräuche, macht der Vf. den Vorſchlag, daſs in jeder Provinz, und im Fall ſie groſs iſt, in jedem Diſtricte derſelben zwey bis ſechs unbeſcholtene, rechtſchaffene Männer, die entweder ſelbſt die Wirthſchaft betrieben, oder ſelbige gründlich erlernt, und hiernächſt wirthſchaftliche Angelegenheiten unter Händen gehabt, als Würderer bey Pachtübergaben in der Art, daſs ſie von keinem der Intereſſenten beſonders honorirt, noch mit einem von ihnen in beſonderer Verbindung bisher geſtanden, oder zu ſtehen Ausſichten haben, angeſtellt, und ſonach der Bauer als Würderer abgeſchafft würde. — — Soll man nicht hier ausrufen: *parturiunt montes* etc.? VI) *Etwas zur Berichtigung und Erweiterung des im gemeinen Rechtsſyſtem angenommenen Begriffs und Anwendungsumfangs eines poſitiven Geſetzes ſowohl überhaupt, als beſonders in Rückſicht auf eine eben dieſen Gegenſtand betreffende Stelle in Schloſsers Briefen über die Geſetzgebung etc.* S. 106. f. Von Hn. Regierungsrath *Semler.* Ein verſchobenes, unverſtändliches Schreibewerk! Wie doch Hr. *S.* deſſen vorzüglichſte Gaben helle Begriffe, und lichte Darſtellung offenbar nicht ſind, ſich an Gegenſtände der Art wagen mag! Folgender Begriff des Civilgeſetzes ſcheint ihm der richtigſte. Es iſt daſſelbe jeder an und für ſich verbindlich erklärte Wille des Monarchen im Staate, welcher die nach den individuellen Verhältniſſen, Eigenheiten und Bedürfniſſen des Letzteren erforderliche Beſtimmung deſſen enthält, was für die Zukunft in jedem vorkommenden Falle unter einer dabey ausdrücklich angenommenen Hypotheſe recht oder unrecht ſeyn ſoll. — Die Nothwendigkeit, fährt er fort, das Civilgeſetz im Staate aus einer Inſufficienz des Naturrechts ableiten zu wollen, bleibt eine nicht wohl mit dem dieſem Rechte allgemein zugeeigneten Attribute der objectiven Allgemein-

Digitized by Google

meinheit vereinbare Behauptung. Beſſer ſcheint ſie wohl immer im Allgemeinen daher abgeleitet werden zu können, weil nicht alle Staatsbürger die Verſtandsfähigkeit und Willensgeneigtheit haben, die in jedem hypothetiſchen Fall eintretende Vorſchrift des Staats auf die dem gemeinen Beſten und erlaubten Vortheile ihrer Mitbürger am dienlichſte Art und Weiſe ſo wohl vermöge eines richtigen Schluſſes abzuleiten und ausfindig zu machen, als praktiſch zu befolgen, und zur Richtſchnur ihrer Handlungen der Art, die im Staate nicht indifferent geblieben, zu machen. — An dieſer Probe wird es unſern Leſern genügen. — — VII) *Erfodert das Lübſche Recht zu der Befugniſs, veräuſserte Erbgüter zu reclamiren, weſentlich und nothwendig, daſs der Beyſprechende ein Blutsfreund deſſen ſeyn muſs, von dem jene Güter herſtammen, und von welchem ſie auf den letzten Beſitzer, der ſie veräuſserte, kamen?* Von K. Der Vf. hält die verneinende Meynung für die richtigere, und führt das mit vielem Scharfſinne und Gelehrſamkeit aus. VIII) *Ueber den Gebrauch öffentlicher juriſtiſcher Bibliotheken, wie auch über die künftige zweckmäſsigere Umarbeitung der Lipeniſchen juriſtiſchen Bibliothek.* Von Hn. Rath *Hellbach.* Zur vollkommenen Benutzung einer öffentlichen Bibliothek gehört überhaupt 1) daſs ſolche wohl beſetzt ſey; 2) eine bequeme Einrichtung, und ordentliche Aufſtellung habe; 3) daſs ſie täglich wenigſtens einige Stunden offen ſtehe; 4) daſs die Werke jedem gegen billige Bedingungen einige Tage nach Hauſe zu nehmen erlaubt ſey; 5) daſs die Bibliothekars nicht ungefällig ſind; 6) die Mitanſtellung eines Rechtsgelehrten dabey als Bibliothekars, indem bey genauer Unterſuchung der juriſtiſche Antheil dem Staate den mehreſten Nutzen gewähren dürfte; 7) ein vollſtändiger alphabetiſcher Katalog. — In Anſehung der Lipeniſchen Bibliothek äuſsert der Vf. den Wunſch, daſs nun das Ganze in ein Werk zuſammen gezogen, und in dieſem ſtatt der alphabetiſchen Sachordnung, alphabetiſche Ordnung der Schriftſteller gewählt werden möge (?) IX) *Einige Beyträge zu der Lehre von der Gütergemeinſchaft unter Eheleuten, nach ſtatutariſchen Rechten.* Von Hn. D. *Münter* in *Zelle.* Hier wird kurz gehandelt von der Gütergemeinſchaft unter Eheleuten in Zelle; von der ehelichen Gütergemeinſchaft nach Lüneburgiſchem und Ueltziſchem Stadtrechte; von der Abtheilung der Kinder im Lüneburg-Zelliſchen. X) *Von Vermächtniſſen nach Lüneburgiſchem und Zelliſchem Stadtrechte.* *Von Ebendemſelben.* XI) *Rechtliches Gutachten über die Frage: Ob eine Wittwe, welche zu Stargard, in Hinterpommern, nach Lübſchem Recht in gänzlicher Gütergemeinſchaft mit ihrem unmündigen Kinde verblieben, auch daher von der während derſelben dem Kinde von ſeiner Aeltermutter väterlicher Seits zugefallenen Erbſchaft die Hälfte begehren, oder ob das Kind dieſe ganze Erbſchaft allein fodern könne?* Vom Hn. Geh. Legationsrath und Reſidenten D. *Oelrichs* in Berlin. Der verwitweten Mutter, entſcheidet der Vf. aus bekannten Gründen, kommt von der in Frage ſtehenden Erbſchaft weder ein Theil, noch die Nutznieſsung davon zu, ſondern dieſe Erbſchaft gehört gänzlich ihrem unmündigen Kinde *pleno jure.* — Nun wäre alſo dieſes Archiv geſchloſſen, welches das Publicum nicht ſehr Urſache zu bedauern hat, da die Hn. Herausgeber in der Wahl der Aufſätze nicht ſorgfältig genug waren.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Königsberg u. Leipzig,* in der Hartungſchen Buchh.: *Winke für Aeltern Erzieher Jünglinge die Selbſtbefleckung betreffend,* von *J. G. Bötticher* zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1791. 8. (5 gr.) Ueber dieſen Gegenſtand iſt zeither, Rec. Meynung nach, bey weiten mehr geſchrieben, als der Sache angemeſſen war. Aerzte und Erzieher boten gemeinſchaftlich ihre Rednerkünſte auf, die ſchrecklichen Folgen eines Laſters, das ſie in der jetzigen Welt allgemeiner als ehemals glaubten, recht lebhaft zu ſchildern, und ein Heer von Mitteln, worunter wir nun ſchon ſo manche als unwirkſam, ja ſelbſt höchſt nachtheilig kennen gelernt haben, zu erfinden. Sie bewirkten dadurch ſehr oft den entgegengeſetzten Zweck, machten das Laſter ſelbſt allgemeiner, und die Folgen davon noch ſchrecklicher; ſie ſtürzten durch ihre übertriebenen Warnungen den Jüngling in die unglücklichſte Quaal von unwiderſtehlichen Begehren und Furcht der ſchrecklichen Folgen. Rec. kann hier ſeine Beobachtung als Arzt nicht verhehlen, daſs er die ſchrecklichſten Folgen, unüberwindliche Kleinmüthigkeit, Beängſtigung und Nervenbeſchwerden jeder Art vorzüglich bey ſolchen Kranken ſah, die ſich durch Leſung jener Bücher hatten belehren oder heilen wollen. Mit dieſen Ideen nahm er auch dieſe Schrift des Hr. B. zur Hand, freute ſich aber herzlich, als er hier etwas weit beſſeres fand als er erwartet hatte. Ohne Prunk von unrecht verſtandenen mediciniſchen Kenntniſſen gibt hier ein erfahrner Erzieher vortrefliche Lehren, wie dem würklichen Uebel vorzubauen oder abzuhelfen ſey. Dieſelben gründen ſich alle auf die ſehr einfachen, aber wahren, Hauptregeln der ſtrengſten Schaamhaftigkeit von Jugend auf, eines einfachen ernſten Unterrichts über den Bau des menſchlichen Körpers ohne den mindeſten Verdacht eines zurückgehaltenen den Kindern zu verhehlenden Geheimniſſes und ſtrenger Thätigkeit des Körpers und der Seele. Auch diejenigen, die an dem Uebel kränkeln, ſind nur durch genaue Befolgung dieſer Regeln unter Anleitung eines gewiſſenhaften thätigen Lehrers zu heilen, gewiſs nicht durch die in Menge erfundene Maſchinen oder Arzneymittel, oder Vorſtellungen der ſchrecklichſten Folgen u. ſ. w. die nach der Ueberzeugung des Rec. alle beyweiten mehr Schaden als Nutzen geſtiftet haben. Ungern fand er daher auch in dieſem Buche noch ein freylich unſchädlicheres Band abgebildet wovon der Erfinder dann auch nur im höchſten Nothfall und unter ſehr vorſichtig beſtimmten Umſtänden Gebrauch zu machen anräth. Mit Ueberzeugung empfiehlt daher Rec. dieſes Buch allen, denen die Sorge für junge Leute Pflicht iſt, zur aufmerkſamſten Durchſicht als das beſte, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. April 1795.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Hayn: *Kleines Gebet-Büchlein zur Uebung der groſsen Betkunſt für diejenigen, welche Kinder Gottes werden wollen.* 208 S. 8. (1794 im Julius herausgegeben.)

In allen Jahrhunderten, Kirchen und Secten ſind Gebetbücher geſchrieben, die den Geiſt ihres Zeitalters und ihrer Parthey athmen. In den letzten Jahrzehenden ſind manche gedruckt, deren Inhalt und Schreibart mehr ſpeculative Kälte oder einen gezierten declamirenden Ton, als Herzensſprache und chriſtliche Andacht verrathen. Dieſe beiden Fehler kann man der gegenwärtigen Sammlung nicht zur Laſt legen, aber ſie verdient in anderer Abſicht eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung. Der Vf. nennt ſich unter der Vorrede *C. W. Brumbey*, iſt Prediger auf der Friedrichsſtadt in Berlin, und derſelbe, der unberufen die Anklage beym Conſiſtorium gegen den ehemaligen Prediger Schulz in Gielsdorf machte, und nach der Zeit durch ſeine häuslichen Conventikeln einiges Aufſehen und eine Conſiſtorialunterſuchung gegen ſich erregte. Von dieſem Gebetbuch ſagt er S. 16. der Vorrede: „es ſey keine Zierde gelehrter Bibliotheken, ſondern nur ein Blättchen in der Hand der Unmündigen und Kinder, derer, die rechte Kinder werden wollen, des rechten Vaters." Dieſer beſtimmte Zweck würde ſeinen Werth mehr erhöhen, als verringern, wenn der Inhalt ihm entſpräche. So aber ſchickt es ſich für Unmündige und Kinder gar nicht, ſondern allenfalls für äuſserſt laſterhaft geweſene, die zum erſten Gewiſſensgefühl zu kommen anfangen, bey denen zuweilen, nach ihrer individuellen Gemüthsart und Vorſtellung von Gott, manche ſolcher Gebete ſtatt finden, und eine heilſame Erſchütterung machen können, wie Aerzte in nervengelähmten Kranken, oder wenn verunreinigte Säfte ſtocken, durch künſtliche Fieber eine Revolution befördern: aber auch ſolche führen dieſe Gebete durch einen unchriſtlichen Umweg nicht zu dem Gott der Chriſten, ſondern der Juden, vor den Zeiten des Jeſaias, nicht zur Herzensbeſſerung, wie das Evangelium ſie anweiſet, ſondern zu unaufhörlichen angſtvollen Buſsübungen und zweifelnden wimmernden Gebeten, daſs Gott nur nicht verdamme; und die Vorſtellungen von Gott und Chriſto, die durchweg herrſchen, ſind der Lehre Jeſu durchaus zuwider, ſo wie die Sprache durchgehends emblematiſch, typiſch, und bey aller Popularität des Stils dadurch dunkel iſt, und zu keiner reinen deutlichen Religionserkenntniſs führt. S. 11. der Vorrede ſagt der Vf. vom *Vater unſer*: „es hält am ſchwerſten, es ſo weit zu bringen, daſs man es beten *darf*, und wirklich im Geiſt und Wahrheit beten *kann*. Es iſt der Kern und Stern aller Gebete. Es iſt die Bundeslade in dem Heiligthum Chriſti, worauf die Herrlichkeit des Herrn ruht. Es iſt die Sonne weit über den Wolkenhimmel. Ja wenn man ſie ſchon ſieht, und ihre wohlthätig erleuchtenden und erwärmenden Strahlen fühlt, ſo ſieht man in eben dieſem Lichte, wie tief man darunter auf Erden noch ſteht, und wie hoch ſie über unſerm Scheitel iſt" u. ſ. w. Dieſe Gebete, deren 100 an der Zahl, kürzere und längere ſind, beſtimmt er aber nicht etwa für ſolche aus dem Laſtertaumel nüchtern werdende Sünder allein, ſondern er ſagt S. 33.: *Unaufhörliche Sündergebete der Gläubigen, der Heiligen, der Kinder Gottes*, womit ſie, die ſolche Gebete allein thun können, und die Gott nur von ihnen allein erhält, ſich vor ihrem Vater und königlichen Herrſcher beugen und demüthigen *Tag und Nacht*, ſolche ſind an ſich *unentbehrlich* aus den wichtigſten Gründen." Man muſs erſtaunen, wenn man mit dieſer Erklärung manche dieſer Gebete, z. B. Num. 3. 12. 32. vergleicht. Ferner S. 35. „Nun bleibt es bey der einmaligen Ordnung, daſs der Herr nicht gekommen iſt zu den Gerechten, die der Buſse nicht bedürfen, ſondern daſs er überall nur die Sünder annimmt." (So kam Jeſus alſo nicht zu Nathanael? nicht zu Johannes dem Täufer und dem Apoſtel? nicht zu Maria ſeiner Mutter? Sagt er nicht ausdrücklich, er ſey zu den Gerechten nicht gekommen, *um ſie zur Buſse zu rufen*? Luc. 15, 7., *weil ſie der Buſse nicht bedürfen* v. 31. Vergl. Marc. 10, 20. 21. Cap. 12, 32 — 34.) „Werde in der Bekehrung, *ſey und bleibe der Buſse nach ein Sünder, werde es je mehr und mehr*, bleibe als ein ſolcher vor Gott ſtehen, weil dies der *recht gegründete Gnadenſtand* iſt zur Erhöhung und zum wirklichen Seligwerden." (Wo hat Jeſus, Paulus, Johannes, Petrus, Jakobus das je gelehrt?) S. 36. „Heil dem, der täglich Buſse übt als ein wahrer Chriſt, und ihrer *immerdar* bis in den letzten Augenblick ſeines Lebens *bedarf*." Hätte der Vf. doch beſtimmt erklärt, in welchem Sinn er das Wort *Buſse* verſtehe. Meynt er die *μετανοια* im bibliſchen Sinn, als ſtete innere Wahrnehmung ſeiner ſelbſt, als Beſſerung, Reinigung des Herzens; ſo wüſsten die geringen unaufgeklärten Leſer, für die er ſchrieb, doch was er meynte: dazu paſſen aber die wenigſten unter den 100 Gebeten, darin ſtetes Abbitten, Winſeln, Selbſtanklagen, Furcht vor Zorn und Strafe bis ans Lebensende der ganze Inhalt iſt. So in N. II. „ich kann ohne dich nichts, als ſündigen," mit Anführung Joh. 15, 11. N. VIII. „Dein Leiden und Sterben, o, du, Lamm Gottes! kann den gerechten *Eifer*, der ſich über alles gottloſe

Weſen

Digitized by Google

Weſen offenbaren muſs, *ſtillen*" (iſt das bibliſch? in manchen alten Liedern ſteht das wohl; aber iſts bibliſch?) N. IX. „Satan verklagt mich hart und ſchwer, und ſetzt mir mächtig und gewaltig zu, du aller Herr! gebiete ihm Stillſchweigen." (Sollte ein chriſtlicher Prediger dergleichen manichäiſche Ideen aus dem dramatiſchen Buche Hiob und aus der dramatiſchen Offenb. Joh. beym gemeinen Volk unterhalten?) Die Gebete N. XII – XIV. XVIII – XLIII. um Selbſterkenntniſs und innere Heiligung ſind die beſten, ſind von ziemlich richtigem und erbaulichem Inhalte, bey dem der Vf. hätte bleiben ſollen: aber doch dazwiſchen wieder manches ohne Sinn, und von da an in den Gebeten um Begnadigung wirklich viel unchriſtlicher baarer Unſinn. N. 13. „Wären meine Sünden nur auf Erden geſchehen, ſo träfe ſie nur ein weltliches Gericht, dem ich vielleicht entkommen könnte, aber *ſie ſind im Himmel geſchehen.*" (Was hat der Vf. dabey gedacht? Wenn der verlorne Sohn Luc. 15. ſagt: ich habe geſündigt im Himmel und vor dir; ſo ſollte er doch wohl ſo viel Griechiſch wiſſen, daſs *εις τον ουρανον* heiſst: gegen Gott, durch Uebertretung der Gebote Gottes.) Die Ausdrücke N. XVI: Iſt für mich ein Aſyl, eine Freyſtatt in deinen Wunden zu finden, ſo laſs mich aus Erbarmung ein." N. XVIII. „Barmherziger Samariter!... haſt du noch Balſam der Gnade, ſo bitte ich dich, verachte mich jetzt nicht wieder, wie ich dich ſonſt ... begegne mir jetzt nicht, wie ich dir ſonſt gethan habe . . blicke meinen Schaden an, und geuſs drein Oel und Wein." XXXII. „Löſe mich aus den Banden der Sünde. *Erſiehe dir deine Zeit dazu;*" ſind durchaus nicht bibliſch. Will Gott denn das nicht zu jeder Stunde thun, in welcher der Menſch es ernſtlich will? Läſst Gott irgend einen Menſchen, der ſich beſſern will, noch eine Zeitlang wider ſeinen Willen in Sünden beharren? Iſt nach einem göttlichen Rathſchluſs eine beſtimmte entfernte Zeit in gemiſsbilligter und doch fortwährender Knechtſchaft der Sünde abzuwarten? Wie kann ein orthodox ſeyn wollender lutheriſcher Prediger ſolche Vorſtellungen von Gott unter dem Volk in Gang bringen wollen? N. LXI. „Du haſt mir offenbaret, daſs es in keinem Dinge, am wenigſten in der Sache des Heils, an meinem Laufen und Rennen und Wirken liegt, ſondern allein auf dein Erbarmen ankommt" (Welche Miſsdeutung von Röm. 9, 16?) S. 79. „Es ſoll nicht wieder zerriſſen werden, dein heiliges Taufbündniſs, dreyeiniger Gott, Vater, Sohn und h. Geiſt! wenn du es nur im Namen Jeſu Chriſti und in ſeinem Blute wieder knüpfen wollteſt," (iſt denn nach des Vf. Syſtem noch auſser dem dreyeinigen Gott Jeſus eine vom Sohn verſchiedene Perſon, daſs auch der Sohn etwas im Namen J. C. thun kann?) XLVI. „Herr! wie dein Wort, ſo iſt auch dein Blut, und du biſt alles an und in dir lauter Geiſt und Leben." (Dagegen ſagt Jeſus Joh. 6, 63. das Fleiſch [eſſen] iſt keinem nütze [hilft nicht zur Seligkeit] die Worte . . . . ſind Geiſt und Leben.) „Jeder Tropfen dieſes theuern Blutes gibt Machthülfe, enthält ewige Seligkeit," (wäre das, gewiſs hätte Jeſus, ſelbſt nach dieſer dogmatiſchen Theorie, nichts Ueberflüſſiges gethan, ſondern *nur einen Tropfen* Blut vergoſſen.) „laſs ſie mich koſten, ſchmecken und genieſsen, denn ich bin wohl recht durſtig nach dir, und möchte gern recht trunken werden in dir." „So lange noch die Sünde ihre Galle darein (in das Blut Chriſti!) miſchet, ſchmeckt es, bloſs darum, noch zu bitter, wie kein Wermuth. O thue doch das Süſsholz deines Kreuzes hinein (ins Blut Chriſti!!), damit ich dein Lebenswaſſer trinken könne" u. ſ. w. Man ſieht wohl die Schule, in der der Vf. dieſe Sprache gelernt hat, zu der er gehört, und die er gern erweitern will. N. XLVIII. „Theureſter Heiland! ich ſollte dir wohl billig auch einmal einen Gefallen thun, für die unzählige Güte u. ſ. w. (Welche Sprache!) L. „Nahmeſt du auch ſtarke Ruthen, und ſtäupteſt mich damit, züchtigeteſt du mich gleich immer härter, ſo will ich es doch dulden, und deinen Zorn tragen, wenn er gleich wie Feuer brennt." LI. „Erſchrocken iſt mein Herz, Herr, ſehr erſchrocken vor deiner groſsen und ewigen Gottheit. Zertritt nicht einen armen Wurm, der hier vor dir ſich krümmt," (welche Anreden an Jeſum!! und das ſoll Tag und Nacht immerwährende Gebetsſprache der heiligen Kinder Gottes ſeyn??) S. 111. Ich werbe und buhle um deine Freundſchaft" (Worte Jeſu!!) mein Dankgefühl küſſet dich zum erſtenmal . . . halte mich recht feſt . . . du Bräutigam!) mache mich zur reinen jungfräulichen Seele." S. 115. nennt er Jeſum „alleiniger Schöpfer!" (recht in der Kirchenſprache derer, die Gott *pro emerito*, oder in der Sprache der Akademien der Wiſſenſchaften für einen Veteran erklären, und keinen andern Gott und Schöpfer haben wollen, als Jeſum.) LX. „Führe mich recht, o Gott, du Allgewaltiger! *wer will es dir wehren?* ergreif mich mit deiner rechten Hand; ich muſs hin, denn Jeſus wartet auf mich; ach! daſs ich ſein Zeichen ſähe ach daſs ich ihn erſt erblickte." So gehts immer fort LXII. LXIV. LXXIII. LXXVIII. Solch bebendes Zittern des ſich bekehrenden Sünders, wo fodert das Jeſus und das Evangelium? Nur David zu der Zeit, da er ſchwermüthig krank war (denn in andern Pſalmen, zu andern Zeiten, redet er — der Iſraelit — ganz anders;) nur ſchwarzgallichte hypochondriſche Myſtiker haben ſich Gott ſo grauſam ſchreckend, ſo unerbittlich hart geträumt, in knechtiſchem, nicht kindlichem Geiſt. Wer ſich ſo fürchtet, iſt nicht in der Liebe Gottes, und wer bis an ſein Ende, wie der Vf. vorſchreibt, in ſolcher Angſtbuſse fortfahren ſoll, der kennt Gott nicht, denn Gott iſt die Liebe. Reue, Miſsfallen, verdient allerdings jede Sünde und Unordnung, iſt der nothwendige Anfang der Umkehrung von Sünden, aber nicht unaufhörliches Anklagen ſeiner ſelbſt und Miſstrauen auf Gottes Gnade, der jedem, der vom Böſen ablaſst, und nun Gutes thut, ſein Wohlgefallen und Verzeihung des Vergangenen, ſogar im A. T. ſchon, oft verſichert hat. Da wäre ja das Evangelium Jeſu ängſtigender, als das iſraelitiſche Geſetz und die Propheten. Das unbeſtimmte, unerklarte Schwatzen von Buſse macht eitel Verwirrung. D. M. Luther ſagt: „Buſse thun heiſst wieder klug werden, heiſst Beſſe„rung und Erkenntniſs ſeines Unglücks nach erkanntem „Irrthum; heiſst ganze und ruhige Veranderung des Ge-

„müths

Digitized by Google

„müths und Herzens, heiſst aus Liebe zu Gott die Sün„de haſſen und meiden. Darum iſt von nöthen, Buſse „zu predigen, und das fruchtlos Weſen zu ſtrafen, das „jetzund in der Welt iſt, und zum Theil aus unrech„tem Verſtand des Glaubens kommt" Wie ganz anders denkt der Vf. von Buſse, als Luther? und wenn er Num. C. Jeſum das höchſte Muſter aller derer, die je gebetet haben, nennt, ſo ſind wahrlich die halbverzweifelnden Gebete in dieſer Sammlung nicht nach dieſem Muſter. Auch das Unverſtändliche mancher Gebete macht ſie gewiſs dem Häuflein, für welches ſie beſtimmt ſind, unbrauchbar. Was wiſſen ſolche Leute von Abaddonna? was werden ſie dabey denken S. 168. „Gieb dem Allerelendeſten nicht einen Stater aus dem Sekel des Heiligthums, noch etwa ein Drachma, oder ein Decem, ſo viel begehre und erflehe ich nicht, gib ihm nur einen Obolus, ein Scherflein, den kleinſten Heller, worauf dein Gnadenbild oder Name geprägt iſt, ach! einen Zehrpfennig" u. ſ. w. Was heiſst das?? — Von S. 175. bis 205. iſt eine Nachſchrift, die alſo anfängt: „Freund! ein paar Worte noch, ehe wir wiederum uns weiter ſprechen (Man hat alſo noch Fortſetzungen zu erwarten!) Nun iſt *der Korb voll.* Er bleibe bey dir zurück. Nimm und iſs" u. ſ. w. Der Vf., der ſogern auf Geſchichten und Bilder der Schrift anſpielt, dachte wohl nicht daran, daſs in dem Geſichte Petri Apoſtg. 10, 11 — 13., worauf er hier zu zielen ſcheint, wilde Thiere und Gewürme zum Petrus herabgelaſſen wurden, wovon er ſagte: Herr! ich habe noch nie etwas Unreines gegeſſen. — S. 176. „Sein Segen, nach den drey Gliedern des Aaronitiſchen groſsen *Dreyeinigkeitsſegens,* des Vaters *bauender*, des Heilandes *befriedigender*, des Geiſtes *ſtärkender* Segen im heiligen Kreuze und Namen J. C." (Welche Zuſammenſtellung heterogener Ideen!) „Gieb den Gerechten mehr als den Ungerechten" (Welchen Gerechten? in allen 100 Gebeten beſteht ja der Betende darauf, er ſey ganz ungerecht, und ſpöttelt über die Gerechten, die der Buſse nicht bedürfen, die ſich nicht zu Sündern wollen machen laſſen.) S. 178. „Weil du bereits die Sache ertheilt haſt, wofür ich dir inbrünſtig danke (welche Sache? Doch wohl die Begnadigung, von der in allen Gebeten die Rede iſt?) ſo gib nun auch den Segen her *aus deinem Füllhorn der ewigen Gottheit* (worinn ſoll nun noch dieſer Segen aus dem F. d. e. G. beſtehen?) als denn iſt auch dieſer Korb... erſt voll." (er war ja ſchon S. 175. voll!) „Mein kleines Büchlein! auch deine Gebete ſind wie das Gebet des immer zu Gott betenden Cornelius." Nicht doch! Der war ja fromm und gottesfürchtig mit ſeinem ganzen Hauſe, ehe er zur chriſtlichen Kirche trat, und an ſeinem Beyſpiel erfuhr ja Petrus in der Wahrheit, daſs, wer Gott fürchtet und recht thut in allerley Volk, ihm angenehm iſt. Der betete nicht als ein verdammter Miſſethäter, ſondern um mehr Erkenntniſs Gottes und feſtern Grund der Hoffnung aus Erkenntniſs. S. 197. „Nach der Stärke und Dauer des Buſskampfes richtet ſich die Gröſse des Glaubenslohns." — — Doch wir müſſen abbrechen, Proben des unevangeliſchen und unverſtändigen Geſchwätzes aus dieſem elenden Gebetbüchlein zu geben, das wohl auſser der *eccleſiola* des Vf. in Berlin in das gröſsere leſende Publikum ſchwerlich kommen wird. Dieſe ausführliche Anzeige haben wir indeſſen nützlich gehalten, da der Einfluſs einer ſolchen Schrift und einer ſolchen Methode des Chriſtenthums für die proteſtantiſche Kirche eines Ortes, wie Berlin, wichtiger iſt, als man denkt. Denn obgleich der verſtändige gröſsre Theil, ſelbſt im Bürgerſtande ſeiner Gemeine, das alles nicht für Wahrheit zur Gottſeligkeit annimmt, ſo werden doch ſchon einige hundert gutgeſinnte Chriſten beyder Geſchlechter vom niedrigen Stande, aber ohne deutliche Erkenntniſs der Religion, die ſie lieben, und die nach der ewigen Seligkeit trachten, alſo wirklich achtungswürdige Menſchen, die man billig gerades Weges zur richtigen Selbſterkenntniſs und Unterſcheidung des Guten und Böſen, zur dankbaren Verehrung der Gnade Gottes durch Chriſtum, abgelegte Sünden väterlich zu vergeben, zum Beſſerwerden Geiſteskraft zu ſchenken, gegen Schwachen und Fehler ohne Vorſatz Geduld und Nachſicht zu beweiſen und die, freylich an ſich ganz verdienſtloſe, Tugend zu belohnen, — liebreich und ernſtlich führen ſollte, ſind durch einen ſolchen Seelſorger in ſo finſtre Abgründe des ängſtlichen unfruchtbaren Trübſinns — und dann wieder auf einmal in eine utopiſche Glaubensfreudigkeit ohne ſichern innern Grund geführt, und in der falſchen Meynung beſtärkt, immerwährendes Abbitten, Selbſtverdammen, ſich nichts Gutes zutrauen, Tugend als heidniſch verachten, und nur immer um die Wunden des Heilandes her winſeln, das ſey wahrer Sinn und ächtes Merkmal der Kinder Gottes. An des Vf. Gutmeynen wollen wir nicht zweifeln, doch liegen bey ihm, wie bey ähnlich denkenden folgende Verwirrungen theologiſcher Begriffe zum Grunde. 1) Jeder Menſch iſt von Natur ohne Unterricht unwiſſend, kennt Gott nicht recht, folgt mehr ſinnlichen Trieben als vernünftigen Ueberlegungen und dem Geſetz Gottes, iſt ſchwach, leicht irrend, leicht verführbar (Augsb. Conf. Art. 2.) — *und:* jeder Menſch iſt laſterhaft, ſoll ſich als einen verdammten Miſſethäter erkennen und anklagen. 2) Jede Sünde verſchlimmert des Menſchen innern, oft auch äuſsern Zuſtand, hindert Gottes Wohlgefallen an ihm, macht ihn ſtrafbar, und wenn er darin beharrt, ewig unſelig, ohne daſs Volk und Stand darin einen Vorzug oder Nachtheil wirkt — *und:* alle Menſchen liegen unter gleichem Urtheil der Verdammniſs. 3) Jeder Menſch bedarf Unterricht, moraliſche Bildung durch Religion, und wer ſchon durch Lüſte in Irrthum und Laſter verderbt iſt, muſs ſich bekehren, wenn er ſelig werden will — *und:* alle Menſchen müſſen als verlorne und verdammte Sünder Buſse thun. 4) Der Menſch hat alle Kräfte zur Beſſerung und zum Rechtthun, ſo wie alle phyſiſche Kräfte, von Gott *und:* der Menſch kann nichts als ſündigen. 5) Der Menſch hat kein Verdienſt, keine rechtliche Anforderung auf ſchuldige Vergeltungen Gottes, alle Wohlthaten Gottes ſind freye Gnade, er kann auch durch keine guten Werke Gott Genugthuung leiſten *und:* er verdient nichts als Strafe, ſeine guten Handlungen

 (d. i.

Digitized by Google

(d. i. wenn er aus Gewiſſenstrieb thut, was dem Geſetze Gottes gemäſs iſt,) haben vor Gott nicht mehr Werth, als Sünden. 6) Der bekehrte, innerlich gebeſſerte, Menſch erlangt durch das Evangelium J. C. Verſicherung der Begnadigung Gottes — *und:* das Beten um Begnadigung iſt die Hauptſache der Bekehrung, die ihm ohne vorhergegangene Beſſerung durch eine Art von unmittelbarer Offenbarung zu Theil wird, worauf erſt Beſſerung folgen ſoll. 7) Ein bekehrter Chriſt muſs lebenslang in demüthiger Wahrnehmung ſeiner ſelbſt wandeln — *und:* ein bekehrter Chriſt muſs lebenslang als Sünder vor Gott bleiben, immerfort um Losſprechung vom Verdammungsurtheil beten, kann nie mit Gewiſsheit ſagen: aus Gottes Gnade bin ich, was ich bin, es iſt keine Verdammung an mir. 8) Aus Gnaden werden wir ſelig – *und:* Gott nimmt auf unſre Tugend keine Rückſicht. So wahr, bibliſch (und auch ſymboliſch) die erſten Hemiſtichien dieſer 8 Sätze ſind, ſo falſch, unbibliſch (und unſymboliſch) ſind die letzten. Dieſe pſeudopietiſtiſche Theorie weicht von dem, was *Spener* und *A. H. Franke* lehrten, ganz ab, iſt aus einer ganz andern Schule. Wenn durch dieſelbe vielleicht ein bisher Laſterhafter oder Leichtſinniger in ſeinem Gewiſſen aufgeweckt wird, wohin führt ſie ihn? iſt nur Vergebung das Ziel? wenn und wodurch ſoll er derſelben gewiſs werden? Wenn nach überſtandener Seelenangſt, (die oft mit den Feuerproben alter und neuer Myſterien viel Aehnliches hat,) ihm durch die Verſicherung ſeines Seelenführers, oder durch eine oft ſehr phyſiſche Erheiterung des Gemüths die Verſicherung ſeines Gnadenſtandes und der Kindſchaft Gottes gegeben wird: hat dieſer Glauben ohne Bewuſstſeyn eines nun ganz redlichen Sinnes und Wandels Dauer und Sicherheit? wird ſie nicht noch öfter der Grund ſtolzer fanatiſcher Schwärmerey mit groſser Geringſchätzung des eignen Beſtrebens immer beſſer zu werden und zu handeln? und aller redlichen gewiſſenhaften Menſchen, die nicht von ſeiner Form und Secte ſind? Wenn nun aber ſchuldloſe, aber unwiſſende, weichmüthige, zartorganiſirte Menſchen einem ſolchen Seelenführer in die Hände gerathen, wie viel wird da verdorben, verſtimmt? in dürren Wüſten abgeängſtigt und verſchmachtet kommt ein ſolcher entweder endlich dahin, wo er ſchon war, und von wo aus er gerades Weges zu feſtem Sinn und ſtandhaften auf Bewuſstſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit vor Gott und Menſchen gegründetem Zutrauen zu Gott hätte geführt werden ſollen, oder er verwirft unglücklicher Weiſe die ganze Religion des Chriſtenthums, die er nur ſo verſtellt, ſo ſchwermüthig, ſo zweckwidrig, ſo Gottes und Chriſti unwürdig kennen gelernt hatte, und wird ein theoretiſcher und moraliſcher Freygeiſt.

Dieſe übeln Folgen ſolcher Lehrart und ſolcher Gebetbücher haben uns bewogen, eine ſo ausführliche Beurtheilung des Brumbeyſchen Gebetbüchleins zu machen, um vielleicht dieſen oder jenen Leſer der A. L. Z. auf den Schaden aufmerkſam zu machen, den man entweder an ſich ſelbſt leidet, oder an andern ſtiftet, wenn man von der reinen, heitern, heilbringenden Lehre Jeſu auf dieſe Weiſe abweicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Heinrich Wohlgebohren* Fürſtl. Anhalt Bernburgiſchen Bereiter Abhandl. *über die Auferziehung der Füllen* von ihrer Geburt an bis ſie 4 Jahre alt ſind, und von den gewöhnlichen Füllenkrankheiten. Für Oekonomen und Landleute. 1794. 80 S. 8. Der Vf. hat in dieſem Werkchen beſonders über die Aufmerkſamkeit, die man auf die Hufe der Füllen richten ſoll, um ſchiefe, fehlerhafte Füſse zu verhüthen, viel Gutes und Nützliches geſagt. Allein da der gröſsere Theil der Landleute nicht lieſt, ſo können ihm auch dergleichen Schriften den Nutzen nicht gewähren, den er anders daraus ziehen würde.

Erbauungsschriften. *Berlin*, vom 16ten Februar bis zum 18ten May 1794. *Meine während der Zwiſchen-Zeit der unterbrochenen Bibliſchen-Erbauungsſtunden von Jeſu meinem Herrn und Heilande ausdrücklich erhaltenen Zurufungen aus ſeinem göttlichen Wahrheits-Worte, womit er mich reichlich verſorget hat, nunmehr den lieben Brüdern und Schweſtern in Chriſto zur Ermunterung und Stärkung des Glaubens mitgetheilt*, von ihrem im Herrn erfreuten Diener *C. W. Brumbey.* 16 S. gr. 8. Um dieſen langen Titel zu einer kurzen Schrift zu verſtehen, muſs man wiſſen, daſs der Vf. in ſeinem Hauſe ſeit einem Jahre Erbauungsſtunden hielt, worinn er über die Erzählungen im erſten Buche Moſis nach ſeiner, aus dem eben angezeigten Gebetbüchlein zu erſehenden Denkungsart redete, und die groſsen Zulauf von gemeinen Leuten erhielten. Das Oberconſiſtorium unterſagte, vermöge des königlichen Edicts gegen Conventikel, ihm deren Fortſetzung. Er und ſeine Anhänger beklagten ſich darüber unmittelbar bey dem Könige, als über eine Zerſtörung des Reichs Chriſti, und er erhielt nach 3 Monathen die Erlaubniſs, ſie fortzuſetzen, welches noch jetzt bey vermehrtem Zulauf geſchieht. Bey dieſer Gelegenheit ließs er dieſen Bogen drucken, worauf 42 zum Theil lange Sprüche nicht nur aus kanoniſchen Büchern, ſondern auch aus Judith, Tobia, Syrach, Baruch ſtehen, deren Inhalt aber meiſtens Rachauffoderung und Fluch gegen diejenigen iſt, die ihm ſeine Stunden unterſagt hatten. Auf dieſe wendet er z. B. Syr. 51., 3. 4. 7. Pſ. 82, 6. 7. Nahum. 4, 1—15. ſogar Judith 7. 8. 13. an, deren Meuchelmord am Holofernes er als eine Gott gefällige That betrachtet. Die ſchrecklichen Drohungen Heſek. 14, 14—23. Bar. 4, 25. Mal. 4, 3. Heſek. 19, 11. 12. Jerem. 21, 7—10. ſind wirkliche Aufrufungen ſeiner Anhänger zur Volksrevolution, zu Mord und Brand. Es iſt zu bewundern, daſs die Cenſur ſo etwas zu drucken erlaubt hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Rottmann: *Grundriſs der Experimentalpharmacie, zum Gebrauche beym Vortrage derſelben entworfen*, von D. *Sigismund Friedrich Hermbſtädt.* Erſter Theil. 1792. 278 S. Zweyter Theil. 1793. 380 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Zur Grundlage bey Vorleſungen über die Apothekerkunſt ſcheint dieſe neue Arbeit des Hn. *H.* in manchem Betrachte ziemlich paſſend zu ſeyn; denn ſie iſt vollſtändiger, als einige ältere Lehrbücher über dieſen Theil der angewandten Chemie und Phyſik, und dann ſind auch die Hauptſätze der Wiſſenſchaft in einer guten Ordnung vorgetragen und an den meiſten Stellen den neueſten Entdeckungen gemäſs abgefaſst, ſo daſs in dieſen Rückſichten beide, der Lehrer und der Schüler, mit dem Vf. zufrieden ſeyn können. Ob aber auch in Anſehung der Behauptungen und Urtheile, die ſich in dieſem Buche finden, der Lehrer immer mit dem Vf. übereinſtimmen werde, das iſt eine Frage, die wir nicht ganz zum Vortheil des letztern beantworten können, und die wahrſcheinlich auch unſere Leſer, wenn wir ſie mit einigen Aeuſserungen des Hn. *H.* bekannt gemacht haben, zu bejahen Bedenken tragen werden. Den Laſurſtein zählt der Vf. zu den Kalkſteinen und den Bimsſtein zu den bittererdigen Steinen, beide aber gehören mit mehrerm Rechte unter die Kieſelarten und die neuern Mineralogen haben ihnen längſt in dieſer Claſſe ihre Stellen angewieſen. Die Bitterſalzerde finde ſich, meynt Hr. *H.* in einem reinen Zuſtande nur allein in den Mineralwäſſern, (aber ſie iſt bekanntlich in dieſen Wäſſern immer entweder mit Vitriolſäure, oder mit Luftſäure, und andern ſauren und mittelſalzigen Beſtandtheilen verbunden, und alſo eben ſo wenig, als im Speck- und Serpentinſteine, im Talke und andern Körpern des Mineralreichs, rein anzutreffen.) Die Kieſelerde hält er für eine in den ſauren Salzen unauflösliche Erde, und vom Eiſen behauptet er, daſs es durch wiederholtes Glühen und Ablöſchen in Waſſer in Stahl verwandelt werde, und daſs es unter allen Metallen das einzige ſey, das der Magnet anziehe. Dieſe Urtheile mögen wir aber nicht unterſchreiben, denn man weiſs jetzt, daſs die Fluſsſpatſäure ein Auflöſungsmittel der Kieſelerde iſt, daſs auch der reinſte Koboldkönig vom Magnet angezogen wird, und daſs das Eiſen, wenn man Stahl daraus machen will, auf eine ganz andere Art, als die iſt, deren der Vf. gedenkt, bearbeitet werden muſs. Die Kalkerde braucht eben nicht, wie S. 51. ſteht, mit dem Schwefel zu glühen, wenn ſie ihn auflöſen ſoll, und die alkaliſchen Salze dürfen nicht, um auf ähnliche Art in den Schwefel zu wirken, ätzend ſeyn, wenigſtens haben wir ſehr oft das Kalkwaſſer und gewöhnliches von ſelbſt zerfloſſenes Weinſteinſalz zur Bereitung flüſſiger Schwefellebern mit Nutzen angewendet. Die Behauptungen, daſs die alkaliſchen Salze alle mit Säuren gemachte Auflöſungen zerlegen, daſs die ſtarkeyſche Seife ein unnützes Heilmittel ſey, daſs man ſich aber von den mit Gummiharzen bereiteten Seifen groſse Vortheile verſprechen könne, leiden entweder manche Einſchränkungen, oder ſind offenbar falſch, und hätten alſo nicht ſo unbedingt niedergeſchrieben werden ſollen. — Aus dem Wiſsmuthe ſey, meynt der Vf., kein einziges Präparat bekannt, das man als ein wirkſames Arzneymittel anwenden könne; aber das Wismuthweis, deſſen er ſelbſt gedenkt, iſt doch in neuern Zeiten nicht bloſs zum Schminken, ſondern auch zum innerlichen Gebrauche empfohlen worden, und *Odier*, *Carminati* und andere haben es mehr als einmal bey krampfhaften Zufällen ſehr nützlich befunden. Die Benennung: *Aqua benedicta*, unter der ſonſt das rulandiſche Brechwaſſer bekannt war, leitet Hr. *H.* von dem Cardobenedictenwaſſer her, deſſen ſich *Ruland* zur Bereitung deſſelben bedient haben ſoll, wir glauben aber, daſs es jenen Namen von ſeinem Erfinder deswegen erhalten hat, weil er es unter die gelind ausführenden Heilmittel zählte, welche bekanntlich von den ältern Aerzten *Benedicta* genannt wurden. Die Meynung, daſs der höchſtverſtärkte Weingeiſt ein äuſserſt ſubtiles ätheriſches Oel ſey, können wir auch nicht unterſchreiben, und manche andere Behauptungen (z. B. S. 36. wo das Verhältniſs des Arſeniks zum Schwefel im gelben Arſenik angegeben iſt, S. 78. wo die Feige eine Frucht genennt wird, S. 140. wo die Pflanze angeführt iſt, die das Gummigutt liefert, u. ſ. w.) ſcheinen ebenfalls nicht leicht vertheidigt werden zu können. Man ſieht alſo aus dieſen Beyſpielen, daſs der Vf. dem Lehrer, der ſich dieſes Grundriſſes bedienen will, zu vielen Erinnerungen Gelegenheit gegeben hat. Doch nicht nur Verbeſſerungen laſſen ſich bey dieſem Buche anbringen, auch Zuſätze (z. B. S. 46. wo des Judenpechöles, das man unlängſt ſo ſehr wider die Schwindſucht empfohlen hat, nicht gedacht iſt, S. 129. wo einige Pflanzen, die ſehr gutes Drachenblut liefern, nicht erwähnt ſind, 2. Th. S. 30. wo das Verhältniſs der Pottaſche zum Salmiak nicht richtig angegeben iſt, S. 174. wo von der Bereitung der einfachen Eſſenzen gehandelt wird, u. ſ. w.) muſs der Lehrer machen, wenn ſein Unterricht vollſtändig ſeyn ſoll, und dieſe Schrift kann alſo nur unter der Vorausſetzung, daſs dieſe und andere Mängel und Fehler ergänzt und verbeſſert werden, zu der Abſicht,

Digitized by Google

zu welcher ſie vom Vf. beſtimmt worden iſt, mit Nutzen gebraucht werden.

Frankfurt, in der Jägerſchen Buchh.: *Wie können Frauenzimmer frohe Mütter geſunder Kinder werden und ſelbſt dabey geſund und ſchön bleiben*; von Dr. *Georg Friedrich Hoffmann* dem Jüngern, Arzte zu Frankfurt am Mayn. 1791. 206 S. 8. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. (12 gr.)

Den jungen Frauen werden hier die Vorrechte der Schwangern, welche ſie in der Republik der Athenienſer, in Perſien u. ſ. w. ehemals gehabt und zu Eſslingen in Schwaben gegenwärtig noch wirklich haben, nach dem Frank ausführlich erzählt, dann die Zeichen der Schwangerſchaft und deren Unterſchied von Krankheiten, als Bauchwaſſerſucht u. ſ. w. beſchrieben, wobey doch aber der Rath eines Arztes, der die Sache wirklich entſcheidet, empfohlen wird. Es wird ihnen eine zweckmäſsige Diät während der Schwangerſchaft vorgeſchrieben, nach hergebrachter Ordnung der ſechs nicht natürlichen Dinge, Vorſichtsregeln bey drohenden Umſchlägen angerathen, und endlich vom Selbſtſtillen, Vorbereitung der Brüſte, und vom Vorgange der natürlichen Geburt gehandelt. Das alles iſt hier ganz gut und ſchulgerecht vorgetragen, freylich oft in einem Stile, der nur einer gewiſſen Claſſe von Leſern gefallen kann. — Die ſchöne liebenswürdige Leſerin wird oft um Verzeihung gebeten, oft wird vom liebenswürdigen *Weibchen* geſprochen, wenn aber der Vf., wie wir vermuthen, ſein Publicum kennt, ſo mag das ganz recht ſeyn, und manche Frau mag aus dieſem Buche Belehrung erhalten können.

Göttingen, b. Dietrich: *Joh. Friedrich Gmelin Grundriſs der Pharmacie.* Zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen. 1792. 493 S. 8. (20 gr.)

Der bekannte Fleiſs des würdigen Vf. und deſſen Genauigkeit, womit er jede neue Entdeckung nützt, läſst ſchon erwarten, daſs er auch dieſem Handbuche in dieſen Rückſichten beträchtliche Vorzüge gegeben habe. Mit Recht ſetzt er die theoretiſchen chemiſchen Kenntniſſe bey ſeinen Schülern voraus, und vermeidet alle Erzählungen von dem Gebrauche der bereiteten Arzneymittel in der mediciniſchen Praxi, die in dieſen Lehrvortrag nicht gehören und in mancher Rückſicht nachtheilig werden können. Alle neuere Entdeckungen von der Bereitung neuer Arzneymittel oder der verbeſſerten Methode der Bereitung der ältern ſind genutzt, ſo daſs in jeder Rückſicht dieſes Handbuch als eines der nützlichſten empfohlen werden kann.

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Zeh: *Italieniſche, franzöſiſche, engliſche und deutſche Geſpräche*, welche ſtatt eines Wörterbuchs dienen können u. ſ. w. Denen (den) Anfängern zum Beſten herausgegeben von *A. W. Schmidt*, der occident. Sprachen öffentl. Lehrer. 1793. 250 S. 8.

Die hier gelieferten fünf und zwanzig Geſpräche handeln von eben ſo vielen verſchiedenen Materien aus dem Gebiete des häuslichen oder gemeinen Lebens. An Reichhaltigkeit fehlt es ihnen nicht, ſo daſs der Anfänger eine Menge Vocabeln aus dieſem Product lernen kann. Nur Schade, daſs der deutſche und engliſche Text nicht ſo correct iſt als der franzöſiſche und italieniſche. Von jenem mag eine Periode aus der Vorrede zum Beweiſe dienen. „Alles was ich demſelben (Leſer) „zu ſagen Vorhabens bin, beſtehet darinnen, daſs ich „verſichere, daſs ſolches vor Anfänger in denen dermalen hochſtnöthigen drey Sprachen deswegen nützlich, „weilen es ein vollkommenes Wörterbuch und die nothigſten Redensarten, ſo ein Anfänger wiſſen muſs, in „ſich hält." Das Engliſche iſt oft noch fehlerhafter, wie aus folgenden Belegen erhellen wird. S. 5. anſtatt *Can one not ſee that ſhe is big with child? I did not obſerve it, neither I do care for* — ſollte es richtiger heiſsen: *Is it not to be ſeen in her, that ſhe is big with child? I did not obſerve it, neither (nor) do I care for it.* Auf eben der Seite ſteht: *I am well by the mercy of God on body, ſoul and ſpirit.* Der Engländer würde ſagen: *I am well, thank God, both as to my body and ſoul.* Eben ſo unrichtig iſt (S. 7.) *when I hold the ſpirit on the noſe*, für *to the noſe*; auch S. 9. *in land of blinds*, ſtatt *in the country of the blind*; *a void tooth*, für *a hollow tooth*; *you muſt let draw it and then the ear will harm you no more alſo*, ſtatt *you muſt get it drawn away, and the ear will ake you no longer*, oder *will cauſe you no pain any longer*; *you can a little pick the tooth*, ſtatt *you may pick the tooth a little.* — S. 11. wo von einem Gerſtenkorne am Augenlied die Rede iſt, wird „Thut es ihnen nicht weh'" überſetzt durch *Dos it not hurt you?* Beſſer wäre: *Does it not ake you?* — S. 13. ſtatt *When you ſee ſidewards*, ſollte ſtehen, *when you look ſideways*; S. 15. ſtatt *Let rather grow you a muſtachio*, müſste geſetzt ſeyn: *Do rather ſuffer your hair to grow into muſtaches*; S. 17. ſtatt *Yet it muſt needs ail you ſomewhat on your entrels*, müſste geſagt ſeyn *Yet I fear there is ſome ailment (diſeaſe) in your entrails*: S. 21. ſtatt *they will be of the ſame hugeneſs*, ſollte man leſen *of the ſame ſize*, und für *wherewith?* richtiger *with what*; S. 23. ſtatt *I have the other day a little put out it of joint*, ſollte ſtehen *Some time ago I put it a little out of joint*; S. 25. ſtatt *I have uſed it ſelf more than once*, ſollte es heiſsen *I have uſed it myſelf more than once*; eben daſelbſt ſtatt *Grows the ſkin alſo poliſhed again when the warts are paſſed?* ſollte geſetzt ſeyn *Will the ſkin grow ſmooth again, when the warts are gone?* S. 27. ſteht *You have omitted any*, für *you have omitted ſome*; S. 29. *The ſheme has not allowed*, für *Shame has not allowed.* — „Ich mögte (möchte) gerne (gern) die Ehre ihres Umgangs genieſen (genieſsen)" wird S. 33. ſo überſetzt: *I might well have the honour to enjoy their converſation*, richtiger: *I ſhould be glad (proud) of the honour to enjoy their converſation.* So ſchlecht iſt es mit Hn. Smith, dem öffentlichen Lehrer der occidentaliſchen Sprachen, im Engliſchen beſtellt.

Digitized by Google

Der

Der italieniſche und franzöſiſche Theil iſt freylich ungleich beſſer gerathen als der engliſche, aber doch nicht ohne Fehler. Zum Beweiſe mögen einige Stellen dienen. Der Franzoſe und Italiener ſprechen nie (S. 36.): *je ne vous prie que quelques taſſes de thé — la prego ſolamente di alcune chicchere di thè*, ſondern *je ne vous demande que quelques taſſes de thé — le domando ſolamente alcune tazzette di tè.* Auf mehr als einer Seite erblickt man *ſervir uno con qualche coſa*, anſtatt *di qualche coſa*. Sogar lieſt man S. 66. *Per ciò hò anche voluto ſervirnele*, ſtatt *ſervirgliene.* Aehnliche fehlerhafte Stellen könnten auch hier noch viel angeführt werden, wenn noch mehr Beweiſe nöthig wären, den Vf. wegen der groben Verachtung zu beſchämen, mit welcher er von der Kritik in der Vorrede ſagt:

„Wem es nicht gefällt, der mache es beſſer, ich laſſe es mir gefallen
Und achte meines Obtrectoris Geifer, *ac ſi aſinus me calcitraſſet.*"

BERLIN, in der Buchh. d. Kön. Realſchule: *Handbuch der engliſchen Sprache, oder Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufſätze* aus den beſten engliſchen Proſaiſten und Dichtern, nebſt biographiſchen und literariſchen Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Werken. 1793. 416 S. gr. 8.

So groſs auch ſchon die Anzahl der engliſchen Leſebücher iſt, ſo fehlte doch noch immer ein Werk für die deutſche Jugend, woraus man nicht bloſs die Sprache, ſondern auch der Geiſt der ſchönen Literatur der Engländer kennen lernen könnte. Zwar hat Hr. Hofrath Eſchenburg in ſeiner Beyſpielſammlung vieles geleiſtet; allein dieſe erſtreckt ſich nur auf Dichter, und iſt manchem zu koſtbar: eine Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufſätze aus den beſten engliſchen Proſaiſten und Dichtern, mit biographiſchen und literariſchen Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Producten, wurde alſo noch immer vermiſst. Dieſem Bedürfniſs wird durch gegenwärtiges Handbuch abgeholfen. Es enthält: I) auserleſene Briefe von *Gray*, *Sterne*, der *Lady Montague*, *Cheſterfield*, *Swift* und *Pope*. II) Bruchſtücke aus der Geſchichte, aus *Robertſon's* hiſtory of Charles V; aus *Gillies* hiſtory of ancient Greece; aus *Gibbon's* hiſtory of the decline and fall of the roman empire; aus *Middleton's* hiſtory of the life of Cicero, aus *Hume's* hiſtory of England, und aus *Burnet's* hiſtory of my own times. III) Erzählungen, aus *Swift's* tale of a tub und Gulliver's travels; aus *Goldſmith's* Vicar of Wakefield; aus *Johnſon's* Prince of Abiſſinia; aus *Sterne's* Triſtram Shandy und Yorick's ſentimental journey; aus *Fielding's* Tom Jones; aus *Smollet's* expedition of Humphry Clinker, und aus *Richardſon's* Clariſſa. IV) Vermiſchte Aufſätze, aus *Lyttelton's* dialogues of the dead; aus *Locke's* thoughts concerning education; aus *Bolingbroke's* fragments or minutes of eſſays; aus dem *Spectator*, *Guardian*, *Tatler*, *Rambler* und *Idler*. V) Gedichte, von *Gay*, *Mallet*, Mrs. *Barbauld*, *Tickell*, *Parnell*, *Dyer*, *Goldſmith*, *Jerningham*, *Cowley*, *Rocheſter*, *Gray*, *Collins*, *Johnſon*, *Dryden*, *Thomſon*, *Akenſide*, *Swift*, *Congreve*, *Prior*, *Addiſon*, *Butler*, *Milton*, *Glover*, *Pope*, *Young* und *Shakeſpeare*. Den ausgehobenen Stücken iſt jedesmal eine Lebensbeſchreibung des Schriftſtellers, nebſt der Anzeige ſeiner Werke und der Ausgaben derſelben vorangeſchickt. Die mit Geſchmack getroffene Auswahl, verbunden mit dieſer zweckmäſsigen Einrichtung, gibt dieſem Handbuch den Vorzug vor vielen andern Chreſtomathien dieſer Art. Das einzige was Rec. zu tadeln findet, ſind die kleinen Lettern, welche, bey aller ihrer Sauberkeit, dem Auge zuletzt läſtig werden; und zweytens die bisweilen unrichtige Abbrechung der Wörter am Ende der Zeilen; z. B. remar-kable S. 8., ca-refully S. 28., wret-ched S. 29., conſul-ting S. 33., unfortuna-tely S. 120., ſce-nes S. 130., ſometi-mes S. 153.

BERLIN, b. Unger: *Mythologiſcher Almanach für Damen.* Herausgegeben von *Karl Philipp Moritz.* 1792. 187 S. 12. (1 Rthlr.)

Statt ſchlechter Toilettenbücher, wie die unſittliche *Amathuſia* und ähnliche ſind, ſollte dieſer Almanach auf allen Putztiſchen neben den Muſen-Almanachen einen Platz erhalten. Jedes Weib, welches Cultur des Geiſtes und Geſchmacks unter der Categorie ſeiner Pflichten begreift, wird in dieſer einfachen, aber gefälligen Erzählung der griechiſchen Dichtungen eine ſehr gute Anleitung erhalten, die Werke der redenden und bildenden Künſte zu verſtehen. Dieſes Bändchen enthält aber freylich nur die Fabelgeſchichte der ſogenannten 12 himmliſchen Götter, vornemlich nach dem Homer und Ovid, mit Einwebung kleiner Homeriſcher, Orphiſcher u. a. Hymnen. Den Erläuterungen ſind ſehr ſaubere Abbildungen nach alten geſchnittnen Steinen untergelegt. Die Geſchichte jeder Gottheit iſt in mehrere Abſchnitte vertheilt; als beym Jupiter: Jupiters Geburt, Erziehung des Jupiter auf der Inſel Creta, der Gigantenkrieg, Jupiters Kampf mit dem Rieſen Tiphous (Typhoeus), die Vermählungen des Jupiter, die Verwandlungen des Jupiter, die Majeſtät des Donnergottes. Auch iſt der phyſiſche oder moraliſche, urſprüngliche oder nachher hineingetragene, Sinn mancher Fabel nicht umgangen, ſondern unter den Rubriken: *das Urbild der Juno, des Mars* etc. bey einigen Gottheiten aufgeſtellt, bey andern, wir wiſſen nicht warum, weggelaſſen worden. Ungeachtet des dieſer Schrift gebührenden Lobes wäre manches gegen die Behandlung und Anordnung zu ſagen, was aber zu ſehr ins Einzelne führen würde. Minerva wird, um nur ein Beyſpiel zu geben, unter den Abſchnitten: die Kriegeriſche und: die Friedliche geſchildert, da ſie doch billig in einem eignen Abſchnitt als *Göttin der Weisheit* (*Weiſsheit* ſchreibt der Vf.), deren Urbild die aus Zeus Haupt entſprungne iſt, dargeſtellt werden ſollte. Allein dieſer Eigenſchaft wird nur S. 58. ganz im Vorbeygehen gedacht. Uebertrieben iſt auch die Vorſtellung, *zurückſchreckende Kälte* mache den Hauptzug im Charakter der Minerva (eigentlich Pallas) aus, wodurch ſie zur *grauſamen Zerſtörung* fähig ſey, weswegen ſie den *kalten* Ulyſſes

Digitized by Google

Ulyſſes in Schutz nehme u. ſ. w. So natürlich, rein und anmuthig Moritzens Vortrag, vorzüglich im geſchichtlichen Stil, im Ganzen war, ſo ſehr vernachläſsigte er in den letzten Jahren ſeine Sprache, wovon auch dieſer Almanach hie und da Spuren zeigt. S. 8.: den Jupiter ſäugte die Ziege Amalthea, welche in der Folge unter die Sterne verſetzt, *und ihr* Horn zum Horn des Ueberfluſſes erhöht wurde. Hart und ganz lateiniſch ſind folgende Stellen verbunden. S. 148. Ceres aber, da ſie den Raub ihrer Tochter vernimmt, unwiſſend wer ſie entführte, zündet ihre Fackel an. S. 157. Als ſie ihre verlohrne Tochter auf dem ganzen Erdkreis ſuchend, einſt lechzend und ermattet in eine Hütte einkehrte, wo ſie begierig trinkend, von einem Knaben verſpottet ward, ſo duldete ſie die Schmach nicht. S. 174. Die Laute erfand Mercur, da er am erſten Mittage ſich aus der Wiege ſtahl, und indem er über die Schwelle trat, eine Schildkröte ihm entgegen kam.

Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Regelmäſsige Anweiſung zu der engliſchen Ausſprache*, von *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. zu Helmſtädt. 1791. 130 S. 8.

Zunächſt dazu beſtimmt, den Zuhörern des Vf. das langwierige Aufſchreiben der Regeln von der Ausſprache zu erſparen, und ihnen ein Erleichterungsmittel zur beſſern Benutzung des mündlichen Unterrichts in die Hände zu geben. Was dieſem Buche einen Vorzug vor den meiſten ähnlichen Anleitungen gibt, deren man jetzt eher zu viele, als zu wenige, hat, iſt die Bezeichnung der Ausſprache durch gewiſſe Zeichen, die ſchon eher und ſichrer zur richtigen Treffung derſelben verhelfen, als ihr Ausdruck durch bloſse Buchſtabenſchrift. Die Sheridanſchen Beſtimmungen der Ausſprache ſind faſt ſämmtlich beybehalten worden; von *Walker's* Berichtigungen derſelben in ſeinen *Pronouncing-Dictionary* konnte der Vf. noch nicht Gebrauch machen. Er geht zuerſt die Vocalen, Diphthongen, Conſonanten einzeln durch, und gibt die Ausſprache derſelben, die, wie bekannt, oft bey den nemlichen ſehr verſchieden iſt, ſo deutlich und genau an, als ſichs immer ohne mündliche Beyhülfe thun läſst. Sodann hat er einige Uebungen zum Leſen beygefügt. Am Schluſs des Vorberichts verſpricht er vielleicht auch ein engliſches Wörterbuch zu liefern, welches neben der Ausſprache zugleich die Bedeutung der Wörter enthalten ſoll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Maynz*, b. Fiſcher: *Nic. Vogts*, öffentl. Lehrers der Geſchichte, *Unterhaltungen über die vorzüglichſten Epochen der alten Geſchichte in Beziehung auf die neuern Begebenheiten.* 1791. 96 S. 8. — Schon vor mehrern Jahren lieſs Hr. *V.* Diſputirſätze abdrucken, in welchen auffallende Züge der alten Geſchichte neuen an die Seite geſtellt und mit ihnen verglichen werden. Sie ſtehen auch an der Spitze der gegenwärtigen Abhandlung, in welcher die neuen Zeiten völlig übergangen ſind; ſo daſs alſo der letzte Theil des Titels bloſs auf dieſe Sätze paſst. Es finden ſich in denſelben manche ganz glückliche Vergleichungen, mitunter auch manche erzwungene, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt. Vorzüglich wird alle Einheit und das Paſſende dadurch geſtört, daſs einzelne Facta aus der Reihe geriſſen ſind, und das nemliche Volk mehrere Rollen übernehmen muſs. So iſt z. B. Athen bald das Gegenbild Oeſtreichs, wider welches im dreyſsigjährigen Kriege ſich jedermann aufmacht: bald gleichen die philippiſchen Reden des Demoſthenes dem *Hippolithus a Lapide*, der doch gegen Oeſtreich ſchrieb. Auf dieſe Art hält es freylich nicht ſchwer, in jeder Geſchichte Aehnlichkeiten aufzuhaſchen, die man überall nach Belieben anwenden kann. Zuweilen laufen auch wohl gewagte Parallelen mit unter. „Das zuvor unbedeutende Theben fing durch Epaminondas und Pelopidas, und das zuvor noch ganz barbariſche Macedonien durch Philipp und Alexander an, eine glänzende Rolle zu ſpielen, wie es in neuern Zeiten mit dem zuvor unbedeutenden Preuſsen und dem zuvor noch ganz barbariſchen Ruſsland der Fall iſt. Inzwiſchen war Thebens Macht nur vorübergehend, jene aber Macedoniens wurde täglich fürchterlicher. Auch unſer Jahrhundert zeigt ähnliche Beyſpiele." Die eigentliche Abhandlung bringt dieſe Sätze durch zuſammenhängende Erzählung der alten Geſchichte in mehrers Licht; aber obgleich der Titel eine Ueberſicht aller Hauptveränderungen der Vorzeit verſpricht, ſo darf man doch eigentlich hier nichts erwarten als einen Entwurf der vorzüglichſten Staatsveränderungen in Athen und Rom, wo denn beyläufig über andere Staaten zuweilen ein Körnchen hingeworfen wird. Nach des Hn. *V.* Ausſpruch ſind die Philoſophen von allen wichtigen Ereigniſſen die erſte Urſache und eigentliche Triebfeder geweſen; die verführeriſchen Sophiſten untergruben aller Orten den Flor der Staaten. Da nun die blühendſte Periode Griechenlands vom Trojaniſchen Krieg bis nach Alexander, und in der neuen Welt von den Kreuzzügen bis nach Fridrich den Einzigen war, ſo hat die arme Nachwelt wenig Gutes mehr zu hoffen, wenn ſich nicht etwa ein *Deus ex machina*, ein neues rohes Volk, das unſre abgeſtumpften Kräfte ſtählt, der guten Sache annimmt. — Einzelne glückliche Winke darf man dem Vf. nicht abſprechen, doch fehlt ihm, nach des Rec. individuellen Gefühl, der tiefe Blick in den allgemeinen Zuſammenhang und Gang menſchlicher Ereigniſſe. Ueber manche Stellen und Ausdrücke läſst ſich ohnehin noch vieles erinnern. Wie kommt z. B. S. 68. unter Philipps in Macedonien böſe Eigenſchaften die *wüthende Tollkühnheit?* oder wer ſagte dem Vf. S. 70. daſs „der Pöbel Athens auf dem Theater in *goldenen* Kleidern, an öffentlichen Orten in elenden Lumpen einherging?" Wozu das leere Wortgeklingel? S. 23. „Die Wiſſenſchaften ſind aus dem Geiſte Europens ausgegangen, und wieder Schöpferinnen dieſes Geiſtes geworden, alſo zugleich Töchter und Mütter der Cultur geweſen." Oder wer wird einer Periode folgenden Gegenſatz geben?" S. 14. „Die Könige konnten *weder* von den Oberſten der Stämme Abgaben fodern, *ſondern* alle Einkünfte beſtanden in freywilligen Geſchenken." Ausdrücke, die als Druckfehler gerechnet werden können, z. B. S. 22. „Nach vielem *Lerme*," übergehen wir.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. April 1795.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff in Comm.: *Forſt- und Jagdcalender für das Jahr* 1795. 320 S. 12. mit Kupfern. (20 gr.)

Dieſes Taſchenbuch, welches, wie die Vorrede angibt, Hr. Prof. *Leonhardi* beſorgt, enthält viele nützliche Belehrungen, welche es für Liebhaber der Forſtkunde und der Jägerey empfehlungswürdig machen. Unter der Rubrik: Monatliche Beſchäftigungen der Förſter, werden mit beſonderer Sorgfalt auch die Inſecten ſpeciell aufgezählt, welche gewiſſen Holzarten zu verſchiedenen Zeiten gefährlich werden. — Den Terminologien beym Holzflöſsen, und deren Erläuterung iſt mit Recht ein beſondrer Artikel gewidmet. Um die Taxation des Holzes zu erleichtern, werden Tabellen mitgetheilt, welche von dem Förſter *Kröhne* aus Frömmerswalde herrühren, und welchen auch noch andere, von ungenannten Calculatoren beygefügt werden. Daſs die Schriftſteller in dieſem Fache, insbeſondre in Schätzung des Betrags der Scheiter, welche in einer Klafter wirklich liegen, inſofern der Kubikinhalt mit Rückſicht auf die Zwiſchenräume verlangt wird, ſo auſserordentlich von einander abweichen, iſt allerdings ſehr unangnehm, kommt aber doch wohl zum Theil daher, daſs oft verſchiedene Längenmaaſse bey dergleichen Prüfungen zum Grund gelegt worden ſind, und daſs dieſe ſelten bey Angabe der Schluſsreſultate ſelbſt beſtimmt angezeigt werden. Selbſt in der Abhandlung, von welcher eben die Rede iſt, vermiſſen wir dieſe doch ſo ſehr nöthige Genauigkeit. — Ein Schreiben an den Herausgeber behauptet von neuem die groſse Ausdehnung des Schadens, welchen der Borkenkäfer in Fichtenwäldern anrichtet, deſſen Beträchtlichkeit doch von andern Forſtmännern hie und da bezweifelt wird. Das Schreiben enthält viele nützliche Bemerkungen. — Die Abhandlung über die *Kieferenle*, oder *Forlen-Phaläne* iſt ebenfalls gut ausgearbeitet, und wird dazu noch mit einem ſehr netten illuminirten Kupfer begleitet. — Noch fünf andre ſolche Kupfer gehen *Jagdliebhaber* insbeſondre an, wie auch die dazu gehörigen Auszüge aus naturgeſchichtlichen Werken. Sie gehen das Reh, den Biber, den Goldfaſan, den Adler, den groſsen Würger an. Auch über den Fiſchotter und Jagdhund folgen gutgefaſste Nachrichten. — Das Jagdperſonale von Wirtemberg, nebſt einigen Gedichten, mit beygefügten Compoſitionen fürs Clavier, machen den Beſchluſs dieſes angenehmen Taſchenbuchs.

Berlin, b. Weber: *Pomologie oder Fruchtlehre*, enthaltend eine Anweiſung, alles in freyer Luft unſeres Klima wachſende Obſt an ſeiner Farbe, Geſtalt, Geſchmack und dem Namen nach zu erkennen, nebſt einer kurzgefaſsten Nachricht von der Cultur dieſer Bäume. Zum Beſten der Anfänger und Liebhaber der Gartenwiſſenſchaft, von *Salzmann*, Königl. Preuſs. Hofgärtner. Zweyte Auflage. 1793. 196 S. 8. (8 gr.)

Der Titel verſpricht etwas zu viel. — Es werden 75 Sorten von Pomis Adami, Paradiſi, Aurantiis, Citreis, Limas, Limonen und Lumien, 41 Sorten Mandeln, Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannis- und Himbeeren, 11 Sorten Aprikoſen, 35 Sorten Kirſchen, 20 Sorten Feigen, 70 Sorten Aepfel, 57 Sorten Pfirſchen, 65 Sorten Pflaumen, 131 Sorten Birnen, 74 Sorten Weintrauben, 4 Sorten Miſpeln und Azerolen, und 6 Sorten Quitten beſchrieben, davon ein brauchbares Regiſter das Nachſchlagen erleichtert.

Der Vf. beabſichtet, hauptſächlich Gärtnern und Anfängern in der Gärtnerey, zugleich aber auch den Liebhabern dieſer Kunſt eine Kenntniſs und richtige Benennung der verſchiedenen Obſtſorten mitzutheilen, und zwar in kurzgefaſsten Abhandlungen, welche allerdings ſehr empfehlend ſeyn würden, wenn ſie nur nicht allzu kurz wären. Der angenehmen und nützlichen Wiſſenſchaft der Pomologie wäre mehr dabey gedient geweſen, wenn der Vf. auch nur halb ſo viele Sorten, (beſſer ſämmtlich,) ſo beſchrieben hätte, daſs ein Liebhaber zuverläſſige Charaktere derſelben angegeben fände. Nicht zu gedenken, daſs es wünſchenswerth geweſen wäre, bey jeder Sorte das Holz und Gewächs des Baums, ſeine Augen, Blätter und Blüthen, nebſt den etwanigen Eigenheiten des Baums einer Sorte beſchrieben zu finden, wozu der Vf. bey den reichhaltigen königlichen Gärten die beſte Gelegenheit hatte; allein auch bloſs die Charakteriſirung der Frucht iſt viel zu unvollſtändig, als daſs man eine Sorte dadurch richtig kennen lernen ſollte. Wenn z. B. *der groſse graue Courpendu* beſchrieben und geſagt wird: *„er iſt ein ſehr groſser, graurothfärbiger, roh und gekocht angenehm ſchmeckender Apfel;“* ſo wird ein Nichtkenner ſogleich fragen: wie iſt ſein Bau und Bildung? hoch, platt, rund, an der Blume gerippt oder glatt? iſt es ein Sommer- oder Winterapfel? wenn iſt er lagerreif? wie lange hält er ſich etc. u. dgl. zu wiſſen nöthige Kenntniſſe fehlen bey den meiſten Beſchreibungen. Manche derſelben ſind zwar reichhaltiger, aber faſt keine iſt ganz vollſtändig. Die Abhandlung kann alſo nur im weitläufigſten Verſtand eine Pomologie oder Obſtlehre

Digitized by Google

lehre heiſsen; ſie iſt nichts weiter, als ein Katalog, der übrigens nicht ohne Werth iſt. Vorzüglich ſind die 6 erſten Kapitel von den Citri, Limonien, Adamsapfel, Pomeranzen und andern italieniſchen Früchten, welche ungleich mehr pomologiſch beſchrieben ſind, als unſer Kern- und Steinobſt. — Wenn es dem Vf. bey ſeinen auf Reiſen und durch eigenen Fleiſs geſammelten Kenntniſſen gefiele, von unſerem einheimiſchen Obſt dergleichen vollſtändige Beſchreibungen und Beobachtungen, wozu er Geſchick und erwünſchte Gelegenheit hat, zu liefern, ſo würde er ſich um die Pomologie noch mehr verdient machen.

Wien, b. Patzowsky: *Praktiſcher Unterricht zur kubiſchen Berechnung und Schatzung aller Bauholzgattungen.* Mit 55 angehängten Bauholztabellen (und 1 Kupfertafel) zum Vortheile und Nutzen aller Forſtmänner und Werkleute. Von *Joſeph Kreitſchek*, kaiſerl. königl. nied. öſt. Forſtbeamten und Jäger. 1794. 78 S. (ohne die Tabelle.) 8. (12 gr.)

Mit dieſem Buche will der Vf. nicht nur Forſtbeamte und Werkleute, die aus Mangel eines guten und faſslichen ſchriftlichen Unterrichts, oder aus Mangel mündlicher Belehrung, in dieſen bey ihrem Amte unumgänglich nöthigen Kenntniſſen, zu wenig geübt ſind, hinreichend unterweiſen; ſondern auch ſolchen, welche mit den in vorliegender kleiner Schrift vorkommenden Vortheilen vielleicht ſchon lange bekannt ſind, eine deutliche erleichternde Ueberſicht des ganzen Geſchäfts geben. (Der Vf. hat mehr für ſolche gearbeitet, die das leichte nur darin ſuchen, keine Lehrſätze, die etwas Anſtrengung erfodern, lernen zu dürfen.) Er ſetzt die 4 Rechnungsarten in ganzen Zahlen, nebſt Regel de tri voraus, auch was man unter Berechnung des Flächeninhalts verſtehe. Daher trägt er in einer Einleitung die Rechnung mit gemeinen Brüchen vor (Obgleich der Vf. dieſe Rechnung richtig und deutlich gelehrt hat, ſo hätte er doch beſſer gethan, auf ein gutes Rechenbuch zu verweiſen. Wer nicht ſchon ſo viel zu rechnen weiſs, gibt ſich ſchwerlich die Mühe, es hier erſt zu lernen). - Nun wird gelehrt: der Gebrauch der Bauholztabellen, Baumſtämme nach ihrem Kubikinhalt zu berechnen und zu taxiren; hiebey wird gezeigt, wie jene Tabellen ſind berechnet worden. — Den Baumſtamm ſieht der Vf. als einen Cylinder an, deſſen Grundfläche Durchmeſſer, (der verglichene Durchmeſſer,) das arithmetiſche Mittel zwiſchen dem gröſsten und kleinſten Durchmeſſer des Baumſtamms iſt, wofern des Stammes Grundflächen wahre Kreiſe ſind oder zu ſeyn ſcheinen. Sind ſie das nicht, ſo nimmt der Vf. das Mittel aus dem gröſsten und kleinſten Durchmeſſer für den Durchmeſſer jeder Grundfläche des Stammes an, und daraus das Mittel wieder für den verglichenen Durchmeſſer. Richtiger iſt es, den Baumſtamm als einen abgekürzten Kegel anzuſehen, und in dem Fall, wo die Grundflächen anſehnlich von der wahren Kreisfigur abweichen, jede als das arithmetiſche Mittel zwiſchen 2 Kreisflächen zu nehmen, welche zu ihren Durchmeſſer den gröſsten und kleinſten derſelben Grundfläche des Baumſtammes haben. Fällt der Stamm oben jähling ab: ſo läſst er ſich als 2 abgekürzte Kegel berechnen. Der Vf. berechnet ihn als 2 verglichene Cylinder. Der ganze Baumſtamm mit ſeinem Gipfel wird hier richtig als ein Kegel, ſo wie der Bloch als ein Cylinder, angenommen. Die Berechnung vierkantigen Holzes wird auch gelehrt, der ſo behauene Stamm aber nicht als abgekürzte Pyramide, ſondern als ein verglichenes Priſma. — Was der Vf. von der Berechnung einer Kreisfläche vorbringt, iſt mancherley, doch lehrt er ſie nur auf die gemeine Art aus der Peripherie und dem Durchmeſſer berechnen, da doch die Berechnung bloſs aus dem Durchmeſſer, oder Halbmeſſer, oder bloſs aus der Peripherie, viel einfacher iſt. — Das bisherige wird zeigen, ob die angehängten Bauholztabellen nach richtigen Grundſätzen berechnet ſind. Die bis jetzt bekannten werden wenigſtens durch ſie nicht verdrängt.

Stuttgard, b. Cotta: *Das Oekonomie-Wochenblatt.* Eine Sammlung nützlicher und nöthiger Erfahrungen für alle Stände. 3 Jahrgänge von 1790. 1791. 1792. 1793 u. 1794. Jeder Jahrgang über 200 S. 4.

Unter der Menge der zur Belehrung des gemeinen Land- und Stadt-Wirths beſtimmten ökonomiſchen Schriften ſind wenige ihrem Zwecke, in Betracht des Inhalts ſowohl, als auch der Form und Einkleidung, ſo angemeſſen, als dieſes Wochenblatt. Man findet hier einen reichen und mannichfaltigen Vorrath von Aufklärungen und Anweiſungen über phyſikaliſche, ökonomiſche, artiſtiſche und diätetiſche, auch moraliſche, Gegenſtände in der verſtändlichſten Schreibart. Daſs die Vf. einen groſsen Theil hievon aus bereits vorhandenen Werken entlehnten, benimmt ihren Verdienſten nichts, da dies mit prüfender Auswahl geſchehen iſt; und da ſie die Kenntniſs und Benutzung jener Belehrungen gerade denjenigen ländlichen und ſtädtiſchen Einwohnern auf einem bequemen Wege verſchafft haben, welche deſſen zu ihren Wirthſchafts- und Berufsgeſchäften am meiſten bedürfen, hiezu aber mehrentheils gar nicht, oder ſehr ſelten gelangen. Das jedem Jahrgange hinzugefügte vollſtändige Regiſter vergröſsert die Nutzbarkeit dieſer periodiſchen Schrift. Dieſer Werth gab ihr ein Recht zu dem Beyfall, mit welchem ſie, beſonders in dem ſüdlichen Deutſchland, aufgenommen worden iſt; und muſs ihr auch billige Nachſicht gegen die Unzuverläſſigkeit einiger weniger empfohlner Hülfsmittel verſchaffen. So iſt z. B. dem Rec. von ſeiner ehemaligen Theilnahme an der Verwaltung eines groſsen landesfürſtlichen Getreidemagazins ſicher bekannt, daſs die Vertilgung des weiſsen Kornwurms (*Phalaena granella*), beſonders aber des ſchwarzen Kornwurms (*Curculio frumentarius*), und die Verwahrung der Kornböden dagegen durch keines der im 8ten Stücke des 1ten Jahrganges, im 46ſten Stücke des zweyten Jahrganges, und im 2ten und 25ſten Stücke des 3ten Jahrganges angerathenen Mittel völlig, wohl aber durch die Structur der Kornböden nach der Dinglingerſchen Methode (ſ. *Dinglinger* von der beſten Art, Korn-

Digitized by Google

Kornmagazine und Fruchtböden anzulegen. 4. mit Kupfern. Hannover 1768.) bewirkt wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Briefe über Italien, vornemlich den gegenwärtigen Zuſtand der Arzneikunde und die Naturgeſchichte betreffend*, an Hr. Prof. Sandifort zu Leyden, *von Wilhelm Xaverius Janſen*, Churf. Pfälz. Medicinalrath zu Düſſeldorf. A. d. Holländ. überſ. und von dem Vf. ſtark vermehrt. II u. letzter Th. 1794. 496 S. 8.

Auch dieſen Theil hat Rec. eben ſo lehrreich und unterhaltend wie den erſten gefunden, und wird auch hier zum Beſten derer, die dieſes Werk nicht ſelbſt beſitzen, das Wichtigſte ausheben. Die ungeſunde Luft in *Rom* ſoll mehr dem Mangel an guten Policeyanſtalten als ſeiner Lage zuzuſchreiben ſeyn. Doch ſind auch die Veränderungen von Hitze und Kälte hier gröſser als in Neapel. Bey Vergleichung der Todtenliſten kann man für die Anzahl der jährlich Sterbenden mit ziemlicher Gewiſsheit den 25 Theil der ganzen Volksmenge annehmen. Indeſs iſt die Sterblichkeit hier weit ungleicher als in andern volkreichen Städten. So war z. B. 1768 mehr als der 17te Theil und 1781 mehr als der 16te Theil der Einwohner geſtorben; da hingegen in den J. 1774 und 75 kaum der 33te Theil mit Tode abgegangen iſt. Auffallend iſt die Menge der Hoſpitäler in Rom. Es gibt deren für Kranke, Arme, Alte, Reiſende, Waiſen, ſchwangere Weibsperſonen, kurz für jede Gattung nothleidender Menſchen. Daneben haben noch die meiſten europäiſchen Nationen ihre eigenen Hoſpitäler, worinn Geſunde, wie Kranke, die ihnen zugehören, aufgenommen werden können. Andere Hoſpitäler gehören den Handwerkszünften, z. B. den Bäckern, den Wirthen und Schiffleuten; ſelbſt die invaliden Dienſtboten des Pabſtes haben ihr eigenes Hoſpital. Das merkwürdigſte unter allen iſt das *Spedale di S. Spirito* am weſtlichen Ufer der Tyber. Sixtus V. lieſs es nach dem Plane des Antonio Sangallo erneuen und in ſeinen jetzigen Stand ſetzen. Die Anzahl der Kranken ſteigt gewöhnlich nicht höher als 4 500. Alle Gattungen von Kranken werden ohne Ausnahme aufgenommen. Der Arzt ſchreibt gewöhnlicher Weiſe ſeine Recepte nicht, ſondern nennt nur die Arzneyen, deren jede ihr eigenes Zeichen hat. Einer der Umſtehenden *Giovani* ſucht dann das Brettchen mit dem Zeichen auf, und hängt es ans Bett des Kranken, für den das Mittel bereitet werden ſoll. Ueberhaupt iſt die Einrichtung nicht die Vorzüglichſte. Für den Unterricht der *Giovani* aber iſt vortreflich geſorgt, und zum Behufe der Vorleſungen ein anſehnlicher höchſt ſehenswürdiger Vorrath von anatomiſchen Praeparaten vorhanden, den zwey Säle kaum faſſen können. Auch die Bibliothek iſt ſchön und zweckmäſsig. Von 11 Kranken ſtirbt in dieſem Spital nur einer. Von der Akademie. Die Vorleſungen der Profeſſoren ſcheinen wenig Zuſammenhang zu haben. So kündigte z. B. einer an, daſs er in der erſten Woche von der Maſtdarmfiſtel, in der andern von der Einimpfung der Kinderblattern, und in der dritten von der Abnehmung des männlichen Glieds handeln würde. *Joſ. de Roſſi* iſt ſeit *Saliceti's* Tode der berühmteſte Arzt in Rom, *Joſ. Flavioni* der geſchickteſte Anatomiker und Wundarzt. Das einzige öffentliche Naturalienkabinet iſt das *Muſaeum Kircherianum*; reicher aber iſt die Naturalienſammlung des Card. *Celada*. Auf der Akademie zu *Siena* iſt die philoſophiſche Facultät mit der Arzneywiſſenſchaft vereinigt. Die Anzahl aller öffentlichen Lehrer beläuft ſich nicht über dreyſsig. Auch hier ſind die langen Ferien ein Uebelſtand. Die meiſten Profeſſoren haben die Gewohnheit, ihre Zuhörer nach jeder Vorleſung zu examiniren. Das Hoſpital zu Siena kann gegenwärtig allen andern zum Muſter dienen. Alle Kranken, ohne Unterſchied ſelbſt der Religion, werden darinn aufgenommen. Man bedient ſich hier eben ſo häufig der Eidechſen gegen den Krebs, u. ſ. w. als anderwärts der Vipern. Das Findelhaus hat 1776. eine ſehr verbeſſerte Einrichtung bekommen. Was der Vf. über das groſse Hoſpital *di S. Maria Nuova zu Florenz ſagt*, verdient nachgeleſen zu werden. Die meiſten der übrigen Hoſpitäler ſind entweder mit dieſem vereinigt, oder ſtehen unter der Verwaltung deſſelben. Die Aerzte und Wundärzte ſind in ihren Curen ſo einfach als möglich, beſonders die Letztern. *Laguſi*, ein Deutſcher von Geburt, verdient unter den beſsten italieniſchen Aerzten eine der erſten Stellen, und in praktiſcher Kenntniſs übertrifft er ſie alle. *Felix Fontana*, einer der würdigſten Männer, die Florenz je in der Arzneywiſſenſchaft und Naturkunde hatte, iſt von Geburt ein Trientiner. Das Naturalienkabinet, das 39 Zimmer einnimmt, und an Schönheit und Pracht wohl alle in Deutſchland, und in einigen Stücken ſelbſt das Haager übertrifft, iſt ſeiner Aufſicht übergeben, und er kann alle Verſuche auf Rechnung des Groſsherzogs anſtellen. Ein Profeſſor der hohen Schule zu *Piſa* hat ſeine ganze Pflicht gethan, wenn er in einem Jahre 70 öffentliche und 100 Privatlectionen unentgeldlich gegeben hat. Verſchiedene Doctoren laſſen es bey den 70 bewenden, und andere, welche Aemter in Florenz haben, erſcheinen gar nicht in Piſa. Die Bäder von Piſa ſind herrlich eingerichtet; jedoch glaubt der Vf., daſs ſie ihres ausgebreiteten Ruhms ungeachtet bey genauerer Unterſuchung ihrer Beſtandtheile unſern deutſchen warmen Bädern weichen müſsten. In *Livorno* ſind nur 2 Krankenhäuſer, die ob ſie gleich in gutem Stande ſind, doch mit den Krankenhäuſern in Siena und Florenz nicht verglichen werden können. Um den *Golfo della Spezza* wächſt das beſste Oel in ganz Italien, das dem Provencer Oel nichts nachgibt. *Genua* hat 3 Krankenhäuſer, die zwar auſserordentlich reich und prächtig ſind, aber den toſcaniſchen in Rückſicht auf zweckmäſsige Einrichtung nicht beykommen. *Pavia* iſt für die Arzneywiſſenſchaft wenigſtens die merkwürdigſte Stadt in ganz Italien, und dieſen Ruhm verdankt ſie in neuern Zeiten dem groſsen Joh. Peter Frank. Das Hoſpital iſt jetzt im beſsten Stande. Das groſse Hoſpital in *Mailand*

Digitized by Google

land übertrifft an Pracht alle übrigen in Italien, und ſeine jährl. Einkünfte belaufen ſich auf 800000 Florent. Lire. Die mediciniſche Behandlung iſt vorzüglich. Das Findelhaus iſt jetzt vom Hoſpitale abgeſondert, und unterhält an 500 Kinder.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Frankfurt a. Main, b. Eſslinger: *Geiſt der peinlichen Geſetzgebung Deutſchlands.* Von *Julius Soden*, des H. R. R. Grafen. 2te Aufl. 1792. 1 Th. 400 S. 2 Th. 334 S. 8. (2 Rthlr.)

Braunschweig, in d. Schulbuchhandlung: *Leitfaden beym chriſtlichen Religionsunterrichte für die ſorgfältiger gebildete Jugend. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig*, von *J. H. Campe*, 3te Aufl. 1793. 136 S. 8. (4 gr.)

Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Die Vernunftlehre, als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in dem Erkenntniſs der Wahrheit, aus zwoen ganz natürlichen Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruchs hergeleitet*, von *H. S. Reimarus.* 5te Aufl. 1790. 457 S. 8. (14 gr.)

Danzig, b. Troſchel: *Erfahrungen des Lebens, oder das Geheimniſs ſich ohne Univerſal-Arzneyen Charlatane und Wundermänner, natürliche und teufliſche Magie geſund an Leib und Seele zu erhalten.* Herausgegeben von einen Laien. 2te Aufl. 1 Th. 1794. 128 S. 2 Th. 136 S. 8.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Romantiſche Geſchichten der Vorzeit.* 1 B. N. Aufl. 1794. 300 S. 8.

Ebend. b. Ebend.: *Haſper a Spada.* 1 B. N. Aufl. 1794. 380 S. 8.

Nürnberg, in d. Endterſch. Buchhandl.: *Entwurf eines neuen A. B. C. u. Leſebuchs, nebſt einigen kleinen Uebungen z. Bildung d. Verſtandes.* 2te Ausg. 1794. 40 S. 8.

Ebend. b. Grattenauer: *Geſchichte des Dörfleins Traubenheim*, von *J. J. Schlez.* 2te Aufl. 1794. 580 S. 8.

Braunschweig, b. Schröder: *Meditationen über verſchiedene Rechtsmaterien von zweyen Rechtsgelehrten.* 4ter B. N. Aufl. 1792. 332 S. 8.

Berlin, b. Wilh. Vieweg: *J. Marchand kurze u. deutliche Anweiſung zur Reitkunſt zum allgemeinen Gebrauch für die Kavallerie und für alle Liebhaber der Reitkunſt.* 3te Ausg. 1794. 104 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Meiſſen*, b. Erbſtein: *Zufällige Gedanken über die Uebergabe und Uebernahme der Ritterguther, beſonders über die Taxation als ein zur Entſchädigung unwahrſcheinliches Mittel (?) und die gewöhnlichen Uebergabungstermine als unſchickliche.* Von *J. M. Beyer*, Landwirth und Geometer. 1794. 83 S. 8. (5 gr.) Rec. iſt auf jede Schrift, die Aufklärung über die praktiſch ſo auſserordentlich wichtige Lehre von Pachtübernahmen und Uebergaben verſpricht, ſtets ſehr begierig. Bey der eben genanten aber ward ſeine Hoffnung gänzlich getäuſcht. Unter der gröſsern Zahl unreifer Gedanken und Vorſchläge verſtecken ſich einige gute und praktiſch brauchbare Bemerkungen, die doch nichts weniger als neu und vorzüglich ſind, und im übrigen ſieht man, ungeachtet der Kenner-Miene, die der Vf. ſich gibt, doch ſehr bald, daſs er keinesweges von feſten Grundſätzen ausgeht und die Sache ſelten anders, als einſeitig betrachtet. Seinen Geiſt ſicher zu beurtheilen, darf man nur horen, daſs er S. 81. durch die von ihm vorgeſchlagenen Cautelen und Bedingungen, die dem Pachter auferlegt werden ſollen, dieſen ſo einzuſchränken gedenkt, daſs er von der einmal eingeführten Wirthſchaftsordnung nicht abgehen dürfe! — „In dieſem Fall, ſagt er," S. 82. „würde eine Wirthſchaft ſo leicht nicht in Verfall „gerathen, und eine ſolche Einrichtung würde manchem ſonſt viel„wiſſenden Pachter die Grundſätze einer guten Wirthſchaft beſſer „anſchaulich machen, als wenn demſelben noch ſoviel aus den „beſten Büchern vorgeſaget wird; denn nur Anſchaulichkeit über„zeugt den gemeinen oder ſogenannten Alltagswirth. Will er „nun pachten, ſo kann er unter keiner andern Bedingung, als „er muſs die vorgeſchriebene Norm befolgen, deren Richtigkeit „vollkommen durchdacht und auf Erfahrung beruhen muſs," und die, ſetzen wir hinzu, bey allen Veränderungen der Zeit, der Witterung, äuſserer Umſtände u. ſ. w. unerſchütterlich und ungeändert bleiben muſs, d. i. eine Norm, die wir noch in keiner Wirthſchaft als möglich und mit dem Zweck der Wirthſchaft vereinbarlich kennen. Dieſer letztre fodert vielmehr augenblickliches Anſchmiegen an die veränderlichen Umſtände, und der gröſste Landwirth iſt immer der, welcher auch durch die unerwarteſten Ereigniſſe nicht auſser Faſſung geſetzt wird, vielmehr ſogleich Mittel findet, ſelbſt die feindſelig ſcheinende Natur zu zwingen, daſs ſie ihm nütze. Es iſt wahr, der Vf. will, auf derſelben Seite, nicht, daſs man dieſen Gedanken auf alle Pachter anwende. Er meynt nur diejenigen, welche ſich mit allem Vorſatz den Verbeſſerungen in landwirthſchaftlichen Dingen entgegen ſtemmen und gradezu alles neue verwerfen. — Allein werden Pachter von einem ſo geſchilderten Charakter ſich wohl auf Pachtungen einlaſſen, welche ſie zu Wirthſchaftsarten zwingen, die gegen ihre Ueberzeugung ſind? oder heiſst, wie wir glauben, dieſe Einſchrankung ſoviel als nichts geſagt? —

Schöne Künste. *Frankfurt u. Mainz*, b. Pech.: *Der gutherzige Sohn.* Luſtſpiel in 1 Ackt, nach Florian, von *Schmieder.* 71 S. Ein artiges Nachſpiel, womit Hr. S. das Theater bereichert. Die Sprache iſt hie und da mehr etwas vernachläſſigt, als mit dem, daſs die Handlung auf dem Lande vorgeht, zu entſchuldigen iſt. (Du haſt *gedrukſt* ſagt einmal der alte Meier, ſtatt an dich, oder hinterm Berge gehalten.) Einiger Grund hätte auch angegeben werden müſſen, weshalb Reichard eine Schuld von 300 Thalern 30 Jahre lang nicht einfodern wollte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. April 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Voſs u. Leo: *Handbuch für angehende Cameraliſten und Verſuch einer Beantwortung der Frage: Wie können die den Staaten ſo äuſserſt nothwendigen Cameralwiſſenſchaften zu mehrerer Vollkommenheit gebracht werden?* von C. F. F. 1ſter Theil. 1793. 1 Alph. 13 B. 2ter Theil. 1794. 1 Alph. 4 B. med. 8. mit 3 Kupf. (2 Rthlr.)

Der gröſste Theil des langen Vorberichts und der ganze 1ſte Abſchnitt des 1ſten Theils beſchäftigen ſich mit der auf dem Titel angegebnen Frage. Die Unterſuchung derſelben iſt aber mehr darauf gerichtet, das Studium dieſer Wiſſenſchaften auszubreiten, als dem Unterricht in demſelben eine gröſsere Vollkommenheit zu geben. Von der jetzigen Methode des akademiſchen Studierens ſind allerdings keine völlig brauchbare Cameraliſten zu erwarten. Die Urſache davon liegt aber nicht bloſs, wie der Vf. meynt, an den Lernenden, in dem Mangel an Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit jener Wiſſenſchaften, ſondern auch an den Lehrern. Die allermehrſten von ihnen haben ſich, nach erworbenen ſyſtematiſchen Kenntniſſen in der Naturlehre, Naturkunde, Botanik, Chemie, Mathematik und Technologie, bloſs durch Leſung cameraliſtiſcher Schriften, Nachdenken und höchſtens einige einzelne von Landwirthen, oder Cameraliſten ihnen mündlich, oder ſchriftlich ertheilte Nachrichten zum Lehramte der Cameralwiſſenſchaften gebildet; wobey es ihnen aber an der eben ſo nöthigen Kenntniſs und Uebung in der Modification und Anwendung der theoretiſchen Grundſätze bey der wirklichen Ausrichtung cameraliſtiſcher Geſchäfte gänzlich mangelt. Aus ihren Hörſälen ſind Jünglinge in ihr Vaterland zurückgekommen, deren Köpfe mit allen Ordnungen, Claſſen, Gattungen, Arten und Abarten des Pflanzen- und Thierreichs nach den Linneiſchen Syſtemen, mit den feinſten chemiſchen Experimenten in allen Luftarten u. ſ. w. und mit einem reichen Vorrathe idealiſcher, von ihren Lehrern in der Studierſtube künſtlich geſchnitzter Leiſten und Formen angefüllt waren, bey der Verwaltung cameraliſtiſcher Geſchäfte aber von allen jenen Kenntniſſen keinen zweckmäſsigen Gebrauch zu machen wuſsten. Daher die nun merklich verminderte Neigung, die Cameralwiſſenſchaften auf Akademien zu erlernen. Richtiger und brauchbarer iſt der akademiſche Unterricht in der Homiletik, in der Praxis der Jurisprudenz und der Medicin, wenn die Lehrer dieſer Wiſſenſchaften Prediger, praktiſirende Juriſten und Aerzte vorher waren, oder es noch ſind. Eben ſo wird der akademiſche Lehrer der Cameralwiſſenſchaften den Zweck ſeines Lehramtes zuverläſsiger erfüllen können, wenn er vorher einige Jahre durch Beſchäftigung mit Cameralſachen Kenntniſs und Erfahrungen davon eingeſammelt hatte, und wenn die Beſorgung der ökonomiſchen Angelegenheiten der Akademie überhaupt, beſonders der Landgüter, Meyerhöfe, Zehnten und anderer Grundſtücke, welche verſchiedene Akademien beſitzen, ihm, aber nicht nach häufiger Obſervanz, dem dergleichen Angelegenheiten unkundigen Profeſſor der Mathematik, oder einer andern damit gar nicht verwandten Wiſſenſchaft, oder dem akademiſchen Kaſſenadminiſtrator anvertraut wird. Alsdann wird es der von dem Vf. angerathenen beſondren Cameralſchulen, welche allemal mit groſsen Koſten und Schwierigkeiten verknüpft ſind, nicht bedürfen. Ueberdem hat er den Plan hier ſehr flüchtig und unvollſtändig hingezeichnet.

Daſs der Vf. nach keinem ſyſtematiſchen Plan verfahre, kann man ſchon aus der ſeltſamen Anordnung des Ganzen erkennen; noch auffallender aber leuchtet es aus der Behandlung der einzelnen Theile hervor. Im II. Abſchnitt, der von dem Ackerbau und der Viehzucht handelt, wird zuerſt von den verſchiedenen Arten, Beſtandtheilen, Kräften und Zubereitungen des Düngers, und von Bearbeitung und Beſtellung der Felder, und dann erſt von den Beſtandtheilen und dem Gebrauche der verſchiedenen Erd- und Getreidearten geſprochen; da man doch, nach des Vf. eigenen Lehrſätzen §. 47 u. 50. von dem Erſtern keine richtige Anwendung machen kann, ohne das Letztere zu kennen. Eben ſo wird in der Lehre von der ökonomiſchen Viehzucht, anſtatt zuvor die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten jeder Viehart und deren Kennzeichen zu beſtimmen, und hieraus die Regeln des Ankaufs, der Erziehung, Unterhaltung und Wartung herzuleiten, und dann erſt die entgegengeſetzten Fehler anzuzeigen, der Anfang des Vortrags mit dem Letztern gemacht. Zu dieſem Mangel einer ſyſtematiſchen Ordnung kommen nun noch hinzu *unrichtige* Lehrſatze, z. B. im §. 123 bis 127. woſelbſt Flachs, Hanf, Tabak, Rübeſaat und Oeldötter ſehr unbotaniſch zu den Getreidearten, und eben ſo fehlerhaft §. 152 u. 153. Waid und Krapp unter die Futter- und Nahrungskräuter mit gerechnet werden, §. 27. nach welchem alle Handwerker ohne Unterſchied den Städten zugeeignet und von den Dörfern gänzlich ausgeſchloſſen werden ſollen; ferner *Mängel in weſentlichen Theilen*, z. B. der gänzlich fehlende Unterricht von Benutzung, Cultur und Verbeſſerung der natürlichen Wieſen und von ihrem nöthigen richtigen Verhältniſſe gegen Viehzucht und Ackerbau, auch von der ſchicklichſten Abtheilung der Felder und der abwech-

Digitized by Google

fehlenden Ordnung ihrer Beſtellung; ingleichen *unerweisliche Behauptungen*, z. B. §. 20. daſs Faulheit, Hartnäckigkeit und Dummheit das Erbtheil *aller* Bauern ſey; §. 161. daſs der Ackerbau und die Viehzucht in Deutſchland überhaupt ſich *in ſehr ſchlechten* Umſtänden befinde. In vielen Fällen wird der angehende Cameraliſt die benöthigte Belehrung hier vergeblich ſuchen, z. B. wenn ihm bey Localunterſuchungen daran gelegen iſt, den Flächeninhalt eines Getreidefeldes, ohne Vermeſſung, oder die Hauptbeſtandtheile eines Bodens, ohne chemiſche Operationen, zu beſtimmen. Jenes hätte ihm §. 30. nach dem Maaſsſtabe der gewöhnlichen Ausſaat, und dieſes im 8ten Cap. des 2ten Abſchn. nach der Menge und dem Wachsthume der auf dem Boden beſindlichen wilden Pflanzen gelehrt werden ſollen. Daſs in der Lehre vom Ackerbaue aus bekannten ökonomiſchen Schriften, und beſonders in Beſtimmung der chemiſchen Beſtandtheile der verſchiedenen Arten des Düngers, des Getreides, der Futter- und Handelskräuter, aus *Rückerts* chemiſchen Unterſuchungen des Feldbaues viel, und manches ſogar wörtlich entlehnt iſt, hätte ſollen angezeigt werden. — Die Mittel, welche der Vf. zu Verbeſſerung des Ackerbaues und der Viehzucht vorſchlägt, ſind hauptſächlich: Abſchaffung der Brache, der gemeinen Hütungen, der ſchmalen Ackerbeete, der Frohndienſte, Vermeidung des Ankaufes fremder Pferde und Beförderung der inländiſchen Pferdezucht, Verbeſſerung der Zuchtkühe und Stammochſen, beſonders durch Herbeyſchaffung der letztern aus der Schweiz, Stallfütterung, beſſere Auswahl der Schafe, ihrer einmaligen Wollſchur und Unterlaſſung ihres Melkens, Einſchränkung der Schweine-, Gänſe- und Taubenzucht etc. Die Bemerkungen über dieſe Gegenſtände ſind aber für ein Handbuch viel zu weitſchweifig vorgetragen, während es dagegen an andern nöthigen Belehrungen (z. B. über Fiſcherey und Bienenzucht, welche in 4 §§. abgefertigt werden) öfters fehlt.

III. Abſchn. Von der Bevölkerung durch die Eingebornen des Landes, dann von der Bevölkerung durch Ausländer, und zuletzt von den Urſachen der Entvölkerung und den dagegen anzuwendenden Mitteln. Hier empfängt der cameraliſtiſche Lehrling wahre und zweckmäſsige Grundſätze, worunter jedoch einige, z. B. §. 320 u. 344. zur Verhütung ihrer Miſsdeutung, einiger Einſchränkung bedurften, und nicht für allgemein und unbedingt gültig angegeben werden konnten. Aeuſserſt ſelten iſt freylich der Fall einer Uebervölkerung, aber doch immer möglich, wenn die Volksmenge gröſser, als die Summe aller in einem Staate, nach ſeiner phyſicaliſchen und politiſchen Lage und Beſchaffenheit, vorhandenen und zu erlangen möglichen Ernährungsmittel iſt. Denn da die Letztern nicht bis ins Unendliche fortgehen; ſo würde die unbegrenzte Vermehrung der Erſtern, ohne alle Rückſicht auf jene, offenbar ſchädlich, und der cameraliſtiſchen Klugheit entgegen ſeyn. Hiemit würde es gleichfalls nicht übereinſtimmen „alle „Fremden alsdann aufzunehmen, wenn ſie in andern „Ländern Verfolgung erlitten haben, oder ſonſt unglück„lich geweſen ſind, und keine ſchweren Verbrechen „begangen haben," weil hiegegen oftmals, wie jetzt bey den franzöſiſchen Flüchtlingen, andere wichtige Bedenklichkeiten vorwalten können.

IV. Abſchn. Ueber die Anordnung und Verwaltung der von den Gütern und Erwerbsmitteln der Unterthanen zu erhebenden Steuern. Es werden zuerſt die Quellen des Staatsvermögens, die Gründe des Beytrages der Unterthanen hiezu, und die Regeln der Verwaltung dieſes und des Privatvermögens, dann die Verhältniſſe und verſchiedenen Arten der Abgaben, hierauf die von den Landleuten zu entrichtenden Abgaben, nach Maaſsgabe vorgängiger Vermeſſung und Taxation der Grundſtücke, und endlich die Perſonal- und Gewerbſteuern in Erwägung gezogen. Hier zeigt ſich gleich Anfangs (§. 359.) eine Unvollſtändigkeit in dem Begriffe vom Staatsvermögen. Dieſes beſteht nicht bloſs in den landesherrlichen Domänen und in den Beyträgen, oder Abgaben der im Staate lebenden Unterthanen, ſondern auch in den Einkünften von den landesherrlichen Regalien. Unter den verſchiedenen Arten von Abgaben verwirft der Vf. die Acciſe von Materialien der Gewerbe, von den daraus entſtehenden Producten, und von Lebensmitteln, und die Tobaksſteuer gänzlich und erklärt jene für allgemein nachtheilig, und ganz unſchicklich, und dieſe für gehäſſig, welches doch von einer vernünftigen Einrichtung der Acciſe durchaus nicht gilt, noch gelten kann, wenn, nach dem Unterſchiede der entweder zum Wohlleben, oder zur Bequemlichkeit, oder zur allgemeinen Nothdurft gehörigen Sachen, die Erſtern mit höhern, die Zweyten mit geringern und die Letztern mit gar keinen Impoſten belegt werden: weil dieſe alsdann den die erſten beiden Artikel mehr verbrauchenden reichen Unterthan am ſtärkſten, den Unbemittelten aber am wenigſten treffen. Die hingegen von dem Vf. angerathene und beſchriebene Feſtſetzung aller Abgaben auf die Grundſtücke, auf die Viehnutzung, auf die Gewerbe und auf Perſonen iſt in verſchiedenen deutſchen Staaten ſo ſchicklich angeordnet, daſs die Steuerverfaſſung in *allen* Ländern Deutſchlands nicht (wie §. 400. geſchehen) der Uebermaſse, ungleicher Vertheilung und ungeſchickter Erhebungsarten mit Wahrheit beſchuldiget werden kann.

V. Abſchn. Von der Forſtwiſſenſchaft. Das gewöhnliche Forſtweſen wird wegen vielfältiger Fehler getadelt und der Urſprung des Holzmangels angegeben. Darauf folgen die gegen dieſen Mangel anzuwendenden Mittel, die Verſchiedenheit der Holzarten, die Vertheilung ſowohl der Laub- als Nadelhölzer in gewiſſe Schläge, die Einſammlung und Verwahrung der Saamen von den Waldbäumen, die Cultur der Forſten durch Beſaamung der Gehäge, durch anzulegende wilde Baumſchulen und durch Verpflanzungen, und endlich die zur Erſparung des Holzes dienſamen Mittel. Hier findet der cameraliſtiſche Lehrling einen aus den beſten forſtwiſſenſchaftlichen Schriften geſammelten kurzen, richtigen und brauchbaren Unterricht von Behandlung und Benutzung der Forſten, auch am Schluſſe eben ſo richtige und anwendbare Mittel zur Holzerſparung.

In

Digitized by Google

In dem *zweyten Theile* handelt der I. Abſchnitt von dem ländlichen Bauweſen: Zuerſt von den dabey vorfallenden gewöhnlichſten Fehlern, worauf alsdenn Anweiſungen folgen über die beſte Anlage und Einrichtung ländlicher Gebäude überhaupt, und dann in Rückſicht auf ihre Feſtigkeit, Bequemlichkeit und Ordnung inſonderheit, ferner über die Wahl und die Anwendung der Baumaterialien, über die Waſſerleitungen und einige andere Gegenſtände des ländlichen Bauweſens, über die Erbauung eines auf etwa 4 bis 6 Hufen Land eingerichteten Bauerhofes und über die einen ſolchen Bau betreffenden Koſtenanſchläge zu ertheilen. Hiemit wird ſich auch der angehende Cameraliſt in den mehrſten Fällen forthelfen können: da er hier richtige und durch genaue Berechnungen, auch Grund- und Standriſſe hinlänglich erläuterte Begriffe und Vorſchriften findet. Nur hätte der Vf. bey ſeiner vorgeſchlagenen Einrichtung der Bauerhöfe einen ſo weſentlichen Theil, als die Getreide- oder Schütteböden ſind, auch die Anlage und Einrichtung der wirthſchaftlichen Gebäude eines Domänen- oder andern groſsen Landguts, wenigſtens in ſofern nicht vergeſſen ſollen, als bey dieſen doch ſehr viel darauf ankommt, wie dieſen Gebäuden eine ſolche Ordnung und Einrichtung zu geben ſey, daſs dadurch ein bequemer und vortheilhafter Betrieb der Wirthſchaft bewirkt, und der Landwirth in den Stand geſetzt wird, den ganzen Hof und alle ihn umſchlieſsenden Wirthſchaftsgebäude zu beobachten.

Minder ausführlich und hinlänglich handelt der II. Abſchn. in 2 Cap. von der Bergwerkswiſſenſchaft, und zwar zuerſt von der Aufſuchung, Gewinnung und Benutzung der Mineralien, und hierauf erſt von der Eintheilung des Mineralreiches; alſo gerade in verkehrter Ordnung und Folge auf einander.

III. Abſch. Ueber die Domänen. Zuförderſt allgemeine, in der Benutzung jener Güter zu beobachtende Grundſätze, dann einige angerathene Mittel zu ihrer geſchwinden und dauerhaften Verbeſſerung, hierauf Vorſchriften und Formulare zur Abfaſſung der Kauf-, Pacht- und Nutzungsanſchläge und zuletzt eine Unterſuchung der Urſachen des Verfalls der mehrſten adelichen Güter, nebſt Vorſchlägen zur Verhütung ihrer häufigen Sequeſtrationen. Das letztere gehört gar nicht in den Bezirk der eigentlichen Cameralgeſchäfte, und folglich auch gar nicht hieher. Dafür hätte der Vf. im 1. Cap. als Mittel die Domänengüter zu benutzen, nicht bloſs Verpachtung und Adminiſtration anführen, ſondern auch von der Verwandlung einiger Pertinenzen ſolcher Güter in Erbzinsgüter, von der in neuern Zeiten ſo häufig empfohlnen, auch in einigen Staaten bewerkſtelligten Zerſtückelung ganzer Domänengüter und ihrer Vertheilung unter einzelne Pächter, und von den dabey in Erwägung zu ziehenden Vortheilen und Bedenklichkeiten etwas erwähnen ſollen. Rec. muſs es ſogar auf die Gefahr ankommen laſſen, daſs er von dem Vf. zu den alten Cameraliſten gerechnet werde, gegen welche er (§. 173.) ſo heftig declamirt, und die er als Leute beſchreibt „vor deren Reden über die Landwirthſchaft man die Ohren zuhalten möchte, welche „bloſs käuen, was ihnen die Bauern vorgekauet haben" etc. Er wagt es indeſſen trotz jener Gefahr, den Behauptungen (§. 167—175.) „daſs die landesherrlichen „Domänengüter durch Adminiſtration am beſten benutzt „werden können, und daſs ein ſolches Gut ſelbſt von „einem zum Adminiſtrator beſtellten ökonomiſchen Pfu„ſcher beſſer beſorgt werde, als von einem Pächter," geradezu zu widerſprechen. Seine Gründe hiezu ſind: daſs es dem richtigen allgemeinen Grundſatze: der Landesherr ſey, ſo wenig mittelbar, als unmittelbar, weder Kaufmann, noch Fabrikant, entgegen iſt, wenn ein ſehr groſser Theil des Handels mit den unentbehrlichſten ländlichen Producten, Getreide, Vieh, Wolle, Flachs, Butter, Käſe etc. durch die Adminiſtration der Domänen in ſeine Hände kommt; daſs zur beſtmöglichſten Verwaltung des Staatsvermögens ſichere Etats der Einnahme, und folglich auch von den Domänengütern durchaus erfoderlich, dieſe aber von den Adminiſtrationen nicht zu erlangen ſind; daſs durch die Verwandlung der Pachtungen in Adminiſtrationen der landesherrlichen Cammer die ganze Laſt aller Unglücksfälle beym Haushalte aufgebürdet, ihr durch die Abfindung der Pachter, wegen Cautions- und Meliorationsgelder, ein ungeheurer Koſtenaufwand; auch die Vertreibung vieler bemittelter Pächterfamilien aus dem Lande verurſacht wird; daſs gegen das einzige von dem Vf. (§. 175.) angeführte Beyſpiel unzählige Fälle vorhanden ſind, da von der Adminiſtration, nach Abzuge der Zinſen des verwendeten Capitals, der Adminiſtrations- und übrigen Haushaltskoſten, der Unglücksfälle etc. kaum ſo viel, als der ehemalige Pachtertrag, oft weit weniger, erfolgte, da der Adminiſtrator ſich ſehr gern mit dem feſtgeſetzten Gehalte und einer aus dem Haushalte wohl beſetzten Tafel begnügte, weil er den Vortheil aus dem heimlichen Betriebe eines Nebengewerbes, z. B. eines Getreide- oder Viehhandels, gewiſſer und einträglicher, als den ihm verſicherten Antheil aus dem vergröſserten Ertrage des Haushalts fand; daſs Rec. ſich in einer Gegend befindet, woſelbſt der Ertrag der verpachteten Domänengüter, zu deren Verpachtung auf 9—12 auch 18 Jahre man gegen gute Hauswirthe und ſichere Bezahler gern geneigt iſt, durch die Anwendung der neueſten ſicherſt Verbeſſerungsmittel, um $\frac{1}{3}$ auch zum Theile aufs Gedoppelte iſt erhöhet, und zugleich von ſolchen Pachtinhabern auch unter den Bauern, durch Anweiſung und Beyſpiel, wichtige einträgliche Haushaltsverbeſſerungen ſind bewirkt und verbreitet worden; und endlich daſs bey den Pachtern die Gewiſsheit des ganzen eigenen Genuſſes des Erworbenen und Erſparten eine ſtärkere Triebfeder der Induſtrie iſt, als bey den Adminiſtratoren die Gewiſsheit des Genuſſes nur eines kleinen Theils davon: da die Letztern durch die gleichergeſtalt, wie bey Bezahlung der Pachtgelder, feſtgeſetzte vierteljährige, oder gar monatliche Ablieferung ihrer baaren Vorräthe gemeiniglich auſser Stand geſetzt werden, nützliche Verbeſſerungen zu unternehmen, hingegen die etwan zugeſtandene lange Zurückbehaltung dieſer Vorräthe oft Veranlaſſung

Digitized by Google

gibt, daſs ſie ſolche entweder zu ihren Privatvortheile miſsbrauchen, oder um ſo mehr, zum Schaden des Publicums, darauf bedacht ſind, durch Anhäufung ihrer Naturalvorräthe ihre Vertheurung, dadurch einen höhern Ertrag und hiedurch eine Vergröſserung ihres Antheils davon zu bewirken. Beſonders iſt es eine der evidenteſten Wahrheit widerſprechende Ungerechtigkeit, die ſämmtlichen Domänenpächter tief unter alle ökonomiſchen Pfuſcher (§. 173.) herabzuſetzen. — Was der Vf. im 2ten Cap. zur geſchwinden und dauerhaften Verbeſſerung der Landwirthſchaft überhaupt, und der Domänengüter inſonderheit angerathen hat, beſteht in den läugſt bekannten, auch ſchon häufig in Ausübung gebrachten Mitteln des Anbaues der Futterkräuter, der Stallfütterung, der Aufhebung der Gemeinheiten etc. Ueber die Kauf-, Pacht- und Nutzungsanſchläge findet der Cameraliſt im 3ten Cap. nichts weiter, als den Entwurf eines Anſchlages von der letztern, aber keinen von der erſtern Art, auch keine Grundſätze ihrer Abfaſſung, und nur wenigen unzureichenden Unterricht von Pachtübergaben.

IV. Abſchn. Von den allgemeinen Grundſätzen der Policey, von den Gegenſtänden der ländlichen Policey, von ihren gewöhnlichen Fehlern, und deren übeln Folgen, und von den zur Verwaltung dieſer Policey zu beſtellenden Perſonen und ihren Dienſtverrichtungen. Hier ſind auch ſolche Anweiſungen eingemiſcht, welche in den Bezirk der Landwirthſchaft gehören, z. B. zur Verbeſſerung der Wieſen und der Viehzucht, zur wirthſchaftlichen Benutzung der Waldungen und ſogar, ganz umſtändlich, zur Erziehung und Wartung einiger Gartengewächſe, als Spargel, Meerrettig, Gurken, Zwiebeln, Vitsbohnen etc.

Ungeachtet des Guten, was dieſes Handbuch theilweiſe leiſtet, kann es doch, wie aus unſrer Anzeige erhellet, für keine hinlängliche Belehrung des angehenden Cameraliſten gelten, und ſogar in gewiſſem Betrachte ſchädlich werden. Genugſame Beweiſe von jener Unvollſtändigkeit ſind einige ſchon vorhin angezeigte Lücken, und beſonders der gänzliche Mangel des Unterrichts von einigen Cameralregalien, z. B. vom Poſt-, Münz-, Jagd-, Geleit- und Zollweſen (bloſs Erwähnung des Letztern, ohne weitere Belehrung Th. I. §. 364.) ingleichen von Cameraletats und Rechnungsweſen, und die unbedeutenden Bruchſtücke (§. 163. 205.) von Behandlung und Schlieſsung der Pachten, von Pachtabnahmen und Uebergaben. Zu der Beſorgniſs, daſs es ſelbſt ſchädlich werden könnte, gibt die Art des Vortrages gegründete Veranlaſſung: da alle nur irgend in cameraliſtiſchen Angelegenheiten anzutreffenden Fehler, aufgeſucht und aufgezählt ſind, und häufige Beſchuldigungen der Unwiſſenheit und Unredlichkeit gegen diejenigen, welche damit zu thun haben, vorkommen. Hiegegen muſs freylich der angehende Cameraliſt gewarnt werden, und dies kann durch deutliche, richtige und vollſtändige Regeln ſeines Verfahrens, und durch kurze Bemerkungen der Arten der Verſündigungen dagegen, füglich und hinlänglich geſchehen. Allein durch die von dem Vf. gewählte Lehrart werden gewöhnlich ehrſüchtige Neulinge in Cameralgeſchäften mit überſpannter Einbildung von ihren beſſern Einſichten, mit gehäſſigtem Argwohne gegen die ihnen untergeordneten, oder mit ihnen im gleichen Verhaltniſſe ſtehenden Perſonen, und mit unbedachtſamer Reformationsſucht angeſteckt; kurz, in Menſchen verwandelt, auf welche *von Hagedorns* Beſchreibung völlig paſst:

> Es gibt ein Volk, das immer lernen ſollte,
> Und immer lehrt.
> Dies iſt das Volk, das man *nie* hören wollte,
> Und *täglich* hört.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *München*, b. Lentner: *Verſuch über die anwendbarſten Grundſätze bey Cultur-Prozeſſen und Theilungen der Gemeinheiten.* Von *Lt. A. H.* 1794. 102 S. 8. (5 gr.) Dieſe Schrift iſt theils der Rechtfertigung der Gemeinheitstheilungen überhaupt, theils der Darſteilung eines Princips beſtimmt, das ihnen zum Grunde gelegt werden ſoll. Die Vertheilung der Gemeinheiten nemlich, ſoll nicht nach dem allgemeinen Verhältniſs der Ausdehnung des Güterbeſitzes, ſondern ſo geſchehen, daſs die Theilnehmer in einige, möglichſt wenige, Claſſen getheilt, und dieſen nach einer mit ihrer Gröſse fortwachſenden arithmetiſchen Proportion von 4. 6. 8. die Theile angewieſen werden ſollen. Nur ſo würde die zweckwidrige Folge vermieden werden können, daſs die Theile der ärmern Gutsbeſitzer zu klein und unnutzbar würden. — Freylich erſchöpfen dieſe Bogen jenen Zweck weder in der einen noch in der andern Rückſicht: am allerwenigſten entſprechen ſie dem, was ihr Titel vermuthen läſst. Indeſſen zeigt der Vf. doch ſo viel Kenntniſs des Gegenſtands, daſs wenigſtens für ſein Locale (denn auf dieſes ſchränkt der mit Provinzialismen durchwebte und auch ſonſt undeutſche Stil der Schrift faſt ganz ſie ein) dieſe Arbeit durch mehrere Verbreitung der richtigern Grundſätze über jene Seite der Culturverbeſſerung und durch Entkräftung der gewöhnlichſten Einwürfe, dennoch nicht ohne Nutzen ſeyn möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. April. 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Brion, Buiſſon u. a: *Voyage dans les Départements de la France, enrichi de Tableaux Géographiques et d'Estampes;* par les Citoyens *J. la Vallée* pour la partie du texte, *Louis Brion* pour la partie du deſſin, et *Louis Brion* père pour la partie géographique. 24—31ſtes Heſt. 1793. 8. (Jedes Heſt von 2—3 Bogen koſtet zu Paris 50 Sous.)

Fortgeſetzt unter dem Titel:

Voyage dans les Départements de la France, par une ſocieté d'artiſtes et gens de lettres, enrichi etc. 32 bis 34 Heſt. 1793. 8. (Dieſe letztern Heſte koſten der Theurung des Papiers und Drucks wegen jedes 10 Sous mehr.)

Ohne die vielen verächtlichen jakobiniſchen Invectiven, geſuchten Abſchweifungen und Declamationen alle anzumerken und zu rügen, fahren wir fort, den Hauptinhalt auszuzeichnen.

24. Heſt. *Département de la Marne;* vordem ein Theil von Champagne und Brie, iſt nichts als eine kahle ſandigte Ebne, hat aber Ueberfluſs an treflichen Weinen; *Chalons*, der Hauptort; merkwürdig durch den Rückzug des Herzogs von Braunſchweig 1792. Ritterfeſte dieſer Gegend in den Zeiten der Kreuzzüge. Anekdote, die Vergiftung der berühmten Schauſpielerin *le Couvreur* betreffend. *Sainte-Menehould* — denkwürdig durch Ludwigs XVI Arretirung, — war der Geburtsort von *Robert Sorbon*. Geſchichte der Verwüſtung der Stadt *Vitre ſur Marne* durch den excommunicirten Ludwig VII. *Rheims* iſt reich an Manufacturen und Fabriken aller Art. Viel Verläugnung iſt es wahrlich, für einen *Jacobiner*, daſs der Vf. den Namen des hier gebornen *Jacques Clemens* „mit Abſcheu ausſpricht, und die Blätter in der Geſchichte zerreiſsen will, auf welchen ſich ähnliche Namen finden," — weil dieſes Ungeheuer aus *religiöſem* Fanatismus einen *König* mordete; gerade als ob irgend ein Fanatismus ein Verbrechen heiligen könnte. — Die ehemalige heilige Salbungsflaſche der Könige von Frankreich zu Rheims. — *Epernai.* Die kleine, jetzt unbedeutende, Stadt *Sezanne* iſt wegen ihres hohen Alters und wegen mannichfaltig erlittner Unglücksfälle, Einäſcherungen u. dgl. merkwürdig.

25 Heſt. *Depart. de l'Aube*, vordem ein Theil von Champagne und Burgund. Ein dürrer unfruchtbarer Strich Landes, und deswegen in der gemeinen Volksſprache *Champagne pouilleuſe* genannt, wogegen ſich der Vf. in der partheyiſchen Vorausſetzung, die *Reichen* hätten dieſen Spottnamen erfunden, heftig ereifert. — Die Armuth der Natur wird durch den Arbeitsfleiſs der Menſchen erſetzt; beſonders hat das Dep. viele und ſehr vollkommne Webereyen aller Art. *Troyes* der Hauptort. Hieher ward 1787 das Pariſer Parlement verwieſen, und dadurch der erſte Grund zu der ausbrechenden Revolution gelegt. — Grabmal *Abelards* und *Heloiſens* in der Abtey *Paraclet*, (nebſt einem treflichen Blatt, worauf die Gräber der beiden Liebenden dargeſtellt ſind). Ein einfacher Grabſtein deckt zu den Füſsen des dem Stifter dieſer Abtey gewidmeten Denkmals den Ueberreſt der Aſche ſeiner Heloiſe, einſt ein Ort der Thränen für ſo manche unglückliche Nonne, wovon hier eine rührende Anekdote erzählt wird. Sehr leſenswerth iſt die Charakteriſtik Abelards. — *Bar-ſur-l'Aube*, wo die berüchtigte Intriguantin *de la Motte* arretirt ward, hier *femme celèbre* genannt, *dont l'innocence eſt démontrée.* — Die Abtey *Clairvaux* war eine der reichſten und prächtigſten Hauptreſidenzen der ehemaligen franzöſiſchen Mönche. Der Pabſt Eugen III, (hier *Pape par la colère de Dieu* treffend genannt,) war Kloſterbruder in dieſer Abtey.

26 Heſt. *Depart. de l'Yonne*, vordem ein Theil von Burgund, Champagne und Orleanois. *Sens.* Hieher zog ſich der Biſchof *Thomas Beket* zurück, als er aus England vertrieben ward. Charakteriſtik dieſes merkwürdigen Mannes und des *Dauphin*, Vaters Ludwig XVI. Der Vf. nimmt, indem er das Bataillon d'Yonne nennt, welches ſich der Verrätherey des Gen. Dumouriez widerſetzte, Gelegenheit, einiges Licht über den Charakter dieſes räthſelhaften Mannes zu verbreiten. Er ſchildert ihn als einen eiteln, unklugen, eigennützigen und herrſchſüchtigen Egoiſten, und zieht eine Parallele zwiſchen ihm und *Cromwell.* „*Ce que ſauva la France*, heiſst es unter andern in Hinſicht der abſtechenden Charakterähnlichkeit dieſer beiden, *c'eſt, que Doumouriez eut la foibleſſe de compter ſur les hommes; de toutes les ſottiſes la plus grande, que puiſſe commettre un chef de conjurés. Cromwell, bien plus habile, ne compta jamais les hommes pour rien, tandis qu'il ſe comptoit ſeul pour tous; auſſi Cromwel parvint à ſon but ſans l'indiquer; tandis que Dumouriez ne fit qu'indiquer le ſien, ſans y parvenir* — Holen von *Arcy.* Das auf einem Granitfelſen erbauete Schloſs *Avallon.* *Auxerre* die Hauptſtadt des Departements. — *Tonnerre.*

27 H. *Depart. de Seine et Marne*, vordem ein Theil von Isle de France und Brie. Alle Hände ſind hier mit dem Ackerbau und der Viehzucht beſchäftigt; dagegen iſt die Viehzucht geringe. *Montereau.* Schloſs-Gärten von *Fontainebleau.* Der ſchändliche Mord des

Digitized by Google

des Liebhabers der K. Chriſtine von Schweden, *Monaldeſchi*, welcher in dieſem Schloſs auf ihren Befehl geſchah, wird hier mit einem ekelhaften Detail erzählt, wovon die Geſchichte nichts weiſs. Es iſt aber des Vf. Gewohnheit, die hiſtoriſche Wahrheit ſeinem Königshaſs zu opfern, wenn es darauf ankommt, ein Gemälde dieſer Art auszumalen. — *Melun*, Hauptort des Departements. *Meaux*.

28 H. *Départ. de Loiret*, vordem ein Theil von Orleanois: Philoſophiſche und ſentimentaliſche Schwärmerey über den Wald von Orleans, den ehemaligen Aufenthalt mehrerer Räuberbanden, wovon Anekdoten mitgetheilt werden. Hiſtoriſche und Local-Bemerkungen über *Orleans*, den Hauptort dieſes D. — *Montargis*. Die hier mit vielem Wortaufwand vorgetragene Erzählung von dem Hunde, welcher, von ſeinem Herrn im Irrthum erſchoſſen, noch ſterbend zu dem von dieſem verlornen Geldbeutel zurückkehrt, findet man längſt in den meiſten Leſebüchern für Kinder. — Nachrichten von einigen, in dieſem Dep. gebornen, berühmten franzöſiſchen Gelehrten.

29 H. *Départ. de Loire et du Cher*, vordem ein Theil von Orleanois, Beauſſe und Barri. Die reizenden fruchtreichen Ufer der Loire. Der Garten Frankreichs, auch in Anſehung des milden und heilſamen Klimas. Die „*ſpectres impurs*“ der Ludwige, Karl und Heinriche, verfolgten hier den Vf. (!), er konnte deswegen dieſe Schönheiten der Natur nicht genieſsen. Die Induſtrie iſt nicht groſs in dieſem D., aber der natürlichen Producte ſind deſto mehr. Die Behauptung, daſs man zu *Blois*, dem Hauptort des D., das reinſte franzöſiſch rede, erklärt der Vf. für Vorurtheil; die Sprache werde vielmehr durch einen falſchen Accent, und durch viele Provincialismen entſtellt. Rec. erinnert ſich noch mit Vergnügen der reinen und wohlklingenden Sprache und des feinen Ausdrucks, die er vor 10 Jahren ſelbſt von Taglöhnern in *Blois* gehört hat, eben wie dies mit dem Italieniſchen in Siena der Fall iſt. Die wohlerhaltne, und noch jetzt benutzte, römiſche Waſſerleitung bey Blois iſt eine der ſchönſten Reſte des Alterthums in Frankreich. Geſchichte des Mordes des Herzogs von *Guiſe* 1588 durch Heinrich III. — *Vendome* der Geburtsort des bekannten alten franzöſiſchen Dichters *Ronſard*.

30 H. *Depart. de l'Eure et du Loir*, vordem ein Theil von Orleanois, Beauſſe, Perche und Isle de France, iſt bloſs reich durch Ackerbau; dafür fehlen Wälder, Wieſen, Weinwachs und Obſt. Auch hat es Mangel an Waſſer; daher alle gegrabne Brunnen von auſserordentlicher Tiefe ſeyn müſſen. *Chartres* der Hauptort. — Ueber den Dienſt der Druiden, über Menſchenopfer und Religionsmiſsbräuche. In der Kathedralkirche zu Chartres ward eine groſse Sonne von Gold aufbewahrt, welche an Feſttagen von vier Baronen zur Schau getragen ward; jetzt iſt ſie von vier Bürgerlichen in die *Münze* getragen. Charakteriſtiſche Züge der F. v. *Maintenon* und der *Diane de Poitiers*, Heinrichs II Maitreſſe.

31 H. *Depart. de l'Eure*, vordem ein Theil der Normandie. *Evreux*, der Hauptort. Feyerlicher Einzug der neuen Biſchöfe von Evreux. Hierbey, in einer Note, eine etwas üppige Beſchreibung eines *biſchöflichen* Bachanals in der Vorbereitungsnacht zur neuen Weihe eines Biſchofs i. J. 1775. Vollkommen gleichen dieſe, zwiſchen Wein und Liebe getheilten, Orgien, welche von ſieben Biſchöfen und dem zu weihenden Prälaten gehalten wurden, den wollüſtigen Auftritten im vormaligen Palais royal, nur mit dem Unterſchiede, daſs jene in dem Hauſe einer engen Gaſſe, in einem prächtigen Saal des 4ten Stockwerks gefeyert wurden. Ein Abbé ſpielte dabey die Rolle eines *maître des plaiſirs*, und führte ſeinen Freund durch viele dunkle Irrgänge und Treppen dazu ein. *Il etoit jour* (ſo endigt die Erzählung,) *quand C... D... regagna ſa maiſon: il avoit beſoin du repos; mais des cloches bruyantes le chaſſerent de ſes yeux. C'etoit la ceremonie qu'elles annonçoient. Il y courut: ſes collègues nocturnes, ſurchargés d'or et de pierreries, entourés d'encenſoirs et de luxe, les yeux baiſſés, la fauſſe vertu ſur le front, pavanoient lentement leurs membres fatigués. C... D... rit beaucoup, mais tout bas, car le peuple à genoux prenoit la pâleur des prelats pour les excès de la penitence.* Züge aus der Geſchichte des unglücklichen Grafen *Robert von Eſſex*, der, von dem Geburtsort eines ſeiner Voraltern, den Beynamen *d'Evreux* führte. Beſchreibung einiger unſinnigen Ceremonien, die im Mittelalter, und ſpaterhin noch, in der Kathedralkirche zu Evreux unter dem Namen *l'Obit de la bouteille* und das *Feſt des erſten Mays*, gefeyert wurden. Die erſtere war die Feyer des Namensfeſtes eines ehemaligen Canonicus in dieſem Stift, Namens *la Bouteille*, der ausdrücklich dazu ein Legat hinterlaſſen hatte. Bey einer jährlichen Todtenmeſſe war das im Chor ausgebreitete Leichentuch mit vollen *Bouteillen* beſetzt. Die Officianten fielen nach geendigter Meſſe darüber her, und die geleerten Bouteillen wurden ſo lange mit vollen Flaſchen wieder erſetzt, *jusqu'à ce que les officians euſſent beſoin qu'à leur tour on ſut les enterrer dans leur lit.* Das zweyte Feſt war vollkommen ein Faſtnachtsſpiel. Die vermummten Chorſänger zogen mit grünen Zweigen, den Erſtlingen des Mays, während der Meſſe, unter Trinken, Singen und Tanzen in die Kirche, wurden hier von den Chorknaben verjagt, und überlieſsen ſich dann in dem Schiff der Kirche den tollſten Ausſchweifungen wilder Bachanten. Es iſt bekannt, daſs in mehrern Gegenden von Frankreich noch in unſerm Zeitalter ähnliche religiöſe Mummereyen und Orgien gefeyert wurden: aber man ahndete wohl kaum, daſs gerade dieſe unſinnigen, unter dem heiligen Panier gehaltnen, Spiele bey dem Volk Geringſchätzung und Verachtung der Religion wirkten, und gewiſſermaſsen die Epoche des gänzlichen Umſturzes derſelben vorbereiteten. — Romantiſche Lage von *Vaudreuil*.

Dieſes 19te Heft wurde darum nicht in ſeiner Ordnung geliefert, weil, nach der Aeuſserung des Vf., dieſes neue Departement von Frankreich damals noch nicht organiſirt war. Ohne ſich auf die Frage einzulaſſen: welches Schickſal, bey der jetzt ſo ſehr veränderten Lage der Gränzen Frankreichs und bey dem wechſelnden Kriegsglück, dieſer neuen Organiſation Savojens und deſſen Rangirung unter die franzöſiſchen

Depar-

Digitized by Google

Departements, künftig bevorſtehe; und für was das *ci-devant* auf dem Titel, ſo wie die Behauptung des Vf. *„que le Departement du Mont-blanc ſe claſſa dans le temple de la gloire, et qu' une baguette de plus ſ'unit à l'indiviſible (?) faiſceau de la republique françaiſe,“* gelten konne? beſchrankt ſich Rec hier bloſs auf die Inhaltsanzeige dieſes Hefts.

Das Depart. vom *Mont-blanc* hat 480 Franz. Quadrat Meilen und 384000 Einwohner und gehört zu der Metropole von Lyon. Es iſt in 7 Diſtricte getheilt, welche 83 Cantons und und 653 Municipalitäten enthalten. Zum National-Convent ſchickt es 10 Deputirte. — Charakteriſtick der zum Auswandern gewöhnten Savojarden. Geſchichte des Landes und ſeiner Regierungsform; unter welchen das letzte, freylich nicht gelindeſte Gouvernement, in der Manier des Vf. mit den ſchwarzeſten Farben geſchildert wird. *„Nul homme“* — ſo heiſst es unter andern — *n'etoit ſûr, ſi le ſoir il ne ſerait tiré à quatre chevaux. (!).* — Hierauf folgt eine lange Declamation über die — Regeneration dieſes Landes und über die Wirkung des den Einwohnern nunmehr zugeführten *etendard tricolor de la liberté.* — *Chambery* iſt der Hauptort des D. und die Vaterſtadt des berühmten Abbé *St. Real.* Local Bemerkungen, dieſe Stadt und *Annecy* betreffend. — Einige allgemeine Züge der erhabenen Naturſcenen des gebirgigten Savojens. Das Hoſpitium auf dem St. Bernard. Das von dem Vf. entworfne Bild des ſinkenden Tages, deſſen letzte Stralen an den glänzenden Spitzen der Eis und Schneeberge noch lange verweilen, iſt gut gerathen. — Geſtalt der Einwohner und ihre bisher ſo ſehr vernachläſsigte Bildung, beſonders in Anſehung der Kenntniſs und Bearbeitung ihres vaterländiſchen Bodens. Die 5 Kupfertafeln enthalten die, ſchlecht gerathne, Anſicht des Mont-blanc, den Eingang von Salanches und Bonneville, eine Ausſicht bey Morlayx und die Kleidungsart der Savojarden. Keins dieſer Blätter zeichnet ſich beſonders aus.

32ſtes H. *Depart du Calvados*, vordem ein Theil der Normandie, zählt in ſeinem Umfang 288 Quadrat lieues, und 39.000 Einwohner, iſt in 6 Diſtricte, 71 Cantons und 904 Municipalitäten getheilt und hat 13 Deputirte beym N. C. — Arbeitſamkeit der Bewohner, die ſich durch Scharfſinn, Unternehmungsgeiſt, und Enthaltſamkeit auszeichnen, mit unerſchöpftem Reichthum des Bodens und trefflichen Lage der Städte vereint, machen dieſes und die beiden folgende D. zu den glücklichſten Erdſtrich in Frankreich. Sehr ſchlau ſetzt der Vf. den Grund der rojaliſtiſchen und ariſtokratiſchen Volksbewegungen dieſes D. in einen, aus jenen Eigenſchaften folgenden Zug des Eigennutzes der Einwohner, welcher durch leere Vorſpiegelungen und Verſprechungen groſser Vortheile, von den bekannten und unbekannten Stiftern dieſer Unruhen, gereitzt ward. — Die eigentlichen und geheimen Triebfedern jenes Bürgerkrieges, der mit ſo wechſelnden Glück und groſser Erbitterung geführt ward, und von dem wir Entfernten ſo wenig Wahres erfahren, dürften uns noch lange unbekannt bleiben. Der Hauptort *Caen* (wird *Can* ausgeſprochen) am Zuſammenfluſs der Orne und des Odon und zwiſchen lachenden Wieſen, hat eine überaus ſchöne Lage. *„De loin la ville ſemble une fleur, que la nature a jettée ſur l'email des gazons.“* Die Stadt iſt artig gebaut, hat gerade Straſsen und ſchöne Plätze, und war vordem der Lieblingsaufenthalt des Adels dieſer Gegenden. Die dortige Univerſität ward einige Zeit aus Mode ſtark beſucht; „ſo wie, ſetzt der Vf. hinzu, die zu *Göttingen* (Gothingue) bey uns gleichfalls ihre günſtige Periode hatte, in welcher es zum guten Ton eines *groſsen Herrn* gehörte, ſagen zu konnen: meine Kinder ſind auf der Univerſität *Göttingen.* Sie ſetzten einen Ruhm darin, ihre Kinder auſserhalb Landes erziehen zu laſſen. So groſs war von jeher die Verachtung des Adels gegen das Vaterland!“ Jenes Factum iſt übertrieben, und die darausgezogne Schluſsfolge unrichtig, und in dem franzöſiſchen National-Charakter nicht gegründet. Die Zahl der jungen Franzoſen von Adel, welche in den letzten Jahren durch die Gegenwart der drey engliſchen Prinzen nach Göttingen gezogen wurden, war im Ganzen viel zu geringe um die Behauptung des Vfs. zu beſtätigen. Uebrigens mag das ſatyriſche Gemälde von den hohen Schulen, den vormaligen Franzöſiſchen ähnlich ſeyn. — Die Domkirche zu *Bayeux* iſt eines der ſchönſten Stücke gothiſcher Baukunſt in Frankr. *Liſieux.* — *Falaiſe*, beſonders durch ſeinen groſsen Jahr- und Pferdemarkt, unter dem Namen *foire de Guibray* merkwürdig. — Alle Arten von Manufacturen und Fabriken ſo wie Ackerbau und Viehzucht blühen in dieſem Depart. Der Mangel an Steinen, die Güte des Bodens ſelbſt, und die vielen Viehtriften, ſind die Urſachen der ſchlechten Wege, wodurch die Communication erſchwert wird. Das D. zeichnete ſich von jeher durch berühmte Männer aus. — *„Felicite toi Calvados! tu poſſedas, ce qu'on chercheroit en vain ailleurs: un prêtre homme de bien, un evêque ſans fanatisme. Soyez beni, Jean Hennuyer, vous futes prêtre, et un homme libre peut vous louer.“* — Auch *Charlotte Corday*, ward hier geboren. Das Urtheil des Vf. über ſie iſt ziemlich gemäſsigt und enthält viel Wahres. — Die That dieſes merkwürdigen Mädchens, erſchien durch die, wenn gleich wenig überdachte, Wahl des Opfers ihres kurzſichtigen Patriotismus, durch die Ruhe mit welcher ſie ſie beging, und die ſie bis aufs Blutgerüſt begleitete, in einem blendenden Licht. Sie war ſchön: kein Wunder, daſs ſie ſo viel Bewunderer und Lobredner fand. Bot doch ſogar ein *Deutſcher*, um den Preis ſie liebenswürdig — einem Engel ähnlich — gefunden zu haben, ſeinen Kopf dem Beil der Guillotine dar! — Aber der ruhige Beobachter nennt das Motiv zu dieſer That, fanatiſchen Wahnſinn, und die That, Meuchelmord. Unſer Vf. ſagt am Schluſs des Urtheils über ſie, ziemlich richtig: *„elle fut l'admiration des ames faibles, l'etonnement des ames fortes, et la meſure de la puiſſance de la volonte.“* Ueber *Marat*, der bey dem Vf. freylich in der Glorie eines Heiligen und Martyrers erſcheint, hat zum Theil jetzt ſchon die Folgezeit anders gerichtet!

(Der Beſchluſs folgt.)

SCHÖ-

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Agneſe, Tochter des kaiſ. königl. Sergeanten Saalbachs*, jetzigen Gaſtwirths in Heidesheim. Eine Begebenheit dieſer Zeit. 1794. 318 S. 8.

Die auf dem Lande erzogne ſchöne Agneſe wird vom Baron von Falkenſtein, der den Grafen Alex. v. Leiningen auf ſein Landgut Heidesheim, ihren Wohnort, begleitet hat, mit Hülfe ſeines *würdigen* Dieners, Richter, entführt, während deſſen ihr Geliebter, Fritz André, ehemaliger Trommelſchläger, dem angelegten Plane zu Folge, in ſchwere Inquiſition geräth. Nachdem ihre Tugend, wie billig, alle möglichen Proben glücklich ausgeſtanden hat, wird ſie durch ihren wieder freygeſprochnen Fritz, vermöge eines unterirdiſchen Ganges, entdeckt, und ihren betrübten Aeltern wieder zugeführt. Die boshaften Anſchläge der Verfolger ihrer Unſchuld kommen an den Tag, und ſie wird zu Ende der letzten Seite im Buche noch ihrem geliebten Fritz zu Theil. Man muſs dem Vf. das Verdienſt zugeſtehen, die abentheuerliche Begebenheit *dieſer* Zeit durch die ſonderbarſten unnatürlichſten Verwickelungen und Entwickelungen ohne alle Verlegenheit hindurch geführt zu haben. Wer nach dem Ganzen begierig werden will, der leſe nur die vom ehemaligen Trommelſchläger Fritz verfertigte Ballade, welcher nach der Verſicherung der Fr. Saalbach zu einem vollkommnen Gedichte nur das Zuſammenſtimmen der Worte am Ende der Zeilen fehlt, und von der wir bloſs zum Beweiſe, wie eine Ballade beſchaffen ſeyn müſſe, folgende Stellen anführen. „Längſt in die Nacht hinein hatte der „Donner der Abendkanone gerollt; und längſt hatten „ſich die Pikete, unter Leitung der ſinkenden Sonne „gebildet." — Weiter unten heiſst es: „Höre, Corpo„ral, meine Bitte: ſchütze meine Fanny vor den Rei„hen dort unten in ihres Vaters Hütte, dort, wo du „ein Wachlicht dämmernd ſcheinen ſiehſt. Wie? dies „iſt des alten Martins Mädchen? Komm mit mir, Lie„be; fürchte dich nicht; ich will dich neben ſeinen Po„ſten ſtellen; er iſt Sergeant im Hintertreffen.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Das Tournier zu Nordhauſen.* 1263. 1795. 288 S. 8.

Die Geſchichte beginnt nach dem verderblichen Streite, den Heinrich das Kind, oder vielmehr ſeine Mutter, Sophie von Brabant, wegen der thüringſchen Erbfolge führte. Die Schlacht bey Wettin entſchied zum Vortheile Heinrich des Erlauchten, deſſen älteſter Sohn, Albert, die Unzufriedenheit der Thüringer erregte. Edelwolf von Tieren, der als Wallbruder erſcheint, nachdem man ihn während ſeiner Abweſenheit auf einem Kreuzzuge feyerlich begraben, und ſeine Güter einem Freunde Alberts, dem Ritter Käfernburg, geſchenkt hatte, beſtärkt die thüringiſchen Ritter in ihrem Entſchluſſe, das Turnier zu Nordhauſen zur Ausführung ihrer Pläne zu gebrauchen. Tieren erſcheint ſelbſt auf dem Turniere, und erlegt im Kampfe den Käfernburg. Abentheuerliche Scenen, welche der Einbildungskraft nicht viel ſchöne Bilder geben; geſuchte Redensarten und übertriebene Kraftwörter, welche den alten Rittergeiſt ausdrücken ſollen, und nicht ſelten dem Ganzen einen Anſtrich von Unſittlichkeit geben, ſind in dem Buche nicht geſpart. So ſagt der eine von dem Wallbruder übermannte Räuber: „Laſs mich nur erſt meine „Zähne vollends da zuſammenſuchen, dann will ich „dem Höllenteufel gleich ſeine Zeche bezahlen, mit In„tereſſe und Agio. Wie wollt ich mich denn am jüng„ſten Tage zuſammenfinden, wenn ich ſo ſtückweiſe „kapores gehen ſollte."

Die eingemiſchten Lieder verrathen hie und da einen Dichter von guten Anlagen.

Kopenhagen, b. Holm: *Caroline og Lambert. En Fortälling*, (Caroline und Lambert. Eine Erzählung) of *Emanuel Balling.* 1792. 244 S. 8.

Ein armer, tugendhafter Student bildet ein ſchönes und reiches Mädchen, die ſich in ihn verliebte, und der er ein heimliches Liebesverſtändniſs abſchlug, mit Vorwiſſen ihrer Groſsmutter, bey welcher ſie erzogen ward, zu ſeiner Gattin. Die Abſicht des Vf. mag ganz gut ſeyn; aber die Ausführung iſt leider ſehr mittelmäſsig. Die Charaktere ſind ohne Scharfſinn und Menſchenkenntniſs gezeichnet; die Begebenheiten ohne Intereſſe, trotz zweyer ganz und gar excentriſcher Entführungsgeſchichten; die Lehren des ehrlichen Studenten im höchſten Grade langweilig und geſchmacklos; der Vortrag platt, oft mit dem guten geſelligen Ton ſtark contraſtirend. Wie läſst es ſich erwarten, daſs man der Moral unter einem ſolchen Vehikel Eingang und Freunde verſchaffen könne?

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Das Blatt hat ſich gewendet*, ein Originalluſtſpiel in 5 Aufzügen, von *Schröder.* 1790. 95 S. 8. — Das Wort *Originalluſtſpiel* auf dem Titel iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler, da dieſes Stück eine Bearbeitung des engliſchen Schauſpiels, *die Brüder von Cumberland* iſt. Wir wünſchten, Hr. *S.* hätte auf das Ganze im Verhältniſs ſo vielen Fleiſs gewendet, wie auf die Rolle des Amtsraths Dall, ſo beſäſse unſre Bühne jetzt ein vorzügliches Luſtſpiel mehr.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. *April* 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Brion, Buiſſon u. a.: *Voyage dans les Departements de la France* etc. etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stucke abgebrochnen Recenſion.*)

33ſtes H. Dep. *de la Manche*, vordem ein Theil der Normandie, zählt 318 □ lieues im Umfang, und 463000 Einwohner, iſt in 7 Diſtricte, 63 Cantons und 693 Municip. getheilt, und hat 13 Deputirte beym N. C. Dem vorigen D. gleich an Reichthum des Bodens und Arbeitsfleiſs der Bewohner. Butter iſt ein Hauptzweig ſeines Handels, in Frankreich ſelbſt und für das Ausland, beſonders für die Colonien. — *Cherbourg*, iſt von dem Vf., was die Merkwürdigkeit dieſes wichtigen neuen Seehafens betrifft, faſt ganz übergangen. — *Mont St. Michel*, die bekannte Benedictiner-Abtey, auf einem ſteilen von Meer umfloſſenen Felſen; eine der ſcheuſslichen Hölen der vorigen Staatsgefängniſſe, worin ſo viele Unglückliche (*ſix cents mille*, peutètre ſagt der Vf.) durch die *lettres de cachet* lebendig begraben wurden. Dieſe Mörderhölen ſind in den Felſen gehauen. In einem derſelben war ein eiſerner Käfig, in welchem ein Holländer 23 Jahre ſchmachten muſste, den Ludwig XIV. gegen alles Völkerrecht in Holland ſelbſt ergreifen lieſs, weil er über ſeine Liebe zur heuchleriſchen Maintenon zu frey geſchrieben hatte. In einige dieſer Gräber der Lebendigen (*oubliettes*, Verlieſse,) ward der Verurtheilte mit Stricken hinabgelaſſen. Man gab ihm ein Brodt und eine Flaſche mit Wein, und eine Fallthür ſchloſs ſich auf immer über ihm. Die Kirche des Kloſters auf dem höchſten Gipfel des Felſens iſt wegen ihrer Lage und gothiſchen Bauart ſehenswerth; von einer Seite iſt er ganz unzugänglich. Ein Dorf, das nur aus einer Gaſſe beſteht, windet ſich in einer Spirallinie, vom Fuſs des Felſens bis zur Höhe der Abtey hinan. Der, gewöhnlich Künſtlern und Gelehrten verliehene, Orden von S. Michel, ward hier von Ludwig XI. geſtiftet. — Die Stadt *Valogne* war vor der Revolution von Adlichen gleichſam bevölkert. Den Bürgerlichen ward Waſſer und Feuer verſagt; nur einzelne Manufacturiſten und die den vornehmen Bewohnern nothwendigen Handwerker, Kleinhändler u. dgl. wohnten dort. Vor dem ehemals feſten Schloſs dieſes Orts lieſs *Dugueſclin* 1364, acht engliſche Ritter aufknüpfen, die ſich, gegen ſeine ganze Armee, drey Tage hindurch in einem Thurm gewehrt hatten! — *Coutances* der Hauptort des Departements, *Carentan*, *St. Lo*, *Mortain*, ſind ſämmtlich ſchlecht gebaute, aber durch ihren Gewerbfleiſs reiche Städte. Es fehlt nur dieſer induſtriöſen Gegend an leichtern Transport ihrer Producte. Dieſem Mangel könnte, nach geſchloſsnen Frieden, durch Anlegung eines neuen Kanals (wozu, wie der Vf. ſagt, das Bette des kleinen Fluſses Tante tüchtig wäre) leicht abgeholfen werden, da das Meer von Carentan nur drey lieues entfernt iſt. — Ein wegen ſeines Handelsverkehrs, beſonders in Anſehung der ausländiſchen groſsen Fiſchereyen und der Küſtenſchiffart beträchtlicher kleiner Seehafen, iſt *Granville* in einer ſchönen Lage auf einer Halbinſel dieſer Küſte. Der Handel ward hier unter der vorigen Regierung, durch einen Zoll, der durch Misbrauch dreyfach höher, als die Geſetze verlangten, von den eingehenden Schiffern bezahlt werden muſste, ſehr gedruckt. Die Auſternfiſcherey wirft jährlich dieſem Ort 50,000 Liv. ab. — *Garricks* Vater war in dieſem D. geboren, und hieſs le Garigue. Er emigrirte nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach England „*et y porta dans ſes flancs le germe du grand homme, dont la France auroit joui ſans l'ineptie du fanatisme.*" — Die Anekdote, daſs zu dem Porträt Fieldings, das Hogarth nach *Fs.* Tode lieferte, eigentlich Garrick, der Fielding ſo genau copirt hatte, geſeſſen habe, iſt in Deutſchland bekannt genug; nur nicht unter den abentheuerlichen Umſtänden, durch die ſie der Vf. bis zum Mährchenhaften verziert hat.

34 H. *Dep. l' Orne*, vordem ein Theil der Normandie und von Perche, 310 Q. lieues groſs, hat 382000 Einwohner, iſt in 6 Diſtricte, 51 Cantons und 667 Municipal. getheilt, und hat 10 Deputirte beym N. C. Auſser der gleichen Beſchaffenheit mit den beiden vorigen D., hat dieſes auch noch Holz, Steinbrüche und reiche Minen. *Alençon* Hauptort, (auch von der ehemaligen Graffſchaft dieſes Namens). Geſchichte der vormaligen Grafen von Alençon. Folgender Zug aus derſelben iſt vielleicht ohne Beyſpiel. Ein Graf von *A. Wilhelm Talvas*, ein Menſch mit einer Tigernatur, liebte Mabille, Tochter des Grafen Desmarches. Sie ergiebt ſich den Wünſchen ihres ſchlauen Verführers; das erſte *rendez vous* wird beſtimmt; dem aber das Ungeheuer, vor dem Genuſs, erſt das Siegel ſeines Charakters aufdrückt. Er lockt des Mädchens Vater, mit dem er vielleicht wegen dieſes Handels uneins war, in das Gemach, — und ermordet ihn. Die Lichter werden ausgelöſcht, das unglückliche Mädchen kommt, dankt dem Elenden für ſeine Aufmerkſamkeit, ihrer Schamhaftigkeit durch das Dunkel der Nacht zu ſchonen, und wirft ſich ihm in die Arme. Auf ein gegebenes Zeichen wird das Zimmer wieder erleuchtet, und ſie ſieht den blutigen Leichnam ihres Vaters auf der Erde liegen. Sie entfliehet dem Ungeheuer,

Digitized by Google

geheuer, das ſich an ihrer Verzweiflung weidet, irrt mehrere Tage im Wahnſinn umher, und wird von einem jungen Mann in das Haus ſeines Vaters, eines Landmanns in Desmarches, aufgenommen. Hier überfällt ſie der blutige eiferſüchtige Tahas, ermordet ſie, läſst den jungen Mann, den er für ihren Geliebten hält, ergreifen, ihn auf den todten Leichnam binden, und ſo in einen Brunnen werfen. Von den folgenden Herzogen von Alençon ſtammt mütterlicher Seits die Linie der Bourbons ab. — In dieſem Theil der Normandie entſtand, im Mittelalter, die ſogenannte *Ligue des amans*, ein für beide Geſchlechter beſtimmter ritterlicher Orden, deſſen Eingeweihete ſich den ſonderbarſten und übertriebenſten Regeln unterwarfen, um ihren Gewählten die Stärke ihrer Liebe zu beweiſen. In Italien, wohin dieſer Orden überging, leitet der Vf., doch mit geringer Wahrſcheinlichkeit, von ihm die Entſtehung des Cicisbeats ab. — Die falſchen brillantirten Steine, und Spitzen *(points d'Alençon* und *d'Argenton)* machen den Haupthandelszweig dieſer Städte aus. — Geſchichte der Stiftung der zwiſchen *Mortagne* und *l'Aigle* liegenden bekannten Abtey Notre-Dame de la Maiſon-Dieu *de la Trappe* 1140 und der Reform derſelben durch die ſtrenge Regel des *Abbé Rancé*, und einzelne romanhafte Geſchichtszüge aus den Annalen dieſes, die Menſchheit entehrenden, durch die Revolution zerſtörten, Ordens. — *Séez.* — *Argenton.* — *Domfront.* — Der Vf. verbannt in dieſem Heft die Benennung *ville*, um die von dem N. C. autoriſirte Benennung, *commune*, an die Stelle zu ſetzen, weil dieſe letztere beſſer in das Syſtem der Gleichheit paſſe. *„L'expreſſion de ville, comparée avec celle de hameau eſt une Ariſtocratie(!)*

Der artiſtiſche Theil aller dieſer Hefte, die in Tuſchmanier gearbeiteten Darſtellungen von pittoresken Gegenden, Städten und Landhäuſern, hat, in Vergleichung mit den Kupfern in den frühern Heften, noch gewonnen. In den meiſten dieſer Blätter iſt der Geſichtspunkt glücklich gewählt, und die Ausführung meiſterhaft.

1) Amsterdam u. Stockholm: *Fortſetzung der Reiſe eines Engländers durch einen Theil von Oberſchwaben und die Schweiz.* In Briefen verfaſst, und von ſeinem deutſchen Freunde *L. A. F. V. B.* herausgegeben. 1794. 132 S. 8.

2) Warschau: *Noch ein Bändchen von den Reiſen eines Engländers durch Oberſchwaben.* In Briefen verfaſst und von ſeinem deutſchen Freunde *L. A. F. V. B.* herausgegeben. 1794. 96 S. 8.

Dieſer vorgebliche Engländer iſt einer von den Reiſenden, (unter welchen ja auch berühmte Namen ſind,) welche, um verbeſſerungsfähige Mängel in den Ländern aufzudecken und zu rügen, ſtatt einer beſcheidenen und anſtändigen Freymüthigkeit, verunglimpfenden Spott und hämiſche Satire, wählen, und, ſtatt zweckmäſsige Vorſchläge zur Verbeſſerung ſolcher Mängel zu thun, das Kind mit dem Bade ausſchütten, und alles mit Füſsen treten, was ihnen in den Weg kommt, in keiner Hinſicht ein competenter Richter, ſondern bloſs ein platter Tadler. Sein elender und fehlerhafter Stil iſt dieſem Carakter angemeſſen, und folglich ſein Lob oder ſein Tadel durchaus gleichgültig. Die Reichsſtädte Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Biberach, Ulm und Heilbronn ſind in N. 2. der Gegenſtand ſeiner unbefugten Kritik. Das einzige, was in dieſen Bogen allenfalls erträglich ſeyn möchte, ſind die ſehr kurzen Nachrichten von dem Gewerbsweſen jener Gegenden, von einigen milden Stiftungen u. dgl. und einzelne Bemerkungen über politiſche und Religionsbedrückungen. Von neugebackenen Worten und Provincialismen, deren es in beiden Numern eine Menge gibt, mögen dieſe zur Probe dienen: *ſchluckerig*, *Schupperey*, *ſchlumpen*, *Ariſdamokratiſch* (!) Regierungsform, *Ehrabſchneidiſch*, mit Kanaster *ringeſtunken* u. dgl. — — Etwas lesbarer, ausführlicher in Anſehung der Nachrichten, und hie und da glimpflicher im Urtheil, aber eben ſo unerträglich ſchlecht in der Schreibart, als No. 2. iſt, No. 1., welches über *Lindau*, *Bregenz*, *Heriſau*, *Appenzell*, *Koſtanz*, *Morsburg* und *Ravensburg* Bemerkungen liefert. — In dem Urtheil über Necker erſcheint dieſer Staatsmann, als ein eigennütziger Beutelſchneider, argliſtiger Betrüger, und revolutionsſüchtiger Volksaufwiegler — — Genug!

Leipzig, b. Cruſius: *Joſeph Maria Galanti's neue hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung beider Sicilien*, aus dem Italieniſchen überſetzt von *C. J. Jagemann.* Vierter Band. 1793. 458 S. 8.

Da dieſer Band den erſten Theil der vom Hn. *G.* unternommenen Erdbeſchreibung von Italien enthält, und Hr. *J.* durch Ueberſetzung der Büſchingiſchen Geographie ins Italieniſche, die erſte Idee zu dieſem Werke erzeugt zu haben ſcheint, ſo hatte er unſtreitig einen gerechten Anſpruch auf die Ueberſetzung, wenn er ſich nicht auch ſchon dazu ein Recht durch die drey vorhergehenden Bände des Galant. Werks über beide Sicilien erworben hätte. Daſs eine Arbeit dieſer Art bey Hn. *J.* in guten Händen iſt, iſt bekannt, er beſitzt neben vielem Fleiſs die gehörige Sach- und Sprachkenntniſs, von dem dieſer Theil aufs neue einen angenehmen Beweis gibt. Zuſätze vom Ueberſetzer finden ſich im Werke ſelbſt nicht, nur in der Einleitung ſind einige Nachrichten von Toskana berichtigt und näher beſtimmt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Petit u. Schöne: *Der Graf aus Deutſchland, oder der Kloſterraub.* Luſtſpiel in 5 Aufz. Herausgegeben von *Hagemeiſter.* 1791. 140 S. 8.

So etwas abentheuerliches, wie dieſes Stück, iſt uns lange nicht vorgekommen. Der Graf aus Deutſchland, Silbach hier genannt, iſt Beſitzer von 94 Dörfern, von einer mittelmäſsigen Stadt, und hat 400,000 Thaler in der holländiſchen Bank. Er kommt nach Madrid, will das Fräulein Maria Baratto heirathen; dieſe liebt aber ſchon den Don Diego, und geſteht ihm, daſs ſie die Seinige nicht werden könne. Signor Corbelli, ein Italiener, iſt auch ſein Nebenbuhler, ein Menſch, der allenthalben

Digitized by Google

halben ſeine Plane mit Banditen durchzuſetzen ſucht. Don Baratto, aufgebracht über die Weigerung ſeiner Tochter, will ſie Diego'n nicht geben, obgleich dieſer ihm das Leben gerettet hat, als er von Meuchelmördern war angefallen worden. Maria ſoll ins Kloſter, und wird auch wirklich von ihrem Bruder Carasko und einigen Bedienten fortgeführt. Silbach, der *fünf* Bedienten bey ſich hat, erwartet ſie, als Räuber verkleidet, in dem nahen Walde am Kloſter. Die Kutſche kommt; die Reiſenden hören um Hülfe ſchreyen; Carasko und ſeine zwey Bedienten laſſen Marien *allein* in der Kutſche, gehn und finden zwey Menſchen, die an Händen und Füſsen gebunden ſind. Es ſind 2 Bedienten Silbachs, die ſich für Schneidergeſellen von Valencia ausgeben, und vorgeben, ſie ſeyen von Räubern geplündert und gebunden worden. Das ſind doch ein paar kluge Bediente, die erſt ſeit kurzer Zeit in Spanien ſind, und ſchon die Sitten und die Sprache des Landes ſo genau kennen, um eine ſolche Comödie mit Täuſchung ſpielen zu können! — Unterdeſſen holen der Graf und Diego das Fräulein aus dem Wagen, und ſetzen einen als Frauenzimmer verkleideten Bedienten an Mariens Stelle, — ungemein komiſch! — Maria wird wieder nach Madrid zurückgeführt. Don Baratto wird verſöhnt; Corbelli als Böſewicht entlarvt und der Gerechtigkeit übergeben; Silbach adoptirt den D. Diego, weil er auch ihm zu Rom das Leben gerettet hat, und nun werden Diego und Maria ein Paar. — Wir geſtehen, daſs wir herzlich froh wären, die Verliebten nach ſo vielen Stürmen endlich glücklich in den Hafen einlaufen zu ſehen. Don Baratto ſpricht wie ein Karrnſchieber einer freyen Reichsſtadt; Maria iſt ein naives Mädchen, das munter und traurig iſt, wie es eben die Umſtände erfodern. Silbach iſt ein gewaltiger Schwätzer. Es lohnt die Mühe nicht, auch über die andern Perſonen etwas zu ſagen, ſie ſind ſchon gar zu oft da geweſen. Die Sprache wimmelt von Fehlern und Provincialausdrücken, z. B. *Gepinsle, gegreint* — du machſt *mich* bang — *Fürchten* braucht der Vf. durchaus mit dem Vorworte *für*. — Für deinen Vater und Mutter (deine Mutter). — Willſt du *bey* deinen Herrn? — hat's *denn ſo eilig?* — Ich will ihm *ſein Herz zerreiſsen, er ſoll ſich edel zeigen, wie er iſt* — was heiſst das? — — Die *Lehne* ſtatt Lehen. — *Laſſen ſie uns ſetzen*, ſoll wohl heiſsen: *ſitzen*, oder: *ſetzen wir uns*. — *Ich entſage mich von jedem Antheil an ihrem Vermögen.* — *Hätte Diego den Grafen ſein Geld* etc. etc. Auch iſt der Vf. mit den Interpunctionen ſehr ſparſam geweſen.

Dresden u. Leipzig, b. Richter: *Dramatiſcher Beytrag für das Hoftheater in Dresden*, von *J. H. Böſenberg*. 1791. 335 S. 8. Enthält: *Elsbeth von Sendhorſt; Liebe und Groſsmuth; Einer prellt den andern; die amerikaniſche Waiſe.*

Elsbeth von Sendhorſt, in 5 Aufzügen, iſt, wie der Vf. ſelbſt in ſeiner Vorrede ſagt, eine Umarbeitung der *Giſella Brömſerin*, und kann mit Beyfall auf die Bühne gebracht werden. Der Plan iſt ziemlich einfach und natürlich; das Intereſſe ſteigt, die Charaktere ſind gut gehalten, und die Sprache iſt weder ſo geſpannt, noch ſo genieniäſsig gemiſshandelt, wie in manchen andern Ritterſtücken. Einige Ausdrücke wünſchten wir noch verbannt; z. B.: „Ich will dem alten Schlangen in ſein „Blut peitſchen, daſs ſich ſein Verſtand drob über ſei„nen Schädel hinauswirbeln ſoll etc." —

Liebe und Groſsmuth, Schauſpiel in 5 Aufzügen. Man trifft zwar in dieſem Schauſpiele wenig Neuheit an; doch findet man einige theatraliſche Situationen, und die Sprache iſt ziemlich rein. Der Stoff dazu iſt aus einem franzöſiſchen Romane genommen. Das Intereſſe iſt getheilt, da zwey Handlungen neben einander fortlaufen, deren jede Stoff zu einem beſondern Schauſpiele liefern könnte. Verſchiedene Perſonen, z. B. Lady Blackmore, Polly, Bates etc. ſind ganz überflüſſig, und konnten, ohne Nachtheil des Ganzen, wegbleiben.

Einer prellt den andern. Luſtſp. in 1 Aufz.: Eine Poſſe, die einem Publicum, das eben nicht ſtrenge iſt, wohl einmal gefallen kann. Die Charaktere ſind nicht neu, wir haben ſie ſchon ſehr oft auf der Bühne geſehen. Die Schilderung des Fräuleins Wahnor ſchien uns etwas anſtöſsig: ein Fräulein, das ſo reich wie Fr. W. iſt, das 10,000 Thaler wegſchenken kann, und ſo begierig nach dem Beſitze des alten Geiersberg ringt, ſpielt eben keine delicate Rolle; und obgleich es eine alte Jungfer iſt, ſo beleidigt doch ein ſolcher Charakter den feinfühlenden Zuſchauer. Die Scene in dem Hauſe des Notarius Havermann und die Erſcheinung des Dorfbarbiers Grone hätten füglich wegbleiben können und — ſollen. Dies Stück iſt Original.

Die amerikaniſche Waiſe. Luſtſp. in 1 Aufz., iſt nach dem Franzöſiſchen des Saintfoix bearbeitet. Jenny, welche bis zu ihrem 18ten Jahre keinen andern Mann, als ihren Lehrer, den Aſtrologen Miſſlin geſehen hat, ſpricht über die Liebe mit einer metaphyſiſchen Gründlichkeit, die uns billig in Erſtaunen verſetzt hat. Miſs Betty Miſſlin iſt eine liebetolle alte Thörin, die, als ſie ſieht, daſs Barton ihr die ſchöne Jenny vorzieht, ihre Wuth ſonderbar ausdrückt: „Die Waffen des *Stiers*" — ſagt ſie unter andern — „des *Widders* und des *Stein„bocks* wird ſie auf ihre Stirne pflanzen, und ſo mich „an einem Treuloſen rächen!" — Die Sprache iſt nicht durchaus rein, hier einige Beyſpiele: *Ich lehre i h r (ſie) die Wege der Weisheit kennen* — Fürchteſt du *dich für den?* (vor dem). — Manche Ausdrücke ſind niedrig und gemein, z. B.: *das wäre wider alle Kleiderordnung — zimperlich — Solch eine Frau möcht' ich haben, da könnt' ich in der Stadt Millionen mit verdienen.* Jenny, das unerfahrne, unſchuldige Mädchen, ſagt ihrem Lehrer: *Die Natur läſst ſich nicht zwingen!* — —

Leipzig u. Rostock, in d. Kopppiſchen Buchh.: *Caroline (,) oder die unbelohnte Geliebte.* Ein Schauſpiel in 5 Aufz. 144 S. 8.

Caroline iſt eigentlich die Hauptperſon dieſes abentheuerlichen Stückes nicht; dieſen Rang behauptet die liebevolle Fürſtin von **, die einen ihrer Hofherren, den Grafen Thurmon, liebt, und ihn, da ſie nach dem

 Tode

Digitized by Google

Tode ihres Gemahls bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin iſt, zum Präſidenten erhebt. Wilhelm v. Zellar, der Carolinen, die Tochter eines Grafen von Wunderſee, entführt hat, ſucht unter dem Namen von Leukron Schutz an dem Hofe dieſer Fürſtin; er gefällt ihr beſſer, als der Präſident; ſie macht ihn zum Kammerherrn und Oberſten der Garde, ſucht Carolinen zu entfernen, und theilt ihrer Hofdame dieſen Plan mit. Aus Gefälligkeit entſchlieſst ſich die Dame, das arme Mädchen aus dem Wege zu räumen. Sie trifft Carolinen im Park an, Graf Thurmon kehrt eben von der Jagd zurück, ſtellt ſein Gewehr an einen Baum, und läſst ſich in ein Geſpräch mit den beiden Frauenzimmern ein. Die Hofdame ſpielt mit dem Gewehre — es geht los, und die Kugel fliegt bey Carolinen vorbey in einen Eichbaum, daſs dieſer erſchüttert wird! — Iſt das nicht ein *Coup de theatre?* — Der alte Graf Wunderſee erſcheint auch, um ſeine Tochter zu ſuchen; ſpricht viel, und handelt wenig. Caroline will ſich einmal ins Waſſer ſtürzen. Wilhelm ſchwört der Fürſtin Liebe, kann aber doch ſeine Caroline nicht vergeſſen. Plötzlich geht die Fürſtin in ſich, und vereinigt das zärtliche Paar. Dieſes Stück könnte wohl auch heiſsen: *Die am Ende doch belohnte Geliebte.* Die Sprache iſt wäſſericht; die Charaktere ganz ohne Haltung, und der Plan gedehnt. Wir können - wenn je ein Directeur auf den Einfall kommen ſollte, dies Stück aufzuführen — ihm keinen glänzenden Erfolg verſprechen.

Ohne Druckort: *Der blinde Harfner.* Schauſp. in 4 A. Nach Veit Webers Sagen der Vorzeit für's Theater bearbeitet. 1791. 126 S. 8.

Die intereſſante Sage war wohl einer dramatiſchen Bearbeitung fähig, und dem unbekannten Vf. iſt auch der Verſuch nicht ganz miſslungen. Freylich iſt auf Einheit der Zeit und des Orts wenig Rückſicht genommen; indeſſen iſt der Gang doch ziemlich natürlich. Der 4te Act iſt ſchleppend, und die Liebeserklärung des Ritters Lutkon an Emmelinen ganz an der unrechten Stelle; ſie hält den Gang der Haupthandlung auf, und kann, da ſie unmittelbar nach dem Auftritte auf dem Gerichtsplatze folgt, nicht intereſſiren. Der Dialog iſt flieſsend, nur wünſchten wir, die Sprache wäre auch ganz rein. — Nur einige Beyſpiele: den Prinz(en) — von Fürſt Roderich (von dem Fürſten) — Mit ſolchen Ritter(n). Und ihr (,) Ritter, den (dem) der Preis ohn' ihm (ohne ihn) geworden wäre — Ich hatte mich (mir) mit der Hoffnung geſchmeichelt — Mich (mir) ſollte es leid thun — rufte (rief) — dich lernen (dich lehren) u. ſ. w. Ueberhaupt braucht der Vf. ſehr oft die 4te ſtatt der 3ten Endung.

Leipzig, b. Kummer: *Bruder Moritz, der Sonderling*, oder die Colonie für die Pelew - Inſeln (,) Luſtſpiel in drey Aufzügen, von *Auguſt v. Kotzebue.* 1791. 184 S. 8.

Unter den dramatiſchen Werken dieſes Schriftſtellers iſt dieſes Stück eines der minder vorzüglichen. Einzelne Situationen und Charaktere ſind wohl anziehend und wahr; allein die — nicht reichhaltige Handlung iſt durch drey *lange* Acte gedehnt; *Moritz*, der Sonderling, hat weiter nichts ſonderbares an ſich, als daſs er es *ſagt*, er ſey ein Sonderling; er will ſeinen Schweſtern beweiſen, daſs es wohl angehe, ſeine Schweſter zu heirathen; er heiſst alle Menſchen *Du*, trägt abgeſchnittenes Haar, heirathet das Kammermädchen ſeiner Schweſtern, und verſpricht, Vaterſtelle bey dem Kinde dieſes Mädchens zu vertreten. Ueberhaupt declamirt Moritz oft ſehr lange, und ohne den lebhaften Dialog würde die Wirkung dieſes Schauſpiels auf der Bühne nicht ſehr groſs ſeyn; und dies können wir um ſo mehr behaupten, da nicht einmal Neuheit der Charaktere in dieſem Stücke zu finden iſt.

Breslau, b. Gutſch: *Wer iſt nun betrogen?* oder der *ſpaniſche Bräutigam.* Ein Luſtſpiel in 5 Aufz., von *J. C. Kaffka.* 1789. 142 S. 8.

Hr. Jünger hat den Stoff dieſes Stückes in dem Luſtſpiele: *Er mengt ſich in alles*, mit ungleich mehr Glück bearbeitet, als Hr. *K.* Der Dialog iſt ſchwerfällig, die Handlung gedehnt, manche Scene hätte wegbleiben können, ohne daſs dadurch das Ganze verloren hätte. Und wenn wir auch gleichwohl das Jüngeriſche Luſtſpiel nicht unter die klaſſiſchen Werke ſetzen wollen, ſo können wir doch die Arbeit des Hn. *K.* leicht entbehren, da ſie jener nicht einmal gleich kömmt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Schneider: *Der gute Vater.* Ein Familiengemälde in einem Acte, von *Florian.* Frey überſetzt. 1790. 64 S. 8. — Wir haben zwar ſchon eine andre Ueberſetzung dieſes intereſſanten Stückes unter dem Titel: *der gutherzige Alte;* allein die, welche wir hier vor uns haben, kann auch neben jener beſtehen. Die Sprache, einige kleine Flecken weggerechnet, iſt ungezwungen und rein; der Ausdruck iſt richtig, und doch nicht ſklaviſch übertragen; ein Beweis, daſs der Ueberſ. beider Sprachen mächtig iſt, und mit Geſchmack und Sorgfalt gearbeitet hat.

Digitized by Google

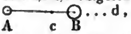
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. April 1795.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Anfangsgründe der Neutoniſchen Philoſophie*, von Dr. *Pemberton.* Aus dem Engl. von *S. Maimon.* 1. Theil. m. 4 Kupf. 1793. XVI V. u. 224 S. med. 8. (18 gr.)

In der Vorrede ſagt Hr. *M.*, nach dem er einiges über die Methode in der Naturlehre vorgetragen hat: „Neutons Werke ſind nicht bloſs der vielen und wichtigen Entdeckungen wegen, die ſie enthalten, ſchätzbar, ſondern auch deswegen, weil man aus der Art, wie er auf dieſelben gerathen und welchen Gebrauch er davon gemacht hat, eine beſondere Logik der Erfahrungskenntniſſe abſtrahiren kann." Hätte Hr. *M.* dieſs unternommen, ſo würde man ihm ſicher für ſeine Bemühung Dank wiſſen; aber warum ein Werk, das zwar zu ſeiner Zeit ſein Verdienſt hatte, aber nun nichts enthält, als was ſich in jeder guten Phyſik findet, und woraus man den gerühmten Nutzen nicht ziehen kann, mit einer Vorrede und mit Anmerkungen, die dem Plan des Werks nicht angemeſſen, und faſt nichts als ein Abdruck einiger Beweiſe aus *Kants* metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturlehre ſind, verſehen, dem Publicum übergeben werden ſollte, ſieht Rec. nicht ein. Das Werk ſelbſt gehört nicht in den Plan unſers Inſtituts. Erläuternde und verbeſſernde Anmerkungen hat dieſer 1. Theil, der von den Bewegungsgeſetzen handelt, nicht. Die Güte der Ueberſetzung kann Rec. aus Mangel des Originals nicht beurtheilen, ſie läſst ſich aber gut leſen. Er muſs ſich alſo allein auf die angehängten Anmerkungen Hn. *M.*, die zu jeder Phyſik ſo gut als hieher paſſen, beſchränken. Die erſte betrift den Begriff vom Raume. Hr. *M.* trägt darin kurz ſeine Gedanken vom Raume vor, den er für keine Form der äuſsern Objecte überhaupt, ſondern nur für die Form der Verſchiedenheit der äuſsern Objecte hält. Da Hr. *M.* dieſs in ſeiner Theorie des Denkens ſeitdem weiter ausgeführt, ſo bleibt billigerweiſe dem Rec. jenes Werkes die nähere Prüfung dieſer Meynung überlaſſen. Rec. iſt gewohnt, ſich Form immer im Gegenſatz vom Stoff zu denken, und da iſt es ihm unmöglich, ſich die Verſchiedenheit als einen *Stoff* zu denken, der zwey allgemeine Formen hätte; denn es wird doch wohl auch eine Form der Verſchiedenheit der innern Objecte geben? Die zweyte Anmerkung betrift die Theorie der zuſammengeſetzten Bewegungen, welche nach einer, Kants Darſtellung nicht gemäſsen Einleitung, aus Kant abgedruckt iſt. Die 3te Anmerkung betrift den Beweis, daſs Wirkung und Gegenwirkung einander gleich ſey. Zuerſt iſt der Kantiſche abgedruckt, dann gibt Hr. *M.* einen eigenen, weil ihm der Kantiſche dunkel ſcheint. Bin ich, ſagt Hr. *M.* in der Vorrede, in ſeinen Sinn eingedrungen, ſo will ich hierin bloſs als Commentator betrachtet ſeyn; wenn nicht, ſo mag der Leſer die Richtigkeit meines Beweiſes prüfen und mit dem Kantiſchen vergleichen. Rec. hat ihn geprüft, aber weder einen Commentar noch einen Beweis, ſondern ein bloſses Galimatias gefunden. Um dieſen Ausſpruch zu rechtfertigen, ſchreibt er den Beweis ab, und zeigt die Ungereimtheiten die er enthält. Die mit [] bezeichneten eingeſchloſſenen Worte gehören dem Rec.



Man ſtelle ſich vor, der Körper A bewege ſich nach der Richtung und mit der Geſchwindigkeit A B, (ſo daſs er vermöge ſeiner eigenen Bewegung den Raum A B in einer beſtimmten Zeit T durchlaufen würde). [Es iſt ungereimt, die Geſchwindigkeit durch Zeit und Raum vorzuſtellen, wenn ſie ſchon durch eine Linie conſtruirt iſt. So bald ich ſage: die Geſchwindigkeit A B, ſo iſt T nothwendig.] Der Körper B ſey ruhig in dem Punkte B, dieſer Punkt aber ſelbſt bewege ſich mit dem Körper [alſo bewegt ſich der Körper und der Punkt iſt hier ſo unnöthig als oben die Zeit, wie aber dann B ruhig heiſsen kann, iſt unbegreiflich], nach der Richtung B A mit der Geſchwindigkeit B c, die ſich zur Geſchwindigkeit A B wie A zu B verhält. Nach Verlauf der Zeit T werden ſich alſo beide Körper im Punkte c befinden [dieſs iſt falſch, denn wenn ſich A in der Zeit T, wie oben angenommen wurde, durch A B, und B in eben der Zeit durch B c bewegt, ſo müſſen ſich beide Körper in der Zeit $\frac{A c . T}{A B}$ in c befinden] Die eigene Bewegung des A wird alsdann durch die ihr gleiche entgegengeſetzte von B zernichtet werden [dieſs wäre richtig; aber es iſt nun auch nichts mehr übrig, was eine Bewegung darſtellen kann. Nur Hr. *M.* weiſs ſich hier zu helfen, denn er fährt getroſt fort.] Der Körper B aber wird ſich vermöge der Bewegung des Punktes B mit der Geſchwindigkeit B c (die noch immer fort dauert [woher?] ſammt A in einer gleichen Zeit T von c nach B im abſoluten und von B nach d im relativen Raume bewegen. Dieſs geſchieht vermöge der Wirkung von A auf denſelben. [Dieſs wäre dem Geſetz der Bewegung zuwider, denn A verlöre alle Bewegung, aber B behielte die Geſchwindigkeit B c d. i. ſeine ganze Bewegung. Wie B. mit der Geſchwindigkeit B c im *abſoluten* Raume in der Zeit T von c nach B kommen ſoll, welches die Geſchwindigkeit — B c erfodert, iſt unbegreiflich, noch unbegreiflicher aber, wie dieſs alles eine Wirkung der *zernichteten* Bewegung von A iſt.] Die Wirkung

Digitized by Google

von A auf B in der 2ten Zeit T beſtehet alſo darin, [im Geſetz iſt von keiner erſten und zweyten Zeit die Rede; es gilt auch bey der Berührung, wo zwar immer noch zwey Zeit-Momente, aber keine zwey Zeiten als beſtimmbare Gröſsen vorkommen.] daſs B, der am Ende der erſten Zeit T im Punkte c des abſoluten Raumes, dem der Punkt B des relativen Raumes entſpricht [Hr. *M.* vergaſs zu zeigen, wie dieſs moglich iſt] ruhig war, ſich in der zweyten Zeit von c nach B im abſoluten und von c nach d im relativen Raume bewegte. [Daſs dieſs nach obiger Darſtellung widerſprechend iſt, weil B ſich mit der Geſchwindigkeit Bc nach — Bc bewegte, haben wir ſchon gezeigt, ſollte dieſs eine Wirkung von A ſeyn, ſo müſste es nicht allein — Bc geben ſondern auch + Bc vernichten, und wenn es dann noch ſelbſt die Geſchwindigkeit — Bc behielte, wie es das Geſetz erfodert, ſo wäre ſeine Wirkung gröſser als ſeine Bewegung.] Dieſe Wirkung [die, wie ſie Hr. *M.* darſtellt, undenkbar iſt] iſt der Gegenwirkung von B nach A gleich, d. h. eben ſo viel Bewegung verliert A als es dem B mittheilt. [Nach Hn. *M.* verliert es weniger; denn es hob die Bewegung von B nach Bc auf, und gab ihm die Bewegung — Bc und verliert doch nur A. Ac = B. Bc.] Denn die ganze Bewegung von A iſt = A. AB. In der zweyten T aber iſt ſeine Bewegung A. cB. Sein Verluſt iſt alſo A. Ac welches ſeiner Wirkung Bcb oder B. cd gleich iſt [nach Hn. *M.* Darſtellung war aber ſeine Wirkung 2. B. cb die 2 Bewegung im relativen Raume ungerechnet.] Die 3te Anmerkung iſt eine Demonſtration der Bewegung eines Korpers, auf den 2 Kräfte in einem Winkel wirken. Da ſich die Buchſtaben auf keine Figur beziehen, ſo wird der Beweis unverſtändlich. In der Trigonometriſchen Formel, die nicht bewieſen iſt, iſt ein Druckfehler, es iſt AD (die Diagonale) = $\sqrt{C^2 + 4nCc + ^2}$). Die 4te und letzte Anmerkung enthält einige Bemerkungen über das Neutoniſche und Leibnitziſche Kräftenmaaſs.

LITERARGESCHICHTE.

Augsburg, b. Bürglein: *Bibliotheca Moguntina, libris ſaeculo primo typographico Moguntiae impreſſis inſtructa, hinc inde addita inventae typographiae hiſtoria, a Steph. Alex. Würdtwein*, Epiſcopo Heliopolenſi, Suffraganeo Wormatienſi. 1787. 251 S. 4.

Das Werk eröffnet eine *Nachricht von den älteſten Bibliotheken in Mainz.* S. 1 — 35. Sie war eigentlich nicht im Plan des Buchs enthalten: allein da der Vf. anderswo ſie verſprochen hatte, und wenigſtens der vorgeſetzte Titel eins wie das andere unter ſich begreifen *konnte*, ſo fand derſelbe dienlich, ſeine geſammelten Nachrichten hierüber hier mitzutheilen. 1) Wie weit der Vf. aushole, um die *allerentfernteſte Spuren* von Bibliotheken nicht zu verfehlen, erhellt daraus, daſs er behauptet, die *erſten Gründ.r des Chriſtenthums* ſeyen gewiſſermaſsen zugleich die erſten Stifter von Bibliotheken geweſen. Der Beweis davon iſt ſo ſonderbar, als manches andere in dem Buche. Die Bücher des A. u. N. T. werden oft eine Bibliothek genannt: folglich war ſchon bey der Stiftung des Chriſtenthums eine Bibliothek in Mainz!! — Der h. Bonifacius zeichnete ſich beſonders als Bücherſammler aus. Er verſchrieb Bücher aus England und verfaſste ſelbſt Bücher, deren Verzeichniſs der Vf. mittheilt. Sogar bey ſeinem Märtyrertode war er nicht ohne Bücher. Die Anekdote von dem durchſtochenen Evangelienbuche, das man in Fulda aufbewahrt, iſt nicht übergangen worden. 2) Die *Bibliothek der Metropolitankirche.* Ihr Urſprung falle in den Ausgang des 8 Jahrh. und Karl der Groſse habe durch ſeine Cirkelbriefe an die Biſthümer und Klöſter, wegen Anlegung von Schulen, die erſte Veranlaſſung gegeben. Durch Brand und beſonders durch den 30jährigen Krieg ſey ſie zerſtört worden; einzelne Denkmäler derſelben weiſe die herzogl. Bibliothek in Gotha und Wolfenbüttel auf; vieles ſey nach Schweden gekommen; aber Mainz beſitze noch ſchätzbare Handſchriften und alte Drucke daraus. 3) Die *Bibliothek des Kloſters bey St. Albani.* Zeugniſſe von ihrer ehemaligen Exiſtenz und von der berühmten Schule, welche das Kloſter unterhalten hat. Es werden Chorbücher angeführt, welche die Chorgeſänge in griechiſcher Sprache, aber mit lateiniſcher Schrift, enthielten; woraus zu erhellen ſcheine, daſs die Chorgeſänge griechiſch abgeſungen worden. 4) Die *Bibliothek im Kloſter St. Jacob.* Wolfg. Treſler, welcher 1512 Cuſtos der Bibliothek war, hat in einem Schreiben an den Abt Johannes Bericht von der Bibliothek, ihrer Geſchichte und ihrem Verzeichniſſe abgeſtattet; welches Schreiben Hr. *W.* ganz eingeſchaltet hat. Woher er es erhalten, hat er nicht gemeldet. 5) Die Bibliotheken der *Jeſuiten?* Cartheuſer, Carmeliten, Franciſcaner und des Kurfürſtl. Seminarii, auch einiger adelichen Familien, werden nur dem Namen nach angeführt. Alsdann erſt will ſie der Vf. beſchreiben, wenn er gute Verzeichniſſe ihrer Handſchriften in die Hände bekommt. Es ſcheint daraus zu erhellen, daſs noch gar keine Verzeichniſſe von dieſen Bibliotheken vorhanden ſind.

II. Es folgt hierauf die *Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt* und ein Verzeichniſs der *Mainzer Druckwerke von* 1457 *bis* 1558. S. 35 — 211. Dieſs iſt eigentlich der Hauptinhalt des Werks, der um ſeines Vfs. Willen ſo vieles erwarten lieſs, aber der Erwartung wenig entſpricht. Alles iſt unter 5 Abſchnitte gebracht: 1) Von Joh. Guttenberg, bis 1457. Umſtändlich und genau von ſeiner Familie und ihren Namen; von einem Hofe in Mainz, den die Familie beſeſſen, habe ſie den Namen Guttenberg geführet, und von einigen andern Höfen, welche der Familie Guttenberg zugehört, aber hernach verkauft worden, habe ſie die Beynamen Sorgenloch und Gansfleiſch angenommen. Aus Unwiſſenheit habe man in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt drey Perſonen daraus gemacht, auch zum Theil behauptet, Joh. Guttenberg ſey ein Straſsburger geweſen, da doch ſein Vater Friele Gansfleiſch von der Mainziſchen Familie von Sorgenloch abſtammte und in Mainz wohnhaft war. Alles dieſs war bekannt! — Es folgt hierauf eine Unterſuchung des Streits über den Ort, wo die Buchdruckerkunſt zuerſt erfunden worden; was

Harle

Harlem, Strasburg und Mainz für ſich habe. Für Harlem wird die bekannte weitläuftige Erzählung aus Hadr. Junii Batavia, die ſo oft ſchon abgeſchrieben worden war, vollſtändig eingerückt, die allein 2 Quartblätter einnimmt. Darunter ſtehen Erinnerungen und Widerlegungen, aber auch von dieſen gehört keine dem Vf. zu. Da Rec. die wichtigſten Schriften über die Geſchichte der Buchdruckerkunſt vorhin öfter geleſen und nachgeſehen hat, ſo kann er mit völliger Ueberzeugung verſichern: daſs ihm nicht eine einzige Nachricht und Anmerkung vorgekommen ſey, die nicht in Köhlers Ehrenrettung, in Schöpflins und Meermanns Werken, und am neueſten in Heinecke's Nachrichten viel genauer und richtiger enthalten wäre. Die letzten Notizen von vorgeblichen andern Erfindern der Buchdruckerkunſt, welche noch angehängt worden ſind, hat der Vf. aus Breitkopfs Abhandlung über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt abgeſchrieben. — Am gewiſſeſten verſprachen wir uns mehr Auskunft und Belehrung über die Druckwerke, die Guttenberg ſelbſt geliefert habe, von welchen S. 50 ff. gehandelt wird. Aber auch hier fanden wir nur das bekannte wiederholt; folglich alles eben ſo ſchwankend und ungewiſs, als es vorher war. Das Reſultat bleibt immer daſſelbe; unter Guttenbergs Namen oder Subſcription ſey überhaupt nichts gedruckt; und von allen typographiſchen Denkmälern, die man nach Wahrſcheinlichkeit als Guttenbergs Machwerk betrachte, laſſe ſich nichts entſcheidendes und zuverläſsiges behaupten. 2) Mainzer Druckwerke von Jo. Fuſt und Petr. Schoiffer, J. 1457 bis 1466. Wir finden das Verzeichniſs in der Hauptſache vollſtändig und die Beſchreibung der einzelnen Bücher dieſer Periode genau. Auch Bücher ohne Unterſchrift und die auſserhalb Mainz in dieſem Zeitraume erſchienen ſeyn ſollen, werden nicht übergangen; ob gleich dergleichen Bücher auſser den Grenzen dieſes Werks lagen. Da das ganze Buch keinen rechten Plan hat, ſo dürfen Abweichungen vom Plan nicht ſehr befremden. Man findet daher unter andern von dem vorgeblichen erſten typographiſchen Denkmal Nic. Jenſons zu Venedig, dem *Decor puellarum*, hier Nachricht. Der Fleiſs des Vf. in Beſchreibung der Bücher und in Mittheilung der Notiz von Schriftſtellern, die vor ihm davon gehandelt haben, wird den Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn gleich letztere ſehr mangelhaft iſt. Bey dem J. 1463 nimmt der Vf. Gelegenheit, von der Verbreitung der Buchdruckerkunſt die bekannten Nachrichten mitzutheilen, beſonders von Conr. Sweynheim, Arn. Pannartz und Ulrich Hahn, und den erſten Druckern in Italien. Zu Fauſt und Pet. Schoiffers Leben werden aus den Kirchenbüchern und andern Urkunden noch einzelne Anekdoten nachgeholt. Da aus einer von Schöpflin S. 61. mitgetheilten Nachricht erhellt, daſs Fauſt im J. 1466 zu Paris geweſen, wo in beſagtem Jahre an 40,000 Menſchen durch die Peſt weggerafft worden ſind, ſo hält der Vf. es für wahrſcheinlich, daſs derſelbe zu Paris an der Peſt geſtorben ſey. 3) Druckwerke vom J. 1467 bis 1502 durch Pet. Schoiffer und einige andere Buchdrucker im Rheingau etc. Wir haben das Verzeichniſs bis zum J. 1480 mit Panzers *Annal. typogr.* unter dem Artikel *Moguntia* verglichen und folgende Werke vermiſst: *Jo. de Janua Catholicon 1467 per Henr. Bechtermünze inchoatum, per Nyc. Bechtermünze conſummatum.* — *Rudimenta Grammaticae* 1468. — *Lib. ſextus decretalium Bonifacii VIII. c. gloſſis Jo. Andreae*, 1476. — *Theod. Creſcmundi de ſeptem artibus liberalibus liber*, 1476. — *Rayneri de Piſis Pantheologia*, 1477. — *Jo. Hildeſemenſis Epiſc. hiſtoria trium regum*, 1477. Mehrere Lücken in dem Verzeichniſſe der Druckwerke aufzuſuchen, hat uns Hr. *Zapf* erſpart, deſſen *Aelteſte Buchdruckergeſchichte von Mainz* (Ulm, 1790. 8.) recht eigentlich Nachleſe zu Würdtwein und Kritik über deſſen Nachrichten iſt. Auch haben wir bemerkt, daſs die Angaben und excerpirten Anfangs- oder Schluſsformeln in Panzer und Zapf vollſtändiger und richtiger mitgetheilt worden. — Zuweilen rückt der Vf. hiſtoriſche Nachrichten ein, z. B. S. 96. über Guttenbergs Sterbejahr und die ihm geſetzten ſpäteren Denkmäler. Die wieder abgedruckte Urkunde Conr. Humery's oder Humbrecht's wegen des nach Guttenbergs Tod zurückerhaltenen Druckerapparats, auch die Grabſchrift, welche Ad. Gelthus zum Andenken Guttenbergs geſetzt hat, ſtand ſchon in Köhlers Ehrenrettung. Auf ähnliche Art iſt zum J. 1475 der Gnadenbrief des Königs von Frankreich an Pet. Schoiffer wegen ſeines Buchhandels nach Frankreich aus *Wolfii Monumentis typographicis* wieder abgedruckt worden; und aus dieſen, wie aus andern Sammlungen, was nur von gleichzeitigen, d. i. in demſelben Jahrhundert ausgeſtellten Zeugniſſen für Mainz, als den Erfindungsort der Buchdruckerkunſt, dem Vf. vorgekommen iſt. Es ſcheint aber bisweilen, daſs der Vf. vergeſſen habe anzuzeigen, aus welchen Büchern er ſeine Excerpten gemacht habe, z. B. S. 134. wo er die kleine Schrift *Oratio queruloſa contra invaſores ſacerdotum cet.* mit fremden Worten eines franzöſiſchen Bibliographen, den doch nicht jeder gleich errathen kann, beſchreibt, ohne zu ſagen, wer derſelbe ſey. 4) Druckwerke Joh. Schoiffers vom J. 1503 — 1531. Aus einer Verſchreibungsurkunde vom J. 1512 wird unter beſagtem Jahre S. 144. gemeldet, daſs bis dahin Peter Schoiffer *non* gelebt habe. Zu S. 158. ſind die von Joh. Schoiffer gebrauchten Druckerzeichen und Verzierungen des Titelblatts mit dem Namenszuge oder Familienwappen in Kupfer abgebildet worden. 5) Druckwerke Ivo Schoiffers und anderer vom J. 1531 — 1558. Des Druckers Jordan Zeichen zu S. 168.; Ivo Schoiffers Wappen und Namenszug zu S. 170 u. 172. mit allerley Veränderungen; eben ſo Franc. Behem's Druckerzeichen zu S. 182. 192. Dieſen nach fünf Perioden verzeichneten typographiſchen Denkmälern hat der Vf. S. 208 211. noch *XVII. hiſtoriſche Grundſätze* angehängt, welche in der Unterſuchung der Geſchichte der Buchdruckerkunſt als erwieſen vorausgeſetzt werden müſſen. Wir finden ihre Wahrheit einleuchtend und ſie ſelbſt um deswillen würdig, künftig in die Literaturgeſchichte eingetragen zu werden, um das, worüber geſtritten wird, leichter zu überſehen und beſtimmter zu entſcheiden.

Digitized by Google

III. Endlich ſind noch S. 212—251. angehängt: *Documenta ad amplificandum ſchema genealogicum Gensfleiſchiorum de Sorchenloch et illuſtrandas familias in eo occurrentes.* Es iſt bekannt, daſs Köhler ſeiner Ehrenrettung Guttenbergs einen Codex von Documenten angehängt hatte: wie manches hat Schöpflin — und Meermann aufgeſucht, deſſen zweyter Band gewiſſermaſsen eine bloſse Urkundenſammlung iſt! Hr. *W.* hätte billig bey jeder Urkunde anzeigen ſollen, theils woher er ſie habe, theils ob er ſie zuerſt bekannt mache, oder ob ſie ſchon in andern Sammlungen bey Wolf, Köhler, Schöpflin und Meermann ſtehe, um ſeinen Leſern die mühſame Vergleichung zu erſparen, welche ſie nun anſtellen müſſen, um zu finden, welche Urkunden jetzt zum erſtenmale gedruckt und welche bloſs aus ältern Sammlungen wiederholt worden.

Wenn es Hn. *W.* Abſicht war, alles, was die ältere Buchdruckergeſchichte von Mainz betraf, aus vielerley Büchern zuſammen zu leſen und in *einem Werke vereinigt* vorzulegen, ſo kann man ihm keine Vorwürfe darüber machen, daſs er *nur das bekannte* zuſammengetragen hat. Nur hätte er dann das Buch nicht ohne Vorrede in die Welt ſchicken und für eine beſſere Anordnung ſorgen ſollen. So wie dieſe nun gerathen iſt, iſt das Buch wegen der vielen Noten hinter einem kurzen Text, unter denen wieder andre Noten ſtehn, für den Leſer ſehr unbequem.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Braunſchweig*, b. Kircher: *Gebrauch der Zeichen, welche in den Buchdruckereyen zum Corrigiren gewöhnlich ſind, nebſt einigen Tafeln welche die erſte Seitenzahl eines jeden Bogens von verſchiedenen Formaten enthalten,* für Schriftſteller und Correctoren. 1792. 8 S. 4. (2 gr.) — Hr. Kircher, der auch Vf. dieſer Anweiſung iſt, verdient den Dank aller, die ihrer bedürfen, daſs er ſie ſo hübſch, und wohlfeil beſonders, hat abdrucken laſſen. Die Correcturzeichen ſind der Deutlichkeit wegen roth und vollſtändiger als in Hornſchuhs Corrector aber doch nicht ſo mannichfaltig als in *Täubels* orthotypographiſchen Handbuch und Petity's Encyclopédie elementaire. Auch hätte Hr. *K.* die Lehrlinge ſeiner Kunſt nicht durch ſein Beyſpiel verführen ſollen, nach Didotſcher Art lauter kurze s, in fremden Wörtern durchgängig das k und in deutſchen kein c zu gebrauchen.

Schöne Künste. *Halberſtadt*, in der Buchh. der Groſsiſchen Erben: *Der Fürſt als Menſch.* Ein Schauſp. in 3 Aufz. von *F. V.* 1792. 88 S. 8. — Dieſes Stück wird von Zuſchauern, die mehr Moraliſation als Handlung lieben, vermuthlich beklatſcht werden; denn es wird darin gewaltig viel von Tugend declamirt. Indeſſen wird man es doch mit Unzufriedenheit anſehn, daſs die ganze Strafe des Kanzlers v. Burgſtein, der Röschens Tugend zum Preiſe der Rettung des zum Tode verurtheilten Franz macht, darin beſteht, daſs er ſeine Kanzlerwürde niederlegen muſste, um — eine *andere würdige Stelle* einzunehmen, und der Secretär Walther mit einem jährlichen Gehalte entfernt wird. Daſs am Ende der Bauer Bieder ſich plötzlich in den von dem Vater des Fürſten als Hochverräther verurtheilten Miniſter Nordſtern verwandelt, und mit Ordenszeichen behangen erſcheint, iſt auch erbaulich zu leſen, und mag noch viel erbaulicher anzuſehen ſeyn. Die Scene zwiſchen dem Maler Römer und dem Fürſten iſt eine matte wäſſerichte Nachahmung jener Scene in Emilia Galotti, wo *Conti* dem Prinzen die Gemälde bringt.

Vermischte Schriften. *Schleswig* u. *Kiel*, b. den Gebr. Schmidt: *Sendſchreiben* an Hn. B. D. R., *die Schädlichkeit nächtlicher Privatſchmauſereyen betreffend*, von *Friedr. Chriſt. von Göſſel*, königl. dän. Kammerherrn u. Conferenzrath. 1794. 58 S. 8. Der Vf. des Sendſchreibens zeichnet ſich unter den Männern ſeines Vaterlandes von ächt weltbürgerlicher Denkungsart durch Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und Eifer für das allgemeine Beſte vortheilhaft aus. Er gehört unter die Edeln, welche es, ohne die Vortheile unſrer Cultur und Civiliſirung zu verkennen, für Pflicht achten, dahin zu arbeiten, daſs wir uns von den unvermeidlichen Uebeln, in welche anfangs Cultur und Verfeinerung ſtürzen, der Ueberladung mit erkünſtelten Bedürfniſſen, der Ueppigkeit und einem Heer von Leidenſchaften und Begierden, allmählich loszumachen und dem Ideale der Aufklärung, die aus Grundſätzen zur Einfalt der Natur zurückkehrt, möglichſt zu nähern ſuchen. So gewiſs alle wohlgeſinnte Menſchen mit dem Vf. in dieſem Zwecke zuſammentreffen, ſo dürften ſie doch nicht überall auf demſelben Wege dahin zu gelangen ſuchen. In der Hauptſache, d. h. in dem, was der Vf. mit Würde und Nachdruck gegen die Abendſchmauſereyen in Beziehung auf örtliche Verhältniſſe ausführt, geben wir ihm im Ganzen vollkommnen Beyfall; nur nicht in allen Vorſchlägen, die er zur Verbeſſerung ſolcher Geſellſchaften angibt, und noch weniger darin, daſs er bürgerliche Strafen gegen die Miſsbräuche derſelben aufruft. Aber in den vorläufigen Betrachtungen über die Schädlichkeit groſser Privatverſammlungen vermiſſen wir durchaus Beſtimmtheit der Begriffe und logiſche Ordnung. Der Vf. glaubt, daſs in groſsen Verſammlungen dieſer Art die Zwecke der Geſelligkeit durchaus nicht zu erreichen ſtehen: allein da durch die Geſelligkeit alle unſre Kräfte und Vermögen entwickelt, ausgebildet, geübt werden ſollen, ſo laſſen ſich in gewiſſen Rückſichten ſchon daraus die Vorzüge gröſserer Geſellſchaften vor den kleinern herleiten, in ſofern wir durch den gemiſchten Umgang mit Menſchen von den verſchiedenſten Ständen, Altern, Beſchäftigungen, Kenntniſſen, Charakteren und Eigenheiten im Denken unendlich an Menſchenkenntniſs, an Vielſeitigkeit, an Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes, und überhaupt an Lebensweisheit gewinnen. Je erweiterter, weltbürgerlicher und über gewiſſe Hauptangelegenheiten der Menſchheit übereinſtimmender die Denkungsart der Menſchen werden wird, deſto inniger werden ſie ſich auch in gröſsern Zirkeln vereinigen, aus welchen man ſich oft nur aus Einſeitigkeit, Engbrüſtigkeit und Unduldſamkeit ausſchloſs. So dürfte gerade die höhere Aufklärung zum Wohlgefallen an gröſsern und umfaſſendern Geſellſchaften leiten, die freylich auch bey ihrem Guten manche Nachtheile, ſo wie die kleinern Geſellſchaften manches ihnen eigenthümliche Gute bey ſich führen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *Handbuch der Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments, von Heinr. Carl Alex. Hänlein.* Erſter Theil. 1794. 382 S. Zweyten Theils erſte Hälfte. 1794. 242 S. 8.

Der Vf. verkennt nicht, daſs Michaelis Einleitung in das N. T. als Repertorium freymüthiger und ſcharfſinniger Unterſuchungen und als Sammlung ſo vieler gelehrter exegetiſcher, kritiſcher und hiſtoriſcher Bemerkungen ſtets ſehr ſchätzbar bleibe. Er glaubt aber mit Recht, daſs dieſes Buch durch die nach und nach hinzugekommenen Vermehrungen zu dem Zweck, Leitfaden akademiſcher Vorleſungen zu ſeyn, unbrauchbar, und in ſeiner neueſten Geſtalt, zumal mit den inhaltsreichen Zuſätzen des engliſchen Ueberſetzers, Hn. Marſh, auch zu der Abſicht eines Handbuchs für das Privatſtudium des ganzen Umfangs der Einleitung in das N. T. minder bequem geworden ſey. Dieſem Mangel wollte Hr. H. durch ein Buch abhelfen, welches jenem gedoppelten Zweck eines Handbuchs, zum wiſſenſchaftlichen Vortrag und zum eignen Studium, durch zweckmäſsige Ordnung, leichte Ueberſicht, Vollſtändigkeit und bündige Kürze entſpräche. Er entſchloſs ſich, in der Anordnung gröſstentheils dem kurzen Entwurf zu folgen, den Hr. D. Gabler auf einem Quartbogen vor etlichen Jahren bekannt machte. In der Ausführung aber ſuchte er theils die Materien, welche Michaelis ganz übergangen hatte, am gehörigen Orte einzuſchalten, theils nach den neueſten Unterſuchungen manche ſeiner Bemerkungen zu berichtigen, theils durch bequemere Stellung der einzelnen Theile die Ueberſicht zu erleichtern, und ein richtiges Verhältniſs in die Bearbeitung ihrer Abſchnitte zu bringen, theils endlich mit den brauchbarſten und neueſten literariſchen Hülfsmitteln die Leſer bey jeder Materie bekannt zu machen. Nach dem Urtheil des Rec. hat der Vf. ſeine Abſicht, ſo fern ſie auf Erleichterung des Privatſtudiums gerichtet war, vollſtändig erreicht; ob ſein Handbuch aber eben ſo brauchbar zum Leitfaden bey Vorleſungen ſeyn möchte, könnte zweifelhaft ſcheinen. Manche Materien, z. B. die von der Authentie und von der Glaubwürdigkeit der neuteſtamentlichen Bücher, ſind ſo weitläuftig abgehandelt, daſs es bey dem engen Zeitraum, in welchen der mündliche Vortrag eingeſchränkt werden muſs, dem Lehrer kaum möglich ſeyn wird, etwas erhebliches noch zuzuſetzen, wenn er nicht das Ebenmaaſs der Theile gänzlich aus den Augen ſetzen, und einigen Materien ſo viel entziehen will, als er andern unverhältniſsmäſsig zugelegt hat. Bey der Vorbereitung aber auf den Vortrag und bey der Wiederholung kann das Buch den Zuhörern ſehr nützliche Dienſte leiſten.

Der erſte Theil, welcher hiſtoriſche, theologiſche und exegetiſche Unterſuchungen über das N. T. im Ganzen genommen begreift, handelt nach einer Vorerinnerung, über den Begriff einer Einleitung im weiteſten Umfang, und über die Beſtandtheile und den Nutzen einer *hiſtoriſchkritiſchen* Einleitung inſonderheit, in 7 Kapiteln von der Benennung und Eintheilung der neuteſtamentlichen Schriften, der Authentie und Integrität derſelben, der höchſten Glaubwürdigkeit ihres Inhalts und ihren Anſprüchen auf den Namen göttlicher Bücher, der kirchlichen Beſtimmung ihres Anſehens, der Sprache und dem Stil dieſer Schriften, und endlich von dem Gebrauch, welchen die Verfaſſer des N. T. von Stellen des A. T. gemacht haben. Gegen dieſe im Ganzen lichtvolle Anordnung der Theile lieſse ſich doch im Einzelnen manches erinnern. Gleich Kap. 1. ſind unter der zweydeutigen Aufſchrift, Eintheilung der Bücher des N. T., Dinge ganz verſchiedener Art zuſammengefaſst worden. Es werden nicht nur die Klaſſen angegeben, unter welche die Bücher nach verſchiedenen Rückſichten gebracht werden können, (und dieſs gehörte eigentlich hieher,) ſondern es wird auch von der grammatiſchen und kritiſchen Abtheilung des Texts, (Trennung der Worte durch Zwiſchenräume, Interpunction, στιχοις und ῥημασι, Accenten und Spiritibus, alten und neuen Kapiteln und Verſen, Titulis u. ſ. w.) ingleichen von den zum kirchlichen Gebrauch beſtimmten Abſchnitten oder Perikopen gehandelt, und dabey ſogar von den Synaxarien und Menologien, und der Art, wie Anfang und Ende der Perikopen in den Handſchriften bezeichnet zu werden pflegt, geredet. Man kann ſich aber von den kritiſchen und grammatiſchen Abtheilungen des Textes keine rechte Vorſtellung machen, ehe man mit der Einrichtung alter Handſchriften bekannt iſt, und wäre daher dieſe Materie beſſer für den zweyten Theil aufgeſpart worden. Eben dahin, oder allenfalls in das Kapitel vom kirchlichen Gebrauch des N. T. hätte die Beſchreibung der Perikopen, die überdieſs, was die älteren betrifft, weder beſtimmt genug, noch ganz richtig iſt, gehöret. Auch das ganze Kapitel von der Integrität des Textes hat eine unbequeme Stelle bekommen, und iſt offenbar bloſs deswegen etwas mager ausgefallen. Es läſst ſich über dieſe Integrität unmöglich gründlich urtheilen, wenn die Geſchichte des Textes und ſeiner Fortpflanzung, das Entſtehen und die verſchiedenen Arten der Corruptionen, die uns übriggebliebenen Hülfsmittel zur Auffindung und

Digitized by Google

und Wiederherſtellung der verdorbenen Stellen u. dgl. noch nicht unterſucht ſind. Die Abhandlung über die Authentie der Bücher, welche allein 190 Seiten füllt, iſt mit groſsem Fleiſs geſchrieben, und voll treffender gutgeordneter Bemerkungen. Doch hätten vielleicht die Zweifelsgründe gegen den zweyten Brief Petri, den Brief Juda und die Apokalypſe, welche letztere der Vf. für ächt hält, und nach der Eichhorniſchen Hypotheſe erklärt, in ein noch etwas helleres Licht geſtellt werden können. Bey dem hiſtoriſchen Beweiſe für die Aechtheit der Homologumenen ſuchte Rec. dasjenige vergeblich, was, ſeiner Einſicht nach, allein einen feſten Grund der Ueberzeugung abgeben kann, nemlich die Entſcheidung der Frage, ob dieſe Bücher auch von denjenigen Gemeinden und Perſonen, an welche ſie angeblich zunächſt und unmittelbar von den Verfaſſern gerichtet und geſendet ſeyn ſollen, anerkannt worden, und ob irgend ein wahrſcheinlicher Grund vorhanden ſey, bey dieſen Perſonen in Anſehung der Annahme ſolcher Schriften eine paſſive oder active Täuſchung zu vermuthen. Die mit guter Auswahl von Hn. *H.* angeführten Zeugniſſe katholiſcher, häretiſcher und nichtchriſtlicher Schriftſteller beweiſen mehr nicht, als daſs gedachte Bücher ſeit den älteſten Zeiten wirklich allgemein, wenigſtens unter der katholiſchen Parthey, angenommen geweſen, mithin in der That Homologumenen ſeyn. Aber die Gewiſsheit, daſs dergleichen Homologumenen mit Recht von uns für acht gehalten werden, kann nur durch eine genaue Unterſuchung jener Frage begründet werden. In dem Abſchnitte von dem, was man die Göttlichkeit der neuteſtamentlichen Bücher gewöhnlich nennt, iſt durch ſorgfältige Unterſcheidung der verſchiedenen Bedeutungen, welche dieſer wenig bequeme Ausdruck haben kann, viel mehr Licht und Ordnung in die ganze verworrene Materie gebracht worden, als man bey Michaelis und andern antrifft. Das Kapitel über die kirchliche Beſtimmung des Anſehens dieſer Schriften, oder über den Kanon, hat Rec. mit deſto gröſserem Vergnügen geleſen, da er den Vf. ganz auf demſelben Wege antraf, den er ſelbſt ſeit vielen Jahren bey ſeinen Vorleſungen über dieſe Materie eingeſchlagen hat. Auch die Abſchnitte von der Sprache und dem Stil des N. T., und von den Anführungen aus dem A. T. ſind nach den richtigſten Grundſätzen abgefaſst, und haben, wo es nöthig war, Erläuterungen durch einige Beyſpiele erhalten.

Die erſte Hälfte des zweyten Theils handelt in 6 Kapiteln von dem, was ſich auf die Kritik des Textes des N. T. bezieht. Die neueſten Hülfsmittel ſind hier allenthalben, eben ſo wie im erſten Theil, nebſt den Beobachtungen der neueren Kritiker ſorgfältig benutzt, ſo daſs man leicht überſehen kann, wie viel für die Kritik bis jetzt geleiſtet ſey, und was, um überall zur möglichſten Richtigkeit und Gewiſsheit zu kommen, noch gethan werden müſſe. Rec. kennt kein Buch, in welchem das, was dem angehenden Kritiker zu wiſſen am unentbehrlichſten iſt, ſo richtig und zweckmäſsig in der Kürze zuſammengeſtellt wäre, als hier geſchehen iſt. Und dieſs bleibt eine ſehr verdienſtliche Arbeit, wenn gleich der Vf. wenig Reſultate eigner Unterſuchungen mitgetheilt hat. — Kap. I. Geſchichte und Beſchaffenheit des neuteſtamentlichen Originaltextes, in der früheſten Periode. An der Spitze ſtehet das Ideal einer Geſchichte des Textes, meiſt nach Griesbach entworfen. Viele an den Geſchichtſchreiber hier gemachte Foderungen werden freylich immer fromme Wünſche bleiben. Es iſt aber doch nicht unnütz, zu zeigen, was zu einer vollendeten Geſchichte gehören würde. Denn eines Theils lieſse ſich allerdings manche Lücke durch ſcharfſinnige Combinationen wohl noch ausfüllen, wenn nur die Sammler bey ihren Vorarbeiten ihrem Fleiſse eine planmäſsigere Richtung zu geben wüſsten, als bisher zu geſchehen pflegte. Und hierzu kann ein ſolches Ideal, das man ihnen vorhält, Anleitung geben. Andertheils dient die Angabe der noch unausgefüllten und vielleicht nie ganz auszufüllenden Lücken der Geſchichte dazu, um die wahre Urſache bemerklicher zu machen, warum manche kritiſche Probleme nicht mit zuverläſsigerer Gewiſsheit aufgelöſet werden können. Unter denen, welche Beyträge zur Ueberſicht des ganzen neuteſtamentlichen kritiſchen Apparats geliefert haben, hatte Gregorius Mayer wegen ſeiner treflichen *inſtitutio interpretis ſacri* vorzüglich bemerkt zu werden verdient. Von den Autographen und der urſprünglichen Bekanntmachung und weitern Verbreitung der Bücher des N. T. hat der Vf. das Wahrſcheinlichſte kurz zuſammengedrängt. — Kap. II. Ueber Verſchiedenheit der Lesart, ihre Entſtehung und Eintheilung; alles mit Beyſpielen belegt. Einige Veranlaſſungen zu Varianten haben wir doch vermiſst, z. B. den die Abſchreiber ſo oft täuſchenden Rhythmus in Endſylben und Endwörtern, die Begierde eine Kakophonie zu vermeiden, die Weglaſſung eines Anfangsbuchſtaben, den ein Kalligraph noch hinzumalen ſollte, den Vorſatz, die Ordnung der Sätze abzuändern, worüber zuweilen derjenige, welchen man hinter den andern zu ſchreiben ſich vorbehalten hatte, ganz vergeſſen wurde, die aus Verſehen an einem unrechten Wort angebrachte Correctur eines begangenen und bemerkten Schreibfehlers, die Weglaſſung ſolcher Sätze, welche in den Lectionarien abſichtlich übergangen waren, der Irrthum der Abſchreiber, welche mit Scholien oder Commentarien am Rande verſehene Handſchriften kopierten, und einen Ausdruck der Scholien, der ihnen zufälliger Weiſe, während dem ſie den Text ſchrieben, in die Augen gefallen war, mit dem ächten Ausdruck des Textes verwechſelten, oder wohl gar glaubten, der Text könne aus dem Commentar berichtiget werden u. ſ. w. Aus den vom Vf. geſammelten Bemerkungen über das Entſtehen der Varianten kann jeder die Regeln ableiten, nach welchen die innere Wahrſcheinlichkeit der Lesarten zu beurtheilen iſt. Aber für den Anfänger wäre es doch ſehr nützlich geweſen, dieſe Regeln mit den gehörigen Beſtimmungen, Einſchränkungen und Ausnahmen ausdrücklich anzugeben, welchen wichtigen Theil der Theorie der Kritik Rec. ungern vermiſst. — Kap. III. Von den Handſchriften des N. T. Nach einer vorausgeſchickten Anzeige der Manuſcriptenkatalogen, aus welchen man unzählige

noch

Digitized by Google

noch unverglichene Codices kennen lernen kann, und einem Verzeichniſſe ſolcher Bücher, welche nähere Nachrichten von meiſt ſchon benutzten Handſchriften enthalten, (wo jedoch die wichtigen Anhänge zu *Blanchini Evangeliario quadruplici*, in denen viele römiſche und andere italieniſche Codices beſchrieben ſind, Döderleins Beſchreibung eines Nürnbergiſchen Evangeliarii, im Altorfiſchen literariſchen Muſeum und andere fehlen,) wird von der äuſsern Geſtalt und Einrichtung der Manuſcripte, von den verſchiedenen Klaſſen, in welche ſie in Rückſicht auf den von ihnen gemachten Gebrauch vertheilt werden können, von dem, worauf es bey der Unterſuchung der innern Beſchaffenheit ihres Textes ankommt, von vermeyntlich latiniſirenden Handſchriften, und von den verſchiedenen Recenſionen des Texts das Wiſſenswürdigſte in fruchtbarer Kürze beygebracht. Der Vf. urtheilt über dieſe Gegenſtände allenthalben nach den Griesbachiſchen kritiſchen Grundſätzen. Auf die einzelnen Handſchriften läſst er ſich aber nicht ein, und begnügt ſich, die merkwürdigeren Codices, welche zu jeder alten Hauptrecenſion gehören, (wo aber der berühmte Vaticanus und andere neuerlich bekannt gewordene überſehen ſind,) blos nach ihrem Namen oder Siglen anzugeben. Michaelis war vielleicht allzu freygebig, da er in ſeiner Einleitung alle noch ſo unbedeutende Codices einzeln regiſtrirte; Hr. *H.* ſcheint dagegen etwas zu ſparſam geweſen zu ſeyn. Viele ſeiner Leſer, welche weder Michaelis, noch die gröſsern kritiſchen Werke zur Hand haben, würden es ihm danken, wenn er aus dem groſsen Haufen der bis jetzt ganz oder zum Theil verglichenen Handſchriften, die ſich auf 500 belaufen, etwa 40 bis 50 der wichtigſten, welche in den Schriften der Kritiker beynahe auf jeder Seite angeführt werden, und auf die am Ende doch das meiſte ankommt, ausgehoben und etwas näher beſchrieben hätte. Auch wäre es wohl nicht überflüſſig geweſen, die Meynung einiger, welche, da man von latiniſirenden Codicibus nicht recht mit Ehren mehr ſprechen kann, darauf verfallen, faſt alle Lesarten der älteſten Handſchriften und Verſionen für Interpolationen aus den Commentaren des Origenes und Chryſoſtomus und aus alten Scholien auszugeben, einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen. Von andern Bemerkungen, die wir bey dem Durchleſen dieſes Kapitels gemacht haben, ſetzen wir nur einige, zum Beweis unſrer Aufmerkſamkeit, hieher. Nicht blos in Handſchriften von kleinem Format, wie S. 58. geſagt wird, ſondern auch in denen in Quart und Folio ſind gewöhnlich mehrere Blätter in ein Heft zuſammengelegt, und das erſte Blatt pflegt mit einem Zahlbuchſtaben gezeichnet zu ſeyn, wonach die Gröſse der etwa vorkommenden Lakunen berechnet werden kann. S. 63. hatte der Codex Claromontanus mehr noch als der Cantabrigienſis unter denen ausgezeichnet zu werden verdient, in welchen häufige Correcturen von mehrern Händen vorkommen. S. 65. wären unter den zum öffentlichen kirchlichen Gebrauch beſtimmten Handſchriften, die *codices textus perpetui* zu bemerken geweſen, welche am Rande den Anfang und das Ende jeder kirchlichen Perikope nebſt dem Tage, wann dieſe zu leſen iſt, beygezeichnet haben; auch hätte erinnert werden können, daſs manche Codices erſt hintennach von ſpätern Beſitzern zum kirchlichen Gebrauch adoptirt worden ſind. S. 80. werden die Handſchriften, welche Kopieen von andern ſind, mit Unrecht den ganz unbrauchbaren zugezählt, da ſie in mehr als einer Rückſicht uns nützlich ſeyn können. Ebendaſelbſt und S. 111. ſind durch einen Schreibfehler die Codices Adamantii noch neben den Codicibus Origenis genannt. — Kap. IV. Von den alten Ueberſetzungen und ihrem Gebrauch, ſowohl überhaupt, als auch von jeder einzelnen inſonderheit. Ueberall zeigt der Vf. auch hier ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den neueſten Entdeckungen und Hülfsmitteln. Bey einigen Verſionen hätte doch noch ihre nahe Verwandtſchaft mit gewiſſen Handſchriften genauer angegeben werden können, z. B. daſs oft in ſeltnen Lesarten die armeniſche Ueberſetzung mit Cod. 1. 13. 69., und die gothiſche mit Cod. vatic. 360. zuſammenſtimme. In Anſehung der ſyriſchen konnte zwiſchen S. 125 und 132. darüber, ob ſie in allen Büchern des N. T. einerley Urheber habe oder nicht, ein Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen. Gern hätten wir auch zu erfahren gewünſcht, ob der Vf. dieſe Verſion in den Epiſteln von gleicher Beſchaffenheit wie in den Evangelien finde. Ueber die Aſteriscos und Obelos der Philoxenianiſchen Ueberſetzung, und was eigentlich dadurch bezeichnet werden ſolle, iſt nichts geſagt worden. Da der Vf. für wahrſcheinlich hält, daſs die lateiniſche Verſion auf die gothiſche einigen Einfluſs gehabt habe, und eben deswegen der letztern einen geringern Werth beylegen zu müſſen glaubt, ſo hätten wir gern einige Beyſpiele angeführt geſehen, an denen klar wäre, daſs die in Frage geſtellte Lesart urſprünglich im lateiniſchen entſtanden ſey. Denn die S. 182. gegebenen Exempel ſind offenbar nichts anders, als aus ähnlichen Stellen (Act. 15, 28. Marc. 9, 89.) erborgte und verunglückte Gloſſen, die völlig eben ſo gut im griechiſchen Text, als in der lateiniſchen Verſion, zugeſetzt ſeyn konnten, wenn wir ſie gleich in keinem bekannten griechiſchen Codex bis jetzt angetroffen haben. — Kap. V. Von den Anführungen des N. T. bey alten Schriftſtellern. Die nöthigen Vorſichtigkeitsregeln bey dem Gebrauch derſelben ſind ſorgfältig auseinander geſetzt. — Kap. VI. Von den Ausgaben des N. T. Sie ſind nach der Genealogie ihres Textes geſtellt, und die merkwürdigeren, beſonders die, welche mit einem kritiſchen Apparat verſehen ſind, werden kurz, aber treffend, gewürdiget. S. 223. iſt aus Hausſchein (Oekolampadius) Hauslampe geworden. — Der andern Hälfte des zweyten Theils, welche die ſpecielle Einleitung in die einzelnen Bücher enthalten wird, ſehen wir begierig entgegen. Den wenigen von dem Rec. angedeuteten Mängeln der erſten Bände wird bey einer gewiſs nicht lange ausbleibenden neuen Auflage leicht abzuhelfen ſeyn.

Pyrmont, beym Ueberſ. u. Hannover, in d. Hahn. Buchh.: *Wilhelm Penn's kurze Nachricht von der Ent-*

Digitized by Google

Entſtehung und dem Fortgange der chriſtlichen Geſellſchaft der Freunde, die man Quäker nennt — überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von *Ludwig Seebohm.* 1792. 176 S. 8.

Der berühmte Anbauer von Penſylvanien, der ſo bemüht war, die ihm ſehr werthe und nützliche Quäkergemeine innerlich auszubilden, und auswärts in guten Credit zu bringen, und der in dieſer Abſicht viele, vornemlich apologetiſche Schriften veranſtalten lieſs, trat auch ſelbſt als Schriftſteller auf, mit einer Lebensbeſchreibung des erſten Stifters dieſer Parthey. (*Journal or hiſtorical account of the Life of George Fox.* 1694.) Dieſem Buche fügte er als Einleitung die hernach oft einzeln gedruckte Abhandlung bey: (*A brief account of the riſe and progreſs of the People called Quakers,*) welche hier überſetzt erſcheint. Eben dieſe Abſicht hat auch der Ueberſ., welcher ein Mitglied der Quäkergeſellſchaft zu ſeyn ſcheint. Zur hiſtoriſchen Kenntniſs giebt daher dieſe Arbeit keinen neuen Beytrag. Die wenigen untergeſetzten Anmerkungen betreffen Miſsverſtändniſſe, falſche Nachreden und Folgerungen, durch welche die Lehren, Sitten und Anſtalten der Quäker in ungünſtigen Ruf gekommen ſind; z. E. daſs ſie die Bibel verachteten, die Gottheit Chriſti leugneten, „die Wahrheit der *herrlichen* Schriftſtelle: *Drey ſind, die im Himmel zeugen* etc. in Zweifel zögen" (S. 93.) u. ſ. w.

MATHEMATIK.

Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung: *Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens,* von *Joh. Heinr. Helmuth.* Dritte von neuem revidirte und anſehnlich vermehrte Auflage. Mit Kupfern. 1792. 552 S. 8.

Die Schnelligkeit, mit der die verſchiedenen Auflagen einander gefolgt ſind — (die erſte erſchien 1785, die zweyte 1788) — iſt ein Beweis, daſs das Publicum dieſes Buch mit dem Beyfall aufgenommen hat, den es verdient. Der Vf. bemerkt in der Vorrede, daſs er zwar keine Materie ganz umgearbeitet, aber doch alles ſorgfältig revidirt, hin und wieder verbeſſert, und mit anſehnlichen Zuſätzen vermehrt habe; und das kann man einem ſolchen Manne wohl auf ſein Wort glauben. Inzwiſchen hat es uns befremdet, daſs er bey ſeinen Verbeſſerungen nicht auf die Erinnerungen des Rec. der zweyten Ausgabe in der A. L. Z. (1789. IV. Bd. S. 485 ff.) — die wir wenigſtens gröſstentheils für ſehr gegründet halten — Rückſicht genommen hat. Auch haben wir auſserdem noch manche Bemerkungen und Erklärungen gefunden, die uns unrichtig und unbefriedigend geſchienen haben. Wir wollen einige davon anführen: S. 94. heiſst es, daſs das Waſſer *faſt die Hälfte* der Oberfläche der Erdkugel einnimmt, da es doch bekanntlich über zwey Drittel derſelben ausmacht. — S. 138. werden die in der Luft aufgelöſten oder niedergeſchlagenen Dünſte als die Urſache von dem Steigen oder Fallen des Barometers angegeben — eine Meynung, die *de Luc* hinlänglich widerlegt hat. — Die brennbare Luft kann nicht, wie S. 167., eine *unreine* Luft genannt werden, wofern man nicht das Wort *unrein* in einem ungewöhnlichen Sinn nehmen will. Mephitiſch iſt ſie wohl, aber wenn ſie gut iſt, muſs ſie ganz rein, das heiſst, von aller Beymiſchung fremdartiger Theile, frey ſeyn. — Wie groſse Regentropfen (S. 260.) von einer plötzlichen Trennung der Luft durch den Blitz entſtehen ſollten, iſt eben ſo unbegreiflich, als wie ſie durch ſchweflichte Ausdünſtungen hervorgebracht werden könnten. Man ſieht ſie oft zu Anfang eines Gewitters einzeln aus der Luft herabfallen, noch ehe ein einziger Blitz geſchehen iſt. — Ein Licht unter einem Gefäſs erliſcht nicht deswegen, weil es (S. 213.) durch den Rauch und die ölichten Theile erſtickt wird, ſondern weil derjenige Theil der Luft bald zerſtört oder zerſetzt wird, der allein zur Unterhaltung der Flamme geſchickt iſt. — Die Beſchreibung der *Leydner Flaſche* S. 241. iſt ſehr fehlerhaft: 1) wird der äuſsern Belegung nicht gedacht; 2) iſt es übertrieben, daſs man in einer geladenen Flaſche ein *Sauſen* hörte, als wenn Waſſer darin kochte. Nur *bisweilen* läſst ſich ein Ziſchen hören, wenn nemlich die elektriſche Materie *wegen irgend eines Fehlers* von ſelbſt ausſtrömt; 3) wird die Flaſche nicht entladen, wenn man bloſs den Knopf berührt, ſondern es müſſen beide Belegungen zugleich in leitende Verbindung gebracht werden. — Daſs die Dünſte, wie S. 245. gelehrt wird, ſich ſtets nach dem kältern Ort bewegten, iſt zwar eine ſehr gewöhnliche, aber darum nicht minder irrige, Meynung. Der Wärmeſtoff befolgt zwar, als eine elaſtiſche Flüſſigkeit, das Geſetz, ſich überall ins Gleichgewicht zu bringen, aber er verläſst eher die Dünſte, um in den kältern Körper überzugehen, als daſs er ſie mit ſich fortführen ſollte. Die Feuchtigkeit, die ſich an die kalten Fenſter oder an kaltes Metall in einer warmen Stube anhängt, wird entweder aus der Luft niedergeſchlagen, weil die Luft in der Nachbarſchaft dieſer Körper abgekühlt wird, und alsdann nicht mehr ſo viel Waſſer als vorher, aufgelöſt erhalten kann, oder, nach de Luc, weil der mit der Luft vermiſchte Waſſerdampf die nöthige Wärme verliert und zerſetzt wird. — Wir wünſchen, daſs der würdige Vf. dieſe wenigen Erinnerungen nicht aus einer Tadelſucht herleiten, ſondern als Beweiſe unſrer Aufmerkſamkeit anſehen möge. — Uebrigens verdient noch angemerkt zu werden, daſs bey dieſer Ausgabe ein brauchbares Regiſter hinzugekommen iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. April 1795.

GESCHICHTE.

Hildburghausen: b. Hanisch: *Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der gefürſteten Grafſchaft Henneberg mit Urkunden.* Erſter Theil, 1—2. Abtheilung mit einer Titelvignete. 307 S. 4.

Derſelbe ausgebreitete und alle in dem Bezirke der Hauptſache vorkommenden Gegenſtände umfaſſende Unterricht und dieſelbe urkundliche Zuverläſsigkeit, welche in der diplomatiſchen Geſchichte der gefürſteten Grafſchaft Henneberg ſichtbar iſt, herrſcht auch in dieſer hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung derſelben. Der Vf., Hr. Commiſſionsrath *Schultes* zu Themar, erwirbt ſich mit dieſen beiden, ſo fleiſsig ausgearbeiteten, Schriften um ſein jetziges Vaterland, das einer Aufklärung ſeiner Geſchichte ſowohl, als ſeiner ganzen jetzigen Verfaſſung ſo ſehr bedurfte, ein unvergeſsliches Verdienſt. Dieſer 1. Theil faſst die Einleitung in die Geſchichte, Geographie und Statiſtik der Grafſchaft Henneberg und die Beſchreibung des kurfürſtl. ſächſ. Antheils an derſelben in ſich. Ihr älteſter Bezirk war nicht auf den heutigen Umfang eingeſchränkt, ſondern dehnte ſich bis über die Herzogthümer Coburg und Hildburghauſen, über einen beträchtlichen Theil des Stifts Wirzburg und die Stadt Schweinfurt aus. Nach manchen durch Erbtheilungen und auch ungünſtige Zeitperioden in dieſem Landesumfange eingetretenen Abfällen erweiterte doch Berthold V, der Stifter der Henneberg-Schleuſingiſchen Linie ſeinen Landesantheil wieder bis zu einen Bezirk von 50 Quadratmeilen. Die ganze Gröſse der jetzigen unter den Kurfürſten von Sachſen, den Herzogen von S. Weimar, Gotha, Meiningen, Coburg und Hildburghauſen, und dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel getheilten Grafſchaft beträgt ungefähr 34 Quadratmeilen. Sie faſst eine Volksmenge von 100000 Einwohnern in ſich; und hat zum Theil fruchtbaren Boden, fiſchreiche Flüſſe, gute Waldungen und reiche Gebirge. Die vorzüglichſte Nahrungsquelle iſt der Ackerbau, von welchem 2 Drittheile der Einwohner leben, und noch mehr Gewinn zu erwarten wäre, wenn der Landmann von der Brache abgehen wollte. Der Wieſenbau wird ſowohl von der Natur, beſonders in dem für das Auge reizenden Werragrund bey Meiningen, Waſungen und Frauenbreitungen, als durch die Kunſt, durch Verbreitung des Futterkräuteranbaues, begünſtigt. Ehedem wurde in dem mittäglichen Theile der Grafſchaft vieler Wein gebauet, jetzt aber finden ſich davon nur noch wenige Spuren im Römhildiſchen und bey Meiningen. Nach einer Urkunde von 1445, in welcher der Rennweg auf dem auf dem Thüringer Wald als die Grenzſcheide des Hennebergiſchen Forſt- und Geleitregals angegeben wird, glaubt der Vf., daſs dieſer Rennweg überhaupt die Grenzſcheidung zwiſchen der Grafſchaft Henneberg und dem Thüringer- und Vogtlande geweſen ſeyn möge. Unter den Gebirgen der Grafſchaft zeichnen ſich beſonders für den Mineralogen die Rhönberge, das Gebageberg und die Gleichberge aus. Auf den letztern findet man viele Baſaltſtücke, und der kleinere iſt ganz mit denſelben zugedeckt und weiter unten mit einer dreyfachen, ziemlich regelmäſsigen, 40 bis 50 Fuſs breiten, Schicht von Baſalttrümmern umgeben. Die ſichtbare Vertiefung der Oberfläche ſcheint die zurückgelaſſene Spur eines Craters zu ſeyn. Die beſten Waldungen liegen in dem kurſächſiſchen Antheile. Der Herzog von Sachſen-Meiningen hat ſeinen Unterthanen die Wohlthat erwieſen, daſs er in dem gröſsten Bezirk ſeines Antheils alles Wildpret in einen Wildzaun von einem Umfang von 5 Stunden hat einſchlieſsen laſſen. In ältern Zeiten war im Hennebergiſchen mehr Bergbau. Die Grafen von Henneberg erhielten ſchon 1216 das Privilegium, auf Gold und Silber bauen zu dürfen. Die Urkunden des XIV. Jahrhunderts erwähnen der Silberbergwerke zu Ilmenau im Gange, und im Amte Suhl wurde ſchon 1436 viel Eiſen gewonnen. Die Herrſchaft Schmalkalden iſt in Rückſicht des Bergbaues wegen ſeiner ergiebigen Stahl- und Eiſenbergwerke der geſegnetſte Theil. Nach einer neuern Nachricht werden jährlich im Durchſchnitte wenigſtens 22000 Tonnen Stahl und Eiſenſtein daſelbſt gewonnen. Zu Kaltennordheim werden Braunkohlen, bey dem Dorfe Veſſer Schwefel und Vitriolkies, bey Suhl Blutſtein und Verſteinerungen in vielen Gegenden gefunden. Unter den Flüſſen iſt die Werra der beträchtlichſte und wegen der Holzflöſſe für das Land wichtig. Der Landgraf Moriz arbeitete 1603 und Herzog Ernſt zu S. Gotha 1658 an dem Unternehmen, die Werra von Meiningen oder von Salzungen aus bis nach Wanfried ſchiffbar zu machen. Das erſtre Project ſcheiterte durch die Widerſprüche einiger an der Werra gelegener Ortſchaften, und das zweyte, das ſchon wirklich bis zur Erbauung und Abfahrt der Schiffe gediehen war, durch den unglücklichen Erfolg. Herzog Ernſt lieſs, wie Rec. dem Vf. aus archivaliſchen Nachrichten verſichern kann, nicht 2, ſondern 5 kleine Schiffe erbauen, die bey Salzungen zuſammentrafen, und wahrſcheinlich würde er, des unglücklichen Vorfalls bey Vach ungeachtet, doch beharrlich bey ſeinem Unternehmen geblieben ſeyn, wenn nicht der Abſatz der Gerſte in Wanfried gegen alle Erwartung ſchlecht ausgefallen wäre; wovon der Grund darin lag, daſs die Gerſte zu einer Zeit hingeſchafft

wurde

Digitized by Google

wurde, wo ſchon Ueberfluſs von allen Orten angekommen war. Unter den Seen im Lande iſt der Salzunger See wegen ſeiner, bey verſchiedenen Erdbeben bemerkten, Verbindung mit der offenbaren See merkwürdig. Die Salzquelle daſelbſt iſt von ſehr groſsem Werthe. Unſtreitig iſt ſie eine der älteſten, weil derſelben ſchon in einer Urkunde von 839 gedacht wird. Die Söle entſpringt an 3 verſchiedenen Orten in und auſserhalb der Stadt. Die Winnung beträgt jährlich über 128000 Centner, von welchen der gröſste Theil in das Ausland geführt wird. Der reine Gewinn wird jährlich auf 30000 Rthlr. und ungefähr eben ſo hoch der Aufwand an Holz und andern Koſten geſchätzt. Nicht ſo beträchtlich iſt das Salzwerk bey Schmalkalden, das erſt ſeit 1711 recht in Gang gekommen iſt, aber weder an Güte noch jährlicher Winnung des Salzes dem Salzwerke zu Salzungen gleich kommt. Unter den Fabriken und Manufacturen des Landes ſind die Gewehr- und Eiſenfabrik zu Suhl, die Meſſerfabrik zu Schmalkalden, die Barchendfabriken zu Suhl und Meiningen, die Tabaksfabriken zu Waſungen und Broderode, die Zwilligmanufactur zu Oſtheim und die Plüſch- und Zeugfabrik zu Salzungen, die vorzüglichſten. — Seit der Landestheilung von 1660 haben die ſämmtlichen jetzigen Theilhaber der Grafſchaft den Titel und das Wappen derſelben angenommen. Indeſſen hatte es Friedrich Wilhelm I zu Altenburg ſchon 1585 in einem Reuterſiegel geführt, von welchem der Vf. einen Abdruck auf dem Titelblatt gegeben hat. Das Hennebergiſche Reichstagsvotum wird nach den neueſten Receſſen von Kurſachſen, Sachſen Weimar und S. Hildburghauſen abwechſelnd geführt, ſo wie die Hennebergiſchen Stimmen auf dem Kreistage unter Kurſachſen, Sachſen Meiningen, S. Coburg und Heſſen-Caſſel getheilt ſind. In der Mitte des XVII. Jahrhunderts betrugen die Cammerrevenüen der ganzen Grafſchaft, mit Ausſchluſs der Steuern, nur 58360 Rthlr. und jetzt kann man ſie über 350000 Rthlr. rechnen. Eine ſehr verdienſtliche Arbeit des Vf. iſt, daſs er das Verhältniſs der ſo verſchiedenen Maaſse in der Grafſchaft Henneberg in einer Tabelle ausgeführt hat. Von dem Hennebergiſchen Adel ganz ausführlich und diplomatiſch gewiſs! Der gröſste Theil des Hennebergiſchen Adels hat den erſten Beſitz ſeiner Güter den Verleihungen der Landesherrn zu danken. Die meiſten Hennebergiſchen Activlehne waren alſo gräfl. Güter, und können im Durchſchnitte als *feuda data* angeſehen werden. Wirklich waren auch die innerhalb der Grafſchaft gelegenen Lehngüter der Landes- und Lehnsherrlichkeit des Regenten ſo unterworfen, daſs der volle Landſaſſiat in dieſem Bezirke ſtatt fand, und es viele Urkunden des XV. und XVI. Jahrh. bezeugen, daſs der Hennebergiſche Adel, der jetzt groſstentheils der Fränkiſchen Reichsritterſchaft incorporirt iſt, den Lehns- und Landeshuldigungseid abgelegt, und dadurch die Landeshoheit der Grafen anerkannt habe. Graf Wilhelm VI wuſste dieſes ſo gut, daſs er das unter ſeiner Regierung herrſchend werdende Beginnen des Adels, ſich dieſer Verbindlichkeit zu entziehen, mit der Ritterſtube zu Maſsfeld, einem Gefängniſſe für den Adel, ahndete, und Graf Georg Ernſt gebrauchte die Vorſicht, daſs, wenn dergleichen immatriculirte Lehngüter der Herrſchaft als eröffnet anheimfielen und wieder an andre Familien verliehen wurden, der neue Vaſall ſich reverſiren muſste, das ihm verliehene Lehn nicht bey der Ritterſchaft zu Franken beſteuern laſſen zu wollen. Deſsungeachtet kamen aber nach der Zeit die beträchtlichſten Güter unter die Reichsritterſchaft. Der Hennebergiſche Lehnhof war noch unter der Regierung des letztern Fürſten Georg Ernſt überaus anſehnlich. Der Vf. gibt ein aus Urkunden gezogenes Verzeichniſs des unter dieſem Fürſten im Lande anſäſsig geweſenen Adels und ſeiner anſehnlichen Güter. Das jetzt noch blühende Geſchlecht der Freyherrn von Bibra, das ſchon in den Urkunden des XII. Jahrhunderts erſcheint, war unter den ſämmtlich angezeigten adelichen Geſchlechtern das älteſte und begüterſte im Lande. Wir können zu dem, was der Vf. von demſelben ganz richtig angeführt hat, noch hinzuſetzen, daſs das Geſchlecht im XIV. Jahrh. in 5 verſchiedene Linien getheilt war, welche die von ihm angegebenen Lehne, ſo wie das Schloſs zu Bibra ſelbſt, getheilt beſaſsen, daſs Wilhelm von Bibra im XV. und XVI. Jahrhundert ganz richtig der Stifter der Schwebheimer Linie geweſen, dieſe Linie aber mit Heinrich von Bibra im Anfang des XVII. wieder abgeſtorben, und die jetzige Schwebheimer Linie, ſo wie alle jetzt lebenden Linien des Bibraiſchen Geſchlechts, von der ältern Irmelshäuſiſchen Linie, welche die ſämmtlichen ältern Linien allein überlebte, entſproſſen ſey. Der kurf. ſächſ. Antheil an der Grafſchaft Henneberg, welcher in der 2ten Abtheilung ſowohl ſtatiſtiſch als topographiſch beſchrieben wird, und die Aemter Schleuſingen, Suhle, und Kühndorf mit dem Gericht Benshauſen in ſich begreift, enthalt mit den Kindern 21922 Einwohner. Der Boden deſſelben iſt ſo mittelmäſsig, daſs er kaum den vierten Theil der nöthigen Bedürfniſſe liefert; deſto gröſser iſt aber der Reichthum des Holzes. Die Ackeranzahl der dortigen Waldungen beträgt nicht, wie *Leonhardi* ſagt, 30,000, ſondern 100,000. Die Cammergefälle dieſes Antheils betragen nach Abzug aller Bürden über 60000 Rthlr. und die landſchaftlichen Einkünfte 28665 fl. frk. Ein beträchtlicher Nahrungszweig im Amte Schleuſingen iſt, wegen des dortigen guten Wieſenwachſes, die Viehzucht. Die Geſchichte des Amts geht bis 1274, wo Stadt und Amt Schleuſingen dem Grafen Berthold VIII. zum Antheil zufiel. Der 30jährige Krieg hatte ſolche Verwüſtungen in demſelben angerichtet, daſs von 1509 Wohnungen, welche 1631 gezählt wurden, 1659 nur noch 900 vorhanden waren. Jetzt enthält das Amt 1457 Wohnungen und 8405 Einwohner. Die Stadt Schleuſingen exiſtirte ſchon im IX. Jahrh. als eine Villa, im XIII. Jahrhundert hatten die Grafen von Henneberg eine Burg daſelbſt, und 1268 machte Berthold die Stadt zu ſeiner Reſidenz. In dem ehemaligen Barfüſserkloſter hat das jetzige Gymnaſium, das ſo viele verdienſtvolle Männer gezogen hat, ſeinen Sitz. Der letzte Fürſtgraf von Henneberg, Georg Ernſt, ſtiftete es 1577, begabte es mit anſehnlichen Einkünften und mit einem Convict für 20 arme Schüler. Die Unkoſten werden groſstentheils aus dem Landſchulkaſten getragen, welchen

Digitized by Google

chen Georg Ernſt als einen Fond zur Verſorgung der Geiſtlichkeit errichtete und mit dem gröſsten Theil der Einkünfte der eingezogenen Klöſter zu Veſsra, Ror, Frauenbreitungen, und Waſungen und des Stifts zu Schmalkalden beſchenkte. Jetzt contribuiren noch jährlich Kurſachſen 520 fl. 17 gr. 6 pf. S. Meiningen 546 fl. 18 gr. 4 pf. und S. Weimar 182 fl. 6 gr. 2 pf., wogegen Kurſachſen 7, S. Meiningen 9 und S. Weimar 3 Freyſtellen vergeben kann, und Sachſen Meiningen das Directorium innerhalb 6 Jahren 3mal, Kurſachſen 2mal und Sachſen Weimar 1mal führt. Das Gymnaſium hat ſeine eigene Bibliothek, die ein Capital von 800 fl. als Fond beſitzt, und in der Berg aufgeſtellt iſt. Die blühendeſte Epoche deſſelben war 1616, wo es 450 Schüler und unter dieſen 30 Edelknaben zählte. In den neuern Zeiten haben demſelben die zu Coburg, Meiningen und Hildburghauſen angelegten Gymnaſien Abbruch gethan. Seit 1769 iſt der Unterricht in demſelben ſehr gebeſſert worden, und würde es noch mehr ſeyn, wenn man von dieſer Zeit an die Vorſchläge des jetzigen Rectors, des als gelehrten Schulmannes ſo bekannten und verdienſtvollen Prof. *Walchs*, durchaus angenommen hätte. Das Hoſpital zu S. Kilian im Amte Schleuſingen beſitzt auſser den beträchtlichen Feldgütern ein Vermögen von 21000 fl. Activ-Capitalien, und unterhält 10 Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts mit Koſt und Quartier. Die Grundſtücke des ehemaligen reichen Kloſters Veſſer ſind ſo zerſtückelt worden, daſs alle auſserhalb in den verſchiedenen Aemtern des Landes liegende Güter deſſelben den Beſitzern der Aemter und die um Veſſer herumliegenden Güter in ein Cammergut verwandelt worden ſind, welches jährlich 2500 Rthlr. Pacht gibt und eine gute Stuterey unterhält. Das Schloſs und Amt *Kühndorf* war in den ältern Zeiten ein Zubehör der Grafſchaft Henneberg-Römhild und noch im XV. Jahrhundert kein beſonders Amt, ſondern ein Antheil des Amtes Schwarza. Erſt 1549 nach dem Abſterben der Römhildiſchen Linie wurde das Amt nach Kühndorf verlegt. Das ganze Amt enthält 419 Häuſer und 2411 Einwohner. Das Schloſs zu Kühndorf gehörte im XII bis XIV. Jahrhundert einer eignen Familie von Cundorf, welche 1332 aus den Urkunden verſchwindet; darauf kam es an den Johanniterorden mit Wirzburg getheilt; ſodann an die Geſchlechter Truchſeſs und Vogt von Salzburg und endlich durch Kauf an Henneberg-Römhild. Ein merkwürdiger Ort in dieſem Amte iſt das Dorf *Rora* ſowohl für ſich als wegen des ehemals dabey gelegenen Kloſter Rors. Ror kommt als Dorf ſchon in den Urkunden des IX. Jahrh. vor. Selbſt die deutſchen Kaiſer pflegten ſich dort aufzuhalten, und Otto I und Heinrich II haben von Rora Urkunden ausgeſtellt. Das berühmte Nonnenkloſter Rora, zuverläſsig das älteſte in der Grafſchaft Henneberg, das ſchon 814 ſeine eigne Kirche hatte, lag ½ Stunde von dem Dorfe, ſtand unter der Aufſicht einer Aebtiſſin und eines Pröbſtes, beſaſs groſse Reichthümer und hatte 1160 an 40 Hennebergiſche Dorfſchaften auſser dem Vieh- und Getreidezehend 74 fl. an Geld, 332½ Malter Korn, 303 Malter Hafer, 100 Schock 58 Eyer, 324 Faſtnachtshüner etc. Das Centgericht Benshauſen faſst 345 Wohnungen und 2032 Einwohner und das Amt Suhla 1466 Wohnhäuſer und 8577 Einwohner in ſich. Das letztere übertrifft, ſo wenig es wegen ſeiner Lage in Bergen und Waldungen durch den Ackerbau geſegnet iſt, alle übrigen Aemter an der Volksmenge, da auf 1 Quadratmeile in demſelben 3440, und in dem Amte Schleuſingen nur 2800 Menſchen gerechnet werden können. Die Stadt Suhl enthält allein 5884 Einwohner. Der erſtre Anfang der Stadt Suhl war ein bloſser Viehhof, um welchen ſich nach der Entdeckung der Salz- und Bergwerke daſelbſt immer mehr Anbauer anſchloſſen, bis es im XIV. Jahrh. zu einem anſehnlichen Dorfe, 1445 nach den Urkunden zu einem Flecken und 1527 zu einer Stadt angewachſen war. Der vorzüglichſte Nahrungszweig der Stadt beſteht in der Barchend- und Zwilligmanufactur und in der Gewehrfabrik. Die erſtere hält 533 Weberſtühle in Arbeit, beſchäftigt 736 Menſchen und verfertigt jährlich 64000 Stück Barchende, welche auf Meſſen abgeſetzt werden. Die Gewehrfabrik gibt 800 Handwerksleuten Beſchäftigung und erhält das nöthige Eiſen aus den in dem Suhlaer Bezirk gelegenen 6 Fabrikſtämmern, welche jährlich über 6000 Centner an Stahl, Blech und Eiſen verarbeiten.

So genau, belehrend und diplomatiſch gewiſs die von den Städten in dieſem Hennebergiſchen Antheile von dem fleiſsigen Vf. gegebenen Nachrichten ſind: ſo ſind es auch ſeine Nachrichten von den Flecken, Dorfſchaften und andern Ortſchaften in demſelben, es betreffe nun ihre Entſtehung oder ihre Gerechtſame, oder ihre ganze Verfaſſung ſowohl in den vorigen als jetzigen Zeiten. Die beygefügten Urkunden (LVI.) enthalten die Gewähr für alle mitgetheilte Data und für den Kenner und Liebhaber der Hennebergiſchen Geſchichte noch manche Materialien zum weitern Nachforſchen. Rec. wünſcht ſehr die baldigſte Bearbeitung der herz. ſächſ. Antheile der Grafſchaft Henneberg, weil er mit Ueberzeugung ſagen kann, daſs wenige deutſche Provinzen eine ſo kritiſch bearbeitete Topographie, wie dieſe, aufzeigen können; — wenigſtens läſst der Vf. die Topographen der benachbarten Länder, einen *Grüner*, *von Keſsler* und *[illegible]ber*, ſowohl was Genauigkeit als was Zuverläſsigkeit betrift, weit hinter ſich zurück.

SCHÖNE KÜNSTE.

Rom: *Das Madgen (Mädchen) von Orleans traveſtirt von (dem) Ritter Fas.* Erſter Band. 1791. 294 S. 8. (20 gr.)

Der Beyfall, den die ſeit einigen Jahren in ſo groſser Menge erſchienenen Verſuche von Traveſtirungen, ihrer ſchlechten Beſchaffenheit ungeachtet, gefunden haben, macht dem deutſchen Geſchmack in der That wenig Ehre. Auch in der franzöſiſchen Literatur herrſchte einmal dieſe Seuche: alle Gedichte, die geleſen werden wollten, muſsten in burlesken Verſen ſeyn: ſelbſt die

Digitized by Google

die Leidensgeſchichte ward von einem Modepoeten *en vers burlesque* gebracht: allein dieſs geſchah in Frankreich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ehe die Nation noch ihre claſſiſchen Dichter erhalten, und Geſchmack und Sprache ſich gebildet hatten. Leider aber trifft bey uns dieſelbe Erſcheinung in eine Zeit, wo das goldne Alter unſrer Poeſie nach dem Urtheil einiger ſchon verfloſſen, oder wie andere wollen, noch im Beſtehn iſt. Die Wuth zu traveſtiren greift ſo um ſich, daſs es bald eben ſo buchſtäblich wahr von Deutſchland ſeyn wird, was ein franzöſiſcher Schriftſteller von ſeinem Vaterlande erzählt: „*La plupart penſoient que pour* „*écrire raiſonnablement en ce genre, il ſuffiſoit de dire des* „*choſes contre le bonſens et la raiſon. Chacun s'en cro-* „*yoit capable, en l'un et en l'autre ſexe depuis les Dames* „*et les Seigneurs de la cour, juſqu' aux femmes de chambre et aux valets.*" Die Vff. der meiſten bisher in Deutſchland erſchienenen ſogenannten Traveſtirungen (und ſo auch der Urheber der vorliegenden) muſsten gar nicht wiſſen, was *traveſtiren* heiſst — doch, ja, auch ſie traveſtiren, nur kleiden ſie nicht das Groſse und Erhabene in das Gewand des Lächerlichen und Niedrigen, ſondern dieſes in die Hülle des Abgeſchmackten und Pöbelhaften. Sie ſchaffen nicht, wie Scarron in der komiſchen Maskerade ſeiner Aeneide die Götter des Olymps und Helden in Pariſer Bürger, ſondern (wie unſer Ritter hier) an ſich ſchon komiſche und poſſierliche Perſonen in plumpe Tölpel; leichte Caricaturen in moraliſch-phyſiſche Ungeheuer, das Freye und Schlüpfrige in ekelhafte Nuditäten, Schmutz und empörende Priapeien um. In welchem Geiſt, — oder richtiger, wie ganz ohne allen Geiſt, und mit welcher Beleidigung des guten Geſchmacks und Tons, der Sittlichkeit, Decenz und ſelbſt der Ohren das hier angezeigte Product componirt iſt, davon zur Schonung des Papiers und der Geduld der Leſer nur einige wenige Proben:

Voltaire: — *N'eſt ce donc qu' avec moi*
Que vous avez la fureur d'être ſage — — —
Oſez-vous bien me faire reſiſtance?
Y penſez-vous? Vous ne meritez pas
Le fol amour que j'ai pour vos appas:
Cedez ſur l'heure, ou craignez ma vengeance — —

Ritter *Fax:* Geh, ſperr dich länger nicht, ſey klug,
Und ſpiele nicht die Spröde.
Nun hab ich mich bald lang genug
Um dich genarrt — du *Kröte!*
Nur fort! fort! marſch aufs Kanapeel
Wo nicht ſo zittre *Beſtie* etc.

Voltaire: — — — *l'aumônier nerveux*
D'un coeur farouche et d'un bras formidable
Se débattoit contre le page aimable —

R. *Fax:* Bald liegt der eine obendrauf,
Der andre keuchend unten.
Und ringsum fliegt Toppé und Haar
Als balgte ſich ein Hundepaar
Um einen Kalberknochen.

Voltaire: Son écuyer vieil ivrogne intrépide
Tout en dormant la tenoit par la bride. —

Dieſe zwey Zeilen ſpinnt der deutſche Ritter in folgende ſieben aus:

Der alte Zecher *Hageldick*
Vom Wein und Danz'ger Kümmel
Verſchnarchte zu Agneſens Glück
So Kampf als Schlachtgetümmel,
Vom Dunſt umnebelt und den Zaum
Des ſtolzen Zelters um den Daum
Gewunden, lag der *Lummel* —

Jambe meurtrie et la feſſe écorchée —

— — Sorellchen war zerdrückt,
Ihr *kleid* zerrieben und zerſtückt
Das Hemdchen vorn und hinten —

Parler ainſi, mettre Agnes toute nue
C'eſt même choſe — —

Sie rang und bat umſonſt; er packt
Und *kollert* ſie aufs Bette,
Und hielt ſie *man ganz faſernackt*

Und dieſer Menſch hat gleichwohl die Stirn, in ſeiner Vorrede zu ſagen: „Ein groſser Theil unſers leſenden „Publicums, beſonders Damen von feiner Empfindung „trugen bisher Scheu, der berüchtigten *Pucelle d'Orleans* „ein Plätzgen auf ihrer Toilette zu vergönnen, oder „muſsten ſie Wohlſtandshalber hinter den Gardinen verbergen; weil ſie öfters mit zu auffallender Nudität „einherging, und es doch immer für züchtige Augen „nicht ganz ſchicklich war, neugierige Blicke darauf „zu werfen. Dieſem ſuchte man hierin mit einem *ſaubern Milchflor nach der neueſten Mode* abzuhelfen, und „man hat nun nicht mehr ſo viel Urſache, vor dieſem „oder jenem ſonſt obſcönen Gemälde (*wie man ſonſt zu* „*ſagen pflegte*) aus *decence* das Auge niederzuſchlagen „u. ſ. w. Wie frech, wie unverſchämt!

Freyberg u. Annaberg, in d. Croziſchen Buchh.: *Genieſtreiche, oder das Privattheater*, ein Originalluſtſpiel in 5 Aufz. 1790. 204 S. 8. (10 gr.)

Ein fader Roman, in fünf *lange Acte* gebracht, kann nicht ſehr unterhalten, und *dieſe Genieſtreiche* haben nicht das mindeſte Gepräg von Genie. Die Sprache iſt zwar ziemlich rein, aber der Ausdruck iſt ſeicht; die Charaktere ohne Intereſſe, ohne Haltung. Dem Vf. fehlt Geſchmack und Kenntniſs des Theaters, und nur durch das Beſtreben, dieſe zu erlangen, kann es ihm vielleicht gelingen, bey künftigen Verſuchen glücklicher zu ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. April 1795.

PHYSIK.

Liegnitz, b. Siegert: *Ueber Gott und die Natur als belehrender Unterricht bey einſamen Spatziergangen,* von *Chriſtian Schulz.* 1793. 300 S. 8.

Der Vf. hat ſeine Betrachtungen unter ſechs Abſchnitte gebracht: 1) *von der Natur überhaupt;* 2) *von der Naturgeſchichte des Menſchen;* 3) *von der Erhaltung und Vorſorge Gottes;* 4) *Dinge in der Natur, die ihren Endzweck nicht zu erreichen ſcheinen;* 5) *die Sinnenwerkzeuge und die Art ihrer Wirkungen;* und 6) *die zur Bewegung dienenden Theile des Menſchen. Wenn man es ſo genau nicht nimmt,* ſo kann man die Betrachtungen erträglich finden. Sie ſind in der guten Abſicht geſchrieben, den Leſer auf die Weisheit und Güte des Schöpfers in der Anordnung der Dinge überhaupt, und in der Einrichtung des menſchlichen Körpers insbeſondre aufmerkſam zu machen. Der Vf. ſpricht aber gar zu viel von dieſer Weisheit und Güte, anſtatt daſs er lieber ſeine Betrachtungen ſo hätte einrichten ſollen, daſs die Leſer von ſelbſt den Schluſs darauf hätten machen müſſen. Ueberdies bringt er ſeine naturhiſtoriſchen, phyſikaliſchen, anthropologiſchen u. a. Kenntniſſe an vielen Orten auf eine etwas pedantiſche Weiſe an. Was ſollen wohl in Betrachtungen über die Natur und den Menſchen, auf einſamen Spatziergängen angeſtellt, die Linnéiſchen Namen von ſeltenen Pflanzen und Thieren, oder die anatomiſchen Benennungen der Muskeln, oder die Beſtimmungen der Anzahl der Knochen, oder der Länge eines neugebornen Kindes oder das Gewicht des Gehirns u. dgl. mehr? Manche Materie hätte er beſſer gethan, gar nicht zu berühren, z. B. die unerwieſene Hypotheſe von den zwey Hauptſtämmen des Menſchengeſchlechts, dem mongoliſchen und kaukaſiſchen; die Widerlegung des Freygeiſtes; die unphiloſophiſche Frage über den Sitz der Seele. — Der Mathematiker würde noch einige beſondere Erinnerungen zu machen finden; ſo wird z. B. der körperliche Gehalt der Erde nach Quadrat-, anſtatt nach Kubikmeilen beſtimmt; und von der Anzahl der Korner eines Sandberges heiſst es, daſs unſere Zahlen nicht zureichen würden, ſie auszudrücken. Auf die Fragen, warum wir die Gegenſtände nicht verkehrt, und warum wir mit zwey Augen einfach ſehen, hätten wir nach dem, was neuerlich darüber geſchrieben worden iſt, eine richtigere Antwort erwartet.

Ohne Druckort: *Georg Neminis von Langenheim naturgeſetzmäſsige Unterſuchung des ſonderbaren phyſiſchen Nichts, als woraus, nach Moſaiſchen Urkunden, das Univerſum ſoll geſchaffen und gebildet worden ſeyn. Zur Steuer der hermetiſchen Philoſophie.* 1790. 268 S. 8.

Einem Layen in der hermetiſchen Philoſophie, wie Rec., erregt die Weisheit, die hier gelehrt wird, einen unbeſchreiblichen Ekel und Widerwillen. Vielleicht dient das dem Buch bey den Adepten zur gröſsten Empfehlung. Wir wollen eine einzige Stelle gleich aus dem erſten Bogen ausheben, die es beſſer charakteriſiren wird, als alles, was wir darüber ſagen könnten. Um ſie gehörig zu verſtehen, merken wir nur an, daſs der Vf. drey Stücke als die weſentlichen Beſtandtheile eines jeden zuſammengeſetzten Dinges anſieht, und dieſe nennt er Sal, Sulphur und Mercur. S. 12 ff. ſollen die *Beſtandtheile der Finſterniſs* unterſucht werden; er führt deshalb die *geſchwätzige Erläuterung* (!!) redend ein: „Es iſt nicht hinlänglich, ſprach ſie, ſich mit der „Erfahrung, daſs die Finſterniſs eine Ermangelung des „Lichts ſey, begnügen zu laſſen, — — Nach dieſem „gab ſie mir fragweiſe zu errathen, wie und wodurch „wohl Sal, Sulphur und Mercur als die gewöhnlichen „feſtgeſetzten Beſtandtheile aller Dinge, in der unbegreiflichen Finſterniſs möchten ausfindig gemacht wer„den können; erinnerte mich dabey, nie zu vergeſſen, „daſs in allen Dingen den gröbſten Beſtandtheil das „Salz, den mittlern der Schwefel, und den ſubtilſten „der Merkur beſtimme. Bey meinem aufmerkſamen „Stillſchweigen fuhr ſie ungeſtört fort: das Zeugungs„geſetz lehret durch Erfahrung, daſs, wenn Wärme „und Kälte mit einander ſtreiten, daſs dadurch gewöhn„lich die Feuchtigkeit erzeugt werde. Welchem Theil „der Wärme oder Kälte habe man eigentlich den Grund „der Feuchtigkeit zuzuſchreiben? — — Es iſt noto„riſch, daſs eine exceſſive Kälte dem Feuer ähnliche „Wirkungen äuſsert, und daſs ſie dieſerwegen als ein „kaltes Naturfeuer betrachtet, auch dafür erkläret wird. „Hat dieſes ſeine Richtigkeit, ſo wird ſie auch unſtrei„tig, als Feuer, den mittlern ſulphuriſchen Beſtandtheil „der Finſterniſs ohne Widerrede mit allem Recht be„haupten können. — — Bevor die kalte Finſterniſs „flüſſig ward, und aus dem Vermögen zur Wirklichkeit „ſchritt, konnten keine weſentlichen Elemente ſtatt fin„den. *Ein Eis, oder ſalzigter Schatten, Staub der Fin„ſterniſs,* er mag noch ſo ſubtil ſeyn" etc. etc.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Der Naturlehrer. Unterhaltungen eines Vaters mit ſeinen Kindern über die erſten Elementarbegriffe der Phyſik.* Mit einer Kupfertafel. 1792. 176 S. 8.

Der Vf., der ſich unter der Vorrede *F. W. von Schütz* unterſchreibt, will hier eine ſyſtematiſche Naturlehre für

Digitized by Google

für Kinder von acht bis zwölf Jahren liefern. Schon eine ſehr unglückliche Idee! — aber noch viel unglücklicher iſt die Ausführung. Nicht zu gedenken, daſs der Ton, den Schriften dieſer Art erfodern, ganz verfehlt iſt, ſo zeigt der Vf. überall die gröbſte Unwiſſenheit in den Dingen ſelbſt, die er vortragen will, und eine gänzliche Unfähigkeit Begriffe zu entwickeln und deutlich zu machen. So glaubt er z. B. das Wort *Natur* recht deutlich erklärt zu haben, wenn er ſagt: „Alle Geſchöpfe in der Welt ſind zu einem Endzweck beſtimmt. „Um „dieſen zu erreichen, muſs *die wirkende Kraft* (?) nach „dem *Weſen* eines Dinges eingerichtet ſeyn, und dieſs „nennt man die Natur eines Dinges. So iſt z. B. die „Schwere die wirkende Kraft eines Steins; *Daher iſt „es in der Natur gegründet, daſs der Stein herunterfällt, „wenn er nicht gehalten wird!!* — Noch beſſer iſt die Erklärung von *Raum* und *Ort eines Körpers* S. 21. „In „Anſehung des Verhältniſſes eines Körpers mit andern „Körpern, darunter er ſich befindet, wird ſein Raum, „*darin er ſich befindet*, der Ort des Körpers genannt, „*und eine Menge von Oertern heiſst ſein Raum.*" — Dieſes einzige Beyſpiel könnte alle andern überflüſſig machen, inzwiſchen ſcheinen uns ein paar Stellen noch zu merkwürdig, als daſs wir ſie unſern Leſern vorenthalten ſollten. S. 45. fragt ein Knabe ſeinen Vater: „Von was für einer Materie iſt denn eigentlich der Him„mel *oder der Raum, in welchem ſich die Sterne bewe„gen? Vater:* Von einer *flüſſigen Materie.* Und weiſst „du auch warum? *K.* Nein, das weiſs ich nicht. *V.* „Damit ſich die Himmelskörper darinne bewegen, und „ungehindert gleichſam laufen können." — Wer ſolche Begriffe von der Bewegung der Geſtirne hat, von dem dürfen wir uns nicht wundern, von der Attraction eine Erklärung, wie die folgende, zu hören: „Die At„traction geſchieht entweder durch *Saugen*, wie z. B. „durch die Heber aus einem Weinfaſſe, oder durch *Feuer*. „Auf dieſem Grunde beruhen die Verſuche, die man „macht, um die anſteckende Luft zu reinigen. — — „Denn wenn z. B. ein Faſs mit Getränke ſchimmlicht „oder kanicht geworden iſt, und übelriechende Dünſte „von ſich gibt, ſo darf man nur *ein friſch gebackenes „Brod* darüber hängen, ſo ziehet ſolches in kurzer Zeit „den übeln und ſchimmlichten Geruch an ſich. Dieſes „Experiment beruht bloſs auf dem Grundſatz der anzie„henden Bewegung oder der Attraction."

Leipzig u. Jena, b. Schneider, von Nürnberg: *Verſuche, Unterhaltungen und Beluſtigungen aus der natürlichen Magie*, von *Joh. Conrad Gütle*, Privatlehrer der Mathem. und Naturl. Mit 11 Kupfern. 1791. 358 S. 8.

Unter dieſem modiſchen Titel, gegen dergleichen man immer mehr Urſache hat, miſstrauiſch zu werden, findet man hier in drey Abtheilungen: I. Beſchreibungen einiger Elektriſirmaſchinen, einiger elektriſchen Lampen, eines Inſtruments um Blaſen mit verſchiedenen Luftarten zu füllen, und eines gewöhnlichen elektriſchen Apparats, nebſt einer Menge eben ſo gewöhnlicher Verſuche — alles unter der Aufſchrift: *elektriſche Künſte!* II. Noch ſonderbarer zuſammengemiſcht unter der Aufſchrift: *Mechaniſche Künſte;* eine Beſchreibung eines künſtlichen Auges, eines künſtlichen Ohrs, und verſchiedner Argandſchen Lampen. Das künſtliche Auge iſt ſehr zuſammengeſetzt; man hat ſie jetzt viel einfacher, und in der Hauptſache nicht minder inſtructiv. — III. endlich — *die Farbenmagie*, welche für ſolche Perſonen, die ſich mit phyſikaliſchen Verſuchen zu beſchäftigen und zu beluſtigen pflegen, wenig brauchbar iſt, z. B. die Anweiſung auf Zitſe, Seidenzeuge u. dgl. Vergoldungen zu bringen, die die Wäſche halten, gehört für Fabrikanten; ingleichen Klaproths Erfindung in Glas und Porcellan zu ätzen; ferner Silhouetten in Kupfer zu ſtechen; chineſiſche Tuſche zu machen u. a. m. Bey dieſem letzten Artikel können wir einen lächerlichen Widerſpruch nicht unbemerkt laſſen. Die Ueberſchrift heiſst: *Beſchreibung der rechten Art, die ächte chineſiſche Tuſche zu machen;* und der Artikel ſelbſt fängt mit folgenden Worten an: „Ungeachtet ſich viele Perſonen damit abgeben, die „Tuſche nachzumachen, ſo kommt doch von dieſer „nachgemachten Tuſche keine der chineſiſchen gleich, „*weil man weder die Materie kennt, welche die Chine„ſer dazu gebrauchen, noch die rechte Art weiſs, wie ſie „ſolche zubereiten.*"

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Parchim, b. Herausg., und Hamburg, b. Hoffmann: *Meklenburgiſche gemeinnützige Blätter*, herausgegeben von *J. C. M. Wehnert.* Erſter Band. 1790. 404 S. Zweyter B. 1793. 366 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Zweck des Herausg. dieſer neuen Provincial-Zeitſchrift iſt, wie er ihn in der Vorrede zum erſten B. ſelbſt angibt, „Vaterlandskunde im eigentlichſten „Sinn zu verbreiten, die Zeitgenoſſen mit einheimiſchen „merkwürdigen Vorfällen, Veränderungen, guten Ein„richtungen und gemeinnützigen Anſtalten bekannt zu „machen; Vorſchläge, Verſuche und Angaben zur Ver„beſſerung des Nahrungszuſtandes ſeinen Landesleuten „näher vor die Augen zu bringen, beſſere Erziehungs„grundſätze zu verbreiten, der Unwiſſenheit und dem „Aberglauben durch ächte Aufklärung entgegenzuarbei„ten, einen beſtimmten Platz zu eröffnen, auf dem die „Meklenburger dasjenige, was Ausländer von ihnen „in ſolchen Schriften, die nicht allgemein geleſen wer„den, ſchrieben, beyſammen finden, und, im Fall es „der Mühe lohnte, berichtigen und widerlegen könn„ten" u. ſ. w. — und bey dieſem, aus ſo viel einzelnen Rückſichten zuſammengeſetzten, Hauptzweck muſste der Plan des Ganzen nothwendig etwas weitſchichtig ausfallen. Da auf wenig Bogen ſo vielerley geſchehen ſollte, ſo konnte freylich für jeden beſondern Theil nicht viel geſchehn, und wahrſcheinlich brachte dieſer Umſtand, bey dem ſo manches Käufers freylich nicht ganz billige Foderungen und Erwartungen unbefriedigt bleiben muſsten, auch dieſem beyfallswerthen Unternehmen, wie ſo manchem ähnlichen vor ihm, den Untergang. Rec. glaubt nemlich annehmen zu dürfen,

daſs

Digitized by Google

daſs dieſe *G. Blätter* nicht mehr beſtehn, da ihm, auſſer dieſen beiden hier angezeigten Bänden, kein Dritter zugekommen, und auch die vollſtändigſten Buchhändlerkatalogen nichts von ſeiner Exiſtenz melden. Neben manchem mittelmäſsigen und unbedeutenden Aufſatz enthalten dieſe Blätter doch auch ungemein viel und ſelbſt weit mehr Gutes und Lehrreiches, und es wäre gewiſs ſehr zu wünſchen, daſs der thätige und patriotiſche Herausg. von dem in- und ausländiſchen Publicum beſſer unterſtützt, und zur künftigen ununterbrochenen Fortſetzung ermuntert werden möchte. — Wir können hier nicht jeden Aufſatz beſonders aufzählen, ſondern müſſen uns begnügen, nur auf die wichtigſten, auch dem Ausländer intereſſanten, aufmerkſam zu machen.

Erſter Band. Von der Stiftung des Kloſters zu *Dobbertin* und deſſen erſter Veränderung. Viele Klöſter in Meklenburg, und ſo auch dieſes, wurden mehr aus politiſchen, als religiöſen Abſichten geſtiftet. Die Gegend umher war eine furchtbare Wüſteney, die Räuberbanden heidniſcher Wenden zum Aufenthalt diente, und die nun nach und nach von den Chriſten, die ſich gewöhnlich um ſolche Klöſter niederlieſsen, vertrieben wurden. *D.* ward 1222 für Benedictiner geſtiftet, 1237 ward es den miſsvergnügten Nonnen des K. Samen Camp eingeräumt, und nach der Reformation in ein evangeliſches adeliches Jungfernkloſter verwandelt, in welcher Geſtalt es noch jetzt beſteht. — Beſchreibung des Amtes *Mirow* in M. Strelitz. Sehr gut und fleiſsig gearbeitet, mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Landescultur. Das Amt enthält 3 Q. Meilen, 21 Dörfer, gegen 37 fiſchreiche Seen, und im J. 1784. 2851 Einwohner. — Ueber zweckmäſsige Verminderung der Studirenden. Einige treffende Bemerkungen: nur hätte noch weit einleuchtender gezeigt werden können, wie nachtheilige Folgen es habe, wenn man ganz armen Knaben das Studiren zu leicht mache. — Ueber die kleine Inſel *Pöl* bey Wismar. Wohlthätiger Einfluſs der Freyheit auf den Charakter und Wohlſtand der Bewohner. — Ueber die Rechte des eingebornen und recipirten Adels in Meklenburg und deren Verhältniſs zur Landeshoheit, ein Vortrag auf dem Landtage zu Sternberg 1789 von *A. A. W. v. Flotow.* Ein ſehr intereſſanter und ausführlicher, aber keines Auszugs fähiger, Aufſatz. Da der Vf. ſelbſt als Parthey in dieſem Streit verwickelt iſt, ſo macht ihm das Bekenntniſs, das er S. 164. ablegt, deſto mehr Ehre: „Eiferſucht und „Unmuth auf der einen, Ueberſpannung auf der andern „Seite haben uns in eine Lage gebracht, für deren Entwickelung ich nicht zittere, aber ganz den Schmerz „des Bewuſstſeyns fühle — *daſs unter uns allen die „Schuld getheilt iſt.*" — *G. S. Klügels* (Prof. in Halle), Encyklopädiſche Ueberſicht der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, welche theils zur Aufklärung und Bildung überhaupt, theils inſonderheit zur Vorbereitung auf den akademiſchen Unterricht dienen. Dieſer brauchbare Entwurf war urſprünglich für die Univerſität Helmſtädt beſtimmt; Hr. O. K. R. *Velthuſen* macht ihn hier zum Beſten angehender Studirenden, beſonders in Roſtock, bekannt. — Bemerkungen über die Tradition von der ſogenannten teutoniſchen Waſſerfluth in Meklenburg und deren wichtige Folgen. Gründlich und ſcharfſinnig; wenn gleich die Hypotheſen des Vf. mit unter etwas gewagt und befremdend ſind. M. habe durch dieſe groſse Revolution ungefähr 30 Q. M. Land verloren, aber dafür Ruhe, Sicherheit, Nahrung und eine geſundere Luft gewonnen. Die dadurch entſtandene eine Meile breite Untiefe am Ufer des Meers verſchafft den Bewohnern dieſer fruchtbaren Gegend zu gewiſſen Zeiten, aus dem Waſſer, vortreflichen mit Salz geſchwängerten Dünger *(Dank)*: eine einzige ſtürmiſche Nacht gewährt oft Vorrath auf ein ganzes Jahr. Verſchiedene Gattungen von Fiſchen und Schaalthieren laſſen ſich hier Sommer und Winter in groſser Menge mit geringer Mühe fangen. Dieſe Arbeit beſchäftigt viel tauſend Hände, und nährt ſie reichlich. Der Ueberfluſs wird auf viele Meilen im Lande verfahren, und ſelbſt an Ausländer verkauft u. ſ. w. — Nachrichten aus Nordamerika, über den Zuſtand der deutſchen Gemeinden daſelbſt. Das Loos der dorthin berufenen Prediger iſt nicht ſehr glänzend. Ein aufmerkſamer Beobachter in Nordcarolina, der ſich über 16 Jahre dort aufgehalten, bemerkte, daſs nach der Proportion des Geſanges, den die Leute führen können, die Gemeinden entſtehen, wachſen, blühen, abnehmen und eingehn. — Topographie von *Neuſtadt.* Sie hat 4089 Q. Ruthen Flächeninhalt, und nebſt den Vorſtädten 314 Feuerſtellen. Die hieſige Kupfer- und Meſſingfabrik verſieht das ganze Land, und iſt die einzige darin. Das Ackerland iſt ſchlecht, auch iſt groſser Holzmangel. — Annalen der Mekl. Literatur in den J. 1789 und 1791 von Hn. D. *Koppe.* Solche Verzeichniſſe, beſonders wenn ſie ſo gut eingerichtet ſind, wie dieſe hier, und von mancher kleinen Schrift, die nicht durch den Buchhandel in Umlauf kommen, Nachricht geben, ſind dem Literator immer ſchätzbar und willkommen. — Geburts- und Todtenliſten. Im J. 1790 wurden im M. Schwerin geboren 11215, ſtarben 8156, Ehepaare 2712. Im J. 1791 ſtarben 7661, geboren wurden 11245, copulirt 2716 Paar.

Zweyter B. Velthuſens Verſuch eines theol. Studienplans, für angehende Studenten, in beſonderer Rückſicht auf Helmſtädt, aber auch mit geringen Aenderungen überall anwendbar. — Beſchreibung der *dreyviertel* Inſel (das heiſst die Genauigkeit weit getrieben!) *Fiſchland.* Kein Buſch, viel weniger ein Baum, wächſt auf ihr. Das Bau- und Brennholz muſs weit, zum Theil aus Pommern und Preuſsen, hergeholt werden. Kein Landvogel, nicht einmal eine Krähe oder Sperling, hält ſich hier auf. Die Bewohner dieſer von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelten Gegend nähren ſich gleichwohl durch ihren Fleiſs gut. Sie haben eine Nationaltracht, von der keiner ohne Ahndung abweichen darf. Die reiche Klaſſe der Einwohner machen die Schiffer aus, die ein, auch wohl zwey Schiffe in See haben, auf denen ſie zum Theil für Kaufleute in Roſtock und andern Orten Waaren holen und verführen. Ihre weiteſten Reiſen gehen nach London und Petersburg. Die meiſten von ihnen aber laden auf eigne Rechnung

Digitized by Google

Holz und andre Materialien, die ſie in Kopenhagen mit groſsem Gewinn verkaufen. Solcher Reiſen mit Holz machen ſie jährlich drey, und wenn das Frühjahr zeitig und der Herbſt ſpät eintritt, wohl vier. Jeder Schiffer hat nach Verhältniſs der Weite ſeiner Reiſe 6 bis 8 Bootsknechte am Bord, die auch die Freyheit haben, für ſich einen kleinen Handel zu treiben, und nach und nach ſo viel verdienen, daſs ſie ſelbſt ein Schiff bauen können. Auch der Fiſchfang iſt für den Aermern ein einträgliches Gewerbe. Der gröſste Theil der männlichen Einwohner iſt von einer faſt rieſenhaften Länge und ungemeiner Leibesſtärke. Sie lieben keine harten Speiſen, als Fleiſch, Käſe, ſondern eſſen Tag für Tag, den ganzen Sommer hindurch, dreymal Fiſch und Milch. Auch trinkt der gröſste Theil kein Bier, ſondern Waſſer. Die Zahl der Kinder, die blödſinnig auf die Welt kommen, iſt beträchtlich. Die Fiſchländer ſind ſehr geſellig, erwerbſam und ſparend ohne Geiz. — — Iſt durch Befreyung der Bauern vom Naturaldienſt das Wohl ſämmtlicher Domanialunterthanen befördert? die Frage wird durch Gründe und Thatſachen mit *Nein* beantwortet. Die ärmere Klaſſe der Landbewohner, die kein eignes Grundeigenthum beſitzt, befindet ſich noch immer in der traurigſten Lage. Wer ſollte es glauben, daſs es noch auf dieſe Stunde in Deutſchland eine Gegend gebe, „*wo viele Familien im Sommer, wo es ihnen „an Arbeit fehlt, in 12 bis 16 Wochen keinen Krumen „Brod im Hauſe, und in der läſtigſten Aerndtezeit keinen „Tunk Bier zu ihrer Erquickung haben?*“ Und doch iſt es leider nur zu wahr. — Iſt ein ſchimpfliches Begräbniſs angemeſſene Strafe des Selbſtmords? Bloſs im Allgemeinen: Aufſätze dieſer Art ſollten immer mit beſonderer Rückſicht auf die Provinz, der ſie zunächſt beſtimmt ſind, verfaſst werden. Den Engländern, wenigſtens den engliſchen Geſetzen, widerfährt S. 168. eine ganz unverdiente Ehre, wenn es heiſst: „Man kenne dort keine Beſchimpfung des Selbſtmörders, keine „erniedrigende Auszeichnung ſeines Begräbniſſes.“ Der Vf. wuſste nicht, daſs man in E. vorſetzlichen Selbſtmördern einen Stab durchs Herz ſchlägt, und ſie auf einem Kreuzweg begräbt? — Topographie von *Neuſtrelitz*. Sehr genau und umſtändlich. Der erſte Anfang der Erbauung ward 1730 gemacht. 1770 erhielt die Stadt ihre jetzige Form, doch wird noch jährlich gebaut. Die Benennung *Neuſtrelitz* ſcheint um d. J. 1737 aufgekommen zu ſeyn, und man fing nun an, die vorige Reſidenz *Altſtrelitz* zu nennen: doch will dieſe im Geſchäftsſtil dieſe Benennung nicht zulaſſen, ſondern behauptet den Namen *Strelitz* vorzugsweiſe, welches zu häufigen Unordnungen Anlaſs gibt. Der Boden umher iſt ſandig, die Luft rein und geſund. Die Stadt iſt ganz offen und ohne alle Thore. Sie hat 9 Straſsen, die gut gepflaſtert, und ſämmtlich gegen 50 Fuſs breit ſind. Zu Ende des J. 1791 belief ſich die Zahl der Häuſer auf 317, die Zahl der Einwohner 2873 (jetzt über 3000). Ohne die Hofhaltung würde der Ort ganz nahrungslos ſeyn, und nur durch den ſtarken Gartenbau beſtehen, obgleich die Stadt von dem Herzog mit unzähligen Privilegien und Vortheilen verſehen worden iſt. Die Haus-, Grund- und Viehſteuer iſt den Einwohnern auf ewige Zeiten erlaſſen; ſie bezahlen von ihren Grundſtücken auf dem Altſtrelitziſchen Felde nur die Hälfte der Contribution; das Brennholz erhalten ſie zu einem ſo wohlfeilen Preiſe, daſs ſie dadurch zu einer groſsen Holzverſchwendung gewöhnt worden ſind u. ſ. w. Es beſtehn hier 8 Leſegeſellſchaften; der Buchladen aber iſt eingegangen. (dafür aber ſeitdem eine neue Buchhandlung entſtanden.) Zwey merkwürdige Regiminalreſcripte, das Beckerſche Noth- und Hülfsbüchlein betreffend, nebſt einer kurzen Geſchichte dieſes Buchs in Mekl. Schwerin. Die Idee dazu fand noch vor ſeiner Erſcheinung im M. groſsen Beyfall. Der Herzog, die Güterbeſitzer und ſtädtiſchen Obrigkeiten pränumerirten auf eine groſse Anzahl Exemplare, die vertheilt werden ſollten, und in Schwerin ward eine eigne Ausgabe von 5000 Exemplaren veranſtaltet. Nach einer herzogl. Verordnung ſollte es nur bey Katechiſationen gebraucht werden; allein mehrere Geiſtliche lieſsen es dabey nicht bewenden, ſie legten es auch ihren Kanzelvorträgen unter, und verbanden die Perikopen mit Stellen dieſes profanen Buchs. Dieſs gereichte aber manchen ihrer Amtsbrüder zum groſsen Aergerniſs; dieſe fingen nun mehr, als vorher an, das Buch als ſchädlich und gefährlich zu verſchreyen, und da jeder Prediger aufgefodert wurde, ſeine Gedanken über dieſes Buch ſchriftlich einzureichen, ſo wollten mehrere offenbare *Ketzereyen* darin gefunden haben. Der Eine glaubte, Stellen der Bibel am unrechten Ort darinn citirt — ein Anderer, dieſelben ganz falſch interpretirt und paraphraſirt — ein Dritter, ganz falſche, dem evangeliſchen Glauben widerſprechende, Lehr- und Grundſätze zu finden — ein Vierter fand es ſociniſch, weil darin ſtünde vom *Beſſerwerden*, ohne dabey Chriſti und der Gnade Gottes zu erwähnen, — ein Fünfter behauptete, der Vf. habe durch ſein Buch die Bibel verdrängen wollen, und noch ein Anderer wollte ein Juramentum credulitatis ablegen, daſs B. durch ſeine Schrift den Naturaliſmus zu verbreiten geſucht habe u. ſ. w.!! Das Nähere muſs man in der Geſchichterzählung ſelbſt nachleſen. — — Compte rendu der herzogl. Regierung zu Schwerin von dem Zuſtand der Wollenmanufacturen in *M.* ſeit 1785. *M.* producirt bekanntlich viel Wolle, die ſonſt gröſstentheils unverarbeitet aus dem Lande geführt wurde. Dies zu verhindern, und die inländiſche Induſtrie zu beleben, ward ein Impoſt auf die Ausfuhr der rohen Wolle gelegt. Nicht allein der Ertrag dieſer Auflage, ſondern auch mehrere tauſend Thaler aus der herzogl. Kaſſe wurden zu jenem Zweck und zur Unterſtützung der einheimiſchen Wollarbeiter verwendet, und der Erfolg davon war, daſs z. B. zu Plau, wo 1786 nur 74 Stück verarbeitet wurden, dieſe Zahl ſchon im J. 1787. auf 286 St., und 1789 auf 455 St. ſtieg. Eben dieſes geſchah auch zu Malchow und Parchim, ſo daſs jetzt ſchon der Werth der jährlichen Wollfabricate zu 140,000 Rthlr. berechnet werden kann, da er vor der Unterſtützung kaum die Hälfte betrug. — —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. April. 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Gera, in Commiſs. b. Rothen: *Gegenwärtiger Kirchen- und Schulenſtaat des Fürſtenthums Altenburg und Saalfeld*, nebſt einigen ältern Nachrichten, beſchrieben und herausgegeben von *Gottlob Lebrecht Gruner*, Oberpf. und Superint. zu Ronneburg. Erſter Theil. 1794. 288 S. 8.

So angenehm uns jede Bemühung iſt, welche auf die Erweiterung der Länderkunde, in Hinſicht der politiſchen und kirchlichen Verfaſſung derſelben, abzweckt, und ſo ſchonend auch die Kritik dergleichen Arbeiten, der guten Abſicht wegen, zu beurtheilen pflegt; ſo müſſen wir doch, nach einer beſchwerlichen Durchleſung dieſes Buchs, das aufrichtige Geſtändniſs ablegen, daſs der Gewinn, den die Literatur dadurch gemacht hat, von ſehr geringer Bedeutung ſey. Der Vf. ſcheint den Begriff der Darſtellung eines Kirchen- und Schulenſtaats hauptſächlich auf Biographien der Kirchen- und Schullehrer, auf Nachrichten von Reparaturen der Kirchen- und Schulgebäude, und auf eine ſorgfältige Bemerkung der gottesdienſtlichen Verrichtungen, der Betſtunden, Kindtaufen, Begräbniſſe u. dgl. m. einzuſchränken. Wenigſtens machen dergleichen Mikrologien gewiſs mehr als die Hälfte des vor uns liegenden erſten Theils aus; und es ſoll ſogar, wie wir aus der Vorrede ſehen, noch ein Nachtrag ſolcher biographiſcher Nachrichten in einem *zweyten Theile* nachfolgen. Wir können uns unmöglich überzeugen, daſs Nachrichten von der Art mit der Kenntniſs der Kirchen- und Schulverfaſſung eines Landes in Verbindung ſtehen, ſonſt müſsten auch bey politiſchen Länderbeſchreibungen die Lebensgeſchichten aller weltlicher Diener und obrigkeitlichen Perſonen, vom Amtmann an bis zum Schultheiſsen einen weſentlichen Theil der Landeskunde ausmachen. Dergleichen Biographieen müſſen in einer ſolchen Schrift auf die wenigen eingeſchränkt bleiben, die auf die Anſtalten ausgezeichneten Einfluſs gehabt haben. Noch vielweniger erwartet man hier ſolche mikrologiſche Angaben: daſs z. B. dieſe oder jene Kirche ausgeweiſst, reparirt, oder mit einer Orgel verſehen worden ſey u. dgl. m.

Von den *drey Abſchnitten* dieſes erſten Theils beſchreibt der *erſte* die Kirchenverfaſſung des Fürſtenthums Altenburg im allgemeinen, und handelt demnach 1) *von der Religion des Landes und dem Kirchenweſen überhaupt*. Die evangeliſche Lehre wurde hier ſchon 1519 oder 1521 eingeführt, durch die Verträge von 1680 u. 81 für die herrſchende Religion erklärt, und zu deren Erhaltung und Beförderung von Zeit zu Zeit verſchiedene Anſtalten getroffen. 2) *Vom herzogl. Conſiſtorio*. Es kam 1612 zur Exiſtenz, und erſtreckt ſich nicht allein über das heutige Fürſtenthum Altenburg, ſondern auch über die vormals dahin gehörige Saalfeldiſche Landesportion, und wegen dieſer Verbindung hat auch ein von S. (Koburg-) Saalfeld ernannter Rath im Conſiſtorio zu Altenburg Sitz und Stimme. Dieſe Angabe findet Rec. höchſt unbeſtimmt. Der Vf. hätte jene Verhältniſſe aus den vorhandenen Verträgen von 1680 u. 1695 genauer entwickeln, und dabey bemerklich machen ſollen, daſs alle Reſcripte, Decrete, Confirmationen und ſämmtliche Expeditiones, welche das Fürſtenthum Saalfeld angehen, im Namen des Hn. Herzogs zu S. Coburg-Saalfeld ausgefertigt, von ihm ſelbſt unterſchrieben und mit deſſen Siegel beſiegelt werden. 3) *Befehle, Anordnungen* und *Einrichtungen in Kirchen- und Schulweſen von* 1763 — 1792. Ein brauchbarer Auszug aus den vorzüglichſten Verordnungen, welche die Kirchenpolicey, Diſciplinanſtalten u. a. m. betreffen. 4) *Von den Specialinſpectionen und Superintendenten*, 5) *Von den Landkircheninſpectoren*, deren Inſtruction S. 38. mit abgedruckt iſt, und zugleich diejenigen Perſonen, die dieſes Amt ſeit 1709 bis jetzt verwaltet haben, namentlich angegeben werden. 6) *Von den Lehrern in Kirchen und Schulen und deren Beſtellungen*. Eine viel zu umſtändliche Erzählung der bekannten und überall gewöhnlichen Verfahrungsart, die bey Beſetzung der geiſtlichen Aemter beobachtet wird. 7) *Von denen* (den) *Adjuncten*. 8) *Von den Anſtalten und Wohlthaten für Wittwen und Waiſen der Lehrer in Kirchen und Schulen*; brauchbare Nachrichten von den im Fürſtenthum Altenburg angelegten Wittwenfiſcis, welche hier, nach ihren Einrichtungen, genau beſchrieben werden.

Zweyter Abſchnitt. S. 61 — 195. Von der *Ephorie Altenburg*. Billig hätte der Vf. zuförderſt von der Eintheilung des Fürſtenthums nach ſeinen Diöceſen und Adjuncturen eine allgemeine Nachricht vorausſchicken, und dann erſt zur ſpeciellen Beſchreibung derſelben übergehen ſollen. — Den Anfang dieſes Abſchnitts machen die in der Stadt Altenburg befindlichen Kirchen, deren Schickſale, mit der gegenwärtigen Einrichtung des Gottesdienſtes erzählt — hier ſind dann die gedachten biographiſchen Nachrichten von allen geiſtlichen Perſonen vom Superintendenten bis zum Kirchner, die hier ſeit der Reformation im Kirchen- und Schulenamte angeſtellt geweſen, zu finden, welche mehr als 2 Bogen füllen. Deſto kärglicher iſt die Beſchreibung von dem ungleich intereſſantern *Gymnaſio Friedericiano* ausgefallen. Sie beſteht S. 91. nur aus wenigen Zeilen, und der Vf. begnügt ſich, ſeine Leſer auf *Lorenz* Geſchichte des Gymnaſiums zu Altenburg von 1789 zu verweiſen, ohne von deſſen Stif-

Digitized by Google

Stiftung, Fortſchritten, Ab- und Zunahmen, innerer Einrichtung, Bibliothek u. dgl. m. nur das mindeſte zu erwähnen. S. 115 ff. werden die zur Ephorie Altenburg gehörigen zwey Adjuncturen *Schmölle*, *Altkirchen* und *Monſtab* mit den, zu jeder derſelben geſchlagenen, Parochien und Filialkirchen, nach ihren gottesdienſtlichen Einrichtungen, beſchrieben und die Lebensläufe der Pfarrer und Schulmeiſter beygefügt.

Dritter Abſchnitt. S. 195. Beſchreibung der *Ephorie Ronneburg*, nach dem Plan des vorhergehenden Abſchnitts. Unerhebliche Nachrichten, die kaum die Einwohner des Orts, den ſie betreffen, intereſſiren können. Am Schluſſe dieſer Schrift findet man noch einige Kirchennachrichten über die Zahl der Getrauten, Gebornen, Geſtorbenen, Communicanten und der ganzen Volksmenge in den beiden Parochien Altenburg und Ronneburg. In erſterer belief ſich die Anzahl der Menſchen im J. 1791 auf 44251, und in der letztern auf 11305 Seelen. Ob dieſe Angabe ganz richtig iſt, können wir nicht beurtheilen; wann man aber das gegenwärtige Verzeichniſs der Altenburgiſchen Ortſchaften, 45 an der Zahl mit Leonhardis Erdbeſchreibung Th. 2. S. 1016 vergleicht, ſo ergibt ſich, daſs Hr. *G.* eine Menge eingepfarrter Dörfer in ſeiner Tabelle ausgelaſſen und mithin auch die Volksmenge nicht vollſtändig angegeben habe.

Hamburg, b. Bohn: *Von der Freyheit des Getreidehandels* nach der Natur und Geſchichte erwogen, von *J. A. H. Reimarus*, M. D. 1790. 8 S. Titel u. Vorr. 151 S. 8.

Der berühmte Vf. dieſer kleinen, an ſcharfſinnigen Bemerkungen ſehr reichhaltigen Schrift, charakteriſirt ſie ſelbſt als eine weitere Ausführung einer 1771 von ihm herausgegebenen kleinern Abhandlung unter dem Titel: *Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getreidehandels nach der Natur und Geſchichte unterſucht.* Er ſucht in derſelben alle Gründe für die unbeſchränkte Freyheit des Getreidehandels, durch Widerlegung der Einwürfe darzuſtellen, die man gegen dieſe Freyheit theils überhaupt macht, theils auch nur dazu braucht, um einzelne Beſchränkungen deſſelben zu vertheidigen, wenn der Anſchein eines dringenden eigenen Bedürfniſſes eines Staats dergleichen Beſchränkungen nothwendig zu machen ſcheint. Seine Widerlegungen dieſer Einwürfe müſſen allerdings jeden aufmerkſamen Erwäger derſelben davon überzeugen: daſs alle und jede Einſchränkungen dieſes Handels in einem handelnden Staate, nicht anders als nachtheilig ſeyn können, und daſs auch in andern Staaten bey Einſchränkungen dieſes Handels, die Erwägung der Umſtände, welche eine ſogenannte Fruchtſperre zu veranlaſſen pflegen, viel ſorgfältiger geſchehen ſollte als es gewöhnlich geſchieht, um nicht geradezu das Gegentheil der bezweckten Abſicht zu bewirken. Im 47ſten und den folgenden §§. von S. 134. an, ſcheint jedoch der Vf. auch ſelbſt einzelne Beſchrankungen dieſes Handels zuzugeſtehen, doch wird dabey die äuſserſte Behutſamkeit in Erlaſſung obrigkeitlicher Verfügungen desfalls, dringend empfohlen. Bey der von dem Vf. gewählten Art des Vortrages, hat es ſeine beſondern Schwierigkeiten, die ganze Folge der Hauptgründe, auf welche er ſeine Behauptungen ſtützt, kurz und im Zuſammenhange darzuſtellen, indeſſen läſst ſich wohl der beträchtlichſte Theil derſelben, auf das natürliche Recht der Kornhändler und der producirenden Staatsbürger, und auf die Freyheit zurück führen, von ihrem auf ihre eigene Gefahr erworbenen, und durch ihre Arbeit erzielten Eigenthum, jeden möglichen Gebrauch machen zu dürfen. Dabey bemüht ſich der Vf. darzuthun: daſs der gewöhnliche Gebrauch, welchen beide von dieſem Eigenthum, auch durch die Erhöhung der Kornpreiſe machen, (die er bloſs als eine natürliche Folge der Umſtände angeſehen wiſſen will) nicht zum Nachtheil ihrer Mitbürger gereiche, und daſs dieſer anſcheinende Nachtheil, durch freye Concurrenz bey dem Handel, in Rückſicht der Dienſte, welche beide dem Staat leiſten, nie überwiegend werden könne. — Einige Beweiſe von der Art wie §. 17. S. 46., Note 36. S. 64., §. 25. S. 75. vom *Groſsherzog Toſcana*, *Amſterdam*, der *Wilſter Marſch*, *Hamburg* etc. gegeben werden, insbeſondere wenn dergleichen von ſolchen Staaten ſich beybringen lieſsen, die weder wirklich im Beſitz eines ausgebreiteten Handels, oder nur weniger dazu gelegen ſind, als die genannten, würden dem Rec. ungleich überzeugendere Beweiſe geweſen ſeyn, als die bloſse (wenn gleich immer wichtig bleibende) Erwägung der Gründe und Gegengründe im Allgemeinen, mit Beziehungen auf die Urtheile der vorzüglichſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand. Dieſe ſind ohne Anführung der Gründe, auf denen ſie beruhen, bloſse *Autoritäten*, deren Gewicht von der günſtigen Meynung abhängt, welche ihre Vf. ſich zu erwerben wuſsten; und jene bleiben doch, durch die Abänderungen und nähern Beſtimmungen, welche ſie von den ſogenannten Localumſtänden beynahe in jedem einzelnen Falle leiden, immer beträchtlich ſchwankend; wenigſtens entſcheiden ſie nicht ſo beſtimmt für einzelne Fälle und Lagen, als bey einer ſo wichtigen Angelegenheit wohl wünſchenswerth wäre — vielleicht aber für immer wohl nur wünſchenswerth bleiben wird; — indem bey ähnlichen Verordnungen zu Beſchränkung des Fruchthandels, von den erſten Veranlaſſungen dazu an, bis zur wirklichen Erlaſſung derſelben, ſo Vieles durch Privatintereſſe geleitet werden kann, und in *Concreto* der Regel nach, wohl wirklich geleitet zu werden pflegt. Dieſe, und mehrere Gründe, auf die ſich in den engen Grenzen einer Recenſion nicht einmal hindeuten läſst, beſtimmen den Rec. (der auch weder Kornhändler iſt, noch die entfernteſten Ausſichten hat es je zu werden) die Acten in dieſer wichtigen Sache bis jetzt noch nicht, als zur endlichen Entſcheidung geſchloſſen, anzuſehen; ob er gleich dem verehrten Vf. darin völlig beyſtimmt: daſs Verfügungen zu Beſchränkung des Fruchthandels in ſehr vielen, vielleicht auch geradezu in den mehreſten, Fällen (ſo weit ſie dem Rec. bekannt geworden,) wo ſie ergangen ſind, mehr Schaden als Nutzen geſtiftet haben mögen, und daſs, wenn obrigkeitliche Beſchränkungen irgend eines Handels äuſserſte Behutſamkeit

Digitized by Google

keit erfodern, dieſe bey allen die erſten Bedürfniſſe des Lebens betreffenden Artikeln, vielfach mehr nöthig wird. Nur die einzige *lakoniſche* Beantwortung des Einwurfs im 34 §. S. 94. hätte Rec. (ob er gleich gegen die Wahrheit derſelben nicht das mindeſte einzuwenden hat,) bey den jetzigen Zeiten, etwas anders ausgedrückt gewünſcht; unmaſsgeblich etwa ſo, daſs das Mitleiden auf die Seite des *Opponenten* geleitet wäre. — Auch hätte der *Corrector* etwas ſorgfältiger ſeyn können.

GESCHICHTE.

CHEMNIZ, b. Hoffmann: *Guſtav III. König von Schweden.* Zwey Theile. 1793. 392 u. 394 S. 8.

Eine rohe, dürftige Compilation aus Zeitungen, Journalen und den partheyiſchſten Flugſchriften, ohne die mindeſte Kritik und Beurtheilungskraft zuſammengeſtoppelt. Rec. der die groſse Ueberwindung gehabt hat, das Buch ganz zu leſen, fand auch nicht die unbedeutendſte neue Nachricht, dafür aber überall Schiefheiten und Miſsgriffe die Menge, die gar nicht möglich geweſen wären, wenn der Vf. auch nur die längſtbekannten, beſſern, gedruckten Quellen gekannt und benutzt hätte. Sehr weislich hat er ſich daher gehütet, auch nur ein einziges Citat beyzubringen. Der Vortrag iſt ſehr ungleich, je nachdem der Schreiber vermuthlich ein beſſer oder ſchlechter geſchriebenes Buch abſchrieb: bisweilen iſt es der elendeſte Zeitungsſtil. Ein ſo hart klingendes Urtheil bedarf Belege, aber dieſe brauchen eben nicht zahlreich zu ſeyn. So wie das Genie, das Talent oft durch Einen Zug, durch wenige Zeilen auf ihren ganzen Werth und Gröſse ſchlieſsen laſſen; ſo charakteriſiren auch gewiſſe Züge, Ausdrücke etc. nicht weniger compendiös, den ſeichten, flüchtigen, unwiſſenden Abſchreiber und Nachbeter. — Nicht der Ehrgeiz des jungen Königs, ſondern reiner Patriotismus, der Wunſch nach den Geſetzen regieren zu können, und die Nation *glücklich zu machen*, habe den König allein zu der Staatsveränderung von 1772 bewogen; — Guſtav ſey durch dieſen Schritt nur einem Plane des Reichsſenats zuvorgekommen, der ihn habe verhaften laſſen, und zwingen wollen, ihm (dem Senat) eine unumſchränkte Gewalt zu verſichern; — (Th. II. S. 88.) „*Bewundernswerth* als Freund ſeines Volks konnte Guſtav unmöglich an der Seite der gröſsten Kaiſerin von „ſeiner Gröſse verlieren, die er (die Gröſse?) 1777 zu „Petersburg beſuchte. *Wichtige Unterredungen*, die „*vermuthlich* mehr *Ausforſchungen* gegenſeitiger Geſin„nungen waren, verlängerten ſeinen Aufenthalt auf 2 „Monate, und *beide verlieſsen einander mit Bewunde„rung*." O *Ridiculum caput!* — S. 107. erzählt der Vf. die Zuſammenkunft Joſephs II. und Guſtavs bey Leopold, damaligen Groſsherzog von Toſcana: „Hier „ſah man alſo drey Fürſten beyſammen, die alle drey „unglückliche Opfer des Verhängniſſes wurden, und „*eine Aehnlichkeit ihres Schickſals ſchien beynahe dieſe „Zuſammenkunft geſtiftet zu haben.* (Unſinn über Un„ſinn!) Aller Zwang des Ceremoniels war verbannt, „und nur als Freunde hielten ſie auf eine Stunde eine „Unterredung, *in der ſie einander ihre menſchlichen und „erhabenen Geſinnungen mittheilten.*" Wenn der Vf. ſchön ſchreiben will, ſo lautet es alſo: „der glorreiche „Zeitpunkt (1781) wo Guſtav mit *ſeiner Flotte* dem „brittiſchen *Löwen die Stirne bot*, und in dem bewaff„neten Neutralitätsbunde wie ein *flammender Stern „glänzte*, *entzündete* vielleicht zuerſt den *Heldengedan„ken*, das *wachſende Uebergewicht* in Europens Verhält„niſſen, wie G. Adolph einſt, *zu dammen*. — „Ein „*Argwohn* G's. auf Ruſsland *entzündete* zuerſt ſein *Miſs„trauen!!*" — Das ſehr kleinliche Betragen des überhaupt ſehr kleinlich denkenden Königs, der, vor dem Ausbruch des letzten Kriegs mit Ruſsland, dieſe Macht auf alle Weiſe neckte und zu den erſten Thätlichkeiten zu reizen ſuchte, um ein Grundgeſetz des Reichs zu eludiren, nennt dieſer armſelige Scribler eine „*abſicht„liche* Klugheit." — Nach dem Frieden, heiſst es S. 325. *war alle Feindſchaft verſchwunden;* Catharina er„kannte die jetzige Regierungsform in Schweden, und „*verabſcheute die*, welche ſich dagegen aufgelehnt hat„ten." — Die tollſte Stelle iſt jedoch wohl die S. 173. „Während der ſich entſpinnenden Händel der Pforte „mit Ruſsland *faſste G. das Lenkſeil von ganz Europa*, „und trat als ein neuer bewunderter Staatsmann auf. „*Sein raſtloſer, alles umfaſſender Geiſt warf ſich in Eu„ropas Wage*, welche Catharinens gewaltige *Entwürfe „aus ihrem gleichſchwebenden Ruhepunkte riſſen!!*" Iſt hier nur eine Ahnung von Menſchenſinn! *Die Wage, welche — riſſen!!* — Seinen hiſtoriſchen Stil ſcheint der Vf. ganz nach dem *Schirachſchen* politiſchen Journal gebildet zu haben, und, — ſo unwahrſcheinlich es klingen mag — er übertrifft ſelbſt dieſes Muſter noch um vieles. — Vor dem erſten Band dieſes Machwerks, woran ſo viel ſchönes weiſses Papier auf das ſündlichſte verſchwendet iſt, ſteht ein ſehr ſchlechtes Portrait von Guſtav III., und vor dem zweyten — die Leſer verſuchen einmal, ob ſie es errathen! — — — — eine Abbildung halb in Lebensgröſse von dem Meuchelmörder *Ankarſtröm, wie er mit dem über ihm angenagelten Meſſer und Piſtole zu Stockholm am Pranger geſtanden*. Wahrlich; ein ſolcher Einfall konnte nur, entweder aus dem Kopfe eines literariſchen Taglöhners der unterſten Claſſe, oder aus dem eines Büchermäklers kommen, der mit feinen gereimten und ungereimten Mordgeſchichten auf dem Schiebekarren von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zieht.

BAYREUTH, im Verlage der Zeitungsdruckerey, und in Commiſſion in der Grauiſchen Buchh. in Hof: *Sully's und Colberts, der zwey berühmteſten Staats- und Finanzminiſter Frankreichs, Leben. Aus dem Franzöſiſchen.* 1793. 22 Bog. gr. 8. (1 Rthlr.)

Eine in unſern Augen ſehr überflüſſige Arbeit! In wie vielen groſsen und kleinen Büchern, auch in eignen Schriften, und nicht die Verdienſte jener beiden weltberühmten Staatsmänner dargeſtellt! überdieſs auch lehrreicher und reizender, als in dieſem alltäglichen Ge-

Digitized by Google

Gewande! Man vergleiche nur z. B. die *Eloge du Duc de Sully par M. Thomas* und die *Eloge de Colbert par M. Necker*, beſonders aber auch *Tableau du Miniſtère de Colbert*, mit den vorliegenden Lebensnachrichten, die ſich durch gar keine hervorſtechende Eigenſchaft vor andern auszeichnen. Sie ſind aus den im J. 1790 herausgekommenen *Vies des Surintendans des Finances et des Controlleurs généraux depuis Enguerrand de Marigny jusqu'à nos jours*, gezogen. Die Nachrichten von Colbert ſind noch dazu aus derſelben Quelle, woraus der ungenannte Vf. ſchöpfte, bereits in der deutſchen Sprache bekannt. Die in den *Vies des hommes illuſtres de la France — par M. d'Auvigny* (T. V. p. 249 ſqq.) befindliche Biographie Colberts, ſind nemlich, mit verſchiedenen Weglaſſungen, gröſstentheils wörtlich benutzt. Dieſe aber iſt in *Meuſels* Franzöſiſchen Biographie (Th. 1. S. 537 u. f.) überſetzt zu leſen. Sülly iſt, wie wir aus der Vergleichung fanden, nicht eben dorther entlehnt. Da ſich aber der Vf. einmal durch ſeinen Colbert verdächtig machte; ſo hat man auch Urſache, in Anſehung Sülly's miſstrauiſch zu ſeyn. Und doch konnte der uns unbekannte Herausgeber in der Vorrede ſagen: „Dieſe Biographieen haben das Gepräge einer ſorgfältigen Compilation aus *den beſten* „*Quellen* und eines unpartheyiſchen Geſichtspunktes!!" Die Ueberſetzung ſelbſt, ſo weit wir ſie vergleichen und beurtheilen konnten, fanden wir treu und richtig.

Rostock, in Comm. erſt b. Koppe, hernach b. Stiller: *Annalen der Roſtockſchen Akademie* (oder vielmehr Univerſität); von *Joh. Chriſt. Eſchenbach*, Prof. der Rechte. 1790 — 1794. 4 Bände, jeder von 50 Stücken oder halben Bogen, nebſt Regiſtern. 8.

Die Hauptabſicht bey Verfertigung dieſer Annalen ging dahin, ein gleichzeitiges, vollſtändiges Repertorium über alles, was ſeit 1788, als dem Translocationsjahr der Univerſität zu Bützow nach Roſtock, nur irgend einigen Bezug auf dieſe Univerſität haben mag, zu liefern. Weil aber der Stoff, bey einer ſo abgelegenen, folglich nicht häufig beſuchten Lehranſtalt, nur ſparſam ausfallen kann; ſo zog der Vf. bald die ganze Mecklenburgiſche Literatur mit in ſeinen Plan. Das Werk enthält folglich mehr, als der Titel verſpricht. Es wird alſo nicht nur dem künftigen Geſchichtſchreiber der Univerſität zu Roſtock erſpriesliche Dienſte leiſten, ſondern jedem aufmerkſamen und wiſsbegierigen Literator überhaupt. Hr. E. geht auch bisweilen in die ältere Geſchichte der Univerſität, deren Zierde er iſt, zurück, und theilt Verordnungen und andere vorher ungedruckte Actenſtücke mit. Seine Fürſorge geht ſo weit, daſs er auch aus andern Schriften, worin der Univerſität und Mecklenburgs erwähnt wird, Excerpte in ſein Repertorium niederlegt. Aus den ſeit einigen Jahren häufig gedruckten Schriften über deutſche Univerſitäten legt er Stellen vor, die vielleicht zur Beherzigung der Obern, der Lehrer und der Lernenden dienen ſollen; z. B. im 4ten Band S. 44. u. f. aus dem 1ſten Stück des 2ten Bandes von Moritzens Zeitſchrift: Italien und Deutſchland. Eine Stelle, die noch allgemeiner bekannt gemacht und überlegt zu werden verdient! Beſonders das, was von der zweckmäſsigern Bildung der Studenten und von einer ſtrengern Aufſicht über ſie vorgeſchlagen wird. Hr. E. macht zwar oft den bloſsen Referenten bey Verordnungen, Anſtalten und Schriften: nicht ſelten aber auch ihren Beurtheiler. Dem, was er in B. 4. S. 183. von der Unſtatthaftigkeit der ſogenannten Ehrengerichte auf Univerſitäten urtheilt, treten wir vollkommen bey. Daſs bey der Roſtockſchen Univerſität die Oekonomie faſt zu weit gehe, ſchlieſsen wir daraus, daſs (B. IV. S. 391.) durch ein herzogliches Reſcript das Geſuch wegen Anſchaffung der Reichstagscorreſpondenz abgeſchlagen wird. Die Urtheile des Vf. ſind bisweilen ſehr freymüthig, zum Theil bey Schriften ſeiner eigenen Collegen; worüber er ſich (B. IV. Vorr.) mit guten Gründen rechtfertiget. Die jedem Bande beygefügten und genau abgefaſsten Regiſter erleichtern den Gebrauch dieſes Literaturwerks, dem wir eine lange Fortſetzung wünſchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Altdorf* u. *Nürnberg*, b. Monath und Kuſsler: *Siebente Nachricht von der Anſtalt für arme Kranke zu Altdorf im Nürnbergiſchen*, herausgegeben von Dr. *Chr. Gottl. Hofmann*. — 1793. $2\frac{2}{3}$ Bog. gr. 8. — Im Jahr 1792—93 wurden 118 Kranke unentgeldlich beſorgt, wovon 97 geheilt wurden und 3 ſtarben, die Arzneykoſten für dieſe 118 Perſonen betrugen 105 fl. 23 kr. Die Beſchreibung der einzelnen Kranken und der Heilmethode derſelben iſt zu kurz, als daſs irgend ein Gewinn für die Kunſt daraus angegeben werden könnte, auch waren die meiſten Krankheiten von leichtheilbarer Art. Die vom Vf. angegebne Behandlung eines Mutterſcheidenvorfalls iſt das einzige, was hier eine Anzeige verdient: nach gehöriger Repoſition lieſs er eine proportionirte Wieke einbringen, welche täglich ein paarmal mit Eſſig, worin Eichenrinde abgekocht war, befeuchtet wurde, und alles durch die T Binde befeſtigen. Bey dieſem milden Verfahren könne man, wenn dergleichen Vorfälle neu ſind, der läſtigen Mutterkränze gänzlich entbehren, dabey ſey noch der Vortheil, daſs dieſer Verband nach einiger Zeit wieder abgelegt werden dürfe, da hingegen die Mutterkränze, die von ihnen berührten Stellen ſchwülicht machen, ſie alſo aller Elaſticität berauben, und folglich immer fortgetragen werden müſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. April 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyerſchen Buchh: *Entwurf der Rechtslehre von der Weſtphäliſchen Eigenbehörigkeit* vorzüglich in der Grafſchaft Ravensberg nach Anleitung der Minden-Ravensbergiſchen Eigenthumsordnung vom 26ſten Nov. 1741. Von *Chriſtoph Leopold Diederichs.* 1792. 168 S. 8.

Dieſe Schrift zerfällt in neun Abſchnitte. *Abſchn. I. Die Rechtslehre von der Eigenbehörigkeit in Weſtphalen überhaupt, nach Anleitung der darüber ergangenen Verordnungen.* Die Eigenbehörigkeit im Allgemeinen, ſagt der Vf., beſteht in der Verbindlichkeit eines angeſeſſenen Bauern, auſser den gewöhnlichen Pflichten jedes Unterthans von ſeinem Gute gewiſſe jährliche Dienſte und Abgaben abzutragen, ſich ohne Einwilligung des Gutsherrn der Bewirthſchaftung deſſelben nicht zu begeben, ſeine Kinder ohne Vorbewuſst des Gutsherrn davon nicht zu entfernen, die Subſtanz des Gutes nicht zu verſchlimmern, und bey gewiſſen Vorfällen noch auſserordentliche Abgaben zu leiſten. — In dieſen Zuſtand der Eigenbehörigkeit kann man durch Geburt, Heirath, Ergebung und Verjährung treten; die Richtſchnur aber, nach welcher die Rechte und Pflichten der Eigenbehörigen und der Gutsherrn in Weſtphalen (denn davon allein iſt hier die Rede,) beurtheilt werden müſſen, liegt in den verſchiedenen Eigenthumsordnungen, dem Herkommen und der natürlichen Billigkeit. *Abſchn. II. Von der Eigenbehörigkeit nach der königlich Preuſsiſchen Minden-Ravensbergiſchen Eigenthumsordnung vom 26ſten Nov. 1741.* Die ältere Ravensbergiſche Eigenthumsordnung vom 8ten Nov. 1669 iſt die älteſte unter allen weſtphäliſchen Eigenthumsordnungen. Eine neuere wurde im Jahr 1701 publicirt, und die neueſte, die in der Grafſchaft Ravensberg und dem damit verbundenen Fürſtenthum Minden noch jetzt geſetzliche Kraft hat, auch in den Grafſchaften Tecklenburg und Lingen als Hülfsgeſetz beobachtet wird, iſt vom 26ſten Nov. 1741. Neben dieſem Geſetze ſind Herkommen, ſchon vorher erfolgte Entſcheidungen, und die natürliche Billigkeit, dann die Geſetze anderer Provinzen, z. B. die osnabrückiſche, münſteriſche und andere Eigenthumsordnungen nicht aus den Augen zu ſetzen, und endlich ſetzt auch das allgemeine Geſetzbuch für die preuſsiſchen Staaten Th. II. Abſchn. III. Tit. VII. einige allgemeine Grundſatze von unterthänigen Landbewohnern feſt. — Nicht alle angeſeſſene Landbewohner in den genannten Provinzen Weſtphalens übrigens ſind eigenbehörige Beſitzer ihrer Stätten, vielmehr iſt die Art der Verpflichtung ganz anders bey bey *erbmeyerſtättiſchen Bauern*, anders bey *Sattelmeyern*, und noch anders bey *freygekauften Bauern* und *königlichen Eigenbehörigen*. *Abſchn. III. Von den Perſonen, welche die Eigenthumsordnung angeht, und deren Rechten und Verbindlichkeiten.* Hier wird ein allgemeiner Umriſs von den Rechten und Verbindlichkeiten der Gutsherrn und Eigenbehörigen gegen einander, und eines Dritten gegen Letztere angegeben. *Abſchn. IV. Von dem Vermögen der Eigenbehörigen.* Das Recht des eigenbehörigen Bauern an ſeiner Stätte iſt ein bloſses eingeſchränktes Benutzungsrecht, dagegen ſteht das Eigenthum derſelben dem Gutsherrn zu. Dieſes Nutzungsrecht des Eigenbehörigen erſtreckt ſich nicht weiter, als auf eine eingeſchränkte, zur Conſervation der Stätte abzweckende Verwaltung, und hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daſs derſelbe in der Dispoſition über ſeine Stätte, ſo wie in Schlieſsung und Eingehung von Verträgen über ſein Vermögen ſehr eingeſchränkt ſeyn muſs. Der Gutsherr hat auf das ſämmtliche Mobiliarvermögen des Eigenbehörigen ein eventuelles Recht, weil ihm nach deſſen Tode der Sterbfall aus ſeinen Gütern zuſteht. Deſswegen haben die Geſetze den Verfügungen der Eigenbehörigen über ihr Mobiliarvermögen beſtimmte Grenzen geſetzt. — Selbſt die Erwerbfähigkeit einzelner freyen Grundſtücke ſowohl, als ganzer freyer Güter, iſt durch die Geſetze ſehr eingeſchränkt. — In wie fern endlich zu den Verträgen der Eigenbehörigen die gutsherrliche Einwilligung unentbehrlich, oder nützlich iſt, das beſtimmt eine Entſcheidung der Geſetzcommiſſion vom 24ſten Febr. 1785 ſehr genau. *Abſchn. V. Von den jährlichen gewiſſen Abgaben der Eigenbehörigen.* Die jährlichen gewiſſen Gefalle der Eigenbehörigen ſind von ſehr verſchiedener Art, und beſtehen entweder in baaren Abgaben und Naturallieferungen, zum Zeichen des Anerkenntniſſes der Eigenbehörigkeit, wohin die jährlichen Pächte und Zinſen gehören, oder in Leiſtung gewiſſer Dienſte, oder auch in Lieferung anderer Naturalpräſtationen. — Alle dieſe einzelne Arten von Abgaben werden nun hier einzeln durchgegangen. — Das allgemeine Geſetzbuch will, daſs alle ungemeſſene Dienſte in gemeſſene verwandelt werden ſollen. — *Abſchn. VI. Von ungewiſſen Gefällen der Eigenbehörigen.* Hieher gehören 1) *der Weinkauf*, oder *Erbgewinn*, oder *die Auffahrt*. Dieſe Abgabe muſs von einer jeden fremden Perſon bezahlt werden, welche auf eine Stätte heirathen, und durch die Heirath ein Recht an die Stätte erwerben will; ſie beſteht in einer gewiſſen Summe Geldes, welche der Gutsherr der Stätte erhält, und die nach dem Uebereinkommen beider Theile, nach dem Ertrage der Stätte, nach dem Rechte, das die fremde Perſon

Perſon durch die Heurath erwerben will, und nach der bisherigen Obſervanz beſtimmt werden muſs. 2) *Der Sterbfall.* Dieſer beſteht in dem Rechte des Gutsherrn, nach dem Tode ſeines Eigenbehörigen deſſen Mobiliarnachlaſs ganz, oder zum Theil, an ſich zu nehmen. Bey verheiratheten Perſonen nemlich beſteht dieſe Abgabe in der Hälfte des ſämmtlichen Mobiliarvermögens; bey unverheiratheten hingegen in dem ganzen beweglichen Nachlaſſe. Weil indeſſen, wenn der Gutsherr den Sterbfall *in Natura* ziehen wollte, der Eigenbehörige völlig ruinirt, oder doch wenigſtens in ſeiner Wirthſchaft äuſserſt zurückgeſetzt werden würde; ſo pflegt gewöhnlich ſtatt der Naturalziehung eine Summe Geldes gegeben zu werden, die nach dem Ertrage der Stätten verſchieden iſt. Ueberhaupt aber ſind die Grundſätze, nach welchen der Sterbfall gezogen werden ſoll, in einer eigenen Entſcheidung der Geſetzcommiſſion vom 12ten Febr. 1785 genau beſtimmt. 3) *Die Freykäufe der Kinder.* Nicht allein alle auf einer eigenbehörigen Stätte von Eheleuten erzeugte, ſondern auch ſolche Kinder, die von einem freyen Menſchen mit einer eigenbehörigen Mutter erzeugt ſind, treten durch die Geburt in das Eigenthum des Gutsherrn, dem die Mutter eigen iſt. Wollen ſie ſich von dieſer Verbindlichkeit frey machen; ſo müſſen ſie einen Freybrief von dem Gutsherrn löſen, welcher gegen Erlegung einer gewiſſen Geldſumme ertheilt wird. Der Wehrfeſter iſt ſchuldig, ſeine ältern Kinder durch Freykauf von der Stätte abzubringen, ſobald ſie heirathen, oder auf andere Art ihren eigenen Unterhalt ſuchen wollen; ſo wie auch der Gutsherr keinen Eigenbehörigen wider ſeinen Willen im Eigenthum behalten kann. So lange aber ein Kind nicht heirathen will, braucht es ſich nicht freykaufen zu laſſen, weil es durch den Freybrief alle Rechte an die Stätte verliert, und im Fall einer Hülfsbedürftigkeit keine Unterſtützung daraus verlangen kann. Die Gröſse der Summe, welche der Eigenbehörige für den Freybrief bezahlen muſs, iſt nicht beſtimmt, ſondern modificirt ſich nach der Wichtigkeit der Rechte, welchen der Gutsherr dadurch entſagt, ſo wie nach der Anzahl der Kinder, welche von einer Stätte abgebracht werden müſſen. Gewöhnlich wird auch wohl auf das mit geſehen, was bey den vorigen Fällen von der Stätte dafür bezahlt worden iſt. Durch Ertheilung eines Freybriefs verliert der Gutsherr alle Rechte, die ihm ſonſt auf die Perſon des Freygekauften zuſtanden. Das Vermögen deſſelben iſt alſo dem Sterbfalle nicht mehr unterworfen, und er kann von ihm keine Zwangsdienſte, wenn ſie ſonſt auch hergebracht ſind, weiter verlangen. — Der Eigenbehörige dagegen wird aber auch aller Rechte verluſtig, die ihm auf die Stätte zuſtanden. *Abſchn. VII. Von dem Erbrechte und der Erbfolge der Eigenbehörigen.* Der jüngſte Sohn, oder die jüngſte Tochter iſt immer Anerbe, das heiſst, hat immer das nächſte Recht auf den Beſitz der Stätte; iſt dieſes jüngſte Kind unfähig, oder will nicht erben; ſo fällt das Anerbenrecht auf das nächſtvorhergehende, noch nicht freygekaufte Kind. Hat der Wehrfeſter gar keine Kinder, und kann auch ſonſt Niemand wegen einer Heirath Anſpruch auf die Bewirthſchaftung der Stätte machen; ſo fällt dieſelbe nach ſeinem Tode dem Gutsherrn anheim. Die ältern Kinder eines Wehrfeſters ſind Freykauf aus dem Eigenthume des Gutsherrn, und Auslobung eines Brautſchatzes aus den Nutzungen der Stätte zu verlangen befugt. — Die Gröſse dieſes letztern iſt verſchieden nach der Gröſse der Stätten, und der Anzahl der Kinder, die ihn verlangen können. Von groſsen Stätten werden gewöhnlich 100 bis 200; von mittleren 80 bis 100; von kleinen 10 bis 20 Thaler, und eine verhältniſsmäſsige Anzahl von Kühen, Schweinen, Hausgeräthe u. ſ. w. ausgelobt. — Die Brautſchätze übrigens werden zwar ausgelobt, bleiben aber in der Stätte ſtehen, und der Wehrfeſter trägt nur alle Jahre ſo viel davon ab, als er ohne Zurückſetzung in ſeiner Wirthſchaft füglich entbehren kann. — *Abſchnitt VIII. Von den verſchiedenen Arten, wie die Eigenbehörigkeit geendigt wird.* Dieſe ſind: a) allgemeines Aufhebungsgeſetz der Leibeigenſchaft in einem Lande; b) Freylaſſung einzelner Stätten oder Perſonen; c) Abäuſserung; d) Miſsbrauch der gutsherrlichen Rechte; e) Untergang der eigenbehörigen Stätte; f) Tod des Gutsherrn, oder des Eigenbehörigen; g) Veräuſserung oder Erlaſs der Rechte von Seiten des Gutsherrn; h) Verjährung. *Abſchn. IX. Einige Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile der Eigenbehörigkeit, vorzüglich in Hinſicht auf Weſtphalen.* Das Reſultat dieſer Unterſuchung geht dahin: die weſtphäliſche Eigenbehörigkeit iſt dem Lande ganz angemeſſen; der Schaden, den ſie verurſachen ſoll, iſt bey weitem nicht ſo groſs, als man gemeiniglich glaubt, und ihrer völligen Abſchaffung ſtehen beynahe unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege. Auf der andern Seite hingegen läſst ſich doch auch das Harte in manchen Punkten der Eigenbehörigkeit nicht miſskennen, und Mittel zu Milderung dieſer Härte wären, Fixirung der ungewiſſen Gefälle, Abſchaffung der Naturaldienſte und Verwandlung dieſer in ein Dienſtgeld, jedoch ſo, daſs die neuen Abgaben der Eigenbehörigen auf Naturalien und nicht auf Geld reducirt werden müſsten. — — Findet man gleich in dieſer Schrift keine tiefgehende gelehrte hiſtoriſche und juriſtiſche Unterſuchungen; wird alſo auch gleich durch dieſelbe kein neues Licht über die ſo wichtige Rechtslehre von der Leibeigenſchaft verbreitet; ſo enthält ſie doch eine getreue, lichtvolle, gutgeſchriebene Darſtellung des heutigen Zuſtandes der Eigenbehörigen in Weſtphalen, vorzüglich in den königl. preuſsiſchen weſtphäliſchen Beſitzungen, und Rec. glaubte durch den vorſtehenden vollſtändigen Auszug derſelben den Leſern dieſes Journals keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, da es aus ihm ſchon jedem Unpartheyiſchen einleuchtend werden muſs, daſs ſelbſt in denjenigen Ländern, wo weiſe Regierungen die Lage der Leibeigenen, im Verhältniſs gegen andere Staaten, ſehr gemildert haben, doch das Schickſal dieſer Unglücklichen immer noch höchſt traurig und mitleidenswerth bleibt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Buch: *Udkaſt til en Lærebog i Botaniken af C. L. Wildenov overſat efter den tydske Udgave.*

Digitized by Google

Udgave og foröget med Anmärkninger og et Tillag om Botanikens Skiebue i Danmark, (Wildenow's Entwurf eines Lehrbuchs der Botanik nach der Deutſchen Ausgabe überſetzt und mit Anmerkungen und einer Zugabe von dem Schickſal der Botanik in Dänemark vermehrt) af *Henrik Steffens.* 1794. 400 S. 8. mit 8 Kupfern und einer ausgemalten Farbentafel.

Die Ueberſetzung dieſes in mehr als einer Rückſicht vorzüglichen Lehrbuchs iſt mit Einſicht und Geſchmack verfertigt. In den zugefügten Anmerkungen werden einige Sätze des Vf. widerlegt, und andere ergänzt und berichtigt. Zu letzteren gehört beſonders eine genauere Beſtimmung des Einfluſſes der antiphlogiſtiſchen Chymie in der Phyſiologie der Pflanzen. Die Kunſt- und Geſchlechtswörter hat der Vf. alle in ſeine Sprache, und zwar meiſtens glücklich übergetragen; jedoch ſind, wie billig, die lateiniſchen, oft auch die deutſchen, Benennungen zugleich angeführt.

Von der Literargeſchichte der Botanik in Dänemark kommen in der 8ten Abth. S. 349 — 365. einige intereſſante Nachrichten vor. Der erſte Schriftſteller dieſes Fachs in (dem damaligen) Dänemark war *Henrich Smith*, Bürgemeiſter und Wagemeiſter in Malmöe, ein bekannter mediciniſcher und botaniſcher Empiriker. Seine Schriften (1520 – 1527) enthalten, nach dem Geſchmack dieſer Zeit, eine müſsige Compilation. Nach ſeinem Bericht hatte ein gewiſſer *Clas Urne* ſchon zu der Zeit einen botaniſchen Garten in Schonen angelegt. Zu Anfang des 17ten Jahrh. gab *Dolmizer*, vermuthlich ein Deutſcher, zu Kopenhagen von 1602 bis 1639 ein Pflanzenbuch heraus. Um eben dieſe Zeit wies Chriſtian 4 ein Grundſtück in Kopenhagen zu einem botaniſchen Garten an, und übertrug die Aufſicht einem eigentlich dazu angeſtellten Profeſſor der Phyſik; auch erhielt ein Botaniker Befehl, im Lande herum zu reiſen, um einheimiſche Pflanzen aufzuſuchen. Unter jenen Profeſſoren zeichnete ſich damals vorzüglich *Ole Worm* aus, der ein berühmtes Naturaliencabinet beſaſs, wovon man noch das meiſte in der Kunſtkammer findet. *Simon Pauli*, den man 1639 von Roſtock als Lehrer der Botanik, Anatomie und Chirurgie berief, war einer der erſten Botaniker ſeiner Zeit; er hielt auch das erſte botaniſche Collegium, und ſtellte zuerſt botaniſche Excurſionen an. Als er ſeinem Geſchäft nicht länger vorſtehen konnte (er ſtarb erſt 1680 in ſeinem 78ſten Jahre) ward, da der gelehrte *Thomas Caſpar Bartholin* von ſeinen Verrichtungen als botaniſcher Lector diſpenſirt ward, um ſich ganz der Anatomie widmen zu können, 1660 *Ole Borich* zum Lector der Botanik ernannt. Dieſer zeigte durch ſeine Rede *de experimentis botanicis*, daſs er wirklich ein denkender Botaniker war. Nach ihm war *Peder Kylling* ein verdienter und geſchickter einheimiſcher Botaniker; aber die beiden *Buchwalds*, Vater und Sohn, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, waren beide unbedeutend. *Holm*, ein ſehr geſchätzter Schüler *Linne's*, der 1759, da er zum Profeſſor der Oekonomie ernannt war, zu früh für die Wiſſenſchaft ſtarb, war als Botaniker *Oedern*, wenigſtens zu der Zeit, als dieſer in dem Fache angeſetzt ward, vorzuziehen; indeſs erwarb ſich Oeder durch ſeinen Kopf und ſeinen Fleiſs nachher entſchiedene Verdienſte um die Botanik, vorzüglich durch die Beſorgung der *Flora danica*. Die Herausgabe dieſes treflichen Werks ward nachher durch *Otto Friedrich Müller*, einen gebornen Deutſchen, fortgeſetzt, und iſt jetzt dem Prof. *Vahl* übertragen, der zu den erſten Botanikern unſers Zeitalters gezählt zu werden verdient. Ueberhaupt ſcheint die Botanik in Dänemark in den letztern Jahren, vorzüglich durch Mitwirkung der von dem verdienten *Abildgaard* 1788 geſtifteten naturhiſtoriſchen Geſellſchaft mehr Unterſtützung gefunden zu haben; ſie wird aber auch hier leider noch oft, als den ſogenannten Brodwiſſenſchaften fremdartig, vernachläſſigt.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Phyſikaliſche Abhandlungen* von *Carl Groſse*, gräflich Stollberg Stollbergiſchen Hofrathe. 1793. 216 S. 8. (16 gr.)

Der Abhandlungen ſind hier viere: Ueber die Menſchenracen; Theorie der Erzeugung; Verſuch eines Romans aus dem Thierreiche und über die Methode in der Naturforſchung, nebſt einem neuen Verſuche, die Säugthiere zu claſſificiren. Dann noch ein Anhang über die Schweineraſſen, ein Beytrag zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. In der 1. Abh. ſucht der Vf. zu beweiſen, daſs alle Veränderungen, die wir in der ganzen Form des Menſchengeſchlechts bemerken, von Urſachen herrühren, die nicht von Generation zu Generation *angeerbt*, ſondern vielmehr im Clima, Beſchaffenheit des Bodens, den Graden der phyſiſchen und moraliſchen Cultur u. ſ. w. zu ſuchen ſind; daſs ſich jeder Boden gleichſam ſeine eigenen Bewohner aneigne; daſs wir alſo überhaupt nicht im Stande ſind, mehrere Menſchenraſſen feſt zu beſtimmen, ſondern Aehnlichkeiten, die wir bey Nationen treffen, nur auf Aehnlichkeit obenbenannter Umſtände, nicht aber auf gemeinſchaftlichen Urſprung aus einer beſondern Menſchenrace ſchlieſsen laſſen. Rec. iſt ähnlicher Meynung, und hat immer den groſsen Apparat von Gelehrſamkeit, womit manche Sätze über die Menſchenracen bisher haben bewieſen werden ſollen, mehr für eine Art gelehrten Luxus, als für zweckmäſsige Anſtalt um die Grenzen menſchlichen Wiſſens etwas zu erweitern, angeſehen. Aber es iſt ihm ſchwer geworden, ſich *hier* durch den Haufen von köſtlichen Redensarten, Citaten und ohne Hauptplan durch einander geworfener Ideen durchzuarbeiten, um das einigermaſsen bewieſen zu ſehen. „Aus dem groſsen Meere der menſchlichen Geſchichte „habe ich gleichſam einen groſsen Tropfen aufgefaſst, „um mit ſtillem Erſtaunen ihn zu betrachten, denn noch „lange wird man die Geiſter vermiſſen, welche die Bildung eines weiten Raumes umfaſſen, und doch den „Wunderbau ſeiner Theile verſtehn." Dergleichen Tiraden kommen in der Abhandlung ohne Zahl vor, zugleich mit einer ſolchen Reihe von Citaten ohne Hauptplan verwebt, daſs man nur mit Mühe den Faden behalten

Digitized by Google

halten kann, der ſo äuſserſt einfach und leicht zu verfolgen war. Niemand ſollte doch mehr an Yoricks Perückenmacher denken, als Naturforſcher. Die II. Abhandlung iſt bloſses Räſonnement des Vf., auch mit ähnlicher Ausſtaffirung von Floskeln; jedes Zeugungsſyſtem reducire ſich am Ende auf das Syſtem der präformirten Keime. In den Beweiſen dem Vf. zu folgen, iſt in mehr als einer Rückſicht nicht möglich. — Dem Roman aus dem Thierreiche wüſsten wir doch keine Klaſſe von Leſern anzuweiſen; Erwachſenen iſt er zu kindiſch, und Kindern zu ſchlüpfrig. Der Vf. iſt hier Ameiſe, Biene, Hund und Elephant, und beſchreibt ſeine Triebe; vorzüglich redet er von ſeinem Beylager mit der Bienenkönigin ſehr auf menſchliche Weiſe. — Die Claſſification in der Naturgeſchichte will der Vf. von einem Hauptcharakter hergenommen wiſſen, der auf die ganze Oekonomie der Geſchöpfe den meiſten Einfluſs hat; bey Säugthieren alſo vom Gebiſs, aber nicht bloſs von Vorderzähnen, ſondern nach der ganzen Zuſammenſetzung der Zähne; hiernach gibt er nun ſeine Claſſen an, die wir doch aber hier zu charakteriſiren für überflüſſig halten. Der Anhang von den Schweineraſſen ſoll, wie uns deucht, etwas ähnliches ſeyn, als Lichtenbergs Phyſiognomie der Schweineſchwänze; aber *duo cum faciunt idem, non eſt idem.*

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Leipzig, b. Breitkopf S. u. C.: *D. Ch. E. Wünſch kosmologiſche Unterhaltungen für junge Freunde der Naturerkenntniſs.* 2ter B. 2te Aufl. 1794. 864 S. 8. m. ill. K.

Riga u. Leipzig, b. Müller: *Beytrag zur Lektüre,* von *K. F. D. Grohmann.* 2te Aufl. 1793. 140 S. 8.

Hannover, b. Ritſcher: *Die Reiſe nach Braunſchweig,* ein komiſcher Roman. Von A. Freyherrn *v. Knigge.* 1794. 2te Aufl. 256 S. 8.

Wien, b. Moesſle: *Gründliche Geſchäftsaufſätze für das gemeinſchaftliche Leben,* nach den letztbeſtehenden Kaiſ. Königl. Geſetzen ohne Hülfe eines Advocaten ſelbſt verfaſſen zu können. 4te Aufl. 1794. 78 S. 8.

Wiener Neustadt, b. Adam u. C.: *Entwurf literariſch-bibliographiſcher Vorleſungen für das K. K. Militarkadettenhaus.* 2te Ausg. 1 Th. 1792. 190 S. 2 Th. 186 S. 3 Th. 160 S. 4 Th. 180 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris: Memoires ſur les moyens de conſerver la Pomme de terre,* ſous la forme de *ris* ou de *Vermichel,* par le Citoyen *Granet.* L'an deux de la R. (1794.) 36 S. 1 Kpf.. 8. — Mehrere, in Deutſchland ſeit vielen Jahren ſehr bekannte, Methoden, allerhand Gartengewächſe und vegetabiliſche Subſtanzen auſser ihrer gewöhnlichen Jahrszeit aufzubewahren, ſind nur erſt ſpät in Frankreich bekannt, und in Anwendung gebracht worden; und noch jetzt befolgt man in dieſer Abſicht an den meiſten Orten, beſonders in den nördlichen Provinzen, eine dem ſehr veränderlichen Klima gar nicht angemeſſene Weiſe. Da man alſo mit der deutſchen Kunſt der Aufbewahrung, wenigſtens mit den erfoderlichen Handgriffen, nicht hinlänglich bekannt war, ſo verfiel man auf eine Menge künſtlicher, oft tändelnder, für den groſsen Haufen zuweilen nicht zu erreichender Mittel und Erfindungen, die, beym Lichte beſehen, oft nichts weiter ſind, als die ungekünſtelte Erfindung der Nachbarn, der man einen franzöſiſchen Zuſchnitt gegeben, wodurch ſelbige aber im weſentlichen nichts gewann. Zur Beſtätigung deſſen, was wir ſo eben geſagt haben, führen wir die unabſehliche Menge der von *Parmentier*, über Aufbewahrung und Anwendung der Erdäpfel oder Kartoffeln, herausgegebenen Schriften an. Obgleich dieſe Materie erſchöpft zu ſeyn ſcheint, ſo tritt hier doch abermals ein neuer Künſtler auf, der die Kunſt lehrt, aus gekochten Kartoffeln eine Art Reis oder Nudeln (*Vermichel*) zu bereiten. Nach ſeiner Methode laſſen ſich alle Arten von Kartoffeln zu dieſer Arbeit anwenden; nur kommt es auf die Art des Kochens an. Durch gewöhnliches Kochen in Waſſer zerfallen verſchiedene Arten in Brocken, und verlieren alle Cohäſion; er räth daher an, die zu verarbeitenden Kartoffeln bloſs über den Dampf von kochendem Waſſer gar zu kochen: alsdann behalten ſelbige einen gewiſſen Grad von Zähigkeit, der unumgänglich nöthig iſt, wenn die Arbeit gerathen ſoll. Das Inſtrument, wodurch Hr. *G.* den gekochten Kartoffeln die Form der Nudeln, oder auch eine körnerähnliche Form gibt, die er Reis nennt, beſtehet in einem aus verzinnten Bleche verfertigten Cylinder, der die Geſtalt einer groſsen Klyſtierſpritze hat, und der der Länge nach mit einer Menge kleiner, einige Linien weiter Löcher verſehen iſt; anſtatt der Spitze bey den gewöhnlichen Klyſtierſpritzen, wird bey dieſer die untre Oeffnung mit einer aus hartem Holze gedrehten Pfropf verſtopft. Der Cylinder kann einen Fuſs lang, und 4 bis 5 Zoll weit ſeyn; die Löcher müſſen mit einem ſogenannten Durchſchlag der Klempner verfertigt werden, damit weder äuſserlich noch innerlich ein aufgeworfener Rand entſtehe; der obere Theil des Cylinders wird mit einem trichterförmigen Anſatz verſehen, um die durch den Druck des Stempels über ſelbige hervordringende Kartoffeln aufzuhalten. Wenn der Cylinder, und ein Theil des Trichters, mit gekochten und abgeſchälten Kartoffeln angefüllt iſt, wird nur ein gelinder Druck des Stempels, der eine der Länge und Dicke des Cylinders angemeſſene Gröſse haben muſs, erfodert, um die gequetſchte teigartige Maſſe durch die Seiten-Oeffnungen hindurch zu preſſen. Die auf dieſe Weiſe gebildeten nudelförmigen Kartoffeln läſst der Vf. auf mit Papier beſpannten Rahmen trocknen, und zum Gebrauch an einem nicht feuchten Ort aufbewahren. Der vorerwähnte Cylinder iſt, ſo wie die Rahmen auf der dem Werke angehängten Kupfertafel abgebildet. Auf eben der Kupfertafel ſieht man auch einen deutſchen Kohl- oder Gurkenhobel, den die Franzoſen bisher noch nicht kannten, und den der Vf. kürzlich aus der Schweiz erhalten; er empfiehlt dieſes neumodiſche Inſtrument, um allerhand Kräuter und Wurzeln ſchnell in Scheiben zu ſchneiden. Noch enthält die nemliche Kupfertafel die Abbildung einer Mühle, um Kartoffeln, die man, mit Mehl vermiſcht, zu Brod verarbeiten will, in einen Teig zu verwandeln.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. April 1795.

NATURGESCHICHTE.

Bassano: *Zoologia Adriatica oſſia Catalogo ragionato degli Animali del Golfo e delle Lagune di Venezia; preceduto da una Diſſertazione ſulla Storia fiſica e naturale del Golfo; e accompagnato da Memorie, ed Oſſervazioni di Fiſica, Storia naturale ed Economia*, dell' *Abate Giuſeppe Olivi.* 1792. 46 Bog. 4. 9 Kupfertaf. (2 Rthlr. 14 gr.)

Die Einleitung iſt an den Abt Fortis gerichtet, und enthält eine Abhandlung über die phyſicaliſche und Naturgeſchichte des venetianiſchen Meerbuſens, mit der Auseinanderlegung des Plans dieſes Werks. Es iſt eine richtige Bemerkung, daſs das weite und ergiebige Feld der Naturgeſchichte des Meers noch immer ſehr wenig bearbeitet iſt, theils weil ſorgfältige Unterſuchungen nirgends gröſsere Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, theils weil wenigen einem ſo groſsen Unternehmen gewachſenen Naturforſchern, die Gelegenheit verſtattet iſt, ihren Forſchungsgeiſt hierin zu befriedigen. *Donati* gab ſchon 1750 eine Naturgeſchichte des adriatiſchen Meeres heraus, die uns Deutſchen ein zu Halle 1753 herausgekommener Auszug bekannt gemacht hat; und ihm wurde von allen Seiten reichlicher Beyfall gezollt. Deſto ſicherer darf der Vf. auf den Beyfall aller Naturforſcher rechnen, da ſein Werk an Vollſtändigkeit ſeinen Vorgänger weit übertrifft.

Auf jene Einleitung folgt ein Verſuch über das, bey dem Wachsthume der Krebſe, Conchylien und Fiſche, herrſchende Verhältniſs; dann die Unterſuchung der natürlichen Körper ſelbſt, deren Geſchichte mit vielen, zum Theil vortrefflichen Beobachtungen und Bemerkungen durchwebt iſt. Der Vf. vertheilt das ganze Heer der hier aufzuführenden Thierarten in *Eſſeri conſervabili* und *non conſervabili.* Zu den erſtern rechnet er diejenigen, die mit einer *harten Schale* bedeckt ſind; zu den andern alle, welchen dieſe Bedeckung fehlt. Jene füllen dieſen erſten Band, und der Vf. rechnet die Krebſe und Schaalthiere dahin. Die zweyte Abtheilung bilden die *Inſuſoria, Molluſca, Helminthica, Inſecta, Piſces, Amphibia* und *Mammalia.* Dieſe letztere Abtheilung wird Hr. O. im zweyten Band liefern. Rec. geſteht, daſs ihm dieſe Eintheilung nicht gefällt. Sie iſt wirklich nicht ſo in der Natur der Sachen gegründet, wie der Vf. glaubt, und das Schlimmſte dabey iſt, daſs der angegebene Unterſchied nicht allgemein und beſtimmt genug iſt.

Der Vf. führt bey jeder Art den Linnéiſchen Namen, die Numer der Art, und die Definition des Linnéiſchen Syſtems an, ohne ſich weiter auf Synonymie einzulaſſen. Dieſs hat freylich auf der einen Seite die Erſparung eines gröſsern Raums zum Zwecke, allein nach unſerer Meynung würde dieſer geringe Nutzen von dem groſsen Vortheile weit überwogen ſeyn, den eine gründliche Auseinanderſetzung der auch in dieſem Fache der Naturgeſchichte ſo ſehr verwickelten Synonyme gewährt hätte. Rec. weiſs recht wohl, daſs mancher die Synonymen für unnütz hält, allein ein ſolcher iſt gewiſs nicht mit dem wahren Zuſtande der Naturgeſchichte und mit dem Nutzen einer ausgewählten und richtigen Synonymie bekannt. Denn gerade ſie zeigt den kürzeſten Weg zu Vermeidung groſser Weitläuftigkeiten und unangenehmer, Raum wegnehmender Wiederholungen.

In jeder Gattung kommen erſt die Linnéiſchen Arten, dann diejenigen, welche andere Schriftſteller bekannt machten, und die Linné noch unbekannt waren, und zuletzt folgen die neuen Arten. Hat eine Gattung mehrere Familien; ſo findet dieſelbe Anordnung bey den Familien ſtatt. Am Schluſſe jeder Gattung folgen nach Anleitung der, einigen Arten beygefügten, Buchſtaben, die Bemerkungen und Beobachtungen darüber. Oft iſt der Gattung eine einleitende Ueberſicht vorgeſetzt.

Der erſte Abſchnitt begreift aus der 7ten Linnéiſchen Ordnung der Inſektenclaſſe *die Krebſe*, die wir in mehrere Gattungen aufgelöſet gewünſcht hätten, wozu der ſo verſchiedene Bau und Fabricius Abtheilungen bereits den Weg gebahnt hatten. Der zweyte Abſchnitt umfaſst die *Molluſca*, die nach des Vf. Plane hieher gehören, nemlich *Aſterias*, *Echinus.* Der dritte enthält die *Teſtacea*, der vierte die *Lithophyta*, der fünfte die *Zoophyta*, wovon jedoch der Haupteintheilung des Vf. gemäſs, die Gattungen *Vorticella*, *Hydra* und *Volvox*, im zweyten Theile unter der von Müllern aufgenommenen Ordnung *Inſuſoria* beſchrieben werden ſollen.

Als ein Anhang folgt die weitere Ausführung der Bemerkung über die Erzeugung der Perlen zu S. 95.; ferner ein Supplement zu der Abhandlung über zwey Purpur liefernde Schaalthiere, und über den Purpur der Alten S. 156.

Hierauf kommt die Beſchreibung der auf den gut gezeichneten und eben ſo gut ausgeführten Kupfern abgebildeten neuen Thierarten, wozu wir einige Bemerkungen liefern wollen. Auf der erſten Tafel iſt *Cancer fimbriatus, Ol.* abgebildet, nach der Figur zu urtheilen, dem *C. Pagurus Linn.* ſehr nahe verwandt. Wir hätten daher gewünſcht, den Unterſchied zwiſchen beiden auseinandergeſetzt zu ſehn. In der Herbſtiſchen Abbildung des *C. Pagurus* t. 9. f. 59. ſind die Scheeren inwendig ganz glattrandig, ohne Spur von zahnartigen ſtumpfabgerundeten Tuberkeln, vorgeſtellt. Rec. hat

det bey ſeinen Exemplaren des *Pagurus* ſolche Hervorragungen, und da in der Herbſtiſchen Beſchreibung hierüber gar nichts geſagt wird; ſo iſt er zweifelhaft, ob dieſs nicht vielleicht Unterſchied des Geſchlechts oder des Alters ſeyn könnte. Bey dem *C. fimbriatus* finden ſich ſolche Zähne auch. Dieſer Taſchenkrebs unterſcheidet ſich alſo für jetzt von dem *C. Pagurus* bloſs durch die hin und wieder auf dem Bruſtſchilde ſtehenden kugelartigen Beulen. Bey *Cancer marmoratus* t. 2. f. 1. können wir den Vf. verſichern, daſs es gewiſs keine Abart des *C. tenuicruſtatus* (nicht *tenuiroſtratus*, wie hier ſteht,) Herbſt t. 3. f. 33. 34. ſey. Abbildung, Beſchreibung und Vaterland weichen ganz ab. Freylich wird dieſs letztere von Herbſt gar nicht angegeben, allein nach Seba III. t. 18. f. 5. 6. ſtammt er aus Oſtindien. Herbſt hält alſo ſeinen *tenuicruſtatus* für einerley mit dieſem Sebaiſchen Krebſe, (den Fabricius zugleich mit den Herbſtiſchen zu ſeinem *C. Grapſus* zieht, und den unſer Vf. mit Recht bey ſeinem *C. marmoratus* nicht citiren will,) und wenige ſeine Unterſchiede abgerechnet, trifft das Uebrige ſehr gut. — t. 3. f. 2. *C. carinatus Ol.* Otto Fabricius Faun. Grönlandica. 241. 218. beſchreibt ein ähnliches Thier unter dem Namen C. *Hamaroides*, den Herbſt bey *C. Boreas (Aſtacus Boreas. F.)* II. p. 73. n. 28. citirt. Allein ungeachtet der ſcheinbaren Aehnlichkeit iſt dieſer Krebs doch ſehr verſchieden, wie ſich ſchon aus der Abbildung von Herbſt. t. 29. f. 2. urtheilen laſst. Auch iſt das zweyte und dritte Fuſspaar des *C. carinatus* nicht fadenförmig, ferner iſt bey dem *C. Boreas* Anzahl der Stacheln des Rückenſchildes anders, und bey dem Exemplare, das Rec. beſitzt, findet die hier beſchriebene merkwürdige Einrichtung der hervorragenden Stacheln der Schwanzglieder nicht ſtatt. — t. 7. iſt *Lamarkia Vermilara* abgebildet. Der Vf. macht aus *Alcyonium Burſa Linn.* und *Vermilara retuſa Imperati*, eine neue Pflanzengattung *Lamarkia*, deren Pflanzennatur er in einer eigenen Abhandlung weiter auseinanderzuſetzen, und die ganze Geſchichte dieſer merkwürdigen Thiere zu liefern verſpricht.

Auf dieſe Beſchreibung der Kupfer folgt ein doppeltes Regiſter; das 1ſte liefert die Ueberſicht der lateiniſchen ſyſtematiſchen Namen, das zweyte die italieniſchen Trivialnamen; beide nach alphabetiſcher Ordnung. Hierauf kommt die Ueberſetzung der Beſchreibung einiger *Saugſchwammarten* (Spongia) von *J. Strange*, die in den Philoſophical-Transactions Vol. IX. 1770 abgedruckt iſt; und das Ganze beſchlieſst eine Abhandlung über die Natur der Saugſchwämme des Meers, von von eben dem Vf., mit Anmerkungen von Olivi.

Dieſs iſt die Ueberſicht eines Werks, das ſowohl in Anſehung der Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes, als der Vollſtändigkeit und der Behandlung alle Auszeichnung verdient. Wir erwarten mit Vergnügen die Fortſetzung deſſelben. Sollte dieſes Werk eine Ueberſetzung — erfahren; ſo wünſchen wir, daſs dieſe in die Hände eines eben ſo *Sach-* als *Wort*-kundigen Mannes falle; da die Brauchbarkeit deſſelben eines groſsen Grades der Erhöhung fähig iſt.

LEIPZIG, in der Weidmanniſchen Buchh.: *Diagnoſt der Pflanzengattungen nach der neueſten Ausgabe des Linneiſchen Sexualſyſtems.* Von D. *Georg Adolph Suckow*, Pfalz-Zweybrück. Hofrath u. ſ. w. 1792. 423 S. 8.

Da die künſtliche Anordnung der Pflanzen in einem Syſteme den Zweck hat, eine ſichere und beſtimmte Vergleichung zwiſchen der Natur und den bisher aufgezeichneten Erfahrungen möglich zu machen und, bey der groſsen Menge der Gegenſtände, immer mehr zu erleichtern, ſo iſt die bisherige Sorgloſigkeit der allgemeinen Syſtematiker bloſs damit zu entſchuldigen, daſs ſie jenen Gedanken nicht lebendig genug faſsten, oder vor der Menge einzelner Unterſuchungen erſchracken. Auſser einer tabellariſchen Methode iſt in dieſer Hinſicht kein Heil, und kein Troſt zu erwarten. Die Arbeiten von *Schrader* und *Weitzenbeck* ſind bey der Menge neuer Entdeckungen nicht mehr brauchbar, ſelbſt ihre andern Unvollkommenheiten nicht gerechnet. Hr. *S.* übernahm alſo die lobenswerthe Mühe, die doch einmal unternommen werden muſste, um ſpätern vollkommnern Arbeiten den Weg zu bahnen, und ordnete nach *Schrebers* Beſtimmungen die Pflanzengattungen nach einer leicht faſslichen Methode. Eigner Beobachter war Hr. *S.* nicht, ſondern das Ordnen iſt ſein Verdienſt. Jeder andrer würde bey der Behandlung des Ganzen, ſeine eigne Erfahrung möchte auch noch ſo groſs geweſen ſeyn, ſich in einem ähnlichen Falle befunden haben. Die folgende Zeit und die geſammten Erfahrungen mehrerer, müſſen Arbeiten, wie dieſe, die doch Einer anfangen muſs, zur Vollkommenheit bringen. Etwas weiter, als die Schreberſche Ausgabe hätte indeſs Hr. *S.* wohl gehen, und auch noch andre ſichere Beſtimmungen von Ausnahmen, die ſich ſchon in vielen Schriftſtellern finden, mit eben der Aufmerkſamkeit an den gehörigen Oertern einſchalten ſollen, wie er es mit denen, die er bey Schreber fand, wirklich gethan hat. Schade iſt es, jedoch nur für diejenigen, die alles Exotiſche verlangen, daſs *Juſſieu* und *Loureiro* nicht genutzt ſind, letzterer vielleicht nicht genutzt werden konnte. Bey der Ausführung des Drucks glaubt Rec. ſey es beym Gebrauche etwas hinderlich, daſs der Vf. die Definitionen der Gattungen die ganze Breite des Blatts einnehmen läſst, und ſich die Abſtufungen zu ſehr zwiſchen ihnen verlieren. Er folgt ganz den Linneiſchen Claſſen, mit Ausnahme der Pflanzen, deren Geſchlechter getrennt ſind, welche er unter die übrigen bringt. Die Hauptabtheilungen jeder Linneiſchen von dem Stempel hergenommnen Claſſenordnung, beſtimmt er vorzüglich nach der Blumendecke, hierauf nach den andern Theilen. Durch Abbreviaturen iſt der Raum geſpart worden. Zur Probe der Behandlung geben wir hier den Proſpect der zweyten Claſſe; jede freye Gattung hat eine Definition, die eingeſchloſsnen Namen ſind Abänderungen, die ſich auf jene beziehen. II. Claſſe. Mit zwey Staubfäden. 1. Mit einem Staubweg. A. Mit Zwitterblüthen. 1. Mit eigentlicher a) einfacher aa) einblättriger aaa) ungetheilter Blumendecke: (*Boerhavia, Salicornia*) bbb. mit getheilter Bldecke 1. a) mit zweytheiliger: *Circaea* 2. a). mit 3theiliger

Digitized by Google

ger α) gleichförmiger: *Globba*, β) 2lippiger Bldecke: (*Rosmarinus*, *Salvia*) 5 a. mit 4theil. Bldecke und α) einblättriger αα) trichterförmiger Krone *) mit unbedeckten Saamen: *Anciſtrum*, **) mit Saamenkapſel: *Syringa* ***) mit Beere: *Phyllirea*, *Ceranthus*, *Liguſtrum* ****) mit Steinfrucht: *Olea*, *Chionanthus*. ββ) mit radförmiger Krone: *Veronica*. γγ. mit 2lipp. Krone: *Calceolaria*. β) mit 4blättr. Krone: *Linociera*. 4 a) mit 5theil. 1 b) gleichförm. Bldecke α) 1blättriger gleichförm. αα) 4ſpalt. Krone: *Veronica*, *Paederota* ββ) mit 4—5ſpaltiger Krone: *Eranthemum*, *Jasminum*. β. mit 1blättr. ungleichförm. Krone: *Gratiola*, *Ghinia*, *Verbena*, *Schwenkia*, *Lycopus*, γ) mit 1blättr. rachenförm. Krone, αα) mit bedeckten Saamen: *Wulfenia*, *Juſticia*, *Dianthera*, *Sciuris*, ββ) mit unbedeckten Saamen: *Amethyſtea*, *Ziziphora*, *Monarda*. δ) ohne Blumenkrone: *Aruna*. 2 b) mit 2lipp. Bldecke, und rachenförm. Krone, α) mit bedeckten Saamen: *Pinguicula*, β) mit unbedeckten: *Collinſonia*, *Cunila*, *Rosmarinus*, *Salvia*. 3 b) mit 8ſpalt. Bldecke: *Nyctanthes*, bb) mit 2blättr. Bldecke: *Utricularia*, cc) mit 2blättr. Bldecke: *Lithophila*, dd) mit 4blättr. Bldecke: *Thouinia*, ee) mit 7blättr. Bldecke: (*Gratiola*), b. mit doppelter Bld. *Morina*. 2. Ohne Bldecke: *Dialium* (*Valeriana*, bey welcher letztern allerdings ein Kelch vorhanden iſt.) B. mit getrennten Geſchlechtern, a B) mit männlichen und weiblichen Blüthen auf einem Stamme, α) mit Krone: *Anguria*, β) ohne ſie: *Lemna*, b B) mit ganz getrennten Geſchlechtern: 1) mit Scheide: *Cecropia*, 2) mit Kätzchen: *Salix*, c B) mit vermengten Geſchlechtern auf 2 Stämmen: *Fraxinus* II. mit 2 Staubwegen. A. Zwitterblüthen: 1) mit Blumendeckſpelzen: *Anthoxanthum*, *Crypſis*. B. mit halbgetrennten Geſchlechtern (*Betula*), 2) mit Hülle: *Mniarum*. III. mit 3 Staubwegen A) und Zwitterblüthen: *Piper*. B. mit ganz getrennten Geſchlechtern: *Vallisneria*.

PARIS, b. Barrois u. a. Buchhändlern: *Car. Lud. L'Heritier Geranjologia ſeu Erodii, Pelargonii, Geranii, Monſoniae et Grieli Hiſtoria iconibus illuſtrata.* 1787—1788. gr. Fol. Ohne Text 44 Kupfertafeln.

Da L'Heritier in einem beſondern Band den Text zu dieſem (eigentlich 1792 ausgegebenen) Werk noch ſchuldig iſt, und wir uns nicht für berechtigt halten, in der Synonymie ſeiner Unterſchriften ihm vorzugreifen, ſo erwähnen wir vorläufig nur dieſer und der kunſtvollen Tafeln, die an Weichheit in der Behandlung, an Mannichfaltigkeit und Stellung, an genauer Zergliederung, Cavanilles Abbildungen weit übertreffen, und alles in ſich vereinigen, um das Auge des Kunſt- und Pflanzenkenners auf das vollkommenſte zu befriedigen. 1) *Erodium macrademum*. 2) *Erod. ſupracanum*. 3) *Erod. alpinum*. 4) *Erod. hymenodes*. 5) *Erod. incarnatum* (eine neuere Abbildung liefert Curtis Bot. Mag. 261.) 6) *Erod. chamaedryoides*. 7) *Pelargonium ciliatum*. 8) *Pelarg. pinnatum*. 9) *Pelarg. tabulare*. 10) *Pelarg. althaeoides*. 11) *Pelarg. ſenecioides*. 12) *Pelarg. tenuifolium*. 13) *Pelarg. ceratophyllum*. 14) *Pelarg. quercifolium*. 15) *Pelarg. quercifol. pinnatifidum*. 16) *Pelarg. Radula*. 17) *Pelarg. graveolens*. 18) *Pelarg. heterogamum*. 19) *Pelarg. vitifolium 5 ſidum*. 20) *Pelarg. glutinoſum*. 21) *Pelarg. acerifolium*. 22) *Pelarg. cordatum*. 23) *Pelarg. tetragonum*. 24) *Pelarg. lateripes*. 25) *Pelarg. cortuſaefolium*. 26) *Pelarg. craſſicaule*. 27) *Pelarg. cotyledonis*. 28) *Pelarg. ovale*. 29) *Pelarg. glaucum*. 30) *Pelarg. tricuſpidatum*, 31) *Pelarg. ſcabrum*. 32) *Pelarg. criſpum*. 33) *Pelarg criſpum latifol*. 34) *Pelarg. adulterinum*. 35) *Pelarg. exſtipulatum*. 36) *Pelarg. anemonaefolium*. 37) *Geran. varium*. 38) *Geran. caneſcens*. 39) *Geran. lividum*. 40) *Geran. aconitifolium*. 41) *Monſonia emarginata*. 42) *Monſonia Spinoſa*. 43) *Pelarg. dipetalum*. 44) *Pelarg. atrum*.

HAMBURG, b. d. Gebr. Herold: *Nicolaus Georg Gevens*, Portrait-Mahlers zu Hamburg, *Beluſtigung im Reiche der Natur. Erſter Band*, aus den Papieren des Verſtorbenen vollendet durch *Johannes Dominicus Schultze*, Dr. des Zuchthauſes der Garniſon und Armenordnung verordneter (n) Arzt. Mit 18 ausgemahlten Kupfertafeln. 1790. 121 S. 4. mit geſpaltenen Columnen, deren die eine den deutſchen, die andre den franzöſiſchen Text enthält. (7 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *S.* ſagt in der Vorrede: „der ſel. Geve — gab im „Jenner 1755 zuerſt den Plan ſeines ſyſtematiſchen „Werks heraus, nach welchem es 4 Bände ausmachen „würde, wovon der erſte die einſchaligen, der 2te die „zwey- und vielſchaligen Conchylien enthalten ſollte. „Den 3ten Band beſtimmte er den Krebſen und Sternfiſchen, und den 4ten für Corallen und Seegewächſe. „Monatlich wollte er ein ausgemahltes Kupfer nebſt nöthiger Beſchreibung zu 1 Rthlr. 8 Schilling unſers Geldes liefern. Die abwechſelnden Schickſale des Vf. „und der wenige Abgang des Werks brachte das Ganze „in Stocken, und es ſind nur 33 Kupfertafeln und der „Text bis zum P Bogen erſchienen. — Der jetzige Verleger kaufte den Erben des Sel. alles noch Vorräthige „ab, bat mich, das Andenken unſers Landsmanns zu „erneuern — und das Fehlende zu ergänzen nach folgendem Plane. Wir wollen nemlich das ganze Werk „in 2 Bände theilen, wovon der erſtere XVIII Tabellen, der 2te die folgenden enthalten ſoll. Wie „viel noch Manuſcript des ſel. Vf. vorräthig ſey, wiſſen wir nicht, da die Handſchriften noch verſiegelt „ſind. — Wo Nachrichten und Beſchreibungen fehlen, „will ich ſie, nach Originalien, erſetzen, alsdann durch „eine Tabelle die abgehandelten Gegenſtände neben einanderſtellen, und endlich durch ein Linnéiſches Namensverzeichniſs die Brauchbarkeit allgemeiner machen.“ — Das, was Hr. *S.* hiebey thun will, iſt alſo noch zu erwarten, da dieſer Band nur die erſten 18 von Hn. G. bereits herausgegebenen Tafeln nebſt dem von dieſem gelieferten Text enthält, dem nur die Vorrede und der neue Titel vorgeſetzt ſind. Sollten die Kupfer nicht noch von dem ſel. Geve ſelbſt ausgemahlt ſeyn, ſo machen ſie, wenigſtens bey dem Exemplar, welches Rec. vor ſich hat, ihrem Ausmahler

Digitized by Google

Ehre. — Ueber das Werk ſelbſt zu urtheilen kommt uns nicht zu, da es ſchon vor dem Anfang der A. L. Z. herausgegeben iſt.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Plutarchs moraliſche Abhandlungen*, aus dem Griechiſchen überſetzt von *Johann Friedrich Samuel Kaltwaſſer*, Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha. Fünfter Band. (Auch unter dem Titel: Sammlung der neueſten Ueberſetzungen der griechiſchen proſaiſchen Schriftſteller, dritten Theils, fünfter Band.) 1793. 600 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein gutes Vorurtheil für dieſe Arbeit erweckt ſchon der Umſtand, daſs Hr. *K.* erſt nach einem Zeitraum von vier Jahren uns eine Fortſetzung ſeines Plutarchs giht. Auch dieſer Theil iſt ein neuer Beweis der Sorgſamkeit, den deutſchen Leſer gerade das denken zu laſſen, was der Grieche in ſeiner Sprache dachte. Auſſer einigen andern Abhandlungen, von denen wir nur die über den Verzug der göttlichen Strafen (wobey die Wyttenbachiſche Ausgabe benutzt iſt) und über den Genius des Sokrates bemerken wollen, enthält dieſer Band ſechs Bücher Tiſchreden, die wir zwar am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unſern Elegants als Vademecum nicht empfehlen können, die aber dem Liebhaber der alten Literatur deſto ſchätzbarer ſeyn werden, da Hr. K. durch erläuternde, zuweilen auch kritiſche Noten das Leſen derſelben genieſsbarer gemacht hat.

Koburg, b. Ahl: *Iſocratis orationes quatuor, ad Demonicum — Evagoras laudatio — ad Nicoclem — Trapezitica.* — In uſum juvenum graecae linguae ſtudioſorum ſeparatim editae. 1790. 124 S. 8. (10 gr.)

Der Abdruck iſt nach Auger's Pariſer Ausgabe vom J. 1782 veranſtaltet.

Wirzburg, b. Rienner: *Chreſtomathia Juſtiniana.* In uſum ſtudioſae juventutis. 1790. 320 S. 8. (9 gr.)

So weit wir dieſe Chreſtomathie mit dem Juſtin ſelbſt verglichen haben, finden wir, daſs ſich die Abkürzungen meiſt auf ſolche Stellen einſchränken, welche aus pädagogiſchen Gründen nicht mit der Jugend geleſen werden können. Da Juſtins Univerſalgeſchichte ein ſehr nützliches Leſebuch für Schulen, aber dennoch keinesweges durchaus für das Knabenalter berechnet iſt, ſo iſt eine für dieſen Zweck eingerichtete Chreſtomathie des Juſtin ein ſehr dankenswerthes Schulbuch.

Wien, b. Degen: *M. Tullii Ciceronis de oratore libri III. Brutus ſ. de claris oratoribus. Orator. M. Fab. Quintiliani de inſtitutione oratoria liber X. Q. Horatii Flacci Epiſtola ad Piſones.* In uſum juventutis academicae. 1793. 449 S. gr. 8 (1 Rthlr.)

Der Titel erklärt zur Genüge, in welcher Abſicht dieſe Schriften zuſammengeſtellt worden; und wir zweifeln nicht, daſs man die Gelegenheit benutzen werde, Vorleſungen darüber zu halten. Angenehm würde es vielen geweſen ſeyn, auch die *epiſtolam ad Auguſtum* von Horaz, die ſchon Hurd mit der an die Piſones verband, auch hier abgedruckt zu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Paris: Inſtruction ſur les moyens propres à prevenir l'invaſion de la morve; à en préſerver les chevaux, et a des infecter les écuries ou cette maladie a regné* etc. L'An deux (1794) 30 S. 8. — Der Rotz hat beſonders im verwichnen Jahre, bey der franzöſiſchen Armee und dem Proviantweſen groſsen Schaden angerichtet. Gegenwärtige Anleitung, der Ausbreitung dieſer gefährlichen Krankheit in dem Innern des Reichs vorzubeugen, ward auf Befehl des *Comité de ſalut Public,* von Hn. *Huzard*, einem der geſchickteſten franzöſiſchen Thierärzte, verfaſst. Da man ein bloſses Handbuch verlangte, wonach die bey den Poſten, der Remonte, und dem Fuhrweſen überhaupt, angeſtellten Perſonen ſich richten ſollten, ſo muſste der Vf. ſeine Vorſchrift mit der erfoderlichen Kürze und Deutlichkeit abfaſſen. — Ohne etwas weſentliches auszulaſſen, hat daher Hr. *H.* alles, was über den Rotz, und die Mittel, deſſen Verbreitung vorzubeugen, bisher in Anwendung gebracht worden, mit vieler Deutlichkeit zuſammengefaſst. Als ein ſehr wirkſames Mittel, die Ställe, worin rotzige Pferde geſtanden, von dem anſteckenden Miasma zu reinigen, empfiehlt Hr. *H.* das von Hn. *Morveau* ehemals vorgeſchlagene Gaz, welches man erhält, wenn man gutes Vitriolöl, auf trocknes und erwärmtes Küchenſalz gieſst. Dieſes ſehr wirkſame Mittel erfodert aber groſse Vorſicht, weil die ſich entwickelnden Dämpfe, für die Bruſt äuſserſt nachtheilig ſind, daher ſelbiges nicht wohl anders als von einem kunſtverſtändigen Mann in Anwendung gebracht werden darf.

Oekonomie. Unter dem Druckort *London* (eigentlich *Dax*): *Memoire badin, ſur un ſujet ſerieux*, dedié aux campagnards et aux curés du Departement des Landes, par un Citoyen. 1791. 2 Bog. 4. — Der Vf., der auf dem Titel ſich nicht genannt hat, übrigens aber zu Vicoj bey Bayonne als Thierarzt lebt, und *Bot-Bedat* heiſst, gibt in dieſen beiden Bogen ſeine Gedanken über die Verfaſſung der franzöſiſchen Geſtüte: er ſcheint vornemlich ſeine nächſten Nachbarn zum Augenmerk gehabt zu haben: denn was er überhaupt von der Verfeinerung der franzöſiſchen Pferderaſſen ſagt, iſt längſt bekannt und ſchon weit beſſer geſagt worden. Warum er den poſſierlichen Titel gewählt, und überhaupt den Luſtigmacher ſpielt, da er doch hierzu gar keinen Beruf zu haben ſcheint, wiſſen wir nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in d. Helwing'ſchen Hofbuchh.: *Ideen zur Diagnoſtik.* Beobachtenden Aerzten mitgetheilt von *Johann Ernſt Wichmann.* 1794. Erſter Band. XVI und 196 S. 8.

Unſtreitig gehört dies Werk, deſſen Anfang wir jetzt, nach einem wiederholten und ſorgfältigen Studium, dem Publicum anzuzeigen haben, zu denen Büchern, welche, nach der idealiſchen Einrichtung der deutſchen Gelehrtenrepublik, hinter den goldenen Vorhang geſtellt werden, weil ihr Inhalt und ihre Ausführung in mehrerer Rückſicht neu ſind, und wahren Gewinn verſprechen. Es war bis jetzt ein groſser Mangel unſerer pathologiſchen Handbücher und unſerer Noſologieen, daſs bey jeder Krankheit zwar angegeben wurde, in wie viele Arten ſie ſich theilen laſſe, und von welchen offenbaren Urſachen ſie herrühren könne; aber daſs niemals, oder doch nur ſehr oberflächlich, die Kennzeichen angegeben wurden, wie ſich eine Art von der andern unterſcheiden laſſe. Zugleich überlieſs ſich der Noſologe gewöhnlich mehr ſeinem *Formtrieb*, und ſetzte deswegen manche Gattung und manche Krankheitsart hin, die ſeinem Syſtem zu Gefallen ausgedacht war, und bloſs dazu diente, eine Lücke auszufüllen, aber keinesweges durch Erfahrung beſtätigt wurde. Wem fällt hiebey nicht *Sauvages, Daniel's* und *Ploucquet's* Syſtem, wem nicht *Wedekind's* Pancreatitis, die nie exiſtirte, ein? Das Unweſen, welches durch die Syſtematiker eingeführt worden, wird auch nicht eher wieder abnehmen, als bis die Schriftſteller, nach *Wichmanns* Muſter, beſtändig von der lebendigen Ueberzeugung ausgehen, daſs in keinem Fach der menſchlichen Kenntniſſe das *Indulgere genio* ſo nachtheilig iſt, als in der Medicin, und daſs der Arzt am wenigſten ſich von der Erfahrung entfernen darf. Daher iſt auch des Vf. Entſchluſs lobenswerth, die Diagnoſtik nur derer Krankheiten zu entwickeln, welche er ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte, womit zugleich Berichte pathologiſcher Leichenöffnungen und praktiſche Reflexionen verbunden werden ſollen. Der ſchon bekannte Beobachtungsgeiſt, die Wahrheitsliebe und der Scharfſinn des Vf. bürgen uns dafür, daſs wir durch ihn nicht hypothetiſche, ſondern allein aus Erfahrung abgezogene Gattungen kennen lernen. Vortreflich erklärt ſich der Vf. über die Spitzfindigkeit in der Diagnoſtik, die, zumal in ältern Zeiten, ſo ſehr Gebrauch war. Wir glauben, daſs er ſich auch vor dieſem Fehler hüten werde.

Die Krankheiten ſelbſt, die in dieſem erſten Bande abgehandelt ſind, hat der Vf. nach keinem beſondern Syſtem geordnet, welches auch nicht nöthig war, da er bloſs das Reſultat ſeiner eigenen Erfahrungen aufſtellen wollte. I. Von der *Milchborke*, und ihrem Unterſchiede von einem hartnäckigern Uebel, mit welchem es von verſchiedenen Aerzten, ſelbſt von *Strack*, verwechſelt worden iſt. Die ächte Milchborke zeigt ſich anfangs in kleinen, iſolirten Geſchwürchen, die einen blaſsrothen Rand haben, und bald eine dicke Kruſte bilden, welche letztere von der Farbe einer über Feuer eingetrockneten Milch iſt. Der Ausſchlag juckt nicht, und die Borke fällt bald ab, um einer neuen Platz zu machen. Die Geſchwürchen breiten ſich bald über die ganze Wange aus, und die Augen werden dabey entzündet, ſo daſs die Kranken immer die Augen geſchloſſen haben, und auf dem Geſichte liegen. Dieſe Krankheit kommt auch bey Erwachſenen, und keinesweges bloſs bey ſaugenden Kindern, vor. Die Hautkrankheit, womit die Milchborke leicht verwechſelt wird, nennt der Vf. *Cruſta ſerpiginoſa*, und findet ſie gröſstentheils bey ſaugenden Kindern, beſonders bey ſolchen, die Ammenmilch trinken, und deren Aeltern oder Amme kachektiſch ſind. Dieſer Ausſchlag nimmt mehrentheils an der Wange, in der Nähe der Ohrendrüſe, eine gröſsere Fläche ein, und hat nur eine kleine Borke. Er bildet keine eigentlichen Geſchwürchen, ſondern mehr frieſelähnliche Puſteln, welche ein ſehr heftiges Jucken erregen, und beſtändig näſſen, auch ſich weit ausbreiten, beſonders über den behaarten Theil des Kopfes, aber die Augen ſelbſt nicht ſehr angreifen. In dieſer letztern Hautkrankheit bewirken Queckſilber- und Spieſsglasmittel, obgleich ſehr langſam, die Cur; bey der Milchborke aber thun Kalkwaſſer, Talkerde und andere abſorbirende Mittel, gute Dienſte. Daraus ſchlieſst der Vf., daſs die Meynung der Sylvianer, welche alle Kinderkrankheiten von der Säure herleiteten, nicht ſo ganz verächtlich ſey. Rec. iſt überzeugt, daſs der einſichtsvolle Vf. dies nicht ernſtlich meynt, auch gewiſs den Nutzen, welchen einige abſorbirende Erden gegen die Zufälle der Kinderkrankheiten beweiſen, nicht auf die Erklärung der nächſten Urſache dieſer ſo ſehr verſchiedenartigen Uebel anwenden wird. II. Von dem eigentlichen *Gürtel (Zona, Ignis ſacer)*, welcher mit der Blatterroſe *(Eryſipelas veſiculoſum)* ſehr viele Aehnlichkeit hat. Die Roſe aber breitet ſich weit mehr aus, iſt mit Röthe und Geſchwulſt verbunden, und nicht auf einzelne Stellen des Körpers eingeſchränkt; dagegen der Gürtel ſich bloſs an einer Hälfte des Rumpfs als ein Band zeigt, welches von der

Digitized by Google

weiſsen Linie bis zum Rückgrath, in der Breite einer flachen Hand fortgeht. Hier entſtehen kleine Abſceſſe, die ſich nicht ſehr über der Haut erheben, auch niemals eigentlich blaſenförmig werden, wie bey der Roſe, aber heftig ſchmerzen. Der Vf. findet den wahren Gürtel im *Borſieri* vortreflich beſchrieben, und vermuthet, daſs derſelbe in Italien häufiger ſey, als bey uns, und daſs er vielleicht ein eigenes Miasma vorausſetze, wie die Pocken. Hr. *W.* beſchreibt eine ähnliche Ausſchlagskrankheit, welche die Folge des *Rhus toxicodendron* war. Von dem *Pemphigus* unterſcheidet der Vf. dieſen Ausſchlag auf folgende Art: die Blaſen im *Pemphigus* ſind gewöhnlich viel breiter und gröſser, ſtatt daſs die Abſceſſe im Gürtel rundlich wie die Pocken ſind. Die Feuchtigkeit in den Blaſen des P. iſt klar und wäſſericht, auch nicht ſo freſſend als im Gürtel; bey jenem ſind die Blaſen mit keinem rothen Rande umgeben, wie bey der Blatterroſe. Der P. iſt auch mehrentheils eine chroniſche Krankheit, dagegen Blatterroſe und Gürtel mit Fieber verbunden ſind. Von dem P. iſt die *febris bulloſa* noch ſo unterſchieden, wie das Peteſchenfieber von dem *morbus maculoſo-haemorrhagicus* des *Werlhof.* Die Reſultate ſeiner Beobachtungen darüber hat Hr. *W.* ſchon in einer eigenen Schrift bekannt gemacht. III. Die *Peteſchen* ſind von der *Werlhof'ſchen* Fleckenkrankheit darin unterſchieden, daſs jene mit Fieber verbunden ſind, dieſe aber nicht, daſs jene ſich mit andern Zufällen, beſonders mit groſser Mattigkeit, verbinden, welches hiebey nicht der Fall iſt. Die Werlhof'ſche Krankheit iſt auch nie gefährlich, und es geht kein Blut anders, als aus dem Gaumen ab. Sehr gut unterſcheidet auch der Vf. dieſe Flecken von dem Scorbut, und ſehr gegründet iſt ſein Tadel derer Aerzte, welche den Scorbut im feſten Lande ſuchen. Die Peteſchen ſind nie kritiſch. IV. *Kropf. Scrofeln. Bronchocele. Orillons. Hagedrüſe.* Die drey erſten Uebel ſind vormals gar ſehr häufig verwechſelt worden; vorzüglich hat man den Kropf mit Unrecht für einen ſcrofulöſen Zufall gehalten, welches beſonders bey engliſchen Aerzten der Fall iſt. Wenn die Schilddrüſe geſchwollen iſt, ſo iſt dies ein etwas ſeltenes und örtliches Uebel, welches ohne alle Kachexie ſtatt findet; die Scrofeln ſind gröſstentheils erblich, die Geſchwulſt der Schilddrüſe aber niemals, auch geht die letztere nie in Vereiterung über, welches wohl bey den Scrofeln der Fall iſt; doch kann bey Scrofeln die Schilddrüſe zugleich leiden, und alsdann eine ſymptomatiſche Geſchwulſt hervorbringen, die man, aus andern Merkmalen der Kachexie, als ſcrofulös erkennt. Die Bronchocele aber, oder der eigentliche Kropf, iſt in gewiſſen Gegenden endemiſch, findet ſich nur bey erwachſenen Perſonen, wird durch Verwickelung mit andern Krankheiten weder ſchlimmer noch beſſer, iſt im Anfang faſt emphyſematiſch, wird in der Folge aber härter, und faſt knorplig. Der Kropf entſteht auch immer plötzlich, da andere Geſchwülſte der Schilddrüſe nur allmählich erfolgen. Hierauf zeigt der Vf., daſs der eigentliche Kropf von dem Tragen ſchwerer Laſten auf dem Kopfe und vom Klettern auf ſteile Gebirge herrühre, welches auch die Leichenöffnungen beſtätigen, die da zeigen, daſs die Gefäſse der Schilddrüſe widernatürlich ausgedehnt waren. Auch können die letztern wohl bisweilen zerriſſen ſeyn, wodurch die Säfte in das Zellgewebe austreten. V. *Veitstanz* und *Kriebelkrankheit.* Der Begriff, den die engliſchen Aerzte mit dem Veitstanz verbinden, iſt von der Idee der deutſchen Aerzte verſchieden. Jene geben jeder partiellen kloniſchen Convulſion dieſe Benennung. Der Vf. zeigt aber, daſs es eine allgemeine convulſiviſche Krankheit gebe, welche dergleichen wunderbare Zuckungen erzeugt, und mit vielen andern Nervenzufällen verbunden iſt. Dieſe nennt er eigentlich *Veitstanz*, und verbindet damit allezeit einen träumenden Zuſtand der Seele, eine Art von Somnambulismus. Bey der Kriebelkrankheit iſt der letztere nicht zugegen; auch greift die Kriebelkrankheit epidemiſch um ſich, da der Veitstanz ſporadiſch erſcheint. Der wahre Veitstanz kommt ſelten anders, als in den Jahren der Mannbarkeit, vor; er iſt nie tödtlich, es findet ſich das Kriebeln und Ameiſenkriechen nicht dabey, welches die Kriebelkrankheit bezeichnet. Der Veitstanz iſt auch periodiſch, welches bey der Kriebelkrankheit nicht der Fall iſt. Bey dieſer Gelegenheit erzählt der Vf. eine merkwürdige Beobachtung von der ſonderbaren Wirkung der Berührung des Eiſens auf eine Nervenkranke. VI. *Ueber das chroniſche Erbrechen.* Eine vorzüglich brauchbare Abhandlung. Die erſte Gattung dieſes Erbrechens entſteht von bloſsen Diätfehlern, beſonders vom Branntweintrinken. Die Kranken bekommen, bey dem beſten Appetit, nüchtern ein heftiges Würgen, womit ſie eine Menge weiſsen und zähen Schleim herausbringen. Wird die Diät nicht verändert, ſo entſteht des Morgens Zittern, mit Schwäche verbunden, und der Kranke kann jetzt nicht mehr ohne geiſtige Getränke den Morgen hinbringen. Der Appetit geht völlig verloren, und das Uebel geht in wirkliche Verhärtung des Magens über. Die Zeit des Erbrechens verändert ſich; es erfolgt nun ſchon bald nach dem Eſſen, und es wird ein dicker breyartiger Schleim ausgeleert. Der Kranke klagt über ſtumpfen und drückenden Schmerz in der Herzgrube, und über Säure im Magen; endlich kommt die Auszehrung hinzu. Es bringt zwar nicht jede Verhärtung des Magens dieſes chroniſche Erbrechen hervor; wo dieſes aber ſtatt findet, da iſt jene gewöhnlich auch zugegen. — — Bisweilen entſteht das chroniſche Erbrechen auch von Verengerung des Grimmdarms; dann wird aber von den genoſſenen Speiſen nichts, ſondern blos weiſser, nicht ſäuerlicher Schleim ausgeleert. Auch hat der Kranke nicht eher Schmerz und Erbrechen, als etwa 12 Stunden nach dem Eſſen. Die Empfindung ſchränkt ſich auch mehr auf den Nabel ein, und Verſtopfungen ſind bey dieſer Gattung weit gewöhnlicher, als bey der erſtern. Die Kranken leiden an Melancholie und Angſt. Dieſer Zufall entſteht ſehr häufig von der Bleyvergiftung. Da er eine periodiſche Natur annimmt; ſo könnte man ihn mit den Zufällen der Gallenſteine verwechſeln, wenn dieſe ſich nicht durch andere weſentliche Merkmale

durch

Digitized by Google

durch den örtlichen Schmerz, durch die weiſse Farbe der Excremente und durch die Gelbſucht, zu erkennen gäben. Endlich iſt bloſse Erſchlaffung und Schwäche des Magens und der Gedärme der Grund des chroniſchen Erbrechens. Dies iſt aber im Verhältniſs weit ſeltener der Fall. Der Vf. ſagt, unter 99 Fällen iſt das chroniſche Erbrechen gewiſs in 98 nicht die Folge dieſer Erſchlaffung und Schwäche. Iſt aber dieſe wirklich der Grund, ſo zeigt ſich das Uebel erſt im höhern Alter. Die Kranken ſehen bleich aus, klagen zugleich über Mattigkeit, ſind im Anfang bisweilen gefräſsig, verlieren aber nachher den Appetit, brechen eine geſchmack- und geruchloſe, oft etwas ſäuerliche Feuchtigkeit, mit einem ſchwärzlichen Bodenſatz, aus. Die Zunge iſt nicht unrein, und die Kranken klagen über keine Schmerzen, oder andere Beſchwerden. Zur Erläuterung fügt der Vf. eine Leichenöffnung hinzu, wo der Magen ungemein ausgedehnt war, und faſt 10 Quartiere von der ausgebrochenen Flüſſigkeit enthielt. Sowohl die Kardia als der Pylorus waren natürlich, auch alle übrigen Eingeweide geſund. Aehnliche Fälle von übermäſsiger Ausdehnung des Magens machen den Schluſs dieſes erſten Bandes.

PHILOLOGIE.

Stendal, b. Franz u. Groſſe: *Oden des Horatius Flaccus.* Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Chriſtian Friedrich Carl Herzlich*, königl. Inſpector und Oberprediger zu Züllichau. *Dritter und letzter Theil.* 1791. 290 S. 8.

Dieſer Band enthält die zweyte Hälfte des dritten Buches und das vierte der Oden. Die Ueberſetzung der Epoden lag nicht in dem Plane des nunmehr verſtorbenen Vf., dem es wohl weder an Bekanntſchaft mit ſeinem Original, und den beſten Auslegern deſſelben, noch auch an einem gewiſſen lyriſchen Geiſte, aber wohl an einem geläuterten Geſchmacke und an hinlänglichem Gefühle für die Analogie des Ausdrucks und den Wohlklang der Sprache fehlte. Um in dem Ausdrucke der Gedanken ſeines Dichters weniger gebunden zu ſeyn, wählte er einen ſonderbaren Mittelweg zwiſchen Proſa und Poeſie, und gab ſeiner Ueberſetzung zwar die äuſsere Geſtalt, aber nicht die innere Beſchaffenheit der Horaziſchen Sylbenmaaſse. Dieſes würde man ſich nun noch ganz wohl gefallen laſſen, wenn nur nicht die Abweſenheit eines regelmäſsigen Sylbenmaſses durch die Anweſenheit eines rauhen und ſelbſt in der Proſa fehlerhaften Rhythmus ſo merklich gemacht würde. Ein ſehr weſentlicher Fehler dieſer Art iſt es, daſs mit den freyen Zeilen hin und wieder regelmäſsige Verſe gepaart ſind; wie z. B. III. 13.:

O Blanduſiens Quell, glänzender als Cryſtall,
Würdig des ſüſseſten Weines, der Blumenkränze werth
Dir weih' ich morgen ein Böcklein
dem ſchon die Stirn von jungen Hörnern ſchwillt.

wo die Harmonie des Rhythmus ſchon gewonnen haben würde, wenn es hieſse — *werth des ſüſseſten Weins*; welches vielleicht nur darum vermieden worden iſt, weil der Ueberſ. nicht zu ſehr an *Ramler* erinnern wollte, von dem er den erſten Vers entlehnt hat. Sehr oft miſslingt ihm der Schluſsfall der Perioden, welches bey dem Ende eines Gedichtes vorzüglich beleidigt, wo das Ohr eine beruhigende Fülle erwartet. IV. 14.:

Die Sygambrer, voll Mordluſt, beten dich an
mit niedergelegten Waffen.

und IV. 7.

Nicht Theſeus vermogte (*vermochte*) ſeines geliebten Pirithous
Letäiſche (*Lethäiſche*) Bande zu zerbrechen.

wo es vielleicht nur der Weglaſſung einer einzigen Sylbe bedarf, um dem Verſe aufzuhelfen: Lethäiſche Bande zu *brechen*. — Im Ganzen iſt die Ueberſetzung treu, und ſelbſt in dem Ausdrucke einzelner Wörter genau. Doch ſagt der Ueberſ. bisweilen, vielleicht nur aus Mangel an Aufmerkſamkeit, etwas anders als das Original; z. B. IV. 10.: *O du durch Venus Geſchenk ſo mächtig, und doch ſo grauſam noch. O crudelis adhuc et Veneris muneribus potens*, wo beides als Urſache und Wirkung zuſammenſteht; wie aus dem Schluſſe des Gedichts unwiderſprechlich erhellt. Der folgende Vers heiſst hier ſo: *wenn, eh' du Eitler es fürchteſt, ein Bart dir entkeimt.* Ohne Rückſicht auf das mildernde *pluma*, *der Pflaum ums Kinn*, und den Sprachgebrauch ſelbſt, welcher *der Bart* zu ſagen geboten hätte. *Wenn die Locken ſich mindern, die jetzt deine Schultern umflattern* (ein Hexameter unter regelloſen Verſen). Hier geht das Bild in *deciderint* ohne einigen Erſatz verloren. Die folgenden Zeilen:

Und die Farbe, die jetzt den Purpur der blühenden Roſe beſchämt,
Weicht, und das Antlitz des Ligurinus entſtellt.

drücken etwas unmögliches aus; denn die Farbe, *welche weicht*, kann weder entſtellen noch verſchönern. Beym Horaz ſteht *mutatus color*, einem gewöhnlichen Dichtergebrauch zufolge, für *coloris mutatio*. — Im III. B. XV. läſst der Ueberſ. ſeinen Dichter ſagen: In den Reihen der Mädchen zu tanzen *Und Nebel unter die Sterne zu miſchen*, wodurch er ihm ein falſches Bild leiht, worauf die Worte *ſtellis nebulam ſpargere (obducere) candidis* nicht führen. — Höchſt geſchmacklos iſt III. XXVII. das, was der Europa in den Mund gelegt iſt:

Ehe noch ſcheuſsliche Dürre dieſe blühenden Wangen
Bedeckt, eh' noch das Blut in der zarten
Blüte vertrocknet, in meinen Reizen
Wünſch' ich der Tiger Speiſe zu ſeyn.

So wie folgendes ein Beyſpiel des proſaiſchen Tones ſeyn mag, zu welchem dieſe Ueberſetzung bisweilen herabſinkt. IV. 9. S. 64.:

Digitized by Google

> Nicht Conſul für ein Jahr, ſondern ſo oft du,
> ein biedrer redlicher Richter
> *Deinen Vortheil der Pflicht aufopferſt.*

Dagegen erlaubt er ſich anderwärts unerträgliche Härten, um, wie es ſcheint, den Ausdruck zu heben. III. XXIV. *und füll' Apuliens und das Tyrrhenſche Meer.* IV. 8. *kündigen des Ruhm, welcher von Africas Eroberung den Namen davon trug.* III. 10.:

> Dich zeugte ja nicht dein tyrrheniſcher Vater
> zur Penelope unerbitlich den Freyern.

Die Anmerkungen ſind, wie in den vorhergehenden Bänden, gröſstentheils der Erklärung hiſtoriſcher, mythologiſcher und antiquariſcher Umſtände, hin und wieder auch der Rechtfertigung der Ueberſetzung gewidmet. Lächerlich iſt, was zu III. 10 *tinctus viola pallor amantium* geſagt wird: *Die unerhörten Liebhaber wurden durch das qualende Abharmen blaſsgelb.* So wie die Anmerkung zu III. 15.: *maturo funeri. Wie mag die arme Chloris erſchrocken ſeyn, als ſie hier den Tod nennen hörte!* herzlich platt iſt.

Regensburg, b. Montags Erben: *Jo. Chriſtophori Macheri Opuſcula varii lectiſſimique argumenti a profeſſore eloquentiae in ill. Rutheneo ſparſim edita ob infrequentiam praeſtantiamque collecta recudi* curavit cum vita ejusdem M. *F. A. Topfer.* 1790. 207 S. 8.

Der Vf. der hier geſammelten Programmen und Reden ſtarb 1754 als Profeſſor der Beredſamkeit an dem Gymnaſio zu Gera in einem Alter von 33 Jahren. Er war ein thätiger und einſichtsvoller Schulmann, und ſeine Gelegenheitsſchriften zeichnen ſich vor vielen ihrer Art aus. Der Ausdruck in ihnen iſt rein und flieſsend, und er hat vielleicht keinen Fehler, als daſs die Nachahmung der alten Schriftſteller bisweilen allzu wörtlich ausgefallen und folglich zu ſichtbar iſt. Die Materie iſt gemeiniglich den Gelegenheiten gemäſs gewählt, bey welcher dieſe Schriften geſchrieben worden ſind. Nur drey derſelben haben einen gelehrten Inhalt. Nemlich die III.: *De conventu graecorum Pylaico.* VI. und VII. *Natalis Invicti vetuſto quodam in calendario romano obvius illuſtratur.* und XI. *De ara miſericordiae.* In den übrigen werden populäre Materien abgehandelt. Nirgends iſt ſehr tief geſchöpft, und bisweilen ſcheint es, als habe ſich unſer Vf. um des Ausdrucks willen auf der Oberfläche der Materie gehalten. Uebrigens hat ſich derſelbe wohl ſchwerlich einfallen laſſen, daſs dieſe, gröſstentheils nur in Rückſicht auf den Zweck des Tages ſchätzbare Arbeiten, vierzig Jahre nach ſeinem Tode geſammelt werden würden. Der Herausgeber hat den lateiniſchen Ausdruck in einigen Kleinigkeiten, die er in der Vorrede angibt, verbeſſert.

Wittenberg u. Zerbst, b. Zimmermann: *Griechiſches Leſebuch* für Anfänger, von *Chriſt. Fried. Matthäi*, Prof. d. griech. Sprache. 1791. 96 S. 8.

Ein kleines Leſebuch, welches der Vf. für ſeine eignen Kinder aufgeſetzt hatte, jetzt aber durch den Druck gemeinnütziger machen will. Die Einrichtung iſt dieſe. Mit der gehörigen Gradation vom Leichten zum Schweren ſind in 24 Abtheilungen moraliſche Gedanken, Sittenſprüche, Sätze aus der Lebensweisheit und Bon mots geſammelt; unter jedem derſelben ſteht eine lateiniſche Ueberſetzung, und am Ende der Abſchnitte folgen einige grammatiſche Anmerkungen, welche aber gegen das Ende immer ſparſamer werden. Von S. 38. bis zu Ende findet man ein griechiſch-deutſches Wortregiſter nach der Reihe der Abtheilungen. Die Wahl des Inhalts und die Einrichtung ſcheint uns nicht ſo zweckmäſsig, als in dem Gedickeſchen Leſebuch. Der Vf. wollte zwar den *Kindern* mit der Uebung in dem Griechiſchen zugleich Veranlaſſung zum Denken geben; der Lehrer ſoll ſie ohne Weitſchweifigkeit und Zeitverluſt auf den Inhalt dieſer Sittenſprüche aufmerkſam machen, ſo daſs ſie entweder ſelbſt, oder mit Hülfe des Lehrers, ihn finden. Allein wenn nicht etwa groſse Kinder gemeynt ſind, ſo wird eins von beiden erfolgen, entweder der Lehrer muſs die Erklärung der Sittenſprüche zum Hauptzweck machen, oder ſie werden Worte ohne Sinn lernen. Hier ſind die erſten Sätze zur Probe: *μισθος αρέτης επαινος.] χρηστος ανηρ κοινον αγαθον. Φιλος πιστος κτημα καλλιστον. κρειττων σοφος ισχυρα.* — Die lateiniſche Verſion hätte ganz und gar wegbleiben ſollen. Der in der Vorrede S. 5. angeführte Grund iſt unſtatthaft. Denn nach demſelben hätte auch für die Knaben, welche kein Latein zuerſt lernen, eine deutſche Ueberſetzung beygefügt werden müſſen. — Das Regiſter iſt für junge Anfänger nützlich eingerichtet, hätte aber noch nützlicher für ſie gemacht werden können, wenn es nicht nach den Abtheilungen eingerichtet wäre, damit ſie ſich mit dem griechiſchen Alphabet bekannt machen, und in dem Nachſchlagen üben können. — Am Ende ſtehen noch zur Ausfüllung des Bogens zwey Todtengeſpräche des Lucians. Druckfehler haben wir nicht gefunden, als S. 36. u. 37., wo von einer Geſandtſchaft des *Demokritus* an den macedoniſchen König Philipp die Rede iſt, welcher Fehler in der Ueberſetzung mit der Anmerkung wiederholt wird. — Was der Vf. am Ende der Vorrede ſagt: vielleicht verbeſſere ich künftig, was anjetzt noch unvollkommen iſt, das hätte bey einer Kinderſchrift, deren Herausgabe nicht dringend war, lieber gleich geſchehen ſollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. April 1795.

PHILOSOPHIE.

NÜRNBERG, in der Felseckerſchen Buchh.: *Allgemeines Repertorium für empiriſche Pſychologie und verwandte Wiſſenſchaften.* Mit Unterſtützung mehrerer Gelehrten herausgegeben von *F. D. Mauchart*, der W. W. Magiſter. Erſter Band. 1792. 352 S. Vorr. XVII. Zweyter Band. 1792. 358 S. 8.

Der Plan dieſes Repertoriums iſt ungleich weiter, und überhaupt viel ſyſtematiſcher angelegt, als der des Moritziſchen Magazins, wovon allerdings das Verdienſt auf die Rechnung derjenigen Denker kommt, welche ſeit jener Zeit die Pſychologie mit beſondern Fleiſse bearbeitet haben. Die Vff. liefern theoretiſche Abhandlungen und praktiſche Beobachtungen zur empiriſchen Pſychologie, pſychologiſchen Sittenlehre, Pädagogik und Aeſthetik, und widmen der Literatur und Geſchichte der empiriſchen Pſychologie eine beſondre Abtheilung. Der erſte Aufſatz im I. Bande von *Rapp* enthält einen Verſuch zur *pſychologiſch-teleologiſchen Beurtheilung der Träume.* Träume vermehren die Summe unſerer angenehmen Empfindungen. Sie üben unſern Verſtand, indem wir oft im Traume ſehr ſcharfſinnig und paſſend urtheilen. Sie bereiten uns nicht ſelten zum Handeln vor: wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daſs man im Traume zu Zeiten ſehr entſchloſſen und beſtimmt handelt, und ſich in Fällen Rath weiſs, wo man wachend ſehr viel Anſtand finden würde. Auf dieſe Art werden ſelbſt unangenehme Träume, wobey man ſich z. B. erzürnen muſs, nützlich. Sie ſind es aber auch dadurch, daſs ſie uns manches Uebel und Ungemach durch öſtre Vorſtellung erleichtern, und durch die Uebertreibung des Uebels eine angenehme Vergleichung mit dem kleinern Uebel in der Wirklichkeit gewähren. Endlich ſind Träume auch Gegenmittel gegen allzu groſse Einförmigkeit und Einſeitigkeit unſrer Denk- und Empfindungsart, indem ſie uns oft in neue, mannichfaltige Situationen verſetzen. — Man könnte noch anmerken, daſs Träume auch eine Veranlaſſung zur Selbſtbeobachtung geben; nicht ſelten machen ſie uns auf gewiſſe in uns ſchlummernde Vorſtellungen und Begierden aufmerkſam, die, ſo lange die Vernunſt wacht, ſich nicht zu regen wagen. — Sehr intereſſant ſind die Auszüge aus der noch *ungedruckten Lebensbeſchreibung* des bekannten *Joh. Phil. Kampfs*, eines ſeltenen Schwärmers, mitgetheilt vom Herausgeber. — *Beyträge zur Geſchichte der Ahndungen und Viſionen:* zwey Erzählungen, die freylich ſehr viel Sonderbares haben, aber zu alt ſind, um dem Pſychologen ein ſicheres Urtheil zu erlauben. Wie viele Nebenumſtände muſs man wiſſen, um ſich nicht irre führen zu laſſen! — *Orthodoxie und Heterodoxie aus guter oder ſchlimmer körperlichen Diſpoſition;* eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung. Voltaire ſagte von einem ſeiner Bekannten: der gute Mann iſt nur heterodox, ſo lange er geſund iſt; ſein Glaube liegt in ſeinem Magen. — *Verluſt der Perſonalität in der Trunkenheit.* Ein Betrunkener weint über das Unglück, das einen andern betroffen hat, weil er dieſer Andere zu ſeyn glaubt. Ein anderer, welcher die Treppe heruntergefallen war, bedauerte den, der ihm aufhalf, weil er dieſen für den Gefallnen hielt. Die angehängte Erklärung enthält viel Richtiges. — Zur pſychologiſchen Sittenlehre: 1) *Ob es räthlich ſey, den Sünder durch Schrecken und ſchauderhafte Vorſtellungen von der Natur und den Folgen der Sünde zur Buſse zu erwecken?* Der Vf. nimmt einige Fälle aus, und gibt darüber Vorſichtigkeitsregeln. 2) *Ueber moraliſche Triebfedern, beſonders die der chriſtlichen Religion,* von *Rapp.* Geendigt im zweyten Bande. Ideen von Kant und Reinhold, ſehr gut dargeſtellt und ausgeführt. 3) *Fragment aus dem Roman meiner Liebe,* mit Anmerkungen vom Herausg. und Vf. Viel feine Bemerkungen über das groſse Problem der Liebe und des Verliebtſeyns. 4) *Auszüge aus Criminalacten.* Eine empörende Erzählung von einem verſoffenen Ehepaar, die man nicht ohne Grauſen und ohne Unwillen über das ſchreckliche Laſter des Saufens leſen kann. Gram über unglückliche Heirath hatte den Mörder ſeines liederlichen Weibes zum Trunke verleitet. — Zur Pädagogik. 1) Ueber die Preisfrage *den Werth öffentlicher und häuslicher Jugenderziehung* betreffend, von *Hutten.* Noch nicht geendigt. 2) Eine *pädagogiſche Erfahrung.* Ein Schüler ward faul, weil ihn ſeine Aeltern für ſein Lob, das ihm der Lehrer gab, bezahlt hatten: die Urſache war Stolz, weil er nicht dafür angeſehen ſeyn wollte, als ſey er nur aus Finanzſpeculation fleiſsig geweſen. 3) *Auszüge aus dem Tagebuche eines angehenden Erziehers.* Für Hauslehrer ſehr lehrreich. — Zur Aeſthetik. 1) *Ueber das Feyerliche,* von *Conz.* Etwas rhapſodiſtiſch, aber voll treffender Bemerkungen. Schillers Aufſatz über Anmuth und Würde konnte Hr. Conz noch nicht benutzen, er würde hier mehr Stoff zu Betrachtungen über die Pſychologie des Feyerlichen finden. 2) *Pſychologiſche Bemerkungen über die Wirkungen der Tonkunſt,* von *Herrmann.* Wir haben nichts Vorzügliches gefunden, auch iſt die Sprache des Vf. nicht gut: „So *errichtet,* ſagt er, die *Muſik auf* die *Geſetze* der Natur ihren heiligen *Tempel,* ein Gebäude, das, wie ſie ſelbſt, der zerſtöhrenden Macht aller Jahrhunderte trotzt." Wie leer! — Die *Literatur* enthält Recenſionen und Inhaltsanzeigen von pſychologiſchen, äſthetiſchen u. a. Schrif-

Digitized by Google

Schriften. Die Beurtheiler ſind Freunde und Vertheidiger der Kotzebuiſchen Schauſpiele.

II. Band. I. Empiriſche Pſychologie: 1) *Ueber den eigentlichen Sitz des Wahnſinns*, vom Herausg. Der Vf. ſetzt den Wahnſinn nicht in den Verſtand, ſondern in die Einbildungskraft und das Gedächtniſs. Der Wahnſinn hat die meiſte Aehnlichkeit mit dem Delirium in hitzigen Fiebern, mit der Trunkenheit und dem Traume, bey welchen Zuſtänden allein die Phantaſie geſchäftig iſt. Der Wahnſinn wird durch körperliche Arzneymittel geheilt, durch welche ſich doch eigentlich nicht auf den Verſtand wirken läſst. Hierzu treten Erfahrungen: Alle Wahnſinnige machen, der Form nach, ganz richtige Schlüſſe (Beyſpiele, die ſehr gut gewählt ſind), nur die Materie derſelben iſt falſch und unſinnig. Der Vf. hebt einige Entwürfe, und ſchlieſst mit Bemerkungen über die Methode, den Wahnſinn zu heilen. 2) *Charakterzeichnungen*, der verſchiednen Alter, nach Horaz und Ariſtoteles, vom Herausg. 3) *Geſchichte eines neuen Propheten*, leſenswürdig. 4) *Merkwürdige Erfahrungen*, unter andern von einem Manne, der ſich für doppelt hielt. — II. Pädagogik: *Nachrichten von dem Taubſtummeninſtitut des Abbé Sicard in Paris*. II. Aeſthetik: 1) Pſychologiſche Unterſuchungen *über den Geſchmack unſers Zeitalters an den Geſchichten der Vorwelt*, vom Herausg. Das Thema iſt etwas unbeſtimmt ausgedrückt; denn gehört nicht *alte Geſchichte* auch zur Vorwelt, und hat man daran nicht in den meiſten Zeitaltern Geſchmack gefunden? Der Vf. findet, wie natürlich, die Urſachen dieſes Geſchmacks an Rittergeſchichten u. ſ. w. in dem Hiſtoriſchwahren mancher derſelben; in den Umſtänden, unter welchen dieſe Art von Leſerey aufkam; in dem Contraſte zwiſchen dem Tone unſrer Zeit und der Einfalt, Treue und Natur der Ritterzeiten, und in der Neigung zum Wunderbaren und Abentheuerlichen, welche in dieſen Geſchichten ſo vielen Stoff bekommt. Mit Recht zieht er die *Ritterperiode* in Rückſicht ihrer Wirkungen auf das leſende Publicum der *empfindſamen* vor. 2) *Entwickelter Plan eines ungedruckten Schauſpiels, Leichtſinn und Reue.* Nicht übel, aber, wie uns dünkt, ein wenig überladen, beſonders mit Erkennungen. — Bey den Anzeigen und Recenſionen ſcheinen ſich die Vf. keinen beſtimmten Zweck vorgeſetzt zu haben, denn dieſe zum Theil aus einem allgemeinen Lobſpruche beſtehenden Anzeigen machen doch zuſammen bey weitem das noch nicht aus, was eine Literatur der Pſychologie, in einer pſychologiſchen Zeitſchrift, ſeyn könnte und müſste.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Stunden für die Ewigkeit gelebt.* Vom Verfaſſer von Hallo's glücklichen Abend. Erſter Theil. 1791. 252 S. 8.

Es macht dem Zeitalter Ehre, daſs die Schriften dieſes Vf., wie ihre wiederholten Auflagen beweiſen, zu den beliebteren und geleſeneren unſers Jahrszehends gehören. Der nemliche Geiſt, der deſſen frühere Schriften beſeelt, athmet auch in der gegenwärtigen; die nemliche Zartheit des Gefühls, die nemliche Wärme für Religion und Tugend, das nemliche redliche Beſtreben, Sittlichkeit und Religioſität unter den Zeitgenoſſen auszubreiten. Etwas weniger Redſeligkeit und etwas mehr Energie; mehr Männlichkeit im Tone, und weniger Oberflächlichkeit des Räſonnements würden freylich auch der ſprödern und ſchwerer zu befriedigenden Claſſe von Leſern dieſs ſchätzbare Buch mehr empfohlen haben. Vielleicht aber hätte es eben durch jene Eigenſchaften für den gröſsern Haufen der Leſewelt wieder verloren, auf deſſen Faſſungsvermögen der ehrwürdige Schriftſteller ſeine Werke vornemlich zu berechnen ſcheint. Fodern wir alſo nicht mehr, als in dem Zwecke des Vf. lag, uns zu geben!

Es iſt aber ſein dermaliger Zweck kein geringerer, als: alle ängſtliche und düſtre Mönchsbegriffe von der Zubereitung auf die Ewigkeit zu verdrängen; zu zeigen, daſs es keine andre Vorbereitung auf dieſelbe gebe, als Ausbildung des Geiſtes und Herzens, reines Lebensgenuſs und Vollbringung edler Thaten; und ſolchergeſtalt auf den Glauben hinzuarbeiten, daſs gerade jene Stunden, die wir im eigentlichſten Verſtande für die Ewigkeit verleben, auch ſchon die ſchönſten und entzückendſten (?) des gegenwärtigen Lebens ſeyn. Er wünſcht, daſs „beſonders Liebende die Allkraft der Liebe dazu benutzen mögen, ihr Leben recht gedrangtvoll von Stunden für die Ewigkeit zu machen;" und veranſchaulicht ihnen das Wie? in einer Reihe intereſſanter Situationen, worin Ariſt und Laura, „zwey Perſonen, die noch leben, und ſich durch einander ſchon auf Erden ſelig fühlen," die Hauptrollen ſpielen. Der Inhalt dieſer Situationen iſt folgender:

1) Ariſt überdenkt an einem ſchönen Sommermorgen in ſtiller Betrachtung über die Würde der menſchlichen Natur des Menſchen Beſtimmung „zu betrachten, zu genieſsen und zu wirken, und gelobt ſich, durch Verfeinerung der Sinnlichkeit, Schärfung des Wahrheitsſinnes, und rege Thätigkeit dieſem Ziele immer näher zu dringen. 2) Laura an Ariſt über hohe Seeleneinigung. Laura denkt ſich einen Geſchlechtsunterſchied auch zwiſchen Seelen, fantaſirt darüber bis nahe an die Grenzlinie der Schwärmerey, lenkt jedoch am Ende wieder ein, und ſtärkt ſich zu den würdigſten und edelſten Entſchlüſſen. 3) Ariſt und Laura auf einem Berge. Wir müſſen geſtehen, daſs der Ton dieſes Dialogs uns hin und wieder zu fade, der Ausdruck zu ſüſslicht und zu getändelt vorkömmt. Z. B. S. 44. „Ariſt: Hier du „liebe, für Gott und Natur ſo hochgeſtimmte Seele, „laſs uns weilen und mit ausgebreitetem Herzen und „Armen den Anblick der ſchönen Erdenwelt im Groſsen „genieſsen. — — Iſt doch wahrlich ein unausſprechliches Schauſpiel — der Anblick unſers Sterns, wenn „man ihn von oben herab ſo hat! Wenn man unten „in der Plane herumkriecht, wähnt man das ſo nicht. — — — Traun, es iſt doch ein ſchöner Stern!" Hieher gehört auch S. 65. die empfindſame Wendung des Büffonſchen Einfalls, „daſs die Erde aus der Sonne entſprungen ſey," und eben darum noch immer wie das Kind

Digitized by Google

Kind um die Mutter, die es aus ſich gebahr, um jene herumlaufe." Daſs viele recht gute Gedanken für ähnliche ſchwache Stellen entſchädigen, verſteht ſich. 4) Ariſt und Laura verrichten gemeinſchaftlich eine hohe That der Menſchenliebe. Sehr ſchön und rührend. Nur daſs des lehrreichen Ariſt Nutzanwendungen bisweilen ein wenig zu geſucht und zu gepredigt herauskommen. Z. B. S. 59. „Laura: Was ſagſt du dazu, Ariſt? — „Ariſt: Daſs Genauigkeit und Haushaltung des gemei„nen Weſens, die an ſich höchſt lobenswürdig ſind, „bloſs dadurch zuweilen in unzuentſchuldigende Härte „übergehen, daſs man nach gewiſſen dabey angenom„menen Grundſätzen, immer geradezu handelt, ohne „zu unterſuchen, ob nicht dieſer oder jener Fall eine „Ausnahme davon verdiene." 5) Laura's Charfreytagsfeyer. Helle, würdige und durchaus gottanſtändige Betrachtungen, gänzlich rein von jeder ängſtlichen und einſeitigen Vorſtellungsweiſe einer düſtern Schultheologie. 6) Ariſt macht tiefe Eindrücke auf den jungen Erich. Wieder lauter Dialog, dergleichen des Vf. Sache einmal nicht iſt. 7) Laura am Sterbebette ihrer Freundin. Rührend und feyerlich; nur wieder ein wenig zu wortreich; wie denn unter andern das fatale Wort *Tranſitus*, das ſo oft vorkommt, noch auf den Lippen der Jetztſterbenden ſchwebet. 8) Ariſt und Laura auf einem Gaſtmahle. Leiſtet weit mehr, als es verſpricht, und iſt unſtreitig der reichhaltigſte und intereſſanteſte Aufſatz dieſes erſten Bandes, deſſen Nachfolgern wir mit Verlangen entgegenſehen.

Die Sprache des Vf. würde kräftig genug ſeyn, auch ohne ſolche Bravourwörter, wie z. B. Allanblick, und ohne Zuſammenſetzungen, wie: liebevollthätig, Vergnügenleere, aftermenſchliche Zeitverlebung u. a. m.

Freyberg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh.: *Guido von Sohnsdom.* Erſter Theil. 1791. 336 S. Zweyter Theil. 1792. 318 S.

„Ach Benjamin, du theurer Sohn, du trautes Kind" ruft in den erſten Zeilen dieſes Buchs die Mutter des Helden ihrem ſo eben in die „*ſchöne bunte Welt*" hinaustaumelnden Sohne nach. Unmittelbar an dieſen Ausruf ſchlieſst ſich eine viele Bogen lange Epiſode, worin Guidos Herkunft, die Freyerey ſeiner Aeltern, ſeine Geburt, Erziehung, Knabenſtreiche und Knabenleiden nach der Reihe ganz ordentlich und ehrbarlich erzählt werden; worauf es dann auf der 140ten Seite wieder anhebt: „Ach Benjamin, du theurer Sohn, du trautes Kind!" — Man muſs geſtehn, daſs dieſer Kunſtgriff, den Leſer gleich anfangs in die Mitte der Handlung zu verſetzen, wenn gleich nicht der ſinnreichſte, doch der originellſte und bequemſte von allen iſt.

Shakeſpears Gedanke, „daſs unſre Tugenden ſtolz werden würden, wenn unſre Fehler ſie nicht geiſselten, und daſs unſre Laſter verzweifeln würden, wenn unſre Tugenden ſich ihrer nicht annähmen," ſcheint übrigens das Thema zu ſeyn, welches der uns unbekannte, talentvolle Vf. in dieſem Buche zu veranſchaulichen meynte; und man muſs bekennen, daſs ſelbſt nach dem unübertrefflichen Commentar, welchen Fielding in ſeinem Findling über dieſen Text lieferte, der Seinige noch immer eine lesbare, mitunter lehrreiche, und, bis auf einige ſentimentale Capitel, und ein Schock langweiliger moraliſirender Tiraden, auch unterhaltende Lectüre gewähre.

Juliens Charakter, an dem wir ein oder zweymal irre wurden, iſt im Ganzen meiſterhaft gehalten. Weniger ſcheint es uns der des Vater Jacob, des Mentors unſers Guido, als welcher unter andern unbeſonnen genug iſt, ſeinem höchſtens ſechszehnjährigen Zögling, alle zum Theil ganz unnennbare Abſcheulichkeiten ſeines Knabenlebens zu beichten; und jener des Guidos ſelber, der einen unbezwinglichen Troz- und Feuerkopf vorſtellen ſoll, und dennoch nicht nur ſieben Jahre lang (ganz anders wie Schulzens Moritz) unter der Geiſsel ſeines henkerartigen Magiſters blutet, ſondern auch als Jüngling ſich bey Hofe aufs geduldigſte chicaniren läſst; ja zuletzt gar Pinſel genug iſt, des Fürſten ehemalige Maitreſſe heirathen zu wollen.

Die Sprache iſt, bis auf Kleinigkeiten, rein und flieſsend, der Dialog ſehr raſch und kräftig, der Ausdruck einfach und natürlich, auſser, wann der Vf. ſich ins Sentimentale verſteigt. — Rührend war uns die Inſchrift, die man in eines Selbſtmörders Taſchenbuche fand: „Gott iſt die Liebe; ich will zu meinem Vater gehn!" — Wie aber ſtimmt der platte Einfall S. 35. zu des Vf. ſonſtigen lobenswürdigen Urbanität. — Auch „*der Kniriemen des heiligen Eheſtandes*, die *Brunnen der Sprachſeligkeit*" und ähnliche Floskeln ſchmecken ein wenig nach der Baniſe, und manche precióſe Periode (z. B. S. 30.) erinnert an die Phraſeologie eines weiland berühmten Schriftſtellers, der z. B. nicht ſagt: Wer ſtiehlt, hängt nicht gleich! ſondern „ſind denn der Diebſtahl und der Galgen gerade immer unzertrennliche Geſchwiſter?"

Riga, b. Hartknoch: *Schweſter Antonie von Launay.* Eine franzöſiſche Kloſtergeſchichte. Aus den Papieren einer Nonne, welcher das Decret der Nationalverſammlung die Freyheit wieder gab. Erſter Theil. 1791. 190 S. Zweyter Theil. 1792. 160 S.

„Daſs dieſer Roman, ſo urtheilt ein franzöſiſcher Rec. von vorliegenden Buche, wirklich aus der Feder einer Dame floſs, zeigt die Schreibart. Ob die Geſchichte wahr, oder erdichtet, wird dem Leſer gleich viel dünken. Sie iſt ſo aus dem gewöhnlichen Leben geſchöpft, die Scenen ſind ſo ſehr nach der Natur gemahlt, und die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens ſo ſchön entwickelt, daſs eine wahre Geſchichte nicht mehr Intereſſe haben könnte. Es ſind ſehr rührende Auftritte darin, welche vom Herzen kommen, und wieder den Weg zum Herzen finden müſſen. Wer in ſeinem Leben geliebt hat, und in ſeiner Liebe unglücklich war, wird hier, mit inniger Theilnehmung, ihre ſüſseſten Freuden, und ihre kummervollſten Bitterkeiten wieder erkennen." Dieſs Urtheil des franzöſiſchen Kunſtrichters unterſchreiben wir in ſeinem ganzen Umfange.

Digitized by Google

ſänge. Dem Rec., der ſich eben durch ein Dutzend deutſcher Original Ritterromane, Sagen aus der Ur-, Vor- und grauen Welt, Hexen-, Kobold- und Geſpenſterhiſtorien durchgearbeitet hatte, that dieſe ſchlichte einfache Lectüre ſo wohl, wie das erfriſchende Wehen der Abendkühle auf den erſtickenden Brodem eines ſchwülen Hundstags.

Breslau, b. Gutſch: *Vernunft- und Mode-Schwärmerey, oder die Magnetiſten.* Ein Familiengemählde in 4 Aufz. von *A. W. v. L.* 1789. 199 S. 8.

Gutmann, ein Kaufmann, verſchreibt drey Wunderdoctoren, um ſeine Tochter Wilhelmine geſund zu machen. Mutter und Tochter ſträuben ſich gegen die neue Curart, und Wilhelminens Liebhaber, der Doctor Treuhoff, iſt in Verzweiflung, weil der Vater von ihm nichts mehr wiſſen will. Die Wundermänner kommen. Huld, ein Geiſtlicher, intereſſirt ſich für die Liebenden. Kriecher, der erſte der neuen Aerzte, betriegt ſeine zwey Gefährten immer, dieſe entſchlieſsen ſich, alles zu verrathen; überdieſs ſchreibt Kriecher einen Brief an die Obern des Ordens, worin er meldet, daſs er den alten Gutmann prellen wolle. Dieſen Brief gibt der Bediente, der ihn auf die Poſt tragen ſollte, dem Geiſtlichen. — Kurz, die Betriegerey wird entdeckt, Kriecher wird mit Schande fortgejagt, und Wilhelmine wird Treuhoffs Gattin. — Dieſer durch 4 Acte ausgedehnte Plan iſt mit ganzen Abhandlungen über Aufklärung, Religion, Freygeiſterey, Aberglauben u. ſ. w. verziert. Gutmann iſt ein wunderbares Gemiſch von Gutherzigkeit, von Verſtand und Dummheit; ſeine Frau iſt ſo etwas von einer Philoſophin; Wilhelmine eine winſelnde Liebhaberin, und Treuhoff ein ſo raſend Liebender, daſs er morden will, auch wohl mitunter etwas irre redet. — Die Sprache iſt ſchleppend, oft unrichtig. Folgende Beyſpiele mögen auf das Ganze ſchlieſsen laſſen: „*Mein Blut* tobte *dieſen unſinnigen* „*Gedanken in meine Seele.*“ „Grauen *Sie dem Alten* „*dieſe Teufels Phantaſie aus ſeinem verſchobenen Hirn*„*käſten* etc.“

Offenbach, b. Weiſs u. Brede: *Lilienblätter.* 1794. 351 S. 8.

Hinter einem ſonderbaren Titel ſteckt nur ſelten ein gutes Buch. Dieſe Regel ſehen wir auch bey dem gegenwärtigen beſtätigt. Der Herausgeber findet zwar darin das *Utile* und *Dulce*, und hofft, man werde von *Zeit zu Zeit eine neue Sammlung davon wünſchen.* Wir aber, die keine Herausgeber ſind, finden und hoffen das nicht. Eine *literariſche Geſellſchaft* ſollte etwas Beſſers liefern, als langweilige Erzählungen und ein abgeſchmacktes Schauſpiel. Hier iſt eine Probe des Stils: 152 S. *Die Prinzeſſin ſog alſo mitunter viel* ſchiefes *Ehrengefühl ein, und ſtieſs Menſchen von ſich, die ſie durch hohe Würde mit Herzlichkeit verknüpft, an ſich hätte ziehen können und ſollen. So ward ihr in kurzer Zeit ein übermüthiger Ton eigen, womit ſich alle jene Perſonen Feinde machen, welche ſich auf eine* ſchiefe *Art Anſehen geben wollen!* S. 136. heiſst die *Rache eine Schweſter des Ehrgeizes* und S. 138. gleich wieder *eine Schweſter der Miſsgunſt.* Mitunter kommen auch Sprachſchnitzer vor. S. 257. *wegen* mit dem Dativ und S. 245. gar *nehme* ſtatt nimm. Doch alles dieſs übertrifft noch die dialogirte Rittergeſchichte in einem läppiſch alten Stile: S. 4. Hubert. *Ich ehre meinen Gott und Vater und taſte niemandes Leumund an und ſpend' den Armen reichlich von meiner Hab' und minne meine eheliche Geſpons als es meine Pflicht iſt und bin in Gnaden gewogen meinen Lehnsleuten.* Kann man noch weiter leſen, wenn man dieſs ſchon auf der zweyten Seite des Buches findet?

Halberstadt, b. d. Groſsiſchen Erben: *Grimaldo und Laura*, ein Trauerſpiel in 5 Acten, von *J. L. B***.* 1792. 167 S. 8.

Es iſt eine ſchwere Arbeit, ſolche Trauerſpiele leſen zu müſſen. Rec. hat auch nicht eine Stelle gefunden, die nur erträglich wäre. Die Sprache iſt ſo elend, wie die Charaktere; im Plane iſt keine Ordnung, keine Wahrſcheinlichkeit. Träume, ein ganzer Leichenzug von Geſpenſtern vorgeſtellt; Grimaldo der ſeiner Laura auf dem Gottesacker in *Engelsgeſtalt* erſcheint, Mord, Gift u. ſ. w. ſind die Ingredienzien, aus denen dieſer Schlaftrunk verfertigt iſt.

Duisburg am Rhein, in Comm. der Helwingiſchen Univerſitätsbuchh.: *Zwey Uhren und kein Geld im Sack (e).* Ein Luſtſpiel in 5 Aufz. von *B. Meyer.* 1791. 124 S. 8.

Plan, Charaktere und Situationen dieſes Stückes ſind aus verſchiedenen Schauſpielen genommen, und dabey ſind dieſe Copieen ſo ſchlecht gerathen, daſs man es kaum über ſich gewinnen kann, dieſs Zeug bis zu Ende zu leſen — es iſt unter der Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wallerſtein*, in der Hochfürſtl. Hofbuchdruckerey: *Die Auferſtehung Jeſu.* Für die Kirchenmuſik bearbeitet von *Karl Zinkernagel.* 1794. 22 S. 8. — Der Vf., der ſich ſchon durch ſeine Sammlung von Gedichten, als Dichter, auf einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht hat, hat hier die Kirchenmuſik mit einem Texte bereichert, der ſich ſowohl von Seiten der Anlage als der Ausführung empfiehlt und daher eine ausgebreitetere Bekanntmachung verdient. Die ſchöne Compoſition, die Hn. Major von Beeke zum Vf. hat, läſst, wie wir hören, Hr. Artaria in Kupfer ſtechen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STENDAL, b. Franzen u. Groſse: *Auguſt Hinze,* hochreichsgräfl. von Hochberg-Fürſtenſteiniſchen Hofmedicus, praktiſchen Arztes und Geburtshelfers zu Fürſtenſtein in Niederſchleſien, *Lexicon aller Herzogl. Braunſchweigiſchen Verordnungen, welche die medicinische Polizey betreffen.* 1793. 264 S. 8.

Rec. nahm dies Lexicon mit Vergnügen in die Hände, womit er jedesmal ein Buch empfängt, das durch Darlegung von Thatſachen die Aufmerkſamkeit und die Thätigkeit der Regenten für die Medicinalpolizey beweiſt, und dies Vergnügen wurde hier noch durch die Hoffnung erhöht, daſs ſolche Thatſachen aus einem Lande, deſſen Fürſt von jedem hellſehenden und biedern Deutſchen als ein höchſt weiſer, väterlicher und thätiger Regent anerkannt und verehrt wird, zur Nachfolge reizen würden. Ein Fürſt von vorzüglicher Geiſteshelle, Wohlwollen und Thatkraft, muſs auch aus Liebe für das Ganze der Menſchheit, ſeine Regierung durch Ausfüllung der Lücken in der Staatswirthſchaft auszeichnen, welche die Indolenz des Herkommens, die Einſeitigkeit mancher Staatsdiener und die durch beide veranlaſste Unbekanntſchaft mit der Pflicht und mit den Vortheilen dieſer Ausfüllung bisher noch duldete; denn Er iſt manches andern Fürſten Vorbild und Muſter, der Glaube an Ihn und an ſeine Regentenweisheit wirkt kräftiger auf ſeine Mitfürſten und deren Miniſter, als alle Gründe der Sachverſtändigen, er thut dadurch nicht bloſs ſeinem Lande, er thut der ganzen Menſchheit wohl, und erwirbt ſich dafür den Dank ſeiner Länder und die Liebe der Auswärtigen. Welche erhabne Belohnung für Braunſchweig's Landesfürſten, wenn ſeine preiswürdigen Anſtalten der Sorge für das öffentliche Geſundheitswohl in andern Ländern, wo ſie noch ſchlummert, Leben und Thätigkeit gäbe! Der Vf. des gegenwärtigen Lexicons war ehemals Braunſchweigiſcher Landphyſikus; er wollte den Braunſchweig. Aerzten eine Sammlung aller Verordnungen in die Hände geben, welche Bezug auf die Braunſchw. Medicinalanſtalten haben, und die billig von ihnen gekannt ſeyn ſollten, auch glaubt er dadurch zugleich den auswärtigen Aerzten keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten, daſs er ſie mit der Medicinalpolizey dieſes Landes bekannt machte. Für die hie und da noch befindlichen Lücken hofft er Entſchuldigung; verſchiedene Umſtände, die er nicht erwähnen konnte, bewogen ihn ſo zu arbeiten, und banden ihm die Hände (??) Die Verordnungen ſind im Auszug nach alphabetiſcher Ordnung angegeben, und hie und da hat Hr. *H.* einige Anmerkungen beygefügt, am Ende iſt ein kleiner Nachtrag und eine ſehr intereſſante *ſyſtematiſche Ueberſicht der in dieſem Lexicon angeführten Braunſchw. Medicinalgeſetze* befindlich, und ſechs Formulare zu Mortalitäts- und Bevölkerungsliſten machen den Beſchluſs. Freylich ſieht der Kenner mit Bedauern, daſs auch die Braunſchweig. Medicinalpolizey noch nicht die Stufe der Vollkommenheit erſtiegen hat, auf welcher ſie der Menſchenfreund zu ſehen wünſcht, aber doch wird für dieſes Landes öffentliches Geſundheitswohl thätiger und beſſer geſorgt, als in ſehr vielen andern Ländern; beſonders zeichnet ſich die Braunſchw. Medicinalverfaſſung aus, und offenbar iſt eine gute Medicinalverfaſſung die Grundlage und der erſte Schritt zu einer guten Medicinalpolizey, und in wie vielen Staaten mangelts nicht noch an dieſer Grundlage und an dieſem erſten Schritt! Einige ſich auszeichnende Verordnungen will Rec. aus dieſem Lexicon doch hier anführen: Recepte von unbekannten Aerzten oder gar von Wundärzten dürfen nicht ohne Erlaubniſs des Landphyſikus verfertigt werden; Recepte zu wohlfeil oder ungleich taxiren iſt bey nachdrücklicher Strafe verboten; bey ſchleunigen Fällen und an bekannte Perſonen iſt der Apotheker gehalten, die Arzeneyen auf ein Vierteljahr zu creditiren, bey mangelnder Bezahlung aber ſoll er *paratiſſimam executionem* erhalten; warmes Brod, Semmel, Kuchen etc. ſoll an irgend jemanden durchaus nicht verkauft werden; die Regiments- und Compagnie-Feldſcheerer dürfen nicht innerlich curiren; die Leichen dürfen nicht des Abends, ſondern nach Anbruch des Tags beerdigt werden; Branntweinbrenner, Diſtillirer, Irdenzeugbrenner, Seifenſieder, Schmiede, Rademacher, Böttcher und Knochenhauer müſſen ſich, beym Ankauf ihrer Wohnhäuſer, die Straſse und den Platz vom Magiſtrat beſtimmen laſſen; die im Braunſchweigiſchen, auſserhalb Helmſtädt, herauskommenden mediciniſchen Bücher müſſen erſt vom Collegio medico cenſirt werden; den Patronis und Gerichtsherren von Adel bleibt es unverwehrt, ihre Leichen in die Gewölbe an oder in der Kirche ſetzen zu laſſen; (!!) ſchon ſeit 1752 iſt es den Fleiſchern freygelaſſen, das Fleiſch von ſogenanntem franzöſichten Vieh wohlfeil zu verkaufen. Die Aerzte müſſen am Tage ihrer Qualificationen einen Revers unterſchreiben und unterſiegeln, der ihre vorzüglichen Pflichten enthält, und ihnen vom Ober-Sanitäts-Collegio gedruckt vorgelegt wird; eichene Särge ſind in der Stadt Braunſchweig verboten, und Hr. *H.* meynt in der Anmerkung, weil Todte in eichenen

Digitized by Google

Särgen der Fäulniſs länger widerſtehen, als in tannenen; auch darf daſelbſt niemand ohne Schellen im Schlitten fahren; (Rec. kennt einen Ort, wo noch vor zehn Jahren der Adel das Schlittengeläute als Prärogativ für ſich allein verlangte!) auf den Wochenmärkten ſoll kein unzeitiges Obſt und auch keine Roſs-, Hunde- und gelbe Pflaumen verkauft werden; um die Kirchthürme ſollen, um Schaden zu verhüten, Bäume gepflanzt werden. Gern würde Rec. auch die Nachrichten von dem Oberſanitätscollegium und deſſen Statuten, von dem vortreflichen Gebärhaus, worin ſeit 1767 1185 Schwangere entbunden worden, von welchen nur 11 in den Wochen geſtorben ſind, von den vorzüglichen Hebammenanſtalten und von dem Theatro anatomico umſtändlich aus dieſem Lexicon anführen, weil dieſe Inſtitute gewiſs die Aufmerkſamkeit und Nachahmung anderer Länder ſo ſehr verdienen, aber er muſs des Raums wegen ſich dies Vergnügen verſagen, und die Leſer auf die Schrift ſelbſt verweiſen. Hr. *H.* gedenkt auch der Errichtung eines Leichenhauſes, welcher man in Braunſchweig mit froher Gewiſsheit entgegen ſehen könne; noch iſt es nicht errichtet, aber es iſt ſchon die anſehnliche Summe von 800 Thaler dazu geſammelt, und in den Händen des Hn. Domprediger *Wolf* befindlich, deſſen warme Verwendung dafür ſeinem Herzen und ſeinem Kopf gleich viel Ehre macht, und hoffentlich wird der groſse und weiſe Fürſt ſich auch dieſer guten Sache thätig annehmen und ihr Vollendung geben! Da der Plan zu dieſem Leichenhaus der Würde eines ſolchen Reſidenzſtadt angemeſſen iſt; ſo erfodert die Ausführung deſſelben ein beträchtliches Capital, wozu die vorräthigen Fonds bis jetzt noch nicht hinreichen. Die Wohlthat, welche ein zweckmäſsiges Leichenhaus der Humanität erweiſt, iſt zu groſs, als daſs in Braunſchweig der Plan zu einer Errichtung deſſelben ſcheitern ſollte!

Kopenhagen u. Leipzig, b. Faber und Nitſche: *Das Receptſchreiben, nach einem zweckmäſsigern Plan vorgetragen und mit vielen zergliederten Exempeln praktiſch erläutert* von D. *Johann Clemens Tode*, der A. Pr. 1792. 8. Erſter Theil, S. 164. u. S. XVI. Zweyter Theil, 1793. S. 168 u. S. XVI.

Der verdiente Vf., der in ſeinen Schriften immer ſeinen eignen Gang geht, behandelt auch dieſen Nebenzweig der Arzneywiſſenſchaften ganz in wiſſenſchaftlicher Form. Im erſten Theile handelt er zuerſt die *Definition*, dann die *Hauptſtücke*, ferner die *Haupteintheilungen eines Recepts* ab, redet hierauf *von der Eintheilung der zuſammengeſetzten Recepte*, und giebt zuletzt *vorläufige praktiſche Regeln, die Wahl der Ordnung und Gattung zuſammengeſetzter Arzneyen betreffend.* Er theilt, wie uns dünkt, ſehr ſchicklich, die zuſammengeſetzten Arzneyformen zuerſt nach ihrer pharmacevtiſchen Bereitung ein; und nimmt die Unterabtheilungen von der Conſiſtenz und Geſtalt, die Untergattungen aber von ihrem Nutzen und Gebrauche her. Man muſs geſtehen, daſs er nichts, was ſo im Allgmeinen von Receptweſen geſagt werden kann, unberührt gelaſſen hat, und mancher ſeines Fachs gewachſene Arzt (für den jedoch der Vf. ſein Buch nicht beſtimmt), wird ſie und da doch etwas zur Berichtigung ſeiner Ideen finden können. Im *zweyten Theile* macht der Vf. *eine Einleitung zu der Beſchreibung der Ingredienzen, die in einer zuſammengeſetzten Arzneyform ſtatt finden können*, und beurtheilt dann nach dieſen Regeln von S. 76. an *Formeln aus der däniſchen Pharmakopöe* mit praktiſchem Geiſte und vieler Einſicht. Nur einige Kleinigkeiten wollen wir zum Beweiſe unſrer Aufmerkſamkeit rügen. S. 24. m. verdient die Verbindung eines Brech- und Purgirmittels in *einem* und demſelben Recepte nicht gelobt zu werden. Die eine oder die andre Wirkung bleibt unvollkommen, und da beide Effecte doch nicht in *einem* Momente erfolgen können, oft nicht ſollen, ſo thut man beſſer, jedes Indicat einzeln zu geben, und zwar das zuerſt, was zuerſt am nöthigſten iſt. Die S. 27. g. berührten unächten Unterſtützungsmittel ſcheinen eine gar zu fein ausgeſponnene Diſtinction zu ſeyn. S. 28. iſt der Mohnſaft in der Miſchung mit Queckſilber für die, welche an die antiveneriſche Tugend des erſtern glauben, kein adjuvans, ſondern eine gleichwirkende Baſis, nur für die iſt es eins oder vielmehr ein corrigens, welche den Speichelfluſs oder Durchfall dadurch verhüten wollen.

Ueberhaupt aber ſcheint die Definitions-, Diviſions- und Subdiviſionskunſt, die in dieſem Buche angebracht iſt, und womit der Lehrling nur überladen wird, nicht zweckmäſsig zu ſeyn. Geſetzt, er brächte es endlich durch groſse Anſtrengung dahin, von jedem Ingredienz beſtimmen zu können, ob es *Baſis* oder *Nebenbaſis*, ob es ein *kraftverſtärkendes*, ein *beförderndes, vorbereitendes* oder *dirigirendes Adjuvans*, oder ob es ein *unächtes, anbringendes, verminderndes, einſchränkendes* oder *zurückhaltendes Adjuvans*, oder eins der mancherley ſpecificirten *ächten*, oder *unächten verbeſſernden, ächten* oder *unächten geſtaltgebenden*, oder *zierenden* Mittel, oder ob es ein *Verſteckmittel* ſey — ſo hat er doch damit für die richtigere Beurtheilung einer paſſenden Anwendung der Mittel gar nichts gewonnen. Ein Arzneymittel, am unrechten Orte gegeben, wird durch kein Corrigens beſſer; mehrere ſich durch einander zerſtörende Ingredienzien werden durch kein adjuvans zur kräftigen Miſchung, und ein ungenieſsbares Mengſel bleibt nach Anbringung aller ornantia und occultantia elend und ekelhaft. So wie der Halbarzt auf ſolche Fürbitten der Heiligen ſeine Zuverſicht zu ſetzen anfängt, iſt es um die Aechtheit ſeiner Curen geſchehn. Kenntniſs der individuellen Natur des vorliegenden Krankheitsfalles und glückliche Auswahl des einzig hier paſſenden Mittels aus dem Arzneyvorrathe ſind die *groſsen* und in den meiſten Fällen *einzig* erfoderlichen Kenntniſſe, wenn wir, wie wir ſollten, mit den einfachſten Droguen *ſicher* heilen wollen. Muſs und will man in einigen Fällen weiter gehn, und paſſend zuſammengeſetzte, den Sinnen möglichſt angenehme, kräftige Arzneyformen erſchaffen, ſo kann man dies nur durch eine gründliche praktiſche Kenntniſs der Pharmacie, niemals aber durch eine noch ſo ſorgfältig einſtudirte Tabelle der Receptirkunſt.

Digitized by Google

Erkunft. – Ein gründlicher Arzt hat ſo wenig Aberglauben für ſeine Kunſt, daſs es ihm ſelten beykommt, durch eine zuſammengeſetzte Verſchreibung mehr als eine Indication auf einmal zu befriedigen, und ſo nimmt er dann faſt immer eine einfache, wo möglich rohe Drogue, läſst ſie in ihrer, der urſprünglichen möglich nahen Geſtalt, und überläſst es dem Zutrauen, das ſeine Kunſt bey dem Kranken erwecken muſs, oder allenfalls einigen hinzugeſetzten Ueberredungsgründen, die elegante zum Einnehmen einladende Form zu erſetzen; der Kranke nimmt das rohe Pulver, den rohen Preſsſaft mit Standhaftigkeit. Iſt er aber in dem Falle ſeiner einfachen Arzney eine bequemere Form zu geben, ſo wählt er die möglichſt einfache, bey der er die wenigſte Aenderung der Kräfte befürchten darf. Das Corrigens und Adjuvans bey den meiſten ſeiner Verſchreibungen iſt die Auswahl des rechten Mittels, die gehörige Gabe, die gehörige Verdünnung u. ſ. w., und braucht er ja eins von beiden, ſo gibt er ſie allein, vor oder nachher, wie's am beſten iſt.

Deshalb glaubt Rec., daſs das Studium eines groſsen Receptirkunſtbuchs (der Vf. will noch eine Reihe von Bändchen folgen laſſen,) den unvollendeten Arzt mehr *aufblähe*, als *vollende*, und ihn lerne ſcheinen, was er zu ſeyn untüchtig iſt.

Dieſe zufällig ſchlimme Seite ſeines Werks hat der uns ſchätzbare Vf. durch Einſtreuung vieler praktiſchen und pharmacevtiſchen Cautelen möglichſt unſchädlich zu machen geſucht, und er verdient von dieſer Seite den Dank des Publicums.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *J. P. Franks*, Gubernialraths und Profeſſors zu Pavia, *Abhandlung über eine geſunde Kindererziehung nach mediciniſchen und phyſiſchen Grundſätzen für ſorgſame Eltern, beſonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Geſundheit am Herzen liegt.* 1794. XVI und 95 S. gr. 8.

Wahrlich mit groſsen Erwartungen nimmt man eine Schrift in die Hände, der ein beſcheidner und ſolider Gelehrter, wie der achtungswürdige Frank, einen ſolchen anmaſsenden Titel geben konnte. Aber mit Unwillen wird man erfüllt, wenn man ſieht, daſs der Name dieſes angeſehenen Schriftſtellers zur Täuſchung der Käufer gemiſsbraucht wurde. Nicht einmal die Vorrede gibt den ſchuldigen Aufſchluſs. Dieſe Abhandlung iſt die Ueberſetzung einer ältern Heidelberger Diſſertation, die Frank bey ſeiner Doctorpromotion unter dem ſel. Gattenhof vertheidigte, welcher auch ſie geſchrieben haben muſs, da ſie ſich im erſten Theil der Sammlung von *Gattenhofs Diſſertat. medic. et programmat.* Heidelberg. 1781. befindet, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung angekündigt wurde. Sie führt hier den beſcheidnen Titel: *Diſſert. curas infantum exhibens*, und zeichnet ſich in der Sammlung nicht beſonders aus.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: D. *Auguſt Gottlieb Richters chirurgiſche Bibliothek*, zwölfter Band, erſtes bis viertes Stück, mit einem Kupfer. 1792. 8. mit Reg. 656 S. Dreyzehnten Bandes, erſtes Stück. 1793. 140 S.

Der 12te Band enthält bloſs Auszüge aus andern Schriften mit Beurtheilung derſelben verbunden. In der Vorrede zu dem erſten Stück des *dreyzehnten* Bandes finden wir die Anzeige, daſs Hr. R. dieſe Bibliothek von nun an gemeinſchaftlich mit Hn. Hofr. *Loder* in Jena fortſetzen werde. Auſser den Auszügen finden ſich hier folgende *Beyträge:* Schreiben von Hn. Stadtchirurgus *Käufer* zu Naugardt. Ein durch Zufall entdecktes Mittel gegen Zahnſchmerzen (von unbeſtimmter Urſache) Etwas mit einer ſtarken Kantharidentinctur befeuchtete, und an das Zahnfleiſch des ſchmerzenden Zahns gelegte, Scharpie. -- *Wahrnehmungen* von *A. F. Löffler.* Eine harte, fauſtgroſse Geſchwulſt in der Beugung des Schenkels, durch ein auf derſelben mit einer kleinen Kugel von Kantharidenpflaſter erregtes, und drey Monate unterhaltenes Fontanell geheilt. — *Verbeſſerung der Trepankrone.* Er zieht billig die cylindriſche vor, will aber auch an dieſer die eckigten Ränder an dem Seitenumfange (billig) abgeſchafft, und ganz eben gemacht wiſſen. — Ein *ſchwebendes Bett für verletzte Glieder;* vorzüglich für den Unterſchenkel. Ein ausgehöhltes Bret, deſſen vier Ecken mit Ringen verſehen, wodurch daſſelbe mit Schnüren, welche über zwey Rollen gehen, nach allen Seiten beweglich und ſchwebend erhalten wird. — Erfolg einer im ſechſten Bande der Bibliothek mitgetheilten Krankengeſchichte, von *Lentin.*

WIEN, b. Stahel: *Bernhard Joſeph Regland Mediciniſch praktiſche Abhandlung von verborgenen und langwierigen Entzündungen.* 1790. 221 S. 8. (14 gr.)

Um auch ein Buch zu ſchreiben, — denn einen nähern Beruf ſcheint er nicht gehabt zu haben, — ſchreibt der Vf. in einem äuſserſt verwirrten, ſchleppenden, fehlerhaften Vortrage ein langweiliges Buch über die ſogenannten langwierigen verborgenen Entzündungen. So ungern Rec. ſolche allgemeine, nicht mit Beweiſen belegte, Urtheile ſich erlaubt, ſo muſs er doch dieſesmal es dabey bewenden laſſen. Bey allen Citaten und Ausſchreiben von Stellen, von *Hyppokrates* (ſo ſchreibt der Vf.) an, bis auf *Stoll* iſt nicht eine Idee deutlich, und das Ganze höchſt verworren. Schon die Definition von dem Gegenſtande, worüber der Vf. das Publicum zu belehren dachte, iſt ſo negativ, daſs der Leſer, wenn er es nicht beſſer weiſs, ſich jede beliebige Krankheit oder gar einen völlig geſunden Zuſtand darunter denken kann, aber ſelbſt zum Abſchreiben als Beweis iſt ſie viel zu weitläuftig.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Cuchet: *L'Art de fabriquer le ſalin et la Potaſſe*, ſuivi des expériences ſur les moyens de multiplier la fabrication de la Potaſſe, par le Citoyen *Pertuis* et *Sager*, pour faire ſuite à l'ouvrage ſur

Digitized by Google

ſur l'établiſſement des nitrieres etc. l'an deux de la R. (1794.) 106 S. 8. 4 Kpfr.

Da zur Verfertigung des Salpeters, das vegetabiliſche Laugenſalz oder die Potaſche, die auch *Salin* genannt wird, unumgänglich nöthig iſt, ſelbige aber während dem jetzigen Kriege, nicht in gehöriger Menge aus den nordiſchen Provinzen Europens zu erhalten war, ſo ſahe man ſich genöthiget, dieſes Salz in Frankreich ſelbſt zu verfertigen. Zu dem Ende wurde gegenwärtige Schrift, die bereits 1779 unter dem nemlichen Titel erſchien, zum zweytenmal aufgelegt, um auf dieſe Weiſe die Einwohner auf dies einheimiſche Product aufmerkſam zu machen. Die Urſchrift iſt zu ſeiner Zeit durch eine deutſche Ueberſetzung bekannt worden; der gegenwärtige Nachdruck enthält als Anhang einige Verſuche der Hn. *Pertuis* und *Sage*, die ſie mit mehrern vegetabiliſchen Subſtanzen angeſtellt haben, um die Menge des darin enthaltenen Laugenſalzes zu beſtimmen. Da ähnliche Verſuche in Deutſchland bekannt ſind, ſo halten wir es für überflüſſig, ſelbige hier weitläuftig anzuführen; nur auf Hn. Sage Verſuch wünſchten wir unſre Landsleute aufmerkſam zu machen, da nach ſeiner Angabe 4000 Pfund Weintröſtern, die an allen Orten weggeworfen werden, 90 Pfund reiner Potaſche geben. Die vier dem Werke angehängten Kupfertafeln enthalten genaue Abbildungen einer Potaſchſiederey im Groſsen, nebſt den dazu erfoderlichen Geräthſchaften.

Paris: *Inſtructions ſur l'etabliſſement des nitrieres, et ſur la fabrication du Salpetre.* l'An deux de la R. (1794.) 196 S. 8. 4 Kpfr.

Die erſte Ausgabe dieſes Werks erſchien bereits 1777 unter dem nemlichen Titel, ward aber von den damaligen *Regiſſeurs de poudre et Salpetre*, (einigen der *Ferniers generaux*) nur als ein Handbuch ausgetheilt, wonach die mit Verfertigung des Salpeters beſchäfftigten Perſonen ſich zu richten hatten; aus dieſer Urſache iſt dieſes Buch ſelbſt in Paris ſelten geblieben, und wahrſcheinlich auſser Frankreich nie bekannt geworden. Ein günſtiges Vorurtheil für den Inhalt dieſes Werks iſt es unſtreitig, wenn man weiſs, daſs der, der Scheidekunſt und mehrern Wiſſenſchaften zu früh entriſſene, *Lavoiſier*, daran vorzüglichen Antheil gehabt, wäre auch das Gutachten, welches die Akademie der Wiſſenſchaften der gröſsern Ausgabe vordrucken laſſen, weniger ſchmeichelhaft.

Das Werk ſelbſt enthält in 15 Artikeln eine deutliche und genaue Anweiſung zur Verfertigung des Salpeters nach der in Frankreich üblichen Methode. Das Auslaugen der ſalpeterhaltigen Erde, ſo wie ſelbiges in Indien gebräuchlich iſt, wird ebenfalls mit angeführt und beſchrieben, und überhaupt die ganze Manipulation mit allen Nebenumſtänden beygebracht. Die vier Kupfertafeln dienen nicht wenig zur genauern Kenntniſs dieſer Arbeit; ſie enthalten nicht nur die zur Anlage einer Salpeterſiederey nöthigen Gebäude, als auch die Pfannen, Kryſtalliſationskübel und übrigen Geräthſchaften. Bey dem jetzigen Kriege, da jeder franzöſiſche Bürger, ſowohl in groſsen Städten, als auf dem platten Lande, die Kunſt, Salpeter zu bereiten, erlernt hat, war der Nachdruck dieſer Schrift, wovon bereits die zweyte Auflage im Werke iſt, nöthig geworden. Uebrigens ward die Salpetermacherey, im verwichnen Jahre, auf Befehl des *Comité de ſalut public* in Paris von den gröſsten jetztlebenden franzöſiſchen Chemiſten *Berthollet* und *Fourcroy* öffentlich gelehrt, ſo wie alle Departementer angehalten wurden, einen verſtändigen Mann nach Paris zu ſchicken, um die Bereitungsart auf dieſe Weiſe kunſtmäſsig zu erlernen. Der Leitfaden, den vorgedachte Chemiſten bey ihren Vorleſungen befolgten, findet ſich zum Theil in den ſogenannten *Cours revolutionaires.* Auſser der Anleitung zur Bereitung des Salpeters, des Schieſspulvers wird darin auch die Verfertigung der Gewehre und der Kanonen deutlich, und ſo umſtändlich, als der Gegenſtand es erfodert, gelehrt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weiſſenburg* in Franken, b. Jacobi: *Die Mitternachtsſtunde, oder: Wagen gewinnt, Wagen verliert.* Ein Luſtſp. in 3 Aufz. Aus (nach dem) Spaniſchen und Franzöſiſchen frey bearbeitet. 1790. 96 S. 8. — Dies iſt das franzöſiſche Stück *Ruſe contre ruſe*, welches Hr. Huber unter dem Titel: *die offene Fehde*, auf die deutſche Bühne gebracht hat. Die Ueberſetzung, die wir hier vor uns liegen haben, kann neben der Arbeit des Hn. *H.* nicht beſtehen; ſie iſt ſteif und voll Sprachfehler, woron wir nur einige anzeigen wollen. Durch das ganze Stück *die Fräulein*, ſtatt *das Fräulein*, *geloffen* ſtatt *gelaufen.* Der *Marquis* ſchlüpft einmal mit dem kräftigen Fluche; *ſchwere Noth!* aus dem Koffer; *Liſettchen* ſagt, die *verfluchten* Männer wollen das nicht! — von ihren Bruder, ſtatt: von *ihrem* — *auf der* Treppe herunterſchleichen, ſtatt: *die* Treppe etc. — *Sich* ſtatt: *Sieh* — etc.

Regensburg, in der Montag. Buchh.: *Die Galloppale.* Luſtſpiel in 3 Aufz. von *J. W. C.* 1795. 96 S. 8. — Die Intrigue dieſes Luſtſpiels hat weder einen raſchen Gang noch eine gleich anfangs anziehende Verwicklung; inzwiſchen iſt ſie bey der guten Wahl der Charaktere und dem leichten Dialog ſo unterhaltend, daſs dies Stück auch auf groſsen Theatern, gut geſpielt, gefallen kann. Zunächſt war es für ein Familienfeſt beſtimmt, und in dieſer Hinſicht zeigt es des Vf. dramatiſche Talente noch mehr, da er ſein Süjet in Charakteren ausführte, die den ſpielenden Perſonen aufs glücklichſte anpaſsten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. April. 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *De curandis hominum morbis epitome;* praelectionibus academicis dicata, auctore *Joann. Petro Frank.* lib. V. De profluviis. Pars I. 294 S. 8.

Mit gebührendem Lobe hat Rec. die erſten vier Theile dieſes Werks (Jahrg. 1794. Nr. 212. 213.) angezeigt. Dieſer Theil handelt von den verſchiedenen wäſſerichten und ſchleimichten Ausleerungen. Zuförderſt wird, wie gewöhnlich, eine allgemeine Pathologie dieſer Flüſſe vorausgeſchickt. Der Vf. führt mehrere Urſachen an, worunter der Einfluſs der Leidenſchaften auf dieſe Ausleerungen vorzüglich gut entwickelt iſt. Indeſſen glaubt Rec., daſs die Urſachen der Flüſſe noch ſyſtematiſcher hätten geordnet und unter allgemeinere Claſſen gebracht werden können, wenn der Vf. mehr auf die Lehre von den Congeſtionen Rückſicht genommen hätte, die theils activ theils paſſiv ſind, und aus welcher Verſchiedenheit ſich die Flüſſe ſehr gut erklären laſſen. Der Vf. hat zwar die Flüſſe theils von vermehrter, theils von verminderter Thätigkeit der Gefäſse hergeleitet, aber dieſe Theorie nicht auf allgemeinere Urſachen zurück gebracht. Er zeigt, daſs manche Reize und Eindrücke ſpecifiſch auf gewiſſe Theile wirken, Blutflüſſe und andere Ausleerungen aus denſelben zu erzeugen.

Die *erſte Ordnung* dieſer Flüſſe begreift die Ausleerungen der ſeröſen Feuchtigkeiten. I. *Ephidroſis.* Gegen die Abhandlung dieſer Gattung hat Rec. einzuwenden, daſs der übermäſsige Schweiſs gewiſs immer bloſses Symptom iſt, und als ſolches unter Hauptkrankheiten wohl nicht einen Platz verdient. Recht gut wird der Conſenſus zwiſchen der Haut und andern Organen, als der Grund der ſtellvertretenden Ausleerungen, angegeben: ſehr gründlich werden die Urſachen des übermäſsigen Schweiſses entwickelt. Daſs bey übermäſsigen und zerflieſſenden Schweiſsen ernährende Feuchtigkeiten mit ausgeführt werden, läſst ſich wohl nicht leugnen: aber Rec. kann dem Vf. darin nicht beyſtimmen, daſs es wahrer Chylus ſey, weil dieſer wohl nicht in die Hautgefäſse kommen kann. Eher iſt es Lymphe, die ſo oft Aehnlichkeit mit dem Chylus hat, und wahrſcheinlich den milchähnlichen Schweiſs hervorbringt. Die Folgen der Unterdrückung dieſes übermäſsigen Schweiſses hätte gewiſs der Vf. umſtändlicher und der Erfahrung gemäſser erklären können. Denn die ausgeſchiedene und oft zurück gehaltene Feuchtigkeit bringt gewiſs jene ſympathiſche Folgen nicht allein hervor. II. *Diabetes.* Die Abhandlung von der Harnruhr iſt wichtiger. Die Aufmerkſamkeit des Leſers wird geſpannt, zu vernehmen, was ein Mann, der dieſe ſeltene Krankheit, nach ſeinem Geſtändniſs, zehnmal beobachtete, darüber urtheile. Und Rec. geſteht, daſs das Reſultat von *Franks* Beobachtungen äuſserſt intereſſant iſt, wenn man auch mit ſeiner Theorie nicht übereinſtimmen ſollte. Sehr gut definirt er zuförderſt die Harnruhr, als die zu häufige Ausleerung eines ſüſsen Harns, deſſen Menge die Quantität der genoſſenen Getränke übertrifft, und wobey heftiger Durſt und Abmagerung des Körpers zugegen iſt. Von dem chylöſen Harnfluſs führt er auch ein Beyſpiel an, wo derſelbe nach einem Nierengeſchwür entſtanden war. Die *Lienteria urinalis*, oder den unveränderten Abgang des genoſſenen Getränks durch den Harn, habe er nie beobachtet. Auch hat dergleichen Fälle ſicher niemand bemerkt, obgleich *Marcellus Donatus* und *Horaz Augenius* es verſichert. Wahrſcheinlich haben ſie dadurch nur die Aehnlichkeit der ausgeleerten Feuchtigkeit mit dem getrunkenen Waſſer bezeichnen wollen. Der Vf. verſichert auch, niemals eine ſchleimichte Beſchaffenheit des abgehenden Urins bemerkt zu haben: *Deſault* aber beobachtete dieſelbe, und *F.* hat kein Recht, deswegen ſie zu leugnen, weil er ſie nicht ſah. In einem Fall wurden von der Harnruhr mehrere Glieder derſelben Familie ergriffen: auch war ſie mit der Waſſerſucht verbunden, und dieſe nahm zu, wenn der Abfluſs des Harns verringert wurde. Die Menge des abgehenden Urins beſtimmt auch der Vf. zu 40 — 50 Pfunden täglich. Der Durſt, die Trockenheit der Haut, das Brennen im Unterleibe, das Gefühl von herabſteigender Kälte zu der Blaſe, und die Abzehrung ſind die gewöhnlichſten Zufälle. Der Vf. lieſs wahren Zucker, 26 Unzen aus 24 Pfunden Urin, auch Alkohol und Eſſig aus dem Urin, der in der Harnruhr abging, bereiten: bisweilen bekam er noch eine gröſsere Menge Zucker aus dieſem Harn. Er hält diejenige Harnruhr für unächt, welche zu der Hyſterie und Hypochondrie ſich als Zufall geſellt, obgleich über den Begriff der Unächtheit noch Zweifel erhoben werden können. Denn ſind bey der hyſteriſchen Harnruhr alle weſentliche Zeichen zugegen, ſo hindert uns nichts, dieſen Zufall die wahre Harnruhr zu nennen. Bey der Theorie dieſer Krankheit iſt es wohl ganz überflüſsig, wenn der Vf. annimmt, daſs eine eigene Schärfe die Saugadern des ganzen Körpers ſo ſtark reize, daſs ſie alle Feuchtigkeiten mit Schnelligkeit abſorbiren und zu den Urinwerkzeugen bringen, wenn er überdieſs die Waſſerſcheue mit der Harnruhr vergleicht, weil hier der Durſt ein eben ſo weſentliches Symptom ausmacht, als dort der Abſcheu vor Flüſſigkeiten. Man kann nicht einmal behaupten, daſs der

heftige Durſt nothwendig in jeder Harnruhr zugegen ſeyn müſſe. Wir wollen uns auf die ältere Beobachtung des *Dodonäus* nicht berufen, welcher keinen Durſt im Diabetes wahrnahm: ſelbſt *Deſault* und mehrere andere ſagen ausdrücklich, daſs weder Fieber noch Durſt in vielen Fällen der Harnruhr bemerkt werden. Und in den Fällen, wo dieſes Symptom wirklich zugegen iſt, kann es doch nicht von einer beſondern Schärfe hergeleitet werden, weil die Harnruhr in den verſchiedenſten kranken Zuſtänden, und unter den verſchiedenſten Bedingungen entſteht, weil wir von einer ſolchen Schärfe nichts prädiciren können, und die Curmethode auf keine Weiſe das Daſeyn dieſer Schärfe beweiſet. Die Aehnlichkeit der Harnruhr mit der Milchruhr und der ſchleimichten Schwindſucht ſcheint dem Rec. ſo groſs, daſs man daraus wohl mit mehrerm Recht den Schluſs ziehen kann, die Harnruhr ſey als eine *phthiſis renum pituitoſa lymphatica* anzuſehen, und dieſer Schluſs wird durch die Curmethode am meiſten beſtätigt. Unter den Arzneymitteln, die gegen die Harnruhr empfohlen werden, fand der Vf. in dem einen Fall ein Blaſenpflaſter, auf die Gegend des Kreuzbeins gelegt, vortheilhaft. In dem andern Fall nutzte der ſtinkende Aſand mit Baldrian und wäſſerichten Myrrhen-Extract, und ſelbſt das Ammoniakkupfer. Dem Rec. ſcheint, daſs der Widerſpruch über die Wirkſamkeit gewiſſer Mittel in der Harnruhr auf eine verſchiedene Natur des Diabetes ſchlieſsen laſſe. Er iſt in dem einen Fall die Folge des zu ſehr gereizten, in dem andern die Folge des zu ſehr erſchlafften Zuſtandes der Nieren. Dort wird er durch laue Bäder, Opiate, durch *Dovers* Pulver; hier durch reizende Mittel, Alaun, Kantharidentinctur, Gummi Kino, und ähnliche Mittel geheilt. Dieſe Bemerkung des Rec. ſcheint durch die Beobachtungen von *Cowley*, *Deſault*, *M' Cormick* und Anderer vorzüglich beſtätigt zu werden. III. *Enureſis.* Die Fähigkeit, den Harn zurück zu halten, bringe nicht ein eigener Schlieſsmuskel hervor: dieſer fehle; ſondern ein *pſeudo-ſphincter*, der von den Faſern des *levator-ani* gebildet werde, und durch deſſen Erſchlaffung gewöhnlich die *Enureſis* entſtehe. Dieſe Behauptung enthält eine anatomiſche Unrichtigkeit. Es iſt zwar wahr, daſs bey Mannsperſonen einige Faſern vom Heber des Afters ſich bis unter den Blaſenhals verbreiten, und von *Morgagni* mit dem Namen *Pſeudo-ſphincter veſicae* belegt wurden: aber wer wollte deswegen das Daſeyn der innern Lage der Ringfaſern der Blaſe leugnen, welche in der Nähe des Blaſenhalſes offenbar einen Schlieſsmuskel bilden, der gewiſs das Meiſte zur Zurückhaltung des Harns beyträgt. Sehr gut werden die entfernten Urſachen dieſes Fehlers entwickelt. Die Beobachtung des Vf. iſt merkwürdig, daſs Kinder, von gichtiſchen Ältern geboren, bis zu den Jahren der Mannbarkeit beſtändig an einem unwillkührlichen Abtropfeln des Harns leiden, welches durch keine gewöhnliche Mittel gehoben werden kann... IV. *Ptyaliſmus.* Wichtig iſt die Bemerkung des Vf., daſs faſt keine Abſonderung durch den Einfluſs des Nervenleidens ſo ſchnell, und ſo oft verändert und verſtärkt wird, als die Abſonderung des Speichels. Dem Rec. ſcheint dieſes aus der anſehnlichen Verflechtung ſehr wichtiger Nerven, nemlich des Geſchmacksnerven, (eines dritten Aſts des fünften Paars,) des *biventricus*, des *jugalis quintus*, des *facialis inferior tertius*, von Facialnerven, und mehrerer Aeſte des Stimmnerven in der Nähe der Speicheldrüſen herzurühren. Die Sympathie dieſer Nerven mit den wichtigſten Nerven des übrigen Körpers ſcheint auch am beſten den conſenſuellen Speichelfluſs beym Sodebrennen und in andern Fällen zu erklären. V. *Epiphora.*

Die *zweyte Ordnung* enthält die ſchleimichten Ausleerungen. I. *Catarrhus.* In ſofern der Ausfluſs ſchleimichter Feuchtigkeiten aus den Luftwegen allezeit Symptom einer Hauptkrankheit iſt; kann derſelbe nicht als eine Hauptkrankheit angeſehen werden, ſondern dieſe bekommt unter den fieberhaften Zuſtänden ihren Platz. Der Vf. handelt zuförderſt den *Schnupfen*, oder den Ausfluſs dieſer Feuchtigkeiten aus der Naſe ab. Als Varietäten deſſelben ſchildert er die *Coryza ſinuum frontalium* und *antri Highmoriani*, welche letztere bey ſcrofulöſen Perſonen, beſonders weiblichen Geſchlechts, ſehr häufig iſt. Bey der letztern Gattung ſind der örtliche Schmerz, die Trockenheit der Naſe, die Geſchwulſt an der leidenden Stelle, die weſentlichen Merkmale. Oft folgt darauf eine reichliche Anhäufung des Waſſers in dieſer Höle, welches bisweilen in einer Blaſe eingeſchloſſen iſt. Oft geht dieſes Uebel in langwierige Naſengeſchwüre über, von welchen Rec. weiſs, daſs ſie bey Weibern, die in der Jugend an Scrofeln litten, mit dem Ausbruch der monatlichen Reinigung periodiſch zu- und nachher wieder abnehmen. Dieſe Geſchwüre zerſtören öfters die knöchernen Scheidewände der Naſenhölen, freſſen ſich in die Augenhöle und ſelbſt ins Gehirn durch, und werden auf dieſe Art tödtlich. Oft erzeugen ſich auch ſchleimichte Auswüchſe in den Naſenhölen (und Polypen) als Folgen eines ſolchen Geſchwürs. Dann folgt der Katarrh der Luftröhre. Ueber den chroniſchen und habituellen Katarrh alter Leute: über die langwierige Rauhigkeit, welche öfters in völlige Stimmloſigkeit übergeht. Beſchreibung des eigentlichen Katarrhalfiebers und der Influenza. Uebergang des eingewurzelten Katarrhes in ſchleimichte Schwindſucht, Beſchreibung der letztern. Vortrefflich gibt der Vf. die Zeichen an, wodurch die ſchleimichte von der ulceröſen Schwindſucht unterſchieden wird. Sehr intereſſant iſt, was er über die Urſache des Katarrhes ſagt. Die Materie der Ausdünſtung erregt, ſeiner Meynung zufolge, Rheumatiſmen, wenn ſie ſich auf die Muskeln, auf das Beinhäutchen und auf andere Theile wirft; den Katarrh aber, wenn ſie die Haut befällt, die die Luftwege überzieht. Wie dieſs geſchehe, weiſs er nicht. Man erkältet ſich leichter, wenn bloſs ein Theil des Körpers, als wenn die ganze Oberfläche deſſelben der Berührung der Luft ausgeſetzt iſt. Vielleicht rühre dieſs daher, weil in dem letztern Fall die groſsen Reinigungs-Organe, der Darmcanal und die Nieren, leichter den Reſt des zurückgebliebenen Stoffes ausführen, als wenn die Ausdünſtung bloſs in einem einzelen Theil unterdrückt wird. Rec. führt dieſe Bemerkungen des Vf., als Beweiſe der Verlegenheit an, worin ſich ſelbſt groſse Aerzte befinden, wenn ſie

ſie nach den hergebrachten Begriffen der Schule die Erſcheinungen des Krankenzuſtandes erklären wollen. Es iſt hier der Ort nicht, und auch aus andern Gründen zweckwidrig, die Privatmeynung des Rec. über das Zurücktreten der Ausdünſtung und die Folgen derſelben zu fodern. Der Vf. führt noch andere Urſachen an, und nimmt beſonders auf den Conſenſus des Unterleibes mit der Haut und den Luftwegen Rückſicht. Die Kurmethode des Katarrhes iſt doch faſt zu kurz und zu unbeſtimmt angegeben. II. *Medorrhoea*. Dieſs ſeltſame Wort hat dem Rec., der doch der griechiſchen Sprache nicht unkundig iſt, ſehr viel zu ſchaffen gemacht, indem er die Bedeutung und Ableitung deſſelben durchaus nicht zu erforſchen im Stande war. Er verzweifelt auch noch jetzt, den wahren Sinn davon zu ergründen, und bittet den Vf., künftig ſich dergleichen unverſtändlicher Ausdrücke zu enthalten. Die Nomenclatur iſt bey unſern medicíniſchen Schriftſtellern auſserdem ſchon ſo verwirrt: die Sucht, ſolcher Aerzte, die doch ſelbſt der griechiſchen Sprache nicht mächtig ſind, alles griechiſch auszudrücken, um gelehrter zu ſcheinen, iſt ſchon ſo groſs, daſs ein Mann von Anſehen ja nicht dieſelbe durch ſein Beyſpiel vergröſsern ſollte. Medorrhoea ſoll den Tripper, beſonders den weiſsen Fluſs bedeuten. Wir hätten doch gewünſcht, daſs der Vf. den veneriſchen Tripper, mit allen ſeinen Folgen, beſonders mit den Leiſtenbeulen und der Verhärtung der Hoden nicht hier, ſondern unter der Rubrik der Luſtſeuche abgehandelt hätte. Es iſt dadurch eine Verwirrung des Vortrags entſtanden, welche leicht hätte vermieden werden können. Intereſſant und zweckmäſsig iſt die Abhandlung vom weiſsen Fluſs des weiblichen Geſchlechts; ſehr richtig iſt die Erklärung der Leiſtenbeulen und der Verhärtung der Hoden, die er lieber *Epididymitis* nennen will, aus bloſsem Conſenſus. Von der langſam erfolgenden Verhärtung der Vorſteherdrüſe, wovon das anatomiſche Kabinett in Pavia merkwürdige Präparate enthält. Was die Curmethode betrifft; ſo überläſst der Vf. den hitzigen Tripper der Natur, wobey er eine antiphlogiſtiſche Diät empfiehlt: nachher aber gebraucht er hauptſächlich den Mohnſaft. In der von ihm ſogenannten Epididymitis warnt er vor den Einreibungen des Queckſilbers: führt auch einen ſehr merkwürdigen Fall von der Ruptur der Harnröhre während des übermäſsigen Beyſchlafs und der Ergieſsung des Harns in den Hodenſack, an. Die Operation der Verengerung der Vorhaut will er nicht zulaſſen. Im Zuſtande der Erſchlaffung macht er beym Tripper bloſs vom Bleyzucker, von Kalkwaſſer und vom Vitriol Gebrauch. III. *Gonorrhoea*. So nennt der Vf. die Pollution. Dieſe könne auch ohne wolllüſtige Ideen ſtatt finden; davon wird ein merkwürdiges Beyſpiel angeführt. Der Vf. erklärt ſich über die weibliche Pollution dergeſtalt, daſs man wohl ſieht, er trete der Meynung derer bey, die einen weiblichen Saamen annehmen. Unter dieſer Rubrik trägt der Vf. auch die Beſchreibung der Rückendarre vor. IV. *Galactirrhoea*. Gehört wohl eigentlich nicht hieher.

Das Latein iſt in dieſem Theil, leider, noch fehlerhafter und unverſtändlicher, als in dem vorigen. Manche Perioden kann man mehrmals leſen, ohne deutlich den Sinn derſelben zu faſſen: z. B. folgende, S. 256. „*Uno hic ab equo, plures ad venerem equos, ad „mammas, genitalia, admoto capite, irritari; ac ſuam „generationis ad opus promptitudinem, largiſſima liquoris „flaveſcentis, pellucidi, ex genitalibus explosione, ſignificari obſervavimus.*"

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Stahels Wittwe: *Frankreichs Geſchichte von der erſten Gründung dieſer Monarchie, bis zu der gegenwärtigen Umänderung.* In drey Bänden. Aus dem Englichen. Erſter Band. 1792. 1 Alph. 7 Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Original, von dem der Ueberſetzer nicht die mindeſte Nachricht gibt, erſchien zu London 1790 in 3 Octavbänden. Die Ueberſetzung deſſelben halten wir für ſehr überflüſsig, weil wir in unſerer Mutterſprache beſſere Werke, als dieſe nachläſsige Schreiberey eines ungenannten Engländers, beſitzen. Und doch iſt zu gleicher Zeit noch eine Ueberſetzung zu Altona bey Hammerich erſchienen! Citirt finden wir weder Quellen noch Hülfsmittel. Wir möchten demnach wohl wiſſen, woher der Ueberſ. die Nachricht hat, daſs der Vf. *die beſten und ſicherſten Quellen* benützt habe. Oder, rechnet er etwa die weiter hin genannten Werke Daniel's, Mezeray's, Henault's, Wraxall's, Watſon's u. ſ. w. zu dieſen Quellen? Uebrigens lieſet ſich die Ueberſetzung dieſes erſten Bandes, der bis auf das Abſterben Ludwig des Eilften reicht, ſo weit wir ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen können, ganz gut weg.

Wien, b. Degen: *Oeſtreichſche Biographien*, von *Johann Pezzl.* Erſter Theil, *enthält die Lebensbeſchreibung Joſephs II.* 1790. 21½ Bog. Zweyter Theil, *enthält die Lebensbeſchreibung Laudons.* 1790. 21½ Bog. Dritter Theil, *enthält die Lebensbeſchreibung Eugens* (von Savoyen). 1791. 17 Bog. 8.

Dieſe Lebensbeſchreibungen erſchienen vorher einzeln, und ſind hernach erſt mit dem angegebenen gemeinſchaftlichen Titel verſehen worden. Jeder iſt das von *Weinrauch* ſauber gearbeitete Bildniſs des darin beſchriebenen Mannes beygelegt. Aus den beiden ältern dieſer Biographien iſt die Geſchicklichkeit des Vf. im Portraitiren berühmter Männer bekannt genug. Wir bleiben daher nur bey der dritten, den Helden von Savoyen betreffend, ein wenig ſtehen.

Die ungekünſtelte Erzählungsgabe des Vf. macht ſeine Schriften, und auch dieſe Biographie, unterhaltend. Er wird dadurch zugleich in einem höhern Grade, als wenn er auf entgegengeſetzte Art ſeine Porträte bearbeitete, nützlich, indem er viele Leſer an ſich zieht, folglich gemeinnützig wird. Dieſen mag wohl auch gröſstentheils wenig daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, welcher Hülfsmittel Hr. P. ſich bedient habe: dem ſorgfältigern

fältigern Leſer hingegen liegt deſto mehr daran; und er vermiſst auch bey andern Pezzliſchen Biographieen ungern die Anzeige der Quellen, aus denen ſie geſchöpft worden. Es iſt doch wahrlich nicht gleichgültig, ob ein Hiſtoriker nur die bekannten, gewöhnlichen Vorgänger, oder ungedruckte Papiere benutzt habe. Ferner erwarteten wir mehr, als bisher bekannt war, von der allmähligen Ausbildung Eugens zum Helden und zum Staatsmann. Von ihm, als Staatsmann, iſt ſo gut, wie nichts, erzählt. Und doch war er, wie Hr. P. ſelbſt berührt, ziemlich lange die Seele des Wiener Cabinets unter Kaiſer Karl VI. Unpartheylichkeit ſcheint uns der Vf. auch nicht durchgehends beobachtet zu haben. Wenigſtens finden wir es ihr nicht gemäſs, daſs er die um das J. 1681 durch politiſchen und religiöſen Deſpotismus zur Verzweiflung gebrachten Ungern *) Rebellen ſchilt (S. 6. 8. 12 u. ſ. w.). — Vermuthlich iſt es ein Verſehen, wenn S. 168. die Ruſſen bey Pultawa und die Preuſsen bey Maxen in Parallele geſtellt werden. Vielleicht ſoll es *Narva* heiſsen ſtatt *Pultawa*: und doch gibt auch dieſs keine Parallele. Dahin wird auch gerechnet werden müſſen, wenn bey Erwähnung der Schlacht bey Oudenarde die *Elbe* ſtatt der *Schelde* genennt wird. — Der Stil und die Rechtſchreibung ſind ziemlich rein: nur würden wir nicht ſagen: *ſich auf etwas verlegen;* würden nicht ſchreiben *Gericht* ſtatt *Gerücht*, nicht *tretten* ſtatt *treten*, nicht *ſtoſst* ſtatt *ſtöſst*. S. 148.: Während daſs Stahremberg und Vendome *ſich herum balgten*, iſt unter der Würde des hiſtoriſchen Ausdrucks.

Dieſe Erinnerungen ſollen nur zeigen, daſs wir die Schriften des Vf. auch von kleinern Flecken frey wünſchen.

Frankfurt u. Leipzig (oder vielmehr Nürnberg), b. Weigel u. Schneider: *Geſchichte der Moldau und Wallachey von ihrem Urſprunge an bis auf den jetzigen Zuſtand dieſer Provinzen. Nebſt Beſchreibung der mit den Türken geführten Kriege.* Auf einer Reiſe geſammelt von Hn. *Carras*, Königl. Franz. Ambaſſadeur zu Warſchau, 1789. 10 Bog. 8.

Billig hätte auf dem Titel angezeigt werden ſollen, daſs dieſs die erſte Abtheilung des 14ten Bandes der in demſelben Verlag herauskommenden *Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen* iſt. Doch, der Verleger macht es mit mehrern Abtheilungen jener Bibliothek eben ſo! *Carra*, nicht *Carras* heiſst der Vf. dieſes Werkchens; er iſt — oder wir müſsten uns ſehr irren — derſelbe Schreyer, der bey der jetzigen franzöſiſchen Revolution den Fürſten Hohn ſprach, und dem endlich die Guillotine das Maul ſtopfte. Seine ſogenannte Geſchichte jener unglücklichen Fürſtenthümer enthält mehr Geographie und Statiſtik, als eigentliche Geſchichte. Statt neuer hiſtoriſchen Forſchungen gibt er uns manche Irrthümer; und der Lücken in ſeinem Buche ſind auch nicht wenige. Einige Anekdoten der neuern Zeit ſind noch das Beſte; wenn ſie anders glaubwürdig ſind. Die erſte Ausgabe des Originals erſchien unter dem Druckort *Jaſſy*, aber zu *Zweybrücken*, 1777. und die andere, *corrigée et augmentée des Memoires hiſtoriques et géographiques par M. de B. à Neufchâtel* 1789. Die Ueberſetzung ſcheint nach der erſten Ausgabe verfertigt zu ſeyn.

Augsburg, in der Joſeph-Wolfiſchen Buchh.: *Geſchichte des erbäulichen Lebens der Prinzeſſin. Ludovica Maria von Frankreich, Tochter Ludwig des XV und Baſe Ludwigs des XVI. Königs von Frankreich, welche als Barfüſser-Carmeliterin zu Saint-Denys am 23ſten Chriſtmonat im Jahre 1787 geſtorben. An das Licht geſtellt von einem Barfüſser-Carmeliter bayeriſcher Provinz. Begnehmiget vom hochwürdigſten Ordinariat.* 1793. 20 Bog. 8. (8 gr.)

Erbaulich, oder wie der ungenannte Vf. ſchreibt, *erbäulich* für den, der Empfänglichkeit für dergleichen Mönchereyen hat. Rec. geſteht offenherzig, daſs er ſie nicht beſitze und erlaubt dem Vf. willig, ihn innerlich für ein Weltkind zu halten.

Altdorf, b. Meyer: *Regiſter über die Begebenheiten, welche in den fünf Theilen des ephemeriſchen Almanachs und hiſtoriſchen Handbuchs enthalten ſind.* Herausgegeben von *Chriſtian Penker*. 1794. 8 Bog. 8.

Den Beſitzern jener *Seyboldiſchen*, mit Scharfſinn verfertigten Sammlungen hiſtoriſcher Bruchſtücke, wo nicht unentbehrlich, doch gewiſs ſehr angenehm; zumal da es mit vieler Genauigkeit, und ſowohl nach den Namen, als nach den Sachen, abgefaſst iſt. Da Hr. P. einmal dieſe mühſame Arbeit unternahm; ſo hätte er immer auch das im J. 1790 gedruckte hiſtoriſche Handbuch auf alle Tage im Jahre (von dem Hn. Hofgerichtsadvocaten *Hehl* in Tübingen) mit regiſtriren können.

*) Nicht *Ungarn*, noch vielweniger *Hungarn*; wenn man nemlich der Herleitung des Wortes gemäſs ſchreiben will. *Ugern* wurden die Madſcharen von den Byzantinern genannt. Der Rhineſmus oder das n iſt erſt durch die europäiſche Ausſprache hineingekommen. Wir würden dieſe Kleinigkeit nicht anführen, wenn nicht neulich einer unſrer Mitarbeiter in dieſer Zeitung die Schreibart *Ungern* für unrichtig erklärt hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. April 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Schäfer: *Velleda, ein Zauberroman.* 1795. 264 S. 8.

2) Quedlinburg, b. Ernſt: *Franz Bernhard*, der Heilige genannt. Eine pragmatiſche Geſchichte. Erſter Band. 1794. 352 S. 8.

3) Leipzig, b. Schäfer: *Die Mesallianz.* Aus den Papieren des Freyherrn von B., von *Auguſt Lusack.* Erſter Theil. 1795. 247 S. 8.

4) Berlin, b. Matzdorf: *Die unſichtbare Loge*, eine Biographie von *Jean Paul.* Erſter Theil. 392 S. Zweyter Theil. 1793. XXIV. 460 S. 8.

1.) Ein Zauberroman ſoll, wie wir aus dem Inhalte ſehen, ſo viel bedeuten, als ein Roman, in welchem nicht alles auf dem gewöhnlichen Wege der Natur geſchieht. Der Vf. des vor uns liegenden zeigt, was nur die wenigſten unſrer neuſten Romanſchreiber zu zeigen pflegen, ein Beſtreben, ſeinem Stile eine gute Bildung und Ründung zu geben. Und ſchon dieſes Beſtreben iſt, bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Literatur, lobenswürdig, wenn es auch nicht gerade mit einem ausgezeichneten Erfolge gekrönt iſt. Der Vf. hat ſich in ſeinem Tone nicht gleich gehalten. Die Sprache wird bisweilen zu familiär. Das Ueberflüſſige iſt nicht ſorgfältig genug hinweggenommen. Die Uebergänge ſind oft weitſchweifig; die Reflexionen häufig flach und gemein; die eingewebten Reden faſt durchgängig zu lang. Dieſes gilt von jeder der drey Geſchichten, welche in dieſem Bande enthalten ſind, mehr oder weniger. Die erſte, *Vaodicea und Velleda*, hat einen ſchwachen Zuſammenhang und ein geringes Intereſſe. Der Schluſs läſst den Leſer unbefriedigt. Der Anfang der Handlung lieſs weit mehr erwarten — *urceus exit.* Die zweyte, *der Rieſentanz*, enthält die letzte Scene aus Velleda's, der Zauberin, Leben, und ihren Uebergang in eine Art von Götterſchaft. Sie hinterläſst ihren Vertrauten eine kleine Sammlung ausländiſcher Sagen, mit denen ſie ſich in Nebenſtunden zu *desennuyren* pflegte. Eine dieſer Sagen wird hier mitgetheilt. So iſt alſo die dürftige Erzählung nichts weiter, als ein Vehikel, um eine Geſchichte an den Mann zu bringen, die mit der auf dem Titel angekündigten *Velleda* nicht den mindeſten Zuſammenhang hat. Sie iſt *Sam und Siuph*, oder *die Kinder des heiligen Stiers* überſchrieben. Dieſe Erzählung hat einige intereſſante Parthien, aber der Vf. holt allzuweit aus, und man vermiſst in ſeiner Darſtellung die Unterſcheidung des Wichtigern von dem Unwichtigern. Er muſs lernen vor der Ausführung einen feſten Plan zu entwerfen, und ihn während der Ausführung nicht aus den Augen zu laſſen. Auch vor Schiefheiten muſs er ſich hüten, wie folgende iſt: S. 25. „Vaodicea hatte ſich mit des Königs *eiſerner Krone* bedeckt, und niemand war, der ihr dieſen Schmuck ſtreitig machte; *ſie war ja von Eiſen;* ſolche Diademe drücken wohl, aber ſie werden nicht beneidet; doch ſchrecken ſie auch" u. ſ. w.

2) Der Vf. dieſes Romans, der ſich unter der Vorrede *Friedrich Schlüter* nennt, verſichert, die Abſicht zu haben, durch ſein Buch zu der Erlöſung des Menſchengeſchlechts aus den Banden der Unvernunft beyzutragen, und die Vernunft, ſo viel an ihm liege, in ihre alten Rechte einzuſetzen. Zugleich bittet er die Leſer, wenn ſie bemerken ſollten, ſein Buch könne in Rückſicht auf die Sprache beſſer ſeyn, dieſes mit dem höbern Zwecke zu entſchuldigen, den er immer vor Augen gehabt und mehr geliebt hätte, als den ſchlechterdings geringern. Wir wollen demnach bey unſrer Kritik nur auf den Geiſt des Buches Rückſicht nehmen. Die Abſicht des Vf. mag herzlich gut ſeyn; aber die Art, wie er ſie zu erreichen ſucht, iſt, wo nicht ganz unzweckmäſsig, doch nichts weniger als geſchickt. Er will Vorurtheile beſiegen; er will die Wahrheit predigen; dazu ſoll ihm ein Roman dienen. Aber man glaube nicht, daſs die Wahrheiten, um die es ihm zu thun war, aus der Geſchichte ſelbſt hervorgehn; daſs der Vf. dem Verſtande ſeiner Leſer durch die Einbildungskraft beyzukommen ſuche. Keinesweges! Nach der Art aller ſchlechten Moraliſten bricht er die Gelegenheit überall vom Zaune, die längſten und langweiligſten Diatriben über Kinderzucht, Religionsunterricht, Diätetik u. a. d. Dinge einzuſchalten. Dabey iſt ſein Räſonnement ſo ſeicht, ſo ſchief! Der Arzt, welcher in dieſem Buche eine wichtige Rolle ſpielt, und das vornehmſte Organ des Vf. iſt, will z. B. beweiſen, daſs Kinder *durch Inſtinct* angetrieben würden, das zu verlangen, was ihnen heilſam und nützlich iſt. „Vor einiger Zeit," ſagt er unter andern, (denn ſein Beweis geht durch mehrere Blätter) „kam ich in ein Haus zum Abendbeſuche, wo Vater und Mutter einen Heringsſalat aſsen; ſie hatten *aber* ein Kind von drey Jahren, das ſeit einigen Tagen kränkelte und viel huſtete. Ich hörte bald, daſs das Kind heimlich und wiederholt um etwas von dem übriggebliebnen Salate bat, aber immer die abſchlägige Antwort erhielt: es müſste ſonſt noch mehr huſten und ſterben. Endlich kam die Sache an mich, ich ſollte das Urtheil *vollends geben.* Ich gabs auch, nahm die Schüſſel, rufte das Kind zu mir, und fütterte es, frey-

lich zu nicht geringem Erſtaunen der Aeltern. Und ſiehe da, das Kind verlor ſeine kränkliche Niedergeſchlagenheit" u. ſ. w. Wir wollen hoffen, daſs der Vf. weder ein Lehrer der Logik, noch praktiſcher Arzt iſt. Faſt möchten wir auch an ſeinem Berufe zum Lehrer der Moral zweifeln. Franzens Mutter, in jeder Rückſicht ein treſſliches Mädchen, muſs ihrem Liebhaber entſagen, um einem reichen, aber bejahrten Manne, ihre Hand zu geben. Bevor die Ehe vollzogen wird; verſtattet ſie ihrem Liebhaber die erſte Gunſtbezeugung. Wir finden nicht, daſs der Vf. etwas gegen dieſen Schritt einzuwenden hatte, durch den doch fürwahr das Reich der Vernunft nicht befeſtigt wird. In ſeinen *launigten* Digreſſionen, die ihm ſehr Fieldingiſch vorkommen mögen; Leſern aber, welche wiſſen — *quid diſtent aera lupinis*, ſehr abgeſchmackt ſcheinen werden, verſteigt er ſich bisweilen bis zum Aberwitz; z. B. „Die Erde iſt rund, darum kann die Sonne des Himmels die ganze Erde nicht zugleich beſcheinen. Vielleicht, um doch wenigſtens einen *angenehmen* Grund anzugeben, liegt es an dieſer Kugelform unſrer Erde, daſs die Vernunft nicht überall hinleuchten kann." Im Eingange des XI. Cap. ſcheint er ſich etwas darauf zu gute zu thun, daſs in ſeinem Romane nichts von Rittern und Sagen, von Dolchen und Ketten u. ſ. w. vorkomme. Wir ſind der Meynung, daſs ein Roman mit jenen Ingredienzien ſehr ſchlecht und ſehr gut ſeyn könne; ſo wie uns der Vf. überzeugt hat, daſs es ſehr mittelmäſsige Romane geben kann, in denen nichts von allen dem ſteht.

3) Der Titel dieſes Romans läſst erwarten, in welche Geſellſchaft man geführt wird. Man iſt es ſchon gewohnt, in unſern neuſten Romanen wollüſtige und deſpotiſche Fürſten, nichtswürdige Höflinge und einen ahnenſtolzen Adel paradiren zu ſehn. Sonderbar iſt's, daſs die Verfaſſer derſelben ſich doch, im Geiſte wenigſtens, ſo gerne in dieſe Geſellſchaft drängen, und lieber die Sitten der Grafen und Freyherrn ſchildern, die ſie nicht kennen, als des Bürgerſtandes, in welchem ſie geboren und erzogen ſind. Der vor uns liegende Roman gehört zu den beſſern ſeiner Art; aber die Menſchen, welche er darſtellt, ſind von der Bühne und aus Romanen entlehnt. Wie hätte ſonſt der Vf. der feinen und weltklugen Eliſe ein Unternehmen wagen laſſen können, wie S. 143. geſchieht, wobey auf den Charakter des Mannes, mit dem ſie zu thun hat, ganz und gar nicht gerechnet iſt? Dieſer Mann weiſt ſie zurück, und ſagt ihr: Die Geliebte des Fürſten könne nie ſeine Gattin ſeyn. Eliſe geräth auſser ſich, und ruft, als ſie auf ihr Zimmer zurückkommt, ihrer wartenden Freundin zu: Ich bin mit Spott zurückgewieſen. Man warf mir vor, daſs ich des Fürſten *Buhldirne* ſey." — So drückt ſich eine Eliſe nicht aus; auch in den Augenblicken der Verzweiflung nicht. Daſſelbe ſchlaue Mädchen verlangt eine Gefälligkeit von dem Kammerherrn des Fürſten, einem zweyten Marinelli (Grimaldi heiſst er hier), und fragt ihn, ob ſie auf ſeine Freundſchaft rechnen könne? „Der Kammerherr bebte zurück. Er war gewiſs, ſie wählte ihn zum Rächer dieſer Beleidigungen; ein blutiger Zweykampf ſollte ſie ausſöhnen. — Sie merkte ſeinen Irrthum und lachte. Ich errathe ſie, Kammerherr, fing ſie an: *Heinrichs Degenſpitze iſt ihnen fürchterlich?* Nein, mein Herr, ſo ſtraſt Eliſe nicht." — In dieſem Geſchmacke, oder vielmehr noch weit unnatürlicher und unwahrer iſt die ganze Scene, welche damit endigt, daſs Eliſe dem verworfnen Kammerherrn einen feyerlichen Eid abnimmt. Die Geſchichte wird erſt gegen das Ende intereſſant; der Anfang iſt mit Details überladen, welche vollkommen entbehrlich ſind, wenn nicht vielleicht noch der Verlauf der Geſchichte ihre Wichtigkeit zeigt. Die Charaktere ſind weder neu, noch ſcharf gezeichnet. Nur eine einzige Scene iſt mit Geſchicklichkeit angelegt und durchgeführt. Zwar ſind die Mittel, deren ſich die Baronin von Holm bedient, ihre Freundin von dem Entſchluſs zurückzubringen, ſich dem Kloſterleben zu widmen; nicht neu; aber ſie ſind doch gut benutzt. Nur der Ausgang der Scene ſcheint uns eben ſo empörend, als unwahrſcheinlich. Hätte Eliſe auch nur eine der guten Empfindungen gehabt, die ihr in dem vorhergehenden beygelegt werden, ſo hätte ſie in den verabſcheuungswürdigen Vorſchlag ihrer Freundin nicht einwilligen, geſchweige denn ihn mit Freuden abnehmen können. — Die Schreibart des Vf. erhebt ſich über das Gewöhnliche. Man lieſt ſeine Erzählung gröſstentheils ohne Anſtoſs, und bisweilen mit Vergnügen.

4) Mit Miſsfallen und Unmuth las Rec. den Eingang zu dieſem humoriſtiſchen Werke. Er war ſchon im Begriff, das übrige ungeleſen bey Seite zu legen; indeſs las er weiter, und die Folge zog ihn an. Je mehr er las, deſto mehr wurde er hingeriſſen, entzückt und begeiſtert. Zwar bot ſich ihm vieles dar, was er hier tadeln könnte, in Gedanken und Ausdruck; aber er möchte lieber gar nicht tadeln, ſondern nur preiſen, wo ſo viele genialiſche Kraft, eine ſo glühende Phantaſie, ein ſo edler Sinn, eine ſo hohe Empfindſamkeit in dem Ganzen webt und lebt, das Gemüth, trotz allen dem, was es abſtöſst, auf eine unwiderſtehliche Weiſe ankettet, und es mit den mannichfaltigſten, in ein groſses Gefühl zuſammenſtrömenden Empfindungen erfüllt. Daſs man aber hier ja nicht etwa den gleichförmigen, immer geſpannten, ſeines Zwecks immer eingedenken rhetoriſchen Geiſt und einen ihm entſprechenden Ton erwarte, dem unſer Zeitalter viel zu ſehr huldigt, um nicht zu errathen, was es verbergen möchte; es iſt vielmehr der bizarreſte, launenvollſte und veränderlichſte Geiſt, der, ſeit *Sterne* geſchrieben hat, in einem Buche geherrſcht haben mag. Die Sprünge, die Abſchweifungen und Sonderbarkeiten ſind ohne Ende. Vieles iſt, was man wegwünſcht, aber noch weit mehreres, was man um keinen Preis miſſen möchte. Es iſt ſehr unangenehm und bisweilen widerlich, in dem vollſten Genuſſe der Beſchreibung einer reizenden oder erhabnen Naturſcene, oder der Darſtellung edler und hoher Gefühle durch ein humoriſtiſches Wort, ein barockes Gleichniſs, einen vorſetzlich geſuchten niedrigen Ausdruck geſtört zu werden; aber gar bald ſöhnt der Vf. den Leſer mit ſich aus, durch die ergreifende Wahr-

Digitized by Google

Wahrheit, mit welcher er die todte und die lebendige Natur ſchildert; durch die äſthetiſche Kraft, mit welcher er ſelbſt das Unbeſchreibliche darſtellt; durch die Hoheit und den Adel ſeiner Gefühle; durch die erhabnen Contraſte des Reizenden mit dem Schrecklichen, der Freude mit der Traurigkeit. Einen reinen Genuſs gewährt daher dieſe Lectüre nicht; und es ſcheint, daſs der Geiſt des Vf., von Ideen überſtrömt und überfüllt, das was er in ſolcher Fülle empfangen hatte, dem Auge des Leſers nicht in der reinen und geläuterten Geſtalt darſtellen konnte, durch die zwar dem Erhabnen und Groſsen ſelbſt nichts zugeſetzt wird, unter dem es aber doch in dem Gemüthe einen beſſern Eingang und eine traulichere Aufnahme findet. Wenn der Vf. dieſes Buch noch einmal ſchrieb, ſo würde er vielleicht alles das, was bloſs *ſpaſshaft* und *luſtig* iſt, auch die zu weit ausgeſponnenen Scherze, die nur wahren, aber nicht neuen, Räſonnements, welche hier bisweilen die Stelle der Lückenbüſser vertreten, auch manche Beſchreibung, da, wo ſich die Beſchreibungen allzu ſehr häufen, oder, wo man ſtatt eines Gemäldes einen Zug der Empfindung erwartet, und endlich alles, was die Laune *allein* erzeugt hat, wegſtreichen, ohne doch der hohen äſthetiſchen Kraft in ſo vielen glücklich erfundenen, wenn auch ſchon ſeltſamen, Ausdrücken, in ſo vielen neuen und überraſchenden Gleichniſſen, mit einem Worte, in dem was den gröſsten Theil dieſes Buches füllt, das mindeſte zu entziehen. In den beiden vor uns liegenden Bänden iſt die Geſchichte noch im Werden, und die Fäden ſind angeſponnen, aus denen der Knoten geſchürzt werden ſoll. Gegen das Ende wird die Erwartung der Folge ſehr lebhaft erregt. In dem Gange der Handlung iſt einiges im hohen Grade romantiſch; vieles dem alltäglichen Laufe des menſchlichen Lebens vollkommen angemeſſen, aber darum nicht weniger anziehend. Es wäre zu wünſchen, daſs das erſtere aus dem letztern entſpränge, ſo würde auch das Ungewöhnliche wahrſcheinlich, ja ſelbſt nothwendig ſcheinen; während hier das Romantiſche mit dem Alltäglichen nicht durch eine innere Verbindung, ſondern durch den gemeinſchaftlichen, über das eine, wie über das andere verbreiteten zauberiſchen Schleyer der Darſtellung und den alles durchſtrömenden Ton der Empfindſamkeit vereinigt iſt. Unter der Menge von Perſonen, welche in dieſe Geſchichte verflochten ſind, iſt nicht eine, mit welcher wir nicht bekannt, ja vertraut würden, den ſeltſamen Ottomar ausgenommen, welcher in der übrigen Geſellſchaft ſteht, wie ein Geiſt aus der andern Welt, unter den mit Fleiſch und Bein umkleideten Geiſtern der gegenwärtigen. Die Wahl der Situationen, die Entwicklung des innern Zuſtandes der handelnden Perſonen, und die eingeſtreuten Reflexionen verrathen überall den tiefen Blick des Vf. in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens; aber indem wir dieſe Kenntniſs bewundern, bewundern wir doch faſt noch mehr die Zartheit und Feinheit, mit welcher er die gemachten Entdeckungen zu ergreifen und an das Licht zu ziehen verſteht. Hier mögen nur einige charakteriſtiſche Stellen zur Probe ſtehn, welche eine Abſonderung erlauben, und uns gerade zuerſt wieder in die Augen fallen. II. S. 339. Es gibt, ſagte Beata, tugendhafte Tage, wo man alles vergibt und alles über ſich vermag; wo die Freude gleichſam im Herzen kniet und betet, daſs ſie länger dabliebe, und wo alles in uns ausgeheitert und beleuchtet iſt — *wenn man dann vor Vergnügen darüber weint, ſo wird dieſes ſo ſo groſs, daſs alles wieder vorbey iſt.*" II. S. 292. Guſtav fehlte: er trank ſeinen Brunnen noch, und verirrte ſich in die Reize der Gegend, um eigentlich den gröſsern Reizen ihrer Bewohnerin zu entkommen. Das Glück ausgenommen, ſie zu ſehn, kannt' er kein gröſseres, als das, ſie nicht zu ſehn. Sie ſpricht nicht von ihm: er nicht von ihr; ſeine herausrollenden Gedanken an ſie werden nicht zu Worten, ſondern zu Erröthungen." I. S. 308. Mir iſt's unmöglich, von einem Mann, mit dem ich unter einer Stubendecke ſitze, das Schlimme zu denken, das ich bisher von ihm gehört oder auch geglaubt habe, und es iſt wahrlich nicht einerley, ob uns ein Tiſch oder eine Chauſſee trennt. Wenn du einen von Hörenſagen haſſeſt, ſo gehe in ſein Haus, und ſehe zu, ob du, wenn du in ſeinen Geſprächen ſo manchen ſchönen Zug, in ſeinem Betragen gegen das Weib oder Kind, das er liebt, ſo manches Zeichen der Liebe aufgefunden haſt, ob du da mit dem hereingebrachten Haſſe wieder hinausgehſt. War gegenwärtiger Vf. in ſeinem Leben gegen etwas eingenommen, ſo waren's die Groſsen; ſeitdem er aber in ſeinen Clavierſtunden zu Scheerau Gelegenheit gehabt, mit manchem Groſsen unter einem Deckengemälde zu ſtehn; ſeitdem er ſelbſt unter dieſen Rieſen mit herumſpringt, ſo ſieht er, daſs ein Miniſter, der ein Volk drückt, ſeine Kinder lieben, und daſs der Menſchenfeind am Seſſionstiſch ein Menſchenfreund am Nähepult ſeines Weibes ſeyn kann. *So haben die Alpenſpitzen in der Ferne ein kahles ſteiles Anſehn, in der Nähe aber Platz und gute Kräuter genug.* I. S. 389. Nichts iſt mir gefährlicher, als mit zwey, drey Fingern an ein Frauenzimmer zu picken und anzuſtreichen — mit dem ganzen Arme hinan zu kommen, iſt für mich ohne alle Gefahr; ſo wie etwa die Neſſeln weit mehr brennen, leiſe beſtreift, als hart gefaſst. I. S. 246. Ein zarter Körper und ein zarter Geiſt reiben einander auf. Beata hängt, wie alle von dieſer Kryſtalliſation, ein wenig zur Schwärmerey, Empfindſamkeit und Dichtkunſt hin, aber was ſie in meinen Augen hoch hinauf ſtellt, iſt ein Ehrgefühl, eine demüthige Selbſtachtung, die, meinen wenigen Bemerkungen nach, ein Erbtheil, nicht der Erziehung, ſondern des gütigſten Schickſals iſt. Dieſe Würde ſichert ohne prüde Aengſtlichkeit die weibliche Tugend; wenn man aber dieſes weibliche *point d'honneur* erſt einerziehen, einpredigen muſs; — ach wie leicht iſt nicht eine Predigt beſiegt! Frauenzimmer, die ſich ſelber achten, umringt eine ſo volle Harmonie aller ihrer Bewegungen, Worte, Blicke. — — Ich kann ſie nicht ſchildern; *aber die ſind zu ſchildern, die der Roſe gleichen, welche unten, wo man ſie nicht bricht, die längſten und härteſten Dörner hat, aber oben, wo man ſie genieſset, ſich nur mit weichen und umgekrümmten verpanzert.*"

Digitized by Google

Leipzig, b. Göſchen: *Verſuch einer Anleitung zu Anlegung eines Gartens im engliſchen Geſchmack.* 1794. Mit zwey illuminirten Kupfern. 68 S. 4.

Die ſchöne Gartenkunſt hat einige ihr eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden. Unter dieſen iſt wohl die gröſste: die Mannichfaltigkeit der Geſichtspunkte, aus welchen ſie ihre Schöpfung betrachten laſſen muſs, und unter welchen dieſe durchgängig, wenn ſchon nicht in gleichem Grade, ſchön ſeyn ſoll. Von der kunſtloſen Natur fodern wir auf unſern Wanderungen nicht, daſs ſie uns ununterbrochen von einer reizenden An - oder Ausſicht zur anderen führe; wir behalten auf unbedeutendern Strecken die verlaſſene Schönheit in frohem Andenken, und jede neue überraſcht uns, weil wir ſie nicht vermuthen konnten. Dagegen iſt unſre Erwartung ſchon zum voraus geſpannt, wenn uns der *Gärtner* den *Weg* vorzeichnet, den wir wandern ſollen, wenn uns ſeine überall durchblickende Sorgfalt nicht bloſs zu einer gefälligen Parthie hinzuführen verſpricht, ſondern es auch übernimmt, die kleine Reiſe ſelbſt angenehm zu machen. Werden wir im Wandern nicht ſo beſchäftigt, daſs wir unſre Erwartungen vergeſſen, ſo iſt alle ſanfte Ueberraſchung unmöglich. Die Anlage der Gange, bey welcher auch der geringſte Uebelſtand das Auge beleidigt, iſt daher ſehr wichtig, weil dieſe die Nebengeſichtspuncte beſtimmen, und alſo eigentlich erſt Verbindung in die einzelnen Theile des Gartens bringen, das heiſst, die Gegenden zum Garten, zu *einem* überdachten Ganzen machen. Je ſeltner nun Rec. dieſe planmäſsige Einheit in ſonſt glücklichen Anlagen angetroffen hat, deſto mehr hätte er gewünſcht, daſs der Vf. dieſes Verſuchs, der ſonſt in theoretiſcher und praktiſcher Rückſicht ſo viel Kenntniſs verräth, mehrere Anleitung zu Anlegung der Wege gegeben hätte, und dieſes um ſo mehr, da er, vorzüglich auf der rechten Seite ſeines Grundriſſes, hinlangliche Proben einer in Verzeichnung der Gänge geſchickten Hand abgelegt hat. Sollte bey dieſer Zeichnung etwas zu erinnern ſeyn, ſo wär es vielleicht, daſs darin nicht genug Bedacht auf Bewegung der Spatziergänger genommen iſt, indem ſich ſämmtliche Wege in dieſer auf 18 Acker groſsen Anlage mit 12 bis 1500 Schritten möchten ausmeſſen laſſen, auch dieſe Wege ſo wenig Verbindung haben, daſs man entweder die groſse Tour ganz machen, oder gerade umkehren müſste. Wenn übrigens in dem Garten eines Privatmannes, der gewöhnlich einſam genug iſt, durchaus noch eine beſondere Einſiedeley ſeyn ſoll, ſo dürfte dieſe doch keine Ausſicht haben, noch weniger aber geben, wie beides für die *Clauſe* auf der Zeichnung abſichtlich menagirt iſt. Unter den, durchgängig ſehr wichtigen und erprobten, Regeln des Pflanzens der Baume und Sträucher iſt beſonders die durch die Zeichnungen 1 und 2 erläuterte Anweiſung, wie ſchnellwüchſiges Holz ſo anzubringen, daſs es langſamer wachſende Sorten weder verdecke noch verdrücke, auſserſt praktiſch und deſto nützlicher, da dieſe verſchiedenen Sorten auf der Zeichnung mit Zahlen unterſchieden, und im Texte groſsentheils benennt werden. Ein ſolcher Unterricht iſt lehrreicher, als leere Declamation über empfundene Gartenſchönheit, deren Darſtellung nicht in der Macht eines jeden ſteht, der Grund und Geld hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Nürnberg, b. Grattenauer: *Verſuch eines Lehrbuchs der Fabrikwiſſenſchaft*, von D. *J. H. Jung.* 2te Aufl. 1794. 636 S. 8.

Leipzig, b. Voſs u. C.: *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für* 1791. 5te Aufl. 1794. 348 S. 12.

Frankfurt u. Leipzig: *Einfälle und Hiſtorien zur Unterhaltung in Geſellſchaften.* 2te Ausg. 1794. 112 S. 8.

Leipzig, b. Cruſius: *Erſte Nahrung für den geſunden Menſchenverſtand*, von *M. K. J. Thieme.* 3te Aufl. 1795. 182 S. 8.

Lingen, b. Jülicher: *Predigten bey auſserordentlichen Gelegenheiten in Haag und in Amſterdam* gehalten von *E. H. Mutzenbecher.* 2te Aufl. 1792. 208 S. 8.

Gotha, b. Ettinger: *Auszüge aus den Predigten über die chriſtliche Glaubens - und Sittenlehre gehalten* von G. F. Götz. 2te Aufl. 1794. 446 S. 8.

Berlin, in d. Voſſiſchen Buchh.: *Hamlet, Prinz von Dänemark.* 3te Aufl. 1795. 152 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien: Ideen zur richtigen Beurtheilung eines Schauſpiels.* Ein Fragment für den Theil des Publicums, der minder denkt. 1795. 8. (mit Zueignung 39 S.) — Eine kleine, ſehr unwichtige Schrift, die, wie der Vf. ſagt, durch das Getöſe mancher Bravoſchreyer im Schauſpielhauſe iſt veranlaſst worden. Dieſe wenigen Blatter ſind, wie es ſcheint, fur Ofen und Peſt geſchrieben, und man bekommt eben keine gar zu günſtige Meynung von jenem Publicum, wenn man dieſe Ideen durchlieſt. Es ſind zuſammengeraffte Theaterſprüche, ohne Plan und Ordnung, hie und da verziert mit einigen glänzenden Lappen aus Schink's Dramaturgie, Mendelsſohns philoſophiſchen Schriften u. ſ. w. Der Stil iſt durchaus ſeicht, und allenthalben ſtöſst man auf Schreibfehler. „Für den Theil des Publicums, der minder denkt." ſollte wohl heiſsen: „der minder unterrichtet iſt." — Woher kommt es doch, daſs *minder denkende* und *minder unterrichtete* ſich ſo gern zu *Lehrern* aufwerfen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Wallishauſſer: *Melchior Striegel ein heroiſch-epiſches Gedicht für Freunde der Freyheit und Gleichheit.* Herausgegeben von *J. E. Ratſchky. Dritter und vierter Geſang.* 8. 1794. Mit fortlaufenden Zahlen von 111 bis 224.

Mit Vergnügen ſehen wir, daſs die Quelle des Witzes in dem dritten und vierten Geſange noch eben ſo reichhaltig flieſst, als in dem erſten und zweyten. Wir wünſchen nur, daſs Hr. R. uns bald auch mit den zwey letzten beſchenken, und die politiſchen Lächerlichkeiten, noch weil ſie im friſchen Angedenken ſind, benutzen möge. Der Raum verſtattet uns nicht den Inhalt dieſer Geſänge ſo herzuſetzen, wie ihn der Vf. auf eine komiſche Art entworfen hat. Wir geben alſo nur einen kleinen Auszug der Hauptbegebenheiten. *Dritter Geſang.* Striegel legt eine Kegelfehde bey, indem er die Kämpfer durch einen Virgiliſchen Exorcism entwaffnet. Proclam des Freyheitsclubbs an den Hn. Pfarrer Fiek im Puncte der Prieſterehe. Die Folgen davon. Der alte Striegel bricht wegen einer Speculation mit Apfelmoſt von Schöpſenheim auf, und ſein Sohn nützt dieſe Gelegenheit einen Nationalconvent zu inſtalliren. *Er macht* ſich ſelbſt zum Präſidenten. Auch die übrigen Würden werden vertheilt. *Vierter Geſang.* Der Nationalconvent beginnt ſeine Sitzungen. Er ſchafft den Krakauer Calender ab und nimmt den Pariſer an. Der Volksrath zerfällt in Factionen, und es entſtehen Berg und Ebne. Der Gaſtwirth Fips wird als Moderantiſt aus dem Convente geſtoſsen. Proceſs wegen einer Timoleonsnaſe. — Aus vielen vortrefflichen Stellen heben wir den Anfang des vierten Geſanges als eine Probe aus, welche gewiſs alle Freunde der Dichtkunſt nach dem Ganzen lüſtern machen wird.

Schweiſstriefend hab ich dieſs Werk des Genies
(Dank ſey den pieriſchen Schweſtern?) nun bis
Zur Hälfte vollbracht. Gott Phöbus gebe,
Daſs meine Striegliade noch lebe
Wenn Butlers Loos einſt der Welt mich entrückt!
Denn von dem älteſten Ueberbleiſel
Der Autorſchaft bis zum neuſten Geſchreibſel
Vom Sanchoniaton bis herab
Zu Meiſter Cramers Neſeggab
Däucht unter den Geiſtesgeburten mich keine
Vollkommner und tadelloſer als meine.
Sollt irgend ein Leſer ſich dran nicht erbaun
So ſag er es jedem; nur mir nicht: denn traun!
Er würde für immer, ſtatt ſo was mich glauben
Zu machen ſich meiner Achtung berauben.

In einer Note heiſst es: mein gelehrter Herr Mitbruder Cramer ſchrieb in ſeinen unter dem Titel Neſeggab zur Beleuchtung der Geſchichte der Sanscülotterie an das Licht geſtellten Rhapſodien *de regeneratione mundi* viel Erbauliches. Von dem lehrreichen Werke dieſes Geſchichtſchreibers der modernen Kosmogonie ſoll, wie ich vernehme, nächſtens eine Ausgabe mit dem wahrſcheinlich gewiſſe Vorwürfe naſeweiſer Zoilaſter *per figuram ironiae* abfertigenden Motto erſcheinen.

J'ecris en inſenſé, mais j'ecris pour des fous.

Hr. Cramer hat dieſe Demüthigungen wohl verdient. Denn obſchon ſeine democratiſchen Aeuſserungen mehr von einem angebrannten Gehirne als von einem böſen Herzen zeugen, ſo haben ſie doch nicht wenig zu dem Argwohn beygetragen, den mancher deutſche Fürſt und Fürſtenfreund auf die Gelehrten ſeines Vaterlands geworfen hat. Zum Unglück ſpielet oft Zufall oder Bosheit gerade ſolche Bücher in die Hände der Mächtigen, und macht ſie hierdurch zu erklärten Feinden eines Standes, deſſen gröſster und würdigſter Theil doch ſchon nach der Natur ſeiner Beſchäftigung Ruhe und Ordnung wünſchen muſs.

Die Flecken in dieſen Geſängen kommen gegen die Vorzüge derſelben kaum in Anſchlag. Sie beſtehen in einigen wenigen Reimen, die man nach der hochdeutſchen Ausſprache für nicht recht canoniſch halten wird, z. B. S. 209. *enthielt* auf *Bild*, und in dem manchmal fehlerhaften Periodenbaue, den wir ſchon in der Recenſion der erſten Geſange getadelt haben. Wer muſs nicht folgende Verſe öfter leſen, wenn er den Sinn herausbringen will? S. 157.

Gelockt von dem heilloſen Hunger nach Geld
Der Waghälſ' aus allen Theilen der Welt
(Trotz Kapern Scorbut und Waſſerhoſen
Und trotz der Gefahr, ſammt allen Matroſen
Von Wallfiſchen ſich *ſine lux ſine crux*
Verſchlungen, oder nach dem durch Cooks
Bedrängniſs berüchtigten Eyland Kerguelens,
Dem Feuerland oder den wegen des Stehlens
Verrufenen Inſeln durch einen Orkan
Verſchlagen zu ſehn,) auf dem Ocean
Umher treibt, riſs nun auch der induſtriöſe
Erzeuger Melchiors von der Frau Roſe
Sich los und brach mit dem zum Verkauf
Vorräthigen Cider von Schöpſenheim auf.

Digitized by Google

Ein ſo vortrefflicher Schriftſteller, wie Hr. R., der bey der Deutlichkeit nur gewinnen kann, darf ſich dergleichen Dunkelheiten nicht nachſehn.

1) Quedlinburg, b. Ernſt: *Blumen für deutſche Jünglinge und Mädchen*, vom Verfaſſer der Schickſale einiger Liebenden. 1794. 448 S. 8.

2) Ebendaſ.: *Löſemann und Rieckchen*, oder *frühere Schickſale eines halben literariſchen Märtyrers*. 1794. 240 S. 8.

3) Berlin, b. Schone: *Die ſchöne Diane*. Berlins erſtes öffentliches Mädchen. 1794. 160 S. 8.

4) Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Amor und Hymen*, oder romantiſche Scenen der Liebe und Ehe aus der wirklichen *Welt entlehnt*. Herausgegeben von *Joſeph aus der Grube*. 1794. 200 S. 8.

1) Dieſe ſogenannten *Blumen* enthalten I) die *Geſchichte Löſemanns und Rieckchen oder die frühern Schickſale eines halben literariſchen Martyrers* die, wie man aus Nr. 2. ſieht, der Verleger für gut gefunden hat, ohne die mindeſte Erwähnung, unter einem beſondern Titel in die Welt zu ſchicken. Wir finden an dieſem Werke nichts zu rühmen, als die Aufrichtigkeit, mit welcher ihr Vf. die Entſtehung deſſelben erzählt. Er arbeitete zuerſt den zweyten Abſchnitt aus, und erſt nach Endigung deſſelben fiel ihm bey, auch die frühern Schickſale ſeines Helden darzuſtellen, um dem Ganzen der Geſchichte *mehr Ausdehnung zu geben*. Hierauf wollte er den Schluſs zu ſeiner Geſchichte *ſuchen*, und damit die Feder niederlegen. Aber — *poſt nubila Phoebus*, dachte er, und ſammelte auf ſeinen einſamen Spaziergängen Ideen zur Wiederanknüpfung des ſchon abgeriſsnen Fadens, — und ſo entſtand der dritte Abſchnitt. Auf die Kunſt, eine Geſchichte zu *dehnen*, verſteht ſich der Vf. Alles trägt in derſelben den Stempel einer niedrigen Denkungsart, die ſich nicht einmal in der Einbildung zu erheben vermag. Wir wünſchen dem Autor *einen ſoliden Poſten*, *eine häusliche Einrichtung*, *Frau und Kinder*, Dinge nach denen er ſich, laut der Vorrede ſehnt; und da er bey den letztern die Stelle eines Informators ſelbſt zu vertreten verſpricht, ſo hoffen wir, daſs ihm dann keine Zeit mehr übrig bleiben werde, Romane drucken zu laſſen. II. *Die ſchöne Rheinländerin*, nach einer Romanze bearbeitet. Die ſchöne Rheinländerin führt den Namen *Sophia*, einen Namen, der, wie ſich der witzige Vf. ausdrückt, im umgekehrten Sinne genommen, ihrer Denkungsart und Aufführung angemeſſener war. Denn erſtlich: Sie liebte den Wein, und zweytens das männliche Geſchlecht. „Uebrigens verſichert er, daſs, *wenn* die Behauptung eines gewiſſen Schriftſtellers wahr ſey, daſs der Genuſs des Weines in den Oberrheingegenden die weibliche Jugend zu Ausſchweifungen geneigter mache, ſeine Geſchichte *nicht zum Beweiſe dieſer Behauptung dienen ſolle*. III. *Der Brief eines Ungenannten*. Eine Studentenverliebung im Studententone erzählt. Sehr menſchenfreundlich iſt es, daſs der Vf. ſeiner Geſchichte einen Anhang beyfügt, um, wie er ſagt, der Schweſter der Heldin *auch einen Mann zu geben*. IV. *Die Geſchenke*. Der Vf. verſichert, daſs dieſes Stück nicht für die Bühne geſchrieben ſey. Wo gäbe es auch ein Parterre, das ſolche Erbärmlichkeiten anzuhören im Stande wäre?

3) Die *ſchöne Diana*, durch ein Ungeheuer von Fürſten ihrer Unſchuld beraubt, kömmt am Ende dieſes Theils erſt in Berlin an, und wir haben alſo wenigſtens noch einen Band zu erwarten, deſſen Inhalt der Vf. am Schluſſe des gegenwärtigen S. 160. kürzlich anführt, um, wie er ſagt, *die Erwartung zu ſpannen*. Er glaubt alſo auf drey Zeilen möglich zu machen, was ihm auf zehn Bogen nicht gelungen iſt. Bis jetzt iſt das Ganze eine Verführungsgeſchichte, wie ſie in Romanen und Comödien ſehr alltäglich, in der wirklichen Welt aber, dem Himmel ſey dank! ſehr ſelten ſind. Der Vf. hat nicht einmal Gedächtniſs genug, ſeinen eignen Dichtungen treu zu bleiben. S. 71. heiſst es: „Des Fürſten ganze Wolluſt erwachte, ſein Augen *tammeln* (?); er ſchlieſst das zitternde Mädchen brünſtig in ſeine Arme. *Er war ein ſchöner Mann*,“ und S. 91. Warum? fragt hier mancher neugierige Leſer. — War der Fürſt etwa ein ſchöner Mann? *Nein*, *das war er nicht im geringſten*; er hatte weder Figur, noch ein anziehendes Aeuſsere.“ — Den Geſchmack des Vf., ſeine Menſchenkenntniſs, und ſeine Kunſt zu dialogiren, mögen folgende kleine Proben charaktiſiren. S. 64. *Oberförſter*. Kennſt du das *eiſerne* Geſetz nicht? *Diane*. *Ich will dieſes Eiſen glühend machen*; *es ſoll durch meine brennenden Thränen weich werden*. S. 87. ich will ihm bey meinem Sterben auf dem Schaffote Dinge ſagen, die ſein verwöhntes Ohr nie gehört hat, will eine Blutſchande über ihn anhäufen, *daſs keine Sonne mehr durch dieſen ſchwarzen Klumpen dringen ſoll*. S. 129. Diane unterredet ſich in der Gegenwart und in dem Zimmer des Fürſten mit der vornehmſten Maitreſſe deſſelben!

Die Diane: Aber welche Impertinencen!

Dame: Nichts als lautere reine Wahrheit, urtheilen Sie, meine Gnädige.

Jetzt lieſs ſich die Dame aufs freundſchaftlichſte zum Hören herab; Diane hatte ohne Wiſſen ihr dieſes Beywort gegeben.

Der Fürſt. Heraus! ich befehl' es, gleich heraus! was will das Menſch hier?

Die Dame. Nein, ich befehle, ſie ſoll bleiben.

Der Fürſt Und ich befehle, ſie ſoll gehn.

Die Dame. Sind Sie unklug! Begegneten Sie mir je ſo?

Der Fürſt. Ihr ſchändliches Weiberzeug, ich will mit euch allen nichts mehr zu ſchaffen haben.

Die Dame. Alſo hätte ich wohl gar meinen Abſchied? Ha, ha, ha, es koſtet mir ja nur einen Blick! u. ſ. w.

4) Die drey Erzählungen, welche in dieſem Buche enthalten ſind, wetteifern um den Preis der Unwahrſcheinlichkeit. Die wirkliche Welt, welche der Vf. zu ſchildern verſpricht, iſt die Welt der elenden Romane, in denen alles möglich und leicht iſt, was ſich ihre Ver-

Digitized by Google

faſſer etwa ſelbſt wünſchen und träumen mögen. So ſchwingt ſich in der erſten dieſer Erzählungen ein junger Menſch, welcher nichts ſtudirt hat, als die Poeten, in ſeinem neunzehnten Jahre, durch ſeine Verdienſte, zum Major empor, und wir würden ihn noch vor ſeinem zwanzigſten zum Feldmarſchall avanciren ſehn, hätte ihn nicht die Cabale von dem Heere entfernt. Doch auch dieſs gereicht zu ſeinem Glück, und er wird auf der Stelle, auf Befehl des Erbprinzen, Staatsminiſter mit unumſchränkter Gewalt. Daſs er an dem Hofe Feinde findet und ihre Cabalen durch ſeine Klugheit beſiegt, kann man ſich denken. Zu den Perſonen der Welt unſeres Vfs. gehört auch ein wollüſtiger Fürſt, ein eingefleiſchter Teufel von Oberſten, welcher ſeine eigne Nichte in einem Walde nothzüchtigen will, aber von dem Staatsminiſter, dem Liebhaber der Nichte, glücklich daran verhindert wird; eine verbuhlte Maitreſſe, die den Helden in ihre Netze zu ziehen ſucht, aber mit Schimpf und Schande, ja gar mit dem Tode, belohnt wird. Aus allen dem iſt eine ſehr ſchauerliche und rührende Geſchichte zuſammengewebt, in welcher nichts poſſierlicher iſt, als die allmählige Veränderung der Sprache, deren anfänglicher Schwung gegen ihren endlichen Fall ſich ungefähr ſo verhält, wie die Illumination, mit welcher die Geſchichte ſchlieſst, gegen die Mondſcheinnacht, mit der ſie beginnt. Doch faſt noch luſtiger ſind die gelehrten Anſpielungen, mit denen der Vf. um ſich wirft. Ein Kapitel überſchreibt er: *It muſt ſo be. Cato. Addiſon.* Ein wichtiges Citat! Doch S. 24. bekommen wir gar einen griechiſchen Vers in den Kauf. Aber nicht nur ſeine Gelehrſamkeit, auch ſeine Vorſicht verdient Bewunderung. S. 12. thut er gute Wünſche für den ruhigen und ungeſtörten Fortgang der Liebe des Paares, das er uns eben in einer empfindſamen Scene gezeigt hatte. Aber ſogleich beſinnt er ſich eines beſſern, weil ihm einfällt, daſs, bey der Erfüllung ſeines Wunſches, der Roman ein Ende haben müſste. „Aber nein, ruft er aus, ich wünſche Hinderniſſe eurem Glück, denn überſchwenglich iſt jedes Glück im Arme der Gefahr!" S. 17. Ferdinand, Kronprinz im Lande Roll (der Vf. ſieht ſich genöthigt, Länder und Städte zu nennen, die gar nicht exiſtiren, *denn er wünſcht nie anzuſtoſsen*) hatte u. ſ. w. Mit dieſer Klugheit contraſtirt die Impertinenz S. 3. Sein Lehrer war ſein eigner Vater, der, *wider ſonſtige Sitte der Grafen*, kein Dummkopf geblieben war, eine Aeuſserung, welche man einen ſolchem Kenner der Welt, wie unſer Vf. iſt, immer zu Gute halten kann. So wenig übrigens die Charaktere, die Begebenheiten, die Denkungsart und Sprache der handelnden Perſonen aus der wirklichen Welt iſt, ſo ſehr ſind es die Ausdrücke, *nackt A—* und *der König hat mir einen D— zu befehlen;* die der geſchmackvolle Schriftſteller ſeinen empfindſamen und weinerlichen Tiraden eingemiſcht hat.

BRESLAU, b. Gutſch: *Eheſtandsvorbereitungen* in lehrreichen Schilderungen oder Amor und Hymen in ihrer Blöſse. 1794. 255 S. 8.

Es fehlt dem Vf. dieſer Schrift nicht ganz an Talent zur Schriftſtellerey. Er beſitzt einiges Gefühl und etwas Einbildungskraft; er hat, doch, wie es ſcheint, nur auf einem kleinen Schauplatze, mancherley beobachtet; er hat einige guten Schriften geleſen. Daher gelingt ihm bisweilen eine Bemerkung, ein Ausdruck, ein einzelner Satz; aber ſelten iſt eine ganze Periode tadelfrey. Er ſcheint keine gelehrte Bildung genoſſen zu haben. Wie könnte er ſonſt ſchreiben: *eine Pourlesque; pourlesque Menſchen; Panſeen; ein dücker Wanſt; auf Dörnern wandeln; für dem Spiegel ſitzen: ſie glommen* (klimmten) *Gebirge hinan;* und was dergleichen ſchöne Dinge mehr ſind? Seine Schreibart iſt im höchſten Grade ungleich. Am beſten gelingt ihm die Sprache des Herzens und ein ernſthafter Ausdruck; ſeine Declamationen aber ſind weitſchweifig; ſeine Erzählungen unintereſſant; und wenn es ihm einfällt launigt zu ſeyn, wird er unerträglich. Er hat ſein Werk in zwey Hälften getheilt. In der erſtern handelt er von der Liebe, die er nach der Verſchiedenheit ihrer Gegenſtände betrachtet; Romanhafte Liebe; Ritterliebe; Theaterliebe; Kloſterliebe; Soldatenliebe u. ſ. w. In der andern handelt er von der Ehe, und zwar ſo, daſs er bey der Verlobung anfängt und mit dem Tode beſchlieſst. Wir wollen gegen dieſe Eintheilung nichts erinnern. Aber die Bemerkungen, welche unter dieſe Rubriken geordnet ſind, ſcheinen uns wenigſtens gröſstentheils trivial. Nach allem dem, was in ſo mancher trefflichen Schrift über die Weiber, die Liebe und die Ehe geſagt worden iſt, wird man hier wenig neues finden. Tief wird nirgends geſchöpft. Das Räſonnement iſt öſters ſeicht und unlogiſch. So will der Vf. S. 136. unterſuchen, ob heimliche Liebe tadelhaft ſey. „Iſt es erlaubt, hebt er an, kann es mit der Tugend beſtehen, daſs zuweilen Jünglinge und Mädchen ſich *ganz heimlich* lieben, *ohne es der Welt wiſſen zu laſſen?* Meinen *Empfindungen* nach kann es mit der Tugend ſehr wohl beſtehn. *Denn* haben wir nicht eine Menge Beyſpiele von heimlich Liebenden, deren Verbindung ſchön, tadelfrey und nachahmenswürdig iſt?" Das was folgt, iſt nicht beſſer. — Wir haben geſagt, daſs die launigte Schreibart des Vfs. unerträglich ſey. Hier ſind einige Proben derſelben. S. 47. Thalmeyer; der etwas geizig war, wollte erſtlich an dieſs Vergnügen (das Schauſpiel) nicht gern etwas wenden. Nach und nach aber bekam er doch *Appetit*, beſonders aber nachdem er einmal *eine rechte Pourlesque* geſehn, *die ſeinen ganzen dücken Wanſt erſchüttert hatte.* S. 48. Das Frauenzimmerchen bezeigte nicht Luſt, ihre übrigen groſsmüthigen Freunde dieſes Junkers wegen im Stiche zu laſſen, ob ſie ſchon auch groſse Luſt *zu ſeinen Lenden* und zu ſeinem Geldbeutel haben mochte." S. 64. Das Gebell derer, die ſich getroffen fühlen, gilt mir *ſogleich, als die ſtolze Wuth des kallekutiſchen Hahns.* Auch an Nonſens fehlt es hier nicht. S. 67. So ſchwindet der weibliche Buſen von einer ſteilen Höhe zur andern, und fällt endlich, und wähnt ſich noch glücklich im Fall. S. 121. Auf keine Leidenſchaft wirkt die Verführung ſo mächtig als auf die Liebe. Sie reiſst dieſen uns eingepflanzten Trieb ſo allgewaltig dahin, daſs er unzähligemal die Waffen verliert, ſich zu vertheidigen. Für ſich allein ſchon er ein gewaltiger Tyrann über

Digitized by Google

über unſre Herzen, und wenn nun vollends die Verführung ihn anſpornt, ſo ſteigt er zur ſteilſten Höhe, verliert oft auf ewig den Rückweg und wälzt ſich im graunvollſten Labyrinthe umher.“ Iſt es möglich, ungereimtere und widerſprechendere Dinge vorzubringen? — Der Vf. verlangt von ſeinen Kunſtrichtern Eintracht. „Erhebt euch, ruft er ihnen zu, und macht zu einem einſtimmigen Tadel mit meinem Büchlein den Anfang!“ Wir können uns nicht rühmen dieſen Zuruf ganz zu verſtehn; aber ſo viel wiſſen wir, daſs ein Buch von einem halben Dutzend Kunſtrichtern gelobt und dennoch höchſt mittelmäſsig ſeyn kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Dresden, in d. Waltherſchen Hofbuchhandl.: *Vollſtändiger ökonomiſcher Unterricht vom Brandweinbrennen, Abziehung der Aquavite, Eſſigbrauen, und zur Holzerſparniſs vortheilhafterer Einrichtung der Brennereyen*, von *J. Ch. Simon*. N. Aufl. 1795. 411 S. 8. m. K. (20 gr.)

Leipzig, b. Köhler: *F. Rehms brüderliche Belehrungen zur Vermeidung früher Wolluſtſünden*. 2te Aufl. 1795. 118 S. 8. (6 gr.)

Frankfurt a. M., in d. Andreäiſchen Buchh.: *Gemeinnützige Anleitung für Nichtärzte und Landchirurgen, wie man ſich für der gegenwärtig herrſchenden Ruhr bewahren und dieſelbe in Ermangelung eines Arztes ſicher heilen könne*, mit beygefügten Kauteln und den vorzüglichſten Recepten; von D. *J. V. Müller*, jun. u. D. *G. J. Hoffmann*, jun. 2te Aufl. 1794. 35 S. 8. (3 gr.)

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. C.: *Der Alte Ueberall und Nirgends*. Geiſtergeſchichte von *C. H. Spieſs*, 1 u. 2 Jahrh. N. Aufl. 1795. 391 S. 8. (1 Rthlr.)

Zelle, b. Richter: *Was ſoll ich zu der Beruhigung meiner Seele glauben? Was ſoll ich hoffen bey den mannichfaltigen Meynungen der Gelehrten?* beantwortet von einem abgelebten Greiſe am Rande des Grabes. Nebſt Fortſetzung. 3te Aufl. 1791. 192 S. 8. (10 gr.)

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Betrachtungen über die Verſöhnungslehre*, von *J. O. Wichmann*. 2te Ausg. 1794. 406 S. 8. (12 gr.)

Frankfurt u. Leipzig, b. Brönner: *Lehrreiche und angenehme Syntactiſche Vorübungen nach der beliebten Schelleriſchen Grammatik*, den Anfängern der lateiniſchen Sprache gewidmet von *J. G. Röchling*. 2te Aufl. 1789. 221 S. 8. (6 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Lehrreiche und angenehme Uebungen des lateiniſchen Stils für untere und mittlere Claſſen*, von *J. G. Röchling*. 4te Aufl. 1793. 376 S. 8. (12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *G. A. Tittels Erläuterungen der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie*, nach Hn. *Feders* Ordnung. Natur u. Völkerrecht. N. Aufl. 1794. 700 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Mainz*, in der Univerſitätsbuchh.: *Ueber die Einſchlieſsung der Landſtädte und anderer offenen Orte.* Eine Abhandlung, welcher die Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen im November 1791 den Preis ertheilte, von *R. Eikemeyer*, Kurmaynz. Ingenieurmajor, auch der Philoſ. und Mathematik ord. öffentl. Lehrer; mit Verbeſſerungen und Zuſätzen des Verfaſſers. m. K. 1792. 42 S. 4. (6 gr.) — Die Beantwortung der Preisaufgabe: „wie Landſtädte ohne den Gebrauch der „Mauren auf die vortheilhafteſte Art einzuſchlieſsen ſind“ hat der Vf. in dieſer Abhandlung etwas erweitert, und ſehr viel zweckmäſsiges, auch im Allgemeinen über die Anhänglichkeit an verjährte Einrichtungen und den kleinſtädtiſchen Abſonderungsgeiſt geſagt, der, unerachtet es ihm noch an gepflaſterten Straſsen gebricht, ſich in entbehrliche ſteinerne Mauern einzuſchlieſsen fortfahrt. Es iſt über dieſe Materie eigentlich nichts Neues zu ſagen, da das allgemeine Bedürfniſs den Erfindungsgeiſt längſt auf Befriedigung der verſammelten Wohnplätze gerichtet hat; indeſs verdienten die mancherley Arten derſelben unſtreitig beſſer bekannt gemacht zu werden, da manche Gegenden in Benutzung der zweckmäſsigſten und ihrer Lage angemeſſenſten Materialien noch ſehr zurück ſind. Das Verhältniſs des Koſtenbetrags der verſchiedenen Befriedigungsarten dient dazu, die Wahl derjenigen zu beſtimmen, die nicht ſelbſt Anſchläge machen können. Die in manchen an Kieſeln reichen Gegenden üblichen Aufwürfe aus rohen geſprengten Feldſteinen ſcheinen dem Vf. nicht bekannt zu ſeyn; ſie gewähren daurenden Schutz und befördern die Thätigkeit und die Cultur eines ſteinigten Landes, indem ſie einer ſchädlichen Sache einen nützlichen Platz anweiſen.

Bey Anlegung von Hecken kann die Erinnerung des Vf., daſs man die jungen Stämme in Baumſchulen ziehe und nicht aus fremdartigen Boden und beſchützten Lagen, in welchen ſie oft ſchon ihren Wachsthum verloren, herbeyhole, nicht genug wiederholt werden, weil die Nachläſsigkeit der erſten Auswahl nicht bloſs die Koſten durch nothwendiges Nachpflanzen vermehrt, ſondern auch die gehegte Abſicht nur ſpät, oft gar nicht, erreichen läſst. Nur, wenn man Zeit genug hat, die gepflanzten Stämme das folgende Jahr bey der Erde wegzuſchneiden, und den jungen verdickten Nachwuchs zu erwarten, der alsdann mehrere Jahre in einander geflochten werden kann, und dann ewige Hecken, nicht bloſs dem Namen nach, bildet, brauche man weniger ſorgfältig in der Auswahl zu ſeyn, ohne das Zurückbleiben der Pflanzen befürchten zu dürfen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1795.

PHILOLOGIE.

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Verſuche einer kleinen deutſchen Sprachlehre für die heranwachſende Jugend.* Von *Auguſt Hartung*, Vorſteher einiger Schulanſtalten. 1792. 8½ Bog. 8. (5 gr.)

Eigentlich eine zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage eines ehemals nur zum Gebrauch der Schüler und Schülerinnen des Vf. herausgegebenen Buchs. Die heranwachſende Jugend iſt, wie aus der Vorrede erhellt, der reifern entgegenſetzt, für welche Hr. Adelung ſeine kleinere Sprachlehre geſchrieben hat, dem Hr. H. in allem Weſentlichem gefolgt zu ſeyn verſichert. Uebrigens denkt er ſich eine nicht ganz uncultivirte Jugend des Mittelſtandes (beiderley Geſchlechts). Durchgängig ſind unter die Regeln Beyſpiele geſetzt, groſsentheils geſchichtliche Sachen enthaltend, durch deren nähere Entwickelung ſich, wie er hofft, noch mancher Nebenzweck dürfte befördern laſſen, wiewohl ſie auch zum Theil leicht von dem Hauptzweck zu weit abführen könnten, (z. B. das, was S. 20. von Karl XII, und S. 21. von Karl V erzählt wird), zum Theil auch nicht ſo ganz hiſtoriſch richtig ſind, z. B. die Nachricht von dem Grafen von Thurn S. 71, der ſich zwiſchen die kaiſerlichen Miniſter ſtellt, ſie ans Fenſter ſchleppt, ſie hinaus ſtürzt, und ſie in einen *tiefen Moraſt* wirft. Hin und wieder hat der Vf. ſich unvermerkt von ſeinem Urbilde entfernt, und alsdenn verfällt er in kleine Fehler, z. B. gleich S. 1., wo er die Buchſtaben in Hülfslaute, Hülfsdoppellaute, Hauptlaute und Hauptdoppellaute eintheilt, und von der Sylbe ſagt, ſie ſey ein vernehmlicher Laut, und werde mit einer Bewegung des Mundes ausgeſprochen, da im Adelung ſtand, ſie ſey ein vernehmlicher Laut, welcher mit *einer einzigen* Oeffnung des Mundes ausgeſprochen werden könne. Von gleicher Art iſt die Regel S. 2., daſs in jeder Sylbe wenigſtens ein (Ein ?) Hülfslaut oder ein Hülfsdoppellaut ſeyn müſſe, wo *wenigſtens* ganz müſsig zu ſtehen ſcheint. Redetheile nimmt er nicht, wie Hr. A., 10, ſondern 11 an. Er unterſcheidet nemlich Eigenſchaftswörter (der *weiſe* Sokrates) von Beſchaffenheitswörtern (er iſt *groſs*), die er beide im Beyſchluſs Adjectiva nennt, da Ad. die Adverbia durch Beſchaffenheitswörter überſetzt hatte, welche unſer Vf. durch Umſtandswörter gegeben hat. Er nimmt den Vocativ wieder unter die Caſus oder Fälle auf, und ſagt, „der „fünfte Fall wird ſeltner, und jedesmal zur Anrede „gebraucht." S. 9. heiſst es: „zu welchem Geſchlechte jedes Hauptwort gehört, lernt man am beſten aus der „Uebung, *beſonders wenn man mit den Artikeln* (Artikeln) „*bekannt iſt. Denn auch der Articel hat drey Geſchlechtsendigungen* u. ſ. w. Iſt nun unſer *Sprachgefühl* nur „einigermaſsen verfeinert, ſo wiſſen wir auch *ſogleich*, „ob ein Hauptwort den männlichen, oder den weiblichen, oder den ſächlichen Articel erhalten ſoll." Auf dieſes Sprachgefühl rechnet der Vf. überhaupt etwas viel. Schon S. 10. iſt davon wieder die Rede: „Bey der „Biegung der Hauptwörter wird uns das Sprachgefühl „wieder zu ſtatten kommen. Wir wollen daher nur „eben ſo viel Arten von Biegungen annehmen, als Geſchlechter ſind." Aus dieſen Beyſpielen wird man leicht ſehen, daſs philoſophiſche Genauigkeit und Beſtimmtheit des Hn. H. Sache nicht ſind. Indeſs machen, wie dies bey vielen Schriftſtellern der Fall iſt, die Beyſpiele mehrentheils wieder gut, was die Regel verderbt hat. Wer verſteht (S. 25.): „Wenn das Perſonwort der, die, das, nicht mit einem Hauptworte verbunden iſt, ſondern *mehr hinter*, *als vor* demſelben ſteht, ſo hat es im zweyten Fall der Einheit *deſſen, deren, deſſen?*" Allein wenn dann darunter ſteht: „Der „groſse Kuhrfürſt, *deſſen* wir oft erwähnt haben, iſt „1688 geſtorben;" ſo weiſs man, was er haben will. Zu manchen Regeln iſt er aber unglücklicherweiſe die Beyſpiele nicht allein ſchuldig geblieben, ſondern es ſind ſogar Beyſpiele dazu ihm, wie jedermann, unerfindlich. So ſagt er, das eben erwähnte *der* habe im zweyten Fall der Mehrheit *derer*, und im dritten *deren*. Will man hier nicht höchſt unwahrſcheinlich zwey Druckfehler annehmen (*derer* für *deren*, und *deren* für *denen*) ſo werden die, welche dies Lehrbuch gebrauchen, ihren Schülern die Beyſpiele geben müſſen: Die Fürſten, *derer* wir erwähnt haben, und die Fürſten, *deren* man den Beynahmen Groſs gibt. S. 75. wird gelehrt, *wie* könne nur vergleichungsweiſe gebraucht werden, und dann hinzugeſetzt. „Aber ſelbſt vergleichungsweiſe darf es nicht mit dem beſſern *als* verwechſelt werden." Was ſoll das heiſsen. Der Vf. will bloſs ſagen, ſelbſt bey Vergleichungen ſey *als* zuweilen beſſer, z. B. *ich bin ſogut, als* du. Wenn iſt aber dieſes zuweilen? Das hätte er ſeinen Schülern ſagen ſollen. Antwort: wenn *ſo* nebſt einem dazu gehörigen Adjectiv oder Adverb vorhergeht. Wenn Hr. H. unſern Rath befolgen will, ſo wird er bey einer neuen Auflage mehr Exempel und weniger Regeln geben; denn er ſelbſt ſchreibt — Kleinigkeiten, wie *frägt, ſahe, floke*, ausgenommen — ſo ziemlich richtig. Mit dem, was er S. 85. ff. von der Vermeidung langer Perioden lehrt, hätte die *heranwachſende* Jugend wohl verſchont werden können, und was S. 91. ff. von Metapher, Allegorie und Ironie beygebracht iſt, muſste, wie die Lehre von den Synonymen (*Synonima* nennt er

Digitized by Google

er ſie) ſelbſt für das minder reiſe Alter wohl minder dürftig abgehandelt werden, wenn es gleich ſo eigentlich in eine Sprachlehre nicht gehört.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Hennebergiſches Idiotikon od. Sammlung der in der gefürſteten Grafſchaft Henneberg* gebräuchlichen *Idiotismen*, mit etymologiſchen Anmerkungen und Vergleichung anderer alten und neuen Germaniſchen Dialekte von *W. F. H. Reinwald*, Herzogl. Sächſ. Rath und Bibliothekar in Meiningen. 1793. 115 S. in gr. 8. und ½ Bog. Titel und Vorr. (14 gr.)

Eine der beſten Idiotismenſammlungen, die je erſchienen ſind! Ueberall philoſophiſcher Scharfblick, unverkennbare genauere Bekanntſchaft mit neuern Sprachen, ſo wie mit allen Zweigen des deutſchen Stamms, und weiſe Sparſamkeit! Von dieſer Seite kündigte ſich ſchon 1776 Hr. R. in den *Briefen über die Elemente der germaniſchen Sprache* an, wovon jedoch nur der erſte, der nach mehrern lüſtern machte, ohne Nennung eines Namens erſchienen iſt. Man verkennt nicht den ſelbſtdenkenden Nachfolger des zu früh geſtorbnen Fulda, deſſen Grundſätzen er im Allgemeinen treu bleibt. Idiotismen ſind, zufolge der Vorrede, theils Wörter, welche die Schriftſprache nicht hat oder aus Eigenſinn verſchmäht, ob ſie gleich oft faſt durch ganz Deutſchland bekannt ſind, theils ſolche, die nur wenigen Provinzen einer gewiſſen Gegend eigen ſind (denn eigentlich nur in *Einer* Provinz übliche Idiotismen leugnet Hr. R.), theils ſonderbare Dialekte von Schriftwörtern, die ein Licht auf ihre dunkle Herkunft werfen. Zwiſchen der Hennebergiſchen beſonders der bey dem niedrigen Pöbel zu bemerkenden, und der Engliſchen Ausſprache vieler Wörter hat Hr. R. eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt, z. B. *das Had*, der Kopf, lautet faſt wie das Engliſche Head, die *Hell-Dä*, Feyertage, kömmt überein mit holy-days, *lä*, legen, mit lay, *Näl*, Nagel, mit Nail, *näzelich* oder *niſelich*, artig oder niedlich, mit nicely. Indeſſen ſind nicht nur verſchiedene der von ihm angeführten Wörter auch in andern Mundarten üblich, z. B. *dau* ſtatt *du*, *Kleuen* oder *Kleue* für *Knäuel*, *Rän* für *Regen*, ſondern es möchte auch wohl faſt jede deutſche Mundart, vor allen aber die Niederſächſiſche, einen eben ſo reichen oder noch reichern Beweis ihrer Uebereinkunft mit der Engliſchen Ausſprache aufzuweiſen haben. Wichtiger ſcheint die Bemerkung, daſs die Henneb. Mundart, wie das Engliſche, ein Particip des Aktivs in *ing* habe; allein theils iſt dieſes Particip nur ſehr ſelten, theils ſcheint es mehr die Bedeutung der nicht ungewöhnlichen Endung *lings* zu haben. *Tormeluing* (torkelnd, taumelnd) iſt nemlich gleichſam ſo viel, wie *taumlings etc.* Folgende Bemerkungen mögen zeigen, daſs Rec. das Buch nicht ohne Aufmerkſamkeit geleſen hat. *Aeckern* für *Eckern* oder *Eicheln* ſpricht man im H. als ein zuſammengeſetztes Wort, *Aeck-Kern*; daraus folgt aber wohl nicht, daſs es aus *Kern* zuſammengeſetzt ſey. Man ſpricht hin und wieder auch *Fenn-Kohl* für *Fenchel*, und erkennt es für weiter nichts, als für eine Verlängerung von ſchlechterer etymologiſcher Art, dergleichen *Firn-Eis* für *Firniſs* iſt, welches Rec. hier ſuchte, aber nicht fand, ungeachtet ihm erinnerlich war, es von einem Thüringer aus der Hennebergiſchen Nachbarſchaft gehört zu haben. *Aeptern* iſt wohl das im Hochdeutſchen vorkommende *äſchern*, *abäſchern*. *Zu baſs kommen* heiſst in andern Gegenden *zu Paſs kommen* (ſ. Adelung). Die *Bern* oder *Trag-Bern* iſt in Niederſachſen unter dem Namen der *Börge* bekannt, und ſteht in den alten Bilderfibeln unter dem Namen *Trage* neben dem *Tracken*, vor welchem Gott bewahren ſoll, abgebildet. *Bil-Ente* (in der Sprache mit Kindern) iſt Niederſächſiſch *Bil-Ente*; vgl. Dähnert in *Piilſtaart*. *Fiſpern* heiſst in der Schriftſprache *wiſpern*. Sollte die Redensart etwas *für ſeinen Fall haben* oder *f. ſ. F. nehmen müſſen* nicht von dem juriſtiſchen Ausdruck *in ſolio* (in Pauſch und Bogen) herkommen, da es ſo viel heiſst, als *für lieb nehmen*? *Erfahrt* iſt das Niederſächſiſche *verfährt*, erſchrocken, verwandt mit *Beſahren*, fürchten. Das zur Erläuterung von *Gack* angeführte *Kak* (der Pranger) iſt faſt durch ganz Niederſachſen und den nördlichen Theil von Oberſachſen bekannt. Daſs *nächte* (ſ. geſtern Abend) ehemals *vrnächte*, d. i. *vor einer Nacht*, geheiſsen habe, iſt ſehr unwahrſcheinlich; wenigſtens wird es dadurch, daſs *Ungewitter* oft ſein *Un* verliert, nichts weniger als bewieſen. Hingegen läſst es ſich hören, daſs *onzig-nächte* ſo viel ſey, als *and-zwei-nacht* oder *vor zwey Nächten*, weil *and vor* bedeutet zu haben ſcheint. Merkwürdig genug iſt, daſs man im H. noch *ſchimpfen* oder *ſchimpfen* für *verliebt thun* (kareſſiren) gebraucht. Richtig vergleicht Hr. R. die Stelle der Zürchiſchen Bibelüberſetzung von 1530 *Iſaac ſchimpffet mit ſeinem Weyb Rebeka.* Adelung hatte eben dieſe Redensart aus der Straſsburgiſchen deutſchen Bibel von 1466 angeführt. Aber dies war Hn. R. vermuthlich nicht bekannt, da er das Adelungiſche Wörterbuch vielleicht nicht von Anfang ſeiner Arbeit an zu Rathe gezogen hat, ob es gleich in *Querl* und einigen andern Wörtern angeführt wird, da hingegen z. B. bey *Oelgötze* der Adelungiſchen Meynung gar nicht erwähnt wird. Nachahmenswürdig iſt, daſs den in mehrern deutſchen Provinzen gebräuchlichen Wörtern ein Stern vorgeſetzt iſt; nur hätte dieſes noch etwas häufiger geſchehen müſſen; z. B. in dem beſchämenden Zwiſchenworte *eetſch* (wovon *auseetſchen*, ein Rübchen ſchaben), in *Freund* für *Verwandter*, *Fackſen* für Poſſen u. m. a. An Wörtern, die aus der Hennebergiſchen Mundart in das Schriftdeutſch aufgenommen zu werden verdienten, dürfte die Ausbeute nicht groſs ſeyn. Rec. findet dieſer Ehre faſt nur das einzige *pfädig* werth, welches ſo viel als *wegſam* heiſst (es iſt wieder *pfädig* drauſsen), und nach Hn. R. Anzeige auch im Schweinfurtiſchen und Anſpachiſchen gebräuchlich iſt.

Lemgo, in d. Meyerſchen Buchh.: *Werke des Plato* Vier Band, welcher den Minos, Euthydem, die beyden Alkibiades und den Parmenides enthält. 1792. 455 S. 8.

Wenn der Ueberſetzer nach einem reiflich durchdachten Plane gearbeitet hätte, ſo würde er unter den

Schrif-

Schriften des Plato eine Auswahl getroffen, und nur diejenigen, welche einer allgemeinen Mittheilbarkeit würdig und empfänglich ſind, in die deutſche Sprache übergetragen haben. Er hätte dann die ausſchlieſsen müſſen, deren Inhalt nicht allgemein intereſſant genug iſt, oder deren Behandlungsart ſo viel mit der Sprache verwebtes Eigenthümliche hat, daſs es in einer andern Sprache nicht dargeſtellt werden kann. Unter die letztern würde Rec. ohne Bedenken den Euthydem und Parmenides rechnen, welche gewiſs nur ſehr wenige Leſer intereſſiren, und ſollten ſie auf eine lesbare Art verdeutſcht werden, auſserordentlich viel Kunſt erfoderten, die aber nach dem jetzigen Zuſtand unſrer Literatur kaum die darauf gewandte Mühe lohnen würde. Nächſt dieſem dürfte man auch an den Ueberſ. der Werke des Plato billig die Foderung machen, die einzelnen Schriften in einer natürlichen, dem Inhalte angepaſsten Ordnung folgen zu laſſen. An alles das hat der Vf. dieſer Ueberſetzung, wie ſchon der Inhalt des 5ten B. zeigt, nicht gedacht. Wenn auch der Parmenides des Plato, wie der Vf. in der Vorrede ſagt, als ein Kunſtwerk des dialektiſchen Geiſtes für einige wenige Leſer Intereſſe hat, ſo iſt es doch durch dieſe Ueberſetzung, ungeachtet des, wie der Vf. verſichert, darauf gewendeten Fleiſses, nicht gehoben, ſondern vielmehr gänzlich zerſtöhret worden.

Wir finden keinen Grund, das Urtheil eines andern Rec. über den 4ten Band (A. L. Z. 1787. N. 214.) bey dieſem zurück zunehmen. Die Ueberſetzung iſt gröſstentheils ſteif, unbehülflich, weitſchweifig und matt. Die Schönheiten des Originals, die Feinheit im Ausdruck und in den Wendungen, und die meiſterhafte Anlegung des Dialogs ſind kaum noch an einigen ſchwachen Spuren kenntlich. Aber nicht genug, daſs der Geiſt, der im Original ſo lebendig iſt, nicht mit übergetragen iſt, man findet nicht einmal den todten Sinn immer richtig genug gefaſst und ausgedrückt. Die Ueberſetzung hat alſo nicht einmal das Verdienſt der Treue, welches bey Geiſteswerken von der Art, als die Platoniſchen ſind, die unterſte Stufe einnimmt. Einige Belege werden hinreichend ſeyn, dieſes Urtheil zu beſtätigen. Zuerſt einige Stellen worin der Sinn verfehlt iſt. In dem Minos fragt Sokrates: ob nicht unter allen Menſchen das für ſchwerer gehalten werde was die Wagſchaale ſinken, und für leichter, was ſie ſteigen macht. In der Ueberſetzung heiſst es S. 13. „Werden Dinge „bey uns für wichtiger gehalten, die mehrere und bedeutendere Folgen nach ſich ziehen; für leichter hingegen die, deren Folgen nicht ſo bedeutend ſind; oder „gilt das Gegentheil?" Hier hat der Ueberſ. das gelindeſte geſagt, geſchlafen, wenn er βαρυς *wichtig* und πλέονα ἕλκειν *mehrere Folgen nach ſich ziehen* überſetzt. Auf derſelben Seite läſst er den Sokrates ſagen, „Ueberhaupt genommen urtheilt man, daſs die Dinge wirklich und in Wahrheit dasjenige ſeyn müſſen, wofür man ſie erkennen ſoll, nicht aber das Gegentheil;" ein Gedanke der eher eines Sophiſten als des Sokrates würdig iſt. In dem Original findet man nichts weiter als den ſimpeln Gedanken: überhaupt urtheilt man allgemein, daſs das, was iſt, wirklich iſt, nicht aber das, was nicht iſt. S. 26. Minos beſuchte daher neun Jahre lang die Höhle Jupiters — ſollte heiſsen *alle neun Jahre*, δι' ἐννάτου ἔτους, wie der Ueberſ. in einer überflüſsig langen Anmerkung über das ἐννεωρος ſelbſt erklärt. In dem Parmenides iſt der Sinn, wie man leicht erwarten wird, am wenigſten getroffen. Als Zeno die Vorleſung ſeiner Abhandlung beynahe geendiget hatte, kamen Parmenides, Pythodor und Ariſtoteles dazu, ſie hörten alſo nur einen kleinen Theil der Abhandlung, και σμικρὸν ἄττα ἔτι ἐπακοῦσαι τῶν γραμμάτων. Edit. Bip. S. 73. In der Ueberſetzung heiſst es S. 304. dieſe hatten alſo Luſt, das Wenige noch mit anzuhören. — S. 305. Sokr. „*Wenn es nun unmöglich iſt, daſs das Unähnliche „ähnlich, und das Unähnliche ähnlich ſey, muſs es denn „nicht auch unmöglich ſeyn, daſs die Dinge Vielheit haben? Denn hätten ſie dieſe, ſo würde ja das, was nach „dir unmöglich ſeyn ſoll, von ihnen gelten müſſen.*" Es ſcheint alſo nach dieſer Ueberſetzung Sokrates zu ſeyn, der aus Zenos Behauptung Folgerungen ableitet; und doch wiederholt er nur die Hauptſätze des Zenoſchen Räſonnements. Der erſte Satz iſt daher auch keine Frage, ob ſie gleich auch der gewöhnliche Text hat. Und was heiſst das: *die Dinge haben eine Vielheit?* — S. 307. „So viel aber iſt richtig, ich habe geſchrieben, „um der Lehre des Parmenides aufzuhelfen gegen die, „welche ſie dadurch lächerlich zu machen ſuchen, daſs „ſie ſagen, wenn man den Satz gelten läſst: *Eins iſt „Vieles*: ſo muſs man auch viele andre gelten laſſen, die „an ſich eben ſo lächerlich ſind, als mit jenem im Widerſpruch ſtehen." Wie? Parmenides hat alſo behauptet: Eins iſt Vieles? Gerade das Gegentheil, dächten wir. Noch auf der vorhergehenden Seite kann der Ueberſ. leſen, daſs Parmenides ſagte: das All iſt Eins. Dieſen lächerlichen Irrthum veranlaſste freylich ein im griechiſchen Text fehlendes Komma; es muſs nehmlich geleſen werden (Edit. Bipont. S. 75.) ὡς· εἰ ἕν ἐστι, πολλὰ καὶ γελοῖα συμβαίνει πάσχειν τῷ λόγῳ, nicht aber ὡς εἰ ἕν ἐστι πολλὰ: Allein dieſen Fehler zu bemerken, koſtete nicht viel Scharfſinn. Ein kleiner Grad von Aufmerkſamkeit verbunden mit einer kleinen Mühe der Vergleichung beider Stellen, muſste ſogleich darauf führen. — S. 346. „*So auch (iſt) gerade das, „deſſen Mitte gleiche Entfernung hat von beyden Enden.*" Eine ſonderbare Erklärung des Geraden, von der aber auch das Original nichts weiſs. Και μὴν εὐθύ γε heiſst es S. 95., ὃ ἂν τὸ μέσον ἀμφοῖν τοῖν ἐσχάτοιν ἐπίπροσθεν ᾖ; gerade iſt dasjenige, deſſen Mitte in gleicher Richtung mit beiden Endpunkten iſt. Noch eine Stelle, die auſser einigen beträchtlichen Verſtoſsen gegen die Treue zugleich eine Probe abgibt, wie glücklich der Ueberſ. in Uebertragung der metaphyſiſchen Ausdrücke geweſen iſt. S. 366 — 367. „*Parm.* Denke alſo von „neuen nach! Wenn *ein* Eins iſt, kann daſſelbe denn „wohl ſeyn, ohne ein *wirkliches Weſen* (Wirklichkeit, „οὐσια) zu haben, *wonach es iſt oder Beſtand* hat? (ein „zweckloſer Zuſatz des Ueberſetzers). *Ariſtoteles.* Ohne „das nicht. *Parmenides.* Dieſes Weſen des Einen wäre „alſo nicht einerley mit dem Einem ſelbſt. Denn ſonſt

Digitized by Google

„wäre jenes weder das Weſen von dieſem, noch hätte „dieſes an jenem, als ſeinem Weſen, Theil; ſondern „es würde einerley ſeyn, ob man ſagte, *Eins ſeyn*, oder „*Eins iſt Eins*. Nun aber iſt unſer Satz nicht: wenn „etwas als Eins erkannt werden muſs: ſondern wenn „ein Eins iſt. Nicht wahr?“ Ohne die Fehler dieſer Stelle der Reihe nach zu beleuchten, wollen wir lieber verſuchen, ob ſich das nicht verſtändlicher und treuer überſetzen laſſe. *Parmen.* Laſs uns noch einmal von unſerm erſten Satz ausgehen — Kann das Eine, wenn es *iſt*, ſeyn, ohne Wirklichkeit (ein Seyn) zu beſitzen? *Ariſt.* Unmöglich. *Parmen.* Das Seyn und das Eine iſt alſo nicht einerley; Sonſt könnte das Seyn nicht dem Einen beygelegt, und dieſes nicht an dem Seyn Antheil nehmen, und es wäre gleichgeltend ob man ſagte: das Eine iſt, oder Eins Eins. Nun iſt aber der Gegenſtand unſrer Unterſuchung nicht, was aus dem Einen ſondern was aus dem Einem, wenn es iſt, folget. — So iſt die Ueberſetzung des ganzen Parmenides beſchaffen, und man wird nun leicht beurtheilen können, ob es nicht beſſer geweſen wäre, ihn ganz unüberſetzt zu laſſen. In den übrigen Dialogen, wo der Schwierigkeiten und daher auch der Fehler gegen die Treue weniger ſind, iſt doch der Ausdruck äuſſerſt ſchleppend, matt und von allen feinen Zügen des Originals entblöſst. Hiervon nur noch einige Proben aus dem erſten Alcibiades. S. 173. *Sokr.* Was könnte es alſo wohl ſeyn, worüber ſie ſich berathſchlagen müſsten, wenn du befugt ſeyn wollteſt, ihnen Rath zu ertheilen? *Alcib.* Wenn ſie ſich, Sokrates, über ihre eigene Angelegenheiten berathſchlagen. *Sokr.* Etwa über den Schiffbau, wie nemlich die Schiffe gebaut werden müſsten, *Alcib.* Nein Sokrates, S. 177. „*Sokr.* Ganz recht! Was iſt nun das, was den Regeln dieſer Kunſt gemäſs iſt? wie ich dir vorhin benannte, was den Regeln der Gymnaſtik gemäſs iſt. Wie willſt du es nennen: wie geſchieht es? *Alcib.* *Muſikaliſch* denke ich. *Sokr.* Ganz recht. Nun weiter! Das Beſſere bey Krieg und Frieden, wie nennſt du das? Wie du ſo eben das Beſſere in dem einem Falle das *Muſikaliſchere*, und in dem andern das *Gymnaſtiſchere* nennen muſsteſt, ſo benenne mir nun auch hier das Beſſere.“ —

Der Ueberſetzung ſind noch hier und da Anmerkungen beygefügt von verſchiedenem Inhalt. In einigen erläutert der Vf. einige geographiſche, hiſtoriſche und mythologiſche Gegenſtände, auf die angeſpielet wird, andre ſind philologiſch und kritiſch, und betreffen entweder die Rechtfertigung einiger Stellen der Ueberſetzung oder Berichtigung des Textes, oder die Erklärung einiger Worte und Stellen. Es iſt nicht zu leugnen, daſs ſie manches Gute enthalten z. B. S. 317. eine gute Verbeſſerung einer Stelle im Parmenides p. 82. Allein ein groſser Theil iſt nicht nur unbrauchbar ſondern auch unrichtig. So heiſst es S. 304. vom Ceramicus, es ſey der bewohnte Theil auſserhalb Athen, wo die Philoſophen (alle?) ihre Gärten und Schulen hatten. Man vermiſst dabey auch einen feſten Plan, indem ſie nicht für einerley Art von Leſern zweckmäſsig ſind, auch oft da fehlen, wo ſie ſehr nöthig waren. In den einigen Dialogen angehängten Bemerkungen ſtellt der Vf. meiſtentheils eine kurze Unterſuchung über den Zweck des Dialogs an, und zieht die Hauptſätze heraus, doch wird er denkende Leſer und Forſcher auch hier nicht ſehr befriedigen.

KLEINE SCHRIFTFN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schöne: *Verſprechen macht Schuld, oder was thut die Liebe* nicht! Ein Luſtſp. in 3 A. von *K. G. Mierſch*. 1793. 95 S. 8. Baron v. Rumberg hat einſt bey einem Schmauſe verſprochen, daſs ſeine Tochter Julie, entweder den jungen Grafen Roſenhayn, den Baron Dittersdorf, oder den Baron Hüben heyrathen ſoll. Hierauf gieng er nach Spanien, wo er 10 Jahre blieb; Julien lieſs er ſeiner Schweſter zurück, um ſie in einem Kloſter erziehen zu laſſen. Allein ſie behielt das Mädchen bey ſich, ſo lernte ſie den Oberſten v. Grottenberg kennen, und beide liebten ſich. Baron v. R. kommt endlich zurück. Von ſeinen drey alten Freuden iſt nur der alte Dittersdorf noch übrig geblieben, und da ſein Sohn geſtorben iſt, ſo erſcheint er mit dem jungen Grafen Roſenhayn und dem Baron Hüben als Freyer. Grottenberg fürchtet Julien zu verlieren; er, Julie und die Tante machen alſo den Plan, dieſe drey Freyer auf die Seite zu ſchaffen. Julie muſs ſich ganz einfältig ſtellen, damit ihr Vater glaubt, ſie ſey im Kloſter erzogen worden. Grottenberg geht zu ſeinen Nebenbuhlern, und zwingt ſie durch Grobheiten, die dem plumpſten Grenadier ſeines Regimentes Ehre machen würden, Julien zu entſagen, und dem Vater ſein Verſprechen zurückzugeben. Nur eine kleine Probe, wie fein der Hr. Oberſte die Art der Soldaten ſchildert: Grottenberg ſagt in dem 6ten Auftr. des 2ten Actes zum Grafen Roſenhayn: „A propos! noch ein Wörtchen ins Ohr: hüten Sie ſich, künftig „einen (m) Mann (e) ins Gehege zu gehen, der ſo einen Rock „trägt, denn das ſind die impertinenſten (unſten) Kerls unter der Sonne. Sie verſtehen nicht den geringſten Spaſs und „ſind gleich mit der Fuchtel da; auch haben ſie ſo eine gewiſſe „Antipathie gegen die jungen ſüſsen Herrchens (Herrchen) und „bey der geringſten Sottiſe ſetzt es denn (dann) oft Naſenſtüber.“ — So übertrieben fade und erbärmlich als Graf R. kann es gar kein Geſchöpf in der Natur geben. Wir bedauerten Julien, daſs ſie einem Manne wie Grottenberg zu Theil ward, der nichts thut, um zu ihrem Beſitze zu gelangen, als daſs er Leute, die er zum erſtenmale ſieht, auf die unanſtändigſte Art miſshandelt. Auf die conventionelle Achtung hat jeder Sterbliche Anſpruch, und Niemand iſt berechtigt, ſie ihm zu verſagen. In der Sprache iſt weder Salz, noch Würze; und grammatikaliſche Fehler findet man häufig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. April 1795.

PHILOSOPHIE.

Halle, in der Rengerſchen Buchh.: *Antimachiavel oder über die Grenzen des bürgerlichen Gehorſams.* Auf Veranlaſſung zweyer Aufſätze in der Berliner Monatsſchrift (Sept. und Dec. 1793.) von den Herren Kant und Genz. 1794. 164 S. 8.

An der guten Abſicht und Wahrheitsliebe des Vf. kann niemand zweifeln, wer dieſe Schrift lieſt; der Vf. erklärt ſich, bloſs der erlaubter menſchlicher Freyheit gefährlich ſcheinenden Folgen wegen, mit einiger Wärme gegen den unbedingten Satz: „daſs dem „Unterthan gegen den Souverain gar keine Zwangs„rechte, ſondern nur das Befugniſs zuſtehe, ihn an ſei„ne Pflicht zu erinnern;" und indem er die Vertheidiger dieſes hartklingenden Vernunftprincips, etwas uneigentlich, mit dem, bloſs Regeln kluger Liſt und Gewalt an die Hand gebenden, Machiavel parallelisirt, findet er für ſeine Schrift den Namen: *Antimachiavel.* Er entwickelt ſeine Ideen aus dem Grundſatze: (S. 17.) *„daſs jeder Unterthan ein äuſseres vollkommenes Recht „habe, dem Willen des Souverains zu widerſtehen, wenn „dieſer offenbar nach Maximen verfährt, welche dem Zwe„cke des Staats geradezu widerſprechen."* Dieſer Grundſatz iſt aber nicht der höchſte, denn er ſetzt mehrere Begriffe voraus, durch deren willkührliche Verknüpfung leicht etwas erſchlichen ſeyn könnte, was ihnen ſelbſt fremd wäre. Ein äuſseres Recht kann nur der Bürger gegen ſeinen *Mitbürger* (welches weder der Souverain *in abſtracto,* noch die Perſon der Regenten iſt,) haben, denn es entſteht erſt durch die dem Staate gegebene Verfaſſung, (und das innre Recht iſt nur die Bedingung, unter welcher die Vernunft das äuſsere Recht für moraliſch möglich halten kann.) Der Vf. ſcheint durch die unrichtige Meynung (S. 7.), daſs der nach der Vernunftidee jedem Staate zum Grunde liegende Civilvertrag zwiſchen dem Souverain *einerſeits* und dem Volke *andererſeits* geſchloſſen ſey, (da doch der Begriff von Volk den eigentlichen Urvertrag ſchon vorausſetzt,) zu der Behauptung eines den Unterthanen gegen den Souverain zuſtändigen äuſseren Rechts verleitet worden zu ſeyn, welche jedoch einen offenbaren Widerſpruch enthält, da der Souverain *in abſtracto* nichts anders, als das Organon des allgemeinen Willens iſt. Zudem müſste dieſes äuſsere Recht in den Geſetzen deutlich beſtimmt ſeyn, und es iſt daher ſelbſt *in concreto* nur ein einziger Fall denkbar, in welchem es vorkommen kann, wenn nemlich der Regent *als* (vom Souverain zu unterſcheidender) *Privatmann* ſich freywillig den Geſetzen des Staats, (in Rückſicht deſſen er für ſeine Perſon ſonſt *Extraneus,* und im bloſsen Naturſtande befindlich iſt,) unterwirft. Sonſt hat der Regent, (als eine oder mehrere Perſonen) nur *Menſchenpflicht* und als Organon des allgemeinen Willens, *Regentenpflicht.* Aus beider Art von Pflichten kann aber kein Zwangsrecht abgeleitet werden, weil weder der Menſch noch der Souverain einen andern Richter anerkennt, als ſeine eigne Vernunft; nur durch die *Bürgerpflicht* erlangen es die Mitglieder eines Staats, daſs ſie das, was ſie im Naturſtande von einander nur *erwarten* konnten, inſofern ſie einander für vernünftige Weſen anſahen, (und wo ſie, im Falle betrogener Erwartung, einander leider! als bloſse Sinnenweſen nach den Geſetzen der Naturnothwendigkeit behandeln muſsten,) nun von einander, nach Anleitung einer äuſsern Rechtsform, *fodern* und *durchſetzen* können, (welche Rechtswohlthat auch die Pflicht in den Staat zu treten, unnachläſslich begründet.) Die Regentenpflicht liegt aber auſser dem Gebiete der bürgerlichen Geſetze, welche nur die Amtspflichten beſtimmen; die Unterthanen haben alſo kein *Recht,* (wohl aber eine *Befugniſs* als Menſchen,) die Regentenpflichten von ihrem Oberhaupte, ohne Beymiſchung ſubjectiver Maximen) beobachtet zu ſehen, und ſind genöthigt, bey demſelben ein pflichtmaſsiges Betragen, *ſelbſt in zweifelhaften Fallen,* vorauszuſetzen, weil ſie auf dies Oberhaupt, als Organon des allgemeinen Willens, ein unbedingtes Vertrauen geſetzt haben, ohne welches keine Staatsverfaſſung beſtehen kann. Sofern nun nicht durch ein allgemeingültiges (objectives) Urtheil, bey einer einzelnen beſondern Willensbeſtimmung des Regenten, deſſen Perſon vom allgemeinen Willensorgane dergeſtalt unterſchieden werden kann, daſs der Wille der erſtern, (wegen des Widerſtreits mit dem allgemeinen), deutlich als ein bloſser Privatwille *erkannt* wird, hat der Unterthan gar keine Befugniſs, aus dem einſeitigen Geſichtspunkte, unter welchem er ſich in Rückſicht auf die allgemeine Staatswohlfahrt befindet, ein maaſsgebendes tadelndes Urtheil über die Handlungen des Regenten zu fällen. Es iſt in dem allegirten Aufſatze von Hn. *Kant* (S. 255.) unwiderſprechlich bewieſen, daſs bey einer ſchon ſubſiſtirenden bürgerlichen Verfaſſung das Volk kein zu Recht beſtändiges Urtheil mehr habe zu *beſtimmen:* wie jene ſolle verwaltet werden, (der Vf. erkennt dieſes S. 43. 99. 102. auch ſelbſt an,) und daraus ergibt ſich, daſs, wenn es auch mit dem Zwangsrechte gegen den Souverain ſeine Richtigkeit haben könnte, doch der Fall, wo er ausgeübt werden dürfte, niemals einträte. Die meiſten vom Vf. aus dem bisher geprüften Grundſatze gezogenen Folgerungen ſind nicht unrichtig; ſie treffen und widerlegen nur die Theorie

Digitized by Google

nicht, gegen welche ſie aufgeſtellt ſind; ſie wollen eigentlich nur ſo viel ſagen, daſs der Unterthan nicht verbunden ſey, den als Privatwillen objectiv erkennbaren Foderungen des Regenten Genüge zu leiſten, daſs es vielmehr Fälle gebe, in denen 1) theils die Pflicht des Menſchen, theils 2) die Obliegenheit des Bürgers eine ſolche Nachgiebigkeit ſchlechterdings verbiete; blofs in Anſehung des *offenſiven* Widerſtandes geht er im unbefugten Eifer für das Glück gedrückter Unterthanen zu weit. Wenn (ad. 1.) der Regent, *bloſs* nach ſubjectiven Maximen, nicht eben befiehlt, ſondern *ſelbſt handelt;* ſo ſteht er mit jedem, der ſonſt ſein Unterthan iſt, in dem gleichen Verhältniſs des Menſchen zum Menſchen, und ſein eignes Betragen entſcheidet, ob er als vernünftiges, oder bloſs als ſinnliches Weſen behandelt werden muſs. — Wenn der Regent (ad. 2.) *befiehlt*, ſo wird ſein Wille nur durch die Dazwiſchenkunft von Vollſtreckern ausgeführt, und der allgemeine Wille kann ſich, ohne ſträfliche Empörung, ſehr wohl mit dem Befehle der Regenten im Widerſpruche zeigen, wenn nemlich jeder Bürger, aus Ueberzeugung verbietender Pflicht, ſich weigern muſs, den letztern zu vollſtrecken. Finden ſich aber dennoch pflichtvergeſſene Vollſtrecker, ſo liegt zwiſchen der nichtbeobachteten Pflicht des Regenten und dem Unwillen der Unterthanen ein *Staatsverbrechen*, (von dem der Regent nie Mitſchuldiger iſt,) und die Staatsverbrecher müſſen von ihren Mitbürgern *nach den Geſetzen des Staats* zur Verantwortung gezogen werden. (Der Staatsbeamte kennt, ſoweit ſein Wirkungskreis geht, den allgemeinen Willen genau, die Geſetze und ſeine Inſtruction haben ihm denſelben genugſam erklärt; gehorcht dieſer, wenn ihm der Regent (vielleicht ohne böſen Willen,) zweckwidrige Abweichungen von jenen Richtſchnuren zumuthet, oder unternimmt er dergleichen *proprio auſu*, ſo iſt er ein Hochverräther; jede aufgeklärte Nation hat in der Reſponſabilität der Staatsbeamten das Palladium ihrer Freyheit geſucht und gefunden; jeder denkende Bürger muſs ihre Strafloſigkeit für das nachtheiligſte Gebrechen des Staats, *an dem die Mitbürger ſelbſt allein Schuld ſind*, und für einen zureichenden Grund anſehen, die Bürgerpflicht entweder zu erwecken, oder die unverbeſſerliche mit einer beſſeren zu vertauſchen.) Da es nun noch nie einen Aufſtand gegeben hat noch geben kann; deſſen Zweck die Auflöſung aller geſelligen Verbindung und des Urvertrags ſelbſt geweſen wäre, ſo iſt jede Empörung nicht gegen den Souverain gerichtet, (denn der allgemeine Wille, *ein Volk* zu ſeyn, iſt über ihr;) und kann alſo, weil der Regent in einem allgemeinen Urtheile nie vom Souverain zu trennen iſt, auch gegen den Regenten nicht, ohne *den Mitbürgern* das gröſste und ſtrafbarſte *Unrecht* zuzufügen, ſtatt finden. Jeder *offenſive* Widerſtand gegen die Befehle des Regenten iſt, (ſelbſt *in facto*,) unmittelbar gegen die vollziehenden Mitbürger gerichtet, (nicht gegen den *conatum*, ſondern gegen die Handlung.) kündigt ſich alſo genugſam, als vom allgemeinen unterſchiedener, Privat- oder Partheywille an, den das übelverſtandene Glückſeligkeitsprincip verleitet, mit hochverrätheriſcher Vorbeygehung der durch den allgemeinen Willen begründeten, Staats- oder Rechtsinſtanz, eine *unbefugte* Verbeſſerung des Zuſtandes in auſserbürgerlicher Geſetzloſigkeit zu ſuchen, in welcher man, um ein beſſeres Recht zu erhalten, ungereimt genug, mit Vernichtung alles Rechts den Anfang macht, in welcher jede Gewaltthat privilegirt, und nur die Abweichung von der herrſchenden Meynung verpönt iſt. Die *übeln* Folgen jeglicher Empörung ſind weſentliche Beſtandtheile des widerrechtlichen Unternehmens ſelbſt, die *guten* ſind alleſammt zufällig, ſtehen in keines Menſchen Gewalt, und dürfen den Stiftern einer Revolution, wenn ſie es in ihrem Irrthume auch noch ſo gut mit der Menſchheit meynten, nie zum Verdienſt, oder auch nur zur Entſchuldigung, angerechnet werden. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, dürfte man die Darſtellung der rechtmäſsigen Mittel des Widerſtandes gegen den Souverain, welche der Vf. in den letzten Abſchnitten unternimmt, beynahe als ein Gegenſtück zu Machiavel's Herrſcher-Kunſtgriffen zu erklären, berechtigt ſeyn; denn beide zuſammengenommen bilden eine Theorie des Rechts der Stärkeren im nimmer zu entſcheidenden Kampfe, die zum Unglück der Menſchheit praktiſch genug iſt.

Züllichau u. Freystadt, in d. Frommanſchen Buchh.: *Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie*, herausgegeben von *Georg Guſtav Fülleborn*, Profeſſor am Eliſabethanum in Breslau. IV. Stück. 1794. 219 S. 8.

Das vierte Stück dieſer mit verdientem Beyfall aufgenommenen Beyträge enthält folgende gröſsere und kleinere Abhandlungen. 1) *Ueber Chriſtian Thomaſius Philoſophie.* Mit Auszügen aus ſeinen philoſophiſchen Schriften S. 1 — 116. Eine ſehr gute Darſtellung des Eigenthümlichen in der Philoſophie dieſes merkwürdigen Mannes, und Würdigung ſeiner Verdienſte. Den gröſsten Theil dieſer Abhandlungen nehmen die Auszüge aus Thomaſius Logik und Moral ein, die zweckmäſsig eingerichtet ſind, und nur das merkwürdige, ſich auszeichnende, enthalten. 2) *Ueber Geſchichte der philoſophiſchen Kunſtſprache unter den Deutſchen* S. 116 bis 145. Dieſe Geſchichte fängt von Chriſt. Thomaſius an, deſſen Verdienſte um die Bearbeitung der Philoſophie in deutſcher Sprache gewürdiget werden. Kürzer wird von Wolf, Reimarus, Cruſius und andern verdienſtvollen Männern gehandelt, durch deren Bemühung ſich die deutſche Sprache zur Kunſtſprache für die Philoſophie ausbildete. Der ganze Zeitraum von Thomaſius bis auf unſre Zeiten wird in drey Perioden eingetheilt; die erſte iſt die *überſetzende*, die zweyte die *verdeutſchende;* für die dritte von der kritiſchen Philoſophie an, weiſs der Vf. keine Benennung. Alle drey werden nach ihrem eigenthümlichen Geiſt ſehr genau charakteriſirt. Am Ende erklärt ſich der Vf. noch über die Frage: ob die kritiſche Philoſophie nicht auch populär und für jedermann verſtändlich dargeſtellt werden könne, und zeigt ſehr treffend, daſs das Syſtem ſelbſt nie allgemeinfaſslich und ohne Kunſtſprache vorgetragen werden kann, wenn es nicht ſeine Gründlichkeit verlieren ſoll. Nur ihre gemeinnützigen Reſultate

können

Digitized by Google

können populär werden. 3) *Einige allgemeine Reſultate aus der Geſchichte der Philoſophie* S. 145 — 159. 4) *Kurze Geſchichte der Logik bey den Griechen* S. 160 bis 179. Eine gute Zuſammenſtellung der bekannten Thatſachen. Neue Data, oder neue Anſichten hat Rec. nicht gefunden, von denen doch ein eignes Studium der griechiſchen Philoſophie in dieſer Rückſicht manche an die Hand gibt. Das einzige Verdienſt dieſer Abhandl. beſteht alſo nur in der leichten und gefälligen Darſtellung und Ueberſicht dieſer Geſchichte, woran wir doch einiges zu tadeln finden. Nachdem der Vf. die Veränderungen in der Bearbeitung der Logik bis auf den Epikur und die Stoiker kurz angezeigt hat, ohne etwas vom Ariſtoteles, dem eigentlichen Vater der Logik, zu ſagen, kommt er S. 172. erſt auf die Methode, die bey einer ſolchen Geſchichte anwendbar iſt, welche Unterſuchung aber beſſer für den Anfang, als die Mitte der Abhandlung, gepaſst hätte. Der Vf. unterſcheidet zwey Methoden in Behandlung der Geſchichte der Logik, welche ſich auch auf die Geſchichte der Philoſophie anwenden laſſen. „Einmal, wenn wir die Frage uns „vorwerfen: *Was nannten die Alten Logik*, was rech„neten ſie dazu, mit Recht oder Unrecht, wer bearbei„tete ſie, und welchen Werth legte man ihr bey? Wie, „wenn und wodurch ward ſie vermehrt, verengt, um„geſchaffen? Zweytens, wenn wir mit ſteter Rückſicht „auf *unſern Begriff* von Logik, die Unterſuchung an„ſtellen: Wann und von wem ſind Sätze aufgeführt „und Speculationen unternommen worden, die in *un„ſre* Logik gehören? Wo findet ſich die erſte Spur ei„ner Idee, die der unſrigen nahe kommt? Wie viel „haben die Alten unſern Logikern vorgearbeitet?" Durch die Bearbeitung der Geſchichte der Logik nach dieſer doppelten Methode ſoll verhütet werden, daſs man theils nicht unſre Begriffe in die Logik der Alten übertrage, theils nicht am unrechten Orte über Lücken und Unvollſtändigkeit klage. Rec. würde lieber alle dieſe Fragen und Unterſuchungen als Einleitung und Propaedeutik einer ſolchen Geſchichte betrachten, und ſie ſelbſt in zwey Abſchnitten abhandeln, deren der erſte ſich mit dem, was vor der wiſſenſchaftlichen Bildung vorausgegangen, der zweyte aber mit den Veränderungen in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Wiſſenſchaft ſelbſt beſchäftigen würde. Dann ſcheint die gedoppelte Methode des Vf. nicht nur nicht nothwendig, ſondern auch das mögliche Miſsverſtändniſs von zwey Logiken, die weſentlich verſchieden wären, einer der Alten, und einer der Neuern, vermieden zu werden. — Zur Beantwortung der erſten Frage ſetzt der Vf. drey Perioden bis auf Ariſtoteles feſt, und zur Beantwortung der zweyten wird kurz dargeſtellt, was Ariſtoteles verſucht und ausgeführt hat. Aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige kann man ſchon ſchlieſsen, daſs die Anordnung dieſer Abhandlung nicht die zweckmäſsigſte iſt. Uebrigens bedarf dieſe Geſchichte noch mancher Berichtigungen; z. B. was S. 163. vom Zeno, 171. vom Epikur geſagt wird. Wenn es S. 176. heiſst: „zur Denkkraft rechnet er (Ariſtoteles) *Vorſtellungsvermögen* und Urtheilskraft," ſo hätte *φαντασια* nicht mit Tiedemann durch Vorſtellungsvermögen gegeben werden ſollen. 5) *Plan zu einer Geſchichte der Philoſophie* S. 180 — 186. Dieſer Plan einer vollſtändigen Bearbeitung der Geſchichte der Philoſophie enthält 4 Haupttheile: 1) Literatur und Kritik, 2) Geſchichte der Völker, bey welchen Philoſophie geblüht, und Lebensbeſchreibungen der Philoſophen; 3) eigentliche Geſchichte der Philoſophie; 4) ſpecielle Geſchichte der Theile der Philoſophie. Ein weitumfaſſender Plan, der nach den Winken, die der Vf. hie und da gibt, ausgearbeitet, gewiſs alle mögliche Foderungen befriedigen würde. Aber wer hat Muth und Kraft, ein ſolches Werk zu unternehmen und auszuführen? Es wird alſo immer frommer Wunſch bleiben, und ſo lange iſt es immer beſſer, den Plan ſo viel als möglich nur auf das Weſentliche einzuſchränken, und die zwey erſten Punkte als Vorbereitungen oder Einleitungen beſonders zu bearbeiten. S. 185. berührt der Vf. die Frage: ob man bey den Alten die eignen Worte der Philoſophen anführen ſoll, und beantwortet ſie mit Recht, doch unter einigen Einſchränkungen, bejahend. Denn ſonſt könne der Leſer nicht wiſſen, ob er eine Behauptung des Philoſophen, oder eine Idee des Geſchichtſchreibers habe. Zum Beyſpiel wird das Wort *αισθησις* angeführt, welches weder durch Sinnlichkeit, noch durch Anſchauung und Empfindung paſſend genug überſetzt werde; gleichwohl bedient ſich der Vf. S. 197. 198. ſelbſt dieſer Ausdrücke für das griechiſche Wort. 6) *Von der Verſchiedenheit der alten und neuen Philoſophie* S. 187 — 219. Eine intereſſante Abhandlung. Treffend und ohne Partheylichkeit wird die Philoſophie der Alten und Neuern verglichen, und gezeigt, worin beide übereinſtimmen, und worin ſie von einander abweichen. Wenn der Vf. S. 190. ſagt: beide Philoſophien müſsten *durchaus* verſchieden ſeyn, ſo hat er ſich wohl nur etwas zu ſtark ausgedrückt. Denn ſonſt müſste die eine oder die andere ſich der Benennung, *Philoſophie*, enthalten.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Die gemeinnützigſten Vernunftkenntniſſe, oder Anleitung zu einer verſtändigen und fruchtbaren Betrachtung der Welt*, von *Georg Simon Klügel*, Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Halle. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1791. XII und 268 S. gr. 8. (16 gr.)

Die erſte Ausgabe dieſer trefflichen Schrift erſchien 1789; (A. L. Z. 1790. N. 154.) und betrug 256 S. in kleinerm Format. Die Seitenzahl der zweyten Ausgabe läſst alſo ſchon beträchtliche Zuſätze erwarten. Auſſer dem 13ten Abſchn. *von der Verbindung der Religion mit der Sittlichkeit*, welcher ganz neu hinzugekommen iſt, haben die Abſchnitte von dem menſchlichen Körper, von der Naturgeſchichte und der Naturlehre, und von dem Erkenntniſsvermögen, Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten. So findet man jetzt S. 120. einiges von den Lufterſcheinungen, doch, wie Rec. dünkt, noch immer zu kurz berührt. Der 11 und 12te Abſchn., welche die Moral und Religion enthalten, ſind faſt ganz unverändert

Digitized by Google

verändert geblieben. Und doch ſind dieſe, zumal der 11te, noch ſehr vieler Verbeſſerungen bedürftig. Rec. hätte gewünſcht, daſs der würdige Vf. bey Darſtellung der Begriffe von Sittlichkeit, Glückſeligkeit, Pflicht und Recht auf die Kantiſchen Ideen, die doch zum wenigſten die Aufmerkſamkeit jedes Denkers verdienen, Rückſicht genommen hätte. Es iſt das gewöhnliche Glückſeligkeitsſyſtem, das hier vorgetragen wird, mit allen ſeinen Inconſequenzen. Das allgemeinſte Geſetz des menſchlichen Verhaltens wird S. 239. ſo ausgedrückt: *Suche dich und deinen Zuſtand immer vollkommner zu machen, doch ſo, daſs mit dem Beſtreben nach deinem beſondern Wohl ſtets die Beförderung des gemeinen Wohls verbunden ſey, und betrachte dieſe Bemühung, das gemeine Wohl zu befördern, als die beſte Uebung und Vervollkommnung deiner edelſten Kraft.* Die Triebfedern aller Handlungen ſind die Selbſtliebe und die geſellige Liebe, zwey innigſt mit einander verbundene Triebe, deren Befriedigung die Glückſeligkeit ausmacht. Mit welchem Rechte kann alſo der Charakter einer moraliſch guten Handlung darin geſetzt werden, daſs ſie mit vortheilhaften Folgen verbunden, und aus wohlwollenden Geſinnungen gegen andre entſprungen ſey. S. 233. Muſs nicht die wohlwollende Geſinnung zuletzt auch eigennützig ſeyn, da Selbſtliebe und geſellige Liebe zwey unzertrennliche Triebe ſind? Oder warum kann nicht auch eine eigennützige Geſinnung eine moraliſche Handlung begründen, da dieſe, wie jene, auf einem Triebe beruht? Wir glauben, daſs ſelbſt ein Schüler von gutem Kopf und reinem Herzen die Bloſsen eines ſolchen moraliſchen Syſtems entdecken könne. — Endlich hätte auch in eine populare Philoſophie eine deutliche Darſtellung der menſchlichen Pflichten und Rechte gehört. — Der Theil des Buches, welcher die Anthropologie, die Naturgeſchichte und Naturlehre enthält, iſt daher, unſers Erachtens, dem andern eigentlich philoſophiſchem Theile weit vorzuziehen. In der Vorrede zeigt der Vf. die Gründe an, warum er einen zuſammenhängenden Vortrag dem aphoriſtiſchen, welchen der Rec. der erſten Auflage in der A. L. Z. gewünſcht hatte, vorgezogen habe, die uns völlig befriedigend ſcheinen. Es iſt nemlich nicht allein zum Schulgebrauche, ſondern auch zum Selbſtunterrichte wiſsbegieriger junger Leute geſchrieben. Ein angenehmer flieſsender Stil und zuſammenhängender Vortrag war daher ein nothwendiges Erfoderniſs. Auch zeigt der Vf., wie dieſes Buch erſt dadurch recht nützlich für Schüler werde, wenn er das Ganze im Zuſammenhange verſtehen lerne, und dann den Inhalt in kurzen Sätzen ausziehe.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, in d. Hörling. Buchh.: *Von der Obliegenheit des Landesregenten und der Landſtände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern, und von der Schuldigkeit der Unterthanen, aus den Schranken des Gehorſams und der Unterthänigkeit nicht auszutreten.* 1791. 127 S. 8. (8 gr.)

Man kann nicht anders, als ſich der Fortſchritte der Vernunft erfreuen, wenn ſie auch noch, aus Miſstrauen auf ihre nicht völlig entwickelten Kräfte, ſich ohne Noth auf fremde Autorität ſtützt, und in der heiligen Schrift und den poſitiven Rechten den Beweis von Grundſätzen aufſucht, die ihr eigenthümlich ſind. Für manches Publicum mag dieſes, um ihnen indirecten Eingang zu verſchaffen, beſonders nützlich ſeyn, und der Vf. gegenwärtiger Schrift hat vielleicht guten Grund gehabt, ſeine zuweilen allzu geſuchte Beleſenheit anzubringen, indem er von einigen Miſsbräuchen im Staate in Paragraphen handelt. Die von ihm als Hauptveranlaſſungen der jetzigen Gährung der Unterthanen angegeben ſind: die Leibeigenſchaft, die gemiſsbrauchten Jagdrechte, mangelhafte und partheyiſche Juſtizpflege, die bloſs die letzten Stände treffenden Werbungen, die Exemtionen der Lehn- und geiſtlichen Güter, deren Nutzung nicht der Stiftung gemäſs angewendet werde, willkührliche nicht auf die bloſse Nothdurft des gemeinen Weſens berechnete Beſteurungen, die Miſsbräuche bey Einquartierungen, das geſchmälerte, zum Theil verwirkte, Anſehen der Geiſtlichkeit als Volkslehrer, das veranlaſste Miſstrauen gegen die Gutsherrn, und die nicht anſpruchloſe Trägheit der Unterthanen ſelbſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Tübingen, b. Heerbrandt: *Eine Reihe römiſcher Kaiſer, nach einem höchſt ſeltenen Kunſtalterthum, welches aus illuminirten Handzeichnungen und geſchriebenen deutſchen Reimen vom Jahr 1544 beſteht*, beſchrieben und mit den nöthigen Erläuterungen herausgegeben von — *B.* — 1791. 56 S. 4. (6 gr.) Dieſes ſehr unbedeutende Manuſcript enthält Reime von einem *Sebaſtian Wild*, der eben kein Günſtling der Muſen geweſen iſt, und 86 colorirte Zeichnungen, oder eigentlich Mignaturen, welche etwas beſſer ſeyn mögen, wenn anders die Beſchreibung des Vf. Glauben verdient, deſſen Kunſtkenntniſs uns aus mehreren Stellen ſeiner Schrift verdächtig geworden iſt. Er iſt, wie er in der Vorrede ſagt, ein Landgeiſtlicher, der ſich — *beym Mangel an Umgang — die langen Winterabende damit zu verkürzen ſuchte.* Seinen Leſern hat er wenig Zeitvertreib dadurch bereitet. Wir wünſchen alſo, daſs es ihm künftig nie an Unterhaltung anderer Art gebrechen möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 28. April 1795.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *P. Beda Mayrs*, Benedictiners zum heil. Kreuz in Donauwerd (th), *Anfangsgründe der Mathematik und Algebra*, zum Gebrauche in höhern und niedern Schulen. 1792. 419 S. 8.

Wenn gleich die *Mathematik* auch dem Titel der Algebra coordinirt und noch obendrein unrichtig geſchrieben iſt, ſo darf man doch daraus keinen nachtheiligen Schluſs auf die Genauigkeit des Vf. überhaupt machen. Er geſteht zwar, daſs er kein Mathematiker von Profeſſion ſey, inzwiſchen habe er den mathematiſchen Wiſſenſchaften in ſeinen Nebenſtunden ſo vielen Fleiſs als möglich gewidmet, und viele Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, junge Leute in den Anfangsgründen derſelben zu unterrichten. Hier hoffte er die Fähigkeit erlangt zu haben, ſich Anfängern deutlich und verſtändlich zu machen, und in dieſer Hoffnung hätte er gegenwärtiges Buch geſchrieben; — *nec ſpes eum feſellit*, müſſen wir hinzuſetzen. Wenigſtens hat uns der Vortrag faſt durchgehends ſehr richtig und lichtvoll geſchienen. Er hat das Buch zum Leitfaden beym Schulunterricht beſtimmt. Dazu ſcheint es uns doch zu weitläuftig; mit deſto mehrerem Recht aber können wir es Anfängern zum Selbſtſtudium empfehlen. Was auf dem Titel Mathematik genannt wird, ſollte eigentlich *gemeine Arithmetik* heiſsen. Die Algebra iſt bis zur Auflöſung der Gleichungen vom zweyten Grade geführt. — Wenn S. 64., wo von der Diviſion ungleich benannter Zahlen die Rede iſt, diejenige Methode die kürzeſte genannt wird, nach der alles auf die niedrigſte Gröſse gebracht und dann dividirt wird, ſo iſt das wohl ein Irrthum; unſtreitig iſt es kürzer mit der Diviſion der höchſten Gröſse anzufangen, und nur den Reſt in die nächſt kleinere zu verwandeln u. ſ. f. — Von den Decimalbrüchen wird S. 103. geſagt, daſs, wenn man um die Rechnung abzukürzen, mehrere Ziffern vom Ende des Decimalbruchs weglaſst, man die letze Ziffer, die noch ſtehen bleibt, um *eines* vermehrt, *um den Schaden in etwas zu erſetzen*; — allein dadurch wird der Schaden nicht *in etwas*, ſondern *mehr als ganz* erſetzt. — Ungern haben wir den Beweis von der Regel, wie gemeine Brüche in Decimalbrüche verwandelt werden, vermiſst. Er iſt doch weder ſo leicht, daſs man es für überflüſsig anſehen könnte, ihn beſonders zu geben, noch ſo ſchwer, daſs es die Kräfte des Anfängers überſteigen ſollte; denn er beruht auf den einfachen Satz, daſs Brüche, im Zähler und Nenner durch ein und eben dieſelbe Zahl multiplicirt oder dividirt, ſich in ihrem Werthe nicht ändern. — Der Beweis von der Subtraction der entgegengeſetzten Gröſse hat uns nicht befriedigt. Hätte ſich der Vf. mehr an den Begriff der Subtraction gehalten, *deren Weſen in der Beſtimmung des Unterſchiedes zweyer Gröſsen beſteht*, ſo würde es ihm leicht geworden ſeyn, die ganze Sache richtiger und deutlicher darzuſtellen. — S. 146. wird unrichtig $\frac{1}{2}^2$; $\frac{2}{3}^3$ anſtatt $(\frac{1}{2})^2$; $(\frac{2}{3})^3$ geſchrieben; jenes zeigte an, daſs bloſs der Zähler, dieſes aber, daſs der ganze Bruch potenzirt werden ſoll. — Daſs das Punktum bey den Zahlen zur Interpunktion gebraucht wird, hat uns nicht gefallen, weil man es für das Multiplicationszeichen anſehen und dadurch irre gemacht werden kann. Eben ſo hätte auch die Wolfiſche und Leibnitziſche Bezeichnungsart der arithmetiſchen und geometriſchen Proportion den Vorzug vor der hier gewählten verdient. Doch dieſe und ähnliche Mängel werden ſich bey einer zweyten Ausgabe leicht verbeſſern laſſen.

Palermo: *Della ſpecola Aſtronomica de' Regi Studj di Palermo*, Libri Quattro, di *Giuſeppe Piazzi*, C. R. Regio Profeſſore d'Aſtronomia, Socio della Reale Accademia delle Scienze di Napoli etc. 1792. 240 S. In Fol. Nebſt 2 Kupfertafeln.

Der Vf. dieſer Schrift, Hr. *Piazzi*, auch aus einem Briefe an Hn. *de la Lande* über Ramsdens Inſtrumente (London 1788), und aus einer Abhandlung in den Philoſophiſchen Transactions über die Sonnenfinſterniſs 4. Jun. 1788 bekannt, hatte, als ſchon beſtimmter Profeſſor der Aſtronomie und Director einer neu zu errichtenden Sternwarte in Palermo, zuvor noch in Frankreich und England ſich einige Zeit verweilt, um ſich praktiſche Kenntniſſe ſeiner Wiſſenſchaft zu ſammeln, und in London zum Theil unter ſeinen Augen ſich die wichtigſten Inſtrumente verfertigen zu laſſen; er war auch ſo glücklich, unter andern einen ganzen fünffüſsigen Kreis von Ramsden zu erhalten. Seitdem hat er von der neuen Sternwarte in Siciliens Hauptſtadt, welche unter vielen Hinderniſſen endlich zu Stande zu bringen vorzüglich der Vice-Re der Inſel, Fürſt *Caramanico*, behülflich war, wirklich Beſitz genommen, und in der vorliegenden Schrift gibt er nun Rechenſchaft von ſeinen bisherigen aſtronomiſchen Bemühungen. Die Vorrede handelt von der Geſchichte der Aſtronomie in Sicilien. Muthmaſsungen, wie die Aſtronomie zuerſt dahin verpflanzt worden ſeyn könnte. Auf dieſer Inſel war es, wo die Bewegung der Erde zuerſt behauptet wurde, durch *Nicetas* von Syracus, und andere. Der berühmte Siciliſche Geometer, *Archimedes*; ſeine künſtliche Sphäre wurde einſt ſehr bewundert. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa zeich-

zeichneten ſich unter andern weniger bekannten Namen, als Sternkundige in Sicilien hauptſächlich *Maurolycus* und *Hodierna* aus; jener ein Zeitgenoſſe, aber heftiger Gegner des Copernicus, dieſer, zwar auch Bekenner des alten Syſtems, aber ſonſt in manchen Stücken ein einſichtsvoller Aſtronom, welcher das Verdienſt hat, zuerſt, freylich aus nicht ſehr vollkommnen Beobachtungen abgeleitete, Tafeln der Jupiterstrabanten herausgegeben zu haben. Auch *Ximenes*, ein 1786 zu Florenz verſtorbener verdienter Aſtronom, war ein gebohrner Sicilianer. Vor Hn. *Piazzi*, das heiſst, vor dem Ende des 18 Jahrhunderts, wagte es in Sicilien niemand, das Copernicaniſche Syſtem (welches ſelbſt in Rom indeſs Anhänger genug fand) öffentlich in Schutz zu nehmen! — Das Werk ſelbſt iſt in 4 Bücher abgetheilt, wovon das erſte von der Erbauung, Einrichtung, und dem phyſiſchen Klima der Sternwarte Nachricht gibt. Die Witterung in Palermo iſt ſehr geſund und angenehm, jedoch nicht ganz ſo, wie der Aſtronom ſie wünſchte; nicht leicht fehlt es einem Tage an Sonnenblicken, aber eben ſo wenig an Wolken und trüber Luft, und beſonders iſt die Luft um die Mittagszeit ſelten ganz heiter, was einem Beobachter ſehr unangenehm ſeyn muſs. Von Erdbeben wird Palermo ungleich weniger, als andere benachbarte Gegenden, z. B. der nordöſtliche Theil Siciliens, beunruhiget: ſelbſt von dem groſsen Erdbeben 1783, welches Meſſina beynahe ganz zerſtörte, empfand man dort keine nachtheilige Wirkung. — Das II. Buch beſchreibt die aufgeſtellten Werkzeuge. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders der (ſchon oben erwähnte) fünffuſsige ganze Kreis von Ramsden aus. Dieſs vortreffliche Inſtrument wird näher beſchrieben. Was ein ſolcher ganzer Kreis der Aſtronomie für wichtige Dienſte leiſte, und warum er in manchem Betracht andern, wenn ſchon dem Radius nach oft gröſsern Werkzeugen, vorzuziehen ſey, hat Hr. *Piazzi* ſchon in ſeiner *Lettre ſur les Inſtruments de M. Ramsden* gezeigt, und ſucht auch hier dieſe Vorzüge ins Licht zu ſetzen. Von Hadleyſchen Sextanten ſcheint Hr. P. nicht viel zu halten, da er ſie bloſs Anfängern in der Beobachtungskunſt für brauchbar erklärt: in Deutſchland weiſs man ſich bekanntlich dieſes kleinen aber ſehr ſchätzbaren Inſtruments nicht nur zu correſpondirenden Höhen, ſondern auch ſelbſt zur Erfindung der Polhöhe u. ſ. w. mit dem beſten Erfolge und mit einer ſelbſt dem Reſultate aus groſsen Quadranten gleich kommenden Genauigkeit zu bedienen. — Das III. Buch liefert eine Reihe aſtronomiſcher 1791 und 1792 angeſtellter Beobachtungen: es ſind hauptſächlich Meridianbeobachtungen der Sonne und Planeten. — Das IV. Buch unterſucht endlich die Länge und Breite der Sternwarte. Nach vorläufiger Würdigung der verſchiedenen Methoden, deren man ſich bedient, die Polhöhe zu finden, ſetzt Hr. P. die Breite der Sternwarte zu Palermo aus mehreren Beobachtungen des Polarſterns, auch ſolcher Sterne, die dem Zenit nahe culminiren, im Mittel auf 38° 6′ 43″. Aus einer Beobachtung der Sonnenfinſterniſs 3 April 1791, ſo wie aus einer Bedeckung Jupiters vom Monde 7 April 1792 leitet er den Mittagsunterſchied ſeiner Sternwarte von Paris in Zeit öſtlich zu 44′ 8″ ab, glaubt aber, daſs dieſe Angabe noch weitere Prüfungen bedürfe; Palermo läge demnach mit Berlin ſehr nahe unter dem nemlichen Mittagskreiſe. Lehrreich ſind auch die Unterſuchungen, die Hr. P. über die Stralenbrechung des Klima von Palermo angeſtellt hat; er findet daſelbſt in der Höhe von 45 Graden die Stralenbrechung 55″, 87, mithin ziemlich einſtimmig mit *Bradley*, der für die nemliche Höhe und für einerley Temperatur der Luft aus Greenwicher Beobachtungen nur 1″ mehr geſchloſſen hat. Die Stralenbrechung muſs allerdings mit der Abänderung des Klima einige Verſchiedenheiten leiden; allein dieſe Unterſchiede können, allen bisher angeſtellten Verſuchen zufolge, die Horizontal-Refractionen ausgenommen, für verſchiedene europäiſche Orte nicht anders als ſehr gering ſeyn, und ſcheinen durch unmittelbare Beobachtungen nur ſehr ſchwer ausgemittelt werden zu können. Auch Hr. *de la Lande* glaubt, (S. *Connoiſſ. des tems pour* 1793) aus Vergleichung ſeiner Beobachtungen mit italieniſchen, die Refraction in Mayland und Palermo geringer als in Paris folgern zu dürfen, ſo wie auch vorher ſchon Hr. Cagnoli ſolche in Verona um [illegible] geringer als in Paris gefunden haben will.

WIEN: *Ephemerides Aſtronomicae anni* 1794. *a Franciſco de Paula Trieſneker*, Aſtronomo Caeſ. Reg. Univerſ. Vindobon. et *Johanne Buerg*, Adjuncto Aſtron. Caeſ. Reg. ſupputatae. 1793. 8.

Ebendaſ.: *Ephemerides Aſtronomicae anni* 1795. etc. 1794. 8.

In dem Anhange zu den gewöhnlichen Ephemeriden werden von den Herausgebern noch einige intereſſante aſtronomiſche Abhandlungen und Beobachtungen mitgetheilt. Hieher gehören aus dem Anhange der Ephemeriden für 1794. 1) Beobachtungen von den Jahren 1791 und 1792. 2) *Tob. Mayers* Mondstafeln, nach den neueſten Verbeſſerungen. Schon die erſte Ausgabe der Mayerſchen Mondstafeln aus dem II Bande der Göttinger Commentarien (für 1752) wurde von dem ſel. *Hell* in die Wiener Ephemeriden für 1764 eingerückt, und auch als Beylage beſonders abgedruckt. Die zweyte anſehnlich verbeſſerte Ausgabe dieſer berühmten Tafeln, London 1770, kam ebenfalls durch *Hells* und *Pilgrams* Beſorgung 1771 in Wien heraus. Die gegenwärtigen Herausgeber der Wiener Ephemeriden ſuchen nun auch die neueſte Ausgabe, welche durch *Maſon* der Vollkommenheit noch näher gebracht worden iſt, durch dieſen Abdruck in Deutſchland gemeinnütziger zu machen. Die Tafeln ſind übrigens hier aus der *Connoiſſance des tems pour* 1790 (und in dieſer aus der Engliſchen Originalausgabe von 1787) abgedruckt; man findet ſie auch in der Sammlung von Tafeln zur dritten Ausgabe von Hn. *de la Lande's* Aſtronomie, Tome I. Paris 1792. 3) *Triesneker* über die Maſſe der Venus. Dieſe Maſſe, welche nach Newtons Regel aus einem Trabanten des Planeten mit Sicherheit ſich nicht berechnen läſst, da man keinen ſolchen Trabanten kennt, war bisher immer unter den Aſtronomen vielem Zweifel unterworfen.

Digitized by Google

ſen; und doch wäre, ſie genauer zu kennen, von erheblichem praktiſchem Nutzen, hauptſächlich, um daraus die Gleichung der Länge der Sonne durch Venus näher beſtimmen zu können. Hr. *Tr.* hat dieſem ſehr ſchwierigen Gegenſtande einige neue Unterſuchungen gewidmet. Er führt an, was man bisher aus den gewöhnlich zum Grunde gelegten Elementen der jährlichen Bewegung des Apogäums der Sonne, des Apheliums vom Mercur, der Bewegung der Venusknoten u. ſ. w. gefunden; zugleich aber zieht er neue von den Aſtronomen ſonſt noch nicht gebrauchte Elemente, auf welche indeſs die Maſſe der Venus groſsen Einfluſs haben muſs, in die Rechnung, beſonders die jährliche Bewegung der Knoten Jupiters und Saturns. Ein Mittel aus dieſen neu angewandten, und aus den ſchon vorhin gebrauchten Elementen gibt ihm, nach Hn. *de la Grange's* Theorie, die Maſſe der Venus (wenn die Maſſe der Erde 1. geſetzt wird) = 1, 0469 oder, mit Verbeſſerung einiger in den Calcul einflieſsenden Data, 1, 0559. Hr. *Tr.* bemerkt noch, daſs aus dieſer letztern Angabe der Maſſe der Venus eine hundertjährige Abnahme der Schiefe der Ekliptik zu 54″, 63 folgt, welches mit der Beobachtung ſehr genau zuſammenſtimmt: denn (vergl. die Wiener Ephemeriden für 1792) aus Vergleichung der Beobachtungen der Araber mit neuern hatte Hr. *Tr.* jene hundertjährige Verminderung der Schiefe zu 54″, 36 hergeleitet. — Der Anhang zu den Ephemeriden für 1795 begreift folgende Aufſätze: 1) aſtronomiſche Beobachtungen von den beiden Herausgebern in Wien angeſtellt, auch auswärtige von ihnen mitgetheilte aus Breslau, Ofen, Kremsmünſter und Rom. Zu den ſeltenern Beobachtungen gehören Beſtimmungen von Planetendurchmeſſern; von Hn. *Calandrello* in Rom kommen hier einige mit einem guten Dollondſchen Objectivmikrometer angeſtellte Unterſuchungen über die beiden Saturnsdurchmeſſer vor; er fand ſolche 16″, 1 und 13″, 3 im Mittel aus mehreren Meſſungen vom Auguſt bis December 1789. Nicht ſehr ſtimmen damit Hn. *Bugge's* Meſſungen vom Anfange, und noch weniger Hn. *Herſchel's* von der Mitte des Septembers 1789 überein; jener gibt für die beiden Saturnsachſen 14″, 5 und 10″, 5 dieſer 22″, 8 und 20″, 6. 2) *Triesnecker* über den Gebrauch der Aberration bey Fixſternbedeckungen. Hr. *Tr.* ſucht hier durch Berechnung mehrerer guten Beobachtungen, gegen Hn. *Fixlmillner*, zu erweiſen, daſs man, was auch dem bisher gewöhnlichen Verfahren der Aſtronomen gemäſs iſt, bey Bedeckungen der Fixſterne durch den Mond den *ſcheinbaren* von der Aberration afficirten Ort des Fixſterns in Rechnung bringen müſſe, um daraus den Ort des Mondes herzuleiten. 3) *Bürg* über die Gröſse (eigentlich über eine gewiſſe Verbeſſerung der Gröſse) des Mondshalbmeſſers, aus beobachteten Fixſternbedeckungen hergeleitet. Es wird hier von der bekannten Verbeſſerung durch Inflexion und Irradiation gehandelt; die eigentliche Gröſse dieſer gedoppelten Correction hat hauptſächlich Hr. *du Sejour* durch weitläuftige Berechnungen der Beobachtungen der groſsen Sonnenfinſterniſs vom 1 April 1764 auszumachen geſucht. Hr. *B.* glaubt, daſs mit weit mehrerer Sicherheit die Occultationen der Fixſterne dazu angewendet werden mögen; er hat auch bereits Verſuche gemacht, aus einigen beobachteten Fixſternbedeckungen die Irradiation und Inflexion zu beſtimmen, und ſolche für den Mond — 1″, 2 gefunden, wenn deſſen Halbmeſſer 15′ 31″, 95 und die Aequatorialparallaxe 57′ iſt. Eine Correction, die auf ſo delicate Beſtimmungen ſich gründet, kann natürlich nur erſt durch ein Mittel aus oft wiederholten, ſehr genauen, und ſorgfältig verglichenen Beobachtungen mit mehrerer Zuverläſsigkeit, als bisher, feſtgeſetzt werden.

BERLIN, b. Pauli, und in Comm. der Königl. Realſchulbuchh.: *Kleines Rechenbuch enthält eine gründliche und faſsliche Anweiſung zur Rechenkunſt.* Hauptſächlich zum Gebrauch der Schulen und ſolcher Perſonen, die in ihrer Jugend ſind verſäumt worden. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1793. 72 S. 8.

Worin die Verbeſſerungen dieſer Ausgabe beſtehen, können wir nicht ſagen, da wir weder die erſtere zur Hand haben, noch in einer Vorrede einige Auskunft darüber finden; wir können alſo bloſs über den Werth des Buches an ſich urtheilen — und dieſer iſt äuſserſt mittelmäſsig. Der ungenannte Vf. mag zwar eine Fertigkeit im mechaniſchen Rechnen, und auch die Geſchicklichkeit, andern eine gleiche Fertigkeit beyzubringen, beſitzen, aber an gründlicher Kenntniſs der Rechenkunſt fehlt es ihm ſehr. Gröſstentheils ſind ſeine Regeln bey aller ihrer Weitläuftigkeit ſehr mangelhaft, und nie wird der Grund eines Verfahrens angegeben. Gleich auf der erſten Seite heiſst es: „die erſten neun „Zahlen nennet man Ziffern, und ſie ſtellen nichts weiter „in ihrer Benennung vor, als ihre Figur." — Die unbenannten Zahlen erklärt er durch *Zahlen, bey denen man nicht auf die Gröſse Rückſicht nimmt!* Schon hieraus kann man einen Schluſs auf die übrigen Erklärungen machen.

ST. PÖLTEN, b. Laitré: *Theoretiſch-praktiſche Rechenkunſt, welche die deutlichſte, gründlichſte und vollſtändigſte Anweiſung zu allen im menſchlichen Leben vorkommenden Berechnungen ertheilet, und durch erläuternde Beyſpiele die in jedem Fall nöthige Verfahrungsart vor Augen leget,* von *Chriſtoph Friedrich Zeller.* 1791. 1275 S. 8.

Im menſchlichen Leben kommen allerdings vielerley Berechnungen vor, und man darf ſich nicht wundern, daſs ein Buch, welches für alle Fälle Belehrung und Beyſpiele enthalten ſoll, ein bischen ſtark ausgefallen iſt. Freylich erſchrickt man beym erſten Anblick ein wenig, und es gehört einiger Muth dazu, ſich durch viertehalb Alphabethe durchzuarbeiten; indeſſen wenn ſchon ein deutlicher und gründlicher Unterricht in der gemeinen Arithmetik werth iſt, daſs man ſich einige Mühe und Anſtrengung nicht verdrieſsen laſſe, ſo kann die deutlichſte, gründlichſte und vollſtändigſte Anweiſung zu allen im menſchlichen Leben vorkommenden Berechnungen unſtreitig ſchon etwas gröſsere Foderungen

Digitized by Google

gen machen. Das einzige, das einen bey dieſem Werke noch zurückhalten könnte, wäre der Zweifel, ob man am Ende auch nicht in ſeiner Hoffnung getäuſcht werden, und Mühe und Oel verloren haben möchte. Wenigſtens möchten wir uns für nichts verbürgen; das Beyſpiel des Vf. ſelbſt macht uns etwas beſorgt: denn gerade in dem letzten Exempel, wodurch er ſeinem Werke die Krone aufzuſetzen gedachte, gibt er eben keinen ſonderlichen Beweis ſeiner arithmetiſchen Geſchicklichkeit. Wir wollen von der ſehr weitläuftigen Aufgabe nur ſo viel herſetzen, als zur Beurtheilung des Verfahrens nöthig iſt; „A verwechſelt 129[illegible] Wannen „Heu, die Wanne zu 10½ fl. gegen des B Sägebäume „zu 18 Schuh lang und 2½ Schuh dick, *der Sägebaum zu 22½ fl. angeſchlagen*“ etc. Die Frage iſt (der Vf. drückt ſich dafür ſehr höflich alſo aus: „Sagen Sie mir, zur Güte, alles ordentliche Schöne von ſich verſpre„chende Zöglinge!“): 1) Wie viel Sägebäume bekömmt A für ſein Heu? — Hier iſt offenbar, daſs der Werth der Sägebäume dem Werthe des Heues nach dem Anſchlage gleich ſeyn muſs. Setzt man alſo die Anzahl der Sägebäume = x, ſo iſt x. (22½) = (129[illegible]). (10½); folglich x = [illegible] = 62[illegible]. Der Vf. hingegen bringt bedächtlich die *Länge und Dicke* der Sägebäume, und die *Länge, Breite und Höhe* einer Wanne Heu mit in Anſchlag, und findet nun nach der Reeſiſchen Regel 711[illegible] Sägebäume. Multiplicirt man dieſe mit dem in der Aufgabe beſtimmten Preiſe (22½ fl.), ſo ergibt ſich der Werth der Sägebäume beynahe auf 16000 fl., da der Werth des Heues noch nicht einmal anderthalbtauſend fl. beträgt. — Ueberhaupt iſt der Vf. für die Reeſiſche Regel, die er als den Hauptſchlüſſel aller arithmetiſchen Aufgaben anſieht, enthuſiaſtiſch eingenommen, und ſein ganzes Buch handelt davon; allein da er ſie ſelbſt, nachdem er mit einem ſo dicken Werke über ſie und ihre Anordnungen bis ans Ende gekommen war, noch nicht recht anzuwenden wuſste, ſo wäre es kein Wunder, wenn es ſeinen Schülern nicht beſſer ginge. Sein Enthuſiasmus für den Urheber derſelben ergieſst ſich am Schluſs des Werkes in eine poetiſche Grabſchrift, die wir unſern Leſern zur Rarität mittheilen wollen, denn gewiſs haben ſie noch wenig Verſe in Rechenbüchern geleſen. Sie lautet alſo:

Welch' einen *Ziffer* ſchlieſst dieſe Urne ein!
Wenn Holland weint: wirds *Karls de Rees Aſche ſeyn!*
Die Grabſchrift, die die Tugend gräbt,
Macht, daſs man auch im Tode lebt!

An einer andern Stelle wendet er ſich in einer Apoſtrophe an Rees: „Unſterblicher Phönix in dieſem Fache!“ ruft er aus, „*du* haſt alle Aufgabe, die auf die Lehre „der Proportionen beruhen, durch Eine Regel, *die von „dir die Reeſiſche heiſst*, alſo aufgelöſet, daſs man ohne „alle Theorie, *bloſs mechaniſch* die Sache einem Kinde „beybringen kann. *Du* biſt es, der dieſe allgemein un„entbehrliche Wiſſenſchaft zum Range von ausgebreite„ter und *erleichterter (?)* Vollkommenheit erhoben *haſt*“ etc. — — In eine ſolche lyriſche Proſa verfällt er auch bisweilen bey ſeinen Exempeln, und von dieſer Seite iſt das Werk vielleicht einzig in ſeiner Art. Daſs aber dabey von mathematiſchen Beweiſen nirgends die Rede iſt, brauchen wir wohl kaum noch zu erinnern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Leipzig, in d. Sommerſchen Buchh.: *Predigtentwürfe über die an Sonn- und Feſttagen gewöhnlichen Abſchnitte aus den Briefen der Apoſtel und einige andere Texte*, von Dr. *J. W. Thieſs.* 4te Ausg. 3ter Jahrg. 1795. 318 S. 8. (20 gr.)

Berlin, b. Wever: *Neueſte deutſche Chreſtomathie zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche*, 2te Aufl. 1795. 2[illegible]6 S. 8. (12 gr.)

Als Fortſetzung iſt erſchienen:

Leipzig, b. Schneider: *Neue mediciniſche Litteratur.* Herausgegeben von D. *J. Ch. T. Schlegel.* 4ter B. 4tes St. 1794. 10 Bog. 8. (6 gr.)

Hannover, b. Ritſcher: *H. L. Fiſcher Beyträge zur Beantwortung der Frage: ob Aufklärung ſchon weit genug gediehen oder vollendet ſey?* Als Anhang zu dem Buch von Aberglauben oder 3ter Th. 1794. 283 S. 8. (9 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Zittau*, b. Schöps: *Regententafel von Europa in Form eines Dominoſpiels.* Ein Geſchenk für artige Kinder. (8 gr.) — Von jedem fürſtlichen Hauſe ſind drey Kärtchen, auf welchen der Name des Regenten, ſeiner Gemahlin und der Reſidenz ſteht. Wem es darum zu thun iſt, ſeine Kinder im Regiſter der Regenten recht bewandert zu machen, der mag dieſes Spiel kaufen!

Druckfehler der A. L. Z. Jahrgang 1795. Nro. 3. S. 17. Zeile 37. die Aſtronomie. lies: die Anomalieen. (Ebendaſ. S. 20. Z. 20. Fixſternbeobachtungen, lies: Fixſternbedeckungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS: *Eſſai ſur la maladie, qui affecte les Vaches laitieres des fauxbourgs et environs de Paris;* par le C. *Huzard*, Vetérinaire. 1794. 31 S.

Die Verdienſte des geſchickten Vf. dieſer kleinen Schrift ſind deutſchen Thierärzten ſchon ſeit mehreren Jahren bekannt. Je ſeltener es iſt, praktiſche Thierärzte zu finden, die die Gabe der Beobachtung mit der Geſchicklichkeit verbinden, das, was ſie geſehen, in einer gedrängten und der Sache angemeſſenen Schreibart mitzutheilen, um deſto mehr muſs man dem Vf. für die Herausgabe dieſer Beobachtung Dank wiſſen. Wenn auch die in dieſer Schrift bemerkten Miſsbräuche nur Paris angehen, ſo läſst ſich doch darin manches auf eine jede groſse volkreiche Stadt anwenden, wo mehrere hier aufgedeckte Miſsbräuche, vielleicht nur etwas modificirt, zuſammentreffen konnen. Die Krankheit der Milchkühe, wovon hier die Rede iſt, beſteht in einer ſich langſam entwickelnden Entzündung der Lunge, die nicht ſelten, beſonders wenn die Kuh den erſten Anfall der Krankheit überſteht, in eine wirkliche Lungenſucht übergeht. Hr. *H.* hat als Conſulent bey einem der Handelsgerichte in Paris, bey welchem die beym Viehhandel entſtehenden Streitigkeiten entſchieden werden, ſeit mehrern Jahren Gelegenheit gehabt, die verſchiedenen Miſsbräuche kennen zu lernen, die zur Entſtehung dieſer Krankheit vorzüglich beytragen. Die mehreſten Milchkühe erhält Paris aus Flandern und der Normandie; die Entlegenheit der Oerter, deren Viehmärkte oft wenige Tage hinter einander folgen, die übertriebnen Märſche, die das Milchvieh auf dieſe Weiſe von einem Ort zum andern thun muſs, und wobey es nicht ſelten verſchlägt, oder gar verkalbet, werden hier mit Recht als Miturſache dieſer Krankheit angeführt. Dieſe Behauptung ſcheint auch nicht übertrieben zu ſeyn, beſonders weil die Viehhändler lauter ſolche Kühe wählen, die entweder dem Kalben ſehr nahe ſind, oder kurz vorher gekalbet haben. Auf dem letzten Viehmarkt, der vor den Thoren von Paris gehalten wird, werden alsdann von den Viehhändlern allerhand Arten von Kunſtgriffen angewandt, die der liſtigſte Roſstäuſcher kaum beſſer erfinden würde (Peitſche und Stock werden wechſelsweiſe angewandt, um das Vieh in beſtändiger Bewegung zu erhalten, und um den Milchkühen ein ungewöhnlich ſtarkes Euter zu verſchaffen, laſſen ſie ſelbige oft Tage lang ungemolken, wodurch alsdann ein nicht ſehr erfahrner Käufer gar leicht hintergangen wird. Kommt endlich das Vieh nach Paris, ſo verändert es auf einmal nicht allein das Klima, ſondern auch das Futter und die Behandlung. Die Flandriſchen Kühe bleiben beynahe das ganze Jahr auf der Weyde; in der Normandie hingegen füttert man ſie das ganze Jahr durch in dem Stalle mit grünem Futter. In Paris aber wird die Kuh in den Stall geſtellt, und bleibt, ſo lange ſie Milch gibt, mehrere Jahre lang auf einer und derſelben Stelle, bis ſie entweder vom Fleiſcher, oder aber vom Abdecker abgeholt wird. An vielen Orten der Stadt, beſonders der äuſserſt volkreichen und ſehr angebauten *Cité*, ſind die Kuhſtälle oft ſo niedrig, daſs ein fünf Fuſs hoher Mann darin nicht aufrecht ſtehen kann, und ſo enge, daſs weder alle Kühe neben einander liegen, noch ſich umwenden können; Hr. *H.* fand ſogar in einigen Ställen die Kühe auf den Knien liegen, da durch das beſtändige Stehn die Beine eine ſeltſame Krümme angenommen haben. Oft fehlen die Fenſter, und die Stallthüre iſt ſo niedrig, und öffnet ſich auf einen mit Miſt angefüllten ſehr engen Hof, der zugleich die Cloak des ganzen Hauſes iſt. Zum Futter erhält das Vieh hier mehrentheils ſchlechtes Heu, oder allerhand halbverfaulte vegetabiliſche Subſtanzen. Die Kleye, die man ſeit der Revolution in Paris von allen Mehltheilchen auf das genaueſte beraubt, iſt, ſo wie die von den Bierbrauern und Stärkemachern erhaltenen Fruchtabgänge eine der Hauptnahrungsmittel für die Kühe. Nicht ſelten werden dergleichen Abgänge in ausgemauerten Gruben lange Zeit aufbewahrt, es wird alſo in dieſem abſcheulichen Gemengſel eine faſt beſtändige Gährung unterhalten, wodurch der Genuſs deſſelben um ein gutes Theil verſchlimmert wird; wenn man auch nicht in Auſchlag bringen wollte, daſs die von den Stärkemachern erhaltenen Fruchtabgänge ſehr viele Bleytheilchen enthalten, wegen der bleyernen Gefäſse, die in einigen Pariſer Fabriken dieſer Art angewandt werden. Das Waſſer einer ſo groſsen und volkreichen Stadt, beſonders das Brunnenwaſſer, was man hier dem Vieh reicht, iſt ebenfalls von einer Beſchaffenheit, die nichts weniger als heilſam und der Geſundheit des Viehes als zuträglich angeſehen werden kann, wegen der Menge fremdartiger Theile, die es enthält; daher das Vieh ſich nicht ſelten weigert, das ihm vorgehaltene Saufen anzunehmen.

Die Krankheit ſelbſt könne unter gewiſſen Umſtänden ſelbigen erblich werden. In einer der Vorſtädte von Paris, wo das Vieh in geräumigen und luftigen Ställen ſich befand, fand Hr. *H.* 1789 einen Stier mittlerer Gröſse, der die Milchkühe des Beſitzers nach und nach beſprungen hatte. Eben dieſer Stier hatte ſeit mehrern Jahren alle Symptomen der nemlichen Krankheit, ſo wie alle Kühe, die er beſprungen hatte, bald

nach dem Beſpringen ebenfalls damit befallen wurden, und auch in längerer oder kürzerer Zeit davon verreckten; ein ähnliches bemerkte man an den Kälbern, die von dieſen Kühen erhalten wurden. Das deutlichſte Symptom, woran man die Krankheit erkennt, iſt eine beſondre Art von Huſten, der eher heiſer (*rauque*) als hellklingend iſt, und der gleichſam in einem langſamen und erſchwerten Ausgang der Luft aus den Lungen zu beſtehen ſcheint. Bey dieſem Huſten kann indeſſen das Vieh eine geraume Zeit fortleben. Die übrigen Functionen ſcheinen dadurch nicht geſtört zu werden, und mehrere Kühe nahmen ſogar während der Krankheit merklich zu. Bey abwechſelndem Wetter, beſonders zu Anfang des Frühjahrs, oder auch wenn man mit dem Futter eine Veränderung vornimmt, oder ſonſt durch irgend eine Urſache den Reiz in den Lungen vermehrt, nehmen vorgedachte Symptome zu. Nicht ſelten wird das Vieh traurig, verliert die Freſsluſt, die Milch vergeht, und der zunehmende Puls und das Schlagen der Flanken zeigen deutlich die Gegenwart des Fiebers an. Zuweilen überſtehen die Kühe den erſten Anfall der Krankheit, und die Symptome laſſen oft ſichtbar nach, bis ein folgender Anfall aufs neue ſich einſtellt, der ſich gemeiniglich mit der völligen Vereiterung der Lungen und dem Tode des kranken Viehs endigt. Bey Oeffnung der Cadaver zeigen ſich alle Symptome einer kranken vereiterten oder verhärteten Lunge. Obgleich die Kennzeichen der Krankheit zu allen Jahreszeiten beobachtet werden, ſo ſind ſelbige doch gemeiniglich zu Anfange des Herbſtes, beſonders wenn der Sommer heiſs geweſen, oder auch im Frühjahre am auffallendſten. In gewiſſen Jahren wüthet dieſe Krankheit ſtärker als in andern. Es iſt ungewiſs, wenn dieſe Krankheit ſich zuerſt um Paris und der umliegenden Gegend gezeigt. Hr. *H.* glaubt, daſs man ſie nur erſt bemerkt, ſeitdem man in Paris mehr Kaſe und Milch als vor Zeiten genieſset. Unter den Viehmäſtern (*nourriſſeurs*) wird dieſe Krankheit der Kühe für anſteckend gehalten, dieſer Meynung aber widerſpricht der Vf. aus eigner Erfahrung. Was die Kurmethode anbetrifft, ſo ſind alle bis jetzt dagegen angewandte Mittel unwirkſam befunden worden; eine beſſere Behandlung des Viehes, geräumige und luftige Ställe, geſundes Futter und mäſsige Bewegung wären Präſervative. Leider aber laſſen ſich die Viehmäſter von ihrem hergebrachten Schlendrian nicht abbringen; ihre Abſicht iſt erreicht, wenn ſie von jeder Kuh die gröſstmöglichſte Menge Milch erhalten; die Menge der Milch, die eine auf jene Weiſe ernährte Kuh den Eigenthümern gibt, beſtimmt Hr. *H.* zwiſchen 12 und 13 Pinten täglich. — Jetzt ſind verſchiedene Viehmäſter klug genug, ſobald eine Kuh zu kränkeln anfängt, ſelbige an die Fleiſcher zu verkaufen; das Fleiſch ſolcher Kühe hat kein widriges Anſehen. In den Vorſtädten von Paris, wo eine Menge kleiner Schenkwirthe ſich befinden, wird dergleichen Fleiſch, ſo wie das Fleiſch von todtgebornen Kälbern, häufig verſpeiſt.

FRANKFURT a. M., b. Gebhard u. Körber: *Franz Maria Scuderi von dem Urſprung und der Urſache der anſteckenden Krankheiten, insbeſondere der Blattern, und deren leicht zu bewerkſtelligenden Ausrottung.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt, und in einen kurzen Auszug gebracht, von einem Arzte. 1794. 5 Bog. 8.

Bey Gelegenheit der Anzeige (ſ. A. L. Z. Nr. 46. 1793.) des vom Hn. *Chriſtian Ludwig Lenz* zu Schnepfenthal herausgegebenen Auszugs, eben dieſes Buchs von *Scuderi*, haben wir bereits unſer Urtheil über dieſen Gegenſtand geſagt, wir glauben alſo nicht nöthig zu haben, das Geſagte hier zu wiederholen; ſondern ſtellen nur einiges von dem Inhalte der gegenwärtigen Schrift auf. Wenn Hr. *Lenz* in ſeinem Büchlein ſich mit der Ausrottung der Blattern ganz allein beſchäfftigte, ſo bemühet ſich der gegenwärtige Vf. auch die Verhütung der übrigen anſteckenden Krankheiten mit einzumiſchen, und hiezu fodert er vorzüglich die Geiſtlichen auf, welche bey dergleichen Gelegenheiten ſich folgendergeſtalt betragen ſollen: „Alle Prediger und Vorgeſetzte von Städten und Dörfern müſsten an feſtlichen Tagen, und auch bey feyerlichen Meſſen, die Unterthanen durch paſſende Unterredungen zu überzeugen ſuchen, daſs man bisher fälſchlich geglaubt habe: jeder Menſch müſſe die Blattern, Maſern und Rötheln nothwendig, und vermöge der Einrichtung der Natur erleiden; daſs es ferner eine irrige Meynung ſey, daſs alle übrigen epidemiſchen Fieber, oder anſteckenden Krankheiten, von einer verborgenen Beſchaffenheit der Luft, ſchlechter Conſtitution der Witterung und andern in die Sinne fallenden Urſachen in Europa entſtunden, und endlich müſsten ſie ſie zu überreden ſuchen, daſs niemand jemals eine anſteckende Krankheit bekommen würde, wenn er ſich ſorgfältig vor der Anſteckung hüte u. ſ. w." Die Obliegenheit des guten *Scuderi* wäre hiebey freylich geweſen, dazu zu ſetzen, wie Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter ſich vor der Anſteckung ſichern könnten? — dies wäre denn freylich mehr werth, als vielen feyerlichen Meſſen beyzuwohnen! — S. 17. wird der abgeſchmackte Rath gegeben: „Die Einimpfung muſs unterſagt werden. Sie ſtreitet offenbar gegen den ausländiſchen Urſprung der Pocken, gegen alle Anſtalten einer guten Polizey und gegen die reine Religion etc." Welcher unausſprechliche Unſinn?? wie empörend gegen die geſunde Vernunft, und die häufigen Erfahrungen der beſten Aerzte??

Rec. will, anſtatt eines weitern Auszugs aus dieſer Schrift, dagegen einige Gedanken eines vortrefflichen Arztes über *Scuderi's* Angaben hier beyfügen:

„Die Vorbauung der wahren Peſt und des Ausſatzes kann man nicht völlig als einen Beweis für die Ausführbarkeit jener Vorſchläge anſehen. Als man z. B. in vorigen Zeiten ſo häufig Siechenhäuſer in Europa erbauete, ſo gaben die Landesherrn das wenigſte Geld dazu her; das meiſte hingegen die reichen Privatleute um ihrer und der übrigen Seelenheils willen. Die Zeiten haben ſich geändert. Wie ſelten ſind nicht in unſern Tagen fromme Vermächtniſſe für Hoſpitäler und Siechenhäuſer? Wer ſollte alſo jetzt das Geld zu den Blat-

Digitized by Google

Blattern-Quarantaine-Häuſern; wer die vielen Millionen, welche ſie in manchem Reiche koſten würden, hergeben? Regenten? wovon der eine das Geld zu Erhaltung der ſchon beſtehenden nützlichen Anſtalten, der andere zur Landesvertheidigung, und der Dritte zur Schuldenbezahlung bedarf. Der reiche Privatmann? der am wenigſten geneigt ſeyn wird, ſeine Kinder, vielleicht ſeinen einzigen Leibeserben, von ſich hinweg in ein öffentliches Siechenhaus zu geben. Der mittelmäſsige Bürger? der ohnehin alle Arten von öffentlichen Abgaben verabſcheut, weil er hie und da ſchon mehr geben zu müſſen glaubt, als er ſchuldig ſey. Der gemeine Mann? der die Blattern für eine Wohlthat hält, wodurch Gott, wie der Vf. des Aufſatzes mehr als einmal rohe Leute ſagen hörte, mit ihnen abrechnet, und ihnen von Zeit zu Zeit wieder ſo viel Kinder nimmt, als er ihnen, ihrer Meynung nach, zu viel beſchert hat etc. Geſetzt, es gabe ſchon wirklich eine Stadt in Deutſchland, aus welcher ſeit zwanzig Jahren die Blattern verbannt wären, und es befänden ſich jetzt daſelbſt Jünglinge und Jungfrauen, welche die Blattern nie gehabt hatten; aber rings um die Stadt fehlte es noch an Anſtalten zur Verbannung und Vertilgung der Blattern, ſo wäre dies wahrhaftig die unglücklichſte Stadt des ganzen Landes. Denn, ſollten die unbeblatterten jungen Leute immer auf dem Stadtbezirke bleiben, welcher Nachtheil würde das für ihre bürgerlichen Verhältniſſe ſeyn? Und gingen ſie in irgend eine andere Stadt, der Studirende etwa auf eine Univerſität, der Handwerkspurſche in die Fremde, der Soldat ins Feld, das Mädchen zum Beſuch eines Verwandten, oder es verheirathete ſich auſser dieſer Stadt, ſo wäre es eben ſo viel, als wenn alle dieſe Leute nach Kairo, Aleppo oder in irgend eine Stadt zögen, wo alle Jahre die Peſt herrſcht. Denn daſs die Blattern den Erwachſenen ſo gefährlich ſind, als die wahre Peſt, das hat man in Kamtſchatka, auf dem Vorgebirge unter den Hottentotten, und in allen Ländern geſehen, wo die Blattern das erſtemal hingebracht waren. Und ſchwerlich würden ſich auch immer die Aeltern und Geſchwiſter durch Geſetze abhalten laſſen, zu ihren, an Blattern todtkranken Kindern und Geſchwiſtern zu reiſen, und die Verlaſſenſchaft derſelben heimlich zurückbringen. Unvermerkt würden ſich gewiſs die Blattern über kurz oder lang auf eben dieſe Weiſe, oder durch Kaufmannsgüter und Victualien wieder einſchleichen, ausbreiten, und in der ſo lang bewachten Stadt ärger wüthen, als zuvor. Die Blattern kommen auch in ſo fern in keinen Vergleich mit der Peſt, als dieſe ihre Wirkung immer gleich heftig zeiget; die Blattern hingegen nicht. Es gibt Blatterepidemien, die nur ſehr langſam und in einen kleinen Bezirk ſich verbreiten, ſehr gutartig ſind, und wenige Kinder hinraffen, deren Tod man noch dazu ſehr oft der Vernachläſſigung und verkehrten Behandlung zuſchreiben muſs. Ein andermal bricht eine Blatterepidemie aus, die mit einer Geſchwindigkeit und Heftigkeit um ſich greift, wie griechiſches Feuer, eine Zeitlang unauslöſchlich wüthet, und beynahe Alles dahin rafft, (wie leider! vor einigen Jahren in Halle, nach Junkers Beſchreibung, der Fall war.) Bräche nun in einem lang bewachten Orte unglücklicher Weiſe eine ſolche Seuche aus, ſo reicht, wie auch *Sander* anmerkt ein einziges Blatternhaus nicht hin, und ſind die Anſtalten von Anfang an nicht auf den gröſst möglichen Fall eingerichtet, ſo wird eine ſolche bösartige Blatterſeuche auf einmal alle Früchte einer zwanzig Jahre lang angewandten Vorſicht vernichten. So lange daher nicht der Monarch eines groſsen Reichs aus ſeinem eignen unerſchöpflichen Schatz die Anſtalten zu Ausrottung der Blattern in ſeinem Lande mit Ernſt und Eifer betreibt, ſo lange bleiben eben dergleichen Vorſchläge nur *fromme Wünſche.* Verfügungen und Ausführungen von der Art ſind keine Sachen eines Privatmannes, noch des Volkes allein. Und dieſem die Ausführung zu überlaſſen, wäre zumal bedenklich. Aberglauben und Schwärmerey miſcht ſich nur zu oft in ſeine Plane, und es ergreift zuletzt grauſame Maaſsregeln, denen ſelbſt der Regent keinen Einhalt thun kann etc. Für jetzt könnten wir uns begnügen, wenn man es erſt nur dahin brächte, daſs die Menſchen im Allgemeinen ſich beſſer bey den Blattern benähmen, und überhaupt bey bösartigen Seuchen im Handel und Wandel mit Angeſteckten ſorgfältiger wären etc.

GESCHICHTE.

Dresden, b. Richter: *Ernesti Augusti Schulzii,* Theol. Dris et Prof. quondam in academia Viadrina celeberrimi *Compendium archaeologiae hebraicae.* Liber I. antiquitates politicas, lib. II. antiquitates eccleſiaſticas continens. Cum Figuris aeri inciſis. Edidit, emendavit, addenda adjecit, notisque locupletavit *Abr. Phil. Godofr. Schickedanz,* Theol. Dr. et Prof., gymnaſii, quod Serveſtae floret, anhaltini academici Rector. 1793. XXVI und 344 S. gr. 8.

Der bereits 1786 in Frankfurt an der Oder verſtorbene Prof. Schulz hatte aus beſonderer Vorliebe für die hebräiſchen Alterthümer vielmals über *Ikenii antiquitates hebraicas* akademiſche Vorleſungen gehalten, und legte endlich ſelbſt Hand an, ein neues Compendium auszuarbeiten. Da ihn der Tod vor der Vollendung deſſelben überraſchte, ſo gab die hinterlaſſene Wittwe das vorräthige Manuſcript dem auf dem Titel genannten Hn. D. u. Prof. Schickedanz, der ſowohl ein Schüler als Freund des verſtorbenen Schulz geweſen war, mit dem Auftrag, daſſelbe durch den Druck bekannt zu machen. Das Manuſcript war nichts weniger als vollendet, ſondern es hatte faſt in jedem Capitel Lücken, die der Herausg. theils aus des ſel. Schulz Dictaten und deſſen eigenhändigen dem Iken beygeſchriebenen Anmerkungen, theils aus eigener Kenntniſs ausfüllte. Auch erſtreckte ſich das Schulziſche Mſpt nur über die beiden auf dem Titel genannten Bücher, da im Gegentheil der neue Bearbeiter die beiden fehlenden Bücher, den ökonomiſchen und literäriſchen Zuſtand betreffend, dem Schulziſchen Plan zufolge, in einem zweyten Theil nachfolgen laſſen will. So viel zur

Digitized by Google

zur Geſchichte des Buchs. Nun von deſſen Inhalt und Werth!

Die Anordnung der Materien iſt gut, und beſſer als in *Warnekros* und andern, wo die oben bemerkten vier Hauptfelder nicht gehörig von einander geſchieden ſind. Es iſt die verbeſſerte *Ikenſche* Anordnung. So begreift das erſte Buch folgende 15 Capitel: Vom Lande; von der Eintheilung deſſelben; von der Hauptſtadt Jeruſalem; von der Regierungsform unter Moſe; unter Joſua und zur Zeit der Richter; unter den Königen; nach dem babyloniſchen Exil, unter den Makkabäern und der Herodianiſchen Familie; unter den römiſchen Procuratoren; von den Gerichtshöfen, dem groſsen Synedrium, wie auch andern Dicaſterien, und von der Proceſsform; von den Strafen; von der Zeiteintheilung und dem Calender; vom Maaſs und Gewicht; von Steuern und Abgaben; von Bündniſſen und Contracten; vom Kriegsweſen. Die letztern ſieben Capitel vertragen eine natürlichere Stellung, und dabey hätten die merkwürdigen Einrichtungen von den Freyſtädten, wie auch von der Leibeigenſchaft, beſondere Capitel verdient. Der vorzüglichſte Werth des Buchs beſteht darin, theils daſs der Vf. mit mehr Kritik als ſeine Vorgänger, z. E. *Arias Montanus*, *Goodwin*, *Lund*, *Iken*, *Fleury*, ſelbſt *Reland* u. a. zu Werke ging, da jene zu viel auf jüdiſche Tradition und rabbiniſche Sagen bauten, er aber hauptſächlich aus der Bibel ſelbſt, aus Joſephus und Philo, mit Behutſamkeit aber aus andern ſchöpfte; theils darin, das er das, was neuere Gelehrte über den einen oder andern Punkt geſagt haben, benutzte, und in den Anmerkungen die dahin gehörigen Schriften anführt. Indeſſen bleiben auch hier noch einige Wünſche übrig. Gleich im erſten Paragraphen fehlen die älteſten Namen; „das Land Kanaan" mit den dazu gehörigen Stellen 4 Moſ. 33. 51. Joſ. 22, 9. 11. „das Land Gilead," nemlich das Stück auf der Oſtſeite des Jordans, Joſ. 22, 9. 13. 32. Auch würde Rec. die angeführten Namen nach der Zeitfolge geordnet haben, da ſie hier willkührlich unter einander ſtehen. Selbſt der Name „*terra promiſſa*" iſt nicht erläutert, denn Hebr. 11, 9., (welche Stelle auch bloſs im Iken befindlich iſt,) gibt nur den Namen; Stellen, wie 1 Moſ. 12, 7. 13, 15. u. ſ. w. leiten auf den eigentlichen Urſprung deſſelben. In dem Verzeichniſs der Landkarten S. 2. hätten die von *Haſe*, *D'Anville* und der Berliner Akademie durch *Rhode* nicht ſollen übergangen werden. S. 7. läſst der Vf. den Libanus von Tyrus aus nordwärts und den *Antilibanus ſüdwärts* ſich erſtrecken, da er doch mehr oſtwärts und zum Theil ſüdoſtwärts geht. Ueberhaupt wird man aber doch weniger auf Unrichtigkeiten, als auf Stellen ſtoſsen, wo man mit der Wahl der Sachen nicht übereinſtimmen kann. So iſt z. E. ein Paragraph den Bergen Tabor, Karmel, Ebal und Garizim, ein anderer den Höhlen u. ſ. w. gewidmet, und dabey werden die groſsen und wichtigen Ebenen Jesreel oder Esdralom, Sephelah, oder die ſogenannten Niederlande u. ſ. w. mit Stillſchweigen übergangen. Einzelne Ausdrücke bedurften wohl einer nähern Beſtimmung; z. E. S. 32., wo es vom Tempel heiſst: quo *nihil unquam auguſtius* fuit. Dies iſt doch wohl ſehr übertrieben. Beym Gebrauch dieſes Buchs zur Selbſtbelehrung wird der Ununterrichtete oft nicht recht wiſſen, woran er iſt. Der Text gibt das, was der Buchſtabe der Bibel ſagt, wie ihn die Alten verſtanden, und was ſie zur Löſung der Schwierigkeiten vorbrachten; die Noten im Gegentheil deuten auch auf das, was die Neuern darüber geſagt haben. Dabey werden aber nicht die weſentlichen Unterſchiede zwiſchen beiden, und die überwiegenden Gründe für das letzte gezeigt. Man ſehe z. E. S. 39 und 40. von dem Rechte der Iſraeliten auf Paläſtina. Im Texte wird die göttliche Verheiſsung, der Beſitz hebräiſcher Nomaden, die nachherige Uſurpation der Kananiter, deren Laſterhaftigkeit und verdiente Strafe angeführt. Die Note aber citirt *Lowmans* Abhandl. v. d. bürg. Reg. der Iſraeliten 1, 38. 12, 21. *Michaelis* moſ. Recht §. 28. und *Eichhorns* allg. Bibl. d. bibl. Lit. I. S. 261. Einander entgegengeſetztere Deductionen konnten wohl nicht leicht zuſammengeſtellt werden. Für den Lehrer ſind es übrigens gute Notizen. — Auf den vier Kupfertafeln findet man den Triumphbogen des Titus, der zu Rom noch vorhanden iſt, auf welchem einige jüdiſche Gefäſse abgebildet ſind; dieſelben Gefäſse vergröſsert, als den ſiebenarmigen Leuchter; den Schaubrodtiſch, Räucherpfannen, Trompeten und drey Münzen, nemlich zwey ſamaritaniſche und eine römiſche zum Denkmal des überwundenen Judäas. — Mit Vergnügen ſieht Rec. dem zweyten Theile entgegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lingen*, b. Jülicher: *Specimen medicum Hiſtoriam ſiſtens inſitionis variolarum* in comitatibus Tecklaborgenſi atque Lingenſi exercitae a *Leonardo Ludovico Finke*, M. D. Prof. p. o. 1792. 60 S. 4. (5 gr.) — Der Zweck des Vf. iſt, die Blatterninoculation von dem Vorwurfe zu retten, daſs ſie häufiger als die natürlichen Blattern chroniſche Krankheiten zurücklaſſe, welche oft erſt nach Jahren den glücklich inoculirten Kranken tödten. Was von dieſer Beſchuldigung wahr ſey, ſchreibt er auf die oft gemiſsbrauchte antiphlogiſtiſche Methode. Durch eigene Erfahrung an 63 Kranken beweiſet er den Ungrund dieſer Beſchuldigung. Hin und wieder ſind einzelne Krankengeſchichten eingewebt, und die Schrift macht den praktiſchen Kenntniſſen des Vf. und ſeinem Eifer, Gutes zu verbreiten, Ehre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Flensburg, Korteſche Buchh.: *Auserleſene Stücke aus dem A. T. nach der Grundſprache überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert von D. Baſtholm* erſtem Hofprediger zu Kopenhagen. Ins deutſche überſetzt von *C. G. Zahle* Prediger am Kloſter zu Wemmetofte in Seeland. 1794. 503 S. gr. 8.

Der Ueberſetzer wünſcht die Deutſchen mit den Früchten Däniſcher Gelehrſamkeit eben ſo bekannt zu machen, als es die Dänen längſt mit den Producten des deutſchen Fleiſſes ſind, und hofft, daſs ſie in Deutſchland eine gute Aufnahme finden werden. — Daran iſt auch gar nicht zu zweifeln, denn, wenn gleich gegenwärtig die Cultur der Theologie bey den Deutſchen weiter als bey allen übrigen Nationen vorgerückt iſt; ſo bleibt es doch immer der eigenthümliche Charakter ihres Fleiſses, die Geiſtesproducte aller andern Nationen gern aufzunehmen, und ſie nach Würden zu ſchätzen; wohl eingedenk, daſs ſie nur durch dieſe Art der Studien den jetzigem Vorſprung gewonnen haben. — Das vorliegende Werk des Hn. D. B. hat den lobenswürdigen Zweck, den ſchönſten Theil des A. T., der eine moraliſche Beziehung hat, gemeinnütziger zu machen. Man hat auch in Deutſchland ſchon längſt auf dieſen Zweck hingearbeitet, ohne ihn bis jetzt völlig zu erreichen, weil man ihn nicht rein genug aufgefaſst hatte. Hr. *Seiler* nahm noch zu viel auf, und ſuchte bloſs das höchſt Anſtöſsige zu vermeiden, ſtatt daſs er mehr auf das moraliſch Nützliche hätte ſehen ſollen. Der Plan des Hr. B. iſt ſchon beſſer, wenn nicht vielleicht zu eng, angelegt. Zwar will der Vf. die ganze Bibel auch noch neben den Auszügen geleſen wiſſen, und dieſe ſollen nur lüſtern nach dem Ganzen machen, oder doch wenigſtens eine kleine Bibel für den ſeyn, der die ganze niemahls lieſet. Allein gerade in der letzten Rückſicht, die ſchon bey ganzen Ständen genommen werden muſs, hätte noch mehr aufgenommen werden ſollen, als geſchehen iſt. Wir wollen dies bey der Angabe der ganzen Einrichtung durch ein Paar Beyſpiele bemerklich machen. Dieſer erſte Band umfaſst das ganze A. T. (die zwey folgenden werden die erläuterte Ueberſetzung des ganzen N. T. enthalten, und alle drey die ganze Baſtholmiſche Ueberſetzung der Bibel ausmachen) das Hohelied ausgenommen, woraus wie billig keine Auszüge gemacht ſind. Dagegen ſind die Denkſprüche und der Prediger Salomonis, wegen ihrer durchaus moraliſchen Beziehung, *ganz* überſetzt. Jeder Auszug hat ſeine Rubrik, und danach iſt der Inhalt des ganzen Werks verzeichnet. Z. B. das erſte Buch Moſis nach folgenden Rubriken „*Umbildung der Erde*“ 1 Moſ. 1, 1 2, 3. „*Miſsgunſt iſt eine gefährliche Leidenſchaft*“ 1 Moſ. 4, 2–8. u. ſ. w. (Die Citata hätten voran ſtehen ſollen und nicht hinten nach. Auch hätten die Kapitel oben rubricirt werden müſſen.) Hier iſt nun gleich der Fall der erſten Menſchen ausgelaſſen, aber mit Unrecht, denn es liegen ſehr groſse moraliſche Wahrheiten darin 1) daſs der Menſch *ſelbſt* Schuld an dem moraliſchen Uebel iſt, 2) daſs er es durch die Uebertretung eines göttlichen Geſetzes ward, und zwar 3) durch einen überwiegenden Hang der Sinnlichkeit. Auf dieſe Weiſe ſündigt der Menſch noch alle Tage, und die zwey erſten Puncte finden bey jeder nur möglichen Sünde ſtatt, denn das Gebot der Vernunft iſt auch ein göttliches Geſetz. Solche und ähnliche Stellen hätten nicht übergangen werden ſollen. Vorzüglich vermiſſen wir noch einzelne herrliche Sentenzen aus den Propheten, die überhaupt zu kurz abgefertigt ſind. Aus ihnen würde vielleicht noch weniger ausgezogen ſeyn, wenn der Vf. nicht gerade an 18 Weiſſagungen glaubte, daher auch *Daniel* mit aufgeführt iſt. Dieſer Glaube wird vielleicht noch mehr Einſchränkung leiden müſſen, wenn Hr. B. *Eckermann's*, *Ziegler's* und *Ammon's* Schriften über dieſen Gegenſtand vergleichen will. Aus den Geſchichtsbüchern des A. T. gehen die Auszüge nur bis auf die Einweihung des Salomoniſchen Tempels. Die übrige Geſchichte gehört ſeiner Meynung nach mehr für den Geſchichtſchreiber, und er verweiſt deswegen auf ſeine *Geſchichte der Juden*. Die Ueberſetzung iſt flieſſend und treu; nur bisweilen gar zu wörtlich. Was auch der Vf. für die wörtliche Ueberſetzung ſagt; ſo ſollte es doch nie *Fluch* Gottes u. ſ. w. heiſſen, weil dergleichen nach unſerm Sprachgebrauch Veranlaſſung zu unrichtigen, unmoraliſchen und der Gottheit unwürdigen Begriffen gibt. Die Anmerkungen ſind kurz, und gröſstentheils richtig. Am meiſten hält ſich Hr. B. an *Michaelis*, ohne jedoch die andern deutſchen Exegeten ganz zu verſchmähen, wie ſich aus der Ueberſetzung abnehmen laſst. Der ſtrengen Kritik und den morgenländiſchen Dialecten iſt er nicht ſehr hold; allein die Gründe dawider in der Vorrede wollen nicht viel ſagen. Denn warum ſollten die Abſchreiber des A. T. ſicherer vor Irrthümern geweſen ſeyn, als bey Profanſchriftſtellern? und warum ſollten verlorne Bedeutungen nicht durch die Dialecte wieder hergeſtellt werden können? Daſs das Buch *Hiob* älter ſey, als die Moſaiſchen Schriften, iſt eine Behauptung ohne Beweis. — Wenn (S. 12. Vorrede) Lehren für den *Verſtand* und für das *Herz* unterſchieden werden; ſo ſehen wir nicht ein, wie das Letzte ohne

Digitized by Google

ohne das Erſte ſeyn könne. Der theologiſche Sprachgebrauch muſs jetzt beſtimmter werden, weil man beſtimmter denkt. Die *deutſche* Ueberſetzung iſt gut bis auf einige Daniſmen z. B. S. 15. „ſo wird es doch *die* „geben, welche — für *einige*. Ferner" *habe-ſuche* für habe *ich*-ſuche *ich* u. ſ. w. Die deutſche Ausgabe hat Vorzüge, weil ſie vom Vf. noch einmahl revidirt iſt.

CHEMNITZ, b. Weſſelhoft: *Die Briefe der Apoſtel Jeſu aus dem Griechiſchen überſetzt* und mit Anmerkungen begleitet, nebſt einer Vorrede vom Hn. D. *Willhelm Abraham Teller*, Oberconſiſtorialrath, Probſt und Inſpector zu Cölln an der Spree, auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. 1794. 347 S. Vorr. S. X. 8.

Der gelehrte und verehrungswürdige Vorredner ſagt von dieſer Ueberſetzung, daſs ſie zwiſchen einer zu wörtlichen und zu freyen die Mitte halte, und daher nicht allein für den gemeinſten Chriſten verſtändlich und brauchbar ſeyn, ſondern auch, weil ſie mit vieler Sprach- und Sach-Kenntniſs ausgearbeitet ſey, dem gelehrtern Theil zum Nutzen, und Vergnügen dienen werde. Und allerdings hat der unbekannte Vf. dieſer Ueberſetzung die neueſten und beſten Ausleger der von ihm überſetzten Bücher des N. T. mit kluger Auswahl benutzt, und die von den Apoſteln vorgetragenen Gedanken von ihrer jüdiſchen Sprache und Darſtellungsart ganz entkleidet; in einem gefälligen Gewande dargeſtellt. Die Ueberſetzung iſt mehr frey, als wörtlich, und gränzt, ſogar nicht ſelten an Paraphraſe. Daher kann ſie nicht nur einem Layen ſicherer als eine gewöhnliche Scholienſammlung, zur Belehrung dienen, ſondern auch bey dem hülfsbedürftigen Leſer des Originals die Stelle eines Commentars vertreten. Auf der andern Seite hat ſie aber auch, wie alle bloſse Paraphraſen, den ganz unvermeidlichen Fehler, daſs ſie in dunkeln und beſtrittenen Stellen ſich für eine der möglichen Erklärungen unbedingt entſcheiden muſs. Indeſs hat der Vf. das gar nicht geringe Verdienſt, daſs er unter mehrern Erklärungen immer diejenige zu wählen und mit der leichteſten Manier anzuwenden wuſste, welche ſich in den von ihm genau ſtudirten Zuſammenhang der Rede zu ſchicken und der Abſicht des Schriftſtellers am beſten zu entſprechen ſchien. Bey dieſem Urtheil über das Ganze gibt Rec. hier noch einige Stellen an, wo der Ueberſ. nach einem angenommenen Syſtem doch zu viel oder zu wenig geſagt zu haben ſcheinen dürfte. 1. Kor. X, 16. *Iſt der geweihete Kelch, den wir durch's Gebet weihen, nicht ein Bekenntniſs, daſs Chriſtus auch für uns ſein Blut vergoſſen habe; und das Brod, welches wir brechen, nicht ein Bekenntniſs, daſs er ſeinen Leib auch zu unſerm Beſten aufgeopfert habe?* Da gleich hernach im 18ten v. κοινωνοι vorkommt und überſetzt wird: *treten ſie* (die Iſraeliten) *nicht durch das Eſſen ihrer Opfermahlzeiten mit Gott, zu deſſen Ehre ſie gehalten werden, gewiſſermaſſen in Verbindung?* (dabey ſteht die Anm. d. h. *werden ſie nicht dadurch ſeine Verehrer?* oder vielleicht deutlicher: Legen ſie nicht dadurch ein Bekenntniſs ab, daſs ſie ſich zur Religion des Gottes bekennen, welchem zu Ehren ſie gehalten werden?) ſo hätte wohl auch hier im 16ten v. κοινωνια bloſs überſetzt werden ſollen: ſetzt uns das Brod — und der Wein — nicht in Verbindung mit dem Leibe und Blute Chriſti? d. h. legen wir nicht dadurch ein Bekenntniſs ab, daſs wir uns zur Religion des am Creuze geſtorbenen Jeſus bekennen? Röm. IX, 5. *Sie, die Nachkommen jener ehrwürdigen Patriarchen, von denen ſelbſt ſeiner leiblichen Geburt nach Chriſtus abſtammet, der Beherrſcher ſeiner Kirche, wofür Gott Anbetung gebührt in Ewigkeit. Amen.* Die Stelle 1. Tim. III, 16. *Der Pfeiler und die Grundfeſte unſrer Religion iſt jene unläugbar groſse, bisher völlig unbekannte Lehre: Gott iſt durch den Menſch gewordenen offenbaret, durch das Evangelium als der Wahrhaftige erkannt, den Boten ſeiner Lehre erſchienen, den Heiden gepredigt, von der Welt geglaubt und in ſeiner Herrlichkeit verehrt worden:* iſt ganz nach Tellers Wörterbuch des N. T. (S. 301. 331. 4te Aufl.) überſetzt. Nur in wenigen Stellen hat Rec. einige Undeutlichkeit bemerkt. Röm. XIV, 21. *Daher iſt es chriſtlich gedacht, daſs du lieber kein Fleiſch iſſeſt, keinen Wein trinkeſt, und überhaupt nichts thuſt, als daſs du einem deiner Brüder Anſtoſs gebeſt, oder ihn bey ſeinem ſchwachen Gewiſſen beunruhigteſt.* Verſtändlicher würde es durch dieſe kleine Veränderung werden: — — — *und überhaupt nichts thuſt, wodurch du e. d. Br. An. geben, oder ihn b. ſ. ſchw. G. beunruhigen könnteſt.* Auf eine ähnliche Art darf nur Koll. II, 13. nach dem Wort *euch* hinzugeſetzt werden *aber.* Die Vorerinnerungen vor jedem Briefe betreffen die Lebens-Umſtände ſeines Verfaſſers und die Zeit oder den Ort, wann und wo der Brief wahrſcheinlich geſchrieben worden iſt. Unter dem Text ſtehen nur ſparſame Anmerkungen, in welchen die in der Ueberſetzung gebrauchten und etwa dunkelſcheinenden Ausdrücke deutlicher gemacht und umſchrieben werden. In der Vorrede beleuchtet Herr OCR. Teller ein ſehr unbilliges Urtheil, welches *Friedericus Straub, der heiligen Schrift Doctor im J. 1528.* über Luthers Ueberſetzung gefällt hat, und wünſcht dieſer Ueberſetzung billigere Richter, welche ſie auch längſt gefunden hat.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Oehler: *Verſuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, nach des Herrn Bergcommiſſionsrath Werners Methode, von *Abbé Eſtner*. I Band. Vorbereitung mit 4 Farben-Tabellen und 7 Kupfertafeln. Auf Koſten des Verfaſſers 1794. 293 S. in gr. 8.

Es dürfte manchem Leſer auffallend ſeyn, von Hn. Abbé Eſtner ein mineralogiſches Handbuch nach der Werneriſchen Methode ausgearbeitet zu erhalten, da man ihn bis daher für einen Gegner derſelben gehalten hat. Das Publicum wird hier auf eine ſprechende Art überzeugt, daſs Hr. E. vorzüglich nur deſswegen ſeine Einwendungen über einige Punkte der Werneriſchen Methode öffentlich bekannt gemacht hat, um dar-

Digitized by Google

darüber belehrt zu werden, weil er privatim keine Auskunft von Hrn. Werner erlangen konnte; denn er beweiſt ſich hier als einen wahren Anhänger und Verehrer der Werneriſchen Methode, und wir müſſen ihm das Zeugniſs geben, daſs er ſich mehr in die Werneriſche Methode hineingearbeitet hat, als verſchiedene unmittelbare Schüler des Hn. Werners. Denn, ſchon nach dem vor uns liegenden erſten Bande, hat Hn. E. Arbeit weſentliche Vorzüge vor Hn. Emmerlings Mineralogie und vor des Hn. Lenz Arbeiten, welche letztere vorzüglich gegen jene weit zurück ſtehen müſſen. — Nach Hn. E. Erklärung iſt dieſe Mineralogie bloſs für ganz Ungelehrte beſtimmt. Wir ſind übrigens überzeugt, daſs auch gewiſs mehrere ſchon gebildete Mineralogen dieſes Buch mit Nutzen leſen werden; denn unerachtet der Vf. die beſten Schriften der Werneriſchen Schule benutzt hat, ſo hat er doch über alles reiflich nachgedacht. Er erklärt ſich in der Vorrede auch ſelbſt ſowohl über dieſen Punkt als auch über den Plan des Ganzen mit folgenden Worten: „Ich bin von jeher gewohnt, über alles Geſagte und Geſchriebene nachzudenken, und wenn ich überzeugt werde, ſo ſchreibe ich das Gute ab und nach, wie Andere; doch will ich ſelbſt mit meinen und nicht mit fremden Augen allein ſehen. Auf dieſe Art ſoll mein Lehrbuch in drey Bänden erſcheinen, wovon dieſer die Vorbereitung des Verſuches, der zweyte die Eintheilung der Mineralogie, das Mineralſyſtem, die Beſchreibung aller einfachen Erden und Steine, und der dritte, jene der Salze, brennlichen Weſen, und Metalle enthalten ſoll, wobey immer auch die vorzüglichſten Mineralien, welche ſich in den hieſigen berühmten Kabinetten finden, angemerkt werden ſollen." Der erſte vor uns liegende Band, enthält einen Auszug aus Hn. Werners Abh. über die äuſsern Kennzeichen der Foſſilien, wobey der Vf. auf die Verbeſſerungen und Zuſätze, — welche Hr. Werner und ſeine vorzüglichſten Schüler in neuern Zeiten bey der Lehre von den äuſsern Kennzeichen der Foſſilien angebracht haben, — ſtets Rückſicht genommen hat, ohne ſich jedoch zu ſklaviſch an dieſelbe zu binden; denn er hat hin und wieder ſich kleine Abänderungen zu machen erlaubt, mit welchen wir freylich nicht immer ganz einverſtanden ſind. So z. B. finden wir es nicht ganz gut, daſs er des Hn. Werners *abgeſonderte Stücke* umtauft, und ſie, wie uns ſcheint, ohne hinreichenden Grund *ausgezeichnete Stücke der Bruchfläche* nennt. Wir wollen übrigens gerne zugeben, daſs es vielleicht für manchen auffallend iſt, das Wort *abgeſondert* hier in einer etwas andern oder eingeſchränktern Bedeutung von Hn. Werner gebraucht zu ſehen, als es im gemeinen Leben gewöhnlich gebraucht wird; allein Rec. zweifelt, ob das von dem Vf. hier angegebene Wort *ausgezeichnet*, viel beſſer als jenes ſey. Die *abgeſonderten Stücke* bey einem Foſſil, wie z. B. bey dem körnigen Kalkſtein, dem Zeolit, Bleyglanz u. ſ. w. laſſen ſich einigermaſsen mit einer Moſaik vergleichen, und hier würde es wider den Sprachgebrauch ſeyn, wenn man z. B. von dem Grunde einer Moſaik, wo alle Steinchen von einerley Figur, Farbe und Glanz ſind, ſagen würde: *die ausgezeichneten Stücke dieſes Grundes ſind ſchön;* denn es zeichnet ſich ja keines vor dem andern aus, ſie ſind dem Anſehen nach alle gleich. Ueberhaupt ſcheint uns der Begriff, den der Vf. von den abgeſonderten oder, wie er ſie nennt, *ausgezeichneten* Stücken gibt, nicht ganz richtig zu ſeyn. Er ſagt §. 114. „das ſechſte beſondere „generiſche Kennzeichen, für das innere Anſehen das „vierte, iſt die *Geſtalt der ausgezeichneten Stücke der* „*Bruchfläche*, die Hr. Werner abgeſonderte Stücke „nennt. Ich nenne ſie *ausgezeichnete* Stücke, weil ſie „nicht abgeſondert ſind, ſondern noch wirklich mit „einander zuſammen hängen, und nur hie und da durch „mehr oder weniger zarte Sprünge (??) oder Klüfte ab„getheilt ſind; ſonſt würde man ſie nicht von der gan„zen Maſſe unterſcheiden können; und damit man ſel„be nicht mit den von der ganzen Maſſe getrennten „Stücken oder Bruchſtücken verwechſele, welche ei„gentlich abgeſonderte Stücke ſind." Fürs erſte ſehen wir bey dieſer Erklärung nicht ein, warum der Vf. die abgeſonderten Stücke *ausgezeichnete Stücke der Bruchfläche* nennt; man kann ſie ja auch öfters in Kriſtallen und beſondern äuſsern Geſtalten, wie z. B. an manchem Tropfſteinartigen Kalkſinter ſehen, ohne einen Bruch zu haben. Für das andere iſt es ungegründet, daſs — wenigſtens die Werneriſchen abgeſonderten Stücke, durch *zarte Sprünge oder Klüfte abgetheilt ſind*; ſondern ſie ſind innig untereinander zuſammen gewachſen wie z. B. bey dem körnigten Kalkſtein, dem Granit u. ſ. w. Fürs dritte endlich, ſehen wir nicht ein, warum der Vf. eine Veränderung in der Terminologie, bey einer ſo gleichgültigen und ſchon faſt allgemein angenommenen Sache, wie die abgeſonderten Stücke ſind, vornimmt; man verwirrt nur den Anfänger in der Mineralogie, wenn ſich jeder erlaubt, willkührliche Veränderungen in einer ſchon faſt allgemein angenommenen Terminologie der Mineralogie zu machen, wodurch nothwendigerweiſe der Wiſſenſchaft ſelbſt der gröſste Nachtheil zuwächſt, weil mancher durch dergleichen Wörter und Namenverwechslungen von dem Studium dieſer ſo reizenden Wiſſenſchaft abgeſchreckt wird. S. 224. vertauſcht der Vf. abermals ohne Noth, einen Werneriſchen Ausdruck gegen einen andern, der auch nicht zweckmäſsig iſt, weil leicht Verwirrungen und Verwechslungen durch denſelben veranlaſst werden. Er nennt nemlich des Hn. Werners *langkörnigte abgeſonderte Stücke* *ſplittrig ausgezeichnete Stücke;* da man nun nach der Werneriſchen Sprache einen ſplittrigen Bruch und ſplittrige Bruchſtücke hat, wie leicht wird nicht eines mit dem andern verwechſelt, wenn man auch noch ſplittrige abgeſonderte Stücke aufſtellt, und der Anfänger gleich drey verſchiedene Begriffe von dem Worte *ſplittrig* annehmen muſs. — Hin und wieder hätten wir auch in den Begriffen mehrere Beſtimmtheit gewünſcht, denn gerade da der Vf. für ganz Ungelehrte und für Anfänger ſchreibt, ſo iſt zu ſeinem Zwecke der höchſte Grad von Beſtimmtheit nothwendig. §. 141. ſagt er: „die chemiſchen Kennzeichen beſtehen in der Auflöſung der Körper, wodurch man ihre Beſtandtheile, ihre gegenſeitige Würkungen und die Art und Weiſe, wie ſolche untereinander verbunden ſind,

Digitized by Google

zu erkennen ſucht.“ Nach unſerm Dafürhalten hätte er ſagen ſollen: die Auflöſung der Körper iſt das Mittel, durch welches die chemiſchen Kennzeichen derſelben aufgeſucht und beſtimmt werden können; denn die Erſcheinengen, welche ſich bey der Auflöſung eines Körpers äuſsern, ſind die chemiſchen Kennzeichen, von welchen man auf die Beſtandtheile des Körpers und die Art ihrer Verbindung mit mehr oder weniger Zuverläſsigkeit ſchlieſsen kann. Ferner ſagt der Vf. S. 277. wo er von der Anwendung der chemiſchen Kennzeichen bey den Foſſilien ſpricht: „dergleichen Hülfsmittel müſſen aber erſt alsdann angewendet werden, wenn man vorher alle äuſsere Kennzeichen an den Subſtanzen genau aufgeſucht hat, und dennoch zweifelt, ob die unterſuchte Subſtanz z. B. kalkartig ſey, oder nicht. In ſolchem Falle darf man nur mit dem Bart einer Feder etliche Tropfen Salpeterſäure auf ſolche fallen laſſen. Iſt die Subſtanz *kalkartig*, ſo wird man ein mehr oder wenigeres Aufbrauſen bemerken; wo aber dergl. Aufbrauſen nicht erfolgt, iſt zu ſchlieſsen, daſs die Subſtanz mit jenen zum Theil oder ganz übereinſtimme, auf welche die Säuren keine ähnliche Würkung hervorbringen.“ Dieſer letzte Satz iſt ſo unbeſtimmt ausgedrückt, daſs er eigentlich dadurch falſch wird; denn das Aufbrauſen eines Körpers mit Säuren beweiſt eben ſo wenig, daſs ein Körper kalkartig iſt, als das Nichtaufbrauſen, daſs er nicht kalkartig iſt. Aus dem Aufbrauſen läſst ſich nichts weiter ſchlieſsen, als daſs der Körper Luftſäure enthalte, und wir haben im Mineral-Reich mehrere luftgeſäuerte Foſſilien z. B. den *Witherit* das *Luftſäure-Silber*, das *weiſse Bleyerz*, den *Malachit* u. m. a. welche nicht in jenem Sinne kalkartiger Natur ſind, und doch mit Salpeterſäure ſtark aufbrauſen, und im Gegentheil brauſen Gips, Fluſsſpat und Boracit nicht auf, unerachtet dieſe Foſſilien kalkartig ſind. Eben ſo unbeſtimmt und unrichtig iſt der Begriff von den phyſiſchen Kennzeichen §. 142., wo der Vf. auch noch unter die *Werkzeuge*, mittelſt welcher dieſe aufgeſucht werden, die *Reibung* und S. 281, das *Erwärmen* zu dem Feuerſtahl, Magnet und Griffel rechnet. Am Ende dieſes erſten Theils ſpricht der Vf. noch §. 144. von den Uebergängen im Mineral-Reich. Folgende Erörterung des Begriffs von *Uebergang*, wenn der Vf. ſagt. *„Alle Körper in der ganzen Natur ſind Veränderungen unterworfen; dieſe Veränderungen der Subſtanzen, welche man ſo oft im Mineral-Reiche findet, werden Uebergänge genannt,“* iſt zu unbeſtimmt. Da es im Mineral-Reich öfters Veränderungen an den Formen, der Farbe, Durchſichtigkeit u. ſ. w. bey den Foſſilien gibt, ſo wäre es ganz wider den Sprachgebrauch und wider den Begriff von dem Worte Uebergang, wenn man es bey ſolchen *Veränderungen* gebrauchen wollte. Ueberhaupt hätten wir gewünſcht, daſs der Vf. die kurze Abhandlung von den Uebergängen der Foſſilien hier ganz weg gelaſſen hätte, denn es iſt ein Gegenſtand, der in einer Geognoſie, aber in keiner Oryktognoſie, am wenigſten aber, in einer Vorbereitung zu dieſer Wiſſenſchaft abgehandelt werden ſollte, welche für Anfänger und Unkundige beſtimmt iſt. Denn für dieſe iſt eine ſolche Abhandlung ganz unverſtändlich, weil ſie ja erſt in den nachfolgenden Bänden die Körper kennen lernen ſollen, von welchen hier die Rede iſt, und deren Kenntniſs hier ſchon vorausgeſetzt wird. Der Vf. hat, wie es uns ſcheint, ſelbſt noch keinen ganz klaren Begriff von den Uebergängen im Mineralreiche. Er ſagt zwar, daſs dergl. Uebergänge daher kommen, wenn Foſſilien gewiſſe Beſtandtheile verlieren oder neue erhalten, und führt zu dieſem Ende das bekannte Beyſpiel des Feldſpats an, der durch Verwitterung in Porcellanerde übergeht; allein er ſagt ferner: *„So geht auch der erhärtete Thon in Jaſpis, und in Hornſtein über, der Quarz in Hornſtein, der Hornſtein in Quarz, der Chalcedon in Hornſtein und der Hornſtein in Chalcedon* u. d. a. m.“ Dieſe letztere Beyſpiele paſſen nun ganz nicht zu dem des Feldſpats, weil bey jenen *ſogenannten* Uebergängen oder eigentlicher *Annäherungen* keine ſolche Veränderungen ſtatt finden, wie bey dieſem; denn der einmal gebildete Hornſtein nähert, ſich nicht erſt mit der Zeit durch den Verluſt oder Zuwachs eines Beſtandtheils dem Quarze, oder Chalzedone, ſondern er iſt gleich bey ſeinem Werden dieſen Foſſilien mehr oder weniger ähnlich geweſen.

Dieſe wenigen Bemerkungen haben im geringſten nicht die Abſicht, dieſes brauchbare und für Anfänger ſehr nützliche Buch herabzuwürdigen, ſondern nur den Vf. auf einen beſtimmtern Ausdruck bey den folgenden Bänden, welchen wir mit wahrem Verlangen entgegen ſehen, aufmerkſam zu machen. Man müſste den vielen Fleiſs ſo wie die gute Abſicht des Vf. ganz verkennen, wenn man dieſem Werke das viele gute, das es enthält, abſprechen wollte. Nur iſt zu bedauren, daſs die Kupfer und beſonders die Farben-Tabellen dem unverhältniſsmäſsig groſsen Aufwande des Vf. nicht entſprechen; denn die Farben-Muſter ſind meiſtens hart, und öfters ganz falſch, welches bey den Abänderungen der weiſsen Farbe, ſo wie bey allen Beyſpielen, welche metalliſche Farben vorſtellen ſollen, vorzüglich auffallend iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: Deutliche *Anweiſung Vergröſserungs-Gläſser* auf eine leichte Art *zu ſchleifen*, wie auch einfache und zuſammengeſetzte Mikroſkope zu verfertigen 1793. 56 S. II Kupfer. kl. 8. Die Maſchine zum Glasſchleifen, die Hr. *F. W. Dick* hier beſchreibt, iſt zwar nicht neu, doch aber ſehr gut brauchbar; ſo wie auch ſein Verfahren, Gläſer nach gegebenen Cirkeln zu ſchleifen, und aus denſelben Mikroſkope zuſammen zuſetzen, für Dilettanten dieſes Fachs, die daſſelbe nachahmen wollen, immer eine angenehme Beſchäftigung ſeyn wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. April. 1795.

OEKONOMIE.

Freyberg u. Annaberg, in der Crazischen Buchh.: *Verſuch, den Werth der Grundſtücke bey dem Ankaufe, zum Beſten der Käufer und Verkäufer, nach Möglichkeit genau zu beſtimmen.* Von L. H. H. von *Engel*, Churfürſtl. Sächſ. Rittmeiſter. 1793. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Je mehr es gewöhnlich den Kauf- und Pachtanſchlägen von Grundſtücken an feſten, richtigen Grundſätzen mangelt, um ſo mehr iſt gewiſs den Käufern und Verkäufern, Pächtern und Verpächtern der Grundſtücke an der Kenntniſs ſolcher Grundſätze gelegen. Ihre Erforſchung und Feſtſtellung iſt aber mit groſsen Schwierigkeiten verbunden: weil der Ertrag der Grundſtücke und daher auch ihr Werth auf Zeit- und Localumſtänden, auf ihrer natürlichen und örtlichen Lage und Beſchaffenheit, auf ihren nachbarlichen Verhältniſſen, auf dem Beſtande und der Beſchaffenheit der einländiſchen Baarſchaft und Volksmenge, auf dem Gange des Handelsverkehrs etc. beruhet, und alle dieſe Grundlagen ſo ſehr verſchieden ſind. Der vorangezeigte Verſuch war alſo ein verdienſtliches Unternehmen; aber die Ausführung deſſelben entſpricht nicht der Erwartung, zu der des Vf. ſchon längſt bewieſene gründliche theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe der Landwirthſchaft berechtigten.

Die Schrift enthält 13 Briefe. — I. Br. Anfrage eines Freundes über die richtige Beſtimmung des Werths der Grundſtücke. — II. Br. Beſtimmung der Begriffe vom wahren und eingebildeten Werthe. Jener beruhe darauf, daſs alles, was von einem Grundſtücke verkauft werden mag, nach dem Durchſchnitte des Ertrages in guten, mittlern und ſchlechten Jahren, und hoher, mittlerer und niedriger Preiſe, in Anſchlag gebracht werde; dieſer aber auf zufälligen perſönlichen, oder örtlichen Nebenverhältniſſen. Mit dem erſtgedachten, völlig richtigen Maaſsſtabe des wahren Werths ſtimmt jedoch die Behauptung im III. Br., daſs der Werth der Grundſtücke nach dem Betrage der Pachtgelder nicht beſtimmt werden könne, nicht wohl überein. Durch ſeine Einwendungen gegen die im 2ten Stücke des Leipz. Intelligenzblatts vom Jahre 1791 angegebenen Urſachen von der jetzigen Erhöhung der Pachtgelder wird jener Satz keinesweges beſtätiget: denn, da dieſe Erhöhung in der verbeſſerten Benutzung der Grundſtücke, in dem vergröſserten Verbrauche ökonomiſcher Producte, und in der vermehrten Geldmaſſe ihren Grund hat; ſo bleibt es auch gewiſs, daſs ſie den Grundſtücken nicht einen eingebildeten, ſondern einen wirklichen Werth gibt, und daher auch bey Verfertigung der Kaufanſchläge zwar nicht zur alleinigen Richtſchnur dienen kann; jedoch allerdings mit in Betrachtung kommen muſs. Gedachte Einwendungen des Vf. enthalten ſogar nicht nur Widerſprüche gegen evidente Wahrheiten, ſondern ſelbſt Beweiſe eben desjenigen, was er widerlegen will. So folgt aus ſeiner eigenen Anführung (S. 17.) „daſs aus Spanien alle dahin kommende weſtindiſche Schätze wieder weggehen, und „andere Völker reich machen" von ſelbſt, daſs daſelbſt kein Ueberfluſs an Gelde vorhanden und eben deshalb die Preiſe der Lebensmittel nicht ſo hoch, als in England und Holland, ſeyn können, und mithin behält der von dem Vf. abgeleugnete Satz „daſs der Preis der „Lebensmittel in dem nämlichen Verhältniſſe ſteiget, als „die Geldmaſſe in einem Lande zunimmt" ſeine Richtigkeit. Offenbar unrichtig iſt hingegen die Behauptung, daſs *jede* Gegend mehr nutzbare Naturalien, als man *allda* bedarf, hervorbringe: denn die Lüneburger Heide und ſo viele andere Gegenden ſind Beweiſe des Gegentheils. — IV. Br. Von dem jetzigen Zinsfuſse, deſſen Höhe, oder Niedrigkeit auf jenen Werth einen weſentlichen Einfluſs hat. Hier zuerſt eine mit mehr Ausführlichkeit, als für die mehrſten der gemeinſten Rechenkunſt kundigen Leſer erfoderlich war, auf 23 Seiten ausgedehnte Berechnung über die 20jährige Benutzung eines Capitals von 1000 Thalern, wenn ſolches entweder bey einer Staatscaſſe zu 3 Procent, oder auf gerichtlichen Conſens zu 4 Procent, oder gegen eine bloſse Schuldverſchreibung zu 5 Procent, oder gegen einen Wechſel zu 6 Procent belegt wird, woraus der Vf. das Reſultat ziehet, daſs es, in Hinſicht auf den Zinsertrag, und die beſorglichen Einbuſsen, vortheilhafter ſey, ſeine auszuleihenden Capitalien zu vereinzelnen, als ſolche an einem einzigen Orte und auf einerley Art unterzubringen. Hierauf gibt er ſeine Gründe an, weshalb er den jetzigen geringen Betrag der Zinſen von Capitalien dem allgemeinen Beſten für ſchädlich hält, worin wir ihm jedoch ſo lange nicht beypflichten können, als es unleugbar iſt, daſs der verminderte Zinsfuſs ein Merkmal des vermehrten einländiſchen Geldvorraths, und der hiemit ſteigende Preis der Grundſtücke eine ſtarke Triebfeder zu ihrer beſtmöglichſten Benutzung iſt; daſs eben hiedurch der Capitaliſt weit eher, als ſonſt, dahin gebracht wird, ſeine Baarſchaften zum Ankaufe der Landgüter, zur Verbeſſerung derſelben, zu Bauen, zu Handelsſpeculationen, zu Fabrikanſtalten und zu andern nützlichen Anlagen zu verwenden, von welchen er eine höhere Benutzung ſeines Geldes, als vom Ausleihen, erwarten darf; daſs er dadurch um ſo viel mehreren Mitbürgern Arbeit und

Digitized by Google

Unterhalt verſchafft; und daſs je geringer die Geldmaſſe und je höher deshalb der Zinsfuſs in einem Lande iſt, um deſto ſchwieriger auch die Anlehne, um deſto niedriger die Preiſe der Grundſtücke, um deſto ſchwächer der Betrieb der Manufacturen und des Handels, und um deſto häufiger die Concurſe ſind. Man darf, zu deſſen Beſtätigung, nur Pohlen mit Holland, oder den Zuſtand des Kurfürſtenthums Sachſen vor 30 Jahren mit ſeinem jetzigen vergleichen. Da der Vf. annimmt, daſs der Werth der Grundſtücke nach dem Zinsfuſse von 3, 4, 5 und 6 Procent zu berechnen ſey; ſo hätte er auch eigentlich den Betrag des Durchſchnittes hievon, nemlich 4½ Procent, nicht aber, wie (S. 89.) geſchehen, 5 Procent zur allgemeinen Grundlage ſeiner folgenden Berechnungen machen ſollen. — Die nun folgenden Briefe enthalten die einzelnen Beſtimmungen des Werths der Grundſtücke. V. Br. Von den Gebäuden. Im Betreff der ſtädtiſchen Gebäude gründen ſich die hier ertheilten Regeln auf den Unterſchied ihrer Lage in groſsen, mittlern oder kleinen Städten, des daſigen Nahrungsſtandes, und des ungleichen Betrages der Baukoſten, und ſind eben ſo vollkommen richtig, als es die, in Abſicht der Gebäude auf einem Landgute, hinzugefügte Behauptung iſt, daſs dafür gar nichts in Einnahme zu bringen ſey. Denn da ſie eigentlich bloſs als unentbehrliche Mittel und Erfoderniſſe zur Benutzung der Aecker, Wieſen, Viehzucht etc. zu betrachten ſind; ſo iſt auch der Aufwand ihrer Unterhaltung und Wiedererbauung von dem Ertrage des Guts vielmehr abzuſetzen. — VI. Br. Von dem Werthe der Garten, und zwar eines mit einem Zaune von geſchnittenen Latten eingeſchloſſenen Gartens. Gegen die Richtigkeit der angeſtellten Berechnung findet ſich bloſs die Bedenklichkeit, daſs die nach 10 Jahren abgängig gewordenen hölzernen Säulen unmöglich noch eben ſo viel an Brennholze werth ſeyn können (S. 105.), als ſie es vorher, als Nutzholz, waren. — VII. Br. beſtimmt den Werth der Wieſen nach der Güte des Bodens, nach dem jährlichen Ertrage, nach den davon zu entrichtenden Abgaben und nach den wegen der Unterhaltung und der Aernte erfoderlichen Koſten — VIII. Br. Von dem Werthe der Aecker. Der Vf. nimmt einen von ſeinen Aeckern zum Modelle an, welcher 5040 Quadratruthen, jede zu 36 Ellen Leipziger Maa's halt, und 4 Jahre zuerſt mit Kraut (Kohl) und Rübeſamen, dann mit Sommerkorn, dann mit Leinſamen und hierauf mit Hafer und Kleeſamen beſtellt, hiernächſt aber 6 Jahre lang zum Klee und Grasbaue genutzt wird. Der Anſatz eines Fuders Dünger, für ſich allein und ohne Fuhrlohn, zu 1 Thaler, iſt in dieſer Berechnung (S. 109.) unerklärlich, da es vorhin (S. 107.) für die Gärten nur zu 12 Groſchen angeſetzt iſt, und doch für die Gärten gerade der beſte und kräftigſte Dünger erfodert wird. Daſs der Vf. den Werth der Getreidefelder nach einer nur in ſehr wenigen Gegenden Deutſchlands gebräuchlichen Feldbeſtellung berechnet hat, hindert die allgemeinere Brauchbarkeit ſeiner Angabe. Eben dieſs gilt auch im IX. Br. von dem Werth der Teichfiſchereyen, bey deſſen Beſtimmung bloſs ein Forellenteich zum Maaſsſtabe angenommen iſt. — X. Br. Der Werth der Holzungen wird hier ausführlicher, als ſolches bey den übrigen geſchehen iſt, nach der Beſchaffenheit des Bodens, nach den Holzarten, nach deren Alter und Wachsthum, ihrer frühern oder ſpätern Haubarkeit, und nach den Verkaufspreiſen beſtimmt: wobey jedoch auch darauf hätte Bedacht genommen werden ſollen, ob die Cultur und Benutzung einer Holzung durch fremde Maſt- und Hütungsgerechtſame eingeſchränkt ſey oder nicht. — XI. Br. Sehr kurz. Wenn unter den trockenen Zinſen auch Erben- und Meyerzinſen und andere ſtändige Gefälle zu verſtehen ſind; ſo erfoderte die Feſtſetzung ihres Kaufwerthes nähere Beſtimmungen, als hier ertheilt ſind. Am wenigſten können wir der Behauptung des Vf. im XII. Br. beypflichten, daſs die Einnahme von gewiſſen andern Zubehörungen der Landgüter, als von der Hornviehzucht, Schäfereyen, Jagd, Mühlen, Schankpachtungen, Bierbrauereyen, Brantweinbrennereyen, und folglich ihr Werth in Kaufanſchlägen gar nicht beſtimmt werden könne. Da alle dieſe Zubehörungen, nach dem Maaſse ihres ſtärkern oder ſchwächern Einfluſſes auf den Betrieb des Haushalts, zur Benutzung des Guts und zu den Einkünften davon beytragen, und ihr reiner jährlicher Ertrag, nach Abzug des Koſtenaufwandes, eben ſo gewiſs, als von andern Artikeln des Haushalts, ausfindig gemacht werden kann; ſo müſſen ſie auch nothwendig in den Kaufanſchlägen ihren Platz behalten. — Der XIII. Br. enthält eine ſummariſche Zuſammenziehung der vorhergehenden Berechnungen des Werths der einzelnen Theile des zum Modell angenommenen Gutes, die davon abzuziehenden jährlichen Ausgaben und den hieraus folgenden Totalbetrag des Werths des ganzen Gutes.

Da der Vf. einige Zubehörungen der Landgüter, z. B. die Getreidezehnten gar nicht mit in Anſatz gebracht, in ſeinen Grundſätzen ſein Augenmerk lediglich auf eine gebirgige Gegend gerichtet, das mehr oder minder richtige Verhältniſs der Getreidefelder zum Wieſenwachſe, und der Viehzucht gegen beides, auch den mehr oder minder bequemen und vortheilhaften Abſatz der ländlichen Producte nicht mit in Betrachtung gezogen hat, welches beides doch in dem Ertrage, und folglich in dem Werthe der Landgüter einen ſo beträchtlichen Unterſchied verurſacht: ſo wird hiedurch die Brauchbarkeit ſeiner Belehrungen nicht wenig vermindert.

Dresden, in der Waltheriſchen Hofbuchh.: *Neue Beobachtungen über die Bienen:* in Briefen an Hn. *Karl Bonnet;* von *Franz Hüber'n,* aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Zuſätzen und einigen Kupfern vermehrt von *Johann Riem'en,* Churfürſtl. Sächſ. Commiſſionsrathe, beſtändigem Secretair der Churfürſtl. ökon. Geſellſch. zu Leipzig, und vieler ökon. Geſellſch. wirklichem, ordentlichen und Ehrenmitgliede. 1793. XVI S. Vorr. u. 600 S. gr. 8.

Dieſe in 13 Briefen mitgetheilten neuen Beobachtungen des Hn. Hüber's ſind praktiſchen Bienenfreunden wenig, forſchenden Liebhabern dieſes, aller möglichen Beobachtung würdigen Inſects, hingegen allerdings ſehr

Digitized by Google

ſehr intereſſant. Letztere finden in 12 Briefen unterhaltende Reſultate einer kaum nachahmlichen Aufmerkſamkeit: auf Begattung und Befruchtung der Bienenkönigin; auf die Geſchlechtsverſchiedenheit, und Fortpflanzung des unter ſich verſchiedenen Bienenvolks, auf Hinrichtung der Männchen, Kriege der Königinnen; auf Ereigniſſe, wenn man eine fremde Königin dem Stocke, ſtatt ſeiner natürlichen zuſetzt; auf das Eyerlegen der Königin; Einfluſs der Gröſse der Zellen auf die Leibesgröſse der aus ihnen hervorwachſenden Bienen; auf Entſtehung der Schwärme; ſo wie eine neue ausführliche Erzählung über Königinnen, die nichts als bloſs männliche Eyer legen ſollen; und über ſolche, denen man ihre Fühlhörner wegnimmt. Der 13te oder letzte Brief allein enthält ausſchlieſslich ökonomiſche Betrachtungen über die Bienen, für ungelehrte Praktiker aber nicht von bedeutendem Belang.

In ſoferne Hr. Hüber als ein zwar tiefdenkender, aber mit gänzlicher Blindheit behafteter, Gelehrter das helle Auge ſeines fähigen Vorleſers richtig geleitet, durch ihn ſolche, zum Theil unerwartete, koſtbare Verſuche angeſtellt, die noch ſehr problematiſchen Naturgeſchichte der Bienen näher zu berichtigen, ſich von ſelbſt aufgefodert und angeſtrenget; wirklich *neue* Entdeckungen gemacht, viele der ältern aber durch die ſeinigen beſtätiget hat, verdient er den lebhafteſten Beyfall ſeiner Leſer, nur Schade, daſs ſein Vortrag auch für die geduldigſten Leſer, äuſserſt ermüdend iſt, und eine auch dem Briefſtil unverzeihliche Weitſchweifigkeit hat!

Fünf Beylagen mit 3 Zugaben theils von Hn. *R.*, theils von andern Bienenbeobachtern, von S. 473—526. haben auf die Hüberiſchen Behauptungen vielen Bezug: und eine ausführliche Erklärung der von Hr. *R.* beſorgten VI Kupfertafeln, ſtellt mit letztern, als wahre Zierde dieſer Schrift, alles ins Licht, was Schwammerdamm, Schirach, Hüber und Hr. *R.* vom Körperbau und Gliedern, von Begattung, Arbeit und ganzen Einrichtung des Bienenvolkes, entdeckt, gelehrt und vermittelſt accurater Zeichnungen auf Kupferplatten, ein jeder ſeiner Schrift einverleibt hat.

BERLIN, in der Buchh. der Königl. Realſchule: *Die Bienenzucht*, herausgegeben von *J. G. Behnke.* mit 1 Kupfer. 1794. 172 S. 8.

Was der Vf. in der Vorrede verſprochen, „Liebhaber der Bienenzucht in den Stand zu ſetzen, ihre Bienen auf die leichteſte und bequemſte Weiſe zu behandeln," das hat er glücklich geleiſtet, und ſich um die Bienenzucht wahres Verdienſt gemacht. Kurz und dennoch vollſtändig faſst ſein Unterricht alles in ſich, was von der Natur der Bienen, ihrer Beſtimmung und Verrichtung, von Bienenzucht und Behandlung, Naturgeſchichte, durch Erfahrung und Praxis ſich bewährt hat: nur der letzte Abſchnitt von der Honig- und Wachsärndte ſagt zu wenig, inſonderheit von Behandlung des Honigs vom Stocke aus bis zu ſeiner Aufbewahrung.

Die mit Grunde empfohlnen kleinen Stöcke, würden wir doch um einige Zoll höher angeben, und Vorſchwärmen noch eine geräumigere Wohnung anweiſen. Das beygefügte Kupfer ſtellt die innere und äuſsere Einrichtung der angeprieſenen Bienenſtöcke deutlich vor.

BERLIN, b. Maurer: *Der Berliner Kunſtgärtner*, oder *Anweiſung zur Cultur verſchiedener der vorzüglichſten Gartenfrüchte.* Von *J. W. Waſer.* 1794. XVI Vorr. u. 136 S. 8. (Pr. 8 gr.)

Hr. *W.* zeigt ſich in dieſen Bogen als einen beleſenen praktiſchen Gärtner; der viele gute Beobachtungen gemacht hat, und ſie deutlich vorzutragen verſteht. Vom Blumenkohl, Brocoli, Ananas, Apricoſen-, Pfirſich- und Nectarinenbäume, von den Erdbeeren, Melonen und Angurien oder Waſſermelonen, ſo wie vom Spargelbaue, findet man hier eine für angehende Gartenfreunde hinlängliche Anweiſung, wenn auch von einigen Artikeln, z. E. vom Brocoli, Apricoſen und Angurien etwas mehr hätte geſagt werden können. Gegen S. 64. kann Rec. aus eigner Erfahrung verſichern, daſs Erdbeerpflanzen von Ausläufern aus den zwey erſten Knoten ſich gegen die von zertheilten alten Stöcken in Abſicht auf Menge und Gröſse der Frucht ſehr vortheilhaft ausgezeichnet haben! Desgleichen kann er gegen das, was Hr. *W.* über den Wieſenſpargel S. 92. ſagt, anführen, daſs er auf trocknen Wieſen in mittägiger Lage Spargel von vorzüglichem Wohlgeſchmack, und die Stengel einen Finger dick, gewonnen hat.

LEIPZIG, b. Kummer: *Phyſikaliſch-ökonomiſche Beobachtungen über die allgemeine vortheilhaftere Gewinnung und Benutzung des Torfs bey dem immer mehr einreiſsenden Holzmangel.* Herausgegeben von D. *Chriſtian Friedrich Reuſs*, der Arzneykunſt öffentl. Lehrer auf der Univ. Tübingen, vieler wiſſenſchaftlichen Akademien und Geſellſchaften Mitglied. 1793. VIII Vorr. u. 227 S. gr. 8.

Eine ſchätzbare Sammlung von 22 Aufſätzen und Abhandlungen über die Entſtehung, vortheilhafte Gewinnung und die verſchiedenen Benutzungsarten des Torfs, eines von Jahr zu Jahr immer wichtiger werdenden Naturproducts. Man findet in dieſen, nicht Auszugsweiſe, ſondern vollſtändig mitgetheilten richtigen und allgemein anwendbaren Abhandlungen alles zuſammengeſtellt, was zur Prüfung eines Moor- und Torfgrundes, zu Erforſchung ſeines wahren Gehaltes, und ſeiner zweckmäſsigen und haushälteriſchen Anwendung wiſſenswürdig iſt.

GRÄTZ, b. Kienreich: *Unerſchöpfliches Haushaltungs- und Wirthſchaftsmagazin*, für Hausmütter, Kammerjungfern, Stubenmädchen, Haushälterinnen, Wirthſchafterinnen, Haushofmeiſter, Kaffeeſieder, Zuckerbäcker, Gaſt und Weinwirthe, Köche und Köchinnen, Gaſtgeber u. dgl. — oder die ganz neue und vollſtändige Kunſt, eine Tafel mit allen Arten von geſchmackvollen und ſtärkenden Leckerbiſſen und Erfriſchungen zu beſetzen, welche

Digitized by Google

nicht nur den Gaumen kitzeln, ſondern auch zum Theil für die Geſundheit und Dauer des menſchlichen Körpers wahre und erprobte Arzneyen ſind. Nebſt *einem ausführlichen Unterrichte* aller in einer Hauswirthſchaft nöthigen und angenehmen Verrichtungen. II Bändchen in fortlaufender Zahl. 1793. 245 S. 8. (Pr. 12 gr.)

Nur zum Theil vollſtändige und richtige, zum Theil aber ſehr gebrechliche Anweiſungen, Paſteten, Torten, kleines Backwerk, Conditoreyproducte, Sülzen, Cremen, Eyerkäſe u. dgl. verſchiedene Arten Eingeſotenes (Eingemachtes) ſo wie Gefrornes zu fertigen, erfüllen den I. Band. Der II. lehrt einige gekünſtelte Weine und Säfte zu fertigen, eben ſo; gutes und ſchmackhaftes Brod zu backen, nur in etwas richtiger, doch ſehr unvollkommen in Abſicht auf die Zeit der Gährung, Heitzung des Ofens und Verweilung der Brode in ihm! Genugthuender iſt die Anweiſung Butter und Käſe zu machen, aber nur auf jene Landesprocedur, wo man die Milch gerinnen läſst, eingeſchränkt. Eben ſo mangelhaft ſind die Anweiſungen zu den Geſchäften einer Köchin, zum Waſchen, Bleichen, Färben u. ſ. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs: *Taſchenbuch für Gartenfreunde.* 1795. 328 S. 8.

Dieſes im Vorbericht als periodiſch angekündigte Taſchenbuch ſchlieſst ſich an den Gartenkalender und die kleine Bibliothek für Gartenfreunde des ſel. Hirſchfelds an, und enthält auſser einigen ſaubern Kupfern, wovon die Titelvignette Hirſchfeld gewidmet iſt, folgende Aufſätze: 1) *Hirſchfelds Denkmal* (und kurze Biographie). 2) *Empfindungen (?) über Landſchaftsmalerey und Gartenkunſt von W. G. Beker.* 3) *Gedanken über die ehemals gewöhnlichen regelmäſsigen franzöſiſchen Gärten und die jetzigen ſogenannten engliſchen Gärten* (aus des Hausmarſchalls von Racknitz Briefen über die Kunſt.) 4) *Ueber den Altfranzöſiſchen und den Engländiſchen Gartengeſchmack* von *A. F. Krauſs.* (Aus der Berl. Monatsſchrift Sept. 1793.) 5) *Verſuch einer Ausgleichung der in beiden vorhergehenden Aufſätzen geäuſserten Meynungen über engliſche und franzöſiſche Gärten* von *W. G. Becker.* Der verſchiedene Geſchmack in Nr. 3 und 4. lieſse ſich vielleicht beſſer erklären als reconciliiren; der Vf. von Nr. 3. wohnt in Dresden, deſſen Gegend eine Landſchaft iſt, an deren Nachbildung jede *freye* Gartenkunſt verzweifeln muſs, die in den ſandigen Ebenen von Berlin, aus welchen Nr. 4. geſchrieben iſt, Wunder thun kann. 6) *Beſchreibung des engländiſchen Gartens zu Wörliz* von *Grohmann.* Dieſer wirklich ſchöne Garten iſt doch wohl hier und da mit zu vieler Vorliebe beſchrieben. Den *Fluſs* und den *tiefen* Abgrund unter der *Kettenbrücke*, zum Beyſpiel muſs ſich eine lebhafte Phantaſie aus fernen Gebirgen herbeydenken. — (Das Wort *plaſtiſch* iſt ein Lieblingswort des Vf., es kommt ſogar S. 190. bey *Bildungen* vor.) 7) Proſpecte von Wörliz (bloſse Anzeige.) 8) *Einige Bemerkungen, die Obſtbaumzucht betreffend*, von *J. H. Seidel.* Unter andern wird hier die Erſcheinung, daſs Kerne einer Art in verſchiedene Sorten ausarten, durch die Verſchiedenheit der Befruchtung von andern Obſtarten, die nicht ſchon auf das Fleiſch, aber wohl auf den künftigen Saamen Einfluſs haben müſſe, treffend und neu erklärt. 9, 10 und 11) Verzeichniſſe ſeit 1792 zum erſtenmale in und bey Dresden und zu Herrenhauſen blühender ſeltner Bäume und Pflanzen. 12) *Behandlungsart des Arum bicolor. Ait.* 13) *Von der Behandlungsart der Cap-Zwiebeln.* 14) *Gartenliteratur.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Kummer: *Allgemeine Grundſätze um ohne Inſtrumente die Witterung voraus zu ſagen.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von C. H. A. v. Z. . . . . H. M. St. S. H. und L. 1793. 44 S. 8. — Das Original rührt von Hn. *Sennebier* her. Es hat in verſchiedenen franzöſiſchen Journalen geſtanden, und Hr. Prof. *Voigt* hat bereits im achten Bande ſeines Magazins eine gute Ueberſetzung davon geliefert. Wir können alſo vorausſetzen, daſs der Inhalt den Liebhabern der Meteorologie längſt bekannt iſt. Vor dieſer Ueberſetzung aber müſſen wir warnen; ſie iſt ganz fehlerhaft und ungenieſsbar, wie man ſich leicht aus ein paar Perioden überzeugen kann. Gleich die erſte lautet alſo: „Da es wichtig iſt, um mit einiger Sicherheit die Witterung im „voraus beſtimmen zu können, die Vorbedeutungen (prognoſtica) „ſo viel als möglich zu vervielfältigen, um die einen durch die „andern zu verbeſſern, und durch die Anzeige von allen jede ins „beſondere zu beſtärken, ſo glaube ich Urſache zu haben, war„um ich die Wahrſcheinlichkeiten anzeige, welche die Inſtrumente „uns über dieſen Vorwurf an die Hand geben." Bald darauf heiſst es: „Die Elektricität, welche in dem Dunſtkreis vertheilt „iſt, hat auf die *zertheilende Kraft* d. *der Luft* zuverläſsig einen „groſsen Einfluſs, um entweder das Waſſer zu zertheilen, oder „ſolches zu entbinden: man könnte die Menge, ſo ſie enthalt, „vielleicht meſſen, *durch mehrere oder wenigere Leichtigkeit*, ver„mittelſt *welcher* ein elektriſirter und iſolirter Körper an einem „beſtimmten Ort, ſeine Elektricität verlieren würde." — Wem dieſe Proben noch nicht genug ſind, der verdient zur Strafe das Ganze zu leſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Widenmann's Handbuch des oryktognoſtiſchen Theils der Mineralogie.* (Mit einer Farbentabelle und einer Kupfertafel.) 1794. 1040 S. 8.

Wenn das zunehmende Intereſſe des Publicums etwas für die Güte eines wiſſenſchaftlichen Syſtems beweiſen kann; ſo wird Hn. Werner's Umarbeitung der Mineralogie ſchon dadurch empfohlen, daſs man ſo vielfache und gleichzeitige Bemühungen bemerkt, dieſelbe gemeinnütziger zu machen. Hr. *W.* liefert uns hier ein neues, überaus reichhaltiges und gutgeſchriebenes, Handbuch, welches (wie das Lenziſche und Emmerlingiſche) nach Hn. Werners Grundſätzen abgefaſst iſt. Der Vf. äuſsert ſich ſelbſt über ſeine Arbeit mit einer Beſcheidenheit, welche unſeren neuen, immer kampfrüſtigen mineralogiſchen Schriftſtellern nicht genugſam zu empfehlen iſt. „Ich bin mir bewuſst, (heiſst es in der Vorrede,) „daſs ich wenig oder nichts neues „werde vortragen können. Wenn dieſem Handbuche „irgend ein Verdienſt zugeſchrieben werden ſollte, ſo „fällt es ganz auf den Hn. B. Commiſſionsrath Werner „in Freyberg zurück, dem ich auch niemals mit dieſer „Arbeit vorgegriffen haben würde, wenn mich nicht „meine Lehrſtelle dazu genöthigt hätte, und wenn „mich nicht die veränderte Lage des Hn. Werners, „wodurch er noch mehr, als vorher, mit Geſchäften „überhäuft worden iſt, befürchten lieſse, daſs es viel„leicht noch eine geraume Zeit anſtehen möchte, bis „er den Wunſch des Publicums durch Herausgabe ſei„nes oryktognoſtiſchen Lehrbuchs befriedigen wird." Eine ſolche Aeuſserung entwaffnet ſelbſt die ſtrengſte Kritik. Rec. kann ſich die Verlegenheit lebhaft vorſtellen, in der ſich der Herausgeber eines mineralogiſchen Lehrbuchs befindet, wenn ſeine eigenen Ideen ſich zu den Ideen ſeines Lehrers miſchen, und er doch gewiſſenhaft nur *ſein Eigenthum* liefern will. Bey Hn. W's. gänzlichem Stillſchweigen fügen wir bloſs die Frage hinzu, ob die Vf. jener neuen Oryktognoſien nicht jeder Verlegenheit entgangen wären, wenn ſie ihren Schriften den Titel: *Werners Handbuch der Oryktognoſie, mit Zuſätzen vermehrt, herausgegeben von* *** vorgeſetzt hätten. So erſcheinen noch jetzt Naturſyſteme und Pflanzengattungen unter Linné's Namen, bey denen Gmelins ſammelnder Fleiſs und Schrebers philoſophiſcher Scharfblick der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher nicht entgehen. — Das Handbuch des Hn. W. zerfällt nach der bekannten Wernerſchen Form in den präparativen und praktiſchen Theil der Oryktognoſie. Dem erſteren iſt eine Einleitung, über Naturalien im Allgemeinen, vorausgeſchickt, meiſt nach Blumenbachs Handbuch der Naturgeſchichte. Die Wernerſchen Atmoſphärilien begreift der Vf. in ein viertes Naturreich zuſammen. Von den Kennzeichen der Foſſilien überhaupt. (Prüfung des relativen Werths dieſer Kennzeichen S. 12. überaus lehrreich und wohl ausgearbeitet.) Von den äuſsern, allgemeinen und beſondern Kennzeichen S. 19 – 201., von den chemiſchen bis S. 206., von den phyſikaliſchen bis S. 209., von den empiriſchen S. 210. Wir heben bloſs den Abſchnitt von den Farben aus, welche Hr. W. mit groſser Vollſtändigkeit und rühmlichem Fleiſse behandelt hat. Der angehangten Farbentabelle des Hn. Hofr. Kerners wird niemand, der die Schwierigkeit ſolcher Unternehmungen kennt, ſeinen Beyfall verſagen. Auf einen kleinen Raum lieſs ſich wohl nicht mehr zuſammendrängen, und der Vf. urtheilt ſehr richtig, wenn er ſagt, „die „Ausführung wird ſchon dadurch erſchwert, daſs man „Glanz, Durchſichtigkeit und Bruch nicht ausdrücken „kann, auch ſelten an den Stuffen ſo groſse Lichtmaſ„ſen und ebene Flächen zu ſehen bekommt, als die „Tabelle zeigt." Prange und Schäfer ſind überall kritiſch citirt. Rec. glaubt, daſs die ſtete Farbe gewiſſer Pflanzentheile noch ein ſehr gutes Mittel an die Hand geben würde, die mineralogiſchen Benennungen der Farben gleichſam zu fixiren. Doch käme es dabey auf vorſichtige Auswahl nicht variirender Theile an, als Blüthe des Tropaeol. majus, morgenroth; Zweige des Lich. floridus, berggrün; Früchte des Lich. ſubfuſcus, ziegelroth u. ſ. w. Bey den regelmäſsigen Geſtalten vermiſſen wir in einem ſo treflichen Lehrbuche ungern die wichtige Theorie des Hn. Haüy. (ſ. unter andern *Théorie ſur la ſtructure des criſtaux* in Annal. de Chemie 1793 Juin p. 225. und mit den analytiſchen Formeln des Hn. Gillot in Rozier J. de Phyſ. 1793. Juillet. p. 103.) Dagegen iſt der Abſchnitt von den fremdartigen äuſseren Geſtalten oder Verſteinerungen S. 134. nach Blumenbachs Ideen, deſto fruchtbarer bearbeitet. Der Behauptung, daſs die Originale zu den verſteinten Thierknochen meiſtens ſchwer zu beſtimmen wären, wenn nicht Schädel, Zähne oder Hörner mit gefunden werden, kann Rec. nicht beytreten. Auch bloſse Phalangen, *oſſa innominata, pelvis* und Schenkelknochen ſind charakteriſtiſch. S. 155. wird an dem Daſeyn verſteinter Blumen gezweifelt, aber im Oeninger Schiefer kommen wirklich Corollen von *Ranunculus* vor, und die Aechtheit der *Phalaris bulboſa* in den Frankenberger Verſteinerungen mögen wir nicht mit dem Vf. abläugnen. — Praktiſcher Theil S. 213. Von der Claſſification der Foſſilien. Von den Erdarten nimmt der Vf. nur 7 auf. Das merkwürdige Verhalten der Strontianerde

erde zur Salpeterſäure, ihre Auflöslichkeit im Waſſer und Niederſchlag durch den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft geben dieſer doch auch wohl das Bürgerrecht einer ſelbſtſtändigen Grunderde. Die gemengten Foſſilien S. 228. behandelt der Vf. ebenfalls als einen Gegenſtand der Oryktognoſie, und theilt ſie in 2 Claſſen, je nachdem ſie ein beſtimmtes oder unbeſtimmtes Verhältniſs ihrer Gemengtheile zeigen. Rec. ſieht wohl ein, daſs man Gebirgsarten geognoſtiſch nach ihrem relativen Alter, nach Schichtung und Lagerung, und oryktognoſtiſch nach den äuſsern Kennzeichen ihrer Gemengtheile betrachten könne, ob aber darum Porphyr *und* Feldſpath als gleichnamige Objecte einer ſyſtematiſchen Oryktognoſie aufgeführt werden dürfen, darin iſt er mit dem ſcharfſinnigen Vf. dieſes Handbuchs nicht einig. — Bey der Aufzählung der einzelnen Foſſilien müſſen wir uns begnügen, im Allgemeinen den Gang des Vf. darzuſtellen, und unter den vielen eigenen Ideen, mit denen derſelbe das Wernerſche Syſtem vermehrt, nur einige herauszuheben. Jedem Geſchlechte ſchickt Hr. W. eine chemiſche Zergliederung der charakteriſirenden Grunderde voraus. Dann folgen die Gattungen einzeln, ihre Benennungen, Literatur, äuſsere Beſchreibung, chemiſche Beſtandtheile und Vaterland. Die Synonymie, Literatur und Geburtsörter ſind bey weitem nicht ſo vollſtändig, als in der Wernerſchen Mineralogie, welche Hr. Emmerling herausgegeben hat. Der Diamant ſteht interimsweiſe noch unter den Kieſelarten. Mann kann ihn wohl jetzt endlich unter die Inflammabilien zählen, da er, (wenn überhaupt chemiſchen Analyſen zu trauen iſt,) höchſt wahrſcheinlich reiner Carbon, Baſis der kohlenſauren Luft iſt. Rubin und Saphir verbindet der Vf., wie Hr. Werner, den Spinell aber nennt er Rubinſpinell. Vom Olivin wird S. 262. unrichtig geſagt, daſs man ihn nicht kryſtalliſirt fände. Es ſind 2 Arten des Olivins, *gemeiner* und *blättriger*. Die Kryſtalliſationen des letzteren hat Hr. *Freiesleben* (Verfaſſer der vortreflichen mineral. Bemerkungen über das ſchillernde Foſſil von der Baſte bey Harzburg, Leipz. 1794.) ausführlich beſchrieben. Auch Hr. Reuſs erwähnt deſſelben oft in ſeiner Min. Geographie von Böhmen. Die Topaſe von Mucla in Vorder-Aſien verhalten ſich, nach des Vf. merkwürdigen Verſuchen S. 271., wie die Turmaline. Turmalin und ſchwarzer Stangenſchörl werden S. 282. zu einer Art verbunden, weil der Vf. behauptet, Zeiloniſche ganz undurchſichtige Turmaline zu beſitzen. Dagegen führt er den Braſiliſchen dunkelgrünen Turmalin als eigene Art auf. S. 287. finden wir mit Vergnügen auch den rothen Stangenſchörl vom Gothard, den bereits Hr. Karſten in ſeinen neuen Tabellen aufführt. Der Vf. entwirft eine neue äuſsere Charakteriſtik davon. Was S. 290. unter dem unbeſtimmten Namen: vulkaniſcher Schörl, beſchrieben wird, ſcheint Werners Veſuvian zu ſeyn. Den Thumerſtein nennt Hr. W. Glasſchörl oder Glasſtein. Der erſte Name iſt, da Thumerſtein nach dem groſsen Analytiker Klaproth ſchlechterdings kein Schörl iſt, wohl nicht recht zu vertheidigen, ſo leicht wir auch das Andenken an das Dörfchen Thum aufgeben. Den Augit vermiſſen wir ungern, da er als neue *deutſche* Kieſelgattung immer auffallend bleibt. Amethyſt und Bergkryſtall verbindet der Vf. in eine Art, doch ſcheinen Rec. die ſtänglich abgeſonderten Stücke, auch wenn er graulichweiſs iſt, ſehr charakteriſtiſch. Den Praſem und roſenrothen Quarz rechnet er zum gemeinen Quarz. Doch charakteriſiren den erſtern nicht etwa Farbe, ſondern die ſchalig abgeſonderten Stücke als eigene Art. Auch wundern wir uns, wenn der Vf. gegen Werners Abtheilung des Hornſteins in 2 Arten S. 307. anführt, „der Bruch des Hornſteins *nahe* ſich „nur dann dem muſchlichen, wenn er in Feuerſtein und „gemeinen Opal übergehen." Der Jaſpis wird unter dem Kieſelgeſchlecht aufgeführt, Band- und ägyptiſcher Jaſpis mit einander verbunden, und Heliotrop als Jaſpisart betrachtet. Eben ſo vereinigt der Vf. auch Karneol und Chalcedon, trotz des vollkommen muſchlichen Bruchs des erſten, führt aber Kachalong als eigene Art auf. Pechſtein, Bimſtein und Tripel ſtehen nach unſerm Vf. ebenfalls unter dem Kieſelgeſchlecht. Die Werneriſchen 4 Arten des Opals, der Labradorſtein und gemeine Feldſpath, das Katzenauge und der Mondſtein, der faſrige, ſtrahlige und blättrige Zeolith, die bekannten 3 Arten des Tremolits, Porcellanerde und Töpferthon, ſo wie Schiefer- und verhärteter Thon, Zeichenſchiefer und Thonſchiefer, Lydiſcher Stein und Kieſelſchiefer, gemeiner und glänzender Alaunſchiefer, verhärtetes und zerreibliches Steinmark, Bologneſerſpath, Stangenſpath, körniger! und ſchaliger Schwerſpath, und die 5 Arten der Steinkohlen werden als Abänderungen von einem Foſſil mit einander verbunden. Dagegen erſcheinen Rogenſtein, Jade, der von den neuen Mineralogen vergeſſene Leberſtein und Zinkſpath als eigene Gattungen. Auch auf die neuen äuſseren Beſchreibungen des Lepidoliths, des Bitterſpaths, des Braunſteinſchaums von Hüttenberg in Kärnthen, des erdigen Apatits, eines unbekannten dem glasartigen Strahlſtein nahe verwandten Foſſils von Arendal, des luftſauren Silbers vom Wenzel bey Altwolfach und des gelben Spieſsglaserzes, ſo wie auf die ſchätzbaren Nachrichten vom Nagyager und weiſsen Golderzen muſs Rec. aufmerkſam machen. Wenn der Vf. den Trapp der Schweden und Wakke für beſtimmte Synonyme hält, ſo können wir ihm nicht beypflichten, da der Name Trapp in Schweden ſchlechterdings eine ganze Reihe von verwandten Gebirgsarten unter ſich begreift. Obſidian hält der Vf. für ein vulcaniſches Product, und den darin vorkommenden Feldſpath für Bimſtein oder Leucit. Beym Boracit wird der merkwürdige Verſuch des Hn. Groſs angeführt, nach dem die ſtark abgeſtumpften Ecken des erwärmten Kryſtalls beym Erkalten eine poſitive, und die ſchwach abgeſtumpften eine negative Elektricität zeigen. Das Kamsdorfer gediegne Eiſen iſt weniger zweifelhaft, als der Vf. glaubt. Rec. hat Stücke mit wahrer Gangart davon in Handen gehabt. (Die Pallaſiſche Maſſe iſt nach Hn. Chladnis übrigens ſehr ſcharfſinnigen Theorie ja gar nicht einmal irdiſch, ſondern vom Himmel gefallen!) Bey der Angabe der Geburtsörter vermiſst Rec. die Beſtimmungen, ob das Foſſil auf Gängen oder Lagern bricht. Hr. Emmerling iſt in dieſem Stücke weit voll-

Digitized by Google

vollſtändiger. Unter den gemengten Foſſilien bemerken wir ungern das *Saxum ferreum Wall.* unter dem Namen Grünſtein, da man jetzt, ziemlich allgemein, eine Gebirgsart aus der Trappformation, die aus Hornblende und innig gemengtem Feldſpath beſteht, mit dieſem Namen belegt. Die Methode, nach der der Vf. die Arten der gemengten Foſſilien beſtimmt, ſcheint uns auch etwas unbeſtimmt, da die Natur nicht bloſs Baſalt mit Olivin und Baſalt mit Feldſpath oder Kalkſpath hervorbringt, ſondern auch dieſe eingewachſenen Foſſilien oft zuſammen in einerley Gebirgsart vorkommen. Wir beſchlieſsen hiemit die Prüfung dieſer reichhaltigen Schrift, welche ihren Vf. als einen ſelbſtdenkenden, arbeitſamen Mineralogen charakteriſirt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Der weiſſagende Zigeuner.* Ein *Taſchenbuch* auf das Jahr 1795. *Zum Nutzen und Vergnügen für junge Frauenzimmer.* Von *J. H. Spieſs.* 157 S. 12.

Eine Sammlung von vierhundert Sittenregeln, Klugheitsmaximen, diätetiſchen Vorſchriften u. dgl. für Frauenzimmer. Der Vf. hat für gut befunden, ſie, zum Theil wenigſtens, als Prophezeihungen vorzutragen, wodurch der Vortrag etwas mannichfaltiger gemacht und mehr belebt wird. Viel Witz iſt indeſs nicht dabey verſchwendet. Ein und dieſelbe Sache wird zu oft wiederholt, z. B. die Tanzverbote, die Empfehlungen der Küche. In dem Munde einer Mutter mögen ſolche Wiederholungen recht gut ſeyn. Manche Sätze haben faſt gar keinen Inhalt, z. B. S. 29. Nr. 58., andere enthalten gar zu individuelle Lehren S. 69. Nr. 54. „Du zitterſt und bebſt, wenn (ſich) am Himmel ein Donnerwetter heraufzieht. — Oft bebte aber ich (oft aber bebte ich) mit mehrerm Rechte für dein Leben, wenn ich dich ſo ſorglos die ſteile Treppe herunterſaſeln ſah." — Manche andre ſind nicht ſo, daſs ſie *einem Mädchen* ohne nähere Beſtimmung empfohlen werden könnten. Der Satz S. 10. Nr. 20. „Laſs die Leute ſchwätzen (ſchwatzen) holdes Jüngferchen, laſs ſie immer reden, ſie reden und ſchwatzen (wozu die Tautologien?) mit Unrecht, und Unrecht wird früh oder ſpät entdeckt. Ein reines Gewiſſen, iſt ein herrliches Hauptkiſſen;" ſollte eigentlich ſo heiſsen: Mache, daſs die Leute nicht von dir reden; ihr Reden iſt ſelten ohne Grund, und nicht jedermann hat Luſt, den Ungrund eines Geſchwätzes aufzuſuchen. Ein reines Gewiſſen iſt zwar ein herrliches Hauptkiſſen, aber ein unbeſcholtner Name iſt die beſte Mitgabe eines Mädchens. — Der Witz iſt oft weit geſucht. S. 61. Nr. 37.: Du biſt ein wackres Mädchen, erinnerſt dich Tag täglich an deine Sterblichkeit! Was? an meine Sterblichkeit? dieſer Gedanke iſt mir noch nicht eingefallen! — Nicht? So verzeih, wenn ich dein Betragen irrig nahm. *Ich dachte, weil ich dich ſtets auf dem Sopha liegen ſah, du wollteſt (es) verſuchen, wie es ſich einſt im Sarge ruhen würde.* S. 71. Nr. 58. Wenn du die Wahl hätteſt, was möchteſt du ſeyn? die Sonne oder der Mond? — Die Sonne, weil ſie ihren Glanz aus ſich ſelbſt nimmt und ſelbſt beſtändig iſt! — *Die Eigenſchaft des Mondes wäre dir aber weit angemeſſener, weil du, wie er, groſse Neigung zum Borgen haſt.* S. 78. heiſst es: „Man verzeiht es einem Mädchen, wenn es nicht *ortographiſch* ſchreibt." Wie billig, wenn ſein Lehrer ſelbſt nicht *orthographiſch* ſchreibt.

Leipzig, b. Fritſch: *Jo. Aug. Erneſti Opuscula varii argumenti.* 1794. 514 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber, Hr. *Th. Fr. Stange*, kann auf den Dank des Publicums Anſpruch machen, dieſe Sammlung der zerſtreuten Gelegenheitsſchriften, Vorreden, Gedichte und Reden eines der gröſsten Latiniſten und der gründlichſten Philologen unſrer Zeit, welcher ſeine Wiſſenſchaft durch den philoſophiſchen Geiſt, mit welchem er ſie behandelte, auf den ſchon faſt verlornen Weg zurückbrachte, veranſtaltet zu haben. Er hat dieſelben in fünf Claſſen getheilt. I. *Opuſcula ad Philologiam univerſam ſpectantia.* II. *Opuſcula ad Philologiam et criticam graecam ſpectantia.* (Die Anmerkungen über einige Stellen des Callimachus, welche 1742 in einem Programm erſchienen, hätten hier entweder gar nicht, oder doch mit den Veränderungen abgedruckt werden ſollen, welche Erneſti mit ihnen in der Ausgabe des Callimachus vorgenommen hat.) III. *Opuſcula ad literas latinas pertinentia.* Die ſchöne Schrift *de finibus humaniorum ſtudiorum regundis* hätte wohl eher in der erſten Claſſe einen Platz erhalten ſollen. IV. *Opuſcula oratoria et poetica.* Unter dieſen eine deutſche Gedächtniſsrede auf Georg *Nitſch*, Generalſuperintendent zu Gotha, und ein noch ungedrucktes *Elogium Chriſtophori Thoſdeni.* V. Eine philoſophiſche Schrift *in emendationem voluntatis per ſaltum.* Erneſti's erſte Schrift, nach der damals (1730) beliebten Wolfiſchen Methode verfaſst. Endlich VI. die Vorrede zu der deutſchen Ueberſetzung und Bearbeitung der Weltgeſchichte von Guthrie und Gray. — Was wir in dieſer Sammlung geleſen haben, iſt correct gedruckt.

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigten über die Evangelien der Sonntage und Feſttage eines ganzen Jahres*, von *M. G. H. Schatter.* 2ter Theil. 1794. 500 S. 8.

Meissen, b. Erbſtein: *Homeri Iliados, Rhapſodia E. ſive Lib. V. Cum excerptis ex Euſtathii commentar et ſcholiis minor. in uſum ſcholarum ſeparatim edidit J. A. Müller.* 1793. 76 S. 8. (6 gr.)

Münster, b. Perrenon: *Mediciniſch-praktiſche Bibliothek für Aerzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Schaffer* und D. *C. G. Th. Kortum.* 2ter B. 2. 3. St. 1790. 1 Alph. 10 B. 8.

Digitized by Google

Berlin, b. Schöne: *Lehrreiche Erzählungen, als Fortſetzung der angefangenen von Groſſingſchen Erzählungen.* 2ter Bd. 1789. 238 S. 3ter Bd., der auch den Titel führt: *Scenen zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung* von *K. A. R...y.* 1793. 150 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Paris: Inſtruction ſur les moyens d'entretenir la ſalubrité et de purifier l'air des ſalles dans les hopitaux de la republique françaiſe*; redigée par le conſeil de Santé du Departement de la guerre etc. a l'an deux de la Rep. (1794.) 32 S. 1 Kupf. 8. — Da hier nicht die Rede von Anlage eines neuen Hoſpitals iſt, worin die zur Erhaltung der gröſsern Reinlichkeit und Geſundheit, nöthigen Vorrichtungen, zum Theil durch die Bauart ſelbſt erreicht werden konnten; ſondern von dem Kriegsminiſter dem Sanitätsrath aufgegeben ward, den jetzigen Hoſpitälern, ſowohl den in Paris befindlichen, als den im ganzen Lande zerſtreuten, einen gröſsern Grad von Salubrität zu verſchaffen; ſo muſsten die von den Mitgliedern des Sanitätsraths verfaſsten Vorſchläge allerdings etwas einſeitig ausfallen. Indeſſen ſcheint die Beantwortung dieſes Auftrags ſachkundigen Männern in die Hände gefallen zu ſeyn, wenn man auch den Umſtand nicht in Anſchlag bringen wollte, daſs mehrere dieſer Männer ſich längſt als ſehr geſchickte Chemiſten und Aerzte ausgezeichnet. Die Mittel, wodurch ein Hoſpital geſunder und reinlicher als gewöhnlicher werden könne, ſind eingetheilt in *Moyens de propreté, Moyens mechaniques, Moyens chimiques.* Das erſte Mittel, wohin das Waſchen der Kranken, ſobald ſie ins Hoſpital kommen, und die öftere Reinigung der zu ihrem Gebrauch dienenden Geräthſchaften gehören, bedarf hier keiner weitern Anführung, da jeder einſichtsvolle Arzt und Wundarzt von der Nothwendigkeit derſelben überzeugt iſt. Wollte man auch dagegen einwenden, daſs die Vf. in ihren Foderungen etwas zu weit gegangen wären, ſo lieſse ſich doch auch dieſem Umſtande dadurch begegnen, daſs man in Hoſpitälern faſt durchgehends mit nachläſſigen Gehülfen zu thun hat, die eher zu wenig, als zu viel thun. Zu den mechaniſchen Mitteln rechnen die Vf. mit Recht zuerſt den Gebrauch der Kaminfeuer. Sie bemerken aber auch zugleich, daſs in gewöhnlichen Krankenſälen die Erwärmung derſelben durch Kaminfeuer mehrentheils unmöglich, und an vielen Orten zur Erſparung des Holzes deren Gebrauch nicht anwendbar ſey. Man hat alſo aus oben angeführten Urſachen den Gebrauch der Oefen eingeführt, wodurch freylich das Zimmer beſſer und ſchneller erwärmt, in eben dem Verhältniſs aber auch die innre Luft ungeſunder wird. *Salomon*, Wundarzt zu Nancy, hat vor einiger Zeit eine Vorrichtung erfunden, die nicht allein dem Endzweck ſehr wohl entſpricht, ſondern auch bey einem jeden Ofen, beſonders Windofen, ſehr leicht anzubringen iſt. Sie beſteht in ein paar trompetenförmigen, aus Eiſenblech verfertigten, Röhren (*aspirateurs*), dreyzehn Zoll lang, die am unterſten oder weiteſten Theil etwa 9 Zoll im Durchmeſſer, am obern Theile oder der Spitze aber ¾ Zoll weit ſeyn müſſen. Dieſe Spitze wird in den Ofenröhren ſelbſt auf eine dauerhafte Weiſe befeſtigt. Der Ofen, den die Vf. bey Beſchreibung dieſer Vorrichtung im Sinne haben, und der auf der beym Werke befindlichen Kupfertafel abgebildet iſt, iſt ein gewöhnlicher Windofen, der mit einem langen Rohre verſehen iſt, das entweder durch eins der Fenſter ausgeführt wird, oder durch eine Oeffnung, die man im Kamin oder auch in der Mauer ſelbſt anbringen kann, den Rauch ableitet. Ein Windofen ſcheint Rec. in dieſer Abſicht vor den groſsen unbequemen deutſchen Kachelofen den Vorzug zu verdienen, weil er ohne ſonderliche Mühe nach den Umſtänden an die bequemſte Stelle des Krankenſaals angebracht werden kann. (Die Aſpirateurs werden in einer Höhe von etwa drey bis vier Fuſs vom Boden des Zimmers in dem Ofenrohre befeſtigt, ſo, daſs die wie ein Knie gebogene Spitze derſelben, etwa anderthalb Zoll lang von unten nach oben in ſelbigen hineinreiche. Wenn der Ofen geheizt wird, ſo werden die offnen Spitzen oder Aſpirateurs zugleich mit erhitzt, wodurch alsdann die im Zimmer befindliche atmoſphäriſche Luft von ſelbigen angezogen und durch das Ofenrohr ausgeführt wird. Das Anziehen der Luft geht auf dieſe Weiſe mit auſserordentlicher Schnelligkeit vor ſich, und dieſe Schnelligkeit nimmt zu, je mephitiſcher die im Zimmer befindliche Luft iſt. Da aber dieſe Erfindung nur bey Winterszeit, oder ſo lange man heizt, angewandt werden kann, und die Sommermonate gerade die ungeſundeſten in einem Hoſpitale ſind, ſo rathen die Vf. an, zu eben dieſer Abſicht den bey Kohlengruben längſt gebräuchlichen Windofen anzuwenden; doch bemerken ſie, daſs, anſtatt ſelbigen oben auf dem Dache anzubringen, ſich vielleicht durch Verſuche, die natürlicher Weiſe von der Bauart des Hauſes abhängen, irgend eine andre bequemere Stelle auffinden lieſse. Bey windſtillem Wetter, und wenn die atmoſphäriſche Luft beynahe unbeweglich zu ſeyn ſcheint, alsdann iſt der Luftzug in Gebäuden gemeiniglich ſehr geringe; in dieſem Falle ſchlagen ſie das von *Maret*, Arzt zu Dijon, zur Erneuerung und Verſtärkung des Luftzuges empfohlne Mittel vor. Dieſes beſtehet darin, in einem, an einer bequemen Stelle belegenen Fenſter, ein mit glühenden Kohlen angefülltes Becken aufzuhängen, und ſelbige ſo lange als möglich im Brand zu erhalten; hierdurch wird im Zimmer die Cirkulation der Luft auſserordentlich vermehrt; ein Umſtand, der zuweilen von der gröſsten Wichtigkeit iſt. Die Vf. empfehlen ferner das Oeffnen der Thüren und Fenſter in den Krankenſälen, ſo oft es die Umſtände zulaſſen. Kleine Schiebefenſter, die man in Frankreich gewöhnlich *Vasistdas* nennt, werden zur Erreichung einer ähnlichen Abſicht empfohlen. So verſpricht man ſich ebenfalls groſse Dienſte von einer Art groſser Fächer, die im obern Theil des Krankenzimmers aufgehängt, durch eine Schnur in Bewegung geſetzt werden können. Die übrigen hier vorgeſchlagenen Mittel enthalten nichts neues. Zu den *Moyens chimiques* rechnen die Vf. Räucherungen, den Dampf von Eſſig u. ſ. w. Räuchern mit wohlriechenden Subſtanzen ſey von gar keinem Nutzen, dadurch werden die ſchädlichen Dämpfe höchſtens auf einige Augenblicke eingewickelt, aber in nichts verändert oder unſchädlicher gemacht. Wenn man ja ehemals bey anſteckenden Krankheiten und der Peſt durch ſtarken anhaltenden Rauch gute Wirkung hervorgebracht, ſo ſey dieſes vorzüglich dem anhaltenden Feuer zuzuſchreiben. Das wirkſamſte Räuchermittel, um die anſteckende Luft der Kerker und Hoſpitäler zu verbeſſern, ſey immer das von Morveau zu Dijon empfohlne Salzgas, welches man erhält, wenn man gutes Vitriolöl auf Seeſalz gieſst, und das Gefäſs, worin dieſe Miſchung befindlich iſt, in dem zu reinigenden Krankenzimmer, deſſen Thüren und Fenſter vorher ſorgfältig verſchloſſen werden müſſen, eine Zeitlang ſtehen läſst. Die Vf. bemerken aber mit Recht, daſs die Anwendung dieſes äuſserſt wirkſamen, und der Bruſt höchſt nachtheiligen, Mittels, nur von einem ſachkundigen und verſtändigen Manne in Anwendung gebracht werden dürfe, und daſs es nur in ſolchen Hoſpitälern angewandt werden könne, wo man immer einen leeren Krankenſaal (*Salle de rechange*) zu ſeiner Diſpoſition hat, in welchem die Kranken, während daſs man den angeſteckten Saal durch vorgedachtes Mittel geſünder zu machen ſucht, ſo lange verbleiben können. Zuletzt noch die Verſuche, um die mehrere oder mindere Reinigkeit der Luft in Hoſpitälern zu beſtimmen, die hinlänglich bekannt ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Naturgeſchichte, Claſſification und Nomenclatur der Inſecten vom Bienen-, Weſpen- und Ameiſengeſchlecht; als der fünften Claſſe fünfte Ordnung des Linneiſchen Naturſyſtems von den Inſecten: Hymenoptera. Mit hautigen Flügeln* von *J. L. Chriſt*, erſtern Pfarrer zu Kronenberg an der Höh. 1791. 2 Alph. 21 Bog. in 4.; 60 ausgemalte Kupfertafeln und ein ausgemaltes Titelkupfer.

Die Wahl der Gegenſtände, die in ein ſolches Werk aufgenommen werden ſollen, müſste eigentlich nach einem weit beſtimmteren Plane geſchehen, und entweder alles umfaſſen, was ſich davon bey den allgemein bekannten Schriftſtellern findet, oder ſich bloſs auf das einſchränken, was der Vf. ſelbſt durch Anſicht von Originalen kennt. In dieſem Werke iſt aber bald der eine bald der andere Plan befolgt, und nach dem erſtern zu wenig, nach dem letztern zu viel enthalten. So fehlt z. B. in dieſem Werke faſt alles, was Fabricius in ſeinen nach dem Syſt. Entom. herausgekommenen Werken aufgeführt hat. Dagegen findet ſich manches aus dem Scopoli und aus einigen andern Schriftſtellern, was doch dem Vf. auch nicht weiter, als nach deren Beſchreibung, bekannt war. Ferner wäre zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. ſein Werk mehr dem Syſtem des Fabricius angepaſst hätte, der die Linnéiſchen Gattungen in mehrere ſich zum Theil durch die Verſchiedenheit der Lebensart ſehr auszeichnende Gattungen zerlegte. Dieſs hätte dem Vf., der in ſeinem Werke manche Probe gegeben hat, daſs es ihm nicht an Luſt und Geſchicklichkeit zum Boobachten fehle, Gelegenheit gegeben, über den Unterſchied der Lebensart dieſer Gattungen manches Licht zu verbreiten. In Anſehung der beygebrachten neuen Arten wäre es nicht ohne Nutzen geweſen, die Sammlung anzugeben, worin ſie vom Vf. angetroffen worden. In der Vorrede gedenkt er zwar des Gerningſchen Kabinets, aus dem ihm vieles mitgetheilt iſt. Wahrſcheinlich aber iſt dieſs doch nicht die einzige Quelle geweſen, aus welcher er ſchöpfte. Von verſchiedenen neuen Arten iſt, ſelbſt da nicht, wo es dem Vf. bekannt war, das Vaterland angegeben worden. Eben ſo gehört es auch zur Vollkommenheit eines ſolchen Werks, anzuzeigen, ob die Abbildungen nach Originalen geliefert oder copirt worden. Dieſs iſt nie geſchehn. Bey den Citaten iſt der Vf. gar nicht zuverläſsig. Viele von uns beygebrachte Berichtigungen, und wir hätten deren noch mehrere hinzufügen können, werden dieſs hinlänglich beweiſen. Auch in Rückſicht des Stils wäre noch manche Verbeſſerung zu wünſchen. — Dieſer Mängel unerachtet hat das Werk doch einen entſchiednen Werth. Es enthält an die vierhundert ſehr gut abgebildete Inſecten, denen manche Abbildungen, beſonders merkwürdiger Theile ihres Körpers und anderer ihre Oekonomie betreffende Gegenſtände, beygefügt worden. Die Beſchreibungen ſind genau, und ſie laſſen uns in Verbindung mit der Abbildung nie im Zweifel. Dazu kömmt, daſs der Vf. viele Beobachtungen gemacht und dadurch die eigentliche Naturgeſchichte merklich bereichert hat. Er wird ſich durch die Fortſetzung dieſer Unterſuchungen gewiſs den Dank aller Freunde der Naturgeſchichte verdienen. Es fehlt nicht an Werken, worin man ſeine Beobachtungen gerne aufnehmen wird. Nach einer ziemlich langen *Vorrede* folgen *Erläuterungen verſchiedener Worte und Ausdrücke, beſonders in Abſicht auf die Claſſe der Inſecten vom Bienen-, Weſpen- und Ameiſengeſchlecht*, ferner *nähere Einleitung in das Naturſyſtem dieſer Inſecten*, worin beſonders von ihren Sinnen und Naturtrieben gehandelt wird. Dann folgen *die Gattungen und Arten*. Bey dieſen iſt der Name des Syſtems, ein deutſcher Name, und von den meiſten die Gröſse angegeben worden. Nach einigen Citaten, wenn dergleichen beygebracht werden konnten, folgt eine Beſchreibung in deutſcher Sprache. Die Beybringung einer Diagnoſis hielt der Vf. wahrſcheinlich für überflüſsig. Das Ganze bringt Hr. *Chriſt* in drey Hauptabtheilungen, in welchen von den Bienen, Weſpen und Ameiſen gehandelt wird. Für die Bienen werden zwey Abſchnitte gemacht, deren einer der Honigbiene, der andere den wilden Bienen gewidmet iſt. Dieſe werden wiederum in Hummeln, Mutillen, Metallbienen, Mauerbienen und in Honigbienenartige wilde Bienen abgetheilt. Zum Weſpengeſchlecht zieht der Vf. die Gattungen Veſpa, Sphex, Ichneumon, Chryſis, Sirex, Tenthredo und Cynips. Man wird es dem Rec. vergeben, wenn er die Namen der vom Vf. für neu ausgegebnen Arten hier nicht beybringt. Daſs es bey vielen der Fall nicht ſey, erhellt ſchon daraus, daſs der Vf. die neuern Werke des Fabricius nicht genutzt hat. Rec. wird den dadurch erſparten Raum zu Anmerkungen anwenden, die den Entomologen wahrſcheinlich nicht unwillkommen ſeyn werden. — Die Abbildung von *Ap. acervorum* T. 4. f. 4. kömmt weder mit der Schäferſchen Abbildung noch mit der Fabriciſchen Beſchreibung überein. Mit *A. Braſiliana* T. 5. f. 1. iſt es noch ungewiſs, ob ſie die wahre ſey. Die Beſchreibung trifft nicht wohl zu, auch iſt die des Vf. aus Sibirien. — *A. tropica* T. 6. f. 6. iſt wohl die Linnéiſche nicht. Rec. erhielt eine aus Italien die der abgebilde-

Digitized by Google

ten ſehr ähnlich und wahrſcheinlich eine noch unbeſchriebene Art iſt. -- Bey *A. Lapidaria.* p. 126. iſt der in Fabr. S. E. befindliche Druckfehler Fn. Sv. 1701 ſtatt 1712 ſo wie bey *A. acervorum* 1727 ſtatt 1717 auch hier nachgeſchrieben worden. Ein Beweis, daſs der Vf. die Citate nicht immer nachgeſehn habe. — Die T. 9. f. 8. abgebildete Biene hält der Vf. für Fabric. *Ap. lanata*, bemerkt aber dabey, daſs Fabr. an der ſeinigen den letztern Ring des Hinterleibes ſchwarz mit weiſsen Rändern und den erſtern roth angebe, welches bey der ſeinigen umgekehrt ſey. Dieſs allein war ſchon hinlänglich, daſs der Vf. ſeine Biene für verſchieden halten muſste, wenn er auch Fabr. *Ap. lanata* gar nicht gehabt hätte. Allein dieſe beſchreibt er S. 168. unter dem Namen *A. purpurea* und bildet ſie T. 13. f. 7. ſehr kenntlich ab. — T. 10. f. 1. 2. heiſst beym Vf. *Ap. variegata major*, wobey er *Nomada* variegata Fabr. anzieht. Dieſs iſt unrichtig. Die hier abgebildeten Bienen ſehn in der That der *Nom. Hiſtrio* Fabr. ſehr ähnlich, der *N. variegata* aber gar nicht. Die wahre *N. variegata* hat der Vf. unter dem Namen *Ap. notata* p. 188. beſchrieben und T. 16. f. 4. 5. abgebildet. — T. 12. f. 6. ſoll nach dem Vf. *Ap. cordata* Lin. f. 7. aber die *dentata* vorſtellen. Allein ſo ſchlecht auch die Abbildung iſt; ſo glaubt Rec. doch in der 6ten fig. die *Ap. dentata*, nach ſeinem Original, welches ganz mit der Beſchreibung, die Linné davon im Muſ. Ulr. Reg. p. 413. davon gibt, übereinkömmt, zu erkennen. *Ap. cordata*, die Linné in dem nemlichen Werke p. 414. beſchreibt, und wovon er ſagt *magnitudo muſcae domeſticae*, beſitzt Rec. auch und kann daher dreiſt behaupten, daſs ſie Hr. *Ch.* nicht gekannt habe. Was für eine Biene aber f. 7. vorſtellen ſoll, können wir nicht entſcheiden. — T, 14. f. 4. welche der Vf. für das Männchen von *Ap. picea* f. 3. ausgibt, hätte Rec. für *A. disjuncta F.* gehalten, wenn dieſe nicht aus America ſtammte, da Hr. *Ch.* die ſeinige eine Deutſche nennt. Die Hummeln trennt der Vf. von den übrigen Bienen durch die Mutillen. Er vertheidigt dieſs durch die höchſt intereſſante Beobachtung, daſs er die europaiſche Mutille beſtändig bey *Ap. muſcorum* in ihrem Neſte und beider Junge vereinigt gefunden habe. „Ich traf, „ſagt der Vf., theils ſolche Mutillenfamilien, bey welchen die Hummeln wohnten, theils ſolche Hummelfamilien, bey welchen die Mutillen wohnten. Bey „den erſtern machten die Mutillen ungefähr ſechs Theile „und die Hummeln einen. Bey letztern aber beſtunden ungefähr ſechs Theile aus Hummeln und ein Theil „aus Mutillen. Bey jeder dieſer vereinigten ungleichen Geſellſchaften waren von jeder Art Männchen, „Weibchen, und Junge im Neſte. Die Jungen von jeder Art von Hummeln und Mutillen befanden ſich „auch in den Zellen unter einander, wie Kinder einer „Familie, ſo daſs ich mich oft über dieſe mehr als brüderliche Einigkeit zweyer ſo ungleich ſcheinender Arten Inſecten vergnügte. Ich fand ferner, daſs die „Weibchen keine Flügel und einen Stachel, die Männchen aber Flügel und keinen Stachel, dagegen aber „ein den Hummeln ähnliches Zeugungsglied haben. „Das Weibchen der europaiſchen Mutille gibt durch die „Reibung des zweyten Ringes mit dem dritten des Hinterleibes, wenn es in Gefahr iſt, einen piepſenden „Laut von ſich u. ſ. w." — T. 18. f. 4. welche hier *Veſpa Crabr. tenebrionis* heiſst und den ſonderbaren deutſchen Namen *Dintenfaſs* erhalten, iſt eine ſehr gute Abbildung der *V. cincta*, welche alſo p. 219. ganz wegfallen muſs. — T. 19. f. 2. iſt ein Nachſtich von der wirklich nicht ſehr guten Abbildung in Sulzers abgek. Geſch. der Inſ. T. 27. f. 10. Sie heiſst hier, wie bey Sulzer, *Veſpa armata*, und iſt *Bembex roſtrata Fabr.* und von Panzer in ſeiner deutſchen Inſecten Faune gut abgebildet worden. Rec. hat dieſs Thier auch in ſeiner Gegend in Deutſchland einheimiſch gefunden, erinnert ſich aber nur wenige Exemplare mit den Stacheln unter dem Leibe geſehn zu haben. Die meiſten waren unbewaffnet; dieſe unterſchieden ſich aber durch eine andere Zeichnung der Schenkel und durch unterbrochene ſchwefelgelbe Queerbinden auf den Ringen des Hinterleibes. — T. 19. f. 3. 4. nennt der Vf. *Veſpa clypeata.* Ein Name, der in mehrerer Rückſicht dieſem Inſecte nicht zukam. Es iſt *Bembex repanda. Fabr.* — T. 19. f. 7. heiſst hier *Veſpa Diadema*, iſt aber *Bembex ſignata Fabr.*, und obgleich die Abbildung in Sulzers abgek. Geſch. d. Inſ. T. 27. f. 9. weit beſſer iſt, doch nicht zu verkennen. Auch von dieſen beiden Bembexarten hat Hr. *Ch.* das Vaterland nicht angegeben. — T. 24. f. 2. nennt der Vf. *Sphex verſicolor;* es ſcheint aber Fabricii *Scolia flavifrons* zu ſeyn. Sie unterſcheidet ſich nur darin, daſs die Haare vorn am Bruſtſchilde und an den hintern Ringen des Leibes roth ſind, welches Rec. an ſeinem aus Italien erhaltenen Exemplare, das mit der Abbildung in Sulzers abgek. Geſch. d. Inſ. T. 27. f. 3. ganz übereinkömmt, nicht bemerken kann. Das übrige ſtimmt alles überein, und Rec. möchte lieber dieſe Figur als f. 3. anziehn, ob dieſe gleich jene Abweichungen nicht hat. Vorzüglich aber trifft auſser der Statur auch das Vaterland zu, da man die italieniſche auch in Ungarn antrifft. — T. 25. f. 3. ſoll nach dem Vf. eine *Sphex radula F.* vorſtellen. Da aber Fabr. keinen ſo benannten Sphex hat, ſo meynte Hr. *Ch.* wahrſcheinlich die *Scolia radula Fabr.* und dann iſt ſein Citat falſch. — Bey T. 25. f. 4. citirt der V. *Tiphia radula Fabr.* Das hier vorgeſtellte Exemplar iſt aus Ungarn, und die *Tiphia* des *Fabricius* aus Neuholland. Da ſich nun überdem Abweichungen in der Zeichnung finden, und man von Fabricius nicht ohne Beweis annehmen darf, daſs er ein Inſect ganz von dem Bau der Scolien zu den Tiphien gerechnet haben ſollte, ſo muſs dieſs Citat wohl wegfallen. — T. 26. f. 1. iſt *Tiphia collaris Fabr.* Beym Vf. heiſst ſie *Sphex albicollis.* Man muſs daher p. 267. von den aus Fabricius zuſammengetragnen Inſecten dieſer Abtheilung die *Tiphia collaris (Sphex collaris Chriſt)* ausſtreichen. Wobey Rec. noch bemerkt, daſs die Flügel ganz, und nicht bloſs an der Spitze blau ſind, wie Fabricius ſagt. — T. 27. ſtellt diejenigen Crabronen vor, (nach dem Vf. Spheges) deren Männchen am Vorderbein ein ſiebartiges Blättchen haben. Wenn man die Beſchreibungen nicht zu Hülfe nimmt, ſo kann man ſich aus den Abbildungen in der That nicht finden. fig. 1. ſoll *Crabro cribra-*

Digitized by Google

rius ſeyn. Die Beſchreibung davon iſt vortrefflich, bezeichnet aber nur das Männchen. Das Weibchen übergeht der Vf. ganz, und es ſcheint gewiſſermaſsen, als ob er nichts davon gewuſst habe, daſs das Weibchen dem Männchen gar nicht gleiche. Wir verweiſen zur Vergleichung aller der hieher gehörigen Arten auf die ſehr guten Abbildungen in dem 15ten Heft der Panzerſchen Inſecten Faune. In unſers Vf. erſten Figur aber erkennen wir den *Crabro cribrarius* gar nicht. Nach dem äuſsern Anſehn zu urtheilen, würden wir f. 2., die der Vf. *Sphex cribraria longa* nennt, für den wahren *C. cribrarius* halten. Fig. 5. wird für *Crabro clypeatus* ausgegeben. Allein die Statur dieſes Inſects iſt gänzlich verfehlt, und nur aus der Beſchreibung kann man urtheilen, daſs der wahre *C. clypeatus* gemeynt ſey. In einer Anmerkung ſagt der Vf., daſs *Scheven* eine kleine Art unterſcheide, die er *Sphex ſcutellata* nenne, welche gar keine gelbe Binden ſondern nur zwey gelbe Flecken an jeder Seite des Hinterleibes habe. Eine Abbildung davon fände ſich Schaf. Ic. t. 177. f. 8. Rec. erkennt aber in dieſer Figur nichts weiter, als ſeinen *Crabro clypeatus*. — Bey T. 30. f. 3. bemerken wir nur, daſs dieſs der wahre *Sphex ſpirifex* des Linné und Fabricius ſey. Der Vf. nennt ihn *Sp. flavipes*; hält ihn für eine neue Art, und ſagt, er ſey aus der Provence. Daſs wir uns in unſrer Beſtimmung nicht irren, dafür bürgt uns, ſowohl die vortreffliche Abbildung, als auch die ſehr genaue Beſchreibung, wovon auch der bemerkte Geſchlechtsunterſchied zutrifft. Er findet ſich auch in Deutſchland. Unter dem Namen *Sp. ſpirifex* beſchreibt Hr. *Ch.* einen andern Sphex, T. 30. f. 2., den wir nicht kennen, und welcher eine gelbe Querbinde auf dem Bruſtſchilde hat, wovon doch weder Linné noch Fabricius etwas ſagen. — T. 30. f. 6. iſt nicht Fabricii *Sph. cyanea*, ſondern deſſen *lobata* E. S. II. 206. 30. Daher muſs p. 260. dieſe *Sphex lobata* weggeſtrichen werden. Nicht unrecht aber ſcheint der Vf. *Sph. coerulea* Linn. mit *Sph. cyanea* Fabr. für einerley zu halten. Denn des Fabr. *Sph. coerulea*, wobey er unrichtig den gleichnamigen Sphex des Linn. citirt, hat einen ungetheilten Hinterleib und einen ganz andern Bau. — T. 31. f. 3. iſt eine Weſpe abgebildet, die der Vf. *Sphex Heſperus* nennt und wovon er ſagt, daſs ſie eine groſse Aehnlichkeit mit T. 32. f. 8. ſeinem *Sphex Turrimurarius* habe. Rec. erkennt in beiden vortrefflichen Abbildungen die wahre *Veſpa conica F.* welche er aus China erhalten hat. Das kleinere Exemplar iſt T. 32. f. 8. und trifft auf das genaueſte mit der weitläuftigen Beſchreibung des Vf. zu. Die Glieder der Fühlhörner haben auch gegen die Spitze unten die ſchwarzen Flecken und das äuſserſte Glied, den unter *n* vergröſsert vorgeſtellten Haken. Rec. iſt daher ſehr geneigt, die damit verſehenen Weſpen dieſer Art für die Männchen zu halten. Denn dieſe Thiere ſind zu ähnlich, als daſs man ſie für der Art nach verſchieden halten könnte. Aber hier tritt nun wieder der in dieſem Werke ſo oft vorkommende unangenehme Fall ein, daſs der Vf. den Wohnort beider Thiere gar nicht angegeben hat, welches doch in Beurtheilung deſſen, ob Thiere einerley oder verſchieden ſind, den wichtigſten Einfluſs hat. Davon iſt Rec. durch viele Erfahrungen überzeugt, daſs Thiere von zu ſehr getrennten Ländern und Himmelsſtrichen durchaus nicht nach den bloſsen Beſchreibungen und Abbildungen mit Sicherheit für einerley erklärt werden können, ſondern daſs eine genaue Vergleichung der Originale dazu erfoderlich ſey. — T. 31. f. 4. heiſst *Sphex dimidiata* und iſt nichts anders als *Sphex ſabuloſa* Linn. und Fabr. Auch bey dieſem iſt das Vaterland nicht bemerkt worden. — T. 32. f. 2. *Sphex cruciata* iſt der *Veſpa arcuata* nahe verwandt, doch aber hinlänglich verſchieden. Rec. beſitzt ſie ſelbſt. Da auch hier der Vf. das Vaterland verſchweigt, dieſer Sphex aber ein wahrer Ausländer iſt, ſo ſehn wir daraus, daſs diejenigen, bey welchen das Vaterland nicht bemerkt worden, nicht allemal Deutſche ſind, wie Rec. anfänglich dafür hielt. — T. 32. f. 9. iſt *Veſpa petiolata* Fabr., heiſst hier die Gelbbruſt *Sphex thoracica*, und iſt vortrefflich abgebildet, nur iſt bey unſerm Exemplar der erſte Ring des Leibes faſt eben ſo wie f. 6. eben dieſer Tafel gezeichnet, daſs das Schwarze der breiten Mittelbinde durch eine ſchmale Verbindung mit einem gleich hinter dem Stiel des Hinterleibes (*petiolus*) an der Wurzel des Rings befindlichen ſchwarzen Flecken zuſammenhängt. Auch bey dieſer Weſpe iſt das Vaterland nicht bemerkt worden. In allen Beſchreibungen der *Veſpa petiolata*, welche der Vf. zu dem Gallen-Sphex rechnet, finden wir niemals der beiden in der Mitte des Stiels des Hinterleibes an der Seite befindlichen Häkchen gedacht. — T. 32. f. 10. iſt Rec. ſehr geneigt für *Veſpa pomiformis* Fabr. zu halten. — T. 34. f. 8. iſt *Ichn. ſugillatorius Fabr.* Unſer Vf. nennt ihn mit Sulzer *Ichn. dubitatorius.* — T. 35. f. 2. welcher *Ichn. Proteus* genannt wird, möchten wir nach unſrer Erfahrung für bloſse Abart des *Ichn. molitorius* erklären, welcher f. 6. vorgeſtellt wird. Auch kömmt *Ichn. molitorius* oft mit ganz gelben Füſsen vor. — T. 35. f. 7. kömmt dem *Ichn. ſaturatorius* F. ſehr nahe und hat dieſelbe Zeichnung mit Schäf. ic. t. 64. f. 4. Ueberhaupt ſcheint die Farbe der Füſse bey den Schlupfweſpen ſehr abzuändern und kein ſicheres Kennzeichen zu geben, daher es dann auch ganz wohl ſeyn kann, daſs T. 35. f. 3. *Ichn. comitator* ſey, unerachtet die Füſse an unſerm Exemplar nicht wie in der Abbildung gelb, ſondern ſchwarz ſind, welche letztere Farbe auch von Linné, Geoffroy u. a. bemerkt worden. — Bey T. 36. f. 5. dem *Ichn. incubitor* bemerken wir, daſs er ganz auſserordentlich variire. — T. 48. f. 1. iſt *Tenthredo lutea* und f. 2. *T. femorata* abgebildet. Die Bemerkung, daſs dieſe das Männchen von jener ſey, war uns ganz neu. — T. 50. f. 3. iſt eben keine ſchöne Abbildung von *Tenthr. viridis*. Dieſe artet ſehr ab, und Rec. glaubt in *T. marginata* Chriſt. T. 51. f. 1. eine ſolche Varietät zu erkennen. Wir ſchlieſsen die Anzeige dieſes nicht unwichtigen Werks noch mit einer Bemerkung des Vf. bey den Ameiſen. Es iſt ſchon längſt bekannt, daſs die Verwandlung der *Cetonia aurata* auch in den Ameiſenhaufen vor ſich gehe. „Wenn ich den Wurm," (Larve der *Cet.*

Digitized by Google

Cet. aurat.) ſagt der Vf., „aus ſeiner Hülle nahm, und „auf den Ameiſenhaufen legte, ſo trugen ihn die Ameiſen mit aller Vorſicht unter die Erde, und ſchienen „ſehr um ihn beſorgt zu ſeyn. Legte ich den Käfer, „wenn er noch nicht vollkommen reif war, auf den „Haufen, ſo nahmen ihn die Ameiſen gar vergnügt „auf, bemühten ſich ihm Platz zu machen, räumten „Reiſig und Geniſt aus dem Wege, und halfen alle mit „zuſammengeſetzten Kräften, daſs er tief in den Haufen einſchlupfen und in Sicherheit kommen konnte. „Den Grund dieſer Vorſorge habe ich zur Zeit noch „nicht erforſchen können. Vielleicht dient etwa der „Auswurf dieſer Käfer den Ameiſen zu einer beſondern „angenehmen Speiſe."

KINDERSCHRIFTEN.

Weimar, in dem privil. Induſtrie-Comtoir: *Bilderbuch für Kinder*, herausgegeben von *Fr. Juſtin Bertuch.* Nr. XVI – XX.

Mit dieſer Reihe von Heften, deren jeder, wie bekannt, fünf Tafeln, und eben ſo viel Blätter Text enthalt, wird der erſte Band dieſes ſchönen und nützlichen Werks geſchloſſen. In den gegenwärtigen Heften iſt die Verſchiedenheit der Gegenſtände durch die Abbildungen vieler Menſchenarten und ihrer Trachten, wie auch durch Zeichnungen von Schiffen vermehrt worden. Rec. muſs den Kupfern und der Illumination, etwa mit Ausnahme einzelner Tafeln in den frühern Heften, mancher Pflanzen und Mineralienzeichnungen, ſo wie der V. Tafel der Trachten, ſeinen vollkommnen Beyfall geben. Die erſten Hefte des zweyten Bandes, welche Rec. bereits vor ſich hat, zeigen, daſs die Abbildungen immer feiner und ſchöner werden, daſs auch von dieſer Seite das Werk immer mehr gewinnen wird, uneachtet ſchon der erſte Band ſo viel leiſtet, als man billig verlangen kann. Die Tafeln, auf denen mehrere Arten einer Gattung von Saugthieren und Vögeln vorgeſtellt werden, müſſen bey dem Unterrichte ungemein willkommen ſeyn, da ſie das Verſchiedene und das Allgemeine auf einmal überſehen laſſen, den ſchönen Originalen an Sauberkeit und Wahrheit nichts, oder höchſtwenig nachgeben, und die verhältniſsmäſsige Gröſse der Arten gegen einander, was mehrentheils bey den Originalen mangelt, zugleich darſtellen. In den oben bemerkten Heften findet man auf dieſe Art behandelt die Wölfe und Füchſe, Faulthiere und Ameiſenfreſſer, die Fledermäuſe, das Nilpferd und den Tapir, die Maki's, die Kameele, die Springhaaſen (mit Einſchluſs des Känguru), Reiherarten und Beutelthiere. Einzelne Tafeln enthalten kleine Vögel, Würmer, Meerigel, Meerſterne, ſonderbare indianiſche Fiſche, und einige Krebſe. Aus dem Pflanzenreiche kommen vor: Cardamom, Kappern, Kork und Terpentinbaum, Indigo, Färberröthe, Rhabarber, Vanille, Koloquinte, Krähenaugen, Ginſeng, Gummiguttbaum, Curcume, Tamarinde, Piſtacienbaum, Guajacbaum, Cascarille, Salzkraut, isländiſches Moos, Mohn und Traganthſtrauch. Unter den Alterthümern ſind die ſieben Wunder der Welt, freylich ſo ungleich, als eben möglich war, vorgeſtellt. Menſchen aus allen fünf Welttheilen ſind auf eben ſo viel Tafeln, auf jeder mehrere, meiſt von beiden Geſchlechtern zugleich, und oft ungemein ſchön und charakteriſtiſch abgebildet.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Geſchichtsbüchlein für Kinder und Volksſchulen* als Vorkenntniſs zur allgemeinen Welthiſtorie in Vortrag und Fragen gefaſst. 1792. 324 S. 8. (22 gr.)

Das Merkwürdigſte, Gemeinnützigſte und Unterhaltendſte aus der Geſchichte der wichtigern Nationen für den erſten geſchichtlichen Unterricht ausgehoben. Die jedem Abſchnitt untergeſetzten Fragen ſind für den Lehrer zum Gebrauch bey der Wiederholung beſtimmt. Die Nützlichkeit dieſes Büchleins können wir aus eigner Schulerfahrung beſtätigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Erfurt*, b. Keyſer: *H. E. Rumpel über Verſorgung der Armen auf dem Lande und Abſtellung der Betteley.* 1791. 22 S. 4. (3 gr.) — Man ſieht es dieſer Arbeit an, daſs ſie zur Vorleſung in einer Akademie der Wiſſenſchaften verfertigt iſt; den gewöhnlichen Vorſchlag, die Armen nach ihren Kräften und Fähigkeiten unter Aufſicht arbeiten zu laſſen, und ſie ohne Errichtung eines beſondern Hauſes „an genug „einzelne Nachbarn, welche Geſchicklichkeit und Menſchenliebe „beſitzen, in Wohnung, Koſt und Kleidung zu verdingen," dann aber das Betteln zu verbieten, findet man hier ohne einige Berührung der Schwierigkeiten unter eine Menge von Gemeinplätzen begraben. Z. B. „So wenig *der gebratene Ochſe* bey Kaiſerkrönungen dem Dürftigen ein Stück zur Erquickung *gewährt*, „vielmehr manchem allzu gierigen feinen Finger oder die ganze „Hand *koſtet*, manchen, der ſo glücklich war, etwas davon zu „erbeuten, mit Verluſt der Beute *in den Koth wirft*, und überall „weiter nichts, als den Zuſchauern ein wildes Vergnügen zu „verſchaffen, oder allenfalls den Abſtand des Standes der rohen „Natur, wo Occupation (?) und Stärke alles vermag, vom mildern Burgerzuſtande, dem Volke zu zeigen, *zur Abſicht zu haben ſcheint*: eben ſo wenig wird eine jede ohne Ordnung (?) „ausgeſpendete Mildthätigkeit Gutes ſtiften, und dem Freygebigen Freude über ſeine Gaben erwecken." Eine ingeniöſe Parallele zwiſchen einem Freygebigen und einem gebratenen Ochſen!

Der S. 16. beygefügte Auszug aus der Allmoſen- und Bettelordnung des eiſenachiſchen Amts Groſsen-Rudeſtede vom 26. Aug. 1790 kann gute Anleitung zu ähnlichen Vorkehrungen geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. May 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Geſsner, Füſsli u. Comp.: *Franz Xaver Bronners Schriften.* Erſtes Bändchen. 248 S. Zweytes Bändchen. 310 S.

auch unter dem Titel:

Neue Fiſchergedichte und Erzählungen von F. X. Bronner. I. II.

Drittes Bändchen. 268 S. Auch unterdem Titel:

Frühere Fiſchergedichte und Erzählungen von F. X. Bronner. Mit neuen Gedichten vermehrte und durchaus verbeſſerte Ausgabe. 1794. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. dieſer Idyllen trat im Jahre 1787 zum erſtenmale mit einer Sammlung von Fiſchergedichten auf. (ſ. A. L. Z. vom J. 1787. Nr. 121. S. 357.) Man erkannte in ihm einen glücklichen Nachahmer der Muſe unſers unſterblichen *Geſsners.* Man rühmte den Reichthum ſeiner Erfindungen, die Wahrheit ſeiner Gemälde, und das, worauf dieſe zum Theil gegründet war, ſeine aufmerkſame Beobachtung der Natur. Dieſe nemlichen Vorzüge ſind auch in den neuen Fiſchergedichten deſſelben Verfaſſers ſichtbar, und ſein Geſchmack ſcheint an Richtigkeit gewonnen zu haben. Er vermeidet die tändelnde Sprache, welche in ſeinen erſten Verſuchen hie und da herrſchte; ſeine Beſchreibungen ſind weniger üppig und ſeltner mit jenen kleinen Zügen überladen, die, wie wahr ſie auch immer ſeyn mögen, die Wirkung des Gemäldes nicht verſtärken, ſondern ſchwächen. Viele ſeiner neuen Idyllen verdienen deshalb entweder ganz, oder doch theilweiſe, unter den beſten zu ſtehen, welche unſere Sprache aufzuzeigen hat. Wir zeichnen vornemlich folgende aus. I. Theil. S. 63. *Der betrogene Lauſcher.* S. 89. *Kindestreue.* S. 106. *Aedon der Geneſene.* S. 120. *Das Geleit.* S. 133. *Der Büſsende* (beſonders wegen des meiſterhaften Dialogs im Eingange.) S. 164. *Halys.* S. 177. *Die Gründlinge im Glaſe.* S. 181. *Aedon im Windſtillen.* (Ein vorzüglich ſchönes Stück, wo wir doch die *geweihten, undurchdringlichen Mauern* wegwünſchten.) Zweyter Theil. S. 31. *Der Argwohn* (die Erzählung iſt nur etwas allzu gedehnt.) S. 82. *Der Sommerabend.* S. 91. *Die Geſchenke* (ihres vortreflichen Einganges wegen.) S. 190. *Gefälligkeit* u. a. m.

Wenn wir den Eindruck, den die Lectüre dieſer Sammlung in unſerm Gemüthe zurückgelaſſen hat, mit dem vergleichen, was wir bey *Geſsners* Idyllen jedesmal fühlten, ſo bemerken wir zuerſt, daſs auch die beſten Stücke derſelben doch die Seele nicht mit jener ſtillen Sehnſucht, jenem ſanften Verlangen nach dem Genuſſe der ungeſchminkten Natur, unſchuldiger Freuden und glücklicher Eingeſchränktheit erfüllt, wozu *Geſsners* Dichtungen einladen. Wir möchten ſagen, es ſey in der Darſtellung unſers Vf. allzuviel Licht. Das Auge fährt bewundernd über eine beſonnte Ebene; aber nur bey dem Anblicke einſamer Schatten, ſtiller Thäler und düſterer Haine ſehnt ſich das Herz nach dem Genuſſe der Ruhe. Wir vermiſſen hier die Farbe edler und zarter Empfindungen, welche überall durch die Geſsneriſchen Dichtungen ſchimmert, und die mannichfaltigſten Bilder mit einem unbeſchreiblichen Zauber durchdringt. Denn wie verſchieden auch immer die Geſtalten ſeyn mögen, welche die ſpielende Einbildungskraft dieſes Dichters erzeugt, ſo iſt es doch immer *ſein* Herz, welches in den glücklichen Menſchen ſeiner Schäferwelt ſchlagt, *ſein* Gefühl, womit er ſie ausſteuert. Wir ſtreiten dem Nachahmer dieſes unerreichbaren Dichters weder ein edles Herz, noch ein feines Gefühl ab; auch in ſeinen Werken zeigt ſich beides; aber wenn dort das Sittliche ſich *hervordrängt*, ſo wird es hier *eingeſchoben.* Hr. *Bronner* geht oft auf moraliſche Anwendungen aus; aber ob er ſie gleich ſeinen Perſonen in den Mund legt, ſo ſcheinen ſie doch faſt immer aus dem Munde des Dichters gegangen zu ſeyn. Sie erhalten dadurch das Anſehn der Abſichtlichkeit, welches *Geſsner* gar wohl zu vermeiden wuſste, und erreichen demnach den edeln Zweck, das moraliſche Gefühl zu ſchärfen, gerade nicht mehr, als jede Predigt und jede moraliſche Vorleſung. Endlich vermiſſen wir auch in der Sprache unſers Vf. die Einfalt und Ungezwungenheit des Geſsneriſchen Ausdrucks. Sie iſt bisweilen gekünſtelt und ſelbſt etwas koſtbar; und auch da, wo ſie am gleichförmigſten und ruhigſten flieſst, iſt doch der Aufwand etwas gröſser, als ihn der zu machen pflegt, der bloſs das Vergnügen der Mittheilung ſucht.

Hr. B. hat dem zweyten Bande dieſer Sammlung eine kurze Geſchichte des Fiſchergedichtes vorgeſetzt. Er beſtreitet bey dieſer Gelegenheit das Vorurtheil, welches *Fontenelle* und einige andre Kunſtrichter gegen dieſe Gattung erregt haben. Die Gründe, auf welche ſich dieſes Vorurtheil ſtützte, waren ſeicht genug; aber auch die Gründe unſers Vf. ſind nicht aus der Tieſe geſchöpft. Faſst man den richtigen Begriff der Idylle überhaupt, ſo kann über die Zuläſsigkeit der Fiſcher, Jäger und ähnlicher Stände, ganz und gar keine Frage ſeyn. Aber eben ſo wenig ſcheint uns auch das *Fiſchergedicht,* wie der Vf. uns bereden möchte, eines gegrün-

gegründeten Vorzug vor dem *Hirtengedichte* behaupten zu können. Es mag wohl wahr ſeyn, daſs die Züge des Fiſcherlebens eine gewiſſe Neuheit haben, welche den Zügen des Hirtenlebens abgeht; aber leicht möchte der Werth dieſer Neuheit höher in Anſchlag gebracht werden, als ſie in poetiſcher Rückſicht verdient; ſie, welche ſo leicht zum Fehler wird, und oft von den Kenntniſſen deſſen, der nach ihr ſtrebt, eine günſtigere Meynung als von ſeinem Geſchmacke erregt. Der Reichthum der Natur, ſelbſt in ihren gewöhnlichſten Erſcheinungen, iſt noch nicht erſchöpft, und kann es nie werden, ſo lange dieſe Erſcheinungen noch auf den Spiegel einer fruchtbaren und ſchöpferiſchen Einbildungskraft fallen können. Das, wodurch die Idylle ihr höchſtes Intereſſe gewinnt, die Darſtellung der ſittlichen Natur unter den einfachſten Umſtänden, erhält nicht den geringſten Zuſatz, wenn man an die Stelle der Hirten Fiſcher ſetzt, in deren Lebensart kein Grund einer Veränderung des Charakters liegt, welchen die idealiſirende Einbildungskraft einfachen Naturmenſchen beyzulegen berechtigt iſt. Denn daſs, wie hier behauptet wird, das Glück der Fiſcher auf einer frohen Thätigkeit, das der Hirten auf der Geſchäftloſigkeit beruhe, können wir nicht recht einſehn. Es mag nun von dem idealen Leben, in welchem jeder nur ſo viel betreibt, als die Natur fodert, oder von der wirklichen Welt, wo fremder Wille und verwickeltere Verhältniſſe eine gröſsere Thätigkeit heiſchen, die Rede ſeyn; ſo dünkt uns, in der einen wie in der andern ſind dem Hirten- und Fiſchvolk Muſse und Arbeit ungefähr mit demſelben Maaſse zugemeſſen.

Wie unbedeutend der Einfluſs dieſer Umſtände auf das Weſen der Dichtungsart ſey, erhellt wenigſtens aus zwey Drittheilen dieſer Sammlung. Ein groſser, ja der gröſste, Theil der Handlungen iſt nicht auf die Lebensart der Fiſcher gegründet; und oft darf man nur den einen oder den andern Ausdruck ändern, um jede Spur des Fiſcherlebens wegzuwiſchen. Die Sache würde alſo von gar keiner Bedeutung ſeyn, wenn nicht der Vf., ſeiner Abſicht und ſeines Verſprechens immer eingedenk, ſo oft Bilder und Vergleichungen aus dem Leben der Fiſcher eingemiſcht hätte, wo ſie von ganz und gar keiner Wirkung ſind; z. B. S. 68. ſein ſchmerzlicher Unmuth fiel ihm vom Herzen, *wie ſatte Blutegeln*, und ſeine Seele ward auf einmal erhellt. In der Fülle der Wehmuth ſagt ein Verliebter S. 75.: O dürfte ich dich mein nennen! Aus jedem befriedigten Wunſche an deinem Buſen würden tauſend neue Freuden entſproſſen, *wie aus wenigen gereiſten Saamenhäuptern zahlloſe Binſen im Teiche.*

Was aber ohne Zweifel weit wichtiger iſt, der Einbildungskraft des Dichters ſcheint kein reines Bild des Gegenſtandes vorgeſchwebt zu haben, den er zu ſchildern unternahm. Sie ſchwebte zwiſchen der idealiſchen und der wirklichen Welt; oder, was vielleicht noch ſchlimmer iſt, die Lage der Menſchen, welche er aufführt, iſt die Lage wirklicher Fiſcher; ihre Geſinnungen ſind oft die Geſinnungen der höhern Stände. Daher ſieht man hier Menſchen, welche von allen Mühſeligkeiten ihrer Lebensart gedrückt werden, mit einem Vorrathe von Maximen ausgeſtattet, deren man nur in den verwickelten Verhältniſſen des ſtädtiſchen Lebens bedarf; Menſchen, welche die Tiefen ihres eignen Herzens erforſchen, ſich ſelbſt beobachten und mit Gründlichkeit zu philoſophiren verſtehn. Wir wollen einige Beyſpiele dieſer Art anführen. II. T. S. 134. „Neidiſche Nachbarin, der Anblick unſers Glücks ſey deine Strafe! du lehrſt mich anſchaulich genug, daſs die erſte Thorheit, zu der uns blinde Leidenſchaft hinreiſst, einer trächtigen Schlange gleicht, die *in kurzer Zeit* giftige Nachkommen ohne Zahl gebiert. Eiferſucht verführte dich zu einer ganzen Reihe niedriger Handlungen. Wiſſe, ſie iſt der ſicherſte Probierſtein eines redlichen Herzens! Wer von ihr gelockt, dem Biederſinn nicht untreu wird, deſſen Tugend iſt ächt wie Gold u. ſ. w.“ Es gibt in der Fiſcherwelt unſers Vf. ſchlaue Buhlerinnen und Spötter keuſcher Sittſamkeit. „O du ekler alberner Junge,“ ſagt (I. Th. S. 190.) der Fiſcher Mikon zu ſeinem Freunde, „gerade was du ſo warm mir anpreiſeſt, dieſe Sittſamkeit deines ſchüchternen Mädchen, hindert dich am vollen Genuſs des ſüſseſten Vergnügens, und hält euch von einander entfernt, wie ein beſchwerliches Gitter. Nenne mir das nicht Herzensreinigkeit, nicht Tugend, was von kindlicher (kindiſcher) Unerfahrenheit herſtammt.“ Iſt dieſs nicht die Sprache eines verdorbnen Städters, der ſich hier nur in dem Coſtume eines Fiſchers zeigt? Aber auch die Sprache eckler und faſelnder Thörinnen hört man hier aus dem Munde — einer Nereide. II. S. 76. „Hier gähne ich wieder langweilig und einſam, nirgends eine Seele gleichgeſtimmt mit der meinigen. — Jener abgelebte Glaucus mit ſeinem Barte glaubt, ſein Geſchwätz töne treuherzig und kurzweilig, und ach! es iſt wie Staarengeplauder, einfältig und *fade.* — Meine Schweſtern dort auf den Klippen — gefallen ſie ſich nicht ſelbſt mehr als prangende Pfauen? Liſtige dünken ſich weiſe, Liebelnde liebenswürdig, Gezierte ſchön, und Schäckernde witzig. Alle kränkeln an der Putzſucht; alle plaudern zu ſehr ohne Geiſt und Gefühl, immer nur von Liebe und wieder von Liebe, wie einfältiges Landvolk von Geſpenſtern; ſie ſcheinen gar keine Ohren zu haben, ſobald ich von wichtigern Dingen ſpreche: und was iſt der Lohn meiner beſten Urtheile?“ — Dieſer Geiſt, welcher nie der Geiſt der idealen Welt ſeyn, und noch viel weniger unter wirklichen Hirten und Fiſchern ſpucken kann, offenbart ſich hie und da auch in einzelnen Wendungen und Redensarten. Die Fiſcher haben *Launen;* ſie bemerken *Aberwitz,* womit man ſie in der Stadt *begoſſen* habe (I. 47.) man *zieht ſich zurück*, um den andern nicht zu ſtören, was dergleichen mehr iſt. Daſs auf der andern Seite, obwohl nur äuſserſt ſelten, wie z. B. II. S. 223., der Schmutz des gemeinen Lebens auch mit gemalt iſt, wird gewiſs jedem Leſer von einigem Geſchmacke auffallen.

Dieſe und ähnliche Fehler wünſchten wir um deſto mehr entfernt, je gröſser die Schönheiten ſind, deren reinen und ungeſtörten Genuſs man wünſcht. Wir ſetzen zur Probe nur einige Stellen hieher, die ſich durch

neue und feine Züge auszeichnen, und ein ſchwacher Beweis von dem glücklichen, mit Geſchmacke verbundenen, Beobachtungsgeiſte des Vf. ſeyn können. I. S. 59. „So ſprach Idas leiſe, und ſchritt durch die rauſchenden Halmen hinüber. Die aufgeſtörte Lerche flog erſchrocken daraus empor, und *wo ein Schatten hinfiel, da ſchwieg das Zirpen der Grillen*. S. 66. Die ſchalkhafte Sylvia hüpfte heraus *wie ein Roſenblatt*, das der Zephyr über nickende Kleeblumen dahinjagt. S. 184. Ich bebe erſchrocken zurück, wie ein Landmann, der einen gährenden Haufen beregnetes Heu unbeſorgt mit beiden Händen ergreift, und augenblicklich praſſelndes Feuer vor ſich auflodern ſieht. II. Th. S. 112. Seine Schmeichelworte gewährten ihr einige Labung. So labt ſich ein Dürſtender auf dem Gebirge zur Noth mit Waſſertröpfchen, die von hängenden Grashalmen an feuchter Felſenwand ſparſam herabgleiten. S. 114. Mein Ruder ſoll dich ans Ufer hinüberwiegen, ſo ſanft und wohlbehalten, wie eine Biene im duftenden Kelche einer wankenden Blume gewiegt wird."

Der dritte Band dieſer Sammlung enthält eine Umarbeitung der frühern, oben von uns erwähnten Fiſchergedichte. Wie viel oder wie wenig darin geändert ſey, können wir nicht beurtheilen, da wir die erſte Ausgabe nicht zur Hand haben. Doch ſcheint der Vf. von den gegründeten Kritiken ſeiner Recenſenten (z. B. in der N. Bibliothek der ſch. Wiſſ. XXXIII. S. 37 ff.) nicht immer Gebrauch gemacht zu haben.

Frankfurt a. M., b. Zeſsler: *Traveſtirte Fabeln des Phädrus* mit einem Anhange myſteriöſer Geſänge von *Karl Dieffenbach*. 1794. 122 S. 8.

Seit Lafontaine hat eine Menge von Dichtern verſucht, den einfachen Vortrag der alten Fabuliſten durch eingeſtreute komiſche Züge zu beleben, und der Handlung ſelbſt, durch Anwendungen auf die Begebenheiten ihrer Zeit und die Sitten ihrer Zeitgenoſſen, ein gröſseres Intereſſe mitzutheilen. Einige mit Glück; die mehreſten ohne Erfolg; aber wohl ſchwerlich einer auf eine ſo kunſt- und witzloſe Art, als der Vf. dieſer traveſtirten Fabeln. Man müſste es denn für witzig halten wollen, wenn das Schaaf der *Wollner* oder der *Wollemann*, der Bock der *Parfümör der Thiere*, der Eſel der *Gnome aus Graubünden* genannt, oder der Wolf mit *Sir Wolf* und *mein gnädiger Groſsſultan* angeredet wird. Oder es müſste für geiſtreich gelten, daſs die Thiere, (in der Fabel die Repräſentanten der Menſchen,) hier von neuem in Menſchen verwandelt, und z. B. aus dem Stiere ein *Schweizer* gemacht wird, der dem Löwen mit *verruchter Dämons-Freude* die Hellebarde in die *hohlen* Eingeweide ſtöſst; ſo wie gleich darauf der Eber, als der *Ingeniör* der Thiere, demſelben eine *Mine in die Leber gräbt*. Doch bisweilen erhebt ſich der Witz unſers Vf. zu Accomodationen und Anſpielungen, wovon wir nur zwey, als vollgültige Belege unſers Urtheils, anführen wollen. Der Pudel, welcher hier *der Thiere Genius* heiſst, ſchwimmt durch den *Kozytus* (?)

In ſeinem Mund trug er den Lieblingsbraten
von manchen Magiſtraten.
Ihr Leſer werdet rathen?
Es war ein *Schöpſenbraten*.

S. 81.:

Schlieſst Polen mit den Türken *Allianzen*;
ſo muſs der Pohl'ſche Bär nach Achmets Pfeife tanzen.

Auf der 36. S. ſinkt der Witz ſo tief, daſs er nicht einmal Sinn mehr hat:

So brüſtet mancher Bube ſich
mit Federhut und Degen,
Dem man vergönnt (?), es ſey nur königlich
den Nachtſtuhl auszufegen.

Daſs ſich ein Mann von dieſem Geſchmacke um Richtigkeit der Sprache, der Reime und des Sylbenmaaſses nicht bekümmere, iſt in der Ordnung. Daher beobachtet er den Wechſel der männlichen und weiblichen Reime, die Länge und Kürze der Sylben, wie es ihm gut dünkt; bald reimt er, bald reimt er nicht; aber — Κλαγουσινοις ἐξεστι ἀσχημονειν. Die angehängten myſteriöſen Geſänge mögen ſich in den Hallen eines B..... recht gut ſingen laſſen.

Berlin, b. Unger: *Die neue Cecilia*. Letzte Blätter von *Karl Philipp Moritz*. Zweyte Probe neu veränderter deutſcher Druckſchrift. 1794. 76 S. 8.

Dieſer kleine Nachlaſs eines geiſtreichen und beliebten Schriftſtellers iſt der Anfang eines Romans, von welchem er die erſten Züge entworfen hatte, und in dem er, wie es ſcheint, die Bilder, welche ſeine Seele erfüllten; Bilder von Rom, ſeinen Gegenden und Kunſtwerken, aufzuſtellen geſonnen war. Dieſe Abſicht verräth ſich, wie es uns wenigſtens ſcheint, in der Sorgfalt, mit welcher in den hier abgedruckten Briefen ſo manche Ausſicht und Gegend geſchildert wird; einer Sorgfalt, welche hin und wieder der dichteriſchen Abſicht des Vf. Eintrag thut. Wenn z. B. Cecilia, eine eingeborne Römerin, an ihre Freundin, welche ebenfalls in Rom wohnt, ſchreibt: „Ich muſs Ihnen geſtehn, daſs ich unſern Balcon *an der Tiber* zu den Glückſeligkeiten meines Lebens rechne. — Der Hafen *Ripetta zu meiner Linken*, mit Schiffen und Arbeitsleuten, die ein- und ausladen, macht einen lebhaften Anblick von Geſchäftigkeit und Gewühl, wodurch die einſame Stille auf eine angenehme Weiſe unterbrochen wird. *An den über den Fluſs gezognen Tau* ſehe ich den Tag über das Boot *zum Ueberſetzen* unzähligemal hin und wieder fahren, und wie eine bewegliche Brücke die beiden Ufer vereinigen. — *Den reizendſten Anblick gewährt in der Ferne der Montemario, mit dem dunkeln Cypreſſenhaine auf ſeiner Spitze und der Villa Madama an ſeinem Abhange* u. ſ. w." —; ſo erkennt man in dieſer topographiſchen Genauigkeit, in dieſer Erwähnung kleiner Umſtände, die nur dem Publicum, aber nicht der Freundin, unbekannt waren, den beſchreibenden Reiſenden, der von einer Römerin nur den Namen gelie-

 hen

Digitized by Google

hen hat. Ueberhaupt aber iſt für die Erhaltung der Illuſion viel zu wenig gethan, und der Leſer wird allzu oft gewahr, daſs die ſchreibenden Freunde eine Rückſicht auf ihn genommen haben, die er ihnen gerne ſchenken würde. Bisweilen wechſeln die Briefe des Marcheſe Mario an Maratti, und Ceciliens an Auguſten ſo mit einander ab, wie die Verſe eines Duetts, bey welchem keine von beiden Perſonen die andre ſieht, und doch jede ihre Reden nach den Reden der andern einrichtet. Uebrigens enthält das, was hier geliefert wird, nur die Expoſition der Geſchichte, und kann ſchon aus dieſem Grunde kein ſonderliches Intereſſe einflöſsen; denn wir ſind weit von der Meynung des Nachredners entfernt, welcher glaubt, daſs dieſe Briefe ein Ganzes für ſich ausmachten, und niemand den Künſtler hätte tadeln dürfen, wenn er hier den Pinſel niedergelegt und ſein Werk ausgeſtellt hätte. — Wir bemerken noch, daſs dieſen Bogen eine Vorrede von Hn. Unger vorgeſetzt iſt, womit er die zweyte Probe ſeiner veränderten deutſchen Druckſchrift in die Welt einführt. Die Bemühungen dieſes geſchmackvollen Mannes, ſeine Kunſt zu vervollkommnen, verdienen den Dank und Beyfall des Publicums, auch desjenigen Theiles, welches den *Reſultaten* dieſer Bemühungen ſeinen Beyfall verſagt. Die *widerſprechenden* Urtheile, die ſeine vorigen Verſuche erfahren haben, und über welche er in der Vorrede klagt, dürfen ihn billigerweiſe nicht wundern, noch auch ſeinen Enthuſiasmus vermindern, da ſeine Arbeiten hierin das Schickſal jedes Products der ſchönen Künſte theilen; aber noch überdieſs das Vorurtheil der Gewöhnung zu verdrängen haben. Daher mag es wohl kommen, daſs das erſte Urtheil dieſen neuen Formen ſelten günſtig war; daſs ſie dem einen zu rund, dem andern zu ſpitzig vorkamen; niemand aber leicht im Stande war, die Fehler einzelner Züge beſtimmt anzugeben. Uns hat es geſchienen, als gewöhne ſich das Auge leicht an dieſelben, und als fände es bey einiger Gewohnung Vergnügen an ihnen.

Altona, b. Hammerich: *Erzählungen und Sprüchwörter, nebſt einer Nachricht von den Troubadours.* Aus dem Franzöſiſchen des Hn. von *Cambry* überſetzt. 1791. 151 S. 8.

Cambry's *Contes et proverbes* ſind für eine müſſige Stunde eine ganz angenehme Unterhaltung. So wenig auch ſeine Bemerkungen aus der Tiefe geſchöpft ſind, ſo beſitzt er doch das Talent, auch das Bekannte und oft Geſagte auf eine geiſtreiche Weiſe vorzutragen, und ihm durch einen glänzenden Stil den Anſtrich der Neuheit zu geben. Das Buch iſt keinem ſchlechten Ueberſetzer in die Hände gefallen; und es iſt wenigſtens ein Theil des Geiſtes, welcher das Original belebt, in der Ueberſetzung erhalten worden. Dieſe würde ſich indeſs noch weit beſſer leſen laſſen, hätte ihr Vf. manche Unrichtigkeiten der Sprache vermieden, und hätte er nicht ſeinen Stil durch neue, oder undeutſche Wörter zu heben geſucht. Fehlerhaft iſt z. B.: S. 5.: Ich würde *ein gutes Schlag* Menſchen finden. S. 12. Für Körperleiden bedarf's einer Arzney, für Gebrechen des Beutels — *eine offne* Börſe. S. 77. Pläne. — Jünglinge in *Lein* gekleidet. — Undeutſch: S. 41. Von aller eiteln Weltliebe *entfreyt;* und auf derſelben Seite: Wohlan! ſie ſind jener Bande *entknüpft*, wofür man *entledigt* ſagt. S. 65. Ich hatte mich *verfrüht* (*j'avois devancé l'heure,*) nach *verſpätet* geformt. Wir fürchten, daſs dieſes neue Wort kein Glück machen wird. S. 79. Ihre *Augenhärchen;* ein kindiſcher Ausdruck ſtatt *Augenwimpern.* — Ihr Gang war langſam und *unfeſt*, ſtatt *ſchwankend.* S. 113. Die gährende Leidenſchaft *übermächtigt* (übermannt) ihn. — An einigen Stellen iſt der Sinn des Originals verfehlt; S. 21. Die Quelle ſeiner *Unregelmaſsigkeiten* iſt bekannt. Aus dem Zuſammenhange erhellt, daſs von Vermögensumſtänden die Rede iſt. Im Original wahrſcheinlich *dérangement.* S. 69. Sie wiſſen von keiner *Einbildungskraft; imaginations* ſind auch die *Träume und Täuſchungen der Phantaſie*, von denen in dem folgenden die Rede iſt. S. 90. Sie ſteht auf, legt ſich wieder hin, fährt auf und ſinkt *belaſtet* (*accablée*) nieder. S. 95. ſind die unverſtändlichen, vielleicht von einem Druckfehler entſtellten Worte: Eine Arbeit, die ich der Trägheit zu liefern, und die *ſonach* (demnach) allgemein gefallen wird. — Der Ueberſ. erlaubt ſich, eine *impoſante* Miene, meine *Ridicülen* u. dgl. zu ſchreiben. Auf dieſem Wege werden unſre Ueberſetzungen bald wieder einen Ueberſetzer nöthig haben. — Die griechiſchen Namen ſind durchgängig franzöſirt: *Egle, Pherecides, Sapho, Egeiſches Meer*, und endlich gar der *Pene-Fluſs* ſtatt *Peneus*.

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmans: *Florilegium Plautinum*, ſeu praecipua loca et ſententiae, quae occurrunt in comoediis M. Accii Plauti. Collegit et edidit *Frider. Chriſt. Sickel*, Theol. et Philol. cultor. 1794. 53 S. kl. 8.

Der Titel zeigt hinreichend, was man in dieſer Sammlung zu erwarten habe. Der Herausg. zeichnete ſich beym Leſen des Plautus die in demſelben vorkommenden Sentenzen aus, und fand dann für gut, ſie nach der Ordnung der Comödien abdrucken zu laſſen. Er hofft dadurch für manchen eine angenehme und nützliche Arbeit unternommen zu haben. Beſſer wäre es wohl, jeder machte ſich ſein Florilegium ſelbſt; indeſſen wollen wir auch einer ſolchen Sammlung ihren Nutzen nicht ganz abſtreiten. Der Druck iſt ziemlich fehlerfrey, und fällt gut in die Augen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 5. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Cruſius: *Religionsunterricht für Kinder*, von M. *F. D. Fabrizius*. Zweyter Theil. Erſtes Bändchen. 1792. 326 S. Zweytes Bändchen. 1793. 542 S. 8. (1 Rthlr.)

Der *erſte Theil dieſes Religionsunterrichts*, der *die natürliche Religion* in ſich faſst, iſt in Nr. 16. des Jahres 1792 angezeigt worden. Der *gegenwärtige* enthält *die bibliſche Geſchichte*, die *des alten Teſtaments* im *erſten*, die *des neuen Teſtaments* im *zweyten Bändchen*. *Der dritte Theil* wird *die Lehren der chriſtlichen Religion* abbandeln. *Bibliſche Geſchichte* iſt allerdings für Kinder, die man etwas weiter führen will, als bey dem gewöhnlichen Schulunterricht es zu geſchehen pflegt, ſehr nützlich und gewiſſermaſsen nothwendig, weil ſie auf die Lehren Jeſu und der Apoſtel viel Licht wirft, und als ein Theil der Geſchichte des Menſchengeſchlechts zu vielen nützlichen Belehrungen Gelegenheit darreicht. Auch *die Geſchichte des alten Teſtaments* kann zu dieſem Endzweck benutzt werden. Rec. hält es auch für den natürlichſten Gang, bey dem Unterricht der Kinder, daſs man ſie zuerſt mit den Lehren der natürlichen Religion bekannt mache, ſie alsdenn auf das Entſtehen und den allmählichen Fortgang der geoffenbarten Religion führt, und endlich auf die Lehren der chriſtlichen Religion ſelbſt übergeht. Dabey iſt es im Allgemeinen ſehr zu billigen, daſs der Vf. den Grundſatz angenommen hat, manche Begebenheiten, beſonders diejenigen, bey welchen mehrere wahrſcheinliche Erklärungen ſtatt finden, nur kurz zu erzählen, um dem Lehrer mehrere Freyheit zu laſſen, manche, die für die Jugend nicht recht brauchbar ſind, ganz wegzulaſſen, andere hingegen, die das Ganze erläutern und für die Jugend lehrreich ſind, deſto weitläuftiger abzuhandeln. An vielen Orten hat der Vf. dieſes auch wirklich gethan, beſonders ſind alle der Jugend anſtöſsige Erzählungen, z. E. von Loths Blutſchande mit Recht übergangen worden. Das Wunderbare in den Begebenheiten ſucht er mehr zu mindern, als zu vermehren. So iſt die Geſchichte des Falles der erſten Menſchen ganz ſimpel erzählt, ohne des böſen Geiſtes, der Unterredungen mit der Schlange und mit Gott zu gedenken. Im 1. B. S. 39 ff. wird zwar geſagt, daſs Gott dem Abraham manches Zukünftige geoffenbaret habe, aber auch bemerkt, daſs man nicht beſtimmen könne, wie dieſes geſchehen ſey, und daſs es menſchliche Vorſtellungen wären, wenn geſagt werde, daſs er den Menſchen erſchienen ſey und mit ihnen geredet habe. Ueber manche Begebenheiten des A. T. hat er ſich ſehr vorſichtig ausgedrückt, und bey verſchiedenen erinnert, daſs man nicht wiſſen könne, wie die Sache eigentlich zugegangen ſey. Eben ſo hat ſich der Vf. über manche wunderbare Begebenheiten des N. T. über die Verſuchung Chriſti in der Wüſten, die körperlichen Beſitzungen und Verſuchungen des Satans, den Engel, der bey dem Teiche zu Bethesda das Waſſer bewegt hat, die Stimmen vom Himmel, die bey dem Tode Jeſu aus den Gräbern hervorgegangnen Todten u. ſ. w. ſehr freymüthig erklärt. Doch iſt der Vf. ſeinen Grundſätzen nicht immer getreu geblieben. Ueberhaupt iſt die Einrichtung im Ganzen nicht ſo, wie Rec. glaubt, daſs ſie bey einer bibliſchen Geſchichte für Kinder ſeyn müſſe. Zuerſt muſs die ganze Geſchichte pragmatiſch behandelt werden, ſo daſs die Kinder den Zuſammenhang der Begebenheiten im Ganzen, die nahen und entfernten Wirkungen überſehen lernen; man muſs ſie in die Lage eines jeden Zeitalters zu verſetzen ſuchen, die Sitten und Gebräuche deſſelben, den Fortſchritt der Religion und Sittlichkeit, oder den Verfall derſelben, und die dabey ſich offenbarende Vorſehung Gottes bemerklich machen. Die Religionslehren müſſen ihnen alsdann hiſtoriſch beygebracht werden, ſo wie ſie in den verſchiedenen Perioden auf eine unvollkommene Weiſe und dann in einer immer gröſsern Reife von den Menſchen ſind erkannt worden. Alle Begebenheiten und deren Verbindungen, Handlungen und Schickſale der Menſchen müſſen endlich auf der moraliſchen Seite vorgeſtellt und deswegen die Charaktere der Nationen, des Zeitalters und einzelner Perſonen genau entwickelt werden. Das alles hat Hr. *F.* aber zu ſehr aus der Acht gelaſſen, da doch *Heſs*, den er ſich zum Führer gewählt hat, ihm manchen Wink dazu würde gegeben haben. Er begnügt ſich damit, die einzelnen Begebenheiten chronologiſch zu erzählen, und es iſt nicht zu leugnen, daſs er dieſes in einem leichten, anſtändigen und flieſsenden Stil gethan habe, und daſs die in den Noten beygefügten Erläuterungen dieſe einzelnen Begebenheiten ſehr deutlich machen. Aber deſto weniger iſt auf das Ganze Rückſicht genommen und in den Geiſt der Geſchichte eingedrungen worden. Manche weggelaſſene Begebenheiten verdienten eben ſowohl eine Stelle in der Geſchichte, als andere, die oft umſtändlich erzählt worden ſind, z. E. in der Geſchichte *Davids*, der Vorfall mit dem *Nabal* 1. Sam. 25, welche die Roheit der damaligen Zeiten ſehr ſichtbar macht; beſonders die mit der *Bathſeba* und dem *Urias*, die ſo viele Gelegenheit zu lehrreichen Betrachtungen gibt, aber von dem Vf. ſcheint übergangen zu ſeyn, um die böſe Seite des Charakters Davids den Kindern zu verbergen. *Salomo's* merkwürdige und lehrreiche Geſchichte iſt auf zwey

Digitized by Google

Seiten abgefertiget, und vom *Tempelbau* kommt gar nichts vor. Da der Vf. die *drey Männer im Feuerofen* erſcheinen läſst, ſo konnte *Daniel in der Löwengrube* dieſes auch verlangen, oder die erſte Geſchichte konnte auch wegbleiben. Auf die *Religionslehren des A. T.* hat ſich Hr. *F.* gar nicht eingelaſſen, die *Reden Jeſu* ſind zwar paraphraſirt und nach richtigen exegetiſchen Grundſätzen erklärt, aber die Hauptlehren deſſelben, ſeine Abſichten und deren Ausführung nicht im Zuſammenhange vorgeſtellt. Von *Charakterſchilderungen* findet man wenige Spuren und *praktiſche Anmerkungen* werden auch zu ſelten gemacht. Unter andern hätten über *Joſephs Betragen* gegen Potiphars Weib und gegen die Aegyptier, über den *verſtellten Wahnſinn Davids bey dem Philiſterkönig Achis*, über die *Verſuchungsgeſchichte Chriſti* und über die *Verleugnung Petri* viele lehrreiche Betrachtungen angeſtellt werden können. Unterdeſſen kann man mit dem zufrieden ſeyn, was Hr. *F.* wirklich geleiſtet hat, und ſein Buch kann dieſer Mängel ungeachtet als ein nützliches und brauchbares Leſebuch für die Jugend betrachtet werden.

Leipzig, b. Jacobäer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia* auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres, in Sturmiſcher Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtſammlungen der vorzüglichſten deutſchen Kanzelredner. Erſter Jahrgang. 1794. gr. 8. 404 S. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. dieſer Entwürfe, welche die Verlagshandlung im Intell. Blatt der A. L. Z. d. v. J. Nr. 94. ankündigte, iſt ſeinem daſelbſt gethanen Verſprechen in dieſem erſten Jahrgange vollkommen nachgekommen. Er liefert ziemlich vollſtändige, und in ihrem Inhalte den gegenwärtigen Zeitbedürfniſſen anpaſſende Auszüge aus den Predigtſammlungen eines Zollikofer, Reinhard, Löffler, Roſenmüller, Morus, Marezoll, Koppe, Sintenis u. ſ. w. deren Werth das Publicum längſt anerkannt hat. Rec. glaubt daher ſehr gern, der Vf. werde durch dieſe angelegte Sammlung ſolcher Entwürfe, die nach ſeiner Vermuthung etwa zu 4 Jahrgängen anwachſen dürfte, ſeine doppelte Abſicht erreichen: Prediger, denen der Ankauf der Werke jener Männer zu ſchwer fällt, auf eine wohlfeilere Art mit ihrem Geiſte bekannt zu machen, und andern, die es bedürfen, ein gutes Hülfsmittel mehr an die Hand zu geben, beſſer, zweckmäſsiger, erbaulicher predigen zu lernen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Augsburg, b. Rollwagen u. Breue: *Neues Geſangbuch für die Evangeliſchen Gemeinen* der freyen Reichsſtadt Augsburg. 1794. 518 S. Gebete, vorzüglich für den öffentlichen Gottesdienſt. 64 S. 8.

Die Sammlung iſt mit vielem Fleiſs veranſtaltet und gehört unſtreitig zu den vorzüglichern neuen Liederſammlungen, und wenn Rec. gleich noch manche Unvollkommenheiten anzuzeigen für nöthig findet, ſo wird doch der Werth deſſelben an ſich dadurch nicht aufgehoben. Die Lieder ſind nach einer ſehr natürlichen Ordnung claſſificirt. Die erſte Abtheilung, welche der Hr. Diak. *Heckel* zu St. Jacob bearbeitet hat, enthält die theoretiſchen, die zweyte, welche Hr. D. *Krauſs* zu den Barfüſsern veranſtaltet hat, die praktiſchen Geſänge, und die dritte die Lieder für beſondere Zeiten und Umſtände. Dieſe Abtheilungen enthalten wieder eine Menge von beſondern Rubriken, ſo daſs man zu jeder Materie leicht ein paſſendes Lied finden kann. Doch möchten einige Abtheilungen nur in dem Ausdruck liegen, z. E. Verbindung mit Gott und Jeſu, welche von den andern Nebenclaſſen, Vergebung der Sünden, Weisheit, Rechtſchaffenheit, Ruhe u. ſ. w. nicht weſentlich verſchieden iſt. Wer denkt nicht dabey an das Capitel der alten Dogmatik: *de unione myſtica?* Auch die Materien von den Vortheilen der chriſtlichen Tugend und dem ſeligen Zuſtande gebeſſerter Chriſten ſind wohl im Grunde einerley. Die Auswahl der Lieder iſt auf eine zweckmäſsige Weiſe geſchehen, und man findet einen Reichthum von guten und zum Theil ſehr ſchönen Geſängen von aller Art. Doch vermiſste Rec. bey der groſsen Anzahl von 673 Liedern ſehr ungern einige in andern neuern Liederſammlungen befindliche Geſänge, die billig mit andern von geringerm Gehalt hätten vertauſcht werden ſollen, z. E. *Der Herr iſt Gott und keiner mehr, frohlockt ihm alle Frommen*, umſonſt, umſonſt verhüllſt du dich; von Paſſionsliedern: *Mein Erlöſer auch für mich;* von der Auferſtehung Jeſu: *Lobt den Höchſten, Jeſus lebet,* und von der Himmelfahrt: *Ueber aller Himmel Heere.* Dagegen ſind einige dem Rec. bisher unbekannte vortreffliche Geſänge aufgenommen worden, z. E. Nr. 108. *Zu dir erhebt ſich mein Gemüthe*, ſtatt des gewöhnlichen: *Heiland deine Menſchenliebe.* Ueber die Lehre von den Engeln ſind 6 Lieder faſt zu viel. In den Liedern von dem Verſöhnungstode Jeſu herrſcht der ſtrenge kirchliche Lehrbegriff, doch iſt derſelbe ſehr praktiſch gemacht, aber bey denen in allgemeiner Noth dreht ſich alles um die Idee von Strafgerichten Gottes, Zorn und Rache herum, z. E. Nr. 645. *Du Rächer*, Gott! wie ſchrecklich drohn uns deines *Zornes Flammen!* In der Abtheilung für beſondere Umſtände und Zeiten vermiſst man Lieder für die Lebensalter, Jünglinge, Alte, Geburtstagslieder u. dgl. welche andere neue Geſangbücher liefern. Von alten Geſängen findet man hier mehrere als in irgend einer andern Sammlung, welches wohl Localumſtände nöthig gemacht haben. Einige ſind durchaus und mehrentheils gut verändert, als: *Allein Gott in der Höh' ſey Ehr, O Welt ſieh hier dein Leben, Nun ruhen alle Wälder,* (hier: *Die Sonne ſenkt ſich nieder*). Andere gute kernhafte Lieder ſind nur wenig aber ſo glücklich geändert, daſs alles Anſtöſsige und alle Harten weggefallen, als: *Wer nur den lieben Gott läſst walten, Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut.* Hingegen haben manche noch ein ſehr obſoletes Anſehen behalten, und müſſen den in andern Geſangbüchern befindlichen weit nachſtehen, als: *Wie ſoll ich dich empfangen,* und: *Wir glauben all' an einen Gott.* Matte und niedrige Ausdrücke kommen ſelten vor, als Nr. 519. *Erſtaunlich reicher*

Digitized by Google

reicher Herr der Welt. Die Lieder ſind auch wohl etwas zu lang, viele von 12 bis 16 Verſen, bey welchen die chriſtliche Gemeine ſich leicht heiſer ſingen kann. Dagegen iſt das einem ſehr ſchädlichen Vorurtheil entgegenarbeitende Lied: *Du ſagſt, ich bin ein Chriſt*, auf 4 Verſe reducirt, wodurch mehr treffliche Gedanken verloren gegangen ſind. Das Gellertſche Lied: *Der Wolluſt Reiz zu widerſtreben* iſt in zwey Lieder getheilt und auf eine andere Melodie accommodirt worden. Dadurch hat es aber ziemlich ſeinen Geiſt verloren. Da Nr 510. die darauf paſſende Melodie vorkommt, hätte es billig unverändert ſollen beybehalten werden.

Die *Sammlung von Gebeten* muſs der Liederſammlung weit nachſtehen. Es fehlt ihnen zu ſehr an Geiſt und Salbung, und es herrſcht in ihnen der gewöhnliche Fehler, daſs die Gedanken zu ſehr ausgedehnt und durchwäſſert, und eine lange Reihe Bibelſtellen zuſammengeſetzt ſind, daſs oft da bloſser Lehrton ſtatt findet, wo Empfindungen ausgedrückt ſeyn ſollten, und Gott um etwas gebeten wird, was bloſs von uns abhängt, z. E. laſs uns das heil. Abendmal öfters halten, laſs uns daſſelbe nicht aus bloſser Gewohnheit etc. gebrauchen; als wenn das nur auf Gott ankäme, daſs wir dieſes thun. Das *Formular bey der Feyer des Abendmals* iſt übermäſsig lang, in einem trockenen, weitſchweifigen und kraftloſen Lehrton abgefaſst. Wie leicht würde es nicht geweſen ſeyn, aus den vorhandenen neuern liturgiſchen Sammlungen eine auserleſene Anzahl geiſtvoller Gebete und Formulare auszuwählen!

Das Geſangbuch iſt übrigens auch in kleiner Baſeler Schrift abgedruckt, welches gut in die Augen fällt, und den Gebrauch bequemer macht, ſo wie überhaupt das Buch durch gute Schrift und fein Papier ſich auszeichnet.

1) Augsburg, b. Rollwagen: *Sammlung auserleſener Beicht- und Communionandachten.* 1794. Beichtandachten 120 S. Communionandachten 136 S. 8.

2) Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch,* von M. *Johann Friedrich Heinrich Cramer,* Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden. 1794. 207 S. 8. (8 gr.)

Ob es uns gleich an guten Communionbüchern jetzt nicht mehr fehlt, ſo iſt es doch für die Beförderung reiner Religionsgeſinnungen ſehr heilſam, wenn mehrere Prediger, die in einem gewiſſen Kreis in einigem Anſehen ſtehen, dergleichen herausgeben, weil dies das einzige Mittel iſt, die Schmolkiſchen und andere ältere Communionbücher, (deren myſtiſches Gaukelſpiel die Köpfe gemeiner Chriſten verwirrt und der Moralität offenbar zum groſsen Nachtheil gereicht) nach und nach zu verdrängen. Die gegenwärtigen Communionbücher werden gewiſs viel dazu beytragen, wenn ſie gleich dem Ideal, welches ſich der Rec. von einem guten Communionbuche gemacht hat, nicht durchaus entſprechen. Der Vf. von Nr. 1) Hr. D. *Wilhelm* zu den Barfüſsern in Augsburg, hat gröſstentheils aus andern Erbauungsſchriften von *Zollikofer, Tobler, Sailer, Hermes, Roſenmüller, Niemeyer, Meiſter, Frank, Forſter* u. a. geſammelt, Hr. *C.* aber alles ſelbſt ausgearbeitet. Beide haben dieſs mit einander gemein, daſs Betrachtungen und Gebete mit einander abwechſeln und dem Leſer vernünftige Belehrung über Beichte und Abendmal ertheilt wird. Doch hat darin Nr. 2. einen Vorzug, weil hier weniger gebetet und mehr Unterricht von dem Urſprunge und der Abſicht der Beichte, von der Abſolution des Predigers, von dem Beichtformular u. dgl. ertheilt wird als in Nr. 1. Die Anleitung zur Selbſtprüfung iſt in jenem auch weit vollſtändiger, und geht mehr auf die mannichfaltigen Pflichten, Geſinnungen und verſchiedenen Verhältniſſe des Menſchen, obgleich auch hier zu wenig auf die Reinheit der Geſinnungen im Gegenſatz von Eigennutz und Heucheley Rückſicht genommen iſt. Die Selbſtprüfung bey dem heil. Abendmal iſt mit Recht von der allgemeinen Selbſtprüfung unterſchieden worden. In beiden ſind auch beſondere Betrachtungen für Kinder, die das erſtemal zum heil. Abendmal gehen, befindlich. Dagegen iſt beſonders in Nr. 1. ein gewöhnlicher Fehler, daſs die Betrachtungen und Gebete zu einförmig ſind und auf die Verſchiedenheit der Geſinnungen eines frommen Chriſten und eines Laſterhaften, der zum Nachdenken gekommen, nicht genug Rückſicht genommen iſt. Die Gebete ſind auch hier zu ſehr gehäuft, zuerſt ein Morgengebet am Beichttag, dann ehe man ſein Haus verläſst, um zur Beichtandacht zu gehen, Gebete in der Kirche vor der Beichthandlung, ein anderes, ehe man die Beichthandlung begeht, Gebet um wahre Andacht und andere Unterhandlungen während der Beichthandlung etc. ſo auch bey der Communion, beſonders die gewöhnlichen Seufzer beym Hinnahen zum Tiſch des Herrn, beym Empfange des geſegneten Brodes und des geſegneten Kelches etc. Rec. zweifelt, ob es gut ſey, den Communicanten mit ſo vielen Gebeten zu überladen, und ob es nicht beſſer ſey, daſs er auch für ſich nachdenken lerne und während der Communion das Communionlied mitſinge. Sonſt wird die ganze Handlung gar zu maſchinenmäſsig werden. Ueberhaupt hätte Rec. auch gewünſcht, daſs eine kurze Anweiſung gegeben wäre, wie man Communionbücher zweckmäſsig gebrauchen ſolle, ſo wie einige Beichtformulare ſehr nützlich ſeyn würden. Uebrigens ſind die Betrachtungen und Gebete in Nr. 1. ſehr geiſtvoll und drücken ſtarke Empfindungen aus, ohne jedoch der Gemeinverſtändlichkeit zu ſchaden, die in Nr. 2. ſind planer, aber auch weniger geſchickt, lebhafte Gefühle zu erregen. In Abſicht auf den Lehrbegriff ſtimmt zwar Rec. mit beiden Vff. nicht immer überein, es würde aber unnöthig ſeyn, darüber zu ſtreiten. Ein jeder folgt ſeiner Ueberzeugung. Doch glaubt er bemerken zu müſſen, daſs es ſehr gefährlich ſey, die Vorſtellungsart des alten Teſtaments, daſs *Gott alle unſere Sünde in die Tiefe des Meeres werfe, daſs ihrer ewig nicht mehr gedacht werde,* zu gebrauchen, ſo wie es Nr. 1. S. 97. geſchehen iſt, weil es nur ſichere Sünder macht, und ein jeder Wüſtling ſich in Abſicht auf ſein laſterhaftes Leben dabey beruhigen und immer darauf losſündigen kann.

Digitized by Google

kann. Der Ausſpruch Pauli: *ein jeglicher wird empfahen, nachdem er gehandelt hat in ſeinem ganzen Leben,* wird gewiſs ſicherer zur Beſſerung führen.

1) Stuttgart, b. Helfferich d. jüng.: *Liederverſe zu dem Hannöveriſchen Katechismus*, aus dem neuen Wirtembergiſchen Geſangbuche. Ohne Jahrszahl. 23 S. 8.

2) Giessen, b. Heyer: *Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des Neuen Hannoveriſchen Katechismus*, von einem Freunde des chriſtlich-vernünftigen Jugendunterrichts. 1793. 32 S. 8.

Nr. 1. iſt, wie man ſieht, zum Nutzen der Wirtembergiſchen Lande verfertigt. Weil der Hannöveriſche Katechismus in denſelben eingeführt worden, und die darin befindlichen Liederverſe nicht alle im neuen Wirtembergiſchen Geſangbuche ſtehen, hat man dafür andere geſetzt, die in dem letztern zu finden ſind. Dieſe Harmonie kann allerdings ihren guten Nutzen haben.

Nr. 2. iſt eine gründliche und wohlgemeynte Rüge der mannichfaltigen Fehler und Unvollkommenheiten des neuen hannoveriſchen Katechismus, wovon Rec. wünſcht, daſs alle diejenigen ſie wohl beherzigen mögen, welche denſelben ohne alle Verbeſſerung gebrauchen und wohl gar als Landeskatechismus einführen wollen. Es iſt keine einzige Bemerkung, welcher er nicht mit voller Ueberzeugung beyträte.

Ulm, b. Wohler: *Leichen- und Abdankungsreden zur Beyhülfe für Landſchulmeiſter*, herausgegeben von *C. F. Moſer*, Pfarrer zu Wippingen und Lautern im Wirtembergiſchen. *Zweyter Theil.* 1794. 538 S. 8. (16 gr.)

Wo es eingeführt und nicht abzuändern iſt, daſs die Landſchulmeiſter bey gewiſſen Gelegenheiten als Leichen- und Hochzeitredner auftreten müſſen, da kann eine Sammlung Reden, wie dieſe, manchen guten Dienſte leiſten. Auch bey ſogenannten *Leſeleichen* iſt ſie zu empfehlen. Es iſt auf alle mögliche Fälle darin vorgearbeitet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Rouen: Memoire ſur la culture des Pommiers dans toute l'etendue de la republique françaiſe.* l'an trois. d. l. R. (1795) 53 S. 8. — Dieſe kleine Schrift, deren Vf. ſich unter der Vorrede *Renaud* nennt, enthält nicht unwichtige Beyträge zur Pomologie Frankreichs. Bekanntlich bauen mehrere Provinzen dieſes Reichs, vorzüglich die nördlichen, deren Klima dem Weinbau nicht günſtig iſt, eine groſse Menge verſchiedener Obſtarten, beſonders Aepfel und Birnen, wovon ein beträchtlicher Theil nach Norden ausgeführt wird, der Ueberreſt aber im Lande ſelbſt, theils verſpeiſet, theils zu Cider verbrauet wird. In den erſten drey Abſchnitten handelt der Vf. vom Anbau der Aepfelbäume, den er bey dieſer Gelegenheit mehreren Departementern empfiehlt: er zeigt einige Verbeſſerungen an, die er den Einwohnern der Normandie aus eigner Erfahrung mittheilt, weil beſonders in dieſer Provinz, mehrere Oerter faſt ausſchlieſsend vom Obſtbau leben. Er beſchreibt alsdann die in der Normandie vorzüglich cultivirten Aepfelbäume nach den äuſsern Kennzeichen deutlich, macht einige Bemerkungen über ihren geſchwindern oder ſchnellern Wuchs, und zeichnet einige Arten namentlich aus, die ſich des reichhaltigen Ertrags wegen zum Anbau mehr als die übrigen empfehlen. Wiewohl der Vf. aus eigner Erfahrung zu ſprechen ſcheint, ſo dürfte doch in Deutſchland aus dieſem Theile der vorliegenden Schrift wenig neues zu ſchöpfen ſeyn, da in des ſel. *Hennens Anleitung, wie man eine Baumſchule im Groſsen anlegen* müſſe, dieſer Theil ſehr vollſtändig abgehandelt iſt. Der vierte und bey weitem wichtigſte Abſchnitt, enthält ein genaues Verzeichniſs, der zur Verfertigung des Ciders dienlichſten Aepfelarten. Der Vf. theilt dieſe Aepfel in drey Claſſen. Die erſte begreift diejenigen, die am Baume ſelbſt reif werden, ſich nicht lange halten, und daher, ſobald ſie gepflückt worden, zu Cider verbrauet werden müſſen; die Anzahl dieſer Aepfelarten wird hier auf 14 verſchiedene angegeben; die ſonderbaren Provinzialnamen, machen einen groſsen Theil derſelben auſser der Normandie unkenntlich. In der zweyten Claſſe ſpricht er von den *halbweichen* Aepfeln, die hier *demi-tendres* genannt werden, und die er unter 15 verſchiedne Namen aufführt; er verſteht hierunter diejenigen Aepfel, die man zu Anfang des Novembers zu Cider verbrauen muſs. Die dritte Claſſe endlich begreift die harten Aepfel *Pommes dures*, die langſam nachreifen, und die man daher vom December an, bis zum Märx zu Cider verwenden kann. Er nennt hier 12 beſondere Arten. Die Anweiſung, die der Vf. am Ende mittheilt, durch die Vermiſchung verſchiedener Aepfelarten einen beſſern Cider als gewöhnlich zu erhalten, verdienet unſtreitig Aufmerkſamkeit.

Geschichte. *Dresden*, in der Waltheriſchen Hofbuchh.: *Feldzug des Herzogs von Rohan, im Veltlin, im Jahr 1635. Nebſt einigen vorläufigen Betrachtungen über den Gebirgskrieg.* 1789. 6 Bog. gr. 8. — Zufolge des Vorberichts eine Ueberſetzung aus einem, wie verſichert wird, nach Originalbriefen und handſchriftlichen Aufſätzen des Herzogs von Rohan zuſammengetragenen Werk, das in einer noch ungedruckten Geſchichte der Kriege Frankreichs unter Ludwig XIII, XIV, XV, befindlich iſt, mit dem ſich ein berühmter, aber ungenannter General ſeit länger als 20 Jahren beſchäftigen ſoll. So viel wir merken, ſind dieſe Bogen nicht viel mehr, als eine Ueberſetzung des zweyten Buches der *Mémoires et Lettres de Henri Duc de Rohan ſur la Guerre de la Velteline, publiés pour la premiere fois et accompagnés de Notes géographiques, hiſtoriques et généalogiques: par M. le Baron de Zurlauben* (à Paris 1758. 3 Tomes in 8.). Sey es indeſſen damit, wie ihm will! die Schrift iſt immer lehrreich, beſonders für den Krieger. Die vorgeſetzte Abhandlung über den Gebirgskrieg mag wohl von dem ungenannten General herrühren: ſie enthält aber, nach dem Urtheil eines Kenners, dem Rec., welcher der Kriegskunſt unkundig iſt, ſie vorlegte, gröſstentheils nur oberflächliche Bemerkungen. Was läſst ſich auch über eine ſo wichtige Materie auf 10 Seiten Gründliches ſagen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Marburg, b. Bayrhoffer: *Das Heſſiſche Mineralien-Cabinet bey der Fürſtl. Heſſiſchen Univerſität Marburg* beſchrieben — von *J. S. Waldin*, Prof. der Mathem. u. Phyſik. 1. St. 1791. 2. St. 1792. 3. St. 1792. 8.

Für einen Lehrer der Phyſik, für einen Aufſeher einer geognoſtiſchen Sammlung auf der Univerſität Marburg iſt vorliegende Schrift, welche Heftweiſe geliefert wird, eine auffallende Erſcheinung. Jeder Schriftſteller ſollte doch ſo viel Achtung für das Publicum haben, daſs er ſich mit den Fortſchritten ſeiner Wiſſenſchaft bekannt machte, um zu beurtheilen, ob er etwas neues (ſey es Beobachtung oder Hypotheſe) liefern, ob er es in der Reinheit der Sprache ausdrücken könne, welche wenigſtens von einem akademiſchen Lehrer zu fodern iſt. Rec. würde ſich dieſer Rüge gern überheben, wenn nicht der elenden mineralogiſchen und bergmänniſchen Schriften jetzt ſo viele erſchienen, wenn nicht durch dieſelben bey angehenden Bergleuten, (welche bequemer Bücher leſen, als Gruben befahren,) irrige Begriffe über die Gebirgskunde ſo ſchnell und unaufhaltſam verbreitet würden. — Hn. W's. Idee, der Marburger Akademie eine vaterländiſche geognoſtiſche Suitenſammlung zu verſchaffen, iſt überaus glücklich, und er hat ſich dadurch ein ausgezeichnetes Verdienſt um die heſſiſche Gebirgskunde erworben. Möchte er doch der Verſuchung, als mineralogiſcher Schriftſteller aufzutreten, noch widerſtanden haben! Der reg. Landgraf, Wilhelm IX, hat durch ſeine Oberrentkammer zu Caſſel allen Vorſtehern heſſiſcher Bergwerke und Salinen Befehl ertheilt, die Foſſilien ihrer Gegend an Hn. W. einzuſenden. Noch nützlicher wäre es, da die Gebirgsarten in ähnlichen Fällen oft unter ſo corrumpirten Benennungen (Horn, Wakke, taubes Liegende, Feuerſtein) einlaufen, und jede geognoſtiſche Beſtimmung nach einzelnen, von den Geburtsörtern entfernten Stücken höchſt *unſicher* iſt, wenn junge, mit geognoſtiſchen Kenntniſſen ausgerüſtete Männer Fuſsreiſen anſtellten, und die Foſſilien ſelbſt einſammelten. — 1. *St.* Der Vf. handelt in dieſem Theile S. 15 — 32. von den Flözgebirgen und ihrem Urſprunge im Allgemeinen, von S. 32 — 92. von den heſſiſchen Flözgebirgen. Die allgemeine Theorie der Flözgebirge, welche Hr. W. nicht Hypotheſe genannt wiſſen will, iſt die unendlich oft vorgetragene von *Auflöſungen* und *Niederſchlagen*. Siehe Lehmann, Ferber, Charpantier, Werner, Gerhard, Voigt etc. Nach Hn. W. ſind keine groſsen Waſſerbedeckungen nöthig, denn die *Flüſſe* führen den Stoff der Flözgebirge ins Meer, auf deſſen Boden nach den ſpecifiſchen Gewichten der Theile die Niederſchlage erfolgen. Aber ſind die Beſtandtheile vieler Flözſchichten nicht ſichtbar aus *chemiſchen* Auflöſungen präcipitirt worden? Der Vf. dachte wohl nur an Sandſtein und Grauwakke. Auch die Eiſenſteinflöze (S. 78.) *ſollen* wie der Sandſtein entſtanden, und ihre Urſtoffe von dem Fluſswaſſer ins Meer getragen worden ſeyn. Wer das faſrige Gewebe des Glaskopfes aus den Flözgebirgen des Weſterwaldes aufmerkſam betrachtet, dem iſt eine ſolche mechaniſche Auflöſung des Eiſens wohl nicht wahrſcheinlich. Bey unſerer Unbekanntſchaft mit den plaſtiſchen Kräften der Natur ſollten wir doch behutſamer mit den Erklärungen von der Entſtehungsart der Foſſilien ſeyn. Auch Hr. W. iſt von dieſer Erklärungsſucht angeſteckt. Er definirt 1) die *Steinkohle*, welche theils eine vom Bergöl des Meerwaſſers durchdrungene Erde, theils (nicht etwa nach der Hypotheſe der Vulkaniſten, durch Lava verkohltes Holz, ſondern) wirkliche Lava iſt. Denn die Vulkane werfen S. 40. Harz, Schwefel, Salze, Kieſe (?) Eiſentheile und Erde aus, der Auswurf iſt geſchichtet, erhärtet mit der Zeit, und wird in Steinkohlen verwandelt!! 2) *Das Erdbeben*, welches theils von feuerſpeyenden Bergen, theils von Steinkohlendämpfen, die ſich in Hölen ſammeln, herrührt. Rec. läugnet gar nicht, daſs Vulkane und Steinkohlenbrände manches Erdbeben erregen mögen (ſ. darüber die Schriften der Herren DeLuc, Beroldingen und Werner,) aber lächeln muſs er doch über die apodiktiſche Behauptung: „hieraus folgt, daſs „in Ländern, die keine Steinkohlen in der Erde haben, „und von Vulkanen entfernt genug ſind, keine Erdbe„ben geſpürt werden *können*.“ Auch mit den Hohlen bey den Steinkohlenflözen, deren Dach nur Schieferthon, Sandſtein, Grünſtein und wenig mächtiger dichter Kalkſtein zu ſeyn pflegt, hat es ſeine Schwierigkeit. Dazu gibt es Erdbeben, die nur die obere Erdfläche erſchüttern, und in mäſsiger Tiefe nicht geſpürt werden; 3) gar *alles Feuer*. S. 65. heiſst es ausdrücklich und ächt ariſtoteliſch: „Wir wiſſen zur Zeit noch keine an„dere Urſache des Urſprungs des Feuers, als die innere „Bewegung in den Körpern, die ſich entzünden.“ Noch unerwarteter iſt die Unbekanntſchaft des Vf. mit der neueren Chemie, wenn er S. 19. von der Waſſerverminderung handelt, und die Fragen auflöſt: ob Waſſer vernichtet, zerſtreut, oder in Erde verwandelt werden könne. Von der Zerſetzung oder Auflöſung des Waſſers in zwey Gasarten wird gar nichts gehandelt, wohl aber der Pythagoräiſchen Verwandlung der Elemente in einander erwähnt. Und doch iſt gerade die Waſſerzerſetzung ein für die Geognoſie ſo überaus aufklären-

Digitized by Google

des Phänomen. — Die ſpecielle Beſchreibung der heſſiſchen Gebirge enthält Nachrichten vom Meiſsner, vom Habichtswalde und den Eiſenflözen bey Hohenkirchen und Homberg. Die Schichtungen ſind meiſt aus Cancrins Werken genommen, und die Benennung der Foſſilien nicht wie man ſie von einem Aufſeher eines mineralogiſchen Kabinets erwarten ſollte: „das Dachgeſtein am Meiſsner iſt nicht Baſalt, ſondern eine Art „Horngeſtein" „Lava vom Hohengraſe, die eingeſprengten fremden Theile werden für Kalkſpath gehalten." — „Blanker Eiſenſtein von Hohenkirchen. Den Beweis, daſs das „reine gediegene Eiſen zwar nichts „mercurialiſches und arſenikaliſches, wohl aber Schwefel enthalte," übergehen wir. 2. *St.* Syſtem der natürlichen Urſachen der Revolutionen, welche auf der Erde vorgegangen ſind. Von Geſtalt der Erde. Von den Bergen, die „entweder Urgebirge oder entſtandene" heiſsen. Urgebirge von Granit, Gneiſs etc. ſollen kein Erz enthalten. Ganggebirge ſind frey von Verſteinerungen, und hindern die Vegetation! Erze können in den Flözgebirgen darum ſeltner, als in den Ganggebirgen, *gediegen* gefunden werden, weil das Meerwaſſer alles auflöſt. Von den brennenden und erloſchenen Vulkanen. 3. *St.* Fortſetzung des vorigen. Vom groſsen platoniſchen Jahre und dem Verrücken der Erdaxe. Der Vf. ſcheint die Regelmäſsigkeit der abnehmenden Schiefe der Ekliptik zu läugnen. Auf das Phänomen vergrabener Südproducte in der nördlichen Hemiſphäre läſst ſie ſich nicht anwenden. Der ganze Cyklus iſt nach Hn. la Place nur 1° 21', und näher kommen uns die Tropen nie. — In der ſpeciellen Landesbeſchreibung folgt hier die Herrſchaft Schmalkalden. Allgemeine bergmänniſche Nachrichten darüber vom Hn. Amtmann Kröſchel, neu und ſehr reichhaltig, das beſte im ganzen Mineralienkabinet. Auſser dem hohen Gebirgsrücken von Porphyr am Inſelsberge (3172 Fuſs über dem Meere) am groſsen Hermannsberge, am Rupberge, gibt es noch eine Kette von Syenitbergen am mittlern Höhnberge, Vom Stahlberg, Mommel und Kuhberge, Berichtigungen der flüchtigen Cancriniſchen Compilationen. Die 14 Stahlfeuer in der Herrſchaft Schmalkalden liefern 4000 Centner Stahl. Wenn Hr. Kröſchel aber ſagt, daſs das Hangende des Stahlberger Ganges (?) Glimmerſchiefer, das Liegende eiſenſchüſſiger Kalkſtein ſey, ſo bleibt dem Rec. hier einiger Zweifel übrig. Auch der Kobelt am Porphyrſchiefer verdient genauere Unterſuchung. — Von den Gruben bey Biber und Riegelsdorf. Beſchluſs.

Berlin, in der akad. Kunſt- und Buchh.: *Ueber die Umwandlung einer Erd- und Steinart in die andere,* eine Abhandlung, welche von der K. Preuſs. Akademie den Preis für das Jahr 1791 erhalten hat, von *J. F. Widemann.* 1792. 268 S.

Der Preis über die Umwandlung der einfachen Erdarten in einander wurde von der kön. Akad. der Wiſſenſchaften in Berlin im J. 1788 ausgeſetzt. Da die, vor uns liegende, ſchon damals eingeſandte Abhandlung nur darum der Societät nicht Genüge leiſtete, weil ſie nicht durch neue und eigene chemiſche Verſuche unterſtützt war, ſo veranlaſste dies den Vf. im J. 1791 dieſe Experimente nachzuholen, und der Akademie einen Nachtrag (S. 234.) zu ſeiner älteren Arbeit zu überreichen. Nun wurde Hn. W. der volle Preis von 100 Ducaten zuerkannt, und ſeine Abhandlung ſammt den Zuſätzen von der Akad. herausgegeben. — Wenn ein Schriftſteller ſich durch ſpätere, wohlgerathene Arbeiten die ausgezeichnete Achtung des Publicums erworben hat; ſo iſt es unedel, die früheren Producte ſeines Geiſtes mit eben der Strenge, als jene, zu behandeln. Dieſem Geſetze der Kritik wird Rec. auch hier gehorchen, und über die Beleſenheit und den ſammelnden Fleiſs des Vf., welcher überall rühmlichſt aus dieſer Preisſchrift hervorblickt, die jugendlichen Nachläſsigkeiten des Stils und den Mangel feinerer, vervielfältigter chemiſcher Verſuche gern vergeſſen. In einer Zeit, wo Liebe zum Wunderbaren die Umwandlungstheorieen ſo beliebt gemacht hat, wird Hn. W's Arbeit gewiſs mit vielem Nutzen geleſen werden. Sie zerfällt, ihrer Natur nach, in 3 Abſchnitte. I. Beweiſe, daſs wir nur 5 (jetzt 8 bis 9) einfache Erdarten in der Natur anzunehmen befugt ſind. Der Vf. erzählt hiſtoriſch die Entdeckung der Erdarten, und ſchaltet eigene, zum Theil recht ſcharfſinnige Bemerkungen ein. Was S. 5. u. 193. von den Ideen der Griechen und Römer angeführt iſt, wünſchten wir entweder ganz übergangen, oder (da es ein ſo intereſſanter Theil der Philologie iſt) gründlicher bearbeitet. Reichhaltiger iſt die Periode von der Elementarerde der Alchemiſten bis zu den glücklichen Zeiten von Pott, Marggraf und Cramer. Sehr richtig ſagt der Vf. „die „Foſſilien gehen in einander über, indem einer ihrer „Beſtandtheile quantitativ zu- und ein anderer abnimmt, „ſie verwandeln ſich aber ſo wenig als Menſch und „Urang-Utang in einander." Woltersdorf legte den Unterſchied der einfachen Erdarten zuerſt einem oryktognoſtiſchen Syſteme zum Grunde. Entdeckungen von Pott, Juſti, Vogel, Bomare, Baumer, Gerhard, Brünnich, Marggraf und Cronſtedt. Chemiſche Prüfung der Cronſtedtſchen Grundſätze der Claſſification. Werners Reform der Oryktognoſie und ſtrenge Anwendung der Chemie auf mineralogiſche Eintheilungen. Werners ſcharfſinnige Ideen von chemiſcher, oryktognoſtiſcher und geognoſtiſcher Verwandtſchaft, von vorwaltenden und charakteriſirenden Beſtandtheilen. Der letztere Unterſchied gründet ſich auf die *Umhüllung* der Elemente, eine Materie, von deren chemiſcher Beleuchtung Rec. noch viel erwartet. Gmelins Mineralogie. Bergmann. Daſs dieſer groſse Mann die Ideen zu ſeiner (bald vergeſſenen!) Sciagraphie aus Hn. Werners Schriften entlehnt habe, wie der Vf. zu glauben ſcheint, wagen wir zu bezweifeln. Iſt es nicht wahrſcheinlicher, daſs er aus ſich ſelbſt ſchöpfte! Kirwans Mineralogie finden wir auch hier wieder mit einer Bitterkeit getadelt, die Hr. W. jetzt vielleicht ſelbſt miſsbilligt. Die ungleichartige Aufnahme, welche Kirwan vor 6 Jahren in unſerem Vaterlande fand, könnte allein den Zuſtand unſerer mineralogiſchen Literatur charakteriſiren! S. 72. folgen die Kennzeichen der älteren 5 Erdarten

Digitized by Google

arten. II. Unterſuchung, ob die Natur die einfachen Erdarten in einander verwandle? Der Vf. geht dieſe Frage wieder nach den einzelnen Erden durch. In einer chemiſchen Schrift aus dieſem Jahrzehend wünſchten wir die Stelle weg, „die Hypotheſe, daſs *die Luft* „aus Waſſer entſtehe, hat in neueren Zeiten *viel Schein* „bekommen." Deſto ſchätzbarer iſt die Unterſuchung über Entſtehung des Feuerſteins und die Umwandlung der Kreide in dieſes Foſſil, S. 102. — III. Iſt die Kunſt vermögend, die Erdarten in einander umzuwandeln? Hier wurden am meiſten die eigenen chemiſchen Verſuche (zur Widerlegung zweyer berühmten und verdienſtvollen Chemiſten Mönch und Achard) vermiſst. Im Nachtrag ſind dieſelben nachgeholt. Sie beziehen ſich meiſt nur auf die Bereitung *reiner* Kieſel-, Talk- oder Thonerde. Kennzeichen der Diamantſpath- und Zirkon-Erde, womit Hr. Profeſſor Klaproth in Berlin, die Chemie bereichert hat. Jetzt dürfen wir noch die Strontian- und Auſtral-Erde hinzufügen. Widerlegende Verſuche gegen die Metallkönige von Tondi und Ruprecht. — Das Reſultat dieſer gelehrten und ſchätzbaren Abhandlung iſt demnach, daſs wir bisher noch keinen chemiſchen Grund haben, die Umwandlung der (8 oder 9) einfachen Erdarten in einander anzunehmen. Rec. erinnert hiebey, daſs der Begriff eines Elements relativ iſt, daſs was heute Element iſt, morgen es nicht mehr bleibt, und daſs die Erden allerdings Metalle ſeyn *können*, welche mit Sauerſtoff ſo überladen, d. h. ſo oxydirt ſind, daſs wir ſie nicht zu reduciren oder den Sauerſtoff ihnen zu entziehen vermögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig u. Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Literariſches Pantheon. Erſter Band.* Januar. Februar. März. *Zweyter Band.* April. May. Junius. *Dritter Band.* Julius. Auguſt. September. (Jeder Band von 288 S. 8.

Der Plan dieſes Journals iſt auf dem Umſchlage jedes Heftes angegeben. Es ſoll flüchtige Poeſieen, Erzählungen, kleine Romane und andre Aufſätze für die Unterhaltung der Leſer; Abhandlungen über den Geiſt merkwürdiger Männer aus dem mittlern Zeitalter; Aufſätze über intereſſante Gegenſtände der ältern und neuern Geſchichte, der Theologie, Philoſophie u. ſ. w. enthalten. Man ſieht wohl, daſs in dieſes Fachwerk ſehr vieles paſst, und daſs dieſer Plan ſo gut als gar keiner ſey. Dieſe Eigenſchaft oder dieſen Fehler hat es mit den meiſten deutſchen Journalen gemein, ſo wie auch die, daſs es ſich im Ganzen genommen nicht über die Mittelmäſsigkeit erhebt, einige gute, viele unbedeutende und auch nicht einen vortreflichen Aufſatz enthält. Die *kleinen Gedichte* von Hn. von Rohr, Frau von Klenke, der Karſchin u. a. ſind ſämmtlich kaum des Leſens werth; ein gröſseres, *Pipian oder der Naſenring des Behemoth* (unvollendet) in der Manier des Wielandiſchen Wintermährchen, iſt ohne Geiſt und Witz; nicht einmal ſprachrichtig, und ſchlecht verſificirt; z. B.

Er ſchmälte, fluchte, kiff und ſchalt — —
den Magdeburgiſchen Damen gleich,
die an dem Markt in lumpichten Reihen
ſich der verfeilſchten Käſ' erfreuen,
und in dem Augenblick um eines Pfennigs Werth
den Schlund mit fetten Schmähungen füllen u. ſ. w.

Scenen aus Charlotte Corday, einem republicaniſchen (?) Trauerſpiel von F. von M. Einigen dieſer Scenen fehlt es nicht an Geiſt und Beredſamkeit. Die Verſe ſind ſchlecht; auch iſt die tragiſche Sprache oft verfehlt; z. B.

Kennſt du den Geiſt des Volks? es iſt
ein tauſendköpfiges Geſpenſt, das wüthend
ſich ſelbſt bekriegt, ſich ſelbſt verwüſtet, wenn
es anderswo mit fremdem Blut
nicht ſeinen Tygerhals beſänftigt.

Schwerlich dürfte je aus dieſen Scenen ein Trauerſpiel werden. I. Band. S. 26. *Aeltere Geſchichte der ehemaligen biſchöflichen Reſidenzſtadt Lebus.* Ein nützlicher Beytrag für die Stadtegeſchichte; aber in einem für unterhaltende Lectüre beſtimmten Journal ganz und gar nicht an ſeinem Platze. S. 45. *Ueber Malerey.* Einige Züge und Anekdoten aus der Geſchichte der Malerey zur Zeit ihrer Wiederherſtellung. Bekannte Dinge. S. 59. *Fragmente aus dem dritten Theile der ſchwarzen Brüder.* Der Vf. wünſcht zu erfahren, ob das Publicum, welches die beiden erſten Theile dieſes Buchs mit Beyfall aufgenommen habe, ſeiner Manier noch günſtig ſey. Rec. gehört nicht zu den Leſern und Bewunderern der *ſchwarzen Brüder.* Was hier mitgetheilt wird, iſt weder dem Inhalte noch der Form nach vorzüglich. S. 118. *Alchwins* (Alcuins) *Biographie.* Die bekannten Dinge von dem Leben dieſes im Mittelalter berühmten Mannes nebſt einigen Stellen aus ſeinen Schriften. Alcuins Berufung ſoll eine von Carl des Groſsen ſchönſten Thaten geweſen ſeyn! S. 135. *Das heimliche Vehm- oder Blutgericht.* S. 219. *Der Geiſt des Zeitalters beugt ſich weder vor Geſetzen, noch vor Armeen,* von *Zſchokke.* Um der Einheit des Syſtems willen werden hier Dinge als Urſache und Wirkung zuſammengenommen, die ſchwerlich einen Zuſammenhang haben dürften, Philalethen, Illuminaten, Univerſitätsorden, Ankerſtröms Complott. Der Vf. ſtellt den Satz auf: die Revolutionen des XVIIIten Jahrhunderts, inſofern ſie durch den Geiſt des Zeitalters erzeugt wurden, flieſsen von der Kirchenreformation des XVIten Jahrhunderts her; allerdings, ſo wie die Reformation von Chriſto herrührt. Man muſs zweifeln, ob der Vf. einen deutlichen Begriff von der *Aufklärung* habe, wenn man S. 242. lieſt: „Dem gemeinen Mann, oder beſſer dem Laien kann man die *abſtracten Grundſätze der Weltweisheit* und andrer erhaltnen Wiſſenſchaften — — nie in vollkommner Deutlichkeit und behältlich mittheilen. Er bleibt immer nur an dem Oberflächlichen kleben, und iſt ſchon ſtolz genug, wenn er dieſs kann. Man wird ihn nie zum *gründlichen Gelehrten* umſchmelzen können, *um ihn mit Recht in die Zahl der Aufgeklärten einzuweihen.* S. 250. *Kleine Beyträge zur Geſchichte der*

Digitized by Google

der Kunſt und des Luxus im mittlern Zeitalter. S. 271. *Wunſch für die Geſchichte der neuſten Literatur,* vom Regierungsrath *Schmid.* Er wünſcht, ein Gelehrter, etwa Hr. *Eſchke,* möchte aus dem zweyten Abſchnitte der Meſscatalogen und aus den Zeitſchriften, welche Avertiſſements aufnehmen, diejenigen Werke auszeichnen, welche angekündigt, aber nicht herausgegeben worden ſind. Hr. *Eſchke* hat dieſes unternommen, und fodert im II. Bande 76. S. die Buchhändler auf, ihm ſein Mſcpt abzukaufen. Er verſpricht in ſeiner Kraftſprache: vor verdienſtvollen Gelehrten, wenn er ihre unerfüllten Verſprechungen *ſecire,* weder zu kriechen, noch ſie mit einem devoten Bückling zu ſalutiren; *elenden Wichten aber will er das Meſſer bis aufs Fleiſch bohren.* S. 276. *Briefe vom Rhein,* welche durch alle Stücke laufen, und ſehr wenig erhebliches enthalten. — *Zweyter Band.* S. 31. *Ueber einige Prophezeyhungen, die franzöſiſche Revolution, England, die Theilung von Polen u. ſ. w. betreffend.* Von geringem Werthe. Der Vf. holt mit einer ſpielenden, gedehnten Allegorie ſehr weit aus. S. 50. *Ueber den Apoſtroph.* Gegen den Misbrauch deſſelben. Unerheblich. S. 52. *Literariſcher Sansculottismus,* eigentlich *Charlatanismus,* der immer in Geſellſchaft der Gewinnſucht, Eitelkeit und Unverſchämtheit geht. Leider könnten die hier angeführten *luculenten* Beyſpiele noch gar ſehr vermehrt werden. S. 82. *Kunſtſachen.* Ueber den ſchlummernden Ziethen, von Schubert. S. 97. *Cola di Rienzo und ſeine Revolution in Rom.* Ohne hiſtoriſchen Geiſt. Die thörichten Handlungen des ſchwindelnden Cola werden mit einer Schonung und Nachſicht beurtheilt, die in dem bürgerlichen Leben vortreflich, in der Geſchichte höchſt tadelhaft iſt. Es iſt ſelbſt aus der Darſtellung dieſes Vf. unverkennbar, daſs Rienzo's Hochmuth durch den glücklichen Fortgang ſeiner Unternehmungen wuchs. Er fing an, nach den Auszeichnungen zu ſtreben, die er als Bürger und Privatmann zu verachten affectirte, und deren er ſeine Feinde beraubt hatte. Eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung! und doch heiſst es hier S. 157.: Nicht ſowohl aus Ehrgeiz, als vielmehr um ſeiner Nachkommenſchaft willen (hat dieſs einen Sinn!) ſchmiegte ſich der groſse Mann unter das wunderliche Geſetz der *Convention, der Etikette,* als er beſchloſs, in den römiſchen Ritterorden zu treten. Der Vf. iſt übrigens unermüdlich in Beſchreibung von prunkhaften Aufzügen und Feſten, aber von dem Innern der Begebenheiten erfährt der Leſer nichts. S. 158. *Zeitungsſchreibers Bravour, peccatur extra et intra.* S. 162. *Auch ein Wörtchen an die Männer von Geſchmack* von *Selmar.* Einiges zur Entſchuldigung des wegen ſeines ſchlechten und ungleichen Geſchmacks ſo oft und viel verſchrieenen Publicums. Je mehr gute Schriftſteller deſto mehr gute Leſer. S. 182. *Ueber die deutſche Sprache* von *Eſchke* an *Heynatz.* Eigentlich über die Zuläſsigkeit einiger neugebildeten oder noch zu bildenden Wörter. S. 186. *Ohnehoſen und Bettler.* Unbedeutend. S. 194. *Die Schule der Aſpaſia. Anaxagoras:* Warſt du mit Thais unter vier Augen vergnügt, oder — *Perikles* (ſich walzend) Ho das iſt längſt vorbey. *Anaxagoras.* Wie? du ſcherzeſt. Hat doch Phöbus volles Antlitz kaum dreymal die Nächte geſchmückt, ſeitdem du vor Thais Thür die erſten Seufzer verhauchteſt. *Perikles.* Thais iſt nicht die erſte und wird auch nicht die letzte ſeyn, die mich verblendet hat. *Anaxagoras.* Sonderbar. Was bringt dich ſobald zu dieſer *kalten Geſinnung.* — *Ohe!* — Das iſt Griechengeiſt und Griechendialog! S. 236. *Eine* (nicht vorzügliche) *Ueberſetzung von Robespierres Rede ſur les principes de la morale politique qui doivent guider la convention nationale dans l'adminiſtration interieure de la republique.* S. 270. *Ueber die kurſächſiſche Mundart,* welche von Hn. Adelung für die einzige richtige und muſterhafte erklärt wird, jedem unverwöhnten Ohre aber abſcheulich iſt. *Dritter Band.* S. 19. *Ueber ein Decret des N. Convents,* von *Eſchke.* Es iſt von dem Decrete vom 1. Febr. 1794 die Rede, durch welches der N. C. den Taubſtummeninſtituten die Unterſtützung entzog, die ihnen von der erſten Nationalverſammlung verwilligt worden waren. Der Convent hat ſeitdem ſein Unrecht wieder gut gemacht. S. 41. *Auszüge aus Hn. Jonas Jonasſons Beſchreibung ſeiner Reiſen durch einen Theil von Abeſſynien.* Mit Geiſt und Laune geſchrieben, aber nicht überall in dem richtigſten Geſchmack. S. 62. *Eine Parallele von Eſchke* zwiſchen den ungewöhnlichen Religionsveränderungen in Frankreich und Preuſsen, nebſt einigen gründlichen Bemerkungen über Robeſpierres Vernunftreligion und den ſymboliſchen Glaubenszwang. S. 99. *Kurze Nachricht von der Einführung der berittenen Artillerie bey der preuſsiſchen Armee,* von *Seidel.* Die berittene Artillerie wurde bey der preuſsiſchen Armee zuerſt im J. 1759 verſucht. Der König hatte den Ruſſen dieſe Idee zu danken. Ihre Conſiſtenz aber erhielt die Einrichtung erſt im J. 1782. Die Behauptungen des Vfs. werden durch das Zeugniſs des Hn. von *Tempelhof* beſtätigt. S. 196. *Das Thurnier zu Neuruppin,* welches Kurfürſt Joachim im J. 1509 anſtellte. Die Quelle, aus welcher die Beſchreibung genommen iſt, iſt hier nicht angegeben. S. 218. *Ueber den Gebrauch ausländiſcher Wörter in der deutſchen Sprache,* von *Eſchke.* Nicht Raiſonnement, über die Zuläſsigkeit der ausländiſchen Wörter, ſondern vielmehr Vorſchläge zur Verbannung einiger derſelben. Hr. *Zſchokke* ſucht in der Antwort auf dieſe Zuſchrift das Verdammungsurtheil gegen die fremden Wörter zu mildern und einzuſchränken. S. 251. *Kleine Beyträge zu einer Theorie der menſchlichen Triebe.* Der Vf. verſucht eine Claſſification der Triebe, welche zu gleicher Zeit den Plan einer Geſchichte der Cultur der Menſchheit enthalten ſoll.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. May. 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Berlin, in der Buchhandlung der königl. Realſchule: *Die chriſtliche Lehre im Zuſammenhang*(e). Auf allerhöchſten Befehl für die Bedürfniſſe der jetzigen Zeit umgearbeitet und zu einem allgemeinen Lehrbuch(e) in den niedern Schulen der Preuſsiſchen Lande eingerichtet. 1792. 80 S. 8. (1 gr.)

2) Ebendaſ.: *Zergliederung des Katechismi Lutheri* zum Gebrauch(e) für die Schulhalter in den Landſchulen von *O. F. G. Vogel*, Königlich Preuſsiſchen Conſiſtorialrath und Probſt zu Werben in Pommern. 104 u. 8 S. 8. (3 gr.)

3) Ebendaſ.: *Der Katechismus Lutheri mit Sprüchen, Liedern und Gebeten*, zugleich als Leſebuch für Landſchulen zu gebrauchen, von *O. F. G. Vogel*, Königl. Preuſs. Conſiſtorialrath etc. 1792. 94 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

4) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Kurze Erklärung der im Schleswig-Holſteiniſchen Landeskatechismus enthaltenen Religionslehren*, von *E. Danielſen*, Rector der Kieliſchen Stadtſchule. Neue Auflage. 1792. 145 S. 8. (5 gr.)

5) Frankfurt a. M., in der Jägeriſchen Buchh.: *Der Fuhrmanniſchen Ordnung des Heyls und der Seligkeit* erſter und zweyter Theil, mit einer Zergliederung und ſchriftmäſsigen Erklärung aller Glaubenslehren und Lebenspflichten, nach einer leichten und faſslichen Lehrart eingerichtet, herausgegeben von *Karl Ludwig Köhler*, der Weltweisheit Doctor und Prediger bey der Evang. Luther. Gemeine des Kirchſpiels Höchſtenbach in der Grafſchaft Sayn-Hachenburg. 1792. 325 S. 4. (15 gr.)

6) Wiesbaden, b. Frey: *Neues Spruchbuch* oder Sammlung bibliſcher Sprüche und Liederverſe über die vornehmſten Wahrheiten der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, für die Schulen der Fürſtlich-Naſſauiſchen Lande. 1792. 134 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

7) Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Das Nöthigſte von Gott, der chriſtlichen Religion und Kirchenverbeſſerung*, Kindern aus geſitteten Ständen, zum Theil auch für Erwachſene nützlich. 1792. 238 S. 8.

8) Hildburghausen, b. Hanisch: D. *Martin Luthers Katechismus der chriſtlichen Lehre*, verbunden mit des ſel. D. Koppens ausführlichen Erklärung derſelben, für die Stadtſchule zu Hildburghauſen von neuem durchgeſehen und eingerichtet. 1793. 242 S. 8.

9) Breslau, b. Gutſch: *Verſuch einer practiſchen Ueberſicht der chriſtlichen Religion*, von *Reichard Gottlob Reiber*, Paſtor zu Diersdorf im Nimptſchiſchen Kreiſe. 1793. 190 S. 8. (8 gr.)

10) Düsseldorf, in der Dänzeriſchen Buchh.: *Der kleine Katechismus Lutheri*, mit Rückſicht auf den alten Bergiſchen Katechismus, von neuem erklärt und mit Genehmhaltung zeitlicher Inſpectoren des Ev. Luth. Miniſterii in den Herzogthümern Gülich und Berg zum Druck befördert. 1793. 157 S. 8.

11) Erfurt, b. Görling: *Für die Katechumenen.* Zum Unterricht in den vorzüglichſten Lehren der chriſtlichen Religion, nach Anleitung des Katechismus Lutheri; nebſt einigen Betrachtungen und Gebeten bey der Feyer des heiligen Abendmals, von *Kaſpar Friedrich Loſſius*, Diakonus an der Predigerkirche und eines hochehrw. Miniſterii Beyſitzer. 1793. 132 S. 8.

12) Erfurt, b. Keyſer: *Chriſtlicher Religionsunterricht nach Anleitung des Katechismus Lutheri* für die Bedürfniſſe unſerer Zeiten verfaſſet von M. *Johann Gottlieb Lindner*, Rector in Arnſtadt. 1794. 184 S. 8.

13) Wien, b. Seizer: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniſs der chriſtlichen Religion* zum Gebrauch in den Schulen der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in den Kaiſerl. königl. Erblanden, nach höhern Auftrag verfaſst von *Johann Georg Fock*, Superintendenten, Conſiſtorialrath und erſtem Prediger der Kirchengemeine Augſpurgiſchen Confeſſion in Wien. 1794. 262 S. 8.

Bey einer ſo reichen Aerndte von katechetiſchen Lehrbüchern der chriſtlichen Religion in einem Zeitraume von drey Jahren kann es nicht fehlen, daſs nicht manche reife Frucht zur künftigen Ausſaat für die Jugend ſich darunter befinden ſollte. Und wie ſehr muſs es Rec. nicht freuen, zu bemerken, daſs in dieſem Verzeichniſſe von Katechismen wirklich mehr gute als ſchlechte und einige vorzüglich brauchbare Producte ſich befinden.

Nr. 1. 2. und 5. haben freylich noch den ganz alten Zuſchnitt, wie er vor 50 Jahren und noch früher geweſen iſt, ſowohl in Abſicht auf die Form als den damals herrſchenden Lehrbegriff. Daſs bey Nr. 1. dieſes vorzüglich der Fall iſt, liegt nun freylich in den Umſtänden, da wegen der bey Einführung eines neuen Katechismus ſich zeigenden Schwierigkeiten höhern Orts befohlen wurde, den ſeit 30 Jahren in den niedern Schu-

Schulen gewöhnlichen Katechiſmus neu bearbeitet wieder herauszugeben. Daher iſt auch die alte Ordnung nach den vier Ständen des Menſchen, der Unſchuld, der Sünden etc. beybehalten worden, und in der Anordnung der Pflichten herrſcht eine groſse Verwirrung, welche durch die Eintheilung derſelben in innere und äuſsere mehr vergröſsert als vermindert wird. Dem ungeachtet hätte doch die Sittenlehre, die etwas dürftig ausgefallen iſt, mehr erweitert werden ſollen, da z. E. der Feindesliebe und Verſöhnlichkeit nur gelegentlich bey der Friedfertigkeit mit wenigem gedacht wird; dagegen die Glaubenslehre etwas abgekürzt und von den dogmatiſchen Subtilitäten mehr gereiniget werden, zumal da die Kinder den Katechiſmus gleich anfangs, ſo bald ſie leſen können, erhalten ſollen. Wie wollen dieſe Kinder alle die gelehrten Beſtimmungen, z. E. von der Dreyeinigkeit S. 12. verſtehen lernen? und wozu wird ihnen das alles helfen? Die Behauptungen S. 20 u. ff. daſs der Wandel des Menſchen im Stande der Sünden aus *lauter wirklichen Sünden* beſtehe, wenn er gleich äuſserlich nach dem Geſetze lebe etc. und daſs er in einer *gänzlichen Untüchtigkeit zum Genuſs und zur Ausübung alles wahren Guten* liege, will Rec. nicht rügen, und ſie nur als eine Probe von dem angenommenen Lehrbegriffe anführen. Wenn aber dieſer Lehrbegriff nun einmal bleiben ſollte, ſo hätten doch dieſem unbeſchadet alle myſtiſche und ganz unverſtändliche Vorſtellungen, z. E. S. 40. *Die äuſsere Seligkeit beſteht in der Heiligung aller Verbindungen mit andern Menſchen*: deutlicher ausgedrückt, und die übermäſsig langen Antworten, die oft beynahe eine ganze Seite einnehmen, leicht in mehrere Fragen vertheilt werden können.

Nr. 2 und 5. ſind bloſse Zergliederungen des Katechiſmus in Fragen und Antworten, um dem Lehrer den Unterricht zu erleichtern. Von den darin herrſchenden Begriffen wollen wir nur einige Beyſpiele zur Probe anführen. Nr. 2. S. 53 f. Die böſen Folgen von den Sünden der Aeltern erſtrecken ſich auch auf ihre Kinder und Nachkommen, er ſtraft dieſe Sünden auch an den Kindern, und belohnt die Frömmigkeit der Aeltern an den Kindern und Nachkommen. Nr. 5. S. 41. Das Verbot von der Frucht eines gewiſſen Baumes zu eſſen, war *ein Probegeſetz*, wodurch die erſten Menſchen ſollten *auf die Probe geſtellt* werden. Gott hat mit den erſten Menſchen einen *Werkbund*, nicht einen *Gnadenbund* errichtet. Die weitläuftige Beſchreibung vom Paradieſe muſs den Kindern ſehr erbaulich ſeyn. Wie werden ſie horchen, wenn ſie vom Waſſer *Piſon*, *Gihon*, *Hidekel* und *Phrat*, vom *Onyxſtein*, *Bdellion* u. dgl. hören? Ein Pendant dazu iſt die weitläuftige Beſchreibung von der Gebung des Geſetzes auf dem Berge Sinai. S. 43. hat ſich Henoch in den Stand der Unſchuld verirrt, und nach S. 97. haben wir die Erſchaffung der Welt auch der Fürbitte Jeſu zu verdanken. Die chriſtliche Sittenlehre iſt nach den 10 Geboten und den 2 Tafeln in einigen Bogen abgefertiget. Die von den Vff. gebrauchte katechetiſche Methode kann zum Muſter dienen, wie man nicht katechiſiren ſoll. In Nr. 2. iſt die Ausführung der Sachen viel zu unvollſtändig, Begriffe und Wahrheiten ſind faſt gar nicht entwickelt. Die *Fragen* ſind oft von der Art, daſs ſie in mehrere Fragen müſsten aufgelöſt werden, z. E. S. 7. wie lehrt uns Jeſus Gott, *der ein Geiſt iſt*, würdig anbeten! (Was iſt Gott? Wenn er ein Geiſt iſt, wie ſollen wir ihn würdig anbeten?) Oft ſind ſie zu *lang*, als S. 26. mit den vorhergehenden Antworten gar nicht zuſammenhängend, als S. 70. 71. oder zu leicht, als S. 19. Was ſollen wir an Sonn- und Feſttagen *beſuchen?* (beſſer: thun?) S. 22. Kinder fallen vornemlich durch Leichtſinn und Muthwillen in Fehler; wovor müſſen ſie ſich alſo in Acht nehmen? Vor Leichtſinn und Muthwillen; (wo die Antwort ſchon in der Frage liegt,) nicht ſelten auch zu *vag*, z. E. *was thun* die Fehler und Vergehungen der Kinder? Sie erzürnen und betrüben die Aeltern. In der Vorrede S. 4. wird die Regel gegeben: man muſs auf das Wort in der Frage, welches auf die Antwort hinleitet, einen Nachdruck legen. Vernünftige Katecheten rathen gerade das Gegentheil. Die angehängten Schulgeſetze (eigentlich Regeln des Verhaltens für Kinder) enthalten viel Gutes, daſs aber Kinder an Sonn- und Feſttagen nicht ſpielen ſollen, iſt doch wohl zu viel verlangt. In Nr. 5. ſind die *Fragen* entweder *disjunctiv* oder ſo, daſs die Kinder nur mit *Ja* und *Nein* antworten dürfen, z. E. S. 2 und 3.; oft ſind ſie auch zu gelehrt, als S. 16. Sind ſie (die 3 Perſonen) nach ihrem Namen und *perſönlichen Verhältniſſen* verſchieden? oder *myſtiſch*, als S. 44. konnte ſich der Menſch *der Gnadennähe ſeines Gottes* getröſten und verſichern? Die *Fuhrmanniſche Ordnung* des Heils verdiente es überhaupt nicht, ſo ſorgfältig zergliedert zu werden. Sie iſt ſehr dürftig, völlig nach dem alten Zuſchnitte und zum Theil ſehr dunkel. Nur eine Probe mag dieſs beſtätigen. §. 36. S. 51. Warum nennen wir den Menſchen im Stande der Unſchuld (?) höchſt elend? Weil er *die Larve des Teufels* an ſich trägt. Denn wie der Teufel blind, verkehrt, lügenhaft und ungerecht iſt, alſo iſt auch der abgefallene Menſch *blind, verkehrt, lügenhaft* und *ungerecht*. Dabey hat Hr. *K.* noch manche gelehrte Anmerkungen beygefügt, die eigenen Worte des Grundtextes angeführt und darüber commentirt. Am Ende findet man noch 5 Seiten Druckfehler, welche der geneigte Leſer zu verbeſſern hat.

Nr. 3 und 6. ſind Sammlungen von Beweisſtellen der bibliſchen Lehren und von Liederverſen, die allerdings ihren Nutzen haben, weil Kinder doch etwas haben müſſen, woran ſich ihr Gedächtniſs halten kann. Wo ein guter Katechiſmus eingeführt iſt, kann man freylich eine beſondere Sammlung von Sprüchen entbehren. In Nr. 3. ſind die Schriftſtellen nicht allezeit paſſend, z. E. S. 25. wo die Wörter Recht und Gerechtigkeit in den angeführten Stellen des A. T. nicht Gerechtigkeit gegen andere Menſchen, (wovon im Spruchbuche die Rede iſt,) ſondern Rechtſchaffenheit überhaupt bedeuten. In Nr. 6. ſind jederzeit kurze Aphoriſmen vorausgeſetzt und dieſen die vornehmſten Schriftſtellen, einige zum Auswendiglernen, andere zum Nachleſen nebſt einigen Liederverſen nach einer ſorgfältigen Wahl beygefügt, ſo daſs man das Buch auch als Katechiſmus gebrauchen kann. In der *Vorrede* hat der Vf. Hr. Sup. *Bickel* gute und richtige Grundſätze über die Einrichtung und Abſicht

eines

Digitized by Google

eines ſolchen Spruchbuchs geäuſsert. Beſonders verdient bemerkt zu werden, daſs die Moral darin am weitläufigſten und vollſtändigſten abgehandelt iſt.

Nr. 4. iſt ein ſehr zweckmäſsiger und brauchbarer Commentar über den *Schleſswigholſteiniſchen neuen Katechismus* v. J. 1787 der ſich durch viele gute Eigenſchaften und beſonders durch die vorausgeſetzten und überall eingeflochtenen, zum richtigen Verſtande der Lehren unentbehrlichen Begriffe, vor andern ſehr auszeichnet. Dieſe Begriffe hat Hr. *D.* weiter entwickelt, die fehlenden hinzugeſetzt und durch ſehr paſſende Beyſpiele erläutert, den Pflichten mancherley, obgleich nicht immer reine, Bewegungsgründe in bündiger Kürze beygefügt, auch auf die den Tugenden entgegengeſetzte Laſter mehr Rückſicht genommen. Die Begriffe ſind oft weit richtiger als im Katechismus entwickelt, z. E. von der Verehrung und Liebe Gottes, verſchiedene aber doch nicht richtig erklärt, als: Religion S. 18. (Unterricht von Gott und Erkenntniſs Gottes,) die verſchiedenen Arten der Güte Gottes, S. 21. (die im Katechismus richtiger beſchrieben ſind,) Heiligkeit Gottes u. a. Die Beweiſe S. 48. ſind wohl nicht bündig genug, und der Beweis von der Einheit Gottes S. 12. möchte wohl zu ſchwer und nicht ganz ſtringent ſeyn. Der Vf. zeigt im Ganzen viele aufgeklärte Kenntniſſe und hat alles Gelehrte mehrentheils glücklich vermieden, beſonders ſind die Wirkungen des heil. Geiſtes, (den er als die göttliche Lehre Jeſu vorſtellt,) freyer als gewöhnlich erklärt. Dagegen ſtechen manche Aeuſserungen ſehr ab, als S. 35. daſs der böſe Geiſt die erſten Menſchen verführt habe, (welches vermuthlich beybehalten wurde, weil es im Katechismus ſtand,) S. 128. daſs bey der Taufe die drey Perſonen in der Gottheit *gegenwärtig wären*, S. 129. daſs die zarten Kinder auch den *Glauben haben*, nach Matth. 18, 6. und S. 133. daſs die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heil. Abendmale, eine Verſicherung von der Vergebung der Sünden ſey, wobey Hr. *D.* ſich übermäſsig lange aufgehalten hat.

Nr. 7 und 9. ſind keine eigentlichen Katechismen, ſondern vielmehr Leſebücher zur Wiederholung der Religionslehren für ſchon unterrichtete Kinder, wozu ſie auch allerdings brauchbar ſind. Der Vf. von Nr. 7. beſitzt beſonders die Kunſt, ſeinen Vortrag durch lichtvolle Darſtellung und mancherley Beyſpiele aus der Natur, der bibliſchen Hiſtorie, Profan- und Kirchengeſchichte, (wozu auch die auf dem Titel genannte Reformationsgeſchichte gehört,) anſchaulich und intereſſant zu machen. In dem Lehrbegriffe iſt der Vf. noch etwas zurück, ſo wie er unter andern die Stelle 1 Moſ. 3, 15. noch als die erſte meſſianiſche Weiſsagung annimmt; doch werden die Verſuchungen des Satans von ihm geläugnet. Ein tiefer Denker iſt er auch nicht. Das ſieht man aus ſeiner Art zu beweiſen S. 86. Die Auferſtehung Jeſu iſt wirklich geſchehen, denn wir ſehen ſie jetzt noch vor Augen, wir ſehen ſie an jedem Sonntage wie am Oſterfeſte; eben ſo auch die Ausgieſsung des heil. Geiſtes, denn wir ſehen ſie an jedem Sonntage wie am Pfingſtfeſte, wir ſehen die Apoſtel verſammelt, wir ſehen die Feuerflämmchen, wir hören ſie in fremden nie gelernten Sprachen reden. Eben ſo könnte man auch in der römiſchen Kirche ſagen: die Himmelfahrt Mariä iſt wirklich geſchehen, denn wir ſehen es ja an jedem deswegen gefeyerten Feſte, wie ſie gen Himmel fährt. Nr. 9. enthält zwey Abſchnitte. Der erſte: *Gott hat uns zuerſt geliebt*, iſt theoretiſch, der zweyte: *laſſet uns ihn lieben*, praktiſch. Der Stil iſt rein und würdig, der Vortrag lebhaft, mehr redneriſch als plan, jedoch nicht unverſtändlich. Aber ſehr tief denkt Hr. *R.* auch nicht. Die Materien ſind zum Theil nur oberflächlich ausgeführt, leere Declamation vertritt oft die Stelle einer ruhigen Belehrung, z. E. bey der Lehre vom öffentlichen Gottesdienſte, wo die Hauptabſicht deſſelben gar nicht berührt iſt. Ueberhaupt beſteht bey ihm alles in Gefühlen, und er geht auch nur darauf aus, Gefühle zu erwecken. Auf die neuen theologiſchen Vorſtellungen iſt gar keine Rückſicht genommen. Daher Jeſ. 7, 14. noch zu den meſſianiſchen Weiſsagungen gerechnet, die vertretende Genugthuung im ſtrengſten Sinne aus den gewöhnlichen Gründen vertheidiget wird, ohne der entgegengeſetzten Schwierigkeiten zu gedenken, und die Opfer des A. T. auf Chriſtum bezogen werden. Doch hat ſich Hr. *R.* auf die dogmatiſchen genauen Beſtimmungen wenig eingelaſſen.

Der *Hildburghänſiſche Katechismus* Nr. 8. beſteht eigentlich aus dem neuen Hannöveriſchen Katechismus mit Vorausſetzung des kleinen Katechismus Lutheri und einigen Anhängen. Die Liederverſe ſind am gehörigen Orte eingerückt und einige wenige nützliche Zuſätze gemacht worden, z. E. von den Haupttugenden des Charakters Jeſu S. 63. Uebrigens iſt der Hannöveriſche Katechismus mit allen ſeinen groſsen und zum Theil ſehr nachtheiligen Fehlern, die von mehrern gerügt worden ſind, unverändert beybehalten worden, welches in der That ſehr zu beklagen iſt. Dazu kommt noch der unangenehme Umſtand, daſs man ſich genöthiget geſehen, aus dem bisher gewöhnlichen *deutſchen Leſebüchlein* das Beſte auszuheben und einzuſchalten. Daraus ſind denn viele Wiederholungen, dunkle, myſtiſche und ſchwerfällige Fragen entſtanden, und einige Lehren, beſonders die von der Rechtfertigung und der Taufe ſind ſehr erweitert worden und haben vielen Unrath erhalten. Alle dieſe Unvollkommenheiten laſſen ſich vielleicht in der Zukunft noch heben, wenn man ſich mehr an das Gute gewöhnt hat, die Fehler des hannöveriſchen Katechismus verbeſſert, und die Fragen aus dem alten Katechismus nach und nach wieder herausgeworfen werden. Alsdenn würde es ein überaus brauchbarer Landeskatechismus werden, ohne daſs man nöthig hätte, wieder einen neuen einzuführen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PHILOLOGIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeiſen: *Sophoclis Electra*, graece cum antiquis Scholiis ſelectis ex recenſione Rich. Franc. Phil. Brunckii, varietate lectionis et perpetua

petua annotatione illuſtravit *Geo. Ant. Chriſt. Scheffer*, Phil. Doct. Gymnaſii Wolfenbuttelani Conrector. 1794. 270 S. 8.

Wir glauben mit Recht dieſe Ausgabe der Electra zu den beſten erklärenden Ausgaben rechnen zu können, welche von einzelnen Tragödien in Deutſchland veranſtaltet worden ſind. Der Herausgeber zeigt eine genaue Bekanntſchaft mit der Sprache der Tragiker, Beleſenheit in den philologiſchen Werken der Neuern, eine richtige Beurtheilungskraft in Unterſcheidung des Schwerern und Leichtern, des Zweckmäſsigen und Unzweckmäſsigen, des Richtigen und des Scheinbaren. Als Vorbereitung zur eignen Lectüre der Tragiker würden wir daher dieſe Ausgabe jungen Leuten vorzüglich empfehlen, in welcher ſie eine nicht unbeträchtliche Anzahl philologiſcher Bemerkungen über einzelne Wörter und Wortfügungen, welche den Tragikern gewöhnlich waren, angeführt, und mehrere ſogenannte *artificia interpretationis*, deren Kenntniſs ihnen die Lectüre dieſer Dichter ungemein erleichtern wird, auf eine geſchickte Weiſe angewendet finden. Sie werden dabey zu gleicher Zeit lernen, nicht bey der Erklärung einzelner Wörter, noch bey der Erlernung einiger grammatiſcher Obſervationen ſtehen zu bleiben, ſondern dieſe Kenntniſs nur als eine *conditio ſine qua non* bey dem Verſtändniſſe des Ganzen anzuſehn. Nicht leicht werden ſie hier auf eine ſchwere Stelle ſtoſsen, deren Sinn nicht ſorgfältig entwickelt wäre. In den meiſten Fällen folgt der Herausg. der Brunckiſchen Erklärung. Wo er ſie verläſst, weiſs er gute Gründe anzuführen. Hier wollen wir einige Stellen bemerken, wo wir ſeiner Meynung nicht beytreten können. V. 1058 ff. bezieht er, mit mehreren Commentatoren auf die Chryſothemis, welche ihrem Vater nicht eifrig genug ergeben ſey; und verbindet κηδομένους τροφᾶς τούτων, ὧν βλ. „die Vögel nähren ihre Aeltern und ſorgen für ſie; warum folgen wir ihrem Beyſpiele nicht?" Nun aber gilt das, was der hier gegebnen Erklärung nach von allen Vögeln des Himmels behauptet wird, kaum von einem oder dem andern; und die folgenden Zeilen, in denen der Chor der Clytämneſtra Strafe ankündigt, ſcheint zu beweiſen, daſs auch der Anfang des Geſanges auf das unnatürliche Verfahren der Clytämneſtra gegen ihre Kinder bezogen werden müſſe. Wir verbinden daher ἐσορώμενοι ἀϑ'ω: βλαστόντων (*parentes*) καὶ ἀφ' ὧν ὄνασιν εὕρωσιν (*nutritores*) *Vidimus quidem victui proſpicientes aves, videmus earum parentes et nutritores (eas ob iisdem et procreari et ſumma cum cura ali) neque tamen earum tam ſalubre exemplum ſequimur.* — V. 1307. bemerkt der Herausg. die Schwierigkeit, daſs Oreſt die Abweſenheit Aegiſths noch nicht habe wiſſen können. Er ſucht derſelben dadurch vorzubeugen, daſs er κλύε. durch *ſimul audiveris ex me, ſimul tibi dixero* überſetzt. Aber dann wäre es doch ſonderbar, wenn Electra ſagte: Du weiſst was hier vorgeht. Denn wie ſollteſt du es nicht wiſſen, ſobald ich dir ſage. — Vielleicht muſs man leſen: οὐκ εἶσθα μὲν τἄνδοθεν, πῶς γάρ; οὐ κλύων — *non tenuiſtis quae intus fiant. quid enim? nondum audiſti.* — V. 1485. wird ganz recht ὁ μέλλων θνήσκειν mit βροτῶν verbunden. Aber ſchwerlich dürften die Worte ξὺν κακοῖς μεμιγμένων durch *ſceleribus pollutorum* erklärt werden können. Auch ſcheint es uns viel natürlicher, daſs Electra ſagt: was gewinnt ein Unglücklicher, der dem Tode doch nicht entgehen kann, durch einen kurzen Aufſchub? ξὺν κακοῖς μεμιγμένος iſt dem Pindariſchen κράτει μεμιγμένος (*victoriam adeptus*) gleich. — Hr. *S.* hat ſich die Mühe gegeben, einige alte Ausgaben zu vergleichen, deren Abweichungen er nebſt den von Brunck angeführten, unter den Text geſetzt hat. Dieſen begleiten auch ausgewählte Scholien. Hievon heiſst es in der Vorrede: *interdum nugas veterum interpretum de induſtria retinui, ut adoleſcentes judicium exercere poſſent, atque et hic curvo dignoſcere rectum aſſuſcerent.* Eine Idee, die wir keinesweges billigen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Halle: Quid de Officiis et Amore erga inimicos graecis et romanis placuerit* expoſuit Jo. Carol. Chriſt. *Fiſcher.* 1789. 74 S. 8. — Man vermiſst in dieſer Abhandlung einen feſten und ſichern Gang der Unterſuchung. Der Vf. beſtimmt nicht genau, was unter der *Liebe* gegen unſre Feinde (einer Sache, die ſich nicht gebieten läſst) zu verſtehn ſey; und, indem er eine Menge Stellen aus den Alten anführt, unterſcheidet er weder die Zeiten, noch die Gattungen, noch die Secten mit hinlänglicher Schärfe. Die Dichter hätten, unſers Bedünkens, gar nicht in die Unterſuchung gezogen werden ſollen; nicht einmal die ſogenannten gnomoniſchen. Theognis ſpricht überall mit Leidenſchaft; das Gedicht des Phocylides gehört in eine zu ſpäte Zeit. Unbequem iſt die Methode, welche der Vf. beobachtet, eine Menge Stellen anzuführen, welche den Haſs der Feinde zu lehren ſcheinen; und dann hinterdrein zu zeigen, wodurch in jeder einzelnen entweder die Lehre ganz aufgehoben oder ihre Härte gemildert werde. Daſs die Philoſophen unter den Alten ein gerechtes, ja ſelbſt ein billiges und mildes Betragen auch gegen Feinde empfohlen haben, wird auſser Zweifel geſetzt. Die Beyſpiele einer ſolchen Handlungsweiſe, wie S. 40. 69. u. a. angeführt werden, hätten, wenn ſie nicht zum Schmucke dienen ſollen, füglich wegbleiben können. Es wäre ſchlimm und niederſchlagend, wenn eine Tugend nicht eher unter den Menſchen ausgeübt worden wäre; bis die Maxime dafür gefunden worden war. Hier ſollte nur von dem die Rede ſeyn, was die Moralphiloſophie des Alterthums aus Gründen gelehrt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

(Beſchluſs der in Nr. 129. abgebrochenen Recenſion von 13 Katechismen der chriſtlichen Religion.)

Einen vorzüglichen Werth würde Nr. 10. haben, wenn die Materien darin beſſer geordnet wären. Die Fragen und Antworten ſind mit vieler Leichtigkeit und einer zweckmäſsigen Kürze abgefaſst. Die kirchlichen Lehren z. E. von den beiden Naturen in Chriſto, der Dreyeinigkeit, der vertretenden Genugthuung Chriſti ſind zwar beybehalten, aber nur im Allgemeinen ohne genaue Beſtimmungen abgehandelt, ſo daſs der Lehrer nach ſeiner Ueberzeugung darüber ſprechen kann, und die Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heil. Abendmal iſt ſehr vorſichtig vorgetragen, ſo wie die Benennungen Prophet, Prieſter und König nur in einer Anmerkung angeführt ſind. Zugleich iſt alles ſehr praktiſch gemacht. Zuweilen ſtöſst man auf einige Unbeſtimmtheiten, als S. 97. wo geſagt wird, daſs die Reue aus der rechten Quelle entſpringen müſſe, ohne zu ſagen, aus welcher; und S. 156. daſs der Fromme nur Gott wohlgefällig beten könne, welches doch nicht allgemein kann behauptet werden. Vom *Glauben* S. 99. hätte auch der allgemeine Begriff deſſelben angeführt werden ſollen, da dieſer in den mehrſten Stellen des N. T. zum Grunde liegt, und der beſondere Glaube an Chriſtum nur einen Theil deſſelben ausmacht. Von eben der Beſchaffenheit iſt auch Nr. 11. welches zum Unterricht der Confirmanden und zur Wiederholung deſſelben beſtimmt, zu dieſem Zweck auch nicht wenig brauchbar iſt. Das gewöhnliche Syſtem liegt zwar auch zum Grunde, doch ſind gelehrte Unterſuchungen und Ausdrücke ziemlich vermieden worden. Die Lehren ſind in einem zuſammenhängenden Vortrage in bündiger Kürze und doch leicht und ſimpel abgehandelt. Die angehängten Gebete und Betrachtungen ſind der Lage der Kinder angemeſſen und zugleich leicht und faſslich, mit Würde und eigener Empfindung abgefaſst, und können wenigſtens in den erſten Jahren die Stelle eines Communionbuchs vertreten.

Nr. 12. iſt ein fürs gemeine Leben, beſonders für Kinder von reifern Jahren ſehr brauchbarer Katechismus, und zeichnet ſich vorzüglich durch einen freyen Lehrbegriff, durch zweckmäſsige Kürze, Faſslichkeit und praktiſche Behandlung der Religionslehren aus, ſo wie durch manche Erläuterungen aus der Geſchichte, Naturlehre und dem gemeinen Leben, die man in andern Katechismen mehrentheils vermiſst. Nur einige Stellen ſind dem Rec. beym Leſen als unrichtig und bedenklich vorgekommen. S. 37. Die Colliſionsfälle der Liebe ſind eine zu verwickelte Sache für Anfänger. (Einige allgemeine Grundſatze ſind doch ſo ſchwer eben nicht, und wegen der oft vorkommenden Fälle, wo ſie ſolche anzuwenden haben, nothwendig; ſehr verwickelte Fälle ſind ihnen freylich zu ſchwer, aber auch nichts nütze.) S. 47. Wer huret, ſündiget an *ſeinem eigenen Leibe*, 1 Cor. 6, 18. ziehet ſich dadurch *ſchwere* und *ekelhafte Krankheiten* zu, *kriegt Motten und Würmer zum Lohn*, *verdorret* etc. Sir. 11, 8. (Eine ſo genaue Beſchreibung der Hurerey und ihrer Folgen möchte wohl Kindern mehr ſchädlich als lehrreich ſeyn. im reifern Alter iſt es Zeit genug, davon zu ſprechen.) S. 70. Bey unwiſſentlichen Sünden fällt die Moralität weg. (*Unwiſſentliche Sünden* ſind von *Unwiſſenheitsſünden* zu unterſcheiden. Bey beiden Gattungen kann Moralität ſtatt finden, beſonders bey der letzten kommt es darauf an, ob es *ignorantia vincibilis* oder *invincibilis* war.) Die Bemerkungen für den Lehrer in Abſicht auf die Methode des Unterrichts ſind in einem Buche, das den Kindern in die Hände gegeben wird, nicht recht ſchicklich.

Die bey den letzten katechetiſchen Lehrbüchern bemerkten guten Eigenſchaften, hauptſächlich in Anſehung des kirchlichen Lehrbegriffs finden ſich auch in Nr. 13. die Rec. daher nicht wiederholen will. Bey einer Menge von Materien findet man viel Simplicität und eine gröſstentheils gute natürliche Ordnung. Nur hätten mehrere Bewegungsgründe angeführt, die Beſſerung von der Tugend nicht getrennt, und zu den Beſſerungsmitteln noch Selbſtbetrachtung, Unterredung mit andern und Lectüre nach einer guten Auswahl geſetzt werden ſollen. Es iſt unſtreitig eins der beſten Lehrbücher, die wir in der neuen Zeit erhalten haben.

Zur Vollſtändigkeit dieſer Urtheile findet Rec. für nöthig, noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen. Unter allen dieſen katechetiſchen Lehrbüchern iſt kein einziges, in welchem von *den Grundſatzen der reinen praktiſchen Vernunft* Gebrauch gemacht wäre. Alle gehen von Glückſeligkeit aus, und machen dieſe zum höchſten Zweck des ganzen Religionsunterrichts, zum groſsen Nachtheil der Reinheit der Tugend. Wer alſo für dieſe Grundſatze eingenommen iſt, findet ein groſses Hinderniſs im Gebrauch jener Lehrbücher, und muſs ſich an diejenigen halten. welche dieſe Grundſätze in Anwendung gebracht haben. In Nr. 13. findet man einige Spuren davon bey Anordnung der Pflichten, da Selbſtachtung und Selbſtliebe, Gerechtigkeit und Güte von einander unterſchieden ſind. Uebrigens ſind aber die gewöhnlichen Grundſatze beybehalten. Dieſs laſst ſich wohl daraus erklären, weil Hr. F. einen Katechismus, der von jenen Grundſätzen ausgeht, ſehr benutzt hat, (welches billig in der Vorrede hätte angezeigt werden ſollen,) und daraus das-

dasjenige aufgenommen, was in ſein Syſtem paſste. Auſserdem hat es Rec. ſehr gefreut, daſs die ſehr unſchickliche *Fragmethode* in den Katechismen ſehr abgenommen hat, da nur Nr. 1. 8. und 10. dieſe beybehalten haben, die übrigen aber die Lehren in einzelnen Sätzen abhandeln. Hr. *L.* hat in der Vorrede zu Nr. 12. viel Wahres und Gutes darüber geſagt. Deſto trauriger für ihn war es aber, daſs *die 6 Hauptſtücke des Katechismus Lutheri nebſt der Haustafel* noch immer die Grundlage mancher ſonſt guten Katechismen, als Nr. 10. 11. 12. ausmachen, und gewundert hat es ihn ſehr, daſs Hr. *L.* N. 12., der doch ſonſt ſehr aufgeklärt denkt, dieſe Methode in der Vorrede aus ſehr unbedeutenden Gründen noch in Schutz genommen hat. Es iſt gar nicht davon die Rede, ob die zehen Gebote der Materie nach noch gültig ſind, ſondern ob ſie einen Grundriſs der *chriſtlichen Sittenlehre* ausmachen könne, und ob es ſchicklich ſey, alle Pflichten mühſam hineinzuſchieben, von welchen ſelbſt nach den Lutheriſchen Erklärungen kein Wort darin ſteht, die Selbſtpflichten und Socialpflichten unter einander zu mengen, die allgemeinen Pflichten von den hypothetiſchen ſo zu trennen, daſs jene nach den 10 Geboten im Anfange und dieſe nach der Haustafel am Ende des Unterrichts abgehandelt werden, und überhaupt die natürliche Ordnung der Materien, welche den Unterricht nothwendig ſehr erleichtern muſs, zu ſtohren und Materien zu trennen, die doch zuſammen gehören, die ganze Glaubens- und Sittenlehre in die drey erſten Hauptſtücke zuſammen zu drängen und von drey Beſſerungsmitteln und einer Gebetsformel in drey beſondern Hauptſtücken zu handeln, ſich endlich bey Dingen aufhalten, und ſie drehen und wenden zu müſſen, die man ſonſt übergehen könnte. Der Vorzug der Katechismen, welche eine freye Ordnung gewählt haben vor denen, welche den Katechismus Lutheri zum Grunde legen, fällt einem jeden leicht in die Augen. Daſs Luthers Katechismus noch ein kirchliches Anſehen hat, thut zur Sache nichts, denn er kann immer noch am Ende angehängt und bey dem letzten Unterricht erklärt werden, wie das auch bey mehrern Katechismen geſchehen iſt.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Verſuch einer Naturgeſchichte der Krabben und Krebſe nebſt einer ſyſtematiſchen Beſchreibung ihrer verſchiedenen Arten*, von *J. F. Herbſt.* Zweyten Bandes Erſtes Heft. 1791. 6 Bog. gr. 4. Tab. XXII – XXV. illum. (2 Rthlr. 12 gr.) ſchwarz (1 Rthlr. 12 gr.). Zweytes Heft. 1792. 4 Bog. Tab. XXVI – XXIX. (der nämliche Preis). Drittes Heft. 1793. 4 Bog. Tab. XXX – XXXIII. (derſelbe Preis).

Der Vf. theilt in dieſem höchſt wichtigen naturhiſtoriſchen Werke die Krebſe in folgende ſechs Familien ein: 1) *Kurzſchwänze* oder Krabben; 2) *halbe Langſchwänze*; 3) *Weichſchwänze*; die zwar einen langen, aber von Schildern entbloſsten, Schwanz haben; 4) die eigentlichen *Langſchwänze*; 5) die *Geſpenſtkrebſe*, mit ſehr langem Schwanz, kurzer Bruſt, und mit Scheeren, die nur einen Finger haben, der bald einfach, bald mehreremal geſpalten iſt; 6) die von Pallas ſogenannten *Garneelaſſeln*, die mehr als acht Füſse und oft gar keine Scheeren haben. — Die Beſchreibung der erſten Familie iſt im I. Band vollendet. In dieſem II. Band wird nun die Beſchreibung der übrigen, nach der angegebnen Ordnung, fortgeſetzt.

I. Heft. Zuerſt von der zweyten Familie, den *halben Langſchwänzen*. Die Anzahl der zu dieſer Familie gehörigen bekannten Arten iſt noch zu klein, um ſicher beſtimmte Familien Kennzeichen angeben zu können. Indeſſen hat doch der Vf. diejenigen Kennzeichen vorausgeſchickt, die er von den ihm bekannten Arten abſtrahirt hat. Es ſind ſieben Arten dieſer Familie beſchrieben. Einige derſelben, die wir mit * bezeichnen wollen, ſind zugleich abgebildet. 1. *Cancer Raninus* *. Linné ſagt in dem Citat Lin. Muſ. Lud. Ulr. (wo 430 ſtatt 130 geſetzt werden muſs): *Margo anticus in quinque lacinias ſectus, quarum exteriores bipartitae, triſido-palmatae*, welches mit der Abbildung nicht ganz übereinſtimmt. Ob dieſs die Urſache ſey, warum Fabricius dieſe Figur in ſeiner Ent. Syſt. nicht angezogen hat, können wir nicht beſtimmen. Indeſſen hält Rec. doch die Abbildung für den wahren Linnéiſchen C. Raninus. 2. *Cancer dorſipes* *. Der Vf. iſt nicht ganz gewiſs, ob es der wahre Linnéiſche dieſes Namens ſey. Auch wir zweifeln an der Identität, ſo viel ſich aus der Vergleichung der Linnéiſchen Beſchreibung mit der des Vf. beurtheilen läſst. In ſolchen Fällen iſt es wirklich am ſicherſten, dem abweichenden Natural einen andern Namen zu geben. Wenigſtens machen dann doch die allzeit fertigen Citatoren nicht ſogleich davon einen übeln Gebrauch. Auch Fabricius citirt dieſen Herbſtiſchen Krebs in ſeiner Ent. Syſt. nicht bey ſeiner *Hippa dorſipes.* 3. *Cancer teſtudinarius* *. Wahrſcheinlich eine neue Art, da ſie von der citirten Gronoviſchen Abbildung doch in einem nicht ganz unweſentlichen Stücke abweicht. Uebrigens bemerken wir, daſs *Canc. teſtudinarius* und *C. emeritus* im Text ihre Stellen vertauſchen, und in den Citaten der Abbildungen T. XX. f. 3. zu *Cancer emeritus* und f. 4. zu *Cancer teſtudinarius* geſetzt werden müſſe. 4. *Canc. emeritus.* Der Vf. citirt den Gronov, welchen auch Linné und Fabricius bey dem ihrigen anziehn. Gronov ſagt von dem Seinigen, daſs die Fühlhörner ſehr kurz und zart ſind. Dieſs veranlaſst Hn. H. zu ſagen: „die Fühlhörner „müſſen bey ſeinem Exemplar abgebrochen geweſen „ſeyn, oder ſein Emerita iſt nicht der meinige, denn „die Fühlhörner ſind vielmehr ſehr groſs.“ Erſteres iſt doch eine mehr als gewagte Vorausſetzung. Rec. hätte ohne alle Umſtände den Herbſtiſchen *C. emeritus* als eine neue Art aufgeführt, und dabey ganz ruhig abgewartet, bis jemand den ſchweren Beweis geführt hätte, daſs er der nämliche mit dem des Gronov ſey. Es iſt der Wiſſenſchaft nicht ſo nachtheilig, eine ſchon bekannte Art als neu aufzuführen, als neue Arten für bereits bekannte auszugeben. Der Unterſuchungsgeiſt wird bey dem letztern Wege mehr eingeſchläfert.

5. 6. 7. Canc.

Digitized by Google

7. *Cancer adactylus*, *ſcaber* und *varioloſus* gehören zur Fabriciſchen Gattung Hippa und ſind aus Mangel der Originale bloſs beſchrieben. Nun folgt in demſelben Hefte die dritte Familie, die *Weichſchwänze* oder die Fabriciusſche Gattung *Pagurus*. Da aber Fabricius den entbloſsten Schwanz gar nicht als ein Kennzeichen ſeiner Gattung angibt, ſo kommen unter der ſeinigen auch welche vor, die nach unſers Vf. Syſtem in eine andere Familie gebracht werden müſſen. Eine Haupteigenſchaft dieſer Familie iſt, daſs ſie ihren weichen Schwanz in Schneckenhäuſern verbergen. Zu dem Ende haben ſie am Ende des Schwanzes eine hartſchaaligte doppelte Klaue, womit ſie ſich in dem unterſten zugeſpitzten Ende des Gewindes feſt halten. Die hieher gehörigen Arten ſind: 1) *Cancer Bernhardus* *. 2) *C. Diogenes* *. — Auch bey dieſem zweifelt der Vf. ob er der wahre ſey, und das nicht ohne Grund; dem unerachtet paſſiert er hier unter der Firma Diogenes. — 3) *C. Miles* *. 4) *C. Clibanarius* * neu. 5) *C. clypeatus* *. 6) *C. Sclopetarius* * neu, 7) *C. oculatus*. 8) *C. Tympaniſta* * und 9) *C. Tibicen* * beide neu. Bey *Tibicen* iſt f 6. im Citat auf die Abbildungen in f. 7. und bey 10. *C. Hungarus* * f 7. in f. 6. zu verändern. 21. *C. excavatus* * neu. — Bloſs beſchrieben ſind 11. 12. 13. *C. Eremita*, *tubularis*, *Caput mortuum* L. et F. 14. 15. *C. alatus* und *araneiformis*. F. 16. 17. 18. 19. *C. Scaevola ambidexter*, *lagopodes*, *tinctor* Forskål. 20. *C. Bahamenſis* Catesby. — — In dieſem Hefte fängt auch noch die Beſchreibung der vierten Familie, der *langgeſchwanzten Krebſe (Aſtaci)* an, die der Vf. unter folgende Unterabtheilungen bringt: a) mit ordentlichen Scheeren, deren Finger von gleicher Länge ſind; b) deren Scheeren nur einen einzigen eigentlichen Finger haben; c) nur mit einer Klaue und an der Stirn zwey Blätter; d) anſtatt der Scheeren zwey lange ſtarke Fühlhörner. — Zur *erſtern Abtheilung* liefert das I. Heft: 1) *C. Latro* *. Die Abbildung iſt nach dem Seba. 2) *C. Aniculus*. 3) *C. Aſtacus* *. 4) *C. Gammarius* *.

II. Heft. Fortgeſetzte Beſchreibung der erſten Abth. der 4ten Familie: 5) *C. capruſis* * neu. 6) *C. ſtrigoſus* *. Rec. will zwar nicht beſtreiten, daſs die aus dem Sulzer angezogne Abbildung hieher gehöre, muſs aber doch bemerken, daſs die Füſse der Sulzerſchen Abbildung nicht mit Dornen beſetzt ſind, auch fehlt ihr das letzte Fuſspaar, das aber nach des Vf. Bemerkung den meiſten Exemplaren mangelt, da es ungemein klein und dünne iſt, daher leicht abbricht. Die Sebaſchen Figuren haben auch noch ein Paar lange Freſsſpitzen, wovon in der Herbſtſchen Abbildung keine Spur zu finden. 7) *C. Norwegicus* *. Im Citat *Ol. Wormii Muſ.* (wo 247 ſtatt 249 geleſen werden muſs) wird geſagt: „*in dorſi cruſtis notae conſpiciuntur nigricantes, quae priſcas Monachorum literas quodammodo referunt, utrinque ſex, quarum prima a cauda numeranda T, quarta et quinta L., ſexta I utcunque exprimunt, ea figura, qua in vetuſtis manuſcriptis codicibus viſuntur.*" Mit einem ziemlichen Grade der Einbildungskraft möchte ſich dieſe Aehnlichkeit wohl finden. 8) *C. Squilla* *. 9) *C. Jamaicenſis* *. 10) *C. Bamſſus* *. 11) *C. Carcinus* *. Die Scheeren der Sebaſchen Abbildung ſind ungefähr ſo lang als der Körper vom Kopfe bis zum Ende des Schwanzes; in der nach Originalen gemachten Abbildung unſers Vf. ſind ſie um die Hälfte länger; dem unerachtet zweifeln wir nicht, daſs ſie einerley Krebs vorſtellen. 12) *C. Narval* *. Die zwey Paar Scheeren, welche dieſer Krebs haben, und die lang ſeyn ſollen, finden ſich an der mitgetheilten Abbildung nicht. 13) *C. innocuus* *. Dabey wird Gronov citirt, der ihn allein beſchrieben haben ſoll. Ob nun die Herbſtſche Abbildung auch daraus genommen oder nach einem Original verfertigt worden, können wir nicht beſtimmen, da wir jenes Werk nicht beſitzen. Es würde doch von groſsem Nutzen ſeyn, wenn man darüber nicht im Zweifel bliebe. Zuweilen führt Hr. H. an, daſs ſich das Original in ſeiner Sammlung befinde, und dann darf man freylich vermuthen, daſs die Abbildung darnach gemacht, oder daſſelbe wenigſtens beym Abbilden mit zu Rathe gezogen worden ſey. Da er aber dieſs bey manchem, was er doch wirklich beſitzt, nicht bemerkt, ſo bleibt man immer zweifelhaft. 14) *C. Pennaceus* L. 15) *C. aculeatus* Ott. Fabr. 16) *C. carinatus* F. 17) *C. rugoſus* F. 18) *C. gregarius* F. 19) *C. Cancharus* L. Die Beſchreibung iſt aus dem Muſ. Lud. Ulr. genommen. Das „*Foliola margine piloſa: intermedio emarginato*" würden wir nicht die Floſſen — in der Mitte ausgerundet — ſondern *die mittlere ausgerandet*, überſetzen. *Depreſſae* heiſst nicht zuſammengedrückt, ſondern *platt* oder *niedergedrückt*, wie es auch Hr. H. ſelbſt ſchon an andern Orten richtig überſetzt hat. Dieſe Anmerkungen ſind nichts weniger als Mikrologie, weil die Verſchiedenheit dieſer Ueberſetzungen einen ganz andern Sinn gibt. 20. 21. 26) *C. Jublucanus*, *C. Acanthurus* und *C. Kerathurus* Forskål. 22) *C. Carabus* L. 23. 24. 25) *Cancer amplectens*, *C. coeruleſcens* und *C. fulgens* Fabr. — Die *zweyte Unterabtheilung* der vierten Familie enthält ſolche Krebſe, welche zwar in Anſehung ihrer ganzen Geſtalt den vorigen gleichförmig ſind, aber an den Scheeren merklich abweichen. Gewiſſermaſsen haben dieſe nur einen Finger; dieſer iſt eine bewegliche Klaue, die gemeiniglich eine Zahne hat, ſondern ſich an den Vorderrand der abgeſtutzten Hand wie die Klinge eines Taſchenmeſſers in ſeine Schaale legt. Dieſer Klaue pflegt gemeiniglich gegen über ein kurzer Zahn zu ſtehen. Hieher gehören: 27) *C. Elephas* *. 28) *C. Boreas* * mit einer vergröſsert abgebildeten Scheere. Rec. hat dergleichen vergröſserte Abbildungen mancher Theile öfter gewünſcht. 29) *C. Crangon* *. Rec. bemerkt bey dieſer Gelegenheit, daſs in der Beſchreibung F. Svec. 2035 von dieſem Krebs Zeile 4 *a praecedenti* anſtatt *a ſequenti* geleſen werden müſſe. Denn der darauf folgende iſt *C. Norwegicus*, der mit jenem gar nicht verglichen werden kann und vielmal groſser iſt, da er doch nach der Beſchreibung beym *C. Crangon* kleiner ſeyn ſoll, welches mit den noch übrigen angegebenen Unterſcheidungsmerkmalen beym vorhergehenden dem *C. Squilla* richtig zutrifft. Dergleichen Irrthümer hat Rec. in der Fauna ſchon mehr bemerkt, die man ſich

Digitized by Google

auch dadurch ſehr natürlich erklären kann, daſs nach den eingetragenen Vermehrungen zur alten Ausgabe, das nicht in der alten verändert worden, was wegen des Einſchaltens verändert werden muſste, oder daſs es durch ein Verſehn nicht an den rechten Ort eingetragen worden. 30. 31. 32) *C. varius, hiſtrio* und *Tettigonus.*

III. Heft. Erſtens die Fortſetzung der zweyten Unterabtheilung der vierten Familie: 33. 34) *C. malabaricus* und *C. Grönlandicus* Fabr. — Dann die *dritte Unterabtheilung*; Krebſe, die anſtatt der Scheeren zwey über einandergehende gezähnte Blätter an der Bruſt haben, oder *Scyllari* Fabr. Dahin gehören: 35) *C. Arctus* *. 36) *C. Urſus major* *. Hier herrſchen einige Verwirrungen. Linné und nach ihm Fabricius ziehn bey ihrem *Arctus* Seb. Muſ. t. 20. f. 1. an. Dieſe Figur kömmt der Herbſtſchen Abbildung des *Urſus major* nahe, die er auch bey demſelben citirt. Die Linnéiſche Beſchreibung vom *Arctus* ſcheint indeſſen auf keinen genau, doch aber noch eher auch auf den Herbſtſchen *Arctus* als auf den Linnéiſchen nach der Sebaſchen Figur zu paſſen. Es könnte daher doch wohl ſeyn, daſs der Herbſtſche *Arctus* f. 1. auch der Linnéiſche wäre, und daſs nur Linné bey dem ſeinigen den Seba unrichtig angezogen hätte. 37) *C. Urſus minor* *. Gesner hatte ihn freylich *Urſa minor* genannt; aber der Vf. hätte uns ſchicklichere Benennungen als die, des *groſsen* und *kleinen Bär*, geben können. Unter *Urſus major* und *minor* denkt man ſich Abänderungen einer Art, welche *Urſus* heiſst. 38) *C. auſtralis* F. Ferner die *vierte Unterabtheilung*. Dahin ſind gebracht: 39) *C. Homarus* *. Rec. zweifelt gar nicht, daſs dieſer Krebs mit dem aus dem Seba angezognen einerley ſey. Doch war ihm die Verſchiedenheit in der verhältniſsmäſsigen Länge der Fühlhörner unter beiden auffallend, da der Herbſtſche nochmal ſo lange Fühlhörner hat als der Sebaſche. 40) *C. longipes* *. 41) *C. polyphagus* * neu. 42) *C. Neptuni* Lin. Ap. Der Vf. iſt noch ungewiſs, ob er zu dieſer Familie gehöre. — — Noch wird in dieſem Hefte die Beſchreibung der *fünften Familie* angefangen, welche die *Geſpenſtkrebſe* oder *Squillen* enthält. Da wir unter den Inſecten bereits eine Gattung *Mantis* haben, ſo hat Hr. H. gar nicht wohl gethan, dieſer Familie der Krebſe den nemlichen Namen beyzulegen. Es war ſchon übel, daſs der bereits unter den Gewürmen exiſtirende Gattungsname *Strongylus* auch zu einem Gattungsnamen bey den Inſecten angewendet wurde, aber weit übler iſt einerley Gattungsname in der nemlichen Claſſe des Thierreichs. Denn wenn nun künftig von Mantis geredet wird, ſo muſs immer hinzugeſetzt werden, ob von der Heuſchrecken oder Krebsartigen Mantis die Rede ſey. Die zu dieſer Familie gehörige Arten ſind: 43) *C. digitalis* * iſt Squilla Mantis F. Die Benennung iſt verändert worden, weil der Name Mantis für eine Gattung verbraucht iſt. 44) *C. arenarius* * Fabr. hat ihn in ſeiner Ent. Syſt. unter dem Namen *Squilla arenaria* aufgenommen. Die Abbildungen in dieſen Heften ſcheinen uns nicht alle mit dem Fleiſse gemacht zu ſeyn, wie die der vorhergehenden. Wir ſind indeſſen auch überzeugt, daſs dieſs nicht immer in der Gewalt des Vf. ſtehe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg*, b. Mayer: *Ueber anonymiſche (anonyme) Schriften und deren Geſetzwidrigkeit.* Ein Kapitel aus dem Bücherrechte. Von *Judas Thaddäus Zauner.* 1794. 47 S. 8. (3 gr.) — Nachdem auf 32 S. aus älteren Reichsgeſetzen bewieſen iſt, daſs, wo nicht der Verfaſſer, doch der Verleger und der Druckort einer Schrift auf dem Titel derſelben angegeben werden müſſe, und ein Kaiſerliches Circularſchreiben von 1793 angeführt worden, in dem dieſe Geſetze wieder aus der Vergeſſenheit gezogen werden, wendet ſich der Vf. zu den *politiſchen Gründen*, auf denen das Verbot anonymer Schriften beruhen ſoll, und ſetzt ſolche in der dadurch ſicher zu bewirkenden Einſchränkung der Vielſchreiberey überhaupt und der Anzahl der anſtöſsigen Bücher insbeſondere. So unwahrſcheinlich es nun iſt, daſs die vielen deutſchen Staaten über dieſen Punkt je einerley Maaſsregeln ergreifen ſollten: ſo wenig ſcheint auch aus jenen ungewiſſen politiſchen Gründen das Recht der Regierungen, die Anonymität der Schriften zu verbieten, entwickelt werden zu können, und ganz unmöglich würde es immer bleiben, wenn man nicht die Preſſen zum Regale machte, der falſchen Münze zu ſteuern und der *Pſeudonymität* des Autors, Verlegers und Druckorts Einhalt zu thun, durch welche ſelbſt das allgemeine Verbot ſeinen Endzweck verfehlen würde. Eine andere Frage möchte die ſeyn: ob ein Autor, der ſich nicht nennt, und doch Facta bekannt macht, deren Werth mit dem Gewicht ſeiner Glaubwürdigkeit ſteigt und fällt, ſich und ſeine Schrift nicht ſelbſt herabſetzt, und die letztere hiedurch ihres ſonſtigen Einfluſſes groſstentheils beraubt; aber der Verluſt würde immer unerſetzlich und ohne Vergleich gröſser als der Nachtheil *gemiſsbrauchter* Anonymität ſeyn, wenn man die erſten Verſuche des ungeprüften und daher zaghaften Talents durch neugieriges Forſchen nach dem, aus Beſcheidenheit oder furchtſamer Eitelkeit ſich verbergenden, Autor in der Geburt erſtickte, und die vielen guten Köpfe, die in Verhältniſſe verwickelt ſind, welche ihrer Freymüthigkeit Feſſeln anlegen, auch noch verhinderte, *ungenannt* neue Ideen zu verbreiten und auf dieſe Art unentgeldlich den Schatz gemeinnütziger Kenntniſſe zu vermehren, deren Auswechſelung nicht ſelten aus *politiſchen Gründen* unerlaubter Schleichhandel genannt und gelegentlich gerügt wird, wenn die Aufklärung auf Gegenſtände fällt, denen die Finſterniſs vortheilhaft iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Gotha, b. Ettinger: *Theophanis Nonni* Epitome *de curatione morborum.* Graece et latine, ope codicum manuſcriptorum recenſuit notasque adjecit *Jo. Steph. Bernard.* 1794. XL u. 463 S. 8.

Die letzte und unſtreitig vollendetſte Arbeit eines der gelehrteſten unter den neuen Aerzten, mit welcher der Verleger gewiſs allen Philologen und Literatoren ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht hat. Der verſtorbene Vf. hatte eine beſondere Vorliebe für die *neuen* griechiſchen Aerzte, die ſie wahrlich nicht verdienen, da ſie mehr oder weniger aus den ältern Vorgängern geſchöpft haben. Aber dieſe ſonderbare Vorliebe für die unwiſſenden Schriftſteller des Mittelalters hat auch ſelbſt unſre Landsleute, *Ackermann* und *Bernhold*, bey ihren gelehrten Arbeiten geleitet. Rec. weiſs den Fleiſs ſehr zu ſchätzen, den dieſe Männer auf ihren *Priſcian*, *Scribonius Largus*, *Apulejus* und *Apicius* verwandten; aber hätten ſie nicht ihren kritiſchen Fleiſs an Schriftſtellern eines beſſern Zeitalters weit würdiger üben können? Sind *Caſſius* der Jatroſophiſt, *Paul* von Aegina, *Alexander* von Tralles und ſelbſt *Aetius*; ja iſt *Galen* ſchon ſo bearbeitet, wie ſie es verdienen? Bey jenen neuern ſehr gelehrten Ausgaben geht der *praktiſche* Arzt völlig leer aus. Dieſer wird, Rec. muſs es leider geſtehen, auch aus unſerm *Theophanes* nichts lernen. Denn der letztere iſt faſt der ärgſte und gewiſſenloſeſte von allen Compilatoren des Mittelalters; und Rec. hat ſich ſehr darüber gewundert, wie B. ſich in der Vorrede gegen dieſe Behauptung ſträuben kann, und doch faſt unter jedem Kapitel die Vorgänger angibt, aus welchen *Theophanes* oft wörtlich ſeine empiriſche Weisheit genommen. Der Schriftſteller wurde ſonſt gewöhnlich *Nonus* genannt. In einigen Handſchriften heiſst er *Theophanes*. In der Vorrede zeigt B., daſs er *Nonnus*, ein Mönch, genannt werden müſſe. Er lebte im zehnten Jahrhundert, und verfertigte auf Befehl *Conſtantins VII* πορφυρογεννητος, dieſe Epitome. Rec. ſetzt noch hinzu, daſs dieſer *Theophanes* höchſt wahrſcheinlich der Πρωτοβεσταρχης gleiches Namens am byzantiniſchen Hofe war, deſſen Georgius *Cedrenus* (Chronic. p. 625. ed. Paris) beym Jahr 917 erwähnt. Die Würde eines Protoveſtarchen, oder Garderobenmeiſters, ward, wie *Conſtantin* in ſeinem Ceremonien-Buch ſelbſt, und *Du Cange*, bezeugen, den Leibärzten oft ertheilt. Es wäre überdies zu wünſchen, daſs B. in der Vorrede kurz den Geiſt des Zeitalters und die Beſchaffenheit der Medicin im Orient zu den Zeiten des *Theophanes* geſchildert hätte, wozu ihm ſeine reiche Beleſenheit den beſten Stoff dargeboten haben würde.

Der Text ſelbſt, mit gegenüber ſtehender Verſion, iſt ziemlich treu und richtig abgedruckt. Der Verleger rühmt die genaue Aufſicht, welche zwey junge Männer, *Gumpert* und *Sparr*, auf die Correctur verwendet hätten. In den Noten kommen indeſſen mehrere Druckfehler vor; beſonders iſt der bekannte *Balduin Ronſſeus* beſtändig *Rouſſeus* gedruckt. Daſs der Text vollkommen emendirt wäre, können wir nicht geradezu behaupten. *Bernard* konnte vier Wiener, und einen Pariſer Codex benutzen. *Ferro* verſchaffte ihm Abſchriften der erſten, und *Villoiſon* durch einen Griechen *Cores*, eine treue Copie des Letztern. Dieſe Pariſer Handſchrift iſt auch unſtreitig die richtigſte, und der Herausgeber hat, mehrentheils nach ihr, die ſinnloſen Stellen verbeſſert. Aber er hat dies nicht oft genug, und nicht mit hinreichender Freymüthigkeit gethan. Hievon wollen wir Beweiſe anführen. S. 6. hätte nach συναγωγης; nothwendig γραψαι βουλομενος; aus dem Pariſer Codex aufgenommen werden müſſen. Ebendaſelbſt σαφηνειας πασης, beſſer σαφ. πασαν την ἰατρικην. S. 102. ſteht das ſinnloſe κατεωναν im Text. Warum nicht gleich καταιοναν? S. 120. könnte εὐκρατου τονου ὀντος leicht in εὐκρατου του νου ὀντος, S. 170. πωματα ἀπαρετοις leicht in πωμ. παρετοις. S. 172. προσεσμουμενον in προσδεσμουμενον. S. 206. κεκαυμενου του σωματος in κεκ. του ὀμματος, S. 214. δια τα ὑγρα in διαιτη ὑγρα umgeändert werden. S. 239. iſt ſicher μεθ' ὑδατος ausgelaſſen. S. 328. muſs παχυτητας; offenbar τραχυτητας heiſsen. S. 372. iſt και κουφιζομενην ganz unverſtändlich. Warum nicht gleich μη κουφιζομενων? S. 456. iſt ὁμοτριβες; ἐλαιον augenſcheinlich ὠμοτριβες ἐλαιον. An andern Orten iſt der Vf. zu keck, und möchte gern etwas ausmerzen, was doch, dem Gefühl das Rec. zufolge, ſtehen bleiben muſs. S. 123. ἐμφορουμενοι των σαρκων, von Wahnſinnigen. *Bernard* glaubt, dieſer Ausdruck ſey aus einem *Gloſſema* entſtanden. Warum nicht gar? *Lucian* ſagt: ἐμφορεισθαι των ὀψων: auch iſt dies Wort bey einer unmäſsigen Begierde zu ſeltſamen Speiſen ſehr gewöhnlich. S. 200. will er βαττου φυλλα in βα. του φ. verandern. Das möchte hingehn. Doch war das Blatt des σιλφιου, ſowohl unter dem Namen μασπετου, als auch unter dem Namen του βαττου bekannt. (*Salmaſ.* exercit. in Solin. p. 254.) S. 412. verſteht *Bernard* das θατσοροφον gar nicht. Er läſst es unüberſetzt, oder will es in την δια ῥοβων, oder gar in ὠον ῥοφητον verändern. Rec. läſst es ſtehen; es iſt *Sempervivum globoſum* Jacquin. ἀειζωον ὁ θασσει τοις ὀροφοις, *quod inſidet muris et tectis:* die ſüdliche Hauswurzel.

Digitized by Google

Was die zahlreichen Noten betrifft, ſo enthalten ſie einen reichen Schatz antiquariſcher und philologiſcher Gelehrſamkeit, den man zwar mit vieler Mühe zu entdecken ſuchen muſs, der aber die darauf verwandte Mühe anſehnlich belohnt. Rec. will auf einige Stellen aufmerkſam machen. S. 11. von dem täglichen Salben des Kopfes bey den Alten. S. 16. Daſs man in den Bädern allerdings gegeſſen habe. S. 51. Ueber den Begriff, den man in ſpätern Zeiten mit dem Ausdruck *Φυσικη δυναμις* verband. S. 67. und an mehrern Orten über die äuſsern Verhältniſſe der Aerzte bey den Griechen. S. 70. Ueber die Sage, daſs die Datteln Kopfſchmerzen machen. S. 72. Die Sitte ſich zu bekränzen, wurde von den Chriſten anfangs, als heidniſch, verworfen, zu *Sidonius Apollinaris* Zeiten aber wieder angenommen. S. 81. Daſs αυτο öfters ὁλον bedeute. Vergl. II. β. 233. δ. 98. S. 86. und an vielen andern Orten, über die eigenen Fehler der Abſchreiber, η in ην, ει in η zu verändern, die Geſchlechter zu verwechſeln, die Anfangsbuchſtaben wegzulaſſen. S. 108. wird richtig bemerkt, daſs die Alten ganz andere Pflanzen unter denſelben Namen beſchreiben, als wir. S. 130. πολυαρχιον ſey διχάημα. S. 134. Ueber den Unterſchied zwiſchen παλαιος und ἀρχαιος. S. 138. παιδεος heiſst im Plural auch *vices*. S. 139. Unterſchied zwiſchen καμινων und νοσων, aus *Chryſoſtom.* in Pſalm. 8. S. 159. Ueber die Schiffsnägel, als *phyſiſche* Mittel. S. 161. Im 4ten Jahrhundert unterſuchte man die Wunden oft nur mit den Fingern. S. 190. Τζιμουριον, welches *Martius* nicht überſetzen konnte, ſey ein *Holzbock*. S. 234. Ueber die Trypheren, richtig durch τα τρυφερα Φαρμακα erklärt. S. 244. Die Fabel des Proteus mediciniſch und ſehr ſinnreich erläutert. S. 246. Νυκταλωψ hat eine entgegengeſetzte Bedeutung: bald heiſst es das Unvermögen am Tage, bald die Unfähigkeit in der Dämmerung zu ſehen. S. 340 Ueber den Gebrauch der Hundsmilch. . . Gelegentlich werden auch Stellen in andern alten Werken verbeſſert, und oft ſehr glücklich, z. B. S. 79. *Homer.* hymn. in Apoll. v. 49. και πιοτερη περ ἐουσα in κ' ἠπιοτερη π. ε. *Tryphiodor.* de excid. II. v. 149. ὡ μεν ἑκαστος in ᾧ κ' ἑκαστο. S. 456. *Aret.* acut. II. 8. κατα την ἀρχην in κ. τ. ῥαχιν.

Was aber in dieſen Noten vorzüglich Tadel verdient, ſind die auffallenden Spuren von Mangel an Sachkenntniſs bey dem gelehrten *Bernard*. Die Medicamente hätten die umſtändlichſte Erörterung verdient, und dieſe übergeht er entweder trockenes Fuſses, oder beruft ſich ſtatt aller Neuern auf den *Dioſkorides* oder *Mattioli*. Ueber die Euphorbien, das Alcyonium, den kyrenaiſchen Saft erfährt man gar nichts. Offenbare Unrichtigkeiten ſind unter andern folgende: S. 134. „Der armeniſche Stein ſey eine Bolus-Erde geweſen." Nichts weniger! Es war mit Bergblau durchzogener Kalkſtein, der oft Glimmer und Quarzkörner enthält, und von den Alten, wegen des Kupfergehalts, in geringen Gaben als Brechmittel gebraucht wurde. S. 145. „*Avicenna* ſolle die Melancholie einen Dämon genannt haben." Nach den ſchlechten Ueberſetzungen des *Alpagus* etc. ſcheint es wohl ſo. Aber im Original wird *Dſchenun* geleſen, welches bloſs den Wahnſinn bedeutet. *Dſchenan* aber heiſst der Dämon. Man hat alſo Elif und Wau verwechſelt. S. 180. „Die Griechen hätten keinen Zucker gekannt." Nicht unſern Zucker, aber doch ein σακχαρον, oder ἅλς ἰνδικη, μελι καλαμινον, das *Tabaſchir* der Araber, aus dem Bambus-Rohr hatte man ſchon ſehr früh. Und ſelbſt unſern Zucker, aus dem Zuckerrohr, kannten die ſpätern Griechen. *Johann*, des Zacharias Sohn, und *Nicolaus Myrepſus*: denn die Saracenen pflanzten ſchon zu Ende des zwölften Jahrhunderts das wahre Zuckerrohr in Cyprus. (*Bongars geſta Dei per Francos*, vol. II. p. 270.). Sehr ſeicht iſt die Anmerkung S. 62. über die ἀναθυμιασις des *Heraklit*. S. 140. hätte leicht manche hiſtoriſche Nachricht über die Vertheilung der Seelenkräfte in einzelne Fächer des Gehirns angegeben werden können. S. 198. glaubt er, daſs das σταγμα ῥοδου doch wohl kein deſtillirtes Roſenwaſſer, ſondern Abkochung ſey. Dagegen ſtreitet zu vieles: für den abgekochten Saft hatte man weit mehrere Ausdrücke: aber σταγμα, von σταζω, kommt bey den Alten nie vor, und ſcheint alſo eine neuere Kunſt der Deſtillation voraus zu ſetzen, wovon dieſe Stelle im *Theophanes* die erſte Spur iſt. In einem Wiener Codex fand *B.* unter den Augenkrankheiten die Rubrik περι λοιμωδων ἑλκων. Er hält dies für die *Pocken*. Rec. zweifelt daran, weil man dieſe Rubrik ſonſt nicht unter die Augenbeſchwerden, ſondern unter die allgemeinen Krankheiten geſchrieben hätte. S. 50. ſteht im Texte: Βατραχει τιφρα μεθ' ὑγρας πισσης ἅμα ἀναλωθεισα. Dies ἅμα hält *B.* für einen Beweis der Neuheit des Schriftſtellers, aus welchem *Theophanes* dieſe Stelle genommen; die Alten hätten in dieſer Verbindung allemal ὁμου geſagt. *B.* erinnerte ſich wohl nicht an die Abhandlung des *Ariſtoteles* περι του ἅμα in den *Kategorien* (p. 46. ed. *Pac.*), wodurch auch dieſer Sprachgebrauch, als alt, gerechtfertigt wird.

Einen ſehr nachtheiligen Eindruck macht auch die zweckloſe Weitſchweifigkeit der Noten, in welchen ohne Geſchmack die Parallelſtellen der leichteſten und gewöhnlichſten Redensarten, bis zum Ueberdruſs, angehäuft ſind; z. B. S. 6. ſagt *Theophanes* μηδεν κατα δυναμιν των ἀναγκαιων ὑστερειν. *B.* ſetzt in die Note: *Marc.* IX. v. 22. ἀλλ' ἐι τι δυνασαι. S. 20. wird der Gebrauch des εἰς mit dem Accuſativ, ſtatt ἐν mit dem Dativ, unnöthig gelehrt erläutert. S. 73. weitſchweifig die bey den Griechen äuſserſt gewöhnliche Verwechſelung der Numerorum durch Beyſpiele bewieſen.

Uebrigens verdient der Verleger Lob, wegen des Aufwandes, womit er dies Werk ausgeſtattet hat. *Theophanes* ſelbſt iſt ſicher dieſes Aufwandes nicht werth.

Weimar, im Induſtrie-Comtoir: *Aſclepiadis Bithyni fragmenta.* Digeſſit et curavit *Chriſtianus Gottlieb Gumpert.* 1794. 188 S. 8.

Dergleichen Monographien, wie die vor uns liegende iſt, *haben ihren groſsen Nutzen*, weil die Verfaſſer derſelben, wenn es ihnen ſonſt Ernſt iſt, immer viel tiefer ſchöpfen, und ſich mehr in die Details der Geſchichte

Digitized by Google

ſchichte einlaſſen können, als es bey Werken, die einen gröſsern Zeitraum, oder gar den ganzen Umfang der Geſchichte beſchreiben, möglich iſt. Auch hat Hr. *Gumpert* ſo ſorgfaltig und treu gearbeitet, und ſo vorſichtig die Quellen benutzt, daſs wir dieſes Werkchen im Ganzen immer als ein Muſter anpreiſen konnen. Ein vorzüglicher Fehler aber, den er ſich zu Schulden kommen laſst, beſteht darin, daſs er aus Vorliebe für den Schriftſtller, deſſen Dogmen er aufſtellen will, bisweilen ihm offenbaren Beyfall gibt, wo die Grundſatze deſſelben doch augenſcheinlich irrig ſind. Er nimmt ihn z. B. S. 65. gegen den *Galen* in Schutz, wenn *Aſklepiades* keine Grundkraft des thieriſchen Körpers, als die *συγκρισεις των όγκων*, annimmt, und ſcheint die Inconſequenz gar nicht zu fühlen, die darin liegt, daſs die *όγκοι άποιοι* (*ohne Eigenſchaften*) ſeyn, und doch den Grund aller körperlichen Veranderungen enthalten ſollen. und daſs, nach dem Syſtem des *Aſklepiades* und der eleatiſchen Schule, zu welcher er gehorte, ohne allen Beweis, eine ewige Bewegung der Grundkörperchen ſtatuirt wurde. Dann ſcheint bisweilen Hr. G. abſichtlich die Irrthümer des *Aſklepiades* zu übergehen, z. B. bey dem Grundſatz, daſs durch die Kunſt des Arztes allein die Heilung der Krankeiten vollbracht werde. (*Cal. Aurel.* acut. I. 14.) Ein Grundſatz, der mit den übrigen Meynungen des Bithyniers vollkommen übereinſtimmt. Auch verdreht Hr. G. an manchen Orten die eigenthümliche Meynung des *Aſklepiades*, um ihr Beyfall zu verſchaffen, z. B. S. 65., wo die *πόροι* die Gefaſse, und die *όγκοι* überhaupt die feſten Theile des Körpers vorſtellen ſollen. Dies iſt durchaus dem Sinn des eleatiſchen Syſtems entgegengeſetzt. Hatte der Vf. *Galen.* de theriac. ad Piſon. p. 458. (ed. Baſil. graec.) genau angeſehn, ſo würde er in dieſen beträchtlichen Irrthum nicht verfallen ſeyn. Allein alle dieſe und noch mehrere Fehler können auf den bedachtſamen Leſer keinen nachtheiligen Einfluſs haben, da Hr. G. mehrentheils treu citirt (S. 140. Not. f. iſt ein falſches Citat, ſtatt p. 211. muſs es p. 215. ſeyn,) und der Leſer ſich alſo gleich ſelbſt von der Wahrheit oder Falſchheit ſeines Raſonnements überzeugen kann. Die Einrichtung dieſer Schrift iſt folgende. Zuvörderſt werden, *more majorum*, die gleichnamigen Männer, und zwar, welches Rec. ſehr billigt, nur die gleichnamigen Aerzte angeführt. Hiebey bemerkt Rec., daſs Aſklepiades *Pharmacion*, nach verſchiedenen Stellen im *Galen*, wirklich ſcheine ſpäter als *Andromachus* und *Dioſkorides* gelebt zu haben. Wahrſcheinlich gehört er in die Zeiten des Trajan. Den Beynamen eines andern Aſklepiades, *Philophyſicus*, glaubt Rec. von den *remediis phyſicis* oder abergläubigen Mitteln (Vergl. Schol. *Ariſtoph.* Plut. 884. *Reineſ.* V. L. III. 4.) herleiten zu müſſen, welche lange vor dem *Galen* ſchon in Rom beliebt waren, und die ein gewiſſer *Andreas* in Gang brachte. (*Galen.* facult. ſimplic. VI. p. 68.) Ueber das Vaterland unſers *Aſklepiades.* In der Iſagoge des *Pſeudo Galen* heiſst er *Κιανος*. Hr. G. zeigt aber, daſs *le Clerc's* Conjectur, der ſtatt deſſen *ἐκεῖνος* las, nicht ungegründet ſey. Zu *Cicero's* und *Craſſus* Zeiten kam offenbar *Aſklep.* nach Rom, alſo 100 Jahr vor Chriſto. . . Hr. G. ſcheint den *Plinius* ziemlich willkührlich benutzt zu haben. Er tadelt ihn ſehr bitter, daſs er den *Aſkl.* vorher zum Redner macht, und doch iſt dies auch aus andern, von Hn. G. ſelbſt nicht verſchwiegenen Zeugniſſen, ſo klar, daſs man nichts dagegen einwenden kann. Den Ruf des *Mithridats* an *Aſkl.* nimmt er auf das Zeugniſs des *Plinius* an: es fällt alſo *Aſkl.* Aufenthalt in Rom wieder auf 100 Jahr vor Chriſto, und doch verwirft er nachher, was *Plinius* von der *ſponſione Aſclepiadis cum fortuna facta, ne medicus crederetur, ſi unquam invalidus fuiſſet ipſe*, ſagt. Die Schriften des *Aſkl.* werden vollſtändig angegeben. . . Ueber die Philoſophie der Römer zur Zeit des *Aſkl.* S. 36. ſagt er: *Aſkl.* ſey einer der erſten geweſen, der das Syſtem des *Epikur* unter den Römern eingeführt habe: und doch behauptet er nachher, *Aſkl.* ſey kein Epikureer geweſen, und das epikuriſche Syſtem habe nie viel Beyfall in Rom gefunden. Was die letztere Behauptung betrifft, ſo wird dieſe durch *Cicero's* Schriften hinlänglich widerlegt. Wir berufen uns hier nur auf *fin. bonor. et malor.* I., wo es heiſst: *Et quod quaeritur ſaepe, cur tam multi ſint Epicurei, ſunt aliae quoque cauſſae: ſed multitudinem hoc maxime allicit, quod ita dici putat ab illo, recta et honeſta quae ſint, ea facere ipſa per ſe laetitiam, id eſt, voluptatem.* Auſser dem epikuriſchen Syſtem hat gewiſs der Synkretismus, aber am wenigſten die reine akademiſche und ſtoiſche Schule, Anhänger in Rom gefunden. Nie hatten die Römer Geſchmack an ſpeculativer Philoſophie; daher war ihnen das Syſtem des *Epikur* und der Synkretismus ſo angenehm. *Aſklepiades* ſelbſt aber konnte kein ächter Epikureer genannt werden, und alſo das Syſtem nicht in Rom einführen. Er hatte ſicher den Grundſatz des *Heraklides* von Heraklea angenommen, der aber ſo wenig Epikureer als Akademiker war, obgleich er den *Plato* gehört hatte. *Sprengel* hatte ſich (Geſch. der Arzneyk. Th. I. S. 436.) geirrt, wenn er den *Aſklepiades* zum ächten Epikureer machte. Auch hat er jetzt ſchon (Beyträge zur Geſch. der Medic. II. S. 76.) ehrlich widerrufen. Rec. glaubt noch beſtimmter angeben zu können, warum *Heraklides* von Heraklea und ſein ſpäterer Anhänger *Aſklepiades* keine ächte Epikureer ſeyn konnten. *Heraklides* lebte nemlich lange vor dem *Epikur*, der erſt ein Jahr nach *Plato's* Tode geboren wurde. Auch ſind die *όγκοι* des *Heraklides* und *Aſklepiades* ganz verſchieden von den Atomen des *Epikur*: denn die letztern ſind unveränderlich, jene aber ſind theilbar. Der *locus claſſicus* hievon iſt *Sext. Empir.* adv. phyſic. II. 318. Es ſcheint alſo ſowohl *Heraklides* als *Aſklepiades* mehr dem Syſtem des *Leukippus*, als dem epikuriſchen, angehangen zu haben. Aber ſehr zweifelhaft (Rec. will nicht ſagen, irrig,) kommt uns die Idee des Vf. vor, die auch *Ackermann* ſchon vor ihm vortrug, daſs ſowohl *Demokritus*, als auch *Epikur* ſelbſt, einen Unterſchied der Atome feſtgeſetzt haben, daſs nemlich die [illegible] vielleicht eine gröſsere Art von Atomen ſeyen. Die Stellen, beſonders *Lucretius* II. v. 132., ſind offenbar von der Entſtehung ſinnlicher Kör-

per

Digitized by Google

per aus unſinnlichen Principien zu verſtehen. Rec. erinnert ſich auch gar nicht, einen ähnlichen Gedanken der ältern oder ſpätern Epikureer geleſen zu haben. *Didymus* Zeugniſs beym *Euſebius* gilt ſo viel wie nichts. Die συγκρισεις ſind eben die Anhäufungen der Grundkörperchen, wodurch die ſinnlichen Körper zuſammengeſetzt werden. S. 75. hätte der Vf. den Ausdruck την ψυχην ειναι την γυμνασιαν των πεντε αισθητηριων, der im Geiſt des *Aſkl.* iſt, aus den *Defin. med.* noch ausführlicher erläutern ſollen. Es ſteckt viel Wahres darin. Endlich gibt Hr. G. die Definitionen und Kurmethoden einzelner Krankheiten nach dem *Aſkl.* an, worin Rec. ſeine Sorgfalt ebenfalls bewundern muſs. Aber die Erklärung des *Aſkl.* vom Fieber (*Sext. Empir.* adv. geometr. 5.) bleibt, nach allem, was Hr. G. darüber ſagt, unbegreiflich, und vielleicht hat ſie *Aſkl.* ſelbſt nicht verſtanden. Was iſt ἐνστασις? Was ſind die μερη του ὑγρου και πνευματος, ἃ συνηρανισται δι' αισθητα ἀνηρεμητα? Auch ſind merkwürdige Stellen des *Aſkl.* über die Alopecie und über die Verrenkungen aus innern Urſachen, abgedruckt.

Der lateiniſche Ausdruck iſt rein und richtig. S. 124. kommt ein barbariſches Wort, *miſcela*, vor, welches wenigſtens keine Auctorität hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Thomas: *Antoinette.* Ein Roman aus dem ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. 1794. 246 S. 8.

Ein Roman von ganz gewöhnlichem Schlage, voll Abentheuer, Unwahrſcheinlichkeiten und Abgeſchmacktheiten, die nur einen Neuling in dieſer Art von Lectüre einen Augenblick unterhalten können. Die geringſte Unwahrſcheinlichkeit iſt, daſs eine tugendhafte Frau ihren Liebhaber des Nachts in ihre Kammer beſtellt, um ihn abzudanken; aber was ſoll man zu dem Glücke dieſes nemlichen Liebhabers ſagen, welcher am Tage den ihm unbekannten Vater ſeiner Geliebten aus den Händen von Räubern rettet, in der darauf folgenden Nacht ihren Bruder, den er eben ſo wenig kennt, gegen den Ueberfall von Banditen vertheidigt, ihren Gemahl aus der feindlichen Gefangenſchaft, und endlich ſie ſelbſt aus einem Gefängniſſe befreyt, in welchem ſie ihren Tod erwartet? – Zu den Abgeſchmacktheiten gehört unter andern die Erſcheinung eines Geiſtes, welcher Rache gegen ſeinen Mörder fodert, ſich in einer rührenden Rede bey ſeinem Rächer bedankt, und ihm zur Dankbarkeit die Stunde ſeines Todes vorausſagt; eine Verurtheilung zum Tode ohne alle Beweiſe einer Uebelthat; ein Novize, welcher Beichte hört u. dgl. m. Daſs dieſe Siebenſachen eine Ueberſetzung, (wahrſcheinlich aus dem Engliſchen) ſind, verſchweigt der Titel; obſchon der Inhalt, die Art des Vortrags, und der deutſche Ausdruck ſelbſt gar bald zum Verräther werden. In folgenden Perioden zum Beyſpiel erkennt man den ſchleppenden Stil einer engliſchen Romanſchreiberin: S. 8. *Da nun* die ſchöne Antoinette *nur zu* gewohnt war, dem Beyſpiele ihres Gemahls zu folgen, und den Marquis weiter nicht kannte, als nach der Schilderung, die *ihr ihr* Gemahl von *ihm gegeben* hatte; *ſo war wohl* nichts natürlicher, als daſs ſie ebenfalls eine ſehr günſtige Meynung von ihm hegte u. ſ. w. S. 41. Er war überzeugt, daſs das Kammermädchen der Gräfin, dem er, *als deſſen Liebling*, manches anſehnliche Geſchenk gemacht hatte, etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Heinſius: *Verſuch über die Einrichtung einer Dorfordnung* auf Veranlaſſung der von Sr. kurf. Durchl. zu Sachſen deshalb bekanntgemachten Preisaufgabe von *Carl Gottfr. Theodor Chladenius*, Acciſinſpectorn, Senatorn und Rechtsconſulenten zu Hayn. 1791. 70 S. 8. (3 gr.) — Die Einrichtung einer Dorfordnung iſt unſtreitig von gutem Nutzen, wenn dabey vorſichtig genug zu Werke gegangen wird, damit nicht geringe Uneinigkeiten, die ſonſt hätten gütlich abgethan oder vergeſſen werden können, dadurch, daſs etwas darüber zu Papier gebracht werden ſoll, (womit der Landmann eine für ihn wohlgegründete Wichtigkeit verknüpft,) zu Streitigkeiten und Proceſſen Anlaſs geben. Der gegenwärtige *Verſuch*, (der beſſer *Anleitung* heiſsen könnte,) iſt in der erſten Perſon an den Bauer gerichtet, gibt ihm *Faulheit* und *Dummheit* (S. 21.) Schuld, wenn er verlorne Erb-, Fluhr- und Dienſtbücher nicht herſtelle, nennt S. 27. ein ordentlich eingerichtetes Gemeindebuch das *Orakel* des ganzen Dorfs, belehrt ihn (S. 29 bis 35.) über die Mängel ſeiner Viehwirthſchaft, dergeſtalt, daſs die hier geäuſserten ſeichten Vorſchläge *Gemeindegeſetz* werden ſollen, und ſagt (S. 11.): „Gelehrte und erfahrne Wirthſchafts„verſtändige haben, beſonders ſeit den letztverfloſſenen zehn Jah„ren, ſo viel zu Emporbringung eurer Feld- und Viehwirth„ſchaft im Drucke bekannt gemacht, daſs, wenn ihr nur nach dieſen „weiſen (?) Regeln hättet handeln wollen (?), ihr vielleicht dem „Ziele der Vollkommenheit (?) nahe ſeyn, und euch des beſten „Zuſtandes würdet haben erfreuen können." Es iſt ſo leicht nicht, mit dem Bauer zu reden, wer ihn wie ein Kind behandelt, über den lacht er, aber er folgt ihm nicht. Der Vf. hat die Schwierigkeiten in der Vorerinnerung gefühlt, aber nicht vermieden.

Nach dem Vorſchlag des Vf. ſoll ein Gemeindebuch in 4 Abſchnitten 1) von den Perſonen und Einwohnern des Dorfs, deren Obliegenheiten und Dienſten, 2) von den Beſitzthümern, Grundſtücken, Fluren und Grenzen, 3) von dem Viehſtande (eigentlich wohl bloſs vom Triftrechte), und 4) von allerley nöthigen Dorfnachrichten handeln. Die drey Beylagen gewähren Muſtere Beyſpiele von Dorfordnungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Schmidt: *Magazin der Kunſt und Literatur.* Erſter Jahrgang. I — IV. B. 1793. Zweyter Jahrgang. I — IV. B. 1794. 8.

Die beiden groſsen Gegenſtände, die in dieſem Magazin der Kunſt und Literatur in Betrachtung gezogen werden, ſind *die Illuminaten* und *die franzöſiſche Revolution.* Die Meynung des Herausgebers (Hn. *Hofſtätters* in Wien) und der übrigen Vf. beſteht kürzlich darin: es exiſtirt, im buchſtäblichen Sinne des Worts, eine *Verſchwörung* der Philoſophen und Schriftſteller, deren Urſprung ſich wohl noch über das Zeitalter des *Pomponatius* hinaus ſetzen läſst, und die zur Abſicht hat, alle bürgerlichen und kirchlichen Verfaſſungen umzuſtoſsen, dagegen aber den dogmatiſchen Atheismus und die — Univerſalmonarchie einzuführen. In unſern Tagen iſt es insbeſondere der Illuminatenorden in Deutſchland, den man als den Mittelpunkt jener Verſchwörung anſehen muſs, indem dieſer Orden die ganze Literatur (mit Einſchluſs der A. L. Z.) beherrſcht, und da, wie man hier mit Erſtaunen erfährt, ſogar der Plan zur franzöſiſchen Revolution von zwey deutſchen Illuminaten herrührt, die deswegen eigens nach Paris gereiſet ſind. — Eine ausführliche Widerlegung dieſer ſinnreichen Hypotheſe wird man von einem Rec. der A. L. Z. nicht erwarten. Wir beſchränken uns vielmehr auf einen bloſsen Bericht, wobey wir die eigenen Worte der Vf., ſo viel als möglich, beybehalten wollen.

Erſter Jahrg. 1 — 6. *Heft.* Einige Artikel, die Kunſt betreffend, können wir füglich überſchlagen. Es ſind ſehr wortreiche Beſchreibungen von Gemalden, woraus wenig zu lernen iſt; auch findet man deren nur in den erſten Stücken. — *Gleichheit der Menſchen.* Es wird, mit gehöriger Umſtandlichkeit, dargethan, daſs die Menſchen auf eine ſehr natürliche Weiſe in einen Zuſtand der Ungleichheit gekommen ſind. Ganz gut. Allein die Gegner ſagen, man frage nicht, was *geſchehen*, ſondern was *Rechtens* iſt. Dieſer Aufſatz iſt übrigens mit einer Mäſsigung geſchrieben, wogegen das gleich folgende ſonderbar abſticht. Hr. *H.* empfiehlt ſehr andringend „eine allgemeine Menſchen-„liebe, frey von dem ſchändlichen Geiſte der Verfol-„gung, von der gräſslichen Sucht zu verläumden und „anzuſchwärzen, und von den *Traumgeſichtern* (eu) „*angeblicher Verſchwörungen* etc." — *Religionsduldung.* Hier kommt nun die obgedachte Verſchwörung ſchon zum Vorſchein. Hr. *H.* fängt gleich mit dem Satze an: „Es gab Jahrhunderte, in welchen durch Intoleranz „die Throne (en) erſchüttert wurden; heute ſtürzen „ſie *durch Duldung* ein." — „Ich verſtehe die Men-„ſchenfreundin unter der frommen Maske, die alles dul-„det, nur das Chriſtenthum nicht u. ſ. f." Was für ein Chriſtenthum zunächſt gemeynt ſey, zeigt ſich bald hernach. „Die Biſchöfe ſtanden noch in einem engen „Bande mit dem Haupte der Kirche — — und *Män-„ner aus verſchiedenen Orden* hatten noch Zutritt in „den Häuſern der Groſsen, ſo wie ſie von dem Volke „geehrt und geliebt wurden." Sobald nun aber die Prärogative des Pabſtes eingeſchränkt, und die Mönche um ihr Anſehen gebracht waren, ſo war, wie jedermann von ſelbſt ſieht, nur noch ein Schritt bis zum Atheismus und zum Umſturz aller Staaten. (Hr. *H.* eifert hiebey gegen *die Feigheit des Volkes* in Frankreich, das ſogar ruhig zuſah, als ſich die conſtituirende Nat. Verſ. an den *Einkünften* der Geiſtlichkeit vergriff.) — *Die Univerſalmonarchie.* Wird des Weitern erzählt, wie es die Philoſophen anſtellten, um ſich den Weg zur Univerſalmonarchie zu bahnen. Einer ihrer ſchlimmſten Streiche war, daſs ſie ihr eigenes Project einem *ohnmächtigen* und *wehrloſen* Orden (den Jeſuiten) untergeſchoben, und ſodann deſſen Aufhebung bewirkt haben, „weil ſie wohl wuſsten, wie *kräftig* er (der obenge-„dachte *ohnmächtige* Orden) ſich dem Unfug entgegengeſtemmt haben würde." Hr. *H.* ſpricht von den Jeſuiten nie anders, als mit Begeiſterung. Als eine literariſche Merkwürdigkeit führen wir noch die Perioden S. 176 ff. an, weil ſie wahrſcheinlich die längſten in deutſcher Sprache ſind. — *Unterricht, Irreligioſität und Atheismus zu verbreiten, an die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts.* Dieſe geheime Inſtruction, die den Oberhäuptern der Verſchwörung ſelbſt in den Mund gelegt wird, iſt mit unter ziemlich ſtümperhaft und albern. Bemüht euch fürs erſte, heiſst es, Biſchöfe, *Mönche* und *Nonnen* lächerlich zu machen. „Dann „ſeyd unbekümmert, ihr habt *die wahre Toffana* ge-„reicht; Religion, Gewiſſenszwang, Aberglauben und „Moralität (das hat Hr. *H.* alles in Einem Sacke,) ſtirbt (ſterben) allmählich dahin u. ſ. f." Die Religions- und Thronenſtürmer werden angewieſen, ſich mit Proteſtanten und Janſeniſten (ſogar die abgeſchmackte Neckerey mit den letzteren kann Hr. *H.* nicht unterlaſſen,) genau zu verbinden; und im Uebrigen werden ihnen *Aufklärung, Toleranz* und *Preſsfreyheit*, als die eigentlichen Mittel, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, eifrig empfohlen. — *Die Seelengröſse.* S. 250. erhält Ludwig XIV wegen der Aufhebung des Edicts von Nantes den gebührenden Lobſpruch. — *Die Aufklärung.* Nach Hn. *H.* iſt unſere Aufklärung groſstentheils nichts als Täuſchung und Betrug. „Keinem Weiſen iſt es je in „den

Digitized by Google

„den Sinn gekommen, dem Volke in allen Stücken „wahre Aufklärung zu geben.“ Die Griechen und Römer waren aufgeklärt: „allein ihre Bemühungen gingen weder auf religiöſe Meynungen, noch auf Grübeleyen über Staatsverbeſſerungen hinaus.“ (Gut geſagt, Hr. *H.!*) Unſere Schriftſteller klären das Volk auf, um es gegen Kirche und Staat aufzuwiegeln, und dann deſſen Herren zu werden. Das iſt auch der Grund, wie Hr. *H.* verſichert, „warum man die Leute ſo fleiſsig *leſen lehrt.*“ Hr. *H.* gehört bekanntlich zu den Schriftſtellern, welche die neumodiſchen Schimpfwörter *Aufklärung*, *Aufklärer*, auch wohl *Aufklärerling*, immer in Bereitſchaft haben, um diejenigen, die ſie noch für etwas Schlimmeres, als für Diebe und Mordbrenner wollen gehalten wiſſen, damit zu brandmarken. Hiernächſt will aber unſer Vf. auch gar viel Neues und Gründliches über dieſen Gegenſtand vorgebracht haben. Allein wenn man ſeine verwirrten Vorträge von allem Nichtsſagenden, Schiefen, Uebertriebenen, oder gänzlich Unvernünftigen gereinigt hat; ſo bleibt höchſtens etwa der magere, und hoffentlich doch nicht neue, Satz zurück, daſs die Aufklärung gemiſsbraucht werden könne. Das Wenige, was von ſeinen Gedanken ſonſt noch haltbar iſt, trifft vielleicht eine gewiſſe Periode der franzöſiſchen Literatur, aber gewiſs nicht die deutſche, wenn man anders nicht einige, gröſstentheils ſehr unbedeutende, Schriftſteller für die deutſche gelehrte Welt ausgeben will. *Die bürgerliche Freyheit. Ein Geſpräch.* Der Vf. beweiſt ſeinem Freunde *A.*, einem Manne von wunderbar langſamen Begriffen, daſs „die natürliche Freyheit durch jede Staatsverfaſſung eingeſchränkt werde.“ Die Vf. ſtellen ſich, als ob ſie überhaupt die erſten wären, die dergleichen tiefſinnige Sätze auch nur berühren. Allein der Leſer müſste in ſeinem Schulunterrichte ſehr vernachläſsigt worden ſeyn, wenn er hier etwas Neues erfahren ſollte. Hierzu kommt noch, daſs die Vf. ſogar nichts von der Gabe der Popularität beſitzen, und alſo, ſchon deswegen, für die ungebildete Claſſe der Leſer eben ſo wenig genieſsbar ſind, als für die Unterrichteten. — *Was hat das Volk an der Seine durch ſeine blutige Revolution gewonnen?* Aufſätze, wie dieſer, haben den Vff. gewiſs nicht den Widerſpruch vernünftiger Männer zugezogen. Man wird das meiſte von dem, was hier geſagt iſt, gern unterſchreiben, wenn man auch wünſchen muſs, daſs es beſſer und inſtructiver geſagt ſeyn möchte. — *Beyträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Gewiſſensfreyheit.* Angeblich aus Dijon. — *Der Funke*, eine Ode von *L. L. Haſchka.* Die gewöhnlichen Gedanken der Vf. des Magazins von einer philoſophiſchen Conjuration, in Verſe gebracht. Die Vf. berufen ſich hiebey häufig auf Burke, Rehberg, Girtanner u. a. Allein wenn dieſe Männer ſagen, daſs Schriftſteller, namentlich Voltaire, die Encyklopädiſten und Rouſſeau, einen Einfluſs auf die franzöſiſche Revolution gehabt haben; ſo iſt doch das keine *Verſchwörung*, nach der ausſchweifenden Vorſtellungsart der Vf. d. M. — *Sind die Menſchen ſeit Entſtehung der Buchdruckerey beſſer und geſitteter?* Anfangs, und ſo auch am Ende, ſcheint Hr. *H.* zwar geſtehen zu wollen, daſs die Buchdruckerkunſt eine nützliche Erfindung ſey: aber was er im Allgemeinen etwa zugibt, nimmt er im Einzelnen durchaus wieder zurück. Die Ausbreitung der Bücher ſoll ſogar wenig Gutes, und ſo unendlich viel Böſes geſtiftet haben, daſs man nach Hn. *H.* Meynung, dieſe Erfindung nothwendig für höchſt verderblich halten muſs. Alles Gute, was man etwa noch den Wiſſenſchaften und den Büchern zuſchreiben möchte, weiſs der Vf. aus ganz andern Gründen zu erklären; ja er findet es ſogar *lächerlich*, daſs ſich die Schriftſteller für wichtig genug halten, um irgend eine heilſame Veränderung in der Welt hervor zu bringen. Hingegen gibt er dieſelben Bücher und Schriftſteller beynahe für allmächtig aus, wenn es darauf ankommt, die Welt umzukehren. Mit eben ſo viel Conſequenz ſpricht Hr. *H.* die Religion, (ſogar die in Aberglauben ausgeartete Religion,) und die Prieſter, von allen *etwanigen* Uebeln los, welche die Welt in den finſtern Jahrhunderten gedrückt haben, während er alle Zerrüttungen und Greuel eines aufgeklärten Zeitalters der Philoſophie und den Gelehrten, ganz unbedingt, beymiſst; ohne zu bedenken, daſs dasjenige, was er zur Rechtfertigung der erſtern anführt, von den letzteren eben ſo wohl, und noch eher, gelten müſste. — Dieſer ganze Aufſatz verräth einen ſolchen Grad von Unwiſſenheit und Unverſtand, und zugleich eine ſo verkehrte Sucht zu witzeln und am unrechten Orte Poſſen zu treiben, daſs man ihn nicht ohne einen lebhaften Widerwillen gegen den Vf. durchleſen kann. Nur einige Proben. „Auch ohne die Vortheile der Buchdruckerey würden *Könige* und *Miniſter* noch ſo viel darauf wenden können, aus den geſchriebenen Büchern, *ſo lange es ihnen behagen würde*, ſich eben ſo gut als aus *gedruckten* zu belehren.“ „Nur ſo viel weiſs man, daſs ſie (die *Druckerey*) ihr möglichſtes beygetragen hat, einen der gütigſten Könige zu ſchlachten etc.“ — „Zeiget immer auf die Bluthochzeit hin; ein Schwall von Schmähſchriften, durch eure Preſſen umhergeſtreut (?), hat ſie herbeygeführt.“ — Die *Kreuzzüge* nennt Hr. *H.* ein *ſehr weiſes* Unternehmen; er beklagt nur, daſs ſie nicht mit mehr Eintracht und *Anſtrengung* geſchehen ſind. „Die *Inquiſitionskerker*,“ ſagt er, „ſind ein anderer Gegenſtand, den unſere Aufklärer in ihren *ritterlichen* „Ausfällen auf Religion *liebgewonnen* haben.“ — „Immer klage man wider (über) die Strenge dieſes Gerichts, aber *ihr dankt Spanien ſeine Erhaltung!* Wenn „es in der Folge weiter, *als es unſere Aufklärer ertragen* „*können*, um ſich griff, wenn es ſich in ſeinen Urtheilen „*übereilte* u. ſ. w.: ſo iſt ihm das Loos aller menſchlichen Dinge zu Theil (ge) worden, die oft in ihrer „Entſtehung *wohlthätig*, und in ihren Fortſchritten „*nachtheilig* ſind.“ „Inzwiſchen iſt es auffallend, daſs „Spanien von dreyſsigjährigen Kriegen etc. freygeblieben iſt, indeſs *anderswo* zwar kein Gericht den „Holzſtoſs gezündet, aber *die Gewiſſensfreyheit* Millionen Bürger geſchlachtet, volkreiche Städte eingeäſchert hat u. ſ. f.“ — *Eine Nachricht über (?) die franzöſiſche Revolution, merkwürdig für Deutſchland.* Das Reſultat dieſer wunderſamen Nachricht wird ſo

auf-

Digitized by Google

ausgedrückt: „Nicht die Franzoſen ſind alſo die eigentlichen Erfinder des groſsen Projects, die Welt umzukehren; dieſe Ehre kommt *den Deutſchen* zu. „Aus „dem in Deutſchland entſtandenen, (und jetzt mehr als „jemals ausgebreiteten) Illuminatismus ſind die *Comités „politiques* entſtanden, die dem Jacobinerclubb ſein Da„ſeyn gegeben haben.“ Hier fangen nun auch die namentlichen Denunciationen an, die in der Folge immer zahlreicher werden. So findet man neben Orleans und Marat auch die Namen: Teller, Archenholz, Schlözer, Nikolai u. v. a. Wir machen es uns zum Geſetz, dieſe elenden Angeberliſten überall mit Stillſchweigen zu übergehen. – *Anekdoten von der conſtitutionellen Hierarchie in Frankreich.* Das Geſchichtchen S. 209. ſchmeckt etwas ſtark nach der Legende. Zu welchem Gebrauche dergleichen Dinge unter das Volk gebracht werden, laſst ſich übrigens errathen. — *Commentar über zwey merkwürdige Abſchnitte aus Tolands Pantheiſticon.* Woraus erhellen ſoll, daſs ſich die mehr beſagte philoſophiſche Conjuration zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſchon ſehr weit ausgebreitet hatte, indem die Grundſätze der heutigen Illuminaten und Jacobiner in der angeführten kleinen Schrift von Toland bereits zu finden ſeyen. Uebrigens thut Hn. H. das Geheimniſs einer eſoteriſchen Philoſophie, das er hier entdeckt haben will, ſehr gute Dienſte, um jeden, auch den orthodoxeſten, Schriftſteller oder Religionslehrer, ſobald er nur will, verdächtig zu machen. *Was werden die Niederlagen der Jacobiner fruchten?* Da die Geſellſchaft der Jacobiner in Frankreich, nach der Meynung des Hn. *H.*, nur ein unbeträchtlicher Theil einer *allgemeinen geheimen Verbindung* iſt; ſo wäre es vergebens, dieſelbe im offenen Felde beſiegen zu wollen. Der Vf. weiſs ein Mittel, womit er aber ungemein zurückhaltend iſt. Worin es beſtehe, werden wir in der Folge etwas deutlicher vernehmen. – *Azan, oder die drey Inſeln. Eine Erzählung.* (Wird fortgeſetzt.) Die alten, immer wiederkommenden Gedanken der Vf., etwas anders aufgeſtutzt. Wir übergehen ſolche Artikel lieber ganz. Man muſs ein Rec. ſeyn, um ſich durch dieſen Schwall von nichts ſagenden Phraſen durchzuarbeiten. Ein paar ſchiefe oder ſchlechtverſtandene Grundſätze, einige unbegreifliche Grillen, die für wichtige Entdeckungen ausgegeben werden, einige ausſchweifende oder ſchwer zu errathende Projecte, und dieſes alles in einer äuſserſt affectirten, widerwärtigen Schreibart vorgetragen; das iſt der ſchriftſtelleriſche Charakter dieſes Magazins, deſſen Vf. als die Gegner der gefährlichſten und glänzendſten Genies unter den Franzoſen, Deutſchen und Engländern auftreten.

7 – 12. Heft. *Ueber die Mittel, einer geheimen Verbindung zur allgemeinen Umwälzung entgegen zu arbeiten.* Angeblich an den Herausgeber, in der That aber, wie leicht zu ſehen iſt, von ihm ſelbſt. Nach den üblichen Complimenten, (woran es ſich Hr. *H.* nirgends fehlen läſst,) tritt er mit dem oben erwähnten geheimniſsvollen Vorſchlage etwas mehr ans Licht. Man merkt, daſs es ihm Ernſt iſt, und daſs er damit durchzudringen hofft. Der Vf. geht von dem Grundſatze aus: „*Wie die Religion durch Reinigung, ſo werden Staaten durch Verbeſſerungen umgewälzt.*“ Man ſucht zuerſt das Volk *auf Koſten des Adels* und der Unterordnung zu *erleichtern:* „das iſt der erſte Schritt. „Das Volk wird zu kleinen Empörungen aufgelegt“ u. ſ. w. — Sein Rath iſt alſo: *principiis obſta!* Die Unterdrückung der Denkfreyheit, die Einſchränkung der Preſſe, (bemerkenswerth iſt es, daſs dieſe Leute gelegentlich ſelbſt ſehr bitter über Preſszwang klagen,) und ſogar die Inquiſition, obſchon ſie ihr Gutes haben mögen, hält Hr. *H.* in dieſer Abſicht doch lange noch nicht für hinlänglich. Das Mittel, das er vorſchlägt, iſt eine *geheime Gegenverbindung.* Ueber die nähere Einrichtung einer ſolchen Verbindung läſst er ſich natürlich nicht heraus. Er dringt fürs Erſte nur auf die Errichtung einer *Caſſa*, wozu der begüterte Adel, die bepfründete Geiſtlichkeit u. ſ. w. nach Vermögen beyſteuern ſollen. Hiernächſt macht er auf den Umſtand aufmerkſam, daſs auch die Propagande „Schriftſteller „*in d n Sold genommen*, und dabey keine Koſten geſpart habe.“ S. 41. erfährt man noch, daſs, *vor kurzem* (?) ein ähnlicher Entwurf, Hr. *H.* weiſs nicht, ob aus Gemächlichkeit oder aus Unvorſichtigkeit, von der Hand gewieſen wurde. Wir wollen hoffen, daſs es ihm ſeitdem beſſer gelungen iſt! — Folgende Stelle gegen die Denkfreyheit kann zugleich für eine Probe der launichten geiſt- und geſchmackvollen Manier unſers Vf. gelten. „Es wäre in der That ewig Schade, „wenn ihre Freyheit zu denken beeinträchtigt würde; „woher kämen uns auch ſonſt die ſchönen Miſsgeburten von Irreligion, von Sittenverderbniſs u. ſ. f. Ohne dieſe *ſelige* Freyheit hätte das edle Volk (die Franzoſen) die Feſſeln der Menſchlichkeit und Religion nicht „ſo groſsmüthig entzwey geriſſen, hätte ſeine Brüder „nicht menſchenfreundlich *gebraten*, hätte das Blut der „Geſchlachteten nicht getrunken, *nicht gegeſſen das „Fleiſch der Gebratenen*, und mit den Eingeweiden der „Röchelnden ihre Heldenſchläfe nicht umſchlungen“ etc. — *Ueber die rothe und blaue Loge.* In dem hier angeführten Eid der ſogenannten rothen Loge lieſt man mit Entſetzen die Worte: „Ich ſchwöre, die *Aqua Toffana* in Ehren zu halten, als ein *ſicheres, fertiges und „nothwendiges Mittel, die Erde zu reinigen.*“ Wenn nun ferner behauptet wird, daſs dieſe Loge in Deutſchland ihren Sitz, und auf beynahe *dreyſsig deutſche Höfe* Einfluſs habe, daſs ſchon *mächtige Fürſten* eingeflochten ſeyen etc.: was ſoll man von einem Journal denken, das dergleichen aus der Luft gegriffene, wenn nicht vielmehr abſichtlich erdichtete, Nichtswürdigkeiten ausbreitet, unter dem feinem Vorwande, „daſs „die Zeit die etwa falſchen Züge wohl auswiſchen „werde.“ — *Ueber Aufklärung, zwey Geſpräche.* Der Unterſchied, den Hr. *H.* zwiſchen Aufklärung und Aufklärerey angibt, iſt äuſserſt dürftig, und führt zu nichts. Wo Aufklärung ſeyn ſoll, da muſs auch der Miſsbrauch derſelben wenigſtens möglich ſeyn. Wenn der Staat eine Einſchränkung der Federn für nöthig hält, ſo geſchieht dies, wie bisher, am füglichſten vermittelſt

einer

Digitized by Google

einer vernünftigen Cenſur. Hr. H. geht auf lauter unerhörte Projecte aus, wobey ſich nichts Kluges denken läſst; es ſcheint faſt, er wolle ſich zum Aufklären *privilegiren* laſſen. Beyläufig (S. 195.) werden die Jeſuiten als Muſter der ächten und rechten Aufklärung vorgeſtellt, und zugleich (S. 107.) in Rückſicht auf dieſen Orden verſchiedene Winke gegeben, mit deren Auslegung wir uns nicht aufhalten wollen. — *Das Sittenverderbniſs*. Ein förmliches Pasquill auf eine der vorzüglichſten deutſchen Univerſitäten, die gleich in den erſten Zeilen als *moraliſche* Mördergruben charakteriſirt werden. Was übrigens die ſehr katholiſchen Vf. des M. für eine beſondere Verpflichtung haben, für die Aufrechthaltung der *reinen lutheriſchen Lehre nach der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion* etc. zu wachen, iſt ſchwer einzuſehen. — Als ein Pröbchen von dem Witze der Vf. in Verſen, und zugleich von den Freyheiten, die ſie ſich auch wohl gegen Regierungen herausnehmen, folgendes Epigramm:

> *Fr.* Warum, Herr! *pred'gen* Sie nicht gegen die Franzoſen,
> Und denken dieſer Mörder nicht im *Kirchgebeth?*
> *Antw.* Das Miniſterium *iſt ohne Hoſen*,
> Und *unſer Hof* iſt für *Neutralität*.

Deutſchlands Völker an Deutſchlands gute Fürſten. Ein blutdürſtiges Geſchrey um eine allgemeine Proſcription der Illuminaten, zu denen, wie man weiſs, jedermann gezählt wird, der, aus was immer für Gründen, nicht ganz nach dem Sinne der Vf. iſt. — *Ueber einige Stellen in der Minerva.* Es wird dem Hn. v. Archenholz ſehr übel genommen, daſs er die zweckloſe Grauſamkeit eines öſterreichiſchen Soldaten gerügt hat, u. dgl. — *Disharmonie der Propheten.* Zwey Stellen, (eine aus Voltaire's Correſpondenz, die andere von Helvetius,) welche eine Ankündigung der Revolution enthalten ſollen, und wovon die letztere offenbar vielmehr das Gegentheil ausſagt. Allein Hr. *H.* weiſs die beyden Schriftſteller durch eine ungemein künſtliche Conjectur zu vereinigen. — *Die Parallelen.* Hr. H. gibt, nach dem Muſter des Gemeindeprocurators von Paris, in 10 Numern die Merkmale an, woran man erkennen ſoll, ob jemand ein heimlicher Jacobiner iſt; wobey er denn, wie billig, ſeine künftigen Rec. nicht vergeſſen hat. — *Ueber das Recht des Staats, den öffentlichen Unterricht anzuordnen.* Hr. *H.* erklärt ſich die Zweifel, die im XVIten Th. des *Reviſionswerkes* in Abſicht auf dieſes Recht geäuſsert werden, aus dem Umſtande: daſs zu der Zeit, als Hr. Campe ſein Bedenken niederſchrieb, Cuſtine und Dumourier ſich den Grenzen Deutſchlands genähert hatten! — *Schreiben an den Herausgeber*, von Hn. *Haſchka*, das mit den Worten anfängt: „Glück zu, l. F., der erſte Jahrgang iſt geendet, *nützlich für Ihre Leſer, rühmlich für Sie!*" — *Die Antwort des Herausgebers* enthält eine beſcheidene Anerkennung ſeiner eigenen Verdienſte, und die Verſicherung, daſs er völlig ſo fortfahren werde, wie er angefangen hat.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Berlin, in der Voſſiſchen Buchh.: *Friedrichs des Zweyten, Königs von Preuſsen, bey ſeinen Lebzeiten gedruckte Werke*, A. d. Franz. überſetzt. 4ter Th. N. A. 1794. 416 S. 8.

Frankfurt u. Leipzig, b. Brönner: *Biblia*, das iſt *die ganze heilige Schrift A. und N. Teſtaments*, nach der deutſchen Ueberſetzung D. Martin Luthers mit jedes Capitels neuen Summarien und auserleſenen richtigen Schriftſtellen, und mit einer kurzen Anweiſung, wie die heilige Schrift zur Erbauung zu leſen D. *J. Ph. Freſenii.* 14te Aufl. 1794. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Preſsburg*, b. Landerer: *Beſchreibung der Feyerlichkeiten bey der erwünſchten Krönung Sr. jetzt ſo glücklich als weiſe regierenden Kaiſ. Königl. Apoſtol. Majeſtät, Leopold des Zweyten, den 15. Nov des 1790ſten Jahres*, in der Königl. freyen Krönungsſtadt Preſsburg. 1790. 51 S. 8. Obgleich ſchon in *Schwandtners* Scriptt. Rer. Hungaric. Tom. II. ausführliche Beſchreibung von den Krönungsfeyerlichkeiten *Karls VI* und *Marien Thereſiens* eingerückt ſind: auch *Windiſch* in ſeiner Geographie des Königr. Ungarn, ſie nicht vergeſſen hat überhaupt anzuzeigen: ſo iſt doch auch gegenwärtige Nachricht nicht überflüſſig, da theils manche kleine Verſchiedenheiten ſie vor den ältern auszeichnen; theils das Cerimoniel an ſich ein Denkmal von mancherley Rechten und Sitten der Nation abgiebt. Nur hätte die alte, nunmehr in Ungarn ſelbſt hinlänglich berichtigte Erzählung, daſs der Pabſt *Sylveſter II* dem heil. *Stephanus* die königl. Krone überſandt habe, nicht S. 4. wiederholt werden ſollen. In der übrigens ziemlich gut abgefaſsten Beſchreibung hätte S. 43. anſtatt *ſchmackhaft beleuchtet*, und S. 47. *ſchmackhaft gekleidet, geſchmackvoll* geſetzt werden ſollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. May. 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Schmidt: *Magazin der Kunſt und Literatur* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.)

Zweyter Jahrgang. Dieſer ganze Jahrgang enthält wenig Neues. Es ſind immer dieſelben Grundſätze und Behauptungen, wo möglich noch ſchlechter und weitſchweifiger vorgetragen. Die perſönlichen Ausfälle auf deutſche Schriftſteller werden mit immer ſteigender Erbitterung fortgeſetzt. Dieſe gehören nicht vor das Forum der Kritik, und das Uebrige iſt faſt durchgehends unter derſelben. Wir können uns daher in dem Folgenden kurz faſſen. — 1 – 6tes *Heft. Spartacus.* Gegen den Artikel dieſes Namens in der *Encyclopedie methodique* und gegen *Saurin.* — *Reviſion einiger neugemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit.* Wider einen Aufſatz im *Schleswigiſchen Journal.* Der Vf. ſpricht völlig in dem Ton eines Mannes, der an der Spitze und im Namen aller Völker und Regierungen Europens, das Wort führt. — *Miscellen*, worin ſich Hr. *H.* beyläufig mit Cicero und Bacon vergleicht, und zu verſtehen gibt, daſs dieſe Männer von der Philoſophie nicht beſſer dachten, als er. — *Lamballe*, von *L. L. Haſchka.* Dieſe Ode nimmt, mit den Scholien, (denn Hr. *H.* pflegt ſich immer ſelbſt zu commentiren,) 43 Seiten ein. Nur Einen Zug!

> Dünkel iſt der Götze *von heut* mit ſchwindelndem Kopfe,
> Leerer Scheitel (!) und *weit*
> *Aufgeriſſenem Maul*, aus welchem die Gauche des Schimpfes
> *Armsdick* ſprudelt —

Geſchichte der neuen Androgynen. In einer Reihe von Briefen. Hier wird nun die Verſchwörung der Philoſophen im Zuſammenhange vorgeſtellt. Die witzige Benennung *Androgynen* iſt, man ſieht freylich nicht recht wie oder wozu, aus dem Plato entlehnt. *Kant* ſoll den Conſpiranten gegenwärtig das ſeyn, was ihnen Ariſtoteles im ſechzehnten Jahrhundert war u. ſ. w. — *Ueber Aberglauben und Vorurtheil.* Die Hinfälligkeit der menſchlichen Vernunft, der Widerſtreit der Meynungen u. ſ. f. wird in ein ſtarkes Licht geſetzt. Der Vf. ſpricht von einer „*einzelnen*, jedem einzelnen Menſchen eigenen Vernunft, die ſo verſchieden in ihrer *Entſtehung*, in ihren Wirkungen iſt“ u. dgl. Hieraus ſieht man ſchon, wie gewagt es ſey, gewiſſe Meynungen für Aberglauben zu erklären. Indeſſen glaubt der Vf. doch, daſs *etwas* geſchehen könne; nur komme alles darauf an, wer dabey die Hand im Spiele hat. S. 290. wird dem Domitian wegen der Vertreibung der Philoſophen ein Compliment gemacht, wovon ſich unſere Regierungen vermuthlich ein Beyſpiel nehmen ſollen. — *Offenbarung einer Gans* (?). Das Ding ſoll eine Satire auf die Schriftſtellerey, oder wohl gar auf die Schreibekunſt ſeyn. — *Rede über den Illuminatenorden.* Nur ein Blümchen aus dieſer Rede. „In Lyon machte man einen *Eſel* zum Erzbiſchof; und erzeigt man nun *eine eben ſo verdiente Ehre* dem Redacteur der oberdeutſchen A. L. Z., ſo iſt hoffentlich in wenig Jahren unſer deutſches Vaterland *ſanscüllotiſirt.*“ — *Das zweygehörnte Thier.* Ueber eine kleine Schrift von dem proteſtantiſchen Prediger *D. Kleſch*, (Merſeburg 1686.) worin ein Ludwig XVI als das apokalyptiſche Thier und als der letzte franzöſiſche König vorgeſtellt wird. (Kl. ſetzt jedoch ſeinen Ludwig ins J. 1720.) Darüber läſst ſich nun der Vf in einem äuſſerſt abgeſchmackten, beiſsenden Ton, gegen dieſen armen Schwärmer ſowohl, als gegen die Proteſtanten überhaupt, heraus. S. 247. ſagt er gerädezu: „die Menge der Propheten von gleichem Schlage bringt mich auf die *ſehr natürliche* Vermuthung, daſs ſie vorherſagten, was *ſie wünſchten*, oder wozu ſie allmählich *vorbereiten* wollten;“ und eben daſelbſt: „Die Erfinder dieſer Weiſſagung hatten *gewiſs* ihre Abſichten, vermuthlich, warme Köpfe mit der Idee zu familiariſiren, deren Ausführung der Lieblingswunſch ihres Herzens war!“ — *Das deutſche Revolutionsgericht, ein Traum.* Dieſe Revolutionsgerichte ſind unſere kritiſchen Journale. Hr. *H.* träumt, daſs er vor einem ſtehe; ſeine Eitelkeit läſst ihn auch hier lauter Complotte ſehen. Er ſagt ſonſt ſein Schickſal ziemlich richtig voraus, wozu freylich keine groſse Divinationsgabe nöthig war.

7 – 12tes *Heft. Unerwartete Aufſchlüſſe über die franzöſiſche Revolution.* Eine umſtändlichere Nachricht von der luſtigen Reiſe der beiden Illuminaten, die man, nach der Verſicherung der Vf., als die eigentlichen Urheber der franz. Revolution anzuſehen hat. Die Ernſthaftigkeit, womit die Vf. ſolche läppiſche Mährchen behandeln, iſt ganz unvergleichlich. — *So klärt man auf.* Ein Ausfall auf den Herausgeber der *Oeſterr. Monatsſchrift.* Die Gegenſchrift des letztern, und die dadurch veranlaſsten Vorſtellungen des Cenſors, zogen dem Magazin ein Verbot zu, das aber, wie es ſcheint, nachher wieder zurück genommen wurde. Die fünf letzten Hefte, die nach dieſer Kriſis ſehr ſchnell auf einander folgten, ſcheinen mit der gröſsten Eilfertigkeit zuſammengerafft zu ſeyn. Daher mehrere Artikel, wie die folgenden, die man in einem Journal, das durchgehends

Digitized by Google

gehends gegen Aufklärer und Illuminaten gerichtet iſt, ſchwerlich ſuchen wird: — *Ueber den Ausbruch des Veſuv.* — *Heraldiſche Bemerkungen über die zwey Greiſe im Oeſterr. Wappen.* — *Ueber die Witterung in Wien.* — *Von dem Erbauer der Neuſtadt in Oeſterreich* u. dgl. — Von den Aufſätzen im gewöhnlichen Geſchmack der Vf. zeichnen wir nur noch einige aus. *Eine Betrachtung über Luc.* 14. v. 18.; worin es einem Rec. der A. L. Z. hoch angerechnet wird, daſs er beſſere Beweiſe gegen die Illuminaten u. dgl. verlanget, als unſere, und ihnen ähnliche, Vf. gewöhnlich vorbringen. — *Ueber Limons Schrift: la vie etc.* Hr. *H.* beweiſt ſehr ſtreng, und mit groſsem Eifer gegen Hn. *v. Retzer*, daſs eine gewiſſe päbſtliche Rede nicht von den Jeſuiten herrühre, welches der letztere auch nirgends im Ernſte behauptet hat. — *Ueber die Theilnahme der Philoſophie an der franz. Revolution.* Vornemlich gegen Voltaire. — *Interſſante Nachrichten über literariſche Verbindungen in Deutſchland.* Ein beynahe buchſtäblicher Abdruck der, auch im nördlichen Deutſchland bekannt gewordenen Schrift: *Endliches Schickſal der Freymaurerey* etc., welches hier nicht einmal angezeigt iſt.

Stockholm, b. Lindh: *Kongl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar for Månaderne Januar Februar. Mart. Tom. XV.* (Neue Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1794. *Erſtes Quartal*, 80 S. mit 1 Kupf. *Zweytes Quartal*, mit 3 Kupf.

Dies erſte Quartal enthält nur 4 Abh. 1 Gu. *Weſtrings* vierte Abth. ſeiner Verſuche, aus den mehreſten Flechtenarten Farbeſtoffe zu bereiten, welche der Wolle und Seide ſchöne und hohe Farben geben; hier mit den Blattflechten, (*Lich. foliac.*) angeſtellt, die in Schweden häufig auf Bäumen und Büſchen auch auf der Erde unter den Mooſen wachſen, als mit *L. Juniperinus, Sepincula, Ciliaris Tenellus, Furfuraceus, Islandicus, Aculeatus, Perlatus, Nivalis, Cucullatus, Farinacens, Prunaſtri, Calicaris, Fraxineus, Scrobiculatus, Glaucus,* und *Caperatus.* Jede wird beſchrieben, und wie ſie ſich beym Färben verhält nach Verſuchen beſtimmt; auch wird angezeigt, wozu ſie ſonſt gebraucht werden kann. Unter mehr als 200 mit dieſen Flechtenarten angeſtellten Verſuchen hat der Vf. gefunden, daſs gleichviel Salpeter und Kochſalz den Farbeſtoff weit beſſer auszieht, als ſonſt nach der gewöhnlichen Methode durch Salpeter und Salmiak geſchieht. Ja, die Farben, die auf die Art erhalten werden, ſind viel beſtändiger und laſſen ſich nicht ſo leicht durch Säuren oder Laugenſalze ausziehen oder verändern; ſie können ſo gar langſam in Seifenwaſſer gekocht werden. Durch dieſe beiden ſo wohlfeilen Salze erhält man z. E. aus der Lungenflechte eine ſehr ſchöne Orange- und Carmelitfarbe, die vermuthlich Stand hält, da man nach dem gewöhnlichen Verfahren nur eine Art unbeſtändiger bräunlicher Farbe daraus bekommt. Seit den älteſten Zeiten ſind zwey dieſer Blattflechten, nemlich das ſo genannte Isländiſche Moos und die Lungenflechte, wegen ihrer vortrefflichen Wirkung in der Medicin bekannt geweſen. Was erſteres anbetrifft; ſo kommt es nur darauf an, es recht zu gebrauchen. Wenn es 24 Stunden in kaltes Waſſer gelegt wird; ſo wird dadurch das Bittere, welches abführend iſt, ausgezogen. Dann muſs es getrocknet und hernach in Milch und Waſſer gekocht werden. Vermuthlich kann man aus der vielen darin enthaltenen Gallert, eine Art Chocolade mit Mandeln und einigen dienlichen Gewürzen bereiten, die ſo geſund als ſchmackhaft iſt. Die nährende Kraft deſſelben überſteigt alle Vermuthung. Der Vf. hat geſehen, daſs Lungenſüchtige Perſonen davon fett geworden ſind. In Schweden wächſt es in groſser Menge, ſowohl im Holz als auf freyem Felde. Es ſoll nach Olaffens Bericht nach drey Jahren wieder hervorſchieſsen. Nach Prof. Scopoli Erzählung ſollen die Bauern an einigen Orten in Deutſchland ihr altes mageres Schlachtvieh damit füttern, das in drey Monaten davon fett wird. In Schweden könnte man an manchen Stellen viele 100 Schiffpf. davon ſammeln, die nun verweſen. Auch die Lungenflechte iſt ſchon lange als ein gutes Mittel in Bruſtkrankheiten und Blutſpeien angeſehen worden. Schon der Geſchmack gibt ihre mediciniſche Kraft zu erkennen. Sie enthält etwas weniges Harz, (reſina) noch mehr Gummi, und nach Hn. Georgi's chemiſchen Verſuchen einige wenige Eiſenerde. Sie kann vermuthlich eine ſehr wirkſame Arzney werden, doch nach des Vf. Erfahrung, iſt ſie ein noch beſſerer Farbeſtoff, und könnte, da ſie ſo häufig in Schweden wächſt, eine ſehr nützliche Handelswaare werden. In Siberien wird ſie ſtatt des Hopfens zum Bier gebraucht. Das Isländiſche Moos dagegen hat mehr mediciniſche als färbende Kraft. Auch mehrere dieſer Flechtenarten können in der Medicin nützlich werden. L. furfuraceus ſchmeckt ſehr bitter, der China etwas ähnlich, und hat viel von der Eigenſchaft, die Linné für die wirkſamſte der China hält, und die er inquinans nennt. Der Stadtchirurgus Philippi, hat Verſuche damit gemacht, es im Spinnhauſe für das kalte Fieber zu gebrauchen; es verurſacht weder Erbrechen noch Abführung und bey einem Patienten blieb das Fieber, nach viertägigem Gebrauche weg. Man ſollte mehrere Verſuche damit anſtellen. Einige dieſer Flechtenarten, die wenig oder gar keinen Farbeſtoff geben, können als Nahrungsmittel gebraucht werden, als L. Ciliaris, Fraxineus, und Calicaris. Sie enthalten ungemein viel Gallerte, und haben keinen übeln noch bittern Geſchmack. L. Juniperus kann man auch zum Leinwandfärben gebrauchen, doch kann er keine zu groſse Hitze vertragen. Er hat wenig Geſchmack, aber riecht etwas ſüſslich beynahe wie Saffran, wenn er aufgelöſt wird. Der Bauer gebraucht ihn in der gelben Sucht. — 2) Gr. *Hellenius* gibt Nachricht von einer fruchtbaren Zucht, die er von einem mit einem Schafbock gepaartem Rehe erhalten. Das Reh brachte alle Jahr ein junges; die weiblichen Jungen glichen mehr der Mutter, die männlichem aber dem Schaafbock. Der Vf. hat ſich dieſe ſowohl unter einander als einen jungen Bock davon mit einem finniſchen Schafe paaren laſſen, und davon wieder Junge erhalten; von deren meh-

Digitized by Google

mehrern oder mindern Aehnlichkeit mit dem Rehe und dem erſten damit gepaarten Schafbock Nachricht gegeben wird. — 3) Hr. Bergmeiſter *Swab* von der Amalgamations Methode beym Goldbergwerk zu Aedelfors. Schon im 2 Quart. d. J. 1792 hatte Hn. Bar. Hermelin Nachricht ertheilet, daſs zu Aedelfors eine ſolche Methode nach von Borns Verbeſſerungen eingeführt ſey. Da ſich aber ſolche doch von der Bornſchen in manchen Stücken unterſcheidet, und vor den ſonſt gebräuchlichen Schmelzungsarten manche Vorzüge hat; ſo iſt hier nun eine genauere Beſchreibung derſelben geliefert. Statt des ſehr künſtlich zuſammen geſetzten Bornſchen Ofens zum Röſten, bedient man ſich hier eines gewöhnlichen Streichofens. Auch wird hier hernach der durchgeſichtete Schleich nicht mit 10 ſondern nur mit 8 Procent Kochſalz vermiſcht. Beym Verquicken ſind ſtatt der Bornſchen kupfernen Keſſel, die ſo bald vom Queckſilber angegriffen werden, hölzerne cylinderförmige Tonnen angenommen, und iſt die kalte Verquickung vorgezogen worden. Die damit angeſtellten Verſuche ſind angeführt. Auf die Art hat man zu Aedelfors nun ſchon die Verquickung ſeit drey Jahren verrichtet, und das bloſs mit einem Verluſt von höchſtes 1/16 Loth ſilberhaltigem Gold, auf dem Centner. Beym Waſchen hat man auf jeden Centner Schlich beym Verquicken nur 3 höchſtens 3½ Loth Queckſilber verloren. — Um der Ungelegenheit vorzukommen, die daraus entſteht, daſs man ſo oft das Queckſilber aus einem Gefäſs in das andere ſchütten muſs, hat der Vf. eine beſondere Verquickungsanſtalt beſchrieben, wobey das Queckſilber ungerührt in der Tonne liegen bleibt, und das Waſchen in demſelben Gefäſs verrichtet werden kann; doch ſcheint dieſe Einrichtung ziemlich zuſammengeſetzt zu ſeyn, und noch mehr Verſuche zu erfodern. — 4) Hr. D. *Hedenberg* über eine Verhaltung des Urins. Es iſt eine ausführliche Krankengeſchichte eines Mannes von einigen 70 Jahren, die viertehalb Jahre dauerte. Eine rheumatiſche Schärfe, die viele Schmerzen im Rücken, Armen und Knien verurſacht hatte, verlor ſich mit einemmal, dagegen fand ſich eine ſchmerzhafte Verhaltung des Urins ein, die bloſs durch häufigen Gebrauch des Katheters gehindert werden konnte. Durch denſelben bemerkte man in der Blaſe ein Hinderniſs, das von einem weichen Körper, den man für keinen Stein hielt, herrührte. Dadurch ward die Wirkung des Katheters oft verhindert, und ſolcher mit verdicktem Blut angefüllt, welches durch Ausſaugen endlich weggeſchaft ward. Die *Tinctura Thebaica* zu 20 bis 60 Tropfen auf einmal, ſchaffte dem Kranken, ohne daſs ſie ihm Hitze oder Kopfſchmerzen verurſachte, Linderung. Der Kranke ſtarb doch, nachdem er viel ausgeſtanden, und zuletzt immer im Schlummer gelegen hatte, im 76ſten Jahre ſeines Lebens. Bey der Leichenöffnung fand man doch wirklich ein paar Steine in der Blaſe.

Das zweyte Quartal enthält 1) Hn. D. u. Provinz. Med. *Acharius* Beſchreibung einiger neuer und weniger bekannten ſchwediſchen Flechtenarten. Die Gattung der *Lichenum* iſt die zahlreichſte unter allen Gewächſen, und ihre Abarten ſind eben ſo vielfältig als ſchwer zu unterſcheiden. Sie müſſen oft mit vieler Mühe an ſehr unzugänglichen Orten aufgeſucht werden. Gleichſam dazu beſtimmt, auch die Stellen unſerer Erdkugel nützlich zu machen, wo aus Mangel an Nahrung und Wärme keine andere Gewächſe fortkommen können, finden ſie ſich auf ſonſt ganz nackten Steinen, auf den höchſten Bergen und ſteilſten Klippen, auf der trocknen Baumrinde, in ſumpfigen Moräſten, und dem unfruchtbarſten Boden. Mit einer gewiſſen, wenn man ſo ſagen darf, *vi vegetativa reviviſcenti* begabt, ſcheinen ſie von einer trocknen Luft und der ſonſt alles lebendigmachenden Kraft der Sonne zu vertrocknen und zu vergehen, von einer feuchten kühlen Luft aber erquickt zu werden. Sie trotzen den ſtrengſten Veränderungen der Jahreszeiten und der Härte des Climas, und ſind in beſter Flor und Blüthe, wenn die übrigen Gewächſe ſchon ihr Anſehen verloren haben, und hinſterben. Obgleich die Naturgeſchichte derſelben in neuern Zeiten von groſsen Naturforſchern beſſer auseinander geſetzt worden; ſo geſteht doch Hoffmann ſelbſt, *determinatio verarum ſpecierum Lichenum multis etiam nunc magnisque premitur difficultatibus*. Hr. A. hat daher hier mit einer genauen ſyſtematiſch beſtimmten Beſchreibung derſelben einen Verſuch, und zwar mit den Bergflechten (*umbilicaria*) gemacht; wobey er die Hülfe der Hn. Swarz und Weſtring rühmt. Da hier ſo leicht Verwechſelungen entſtehen können, ſo hat er ſie durch beygefügte Zeichnungen noch kenntlicher gemacht. Es ſind folgende beſchrieben: 1) *Lichen eroſus;* peltatus nigricans utrinque laevis, inciſo lobatus laciniatus, cribroſus, ſubtus cinereo fuſcus; ſonſt noch nie abgezeichnet. 2) *Lich. hyperboreus;* peltatus, fuſco nigricans rugoſo - papilloſus, laciniatus ſubtus laevis obſolete, lacunoſus. 3) *Lich. griſeus;* peltatus, cinereus, laeviuſculus lobatus, ſubtus nigro - fuſcus papilloſus. 4) *Lich. polirrhizos;* peltatus cinereo - glaucus punctulatus lobatus rigidus, ſubtus ater, hirſutus villis ramoſis. 5) *Lich. glaber;* peltatus nigrovirens lobatus utrinque laevis, ſubtus nigricans. 6) *Lich. hirſutus;* peltatus cinereus laeviuſculus lobatus, ſubtus fuſcus hirtus, pilis ſimpliciuſculis. 7) *Lich. pellitus;* peltatus fuſco aeneus laevis lobatus, ſubtus ater hirſutus villo ramoſo flocceſo. 8) *Lich. velleus;* peltatus laevis integer latiſſimus utrinque cinereo fuſcus, ſubtus hirſutus, villo ramoſo. — 2. Ein *Locus geometricus* vom Hn. D. *Melanderhjelm*, mit dazu gehörigen Figuren. Man ſieht unter andern aus der hier gegebenen Analyſis, wie leicht man ſich in dem Theil der Algebra, der ſich mit *Locis geometricis* beſchäftiget, irren, und glauben kann, daſs ein ſolcher Locus von einem höhern Grade ſey, als er wirklich iſt. Auch ſieht man, daſs die Anwendung der Geometrie, ſo viel möglich, ehe man zur algebraiſchen Analyſis ſchreitet, immer zur gröſsten Simplicität führet. 3. Hr. Pr. *Nordmark* entwickelt eine Schwierigkeit bey Erklärung der Strahlenbrechung aus der anziehenden Kraft. Newton, Graveſand, Maclaurin und Euler haben bey dieſer Materie

Digitized by Google

terie ſchon einen Beweis von einer der herrlichſten Anwendungen der Geometrie zur Erklärung phyſiſcher Phänomene gegeben. Keiner von ihnen aber hat noch gewieſen, wie aus zwey gegebenen Stralenbrechungs-Verhältniſſen, bloſs durch Hülfe der Theorie von der anziehenden Kraft, das dritte aus beiden zuſammengeſetzte Verhältniſs hergeleitet werden kann. Dies hat Hr. N. hier gezeigt, und dabey bewieſen, daſs nicht allein die Verſuche nicht im geringſten der Lehre von den anziehenden Kräften der Mediums wiederſtreiten, ſondern daſs letztere auch die erſtere völlig erklare. — 4) Hr. *Lejonmark* Methode das Maximum und Minimum zu ſuchen, wodurch dieſe Frage vom Maximum ein bloſs geometriſches Problem wird. — 5) Hr. *Gadolin* unterſucht eine ſchwarze ſchwere Steinart aus dem Steinbruche zu Ytterby in Roſlagen. Hr. Ob. Dir. Gejer hat zwar ſchon in Crells chemiſchen Annalen einige Eigenſchaften derſelben, ſo wie Hn. Rinmann in ſeinem Bergwerkslexicon ſolche unter dem Namen *Pechſtein* beſchrieben. Aber nirgends iſt doch die Natur dieſer Steinart ſo genau als hier unterſucht und entwickelt und durch chemiſche Verſuche beſtatiget. Die ſpecifiſche Schwere deſſelben wird hier zu 4,028 beſtimmt. 100 Pf. dieſer Steinart enthalten ungefähr 31 Theile Kieſelerde, 19 Theile Alaunerde, 12 Theile Eiſenkalk und 38 Theile einer unbekannten Erdart. Mit letzterer ſind beſondere Verſuche angeſtellt. Aus den gefundenen Eigenſchaften derſelben ſchlieſst der Vf. daſs ſie in einigen Stücken der Alaunerde gleiche, in andern aber mehr mit der Kalkerde übereinſtimme, übrigens aber von beiden ſo wie von allen bisher bekannten Erdarten abweiche, und alſo unter die einfachen Erdarten zu gehören ſcheine, in ſo weit die angeſtellten Verſuche keine Anzeige geben zu glauben; daſs ſie aus mehrern Stoffen zuſammengeſetzt ſey. Um darüber mit Sicherheit zu entſcheiden, werden noch wohl mehrere Verſuche erfodert. — 6) Hn. *Odhelius* Kur eines Krebsſchadens in der Naſe. Schon mehrere Aerzte haben behauptet, daſs nicht alle Krebsſchaden unheilbar ſeyen, und daſs ſolche bisweilen durch Arſenik geheilt worden. In Frankreich hat Le Febure ſchon vor mehrern Jahren ſeine Verſuche darüber herausgegeben. In England ward dieſe Wirkung des Arſeniks aus Eigennutz geheim gehalten und Guys Pulver, womit der der ſeel. Aſſeſſor von Bierken viele glückliche Kuren in Schweden gemacht hat, ſo wie es auch die Hn. Schulzenheim und Gahn thun, muſste für einen theuren Preis von da verſchrieben werden. Der verſtorbene Staatsrath Rönnow hat ſeine glücklichen Kuren in Krebsſchäden mit Arſenik der Akad. der Wiſſenſchaften bekannt gemacht. Auch hat ein gewiſſer Bergmann in Oſtgothland ſcheuſsliche Schäden geheilt, ob man gleich bey den Angaben ſolcher Leute ſehr vorſichtig ſeyn muſs, da ſie ſelten Krebsſchaden von andern ſchweren Eiter gebenden Wunden veneriſcher, ſcorbutiſcher und ſcrophuloſer Art gehörig unterſcheiden können. Der Vf. bekam im königl. Lazareth einen Mann von 28 Jahren mit einem ſolchen Schaden an der Naſe in die Kur. Nachdem er ihm vorher vergeblich Mercurialia innerlich, und Saturnina auſserlich gebraucht hatte, um zu ſehen, ob auch der Patient noch veneriſch ſey, die Naſe aber dabey immer ſchlimmer ward, und da eben ſo auch hernach eine 14 Tage lang gebrauchte ſtarke Auflöſung von Sal marinum nichts half, ſo lieſs er die Naſe täglich mit in Waſſer abgekochten weiſsen Arſenik beſtreichen, und wenn der Schmerz zu heftig ward, ward die Naſe mit kaltem Seewaſſer abgekühlt. Schon nach acht Tagen ward Geſchwulſt und Röthe geringer, der Umkreis der Wunde verminderte ſich; es fielen nachgerade einige fleiſchartige harte Stücke, aber keine Knochenſcherben ab, es floſs immer weniger ſcharfes Waſſer aus der Wunde, und dieſer Mann iſt dadurch, da er mit dem Beſtreichen immer fortgefahren, jetzt völlig geheilt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Maurer: *Demokrit.* Eine komiſche Oper in 3 A. vom Vf. der groſsen Toilette. In *Muſik* geſetzt von *C. Kalkbrenner.* 1791. 72 S. 8. Demokrit ſpielt eigentlich die unwichtigſte Rolle in dieſem Stücke. Er hält ſich in einer wilden Gegend auf, beſchäftigt ſich, Criſeis, die Tochter eines Bauers, zu unterrichten, und unvermerkt miſcht ſich etwas Liebe in dies Geſchaft. Agelas, König von Athen, jagt einſt in dieſer Gegend, ſieht Demokriten, Criſeis, ihren vermeintlichen Vater Dales, und beſiegt von den Reizen des Mädchens — ladet er ſie alle ein, nach Athen zu kommen. Hier werden ſie prächtig bedient, und - ausgelacht. Strabo, Demokrits Diener, findet in Cleanthis, einer Hofdame, ſeine Frau, die er vor 20 Jahren verlaſſen hat; es wird entdeckt, daſs Criſeis des von Agelas Vater vertriebenen Königes Creon Tochter iſt; Agelas will ihr das Reich abtreten: aber Criſeis, die ſich bey dem erſten Blick ebenfalls in Agelas verliebt hat, gibt ihm freudig ihre Hand, und von Demokriten iſt keine Rede mehr. — Es iſt beleidigend für den Leſer von Geſchmack, auch in *einer Poſſe*, deren Schauplatz im alten Griechenlande iſt, *Maitres d'hotel, un philoſophe de Cour, Wagen mit Schwungfedern, Bediente in Livreen etc.* zu finden. Die Verſe der Geſänge ſind bald Jamben bald Trochäen, und der Hr. Vf. macht ſich kein Gewiſſen, auf einen jambiſchen Vers unmittelbar einen trochäiſchen, oder auch wohl ſchlichte Proſe folgen zu laſſen. Eben ſo wenig gewiſſenhaft iſt er in Rückſicht auf die Reinheit der Sprache. Er erlaubt ſich zu ſagen: „Denk an keine Launen nicht" — und des Reims wegen, und alle, die hier ſeyn (ſind). Die Scene, wo Strabo in Cleanthis ſeine Frau wieder findet, gibt zu Erklärungen Anlaſs, die der Vf. unanſtändig vorgetragen hat. Und endlich iſt es auffallend, im Dialoge bald *Sie*, bald *Du*, bald *Ihr* und *Euch* zu leſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. May 1795.

PHILOSOPHIE.

Jena, in d. Cröcker. Buchh.: *Verſuch einer Moralphiloſophie*, von *Carl Chriſtian Erhard Schmid*, Prof. in Gieſsen, 2te verm. Ausg. 1792. XII und 840 S gr. 8.

Da die erſte Ausgabe dieſes ſo ſchätzbaren Handbuches, von einem andern Rec., mit einer für die Wichtigkeit des Werks verhaltnisſmäſsigen Ausführlichkeit angezeigt worden iſt, und ſowohl die Anordnung des Ganzen als die Principien des Vf. unverandert geblieben ſind: ſo will der jetzige Rec., zumal da er mit dem Urtheil des vorigen über den Werth des Ganzen völlig einſtimmig iſt, hier nicht wiederholen, was dieſer von dem Verdienſt des Vf. mit Recht geſagt hat, ſondern ſich auf einen bloſsen Nachtrag zu jener Recenſion einſchranken.

Die Vorzüge der neuen Ausgabe beſtehen faſt durchgängig in näherer Entwicklung der in der ältern vorgetragenen Lehren; nur die Lehre von der Freyheit iſt völlig umgearbeitet worden, jedoch mit Beybehaltung der ältern Meynung. Dieſe Lehre hat aber in die übrigen Theile der Moral in der neuen Ausgabe einen ſtärkern Einfluſs erhalten, als ſie in der alten hatte, und wenigſtens in den Theilen, die nahe mit ihr zuſammenhängen, eine gänzliche Abweichung von Kants Behauptungen hervorgebracht, die nach des Rec. Urtheil dem Syſtem nicht zum Vortheil gereicht, indem es ſelbiges, mit dem bisher von den meiſten Menſchen in ihrem Gefühl bewährt gefundenen Urtheil über den moraliſchen Werth der Handlungen, in Widerſpruch bringt. Nur von dieſer Seite aus wird Rec. ſeine Bemerkungen dem Vf. zur Prüfung mittheilen, da die metaphyſiſche vom vorigen Rec. hinlänglich berührt worden iſt.

Die Art zu ſchlieſsen, die den Grund der Abweichung des Vf. von Kant in dieſem Punkt enthält, findet ſich §. 249., wo es heiſst: „Die Möglichkeit nicht moraliſcher und unmoraliſcher Handlungen kann nicht in eben demjenigen hinreichend gegründet ſeyn, worin ſich die Möglichkeit ſittlicher Geſinnungen und Handlungen gründet — alſo nicht in der moraliſchen Freyheit des Menſchen, ſondern in dem Mangel derſelben.“ Dieſer Schluſs ſetzt voraus, daſs unmoraliſche Handlungen ſich denken laſſen, ohne daſs man Freyheit als den Grund ihrer Möglichkeit anſieht; und daſs die moraliſchen ein nothwendiger Effect eines ungeſtörten Vermögens ſeyen. Dieſe Vorſtellungsart widerſpricht ſich aber ſelbſt; denn wenn die unmoraliſche Handlung nur durch den Mangel des zur Moralität erforderlichen Vermögens gedacht wird; ſo findet ſie nur dann Statt, wenn von Moralität gar nicht mehr die Rede ſeyn kann. Da ferner die moraliſche Handlung als der nothwendige Effect der Freyheit gedacht wird, ſo bald ſie nicht durch etwas ihr fremdes gehindert wird, ſo findet auch bey ihr ſo wenig Moralität (wie dieſer Begriff den nicht ſophiſtiſirenden Menſchen ins Herz gelegt iſt) Statt, als bey dem richtigen Sehen mit geſunden Augen. Dieſe Art zu ſchlieſsen hebt alle Moralität auf, und iſt dem Kantiſchen Syſtem direct entgegengeſetzt. Eben dieſs kann man von der Behauptung ſagen (S. 336.): „Der Menſch iſt zu der Zeit, da er Unrecht verübt, nie *völlig bey Sinnen*, d. h. er hat den Gebrauch ſeiner moraliſchen Freyheit nicht.“ Iſt es verſchuldet oder unverſchuldet, daſs er ihn nicht hat? wenn das erſte iſt, hatte er Freyheit, und er hat in der Handlung den Gebrauch der Freyheit bloſs deswegen nicht, weil er ihn nicht haben wollte; iſt aber der andere Fall, ſo hatte er nie Freyheit, und war alſo kein moraliſches Weſen. Durch ſolche Behauptungen wird das Weſen der praktiſchen Vernunft aufgehoben, und wenn ſie die Reſultate einer Kritik derſelben wären, ſo würde durch ſolche das Vermögen der praktiſchen als ein Unding, ſo wie in der Kritik der theoretiſchen Vernunft die Erkenntniſs derſelben, als Schein dargeſtellt werden. Gehört aber überhaupt die Unterſuchung über die Freyheit, in ſoferne nicht bloſs gezeigt werden ſoll, ob wir ohne Widerſpruch der ſpeculativen Vernunft unſerm innern Bewuſstſeyn derſelben trauen dürfen, ſondern in ſoferne als auch die Art und Weiſe beſtimmt werden ſoll, wie wir uns ihr Verhaltniſs zu unſern Handlungen in der Erfahrung vorſtellen können, zur Kritik der praktiſchen Vernunft, wo ſie bey dem Vf. ihre Stelle findet? Rec. behauptet, nein! Die Kritik der praktiſchen Vernunft hat Nichts zu unterſuchen, als ob die Anmaſsung der Vernunft, Einfluſs auf unſere *Handlungen* zu haben, gegründeter ſey als die Anmaſsung, unſere *Erkenntniſſe* ohne Erfahrung zu vermehren. Das Reſultat der Kritik nach Kant iſt: die theoretiſche Vernunft kann ihre Anmaſsungen nicht rechtfertigen, weil ſie die Realitat ihrer Erkenntniſſe nicht objectivgültig erweiſen kann, ja nicht einmal, um nur dieſen Verſuch zu machen, ihre Einſichten mit dem Realen, Erfahrbaren (der Welt) in Verbindung zu bringen, zur Einigkeit mit ſich ſelbſt gelangt; die praktiſche Vernunft kann aber ihre Foderungen auch durch ſich ſelbſt realiſiren, und ihnen alſo diejenige Realität, zwar nicht für die Erkenntniſs eines andern Subjects, aber doch für ſich mit gänzlicher Einigkeit mit ihr ſelbſt, ertheilen, die den Ideen der theoretiſchen abgeht. Was über dieſe Reſultate hinaus-

Digitized by Google

anliegt, es mag nun die Vorſchriften der theoretiſchen Vernunft für die Verbindung der Erfahrungen zu einem ſyſtematiſchen Ganzen, oder die Geſetze der praktiſchen für die zweckmäſsige Eintracht der Handlungen betreffen, gehört zur Metaphyſik. Daher gehört auch die nähere Unterſuchung der Freyheit, in ſoferne ſie nicht bloſs als Bedingung der Realität der Foderungen der praktiſchen Vernunft, ſondern als Antheil an wirklichen Handlungen habend unterſucht werden ſoll, in das Gebiet der Metaphyſik der Sitten. So wie aber die Ideen der theoretiſchen Vernunft auf den Schematismus des Verſtandes bezogen werden müſſen; ſo müſſen die Foderungen der praktiſchen auf den Stoff, den ihr das Begehrungsvermögen anbietet, angewandt werden. Ehe alſo der Begriff des Willens genau beſtimmt iſt, kann man nicht hoffen, über die Freyheit deſſelben etwas ſicheres auszumachen. Der §. 252. zeigt, wie ſehr ſich der Vf. von den Behauptungen Kants dadurch entfernte, daſs er das auf den reinen Willen übertrug, was nur von dem niedern Begehrungsvermögen gilt; denn nur in ſoferne der Menſch von dieſem geleitet wird, kann man ſagen: „Das Böſe als Böſes können wir weder wollen noch begehren; ſondern wir wollen nur das an ſich Gute; (welchen Begriff ſoll man hier mit dem an ſich Guten und dem Böſen verbinden?) wir begehren nur das ſinnlich angenehme und nützliche." In der Anmerkung heiſst es: „Alſo haben wir keine Freyheit, keinen urſprünglich innern Beſtimmungsgrund, das Böſe zu wollen. In dieſer Rückſicht ſind wir bloſs abhängig." Wenn hier die Freyheit, das Böſe zu wollen, und ein *urſprünglich innerer Beſtimmungsgrund* dazu, gleichbedeutend ſeyn ſollen, ſo kann ſich Rec. ſchlechterdings nicht vorſtellen, was Hr. *S.* ſich unter Freyheit denken mag. Der Ausweg, den er ſucht, um einigermaſsen ſich mit dem, was durch den Gemeinſinn bisher für moraliſch galt auszuſöhnen, beruht vorzüglich auf der Unterſcheidung zwiſchen dem Ich in der Erſcheinung und als intelligibles Subject der Erſcheinungen, deſſen Beſtimmungen nicht in die Zeit gehören, und das nur *in ſoferne frey iſt, als es moraliſch iſt*. Ohne die letzte Behauptung wäre der Ausweg der nemliche, den Kant nahm, nicht um ſeine Lehre vor der Moral, — ſondern um ſeine Moral vor der theoretiſchen Vernunft zu retten. Die Unterſcheidungen, die Hr. *S.* öfters nöthig findet, um ſeinen Behauptungen das Anſtöſsige zu benehmen, ſind bisweilen etwas geſucht, z. B. S. 347.: „Das *Abſolute* ſteht nur dem bedingten comparativen entgegen, nicht dem *beſchränkten Endlichen*. Man kann ſich alſo *Grade* der Freyheit denken, ohne daſs dadurch der Grundbegriff von *abſoluter* Freyheit zerſtört würde." Ungeachtet der Auswege, die Hr. *S.* ſucht, iſt er an andern Stellen wieder ſehr conſequent; z. B. S. 347. „Genau genommen ſind alſo Bosheitsſünden und Nachläſsigkeitsſünden nicht ſpeciſiſch, ſondern dem Grad nach verſchieden." S. 506. g. „In dem Urtheile des Unendlichen gibt es keine eigentliche Schuld, ſondern nur *höheres* oder *niederes Verdienſt*. Der Gedanke von Schuld (im ſpeciſiſchen Gegenſatz des Verdienſtes) beruht ſeiner Möglichkeit nach auf den Gedanken von Möglichkeit einer Vernunftwirkung ohne Wirklichkeit derſelben. Die Gottheit ſieht aber *keine Möglichkeit da, wo keine Wirklichkeit iſt;* mithin fällt hier der Grund von der Zurechnung zur Schuld ganz und gar weg. Sie würde einen Mangel der Allwiſſenheit oder der Gerechtigkeit Gottes verrathen." Wie läſst ſich da Verdienſt denken, wo keine Schuld möglich iſt? Auſser des Vf. Lehre von der Freyheit, iſt es noch vorzüglich die Lehre vom Recht, worüber Rec. nicht einſtimmig mit ihm ſeyn kann. „Was ohne Widerſpruch, heiſst es S. 441. §. 304 a., eines Geſetzes ſeyn oder geſchehen (oder unterlaſſen werden) kann, was keiner Pflicht widerſpricht, was ich der Pflicht unbeſchadet thun oder unterlaſſen darf, was praktiſch möglich iſt, das iſt Recht." Dieſer Begriff von Recht paſst höchſtens nur für den Ausdruck, das iſt *recht*, ohne ihn jedoch ganz zu erſchöpfen, und umfaſst alles, was von der Moral gebilligt wird, (*Juſtum et aequum*) aber beſtimmt nicht, was *Recht* (*jus*) in engerer Bedeutung iſt, ſo wie der Begriff dem Naturrecht zum Grunde gelegt werden muſs. Die nähere Beſtimmung §. 304. b. „Recht im moraliſchen Sinne iſt, was durch die ſittliche Nothwendigkeit ſelbſt als ſittlich *möglich*, folglich als eine ſittlich *nothwendige Befugniſs* beſtimmt iſt: die Bedingung der Möglichkeit des ſittlich nothwendigen; das, was vorausgeſetzt wird, um ſittlich handeln zu können," entfernt ſich noch mehr von dem Begriffe des Rechts, der bisher allen juridiſchen Unterſuchungen darüber zum Grunde gelegen hat. Die moraliſche Möglichkeit iſt zwar die unnachläſsliche Bedingung von allem, was *überhaupt*, ohne auf nähere Beſtimmungen in einzeln Fällen zu ſehen, die öfters dem Gewiſſen überlaſſen werden müſſen, moraliſcher Weiſe für Recht anerkannt werden kann; aber ſie erſchöpſt den Begriff nicht. Die moraliſche Nothwendigkeit aber iſt dem Recht entgegengeſetzt, und erzeugt Pflicht. Das Recht fodert nicht allein moraliſche Möglichkeit, ſondern noch die beſondere Beſtimmung, daſs ich in dem Falle des Rechts durch niemand beſchränkt werden darf. Recht iſt nicht bloſse Negation der Pflicht, ſondern negative Pflicht, nicht bloſse Bedingung der Möglichkeit der Pflichterfüllung, ſondern eine Befugniſs, die Anerkennung der Freyheit, in dem Gebrauche des Gegenſtands des Rechts, von jedem andern als Pflicht zu fodern. Wenn Pflicht Beſchränkung meiner Willkühr durchs Geſetz iſt, ſo iſt Recht Anerkennung meiner Willkühr durchs Geſetz. Nach Hn. *S.* Erklärung hatte der Menſch gar keine Rechte, er dürfte nur, weil er ſollte. „Der Realbegriff vom Recht in moraliſcher Bedeutung, heiſst es §. 304. c. iſt demnach dasjenige, was der Pflicht als Bedingung ihrer Möglichkeit zum Grunde liegt." Dieſs hebt das eigentliche Recht ganz auf, denn was zu meiner Pflichterfüllung erfodert wird, das iſt *für mich* kein Recht mehr; denn ich habe keine Willkühr in Anſehung deſſelben mehr, nur aus dem Geſichtspunkt eines andern, der es entbehren muſs, und es alſo ſeiner Willkühr entzogen ſieht, erſcheint es als ein Recht auf meiner Seite. Das Recht auf etwas iſt zwar überhaupt, als bloſser Rechtstitel, aus der Pflicht erkennbar, aber nicht aus der Pflicht deſſen, der das Recht hat,

Digitized by Google

hat, ſondern deſſen, der es aufgeben muſs, das Recht für den beſtimmten Fall. wird aber directe aus dem Rechtstitel erkannt. Meine Rechte beziehen ſich immer auf einen andern, und ſind daher nicht weiter durch *meine* Pflichten aufzufinden, als ſie nöthig ſind, um nur als Perſon erſcheinen zu können, nur in ſoferne ſie unmittelbare Menſchenrechte ſind. Meine Rechte ſind übrigens ſo wenig durch meine Pflichten beſtimmt, daſs ich Rechte haben kann, deren Ausübung mir die Pflicht verbietet, z. B. mich unter allen Umſtänden von meinem Schuldner bezahlen zu laſſen. Die Abweichung vom gewöhnlichen Begriff des Rechts hat Hr. *S.* noch zu andern Heterodoxieen verleitet. Z. B. §. 325. das Recht in reines, formales und materiales, angewandtes Recht zu unterſcheiden; (das Recht kann nie bloſs formal ſeyn; es gibt nur Rechte auf, über und zu etwas). S. 687. „Das unveräuſserliche Recht iſt alſo vollkommen, das veräuſserliche unvollkommen.“ (Dieſs widerſpricht allen bisherigen Rechtslehrern; die Veräuſserlichkeit des Rechts iſt oft ein Zeichen der Vollkommenheit deſſelben. Ich habe z. B. kein vollkommnes Recht über ein Haus, das ich nur bewohnen, aber nicht verkaufen, darf. Vollkommne Rechte ſind nur in ſoferne unveräuſserlich, als ſie das Recht Verträge zu ſchlieſsen ſelbſt begründen; die übrigen ſind es nicht.) S. 688. §. 542. a. „Ich darf nur dann zwingen, wenn ich ſoll“ (hier liegt ein Doppelſinn im Worte dürfen, wenn es ſo viel heiſst als; niemand darf es mir wehren, ſo iſt der Satz offenbar falſch: ſoll es aber heiſsen: es iſt mir nur moraliſch erlaubt, ſo iſt er nicht allgemein wahr, denn es gibt Fälle, wo nur das Erlaubtſeyn, aber nicht das Sollen erkannt werden kann — — und gleichwohl Zwang verſtattet iſt. — — Die Begriffe von Freyheit, von Recht, die ängſtliche Durchführung eines jeden Begriffs durch *alle* Kategorien und die Beybehaltung des bis jetzt für die Philoſophie noch ſchwankenden Begriffs des Negativen haben dieſem Lehrbuch an vielen Stellen geſchadet, und es von den gewöhnlichen und noch nicht als unrichtig bewieſenen Begriffen von moraliſchem Werth, Recht und Schuld und von Kants Lehren zu ſehr entfernt. Auſserdem was wir ſchon angeführt haben, um dieſen Ausſpruch zu rechtfertigen, wollen wir anſtatt mehrerer Belege, die ſich leicht finden lieſsen, nur noch zwey Beyſpiele anführen. Das erſte betrifft die Todesſtrafen, das zweyte die Gnade. An mehrern Stellen erklärt ſich Hr. *S.* wider *die Todesſtrafen*. Im allgemeinen läſst ſich leicht darüber ſtreiten, aber in beſondern Fällen läſst ſich ihre Rechtmäſsigkeit nicht wohl verkennen, z. B. bey dem Mord. Die Geſellſchaft garantirt mir die Unverlierbarkeit meiner Rechte durch Gewalt. Offenbar habe ich das Recht, dem Mörder das Leben zu nehmen, ehe er mir das meinige nimmt; durch den Zufall, daſs ich mein Leben eher verlor, iſt dieſs Recht nicht verloren; und, da nun auch kein Zweifel mehr Statt findet, daſs er mich morden wollte: ſo tritt dieſs Recht in volle Kraft gegen ihn, und die Geſellſchaft iſt daher verbunden, dieſs Recht anſtatt meiner auszuüben, ſo gut als ſie verbunden iſt, dem Dieb meine Habe wieder abzunehmen, die ich nicht gegen ihn ſchützen konnte. Wenn die Rechtfertigung der Todesſtrafen, die Hr. *S.* S. 298. Anm. aus Hn. *Eberhards* Sittenlehre anführt (daſs der Verbrecher nach dem Tode dadurch vollkommner werde) die äuſserſte Zuflucht wäre, um ſie zu vertheidigen; ſo wäre freylich Nichts gründliches für ſie zu ſagen. Eine *auſser* der Geſellſchaft Statt findende *Pflicht* mit dem Tode zu ſtrafen, läſst ſich wohl auch nicht erweiſen; aber es iſt genug, wenn das Recht mit dem Tode zu ſtrafen, und die Verbindlichkeit der Geſellſchaft, es auszuüben, gezeigt wird. Der Begriff *Gnade* wird S. 282. theils als leer theils als unmoraliſch und für Gott ganz unſchicklich dargeſtellt. Unter den fünf daſelbſt angegebenen Bedeutungen dieſes Worts iſt aber die eigentliche ausgelaſſen, die nemlich: Gnade iſt das Gute, das ich von jemand erhalte, auf und gegen wen ich gar keine Rechte haben oder erlangen, der alſo für mich nie ein Gegenſtand der Güte werden kann. Wenn man nur darauf ſieht, welche Verhältniſſe in der Welt gelten; ſo iſt der Gutsbeſitzer gegen ſeine Sklaven, der unumſchränkte Regent gegen ſeine Unterthanen, gnädig. Der Titel *Gnade* wurde daher Perſonen beygelegt, die gegen gewiſſe Menſchen in ſolchen Verhältniſſen ſtunden, daſs ſie gnädig ſeyn konnten. Auſserdem würde aber nur der gnädig heiſsen können, der *nie* anderer Menſchen bedürfte, und doch etwas für ſie thäte. Dadurch würde die Würde der niedern nicht gekränkt. Wird alſo darauf geſehen, in wieferne ein ſolches Verhältniſs ſich ſowohl mit der moraliſchen Würde des Menſchen verträgt, als übrigens möglich iſt, ſo iſt niemand gnädig als Gott.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Roſt: *Catalogue raiſonné du Cabinet d'Eſtampes de feu Monſieur Brandes*, Secretaire intime de la Chancellerie Royale d'Hannovre, contenant une Collection de pieces anciennes et modernes de toutes les ecoles dans une ſuite d'Artiſtes depuis l'origine de l'art jusqu'à nos jours. Rédigé et publié par M. *Huber*. *Tome Premier renfermant les ecoles d'Italie et des Pays-Bas.* 1793. XVI und 592 S. *Tome Second renfermant les ecoles d'Allemagne, de France et d'Angleterre.* 1794. 644 S. gr. 8.

Es war wirklich ein Glück, daſs die ſo beträchtliche Kupferſtichſammlung, die der ſel. Hofrath *Brandes* zu *Hannover* machte, nach deſſen erfolgtem Tode, in die Hände der *Roſtiſchen* Kunſthandlung zu *Leipzig* gekommen iſt. Denn dadurch iſt nun dieſelbe, vermittelſt des gegenwärtigen, von Hn. *Prof. Huber* zu *Leipzig* gefertigten vortrefflichen Catalogs, für das ganze Kunſtpublicum brauchbar gemacht worden. Was von dieſem Catalog bereits in einer vorläufigen gedruckten Anzeige, und nachher in der Vorrede deſſelben geſagt worden iſt, will Rec. hier nicht wiederholen, doch kann er nicht unbemerkt laſſen, daſs der verſtorbene *Brandes* nicht etwan als *bloſser Liebhaber*, ſondern auch

Digitized by Google

als *Kunſtgelehrter*, der feine Kenntniſs dieſer Werke der Kunſt, von ihrer Entſtehung an bis zu ihrer Ausbildung, über die Producte aller Nationen auszubreiten ſuchte, geſammelt, und eben deswegen die ausgebreitetſte Correſpondenz nach England, Holland, Frankreich und Italien unterhalten, und um dieſem ſeinem ſo wichtigen Zwecke immer näher zu kommen, keine Koſten geſcheut habe. Von dieſer ſo groſsen und wichtigen Sammlung hinterlieſs derſelbe, einen, nach den Schulen eingerichteten, an und für ſich muſterhaften Catalog, der aber, um vor dem Publicum in einer ehrenvollen Geſtalt erſcheinen zu können, doch noch einige Berichtigungen, Verbeſſerungen und Zuſätze erfoderte. Dieſes Geſchäft hätte wohl in keine beſſere, als in Hn. *H.* Hände kommen können. Dieſer hat das Manuſcript durchgeſehen, und mit ſeinen eigenen Kunſtbemerkungen vermehrt. Dem Ganzen iſt dadurch, daſs dieſer Sammlung verſchiedene andere ſeltene und koſtbare Blätter beygelegt wurden, ein höherer Werth gegeben worden. Die Blätter ſelbſt ſind, wie ſchon gedacht, nach den Schulen, und in denſelben nach den Malern geordnet worden. Ueberall iſt der Geburtsort des Künſtlers, und das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes angegeben worden. In Anſehung der Beſchreibung der Blätter hat dieſer Catalog einen merklichen Vorzug, ſelbſt vor dem bekannten *Dictionnaire des Artiſtes*, indem dieſelbe weit vollſtändiger iſt, als man ſie in dem eben gedachten Werke findet; auch iſt überall die Höhe und Breite derſelben nach dem Pariſer Zollmaaſs angegeben, und die vorzügliche Schönheit und Seltenheit bemerkt worden. Wenn Verzeichniſſe von den Werken dieſes oder jenes Meiſters vorhanden waren, ſo ſind die Blätter nach demſelben geordnet. Wir würden viel zu weitläuftig werden müſſen, wenn wir nur einige der vorzüglichſten Seltenheiten dieſer Sammlung anzeigen wollten; es wird genug ſeyn, wenn wir ſagen, daſs von *Raphael* über 1000 Bl., von *Albr. Dürer* 550 Bl., von *Golz* 474 Bl., von *Rubens* 1300, von *van Dyck* 700 — 800, von *Callot* 1800 Bl., von *le Brun* 300 Bl. in dieſer Sammlung befindlich ſind, woraus ſich auf den Reichthum derſelben überhaupt ſchlieſsen läſst. Noch müſſen wir bemerken, daſs dieſelbe durch die groſse Anzahl der vortrefflichſten engliſchen Blätter, die ſie in ſich ſchlieſst, vielleicht vor den meiſten andern Sammlungen einen groſsen Vorzug habe. Was nun dieſe ſo prachtvolle Sammlung in Zukunft für ein Schickſal haben werde, läſst ſich gegenwärtig noch nicht beſtimmen, da Hr. *Roſt* dieſelbe noch einige Jahre aufbewahren will, um vielleicht einen bemittelten Liebhaber abzuwarten, der auf das ganze Rückſicht nehmen möchte. Indeſſen wird der Catalog, ſo wie derſelbe jetzt dem Publicum in die Hände geliefert worden iſt, für jeden Kenner und Liebhaber immer ein ſchätzbares Handbuch bleiben.

Lemgo, in der Meyeriſchen Buchh.: *Geographie, Geſchichte und Statiſtik der vornehmſten europäiſchen Staaten.* Vereinigte Niederlande. Fünfter Band. 1791. 1 Alph. 8. (16 gr.)

Die drey erſten Abtheilungen des vierten Bandes, wovon die dritte im J. 1789 erſchien (vergl. A. L. Z. 1792. B. 2. S. 502 u. f.), enthielten Frankreichs Geographie und Geſchichte bis auf das Abſterben Ludwig XV.; eine vierte ſollte die Statiſtik darſtellen. Da dieſe aber vor dem Ablauf der jetzt noch fortdauernden franzöſiſchen Revolution nicht bearbeitet werden kann; ſo liefert der Vf. einſtweilen in einem Bändchen Geographie, Geſchichte und Statiſtik der vereinigten Niederlande, nach dem ſchon bekannten Zuſchnitt, und mit derſelben Genauigkeit, die wir an der letzten Abtheilung rühmten. Da überdieſs das Werk für Liebhaber, nicht für Kenner der Geſchichte geſchrieben wird; ſo darf man es ſo ſtreng nicht nehmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Dreyſsig: *Beſchreibung der Stadt Halle nebſt umliegenden Städten* (oder Taſchenbuch für Reiſende erſten Bandes erſter Theil) mit Kupfern. 1792. 6¼ B. 8. (4 gr.) — Es handelt vom Herzogthum Magdeburg und Fürſtenthum Halberſtadt, iſt aber dem gröſsten Theil nach wörtlich aus *Gilberts* Handbuch für Reiſende durch Deutſchland hergenommen. Nur hin und wieder ſind einige Zuſätze und Anmerkungen im Geſchmack des grünen Mannes nach Ungern gemacht, z. B. von der Anzahl der Studierenden welche 1790 zuſammen 988, und auf dem Waiſenhauſe allein an 150 betrug, der Canſteinſchen Bibeldruckerey, welche bis 1784 in 274 Auflagen 1,286300 Exemplare geliefert hat, dem Pfingſtbier der Halloren, den Kirſchen in Ludwigs *Etcaetera* *), Bahrts Weinberg, dem Mährchen von Ludwig dem Springer, dem Merſeburger Bierſchank in Paſſendorf und auf der Maiſle, der freundlichen Aufnahme des Vf. im Ehrenbergiſchen Hauſe zu Mansfeld u. dgl. Als Volksbuch zu einiger Kenntniſs des Vaterlandes mag es indeſſen doch manchem nützen können, der ſonſt kein Buch hat oder leſen will. Aber es ſcheint, die Reſtrager (Colporteurs) müſſen damit eben nicht glücklich geweſen ſeyn, weil gar keine Fortſetzung erſcheint.

*) So heiſst ein ehemals dem Kanzler v. Ludwig zuſtändiger Weinberg vor Glaucha bey Halle, der ſeinen Namen von einem Scherz über das *Etcaetera*, welches Ludwig allen ſeinen Titeln beyfügte, erhalten, welches *Etcaetera* ein Spaſsvogel auf die Erb- und Lehnherrſchaft über dieſen Weinberg deutete.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 14. May 1795.

PHYSIK.

WEIMAR, b. Hoffmanns Wittwe u. Erben: *Beytrag zur Berichtigung der antiphlogiſtiſchen Chemie, auf Verſuche gegründet*, von *J. F. A. Göttling* Prof. zu Jena. Mit einem Kupfer. 1794. 208 S. 8.

Bey den beträchtlichen Aufſchlüſſen, welche die Lehre vom Licht- und Wärmeſtoff, durch ſcharfſinnige Unterſuchungen mehrerer Naturforſcher, in unſern Tagen erhalten hat, ſind die Meynungen noch getheilt geblieben, ob man, zur Erklärung der dahin einſchlagenden Erſcheinungen zwey verſchiedene, von einander unabhängige, Grundweſen annehmen müſſe, oder ob beides nur Modification einer und derſelben Materie ſey. Nach der letztern Meynung, iſt das Licht eine Zuſammenſetzung aus Brennſtoff und Wärmeſtoff, und bloſses Leuchten und wirkliches Verbrennen ein und dieſelbe Operation; wobey es nur auf das quantitative Verhältniſs des Brennſtoffs zu dem Wärmeſtoff ankommt, ob bloſses Leuchten, oder wirkliches Verbrennen, bewirkt werden kann. Der Schwefel, der Phosphor, die Metalle u. ſ. w. werden dagegen nicht als einfache Stoffe angeſehen, ſondern als aus unbekannten Grundſtoffen und dem Brennſtoffe zuſammengeſetzt. Dem zufolge geſchiehet z. B. die Entzündung des Phosphors, indem ſich deſſen Subſtratum oder Baſis, mit dem Sauerſtoffe der reinen Luft zu Phosphorſäure, und deſſen Brennſtoff mit dem Wärmeſtoffe der reinen Luft zu Licht, verbindet, u. ſ. w. — Hierwider läſst ſich nun Hr. G., im Vorberichte der gegenwärtigen Schrift, folgendergeſtalt vernehmen. „Wäre alles Leuchten des Phosphors wirklich eine wahre Verbrennung, und iſt es ausgemachter Grundſatz, daſs keine Verbrennung ohne den Zutritt der reinen Luft ſtatt findet, ſo dürfte auch der Phosphor in einer reinen Stickluft gar nicht leuchten, in einer reinen Lebensluft aber müſſe die Operation des Leuchtens am vollkommenſten geſchehen; wie dieſes bisher allgemein angenommen wurde. Meine darüber angeſtellten Verſuche, — haben mir aber das Gegentheil bewieſen, und berechtigen mich daher, den Lichtſtoff als einen von dem Wärmeſtoff unabhängigen Stoff zu betrachten, und alſo auch die Erſcheinung des Lichts ohne empfindbare Wärme, für keine wahre Verbrennung zu halten. Zugleich hoffe ich durch dieſe Verſuche die Natur der bisherigen Stickluft — mehr ins Licht geſtellt und bewieſen zu haben, daſs in ihr der nemliche Grundſtoff als in der reinen Luft gegenwärtig ſey, und ihre Verſchiedenheit bloſs darin liege, daſs dieſe den Wärme- oder Feuerſtoff, und jene den Lichtſtoff, in ihrer Zuſammenſetzung enthalte." — Dieſe Verſuche beſtehen nun vornemlich in folgenden. Zuerſt, über das Verbrennen des Phosphors in der Lebensluft. Hr. G. bedient ſich dazu eines Kolbens von Meſſingblech, der mit einer mit einem Hebel verſehenen Schraube verſchloſſen werden kann, und um deſſen Bauch ein blechernes Kühlgefäſs angebracht iſt, — von welchem wohlausgedachten Apparate die Zeichnung beygefügt iſt. War die angewandte Lebensluft völlig rein, wie die aus dem durch Salpeterſäure bereiteten rothem Queckſilberkalche, ſo war ſie nach dem Verbrennen völlig verſchwunden. Von der aus Braunſtein getriebenen Lebensluft blieb ein weniges, und von der aus Salpeter noch etwas mehr Luft, übrig. — Bekanntlich hat nun dieſe Erfahrung des gänzlichen Verſchwindens der Lebensluft, ohne, wie es nach dem phlogiſtiſchen Syſtem geſchehen müſste, Stickluft zu erzeugen, mehrere der bisherigen Anhänger des Phlogiſtons in ihrem Glauben wankend, und dem neuen Syſteme geneigter gemacht. (Rec. kann nicht unbemerkt laſſen, daſs man, wenn auch nicht gefliſſentlich, zu vergeſſen ſcheint, daſs dieſer nemliche Verſuch, dem man jetzt auf der Prüfungswage des neuen Syſtems ein entſchiedenes Uebergewicht zugeſteht, bereits vor 18 Jahren von *Scheele* angeſtellt, und in ſeinem Werke über Luft und Feuer beſchrieben worden. Rec. ſelbſt hat ſchon vor mehreren Jahren dieſen Scheeliſchen Verſuch, ohnerachtet des, bey Anwendung gläſerner Phiolen damit verknüpften oftmaligen Miſslingens, (welcher mit gläſernen Gefäſsen verknüpften Gefahr jetzt durch den obigen Apparat des Hn. G. abgeholfen iſt,) öfters wiederholt, und ſeine dazu angewandte reine Luft aus Braunſtein mehrmals gänzlich verſchwinden geſehen. — Da nun das Leuchten des Phosphors bisher ebenfalls als eine ſchwache Verbrennung erklärt worden iſt; ſo verſuchte Hr. G. ob das Verſchwinden des Luftraums auch bey einer ſo ſchwachen Temperatur, wobey der Phosphor bloſs leuchtet, ebenfalls möglich ſey. Zu dem Ende hing er, in ein, mit reiner Lebensluft gefülltes Glas, Phosphor an einem Faden auf, und trug es an einen dunkeln Ort; allein es war gar nichts leuchtendes, weder in einer kaltern, noch wärmern Temperatur, zu bemerken. Hierauf ſtellte der Vf. den gleichen Verſuch mit Phosphor in reiner Stickluft an. Wider ſein Erwarten ſahe er nun hier den Phosphor dampfen, und in einem viel ſtärkern Grade, als in der atmoſphäriſchen Luft leuchten. Nach mehreren Stunden hörte dieſs Dampfen und Leuchten auf, und der Phosphor fand ſich mit einer ſauren Feuchtigkeit belegt, welche in wahrer Phosphorſäure beſtand. Er nahm ihn heraus, trocknete ihn ab, und hing

Digitized by Google

hing ihn wieder hinein, worauf er, wie zuvor, dampfte und leuchtete, ſo lange, bis er aufs neue wieder mit ſaurer Feuchtigkeit überzogen war. Zu gleicher Zeit ward hierbey die Menge der Stickluft nach und nach verringert. — Ein Glas wurde mit reinſter Lebensluft, in welcher der Phosphor gar nicht leuchtete, gefüllt, verſtopſt, und umgekehrt in einer Schale mit Waſſer 4 Wochen lang dem Tageslichte bloſsgeſtellt. Sie war dadurch merklich ſchlechter geworden. Bey hineingebrachtem Phosphor hätte nun ein Leuchten ſtatt, und es erfolgte nach einigen Stunden deſſen Entzündung. — Mehrere Verſuche, wozu der Vf. Luftſaure, brennbare Luft, und anderweitige Gasarten, angewendet hat, nebſt den dabey bemerkten Erſcheinungen, muſs Rec. übergehen. — Den Reſultaten dieſer Verſuche zufolge, nimmt der Vf. zwar mit den Antiphlogiſtikern an, daſs der Wärmeſtoff ein eigenthümlicher Grundſtoff ſey, und daſs er, mit dem Sauerſtoff verbunden, die reine Luft ausmache; nur will er ihn aus nachher anzuführenden Grunde, nicht Wärmeſtoff, ſondern *Feuerſtoff*, und folglich auch die reine Luft *Feuerſtoffluft*, genannt wiſſen. Da er zugleich auch den *Lichtſtoff*, als einen eigenen, vom Feuerſtoff unabhängigen Grundſtoff anſieht, und er ſolchen vorzüglich in der Stickluft, mit Sauerſtoff verbunden, gefunden zu haben glaubt, ſo nennt er letztere *Lichtſtoffluft*. Dieſer Stoff, welcher einen Beſtandtheil aller brennbaren Körper ausmache, trete bey deren Entzündung, die nicht ohne Gegenwart der Feuerſtoffluft geſchehen kann, mit dem Feuerſtoff zu *Feuer* zuſammen; welche Vorſtellungsart mit der des *de Luc* übereinkommt. Mit dem Waſſerſtoff mache der Lichtſtoff die inflammable oder die *Waſſerſtoffluft*. Mit dem Phosphor — und Schwefelſtoff ſetze er den *Phosphor* und *Schwefel* zuſammen. Er gehe mit in die Verbindung der *Salpeterluft*, des *flüchtigen Laugenſalzes*, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch der *Salzſaure* ein. Er könne ſich auch mit den feuerbeſtändigen Laugenſalzen und den Erden für ſich allein, oder in Geſellſchaft des Feuerſtoffs, verbinden. Auch mache er einen Beſtandtheil der *Metalle* aus. — Nach einiger nähern Auseinanderſetzung dieſer Begriffe erklärt nun der Vf., daſs der Stickſtoff aus der Reihe der einfachen Stoffe gänzlich hinausgeworfen werden müſſe; da dasjenige, was bisher unter dem Namen *Stickluft* in der Atmosphäre angenommen worden, nichts anders ſeyn könne, als eine Zuſammenſetzung aus Sauerſtoff und Lichtſtoff; von deren vorgehenden Zerſetzung durch den Phosphor das Leuchten in ſelbiger ohne Wärme die Folge ſey. Da nun zu der dabey entſtehenden Phosphorſäure der Sauerſtoff nothwendig iſt, ſo müſſe alſo ſelbiger in der Stickluft enthalten ſeyn. Aus dieſem Grunde könne nun die reine Luft nicht weiter Sauerſtoffluft heiſsen, ſondern ſie müſſe den Namen *Feuerſtoffluft* erhalten. Um an einem Beyſpiele zu zeigen, wie der Vf. nach den ſolchergeſtallt von ihm modificirten Lehrſätzen der Antiphlogiſtiker, die dahin einſchlagenden Erſcheinungen erklärt, will Rec. deſſen Meynung von der Zuſammenſetzung der Salpeterluft, und der Salpeterſäure, ausheben. — Da in der Salpeterluft der Phosphor nicht leuchtet; ſo hält er ſie für Salpeterſäure, die einen Theil ihres Sauerſtoffs verloren hat, und wo der andere noch vorhandene Sauerſtoff mit dem Licht - und Feuerſtoff ſo genau verbunden iſt, daſs er nicht auf den Phosphor wirken, und ſeinen Lichtſtoff losmachen kann; auch ſey es ihm wahrſcheinlich, daſs der Lichtſtoff darinn die Oberhand habe. Eben daher erklärt er ſich nun auf folgende Art die Entſtehung dieſer Luft. Er betrachtet die Salpeterſäure als eine Zuſammenſetzung aus Sauerſtoff, Lichtſtoff und Feuerſtoff, die aber ſo enge zuſammengedrängt ſind, daſs ihr Licht - und Feuerſtoff beynahe Feuer iſt. Wirkt nun dieſe Säure auf ein Metall, was nach ſeiner Erklärung aus ſeinem Metallſtoff und Lichtſtoff zuſammengeſetzt iſt; ſo verbindet ſich ein Theil des Sauerſtoffs in dieſer Säure mit dem Metallſtoff, und macht ihn zu Metallkalk, dadurch wird der Lichtſtoff des Metalls in Freyheit geſetzt, der mit etwas Sauerſtoff und dem Lichtſtoff, der ſchon einen Beſtandtheil der Salpeterſäure ausmachte, nebſt einem Theil in der Salpeterſäure ebenfalls vorhandenen Feuerſtoffes in die Verbindung der Salpeterluft tritt; behält nun die Salpeterluft den Lichtſtoff, den ſie ſchon als Salpeterſäure hatte, und nimmt ſie noch einen Theil aus dem Metall an, ſo finde er ſich berechtiget, darinn eine gröſsere Menge Licht — aber eine kleinere Menge Feuerſtoff, anzunehmen. Ein Theil Feuerſtoff, der vorher die Zuſammenſetzung der Säure mit ausmachte, bewirkt die bey der Auflöſung ſtatt habende Erhitzung, wenn die Säure nicht gar zu ſchwach angewendet wird, und der Feuerſtoff nicht von der Feuchtigkeit eingeſogen werden kann. Wird nun der Salpeterluft wieder Feuerſtoffluft zugeſetzt, ſo kann die Salpeterluft wieder in dem dazu nöthigen Verhältniſs mit ſoviel Sauerſtoff und Feuerſtoff zuſammentreten, als zur Entſtehung der Salpeterſäure nöthig iſt. Dieſes geſchiehet mit bemerkbarer Wärme und rothen Dämpfen. Die rothen Dämpfe zeigen an, daſs hier mehr Licht - und Feuerſtoff gegenwärtig war, als die Salpeterluft brauchte, um Salpeterſäure zu werden; dieſe entweichen alſo als rothe Dämpfe, die er ſich als ein ſehr ausgedehntes Feuer denke. — Man würde ihm wahrſcheinlich hier einwenden, daſs, wenn dieſe Erklärung der Entſtehung der Salpeterſäure wahr ſey, die Atmosphäre beſtändig mit ſalpeterſauren Dämpfen angefüllt ſeyn müſste, weil die atmosphäriſche Luft aus eben den Beſtandtheilen beſtehet. Dieſer Fall könne aber nicht eher eintreten, bis ſich die Lichtſtoffluft mit Lichtſtoff, wie bey gedachter Entſtehung der Salpeterluft, überſättigen kann, etc. — Von der Salzſäure iſt der Vf. geneigt, zu glauben, daſs man darinn gar keinen eigenen Stoff, der mit dem Sauerſtoff die Salzſäure zuſammenſetze, anzunehmen brauche, ſondern daſs ihre Abweichung von der Salpeterſäure in Anſehung einiger Eigenſchaften bloſs in den verſchiedenen Verhältniſſen des Sauerſtoffs, Lichtſtoffs und Feuerſtoffs liege. — Dieſer Auszug würde hinlänglich ſeyn, die Phyſiker auf vorliegende intereſſante Schrift aufmerkſam zu machen, und ſie zu reizen, die Verſuche, auf welche der Vf. ſeine Theorie gründet, und die überdem einfach und leicht anzuſtellen ſind, mit Genauigkeit zu wiederholen. Da aber ein

Zu-

Zufall die gegenwärtige Anzeige verſpätet hat, ſo bedarf es dieſer Aufforderung kaum, da bereits mehrere Perſonen in der Wiederholung dieſer Verſuche begriffen ſind. Einem ſichern Reſultate dieſer Prüfungen ſehen wir mit deſto gröſsern Verlangen entgegen; da es einleuchtend iſt, welchen groſsen Einfluſs deren Beſtätigung auf die Berichtigung der Lehre von den einfachen Grundſtoffen der Körper haben werde.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Hiſtoriſka Samlingar. Förſta Delen.* (Hiſtoriſche Sammlungen. Erſter Theil.) 1793. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Hr. Oberſtlieutenant und Ritter. *C. Adlerſparre* fängt an, in dieſer Sammlung eine Menge Originalbriefe und Actenſtücke, faſt alle aus dem königlichen Reichsarchiv, ans Licht zu ſtellen, die dem Geſchichtforſcher mehr und minder wichtig werden können. Er hat die Briefe und Stücke, welche einzelne Vorfälle und Begebenheiten betreffen, zuſammengeſammelt, und in chronologiſcher Ordnung abdrucken laſſen. Die hier abgedruckten urkundlichen Nachrichten betreffen: 1) Das Kriegsweſen während der Regierung K. Guſtav I. mit einer Zeichnung. Es ſind in allen 27 Briefe des Königs an ſeine Söhne, Erich und Johann; Schreiben und Verordnungen an die Reichsräthe und Feldherrn; Berichte aus den Jahren 1555—1556., beſonders den damaligen Finniſchen Krieg betreffend. S. 22. ſieht man, daſs die Soldaten damals im Winter Kleider von Seehundsfellen gebrauchten; S. 23. daſs ein Schwed. Thaler oder Deutſcher Rthlr. damals 3½ Mark betrug und die Mark ſo viel als jetzt 13 bis 14 Schl. Bancogeld war; S. 23. daſs unter den für das Kriegsheer anzuſchaffenden Sachen auch Branntwein vorkommt, und ſolcher alſo ſchon eher in Schweden bekannt geweſen ſeyn müſſe, als man gemeiniglich glaubt, u. d. m. — 2) Nachricht von einer Stockholm 1625 betroffenen Feuersbrunſt, in einem Bericht des Reichsraths und Statthalters Clas Horns, an den Reichskanzler Ax. Oxenſtjerna. — 3) Nachricht von den Beſuchen des Bürgermeiſters, Peter Larsſon, bey der Chriſtina Ryning. Sie war eine Adeliche Dame; beide wurden in einem unerlaubten Umgang gefunden, der Bürgermeiſter ward zu 1000 Th. Strafe verurtheilt, die ihm doch der K. hernach zum Theil erlieſs, und die Ryning ſollte alle ihre Erbgüter an ihre Brüder abtreten, worüber ein langer Rechtsſtreit entſtand. — 4) Des Reichsraths und Feldmarſchalls, Herman Wrangels, Verhalten gegen den Däniſchen Agenten, Proſt Knudſen. Der Feldmarſchall hatte ihn 1631 vor dem königlichen Schloſſe, aus Jalouſie wegen einer Dame, geprügelt. Knudſen, der unbewaffnet war, ging ſogleich von Stockholm weg, und zeigte es ſeinem Hofe an, welches zu den hier abgedruckten Berichten und Schriftwechſel, ob dieſs bloſs als eine Privatſache oder als eine Verletzung des Geſandſchaftsrechts anzuſehen ſey, Anlaſs gab; das erſtere ward von Schwediſcher Seite, mit aller Schonung gegen den Däniſchen Hof behauptet. — 5) Des Kammerherrn E. B. Rålambs Ungehorſam gegen K. Guſtav Adolph, 1631. Der König befahl ihm zu Höchſt, wo er verſchiedene fremde Fürſten bey ſich hatte, und da juſt keiner von ſeinen Cavalieren zugegen war, vor den Tiſch zu treten und aufzuwarten. Allein Rålamb ging aus dem Zimmer, und von da weg, ohne daſs man wuſste wohin. Der K. nahm dies ſehr ungnädig, meldete es dem Reichsrath in Schweden, lieſs alle ſeine und ſeines Vaters-Güter, weil er ſeinen Sohn nicht beſſer erzogen hatte, mit Arreſt belegen. Die Sache ward doch hernach unter der K. Chriſtina durch Vermittelung des Reichskanzlers beygelegt. — 6) 39 Briefe von K. Carl X. Guſtavs Informator, Bengt Baar, an den Pfalzgrafen, Johann Caſimir, in den J. 1641 — 1642 über alles, was damals in Stockholm und bey Hofe vorgefallen. S. 254 ſehen wir, daſs, nachdem die Reichsräthe, Joh. Oxenſtjerna und Thure Bielke, nebſt dem Hofcanzler Salvius, zu Abgeſandten zum Friedenswerke in Deutſchland verordnet waren, der erſte, welcher vorweg reiſete, ſo lange er allein war täglich 50 Rthr. Diätengelder haben ſollte; alle drey ſollten hernach zuſammen täglich 100 Rthlr. haben, und überdem Erſetzung für Gaſtmaler, die ſie etwa zu geben nöthig hatten, und für andere auſserordentliche Ausgaben. Wie die Krone damals betrogen worden, ſieht man aus den hier vorkommenden Nachrichten von dem gegen den Camerier, Joſt Hanſſon, angeſtellten Proceſs. — Actenſtücke, betreffend des Reichshiſtoriographen Arnold Johann Meſſenii und ſeines Sohnes Arnold Meſſenii Verbrechen und Beſtrafung. Schon der Vater des erſten, Aſſeſſor D. Johann Meſſenius, war wegen beſchuldigten Briefwechſels mit den Katholiken und Jeſuiten in Polen in eine zwanzigjährige Gefangenſchaft gerathen, doch ward ihm zuletzt erlaubt, ſich in der Stadt Ulea aufzuhalten. Zu dieſer Linderung trug ſein in der Gefangenſchaft ausgearbeitetes Werk, *Scondia illuſtrata*, viel bey. Sein Sohn Arnold, der anfangs bey ihm im Gefängniſs geweſen, und den er dort ſelbſt unterrichtet hatte, ging heimlich weg; da aber ſein Vater neuen Verdruſs davon hatte, kam er wieder, ward arretirt, und auf Kexholms Feſtung geſetzt. Man machte die Auslieferung der *Scondia illuſtrata* zu einer Bedingung ſeiner Freyheit. Allein ſein Vater war inzwiſchen geſtorben, und die Mutter war von da nach Danzig gegangen, wohin ſie ihres Manns Schriften mitgenommen hatte. Nach 14 J. kam der Sohn los, holte ſeines Vaters Schriften aus Polen zurück, lieferte ſie der Regierung ein, und inſinuirte ſich dadurch ſo, daſs er verſchiedene Gunſtbezeugungen erhielt und zum Reichshiſtoriographen ernannt ward. Allein er war immer mit der Regierung unzufrieden und äuſserte ſich darüber oft gegen ſeinen Sohn Arnold. Dieſer, ohne dem Vater etwas davon zu ſagen, verfaſste darauf eine Schrift in Verſen, die er auch Carl Guſtav zuſandte, worin er ſehr hart von den Vormündern der Königin redete, und Carl Guſtav ermunterte, ſich der Regierung zu bemächtigen. Dieſer aber war ſo klug, die Schrift ſogleich der Königin zuzu-

Digitized by Google

ſenden. Der Vf. ward bald entdeckt und arretirt, ſo wie ſein Vater, von dem er, ſo wie er ſelbſt geſtand, die Materialien dazu hatte. Beider Verhör in Gegenwart der Reichsrathe, auch bisweilen der Königin ſelbſt, iſt nebſt dem Urtheil hier abgedruckt. Beide wurden hingerichtet. Das *Corpus delicti*, oder das ſogenannte Paſquill ſelbſt, findet man doch hier nicht. Chanut hat in ſeinen Memoiren davon einen Auszug geliefert. Darnach muſs es hart genug verfaſst geweſen ſeyn. Nach den hier abgedruckten Acten ſcheint es nicht einmal dem Fiſcal anders als einem Inhalt nach, mitgetheilt geworden zu ſeyn.

Stockholm, b. Carlbohm.: *Utkaſt til en Hiſtoria om Kongl. Sodermanlands Regemente.* VI. Stycket. (Abriſs einer Geſchichte des Südermannlandiſchen Regiments 6 Stück.) 1794. ½ Alph. in 8.

Die vorigen Stücke dieſer Geſchichte des Südermannländſchen Regiments, die ſo manche gute Beytrage zur Schwedſchen Kriegshiſtorie enthalt, ſind in dieſen Blättern angezeigt worden. In den Zeitraum, den dieſs Stück befaſst, von 1719 bis 1771, fallen auſser den im Regimente ſelbſt vorgegangenen Veränderungen nur der finniſche Feldzug 1740, und der Pommerſche, 1757 u. f. Beide hat auch dieſs Regiment mitgemacht und ſich immer brav gehalten. Die Vorfälle des Pommerſchen Krieges, die auſserdem nicht ſehr wichtig waren, ſind bekannt. Vom finniſchen Kriege will Rec. ein paar Nachrichten hier auszeichnen. Als der General Wrangel den Befehl bekam, bey Wilmanſtrand den Ruſſen entgegen zu gehen, ſoll er ſich geäuſsert haben, daſs es beſſer wäre, wenn die Beſatzung in Wilmanſtrand mit ein paar Regimentern verſtarkt worden, bis er und Buddenbrock mit vereinigter Macht den Ruſſen Widerſtand leiſten könnten, aber weil er Befehl hätte, zu marſchiren; ſo wollte er auch ſtehen, ſo lange er noch einen Mann übrig hätte. — Das ganze Treffen wird umſtändlich beſchrieben. Es iſt nicht zu läugnen, daſs Graf Waſaborg den 24 Aug. zu weit vordrang, dadurch die Linie brach, und die Schweden hinderte, ihre eigenen Kanonen weiter zu gebrauchen. Als er aber, nach dem er die zweyte Linie des Feindes geworfen und ihre Kanonen erobert hatte, commandirte: *Halt!* rieſen einige Soldaten im Regiment: *Alter biſt du bange.* Hiedurch ward er ſo eifrig, daſs er alle Contenance verlohr, vordrang, bleſſirt und gefangen ward. Dieſer Graf Waſaborg war ein Enkel von Gr. Guſtav Guſtavsſon, einem natürlichen Sohn K. Guſtav Adolphs mit einer Tochter des Directeurs der Fiſchereyen, Cabelian. Als die Ruſſen Wilmanſtrand zum drittenmal ſtürmten und es eroberten, ſchoſſen Soldaten und Bürger daſelbſt aus den Fenſtern und Thüren, wenn jene in ſolche eindringen wollten. Daher die Ruſſen auch nicht des Kindes in der Wiege ſchonten. Bey dem Rückzuge riſs der Fahnrich L. A. Hercules, von zwey Stangen die Fahnen herunter, zerſchlug die Stangen, damit ſie nicht in feindliche Hande kommen ſollten, und brachte das zuſammengewickelte Zeug der Fahne mit nach Fridrichsham. Die Ruſſen waren bey Wilmanſtrand 15 bis 18000 Mann ſtark, wovon 7 bis 9000 blieben. Die Schweden hatten nur 2500 Mann, wovon ungefähr 1000, die Bleſſirten mit eingerechnet, übrig blieben. Wären ſie zu rechter Zeit mit 300 bis 400 Mann friſchen Volks und einiger Artillerie unterſtützt worden; ſo wäre kein Ruſſe davon gekommen. Die Schweden hatten dreymal den Ruſſen ihre Kanonen weggenommen; allein ſie waren ſo ſchwach, daſs ſie ſolche weder gebrauchen noch vernageln konnten. Nach dem Frieden ſchenkte die Ruſſiſche Kaiſerin Graf Waſaborg und den andern Officiern, da ſie bey der Gefangennehmung ihre Degen verloren hatten, mit eigener Hand, neue Degen, mit den Worten: wir hoffen, daſs ihr ſie nicht gegen uns gebrauchen werdet, und Gr. Waſaborg erhielte den kleinen Degen, mit einem goldenen Gefäſs, den die Kaiſerin am Tage der Revolution in Petersburg zu Pferde ſelbſt an der Seite getragen hatte. — Dieſer ganze Krieg hatte inzwiſchen Schweden ungefähr 50000 Mann, und an 130 Tonnen Goldes gekoſtet! Rec. muſs hier doch bemerken, daſs eine ſchwediſche Tonne Goldes nur 100,000 Thaler Silbermünze, d. i. 16,666. ⅔ Rthlr. Spec. ausmacht. — Für die Schwediſche Genealogie und Familiengeſchichte iſt dieſe Geſchichte des Südermannländiſchen Regiments auch dadurch wichtig, daſs von einem jeden Officier und Unterofficier, der nur genannt wird, in den Noten genaue biographiſche Nachrichten mitgetheilt ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Pauli: *J. C. Ploen* Sallmeiſters der Königl. Ritter-Academie zu Berlin, *Anleitung zur äuſsern Pferdekenntniſs* mit Kupfern. 1790. 112 S. 8. (21 gr.) Der Vf. bemerkt ganz richtig, daſs die äuſsere Pferdekenntniſs mehr durch mündliche Anleitung und eigene praktiſche Uebung als durch Schriften erlernt werden müſſe. Inzwiſchen kann dieſes Werkchen Anfängern allerdings nützlich ſeyn, nicht bloſs die Benennung aller Theile des Pferdes, ſondern auch wie ſie beſchaffen ſeyn ſollen, ihnen bekannt zu machen. In dieſer Abſicht ſind zwey mit Zahlen bezeichnete Kupfer beygefügt. Die Abhandlung zerfällt in drey Abſchnitte nach der gewöhnlichen Eintheilung des *Pferdes* in Vorder-Mittel-und Hintertheil. Der Vortrag iſt faſslich und der Vf. beweiſt durch dieſe kleine Schrift, daſs man für Beſſerung der Pferdezucht gründliche Anweiſungen erwarten könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. May 1795.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Lagarde: *Lud. Frid. Ancillon*, Eccleſ. Berolinenſ. Gallicae Paſt. Acad. Sc. Reg. Rothomagenſis nec non Berolinenſis Sodalis *Judicium de judiciis circa argumentum Carteſianum pro Exiſtentia Dei ad noſtra usque tempora* latis; quatuor in Academia Berolinenſi habitis praelectionibus expoſitum et evictum. 1792. 150 S. gr. 8.

Der Vf. will nicht nur die Urtheile über den ontologiſchen Beweis für das Daſeyn Gottes, wie ihn *Cartes* aufgeſtellt hatte, vorzüglich ſeiner Gegner, ſondern auch die Verſuche einiger neuern Philoſophen, jenem Beweiſe durch eine andre Wendung mehr Kraft zu geben, prüfen. Man darf aber nicht eine Beleuchtung aller, ſondern nur einiger Urtheile erwarten, und in ſofern ſagt der Titel zu viel. Der Vf. ſtellt zuerſt den Beweis des *Cartes* ſelbſt mit den eignen Worten des Philoſophen auf, führt die Veränderungen an, welche *Leibnitz* und *Mendelſohn* mit demſelben vorgenommen haben; ſodann kommt er auf die Einwürfe, der ältern und mit dem Cartes gleichzeitigen Philoſophen dagegen, und verbindet damit ſogleich die Beantwortung derſelben aus Cartes Objectiones, oder im Geiſt deſſelben. Das alles, bis auf den Beweis ſelbſt, berührt der Vf. nur kurz, und die Einwürfe werden ohne Ordnung und ohne Anzeige ihrer Urheber neben einander dargelegt. Dieſs macht den erſten Theil der Abhandlung oder die erſte Vorleſung aus, in den folgenden wird die Widerlegung des Werenfels weitläufig geprüft S. 37—111. Dieſs iſt alſo der Hauptinhalt dieſer Schrift. In dem vierten Theile wird der ontologiſche Beweis des Leibnitz und Mendelſohn, die oben nur angezeigt waren, näher, doch nicht ſo umſtändlich als Werenfels Einwürfe, beleuchtet. Zuletzt zeigt der Vf. noch die Unmögkeit eines Beweiſes für das Daſeyn Gottes a priori überhaupt.

Ob es gleich ſcheinen könnte, daſs eine ſolche Beurtheilung, nachdem Kant a priori bewieſen hat, daſs die Exiſtenz eines Dinges gar nicht a priori dargethan werden kann, überflüſsig ſey, ſo kann ſie doch als eine ſpeciellere Anwendung der allgemeinen kritiſchen Grundſätze von Nutzen ſeyn, wenn ſie nur ſonſt zweckmäſsig eingerichtet iſt. Von der gegenwärtigen können wir das nicht ganz vollkommen rühmen. Hr. *A.* gehet erſtlich von keinen beſtimmten Grundſätzen aus, und liefert mehr eine Cenſur als eine Kritik. Er hätte die Einwürfe nach beſtimmten Geſichtspunkten claſſificiren und ſie dann nach Principien beurtheilen ſollen. Was er über Leibnitzens und Mendelsſohns ontologiſchen Beweis ſagt, befriediget in dieſer Hinſicht ſchon mehr als die Beleuchtung der Werenfelſiſchen Einwürfe. Denn dort prüft er die Schlüſſe nach den Regeln der Logik; hier aber führt er die Widerlegung ſtückweiſe an und begleitet ſie mit ſeinen Gegenbemerkungen, ohne daſs man ſeine und ſeines Gegners Gedankenreihe auf Principien und Reſultate zurückführen kann. Zweytens iſt dieſe Beurtheilung auch unvollſtändig, und ſie leiſtet nicht, was der Vf. verſprochen hat. Denn nicht zu gedenken, daſs Gaſſendus, Cruſius und andrer ſcharfſinnige Beurtheilungen ganz übergangen ſind, ſo wird Kants Kritik aller ontologiſchen Beweiſe, welche *inſtar omnium* war, S. 110. kaum mit ein paar Worten angeführt, da es doch S. 23. heiſst: *Anonymi plures, in ea operum Carteſii, quae Objectiones inſcribitur; Werenfelſius et Kantius ita potius erunt excerpendi, ut ex argumentis, quibus contra Carteſium uſi ſunt, nullum ſive aptum, ſive ſecus transeat, quin qualemcunque noſtram criticam curam experiatur; nam hic etiam valet quod dicitur: Iliacos intra muros peccatur et extra.* Kants Widerlegung thut ihm kein Genüge, und er findet allerley daran auszuſetzen. *Negat quidem*, heiſst es S. 110. *cum reliquis Anti-Carteſianis omnibus ex notione ipſa entis realiſſimi ſeu perfectiſſimi ſequi, illud revera exiſtere, ſed (quantum ſaltem de mente ejus mihi conſtare poteſt) fruſtra apud eum quaeras, quod tamen in iſto argumento praecipuum et vere novum eſſet, quid ſit in ſe exiſtentia, et nuda rei extra nos poſitio; qui fiat ut eam nullo, quantum libet legitimo et ſtringenti, ratiocinio demonſtrare valeamus; cur iſte, quo per viam a priori plane nequit illa inveſtigari, caracter, ei ſit proprius et privus, dum alias (quod Idealiſta praefractus ſolus (?) neget) a nexu logico, ad nexum realem poſſit valere concluſio (?).* Drittens. Der Vf. macht ſich vieler Partheylichkeit ſchuldig. Werenfels, der meiſtens die ſchwache Seite des Beweiſes ſehr gut traf, und nur hie und da einer kleinen Nachhülfe bedarf, um ſeine Gegengründe völlig ſtringent zu machen, erfährt ſelten Gerechtigkeit vom Vf. So macht Werenfels S. 43. 44. mit Recht einen Unterſchied zwiſchen objectiver (ſubjectiver) und realer Exiſtenz, oder dem logiſchen und realen Seyn. Anſtatt nun, auf dieſen wichtigen Unterſchied Rückſicht zu nehmen, hält ſich Hr. *A.* bloſs bey dem Ausdruck *exiſtentia repraeſentativa* auf und ſpöttelt darüber. S. 106. behauptet Werenfels: daſs das Daſeyn keines Dinges aus einer bloſsen Idee a priori bewieſen werden könne; Ancillon erwiedert S. 108. davon ſey auch bey dem Carteſianiſchen Beweiſe nicht die Rede, ſondern ob nicht durch Schlüſſe das Daſeyn Gottes könne bewieſen werden. Eine ſonderbare Diſtinction? S. 111. heiſst es nach Anführung der We-

Digitized by Google

renfelſiſchen Einwürfe und der Kantiſchen Kritik des ontologiſchen Beweiſes: *Sic contra Carteſium noſtro ſaltem judicio, incertis et debilibus admodum armis pugnatum eſt.* Damit vergleiche man folgende Stellen: S. 140. *Huc dicendum in fine habeo; ſententiam Carteſianam nulli, quod ne minimam etiam ſoliditatis ſpeciem prae ſe ferat, fundamento ſuperſtrui poſſe, idque ea de cauſa, quod exiſtentia non dico Dei tantum (nam perinde eſt) ſed nullius plane rei, valeat demonſtrari a priori. Hocce principium vere et unice hanc intricatiſſimam litem a radice dirimens ne ſuſpicati etiam ſunt. Carteſii, qui eum undique inſectati ſunt, Coaetanei; Werenfelſius, ſi illud confuſe menti oberrans habuit (de quo adhuc diſputari poteſt) adhibere et quaſi exhaurire neſcivit.* S. 141. Man verdanke die deutliche Aufſtellung dieſes goldnen Princips und die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf *Kantio et* μεγαλοφυεστατῳ *Sellio.* Läſst ſich wohl eine gröſsere Partheylichkeit und zugleich Inconſequenz denken? Iſt es nicht, als wollte Hr. *A.* ſich und ſeinem Scharfſinn ſelbſt ein Compliment machen, daſs er zuerſt die Untauglichkeit des Carteſianiſchen Beweiſes aus einem Princip demonſtrirt habe, ob er gleich am Ende wieder etwas einlenkt? Es müſste denn ſeyn, daſs man das zum Theil auf die Unkunde der deutſchen Sprache, welche er ſelbſt S. 3. geſteht, und auf den Mangel einer vollkommnen Einſicht in die Kritik der reinen Vernunft rechnen wollte. — Am Ende der Abhandlung gibt ſich der Vf. die Miene, als wenn die gelehrte Welt die völlige Deduction der Unmöglichkeit, das Daſeyn eines Dinges a priori zu beweiſen, erſt aus ſeiner Feder zu empfangen hätte. S. 142. Wir können uns auf eine weitläuftige Prüfung dieſer Demonſtration nicht einlaſſen, ſondern bemerken nur ſo viel, daſs der Vf. nur analytiſche Sätze annimmt, und die Identität als das Princip aller Schlüſſe betrachtet. Hieraus wird die Unmöglichkeit eines Exiſtenzialſatzes, aber wie uns ſcheint, nicht eben ſehr befriedigend dargethan. Denn um nur das Einzige anzuführen, wie wenig ſtimmt damit eine andre Behauptung des Vf. S. 110. daſs man von dem logiſchen Zuſammenhange der Begriffe auf den Realzuſammenhang richtig ſchlieſsen könne, überein. Das Reſultat der ganzen Abhandlung iſt dieſes: Das Daſeyn jedes Dinges, alſo auch Gottes, könne nur a poſteriori, d. h. unter der Vorausſetzung, daſs etwas exiſtiere oder exiſtiert habe, erkannt und bewieſen werden. Wir ſind begierig zu ſehen, wie auf dieſem Wege die objective Realität der Idee von Gott bewieſen werden ſoll. Uebrigens läſst ſich dieſe Abhandlung, was die Sprache betrifft, gut leſen, bis auf Stellen, wo die Künſtley zu ſehr durchſchimmert. Eine völlige Reinheit der Sprache iſt nicht zu erwarten, und der Vf. entſchuldiget ſich deswegen. Aber der Gebrauch des *ne-etiam* anſtatt *ne-quidem* S. 140. iſt kaum zu verzeihen.

LITERARGESCHICHTE.

Altdorf, in Comm. der Monath und Kuſsleriſchen Buchh.: *Georg Andreas Wills*, Kaiſerl. Hofpfalzgrafen und älteſten Profeſſors zu Altdorf, *Geſchichte und Beſchreibung der Nürnbergiſchen Univerſität Altdorf.* 1795. XVI und 380 S. gr. 8.

Von einem Gelehrten, dergleichen der verdienſtvolle Hr. Prof. *Will* in *Altdorf* iſt, der ſich ſo viele Jahre hindurch mit dem Studium der Geſchichte ſeines Vaterlandes beſchäftigte, dem beſonders die Geſchichte derjenigen hohen Schule, um die er ſich ſo viele, unverkennbare Verdienſte zu erwerben Gelegenheit hatte, von jeher ſehr wichtig war, und der eben deswegen von langen Zeiten her alles auf das ſorgfältigſte ſammelte, was auf dieſelbe Bezug haben möchte, und dem es über dieſes alles unverwehrt war, die beſten Quellen zu benutzen — von einem ſolchem Manne konnte eine Geſchichte der Univerſität *Altdorf* erwartet werden, wie die gegenwärtige iſt, die dem Kenner, einige Kleinigkeiten abgerechnet, nichts zu wünſchen übrig läſst. Da der Vf. dieſe Arbeit zu einer Zeit übernahm, wo ihn ſeine kränklichen Umſtände hinderten, an ſeine gewöhnlichen Berufsgeſchäfte zu denken, ſo iſt es um ſo mehr zu bewundern, daſs ſie ſo, wie ſie uns jetzt vor Augen liegt, ausfiel. Man ſieht aber daraus, daſs ſich der würdige Mann längſt darauf vorbereitet, und hier nur gleichſam die Reſultate ſeiner frühern Unterſuchungen geliefert habe. Wir hoffen unſern Leſern durch eine kurze Anzeige der wichtigſten Gegenſtände dieſer in 24 Abſchnitten vorgetragenen Geſchichte, nicht miſsfällig zu ſeyn. I. *Von der Stiftung der hohen Schule nach 4 Perioden.* Eine der geſegneten Folgen der Reformation für *Nürnberg* war unter andern auch das daſelbſt 1526 geſtiftete, von *Melanchthon* eingerichtete, und mit den berühmteſten Profeſſoren (unter welche aber *Böſchenſtein* nicht zu zählen ſeyn möchte) beſetzte *Gymnaſium bey Egidien.* Indeſſen wollte doch dieſe gute Anſtalt in der Stadt ſelbſt nicht gedeihen. Der vortreffliche *Joachim Camerarius*, der anfangs ſelbſt an dieſem Gymnaſio glänzte, nachher aber bekanntermaſſen nach *Leipzig* zog, rieth daher zu einer Verlegung derſelben auf das Land. Dieſer Rath wurde befolgt, und aus guten Gründen das Landſtädchen *Altdorf* zum künftigen Muſenſitz auserkohren. Es wurde daſelbſt das noch ſtehende akademiſche Gebäude, das *Collegium* genannt, aufgeführt, und nach Vollendung deſſelben das Gymnaſium ſelbſt im J. 1575 feyerlich eingeweihet. *Valentin Erythraeus* war der erſte Rector. Dieſes Gymnaſium kam bald in Aufnahme, ſo daſs ſchon im erſten Jahre 122 Studierende in die Matrikel eingeſchrieben werden konnten. Der Nürnbergiſche Magiſtrat lieſs es auch nicht an Ermunterungen des Fleiſses fehlen, wovon die von 1578 bis 1626 geprägten und zu Prämien beſtimmten kleinen Münzen, die eine eigene artige Sammlung ausmachen — ein Beweis ſind. Da dieſer erſte Verſuch einen ſo guten Fortgang hatte, ſo war es natürlich, daſs man dabey nicht ſtehen blieb, ſondern immer weitere Fortſchritte zu machen ſuchte. Kaiſer *Rudolph II* gewährte die Bitte des Magiſtrats, das Gymnaſium zur Akademie zu erheben, welches ſchon 1578 geſchah, mit der Erlaubniſs Baccalaureos und Magiſtros Philoſophiae creiren zu dürfen. Dabey blieb es nicht. Im J. 1622 erhielt die Akademie von Kaiſer

Fer-

Digitized by Google

Ferdinand II das Recht, Licentiaten und Doctoren der Rechte und der Medicin zu ernennen, wozu noch 1696 von Kaiſer *Leopold I* das Privilegium kam, auch Doctoren der Theologie creiren zu dürfen. Der erſte Gebrauch von demſelben wurde im folgenden Jahre, an dem noch immer gewöhnlichen akademiſchen Petri und Pauli Feſt gemacht, wo D. *Sonntag* dem Culmbachiſchen Superintendenten *Pertſch* und ſeinen beiden Collegen *Wegleiter* und *Lang* die höchſte Würde in der Theologie ertheilte. II. *Von den Curatoren.* Dieſes ſind vier Rathsglieder in Nürnberg, welche unter dem Namen *der Scholarchen* und der oberſten Vormünder der Wittwen und Waiſen ein eigenes anſehnliches Collegium ausmachen. III. *Von dem Rector und dem akademiſchen Senat.* Dieſe Rectoren wechſeln nach den Facultaten jährlich ab; doch muſs derjenige, welcher gewählt werden ſoll, ſo lange in ſeiner Facultät ſeyn, daſs er ſchon bey der Wahl eines Rectors aus dieſer ſeiner Facultät gegenwärtig geweſen iſt. Seit 1581 bis hieher ſind derſelben 214 gewählt worden, die auch von S. 36 — 45. namentlich angeführt werden. Nach den Statuten ſoll, bey Berufung eines neuen Profeſſors, der Senat, oder wenigſtens die Facultät von den Curatoren zu Rath gezogen werden. Dem Senat gebühret die geſetzgebende und dem Rector die executive Macht, welches aber wohl nicht immer ſo ganz genau wird genommen werden. V. *Von der akademiſchen Jurisdiction*, die ſich über Diſciplin-, Civil-, Matrimonial- und Criminalſachen erſtreckt. In den erſtern iſt ſie ganz uneingeſchränkt, und kann ihr von dem daſigen Pflegamt nichts in den Weg gelegt werden. Sie kann Eheſtreitigkeiten entſcheiden und Eheſcheidungen erkennen; die dieſem oder jenem Theil aber zugelaſſene Wiederverheirathung muſs von dem Magiſtrat in Nürnberg confirmirt werden. In Criminalſachen iſt die Jurisdiction der Univerſität eingeſchränkt, doch ſind derſelben gewiſſe Vorrechte zugeſtanden worden. V. *Von den Prokanzlern.* Dieſelben ſind bisher aus den Raths- oder Stadtgerichtsconſulenten in Nürnberg von den Curatoren beſtellt worden. Sie bleiben auch allezeit in Nürnberg. Bey ihm müſſen ſich die Candidaten aller Facultäten anmelden, ehe ſie zu den gewöhnlichen Prüfungen gelaſſen werden können. Bey den juriſtiſchen Inauguraldiſputationen hat er die Cenſur. Bey öffentlichen Promotionen iſt er in Altdorf gegenwärtig, und ertheilt den Decanen und Brabeuten die Vollmacht hiezu. Sie werden S. 62 u. f. wie ſie auf einander folgten, namentlich angeführt, und man ſieht aus dieſem Verzeichniſs, daſs die Univerſität das Glück gehabt habe, immer ſehr würdige und anſehnliche Männer zu Prokanzlern zu erhalten. VI — X. Dieſe Abſchnitte handeln von den *Profeſſoren überhaupt*, und dann von den *Profeſſoren der vier Facultäten insbeſondere*, ſind ſehr reichhaltig und beweiſen, daſs Altdorf immer Männer gehabt habe, die ſich um das Reich der Wiſſenſchaften ganz vorzüglich verdient machten. Ein vollſtändiges Verzeichniſs, das aus der ſogenannten Profeſſorsmatrikel gefertiget worden iſt, findet man unter den am Ende beygefügten Beylagen. Hier aber werden nur aus jeder Facultät einige der berühmteſten angeführt, von denen verſchiedene von Altdorf ab und auf gröſsere Akademien berufen wurden. Die drey Profeſſoren der Theologie haben zugleich die Seelſorge in der Stadt und auf den eingepfarrten Dorfſchaften, wozu ſie den Ruf von dem Landpflegamt bekommen, und in dieſer Rückſicht ſtehen ſie auch unter demſelben. Doch waren auch einige, (z. B. *Feuerlein*, der nachher nach *Göttingen* kam,) die kein Pfarramt bekleideten. Als 1583 die Ordination der Kirchendiener im Nürnbergiſchen eingeführt wurde, waren es die Theologen in Altdorf, denen man dieſes Geſchäft auftrug, bey welcher Sitte es auch bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Der ſel. *Döderlein* hat auch dieſer Facultät die *Cenſurfreyheit*, welche bisher nur die drey andern Facultäten hatten, errungen. Die juriſtiſche Facultät hat immer vier ordentliche Profeſſoren, und öfters einen auſserordentlichen *gehabt!* Die Actenfacultät, oder der *Schöppenſtuhl* fing eigentlich 1593 an, und hatte noch immer guten Zugang. Es ſind auch beſondere Sammlungen von dieſen Altdorfiſchen Rechtsſprüchen im Druck erſchienen. Die mediciniſche Facultät beſtund faſt immer nur aus drey Profeſſoren. Bey der ausgebreiteten *auswärtigen Praxis*, die einige derſelben hatten, ſcheint dieſe geringe Anzahl der Univerſität, und den daſelbſt ſtudierenden jungen Aerzten eben nicht immer vortheilhaft geweſen zu ſeyn. *Heiſters* Name macht Altdorf noch immer Ehre. Die philoſophiſche Facultät hat immer die meiſten Profeſſoren gehabt. Sonderbar iſt der, nach S. 98. noch in den neuern Zeiten in *Altdorf* entſtandene Streit, ob ein Candidat der Philoſophie *pro licentia* diſputiren könne. Freylich nicht *pro licentia*, wenn dieſes auf *deutſch* ſo viel heiſsen ſoll, als *um Licentiat* zu werden; aber doch wohl *pro licentia conſequendi gradum ſupremum in ſua facultate.* Unter den Profeſſoren der Philoſophie war wohl der ältere *Schwarz* einer der vorzüglichſten. XI. *Von den Decanen und den öffentlichen Promotionen.* Jene werden jährlich mit dem Rector in der Sacriſtey der Stadtkirche (denn in Altdorf exiſtirt keine Univerſitätskirche) erwählt, und dieſe ſind ſeit etlichen Jahren gänzlich unterblieben. Sie wurden ehehin am Petri und Paulifeſt, in Gegenwart zweyer Curatoren und des Prokanzlers gehalten, und durch ein darauf folgendes auf Koſten der Neupromovirten angeſtelltes Gaſtmahl ſolenniſirt. Gegenwärtig geſchieht es durch ein, nach gehaltener Inauguraldiſputation angeſchlagenes Programm. Die Koſten betragen in den drey obern Facultäten gegen 200 Gulden, und in der philoſophiſchen 75 Gulden, ohne die Koſten der Inauguraldiſputation zu rechnen. XII *Von den Lectionen der Profeſſoren, den Diſputationen und Declamationen.* Aus einem beygefügten allgemeinen Verzeichniſs der Vorleſungen ſämmtlicher jetzt lebender Profeſſoren, ſieht man, was von Zeit zu Zeit in Altdorf gelehret wird, woraus denn freylich die Folge könnte gezogen werden, daſs ein ziemlich langer Aufenthalt erfodert würde, wenn man alles hören wollte, welches auf gröſsern Univerſitäten nun wohl der Fall nicht iſt. Die Diſputirübungen ſind, wie

Digitized by Google

wie der Vf. ſagt, wenn irgendwo, vorzüglich zu Altdorf, von jeher zu Hauſe geweſen. Das kann aber unmöglich *von den gegenwärtigen Zeiten*, am wenigſten von im Druck erſchienenen Diſputationen, gelten; wenigſtens ſind Rec. Fälle bekannt, die das Gegentheil (z. B. aus den gedruckten Leichenprogrammen) augenſcheinlich beweiſen. XIII. *Von den Muſiklehrern, den Lectoren der abendländiſchen Sprachen, den Bereitern, den Fecht- und Exercitienmeiſtern* u. ſ. w. XIV. *Von den Privatlehrern.* Derſelben hat Altdorf immer einige gehabt, deren Namen man S. 132 u. f. finden kann. XV. *Von dem Notarius oder Secretär der Univerſität.* Derſelbe iſt auch Actuarius der Juriſtenfacultät und hat die Inſpection über das Collegium. XVI. *Von dem Depoſitor, den ſämmtlichen Studierenden* u. ſ. w. Ungeachtet die Depoſition längſt abgekommen iſt, ſo iſt doch der Name und das Amt des davon genannten Depoſitors geblieben. Der Studierenden, die in Altdorf von 1575 bis 1794 immatriculiert worden, ſind gegen 20000. Daſs daſelbſt auch mehrere Fürſten und Grafen ſtudierten, wird mit einem Auszug aus der akademiſchen Matrikel bewieſen. Die Studenten genieſsen eine vernünftige Freyheit, ſo wie der Senat immer für die Ehre derſelben geſorgt hat. Sie haben zu den öffentlichen und Privatbibliotheken Zutritt. Arme, Landeskinder ſowohl als Fremde, werden auf mancherley Art unterſtützt. XVII. *Von verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften.* Derſelben werden 5 namhaft gemacht, von denen gegenwärtig nur noch die *ſogenannte lateiniſche* exiſtirt. XVIII. *Von dem Collegiengebäude, und dem, was darin befindlich iſt.* Das gedachte Gebäude, welches auch auf der Titelvignette abgebildet iſt, kann allerdings anſehnlich genannt werden. In demſelben haben fünf der älteſten weltlichen Profeſſoren ihre Wohnungen. Auſser dieſen ſtehen in demſelben die öffentlichen Bibliotheken, nemlich die alte, wirklich vorzügliche und zahlreiche Bibliothek, die jährlich vermehrt wird, die Stöberleiniſche philoſophiſche und die Trewiſche bekannte ſehr wichtige Bibliothek, wozu noch ſeit kurzem eine Sammlung gehört, die der jüngere *Schwarz* mit vieler Mühe von Schriften aller Art von Anfang der Druckerkunſt bis 1550 zuſammengetragen und der Univerſität vermacht hat. In dieſem Gebäude ſind auch die Auditoria, das anatomiſche Theater, das Alumneum, oder der *ſogenannte 12 Knabenboden*, auf welchem 12 Alumnen reichlich verſorgt werden, die Oekonomie, oder die Wohnung des Speiſemeiſters, der den Tiſch der Alumnen, und anderer Studenten, die Freytiſche haben, beſorgt, die Sternwarte u. a. m. XIX. *Von verſchiedenen Anſtalten auſser dem Collegium*, als von der Apotheke, von dem botaniſchen Garten, von den Buchdruckereyen (die erſte errichtete *Nicolaus Talous* im J. 1586.) von dem Buch- und Diſputationshandel. XX. *Von den Wohlthätern der Univerſität* u. ſ. w. deren eine ziemliche Menge iſt. Nur Schade, daſs von dem, noch in den neuern Zeiten zur Vermehrung der Gehalte der Profeſſoren (von welchem doch überhaupt eine kurze Nachricht hätte gegeben werden ſollen) vermachten anſehnlichen Capital der gröſste Theil *verloren gegangen iſt.* XXI. *Von verſchiedenen Merkwürdigkeiten*, unter welche auch das 1723 gefeyerte Univerſitäts-Jubelfeſt gezählt wird. Den alten Flor dieſer hohen Schule wieder herzuſtellen, wurde 1729 eine eigne Commiſſion dahin geſchickt, bey welcher Gelegenheit auch die Verlegung der Univerſität nach Nürnberg zur Sprache kam, ſo wie in den ganz neuen Zeiten gar vieles von gänzlicher Aufhebung derſelben geredet worden iſt, womit nun freylich der Vf. gar nicht zufrieden iſt, welches ihm, ſollte gleich manches gegen ſeine Gründe eingewendet werden können, niemand verargen wird. XXII. *Von der Lebensart, den Sitten, Trachten und einigen Anſtalten auf der Univerſität.* Der Student kann in Altdorf mit 300 fl. *nothdürftig*, mit 400 fl. *honett*, und mit 500 fl. *reichlich* auskommen. Ueber dieſe Summen möchte Rec. doch eine Berechnung ſehen — um ſie ſodann mit dem *Gehalt* dieſes oder jenes *würdigen Mannes*, der oft noch dazu eine nicht kleine Familie zu verſorgen hat — vergleichen zu können. Bey dieſer Gelegenheit hätte doch wohl auch bemerkt werden ſollen, wie viel der Student ungefähr für Koſt und Hausmiethe gewöhnlich zu bezahlen hat? XXIII. *Von dem Einfluſs der Univerſität auf das Städtchen und die Bürgerſchaft.* Die beträchtlichen Vortheile, welche die Altdorfiſchen Bürger von jeher von der Univerſität gehabt haben, werden hier ausführlich angezeigt, und daraus der Schluſs gezogen, daſs die Aufhebung der Univerſität gedachten Bürgern zu groſsem Nachtheil gereichen würde. Daſs die Altdorfer Bürger durch die Univerſität ſollten *humaner* geworden ſeyn, wollte Rec. eben nicht behaupten. XXIV. *Von Monumenten und Grabſchriften.* Ein Nachtrag zu *Baiers* Beſchreibung von Altdorf. Den Beſchluſs machen XI. Beylagen, unter denen das Verzeichniſs der Profeſſoren, die von Anfang der Univerſität bis auf unſere Zeiten daſelbſt geſtanden haben, vorzüglich ſchätzbar iſt. Was die neuen Doctoren der Theologie in Altdorf noch immer beſchwören müſſen — das werden ſie ſchwerlich *alle* halten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wittenberg*, b. Kühne: *Demetrius.* Ein Schauſpiel in 3 Aufz. Nach der Poeſie des Metaſtaſio aufs neue bearbeitet von *J. E. B.* 1791. 108 S. 8. — Dieſe Bearbeitung iſt ſehr ängſtlich und ſteif. So einfach und ſchön Metaſtaſio's Plan und Charaktere ſind, ſo mittelmäſsig iſt dieſe — faſt ſklaviſche Ueberſetzung. In dem Dialoge herrſcht bey den wärmſten, empfindungsvolleſten Stellen eine beleidigende Kälte; der Ausdruck iſt durchaus matt, oft fehlerhaft, und oft ſcheint er entlehnt aus den Zeiten der Baniſe, der häufigen Inverſionen nicht zu gedenken. Folgende Stellen mögen zu Beweiſen unſrer Behauptung dienen. „*Umſonſt würde es jeder fremden Hand ſeyn*, andre Empfindungen meiner Bruſt einzupflanzen. Meiner *Sinnen* (Sinne): „Wer *hohern* (höhere) Wiſſenſchaften lernen will. — Ich wollte „dich etwas von *ihn* (ihm) fragen. — Zürne dich ſatt etc."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bologna, in der Druckerey des heil. Thomas Aquinas: *De quodam Hegeſippi fragmento et de nonnullis SS. Patrum Locis mendoſe hactenus editis*, ac nunc primum emendatis Opuſcula duo poſthuma autore *Franciſco Florio* in metropolitana Utinenſium eccleſia praepoſito et vicario generali. 1793. ſuperiorum permiſſu. 98 S. 4.

Der erſte Theil dieſer Schrift enthält Bemerkungen über die Geſchichte der jüdiſchen Secten und ihrer Lehre nach Anleitung einiger Fragmente des *Hegeſippus*, die ſich beym *Euſebius* in der Kirchengeſch. Lib. II. c. 23. und Lib. IV. c. 22. finden. Allein dieſe Wahl zeigt wenig Scharfſinn und hiſtoriſche Kritik; denn Hegeſippus iſt, wenn auch die hieher gehörenden Fragmente bedeutender wären, als ſie ſind, nicht der Mann, der bey hiſtoriſchen Unterſuchungen zum Führer gewählt werden darf; ſchon die wenigen Fragmente, wozu noch andere aus einem Werke über die chriſtliche Kirchengeſchichte kommen, zeigen ihn als unkritiſchen Sammler und leichtgläubigen Sagenfreund, in deſſen abentheuerliches Gewäſch oft nicht einmal Sinn und Zuſammenhang gebracht werden kann. Unſer Vf. ſcheint dies ganz überſehen zu haben; ſein, auf einem ſo unkritiſchen Grund errichtetes, Gebäude bedarf folglich um ſo mehr einer ſorgfältigen Prüfung. Hegeſippus zählt 7 jüdiſche Secten, die, wie er ſagt, weder Chriſti Auferſtehung glauben, noch daſs er kommen werde, einem jeden nach ſeinen Werken zu vergelten. Der Vf. erinnert, daſs doch wenigſtens die Phariſäer der Auferſtehungslehre ergeben, worauf er dann den Zweck ſeiner Schrift näher angibt: „*Rem non inutilem, nec fortaſſe injucundam me facturum puto, ſi quae allatis Hegeſippi verbis ſubſit ſententia priusquam expendam, nova de judaicis ſectis inſtituta diſputatione, hoc potiſſimum inquirendum aggrediar, quinam inter Judaeos haeretici dogma reſurrectionis a majoribus acceptum ſervaverint, quive illud reſpuere auſi ſint?*" Rec. würde zuvörderſt eine Sichtung der wenigen Nachrichten von dieſen Secten vorgenommen haben, wo es ſich vielleicht gezeigt hätte, daſs, wenn auch nicht eine Reduction der Zahl dieſer Secten nöthig ſey, doch manchen nur eine precäre Exiſtenz zukomme. Die Namen einiger derſelben finden ſich kaum anderswo verzeichnet, als bey dem fabelhaften Hegeſippus, und den Nachſchreibern deſſelben. — Unſer Vf. hat ſechs Abſchnitte gemacht. Der erſte handelt von den Eſſäern, die von den Eſſenern des Philo und Joſephus nicht verſchieden ſind; daſs ſie es aber auch nicht von den Aſſidäern in den Büchern der Maccabäer ſind, möchte ſich ſchwerlich hiſtoriſch deduciren laſſen. Prideaux hatte die Eſſeniſche Lehre über Fortdauer nach dem Joſephus entwickelt; damit iſt Hr. F. nicht zufrieden, weil ihnen dadurch die Auferſtehungshypotheſe abgeſprochen wird; er will ſie ihnen durchaus beygelegt wiſſen. Er beruft ſich zu dem Ende auf Prediger 12, 7. und Röm. 7. und 8. Wir begreifen nicht, wie ihn hiſtoriſcher Sinn und exegetiſches Gefühl ſo ganz habe verlaſſen können! Um zugleich eine Probe von ſeiner Darſtellung zu geben, wollen wir die Stelle ſelbſt herſetzen. Wenn man die Stelle des Joſephus (*de bello jud. II. 8.*) kennt, ſo wird das Abgeſchmackte in der Argumentation erſt ganz auffallen. Auf eine ähnliche Art, wie Joſephus von den Eſſenern, pflegen auch die ſich auszudrücken, welche die Unſterblichkeitslehre annehmen. *Eccleſiaſtes enim duabus hominem partibus conſtare docet, quae natura ſua differunt, corpore et ſpiritu: quibus morte disjunctis, illud quidem in terram ſolvatur, ex qua concretum eſt; ſpiritus autem ad Deum redeat, qui dedit illum. Neque vero conjicere licet, rejectam ab Eſſenis reſurrectionem, quod animas corporibus exutas in libertatem quodammodo reſtitui dicerent; nam paria, ut notum eſt, extant Cap. VII et VIII Epiſt. ad Romanos. Admiſſa ſemel immortalitate animorum, facile ſequitur, ut corporum reſurrectio futura ſit.* (Eben ſo gut kann man auch Seelenwanderung daraus folgern.) *Cum igitur Eſſeni docuerint, animas eſſe immortales, minus probabile eſt, errori fuiſſe addictos, quem ipſis affingit laudatus Prideauxius.* — Iſt denn die Auferſtehungstheorie, wie unſer Vf. ſie ſich denkt, die einzige Modification des Glaubens an Fortdauer? Wäre Hr. F. mehr als ein Sylbenſtecher, ſo würde er aus der Stelle des Joſephus den Geiſt der Lehre der Eſſäer leicht haben faſſen können.

Im zweyten Abſchnitt wird gezeigt, daſs auch die Galiläer die Auferſtehung geglaubt haben, weil ſie ſich, einen Satz ausgenommen, ganz nach den Phariſäern richteten. Sie ſollen Matth. 22. unter dem Namen der Herodianer vorkommen, und daſs die Herodianer Freunde der Auferſtehungslehre geweſen ſind, wird aus *Philaſtrii Hiſt. Eccl.* cap. 28. erwieſen. In dem Excurs S. 13—19. haben wir nichts neues gefunden. Drittens: *Hemerobaptiſten.* Daſs dieſe je als eine jüdiſche Secte exiſtirt haben, hat uns nie einleuchten wollen. Joſephus erwähnt ihrer gar nicht; dies geſchieht zuerſt in den *Conſtit. Apoſtol.* Lib. VI. cap. 6., aber ſo, daſs ſie nicht einmal als jüdiſche Secte ausgezeichnet werden. Man weiſs nichts Charakteriſtiſches von ihnen anzuführen, als daſs ſie nie ungewaſchen Speiſe zu ſich nahmen. Aber war dies nicht allen Juden

eigen

Digitized by Google

eigen? — Rec. glaubt, daſs man anfänglich mit dieſem Namen nur einige jüdiſche Rigoriſten habe bezeichnen wollen; daſs man ihn in der Folge auf die Juden insgeſammt, und auch auf Chriſten, die noch nach jüdiſcher Weiſe lebten, übertragen habe. Epiphanius ſtempelte ſie zuerſt zu einer jüdiſchen Secte; allein man weiſs ſchon, was man von dieſem Sectenjäger zu halten habe. Unſer Vf. will ihre Exiſtenz als eine jüdiſche Secte aus *Juſtini Dial. c. Tryphone* cap. 80. erweiſen. Dieſer enumerirt zwar ſämmtliche jüdiſche Secten, und noch mehrere als Hegeſippus; aber er ſagt nicht *καὶ Φαρισαίων καὶ Βαπτιστῶν*, ſondern *Φαρισαίων βαπτιστῶν*. Hr. *F.* führt nur die lateiniſche Verſion an, die freylich *Phariſaeorum et Baptiſtarum* lautet. Epiphanius behauptet, daſs ſie mit den Sadducäern die Auferſtehung geläugnet. So ſehr der Vf. ihm ſonſt folgt, ſo weicht er doch diesmal von ihm ab, und zwar aus folgendem Grunde: *Cum frequentius luſtralibus undis ſe mergerent, ut beatae vitae participes fieri poſſent; vix ambigere licet, quin impietatem execrarentur Sadducaeorum, qui nullo alterius vitae metu, aut ſpe movebantur!!!'* — Viertens *Masbothaer*. Von ihnen wiſſen wir nichts gewiſſes, und was Hr. F. von ihnen ſagt, macht die Sache noch dunkler. Sie ſollen von den Doſitheanern nicht unterſchieden geweſen ſeyn. So ungewiſs die Nachrichten von dieſen ſind, ſo würde Hr. *F.* doch mit Nutzen *Mosheim's Inſt. Hiſt. Chriſt. Major.* Sec. I. p. 376 — 389. verglichen haben. Fünftens: *Samaritaner*. Von gleichem Gehalte mit den vorigen. Wir übergehen aber dieſen Abſchnitt, um noch Etwas vom ſechſten und letzten zu ſagen, der ſich vor den andern auszeichnet, und mit Fleiſs gearbeitet iſt. Es wird die Frage unterſucht: ob die Phariſäer Seelenwanderung gelehrt haben? Die Gründe, aus welchen man die Frage bejaht hat, werden angeführt und widerlegt. Auſser Joſephus berief man ſich auf Matth. 16, 14., Marc. 6, 16., Luc. 9, 10. Selbſt die Apoſtel ſollen (vergl. Joh. 9.) von dieſem Wahn angeſteckt geweſen ſeyn. Dieſe letzte Stelle läſst ſich vielleicht aus dem Glauben der Juden an Präexiſtenz der Seelen erklären, (ſ. Hn. *Flügge's* Geſchichte des Glaub. an Unſterbl. Th. I. Abſchn. 3.).; die vom Vf. vorgezogene Erklärung (*corpus male affectum homini congruere, qui pravus atque improbus eſſet futurus*) ſchmeckt zu ſehr nach der Dogmatik. Der Ausſpruch des Herodes Marc. 6, 16. wird ſo gefaſst: *Jeſum, de quo tot mira audio, Joannem eſſe crederem, niſi jam ſupremum diem obiiſſet.* Hr. *F.* glaubt auch, daſs die Sadducäer es den Phariſäern nicht ſo ungerügt würden haben hingehen laſſen, wenn dieſe jener Lehre wären zugethan geweſen. Bey in Joſephus verweilt der Vf. am längſten. Er iſt der, unter uns vor kurzen vorgetragenen, Meynung, daſs Joſephus die Lehre ſeiner Secte, der Griechen wegen, um bey dieſen nicht anſtöſsig zu werden, in ein weniger auffallendes Gewand gekleidet habe. Der Sinn ſeiner Ausſprüche wird ſo gefaſst: die Seelen der Frommen ſollen allein einen Körper wieder erhalten. Dies enthalte zugleich die Idee von einem glücklichen Leben nach dem Tode, das dem Gottloſen aber nicht zu Theil werde: zum Beweiſe führt er 2 Maccab. 5, 14., Luc. 20. 36., *Joſeph. de bello jud.* L. I. c. 23. §. 2. und *Juſtius Apol.* I. §. 21. an, wo er denn folgendes Reſultat (S. 53.) zieht, das wir mit ſeinen Worten anführen wollen: *His in locis ſermo eſt, non de immortalitate illa, quam Deus indidit ſubſtantiae natura ſua ſimplici, ſed de ea, quae beatis peculiaris eſt; quatenus nedum aeternum vivunt, ſed feliciter apud Deum fontem vitae: quae enim impiis in altero ſeculo vita manet, licet aeternum ſit, non vitae, ſed potius ſecundae mortis nomine recte appellatur* (als wenn unſere Dogmatik den Sinn hiſtoriſcher Urkunden beſtimmen könnte! Der Vf. war auf einem guten Wege, von dem er ſich aber zu leicht abbringen lieſs. Nach Joſephus lehrten die Phariſäer weder Seelenwanderung noch Auferſtehung, ſie hatten ihre eigne Lehre, die ſich aber nicht in einem Worte zuſammenfaſſen läſst). *Cum igitur Joſephus non omnibus generatim, ſed ſolummodo juſtis reviviſcendi facultatem, ſeu migrationem in aliud corpus permittat; hinc etiam conſequitur, ejus doctrinam licet obſcurius traditam, cum reſurrectionis dogmate facilius componi poſſe, quam cum circuitu* u. ſ. w. — Am Schluſs gibt der Vf. noch den Grund an, warum er die ganze Unterſuchung angeſtellt habe. Die Stelle des Hegeſippus handele nicht von der künftigen Auferſtehung, weil ja nur eine oder die andere jüdiſche Secte dieſe verworfen habe, ſondern das „die glauben nicht" beziehe ſich auf die Auferſtehung und Wiederkunft Chriſti. Allein dazu hatte es ſeiner Deduction nicht erſt bedurft, weil dieſer Sinn der Stelle ſich ja aus dem Contexte offen genug darlegt. — Uns ſcheint der Vf. die Stelle bloſs zum Vehikel gebraucht zu haben, um ſeine Bemerkungen über die jüdiſchen Secten an den Mann zu bringen; aber wir wiederholen nochmals, daſs er keinen ſchlimmern Führer, als den Hegeſippus, hätte wählen können. Der zweyte Theil enthält *adnotationes ſelectae in quaedam ſanctorum Patrum loca*, die oft nichts weniger, als auserleſen ſind. Unter den Conjecturen ſind uns aber manche aufgeſtoſsen, die ſich beſonders durch Leichtigkeit empfehlen. Die meiſten Bemerkungen betreffen griechiſche Väter; aber ſeltner ihren Text, als die lateiniſche Verſion derſelben. Wie leicht es aber auch hier iſt, Fehler zu entdecken, und wie wenig oft dazu gehört, ſie aus dem Original zu verbeſſern, darf wohl nicht erſt geſagt werden.

PHILOLOGIE.

Venedig, b. Perrana's Erben: *Ruſtici latini volgarizzati. Marco Porcio Catone* de re ruſtica. con note. Tomo. I. 1792. 320 S. 8. *Lucio Giunio Moderato Columella* dell' Agricoltura. con note. Tomo. I. traduzzione del Dottor *Giangirolamo Pagani*. 1793. 8. LXX. und 271 S.

Es war zu erwarten, daſs, bey der Aufmerkſamkeit, welche man ſeit einiger Zeit auch in Italien auf die Landwirthſchaft zu richten anfängt, die italieniſchen Gelehrten ihre Blicke auf das Alterthum richten, und die Erfahrungen der neuern Zeit mit demjenigen ver-

Digitized by Google

gleichen würden, was die Römer, in den Zeiten der blühenden Agricultur gewuſst und beobachtet haben. Noch hatten ſich die wenigſten derjenigen Schriftſteller, welche über das Landweſen geſchrieben haben, einer Ueberſetzung in die italieniſche Sprache zu erfreuen gehabt, und kein italieniſcher Gelehrter hat ſich, auſser Morgagni und Pontedera, in neuern Zeiten um ihre Erklärung verdient gemacht. Gleichwohl fällt es in die Augen, wie viel beſſer man in Italien als irgendwo anders Schriftſteller müſste erklären können, welche über italieniſche Landwirthſchaft, aus eigner Beobachtung und Erfahrung geſchrieben haben; und wie vieles dort auf der Stelle berichtigt und erläutert werden konnte, wo ſich in dem Verlaufe mehrerer Jahrhunderte ſo wenig geändert, und vornehmlich in den Sitten und Gewohnheiten der niedern Stände ſo vieles aus dem früheſten Alterthume erhalten zu haben ſcheint. Durch die vor uns liegenden Ueberſetzungen jener Schriftſteller wird vielleicht die Erfüllung dieſes Wunſches befördert werden; denn erfüllt iſt er durch dieſelben noch keineswegs, wie man wohl bey dem erſten Anblicke der zahlreichen Anmerkungen erwarten dürfte. Der Vf. der Ueberſetzung des Cato, von welcher in dieſem Bande die erſten 22 Capitel geliefert werden, iſt, wie wir aus der Zueignungsſchrift ſehn, der *Abbate Giuſeppe Compagnoni*, welcher hier den erſten Verſuch macht, den von Abſchreibern und Epitomatoren ſo ſehr gemiſshandelten Cato in italieniſchem Gewande aufzuführen. Uns ſcheint dieſe Ueberſetzung gut gerathen zu ſeyn, ſo ſchlechte Erwartungen auch die vornehme Miene erregt, mit welcher der Vf. an einigen Stellen der Vorrede von ſeinen gelehrten Studien ſpricht. Sie ſtellt die Manier des Originals mit ziemlicher Treue dar, und der Ausdruck hat an Anmuth gewonnen, was ihm an Kürze hat entzogen werden müſſen; doch iſt des letztern wenig; und man ſieht mit Vergnügen, welcher Energie die reizende italieniſche Sprache fähig wäre. Wir geben zur Probe eine Stelle aus dem V. Capitel, wo der Autor von den Pflichten des *Villicus* handelt: *Se il Caſtaldo non vorrà che ſi faccia male; nol ſi farà. Se il permetterà, il Padrone nol laſcierà impunito. Rimunererà egli poi chi a fatto bene, onde piaccia agli altri ſeguirne l'eſſempio. Il Caſtaldo non ſia girogavo; ſia ſobrio ſempre; nè vada altrove a cena. Tenga in eſercizio la famiglia; vegga che quanto il Padrone ha comandato ſi faccia. Non creda di ſaperne più del Padrone. Si tenga amici gli amici del Padrone* u. ſ. w. Nur ſelten und an dunkeln Stellen wird die Ueberſetzung zur Paraphraſe; wie z. B. in den Worten: *uti eo cum introens circumſpicias, uti inde exiri poſſit. In ſecondo luogo poi all'entrar, che farai nella poſſeſſione, della quale parliamo, oſſerva come poſſa uſcirſene, ſia per eſtrarre in generi comodamente, ſia per venderla con vantaggio ſe mai avvenga, che tu voglia disfartene.* Was die jedem Capitel angehängten Anmerkungen betrifft, ſo enthalten ſie zum Theil Rechtfertigungen der Ueberſetzung in einzelnen Wörtern, zum Theil Erklärungen der Alterthümer, aber nur ſelten Erklärungen deſſen, was ſich eigentlich auf Naturgeſchichte und Landwirthſchaft bezieht. Einzelne Anmerkungen der letztern Art, wie z. B. S. 189. über die verſchiednen Arten der Oliven, ſcheinen uns von keiner ſonderlichen Bedeutung zu ſeyn. Vieles aber, was in den Anmerkungen der erſtern Art vorkommt, iſt Kleinigkeitskrämerey. Der Vf. überſetzt zum Beyſpiel *pater familias* durch *capo di caſa*, und gibt dafür S. 160. folgenden Grund an: *communemente noi chiamano Padron di caſa quella, che i Romani ſolevano indicar col paterfamilias. Io ho creduto d'avicinarmi più all' idea romana adoperando l'eſpreſſione capo di caſa La romana libertà abborriva la parola Padrone; ne mai l'adoperava rapporto ai cittadini.* In Beziehung auf den *Villicus* und die Sclaven, von denen hier die Rede iſt, konnte *padrone di caſa* ganz füglich ſtatt finden. Oft ſtreut der Vf. ſeinen Anmerkungen Ermahnungen ein, und die Art, mit der er ſich dabey benimmt, iſt bisweilen etwas geniemäſsig. Ueberhaupt findet man hier, aber noch öfter in einem Briefe des Verfaſſers an den Ueberſetzer des *Collumella*, S. 13. Spuren des Genuwitzes und eines nicht genug geläuterten Geſchmacks. Wie ſeltſam klingt es, wenn er S. 171. in einer Anmerkung ſagt; *In queſto capitolo comincia a rilevarſi il diſordine delle idee di Catone. Come diavolo mai ſalta egli a trattare della raccolta delle olive etc.* oder S. 17. von einer Verbeſſerung des Pontedera: *prima di tutto ſi eſibisce tre ſuperbiſſime perle, più prezioſe di quelle groſſe perle, che adornano il collo, o il turbante della Favorita de Sofi di Perſia; et ſono le tre belliſſime parole circumſpecias, exſeire, poſis. In ſecondo luogo poi ci caccia in iſtomaco quel viti eo etc.* In dem Briefe, aus welchem wir dieſe Stelle ausgehoben haben, führt er bittere Klagen über die Commentatoren, von denen er mit Recht verlangt, daſs ſie bey unverſtändlichen Stellen ihre Unwiſſenheit geſtehen ſollten. Hätte der Abbate *Schneiders* vortrefliche Ausgabe der *Scriptorum de re ruſtica* kennen können, ſo würde ſein Urtheil ohne Zweifel ganz verſchieden ausgefallen ſeyn. In dem was über das Leben *Cato* und die Schickſale ſeiner Schriften vorausgeſchickt wird, findet man die bekannten Dinge, aber nicht auf das zweckmäſsigſte zuſammengeſtellt. Daſs die noch vorhandene Schrift dieſes berühmten Römers nur ein verſtümmelter und verworrener Auszug aus ſeinem eigentlichen Werke ſey, iſt auch von andern behauptet, und noch neulichſt von *Schneider* mit den triftigſten Gründen unterſtützt worden.

Bey der Ueberſetzung des *Columella*, von welchem in der Mitte des XVI Jahrhunderts einige italieniſche Ueberſetzungen erſchienen ſind, finden ſich noch zahlreichere Anmerkungen, als beym *Cato*, in einer verſchiednen Manier, aber ohne allen Plan aus den Schriften der ältern Ausleger zuſammen geſchrieben. Bey weitem den gröſsten Theil derſelben füllt die Anführung der Varianten, welche aus der Geſneriſchen Ausgabe entlehnt ſind, ſelbſt ſolcher, welche niemanden täuſchen und daher auf die Beurtheilung der Ueberſetzung ganz und gar keinen Einfluſs haben könnten. Hin und wieder iſt eignes Urtheil beygefügt, aber in den mehreſten Fällen ſtimmt der Vf. dem *Pontedera* bey.

Digitized by Google

bey, deſſen Anmerkungen er wörtlich anführt. Bisweilen fällt es ihm ein, einzelne Wörter zu erklären, die man in jedem Wörterbuche erklärt finden kann. z. B. *viridis aetas* für *robuſta; mundus* für *coelum;* wobey denn die Citaten keineswegs geſpart werden. Mit dieſen Anmerkungen, von denen ein groſser Theil lateiniſch geſchrieben iſt, und die alſo für den gelehrtern Theil der Leſer beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, ſind Erklärungen antiquariſcher und literariſcher Gegenſtände verbunden, die ſelbſt Anfängern nicht unbekannt ſind. Um nur ein Beyſpiel anzuführen, wo ſie uns zu Duzenden in die Hände fallen, S. 69. heiſst es: *Publio Virgilio Marone. Queſti è il primo de' poeti latini era nato in un villagio preſſo Mantova. Ei diſcendeva da una Famiglia poco illuſtre. Suo padre ſi chiamava Maro et ſua madre Maja. Si era prima dedicato alla medicina veterenaria; e per queſto mezzo ebbe occaſione de faſſi conoſcere ſino al punto di diventar il favorito di Auguſto etc.* Verlohnte es ſich wohl der Mühe, dem *Donat,* oder wer ſonſt der Biograph des *Virgil* ſeyn mag, dieſe Armſeligkeiten, die noch überdieſs ſo ganz das Anſehn eines Mährchen haben, nachzuſchreiben? Und von ſolchen Dingen wimmelt dieſer Commentar. Als eine Probe der Ueberſetzung führen wir die ſchöne Stelle der Vorrede an, in welcher Columella die Gleichgültigkeit ſeines Zeitalters gegen den Ackerbau mit ſo treffenden Zügen ſchildert: *E per verità noi tutti padri di famiglia (come M. Varrone ai tempi dei noſtri avi ſi lamentò) laſciata le falce e l'aratro ci ſiam ritirati dentro le mura, e moviamo piuttoſto le mani nei circi et nei teatri, che tra' ſeminati e i vigneti; e quali attoniti ammiriam con iſtupore i geſti di quegli uomini effeminati, che con atti muliebri ſingono quel ſeſſo, che non ebbero dalla natura, ingannando coſi gli occhi degli ſpettatori; indi per eſſere in iſtato di ritonar alle taverne digeriamo le giornaliere indigeſtioni nelle ſtufe ſudatorie, ed uſcito che ſia del corpo il ſudore ſolletichiamo la ſete: e conſumando le notti nella luſſuria e nell' ubbriachezza, e i giorni tra il ſonno e il giuoco, crediam di eſſer felici, perchè tra noi non ſi vede nè naſcer, ne tramontar il ſole; e coſi a queſta vita neghittoſa ſuccedon le malatie, poichè i corpi de' giovani diventano talmente deboli e ſnervati, che ſembra non poter in eſſi recar cangiamento la morte.* Wir bemerken noch, daſs jedem Bande dieſer Ueberſetzung ein *Specchio delle miſure, de' peſi e delle monete romane,* und dem erſten insbeſondre ein Verzeichniſs der bey *Cato* vorkommenden techniſchen Ausdrücke, nebſt kurzen Erläuterungen, vorgeſetzt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau,* b. Gutſch: *Hiſtoriſch-geographiſche Anzeige der natürlichen, induſtriellen und künſtlichen Producte Schleſiens und der Grafſchaft Glatz, von K. F. T. Hentſchel.* Nebſt einer Producten-Charte in zwey Blättern. 1793. 30 S. in kl. 8. Der *Zobtenberg* bey Zobten, und der *St. Georgen-* und *Dreite-Berg* bey Striegau ſollen (nach S. 9.) zu den *Thonſchiefer-Gebirgen* (Gebirgsmaſſen) gehören; die Gebirge in der Grafſchaft Glaz ſind mit den *Flötzgebirgen* im Fürſtenthume Münſterberg beynahe aus gleichen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt; (S. 12.) die Iſerwieſe und Katzbach ſind *wahre Sammelplätze* von *Diamanten* und *Rubinen;* (S. 13.) Bey *Frankenſtein* und *Johannisbach* bricht *Gold* und *Silber.* (S. 14.) *Ein beträchtliches Zinnbergwerk* iſt bey *Gieren; Haſel* enthält *Bley in Menge;* (S. 17.) Bey *Kreuzburg* wird *Arſenik* gefunden; (S. 18.) *Vitriol* bey *Frankenſtein* und *Johannsbach,* (S. 26.) ſteht *Johannisbach Frankenſtein* und *Merzberg* unter den *vorzüglichſten Bergwerken* aufgeführt, und bey *Tarnowitz* ſoll eine *Silberwäſcherey* angelegt ſeyn; zu Reichenſtein ſoll man (S. 27.) *Kupfer* und *Bley* durch Scheidung gewinnen; das *Schmalte* (Blaufarben-) *Werk* ſoll zu *Gieren* ſeyn etc.

Mit dieſen und ähnlichen Unwahrheiten beſchenkt der (wenigſtens im mineralogiſch-metallurgiſchen Fache) ſehr unwiſſende Vf. das Publikum. Wer Schleſien auch nur ein einzigesmal bereiſet hat, und dabey *Gerhard's* mineralogiſche Werke, *Zöllne'rs Briefe,* wie auch die Schleſiſchen *Provinzial-Blätter* kennt, der wird wiſſen: daſs der *Zobtenberg* am Fuſse aus *Granit* übrigens aus *Hornblendgeſtein,* der *Georgen-* und *Breiteberg* aus *Mandelſtein* und *Baſalt* beſteht; daſs in der Grafſchaft häufig uranfängliche Gebirgsarten, nemlich *Gneiſs, Hornblendſchiefer, Syenit etc.* aus den Flötzgebirgsarten emporragen; daſs die *Iſerwieſe* und *Katzbach* höchſtens weiſse, gelbe und braune *Bergcriſtalle* (Rauchtopaſe), aber keine Rubine *noch Diamanten* liefern — geſchweige denn *Sammelplätze* davon wären — daſs weder bey *Frankenſtein* noch bey *Johannsbach* noch bey *Merzberg* Bergwerke in Umgang ſind, da weder hier noch dort Gold oder Silber oder ein anderes bauwürdiges Foſſil bricht; daſs das Zinnbergwerk bey Gieren in neueren Zeiten *nie beträchtlich* war, und ſchon ſeit einigen Jahren ganz zum Erliegen gekommen iſt; daſs *Haſel gar kein Bley, Kreuzburg keinen Arſenik* liefert; daſs bey Tarnowitz nie eine *Silberwäſche* geweſen iſt, wohl aber vor dem *Bleyerze* gewaſchen wurden und noch gewaſchen werden, welche *ein wenig Silber* halten; daſs in Reichenſtein nur Arſenik und *nicht Bley oder Kupfer* producirt wird; daſs das *Blaufarbenwerk* in *Queerbach* und *nicht in Gieren* belegen iſt etc.

Wie Hr. H. als ein *Schleſier,* im Stande geweſen iſt ſo viele Unrichtigkeiten auf ſo wenigen Blättern zuſammenzuhaufen, iſt unbegreiflich; es ſey denn daſs er aus guten und ſchlechten alten Büchern ſeine Anzeige ohne Auswahl zuſammengeſchrieben, und nicht an die Veränderungen der Zeiten gedacht hat. Auch muſs er nichts von alle dem, was er beſchrieb, ſelbſt geſehn haben.

Wie ſehr man ſich auf die beiden Karten verlaſſen könne, ergibt ſich aus folgendem: Tarnowitz liegt *ſieben* ſtarke Meilen von dem Hüttenwerk *Malapane,* und *Jedlitze* iſt eine kleine *halbe* Meile davon entfert. *Auf der Karte* iſt aber Jedlitze *noch einmal ſo weit* von Malapane entfernt *als Tarnowitz!* Ferner iſt ſehr unrichtig bey Malapane das Zeichen einer *Glockengieſſerey,* bey Bunzlau das der *Porcellanerde,* bey Oppeln das einer *Lagerſtätte von Steinkohlen* (o wäre ſie doch in der Natur vorhanden!) angebracht; *Feldſpathgräbereyen* ſtehen unter den *Sandſteinbrüchen* etc. kurz das Ganze wimmelt von Fehlern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. May 1795.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Verſuch einer vollſtändigen Anleitung zur Kenntniſs der Mineralien*, von D. *Johann Georg Lenz. Erſter Theil. Erd- und Steinarten*, Salze und ölige mineraliſche Körper und Verſteinerungen. 1794. 640 S. gr. 8. ohne Vorrede und Regiſter.

Das vor uns liegende Buch iſt nun ſeit wenigen Jahren ſchon das vierte mineralogiſche Lehrbuch, das der Vf. herausgibt. Wir miſskennen zwar den Fleiſs nicht, welchen ſich der Vf. durch Zuſammentragen vieler mineralogiſchen Bemerkungen und Foſſilienbeſchreibungen aus mehreren Schriften gegeben hat; allein er wird ſelbſt ſo billig ſeyn, uns zuzugeben, daſs doch noch etwas mehr, als bloſses Sammeln dazu gehört, um ein gutes Lehrbuch in einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben, die, zumal gegenwärtig, von ſo vielen geſchickten Männern bearbeitet wird.

Dieſem erſten Theil, der in fünf Abſchnitte abgetheilt iſt, ſchickt der Vf. eine äuſserſt dürftige Einleitung von — zwey vollen Seiten voraus, der es nicht nur an dem erſten Bedürfniſs eines Lehrbuchs, nemlich an Beſtimmtheit der Begriffe, ſondern auch an Richtigkeit und Ordnung fehlt, wie aus mehreren Beyſpielen erhellen wird. Nach dieſer Einleitung nimmt der Vf. zwey Naturreiche, ein *unorganiſirtes* und ein *organiſirtes* an, und theilt, wie es ſcheint, jedes wieder in beſondere Reiche ab, denn §. 2. ſagt er: „das „unorganiſirte Naturreich beſteht aus vier Hauptheilen, aus Luft, Feuer, Waſſer und Erde." §. 3. „Das „*Erdreich* theilt ſich in vier Klaſſen, in Erde und Stei- „ne, in Salze, in brennbare Stoffe, und in Metalle." §. 4. „Alle zum Erdreich gehörigen und darin befind- „lichen Körper werden Mineralien und Foſſilien ge- „nannt; und diejenige Wiſſenſchaft, welche dieſe Kör- „per in einer ſyſtematiſchen Ordnung liefert: Minera- „logie." §. 5. ſetzt der Vf. den Begriff von mineralogiſch einfach und gemengt feſt, und ſagt alsdann: „Im erſten Fall werden dergleichen Mineralien *einfache* oder *gemiſchte* genannt, und die Wiſſenſchaft, die von ihnen handelt: *Oryktognoſie;* im zweyten Falle: *gemengte Mineralien*." Nachdem er nur ganz kurz, nach Hn. *Werners* Abhandlung von den äuſsern Kennzeichen der Foſſilien, Leipzig, 1774., den Unterſchied zwiſchen äuſsern, chemiſchen, phyſikaliſchen und empiriſchen Kennzeichen berührt hat, ſagt er §. 8.: „Unter „allen dieſen, jetzt beſchriebenen vier Arten von Kenn- „zeichen leiten die *äuſsern* zu den *chemiſchen*, *phyſika-* „*liſchen* und *empiriſchen;* (was heiſst das?) ſie fallen „ſogleich in die Augen; man trifft ſie bey allen Gat- „tungen, ja bey einem jeden einzelnen Stücke an; ſie „ſind zuverläſsig, und zeigen die ſichtbaren Verſchie- „denheiten der Mineralien; ſie ſind endlich leicht und „geſchwind aufzuſuchen, und daher allen übrigen „Kennzeichen vorzuziehen." Unerachtet der Vf. ſowohl hier der chemiſchen, phyſikaliſchen und empiriſchen Kennzeichen erwähnt, als auch in §. 6. ſagt, daſs die Foſſilien durch dieſelben zu erkennen ſeyen; ſo findet man doch keine weitere Auskunft von denſelben in dieſem ganzen Buche, das doch eine *vollſtändige* Anleitung zur Kenntniſs der Mineralien ſeyn ſoll.

Der 1. Abſchn. handelt von den äuſsern Kennzeichen der Mineralien, und beſteht aus einem kahlen und dürren Auszuge aus der Werneriſchen Abhandlung von den äuſsern Kennzeichen der Foſſilien, welcher für den Anfänger in der Mineralogie ſchlechterdings nicht befriedigend iſt, es iſt daher kein Wunder, daſs viele mit der Werneriſchen Methode unzufrieden ſind, und ſich nicht darin zu finden wiſſen, wenn ſie dieſelbe nach den Schriften eines Verfaſſers beurtheilen, der im Werneriſchen Geiſte ſchreiben will, und denſelben doch faſt ganz verfehlt, wie es der Fall bey Hn. *L.* iſt. Die Idee, eine beſtimmte Terminologie den Foſſilienbeſchreibungen vorauszuſchicken, iſt nicht nur ſehr gut, ſondern auch für den Anfänger ſehr nöthig, weil die mineralogiſche Sprache noch nicht ſo ausgebildet und beſtimmt iſt, als ſie es ſeyn ſollte. Indeſſen muſs eine ſolche Terminologie vollſtändig, und jeder Begriff von einem Ausdrucke beſtimmt und richtig ſeyn, wenn ſie nutzen ſoll. Dieſe Erfoderniſſe ſind aber hier von dem Vf. nicht erfüllt worden; denn mehrere Arten von Kennzeichen, welche in den Foſſilienbeſchreibungen vorkommen, ſind hier nicht beſtimmt; z. B. die piſtaziengrüne, ſpargelgrüne, haarbraune Farbe u. ſ. w. Ueberhaupt ſind dem Vf. diejenigen Beſtimmungen der äuſsern Kennzeichen, welche nach der Herausgabe der angezeigten Werneriſchen Abhandlung gemacht worden ſind, gröſstentheils unbekannt geblieben; denn nur ſelten ſtöſst man auf Stellen, wo der Vf. das Bedürfniſs gefühlt, und ſelbſt dieſen oder jenen Ausdruck zu beſtimmen geſucht hat. Leider iſt er aber nicht ganz glücklich mit ſeinen Beſtimmungen, wie z. B. S. 31.: „*Die Linſe*, dieſe regelmäſsige Bildung tritt jetzt an die Stelle des *Keils*, welcher ehemals zu den Grundgeſtalten gerechnet worden. Sie beſteht aus einer doppelten ſehr flachen Pyramide, an welcher die Neigungswinkel der Seitenflächen gegen einander ſo ſtumpf ſind, daſs man ſie kaum bemerken kann." Bekanntlich nimmt Hr. Wer-

Werner um die Abänderungen der Kryſtalliſationen leicht zu beſtimmen, ſeine Zuflucht zu der Fiction, daſs er ſich vorſtellt, die Kryſtalle ſeyen anfänglich vollkommen geweſen, und erſt nachher verändert worden. Hr. *L.* hingegen ſcheint dieſs im Ernſte anzunehmen, weil er S. 31. ſagt, „die Veränderungen der Grundkryſtallen *geſchehen* 1) durch Abſtumpfung, 2) Zuſchärfung und 3) Zuſpitzung.

Der II. Abſchn. enthalt ein trockenes Verzeichniſs von mineralogiſchen Schriften ohne alle literariſchen Notizen; es bleibt alſo der Anfänger in der Mineralogie ganz unbelehrt, welches Buch er vor dem andern leſen ſoll, oder welches einen Vorzug vor dem andern hat. Zugleich müſſen wir auch bemerken, was übrigens ſchon öfters gerügt worden iſt, daſs der berühmte ſchwediſche Mineralog nicht *Waller*, wie der Vf. ſchreibt, ſondern *Wallerius* geheiſsen hat, hoffentlich wird es ihm nicht einfallen, ſeinen Verleger *Cruſe* ſtatt *Cruſius* zu nennen.

Der III. Abſch. enthält eine tabellariſche Ueberſicht der mineralogiſch einfachen Mineralien nebſt beygeſetzten ſchwediſchen, däniſchen, engliſchen, italieniſchen, ungariſchen, ruſſiſchen, griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Trivialnamen.

In dem IV. Abſchn. fängt der Vf. an, die mineralogiſch einfachen Foſſilien näher zu beſtimmen, d. h. er läſst hier die äuſsern Beſchreibungen der Foſſilien, welche er aus mehreren Schriften zuſammengetragen hat, nach Hn. *Werners* Syſtem auf einander folgen, und theilt ſie übrigens ſo vollſtändig oder ſo unvollſtändig mit, als er ſie entlehnt hat. Von letzterem mag hier die äuſsere Beſchreibung des Diamantſpaths S. 129. als Beweis dienen:

„Man findet ihn *grünlichweiſs, grau, ſchwärzlichdunkel haar- und nelkenbraun.*

Er kommt *derb und in regelmäſsigen ſechsſeitigen ſenkrecht auf die Axe abgeſchnittenen Saulen vor.* (Was heiſst das?)

Sein äuſserer Glanz iſt *zufallig.*

Inwendig iſt er *ſtarkglänzend.*

Geſchliffen zeigt er eine Art von *Perlmutterglanz.*

Im Bruch iſt er *vollkommen geradblattrig*, und von *zwey*, auch *dreyfachem Durchgang der Blatter* etc.

Wenn der Vf. einen deutlichen Begriff vom Durchgang der Blätter gehabt hatte, ſo wäre es nicht möglich, daſs er einem Foſſil einen *zweyfachen* und *dreyfachen Durchgang der Blatter* zugleich hätte zuſchreiben können. Ueberhaupt aber ſehen wir nicht ein, warum hier der Vf. von Hn. Emmerling abgewichen iſt, den er doch bey dieſem erſten Theil ſo treulich benutzt hat. Bey jedem Geſchlechte ſchickt der Vf. eine allgemeine Charakteriſtik des ganzen Geſchlechts voraus. Wer nun weiſs, wie ſchwer es iſt, einen allgemeinen Charakter von den Geſchlechtern der Erd- und Steinarten anzugeben, der wird es bey Beurtheilung deſſelben ſo ſtrenge nicht nehmen. Allein wenn man Charaktere von einzelnen Gattungen unter den Eigenſchaften des ganzen Geſchlechts aufgezählt findet, wie es hier der Fall iſt, ſo weiſs man freylich nicht, was man ſagen, und von des Vf. Ideengang und Logik halten ſoll. Das Publicum mag nun ſelbſt urtheilen! S. 131. will der Vf. einen allgemeinen Charakter des *Kieſelgeſchlechts* entwerfen, ſagt unter andern, daſs die zu dieſem Geſchlechte gehörigen Steinarten mit Säuren nicht aufbrauſen, und fährt alsdann fort: „*Sie laſſen ſich ſchleifen, und erhalten dadurch noch einen gröſsern Glanz und mehr Feinheit.* (??) *Kieſel-, Thon-, Kalk- und Eiſenerde ſind ihre gewöhnlichen Beſtandtheile. Der Chryſopras führt auſser dieſen in ſeiner Miſchung noch Nickelkalk. Der Kieſelſchiefer, wie auch der Lydiſche Stein, Talkerde, der Kreuzſtein, ſchwere Erde und der Diamant ſoll nach der Vermuthung Bergmanns aus einem brennbaren Weſen, und aus einer eigenen Grunderde u. ſ. w. beſtehen.*"

Unter dem Kieſelgeſchlechte, ſo wie in dem ganzen Buch, vermiſſen wir zwey neuerlich bekannt gewordene Gattungen, den Lapidolit und den Veſuvian, anſtatt deren wir S. 247. den elaſtiſchen Sandſtein nach dem Laſurſtein als eine eigene *Gattung* aufgeführt finden; und es ſcheint uns ſogar, daſs der Vf. etwas ſtolz darauf iſt, daſs er den ſogenannten biegſamen Stein zuerſt unter den mineralogiſch einfachen Foſſilien aufführt; denn nachdem er in der Vorrede von den Veränderungen und den Zuſätzen geſprochen, welche das Kieſelgeſchlecht in neuern Zeiten erhalten hat, ſo ſagt er: „Auſserdem iſt die Reihe der Kieſelgattungen mit dem *Leucit* und *Kreuzſtein*, und von *mir* mit dem *elaſtiſchen Stein* aus Braſilien bereichert worden." Nach unſerm Dafürhalten dürften übrigens die Mineralogen dem Vf. für dieſe Bereicherung nicht ſonderlich viel Dank wiſſen; denn 1) liefert der Vf. bloſs die ſchon bekannte, ſehr ſchätzbare Nachricht des Hn. Rendant Siegfried's in Berlin, aus dem 6. B. der Schriften der Berliner Geſellſchaft naturfor. Freunde, und ſagt alſo ſchlechterdings nichts Neues, gibt ſogar nicht einmal eine äuſsere Beſchreibung von dieſem Foſſil, — wahrſcheinlich weil er noch nirgends eine davon gefunden hat; 2) verdient dieſe *Abänderung* des Sandſteins nicht einmal unter den mineralogiſch einfachen Foſſilien als eine eigene, und noch dazu ſo ſehr vom Quarz getrennte Gattung aufgeführt zu werden. Der Vf. hätte daher gut gethan, wenn er auch hierin andern Mineralogen gefolgt wäre, und Verzicht auf die Ehre einer Bereicherung des Kieſelgeſchlechts gethan hätte. Ueberhaupt verirrt ſich der Vf., wenn es ihm ja einmal einfällt, die Fuſsſtapfen ſeiner Vorgänger zu verlaſſen.

Ob er gut daran gethan habe, die *Kohlenblende* nach Hn. Wieglebs Unterſuchung unter die Thonarten zu ſetzen, müſſen wir fernern chemiſchen Verſuchen zu entſcheiden überlaſſen, ungeachtet wir, nach den mit dieſem Foſſil angeſtellten Verſuchen daran zu zweifeln Urſache haben. Den Honigſtein ſetzt der Vf. als eine eigene Gattung zum Gyps; allein wenn es entſchieden iſt, daſs der Honigſtein nichts anders iſt, als ein durch Bergöl gefärbter Selenit, ſo erweiſt ihm der Vf. zu viele Ehre, indem er alsdann bloſs als eine Abänderung des Fraueneiſes anzuſehen wäre. Mangel an Autopſie hindert uns hier zu entſcheiden.

Nach des Vf. S. 431. gegebenem Begriff vom Salz iſt es unmöglich, ein Salz von vielen ſowohl mineralichen

liſchen als vegetabiliſchen und animaliſchen Korpern zu unterſcheiden; denn er ſagt: „Salze ſind mehr oder weniger einfache oder zuſammengeſetzte mineraliſche Körper, die auf der Zunge eine abwechſelnde Empſindung von Kälte und Wärme, bald einen ſcharfen oder gelinden, bald einen ſalzigen der ſauren Geſchmack erregen. Sie ſind insgeſammt im Waſſer auflosbar, theilen demſelben ihren Geſchmack mit, und bilden, wenn ſie einen Theil des zu ihrer Auflöſung nothigen Waſſers verloren haben, regelmaſsige Korper." Wenn man bedenkt, daſs ſehr viele mineraliſche Körper im Waſſer auflösbar ſind, demſelben einen Geſchmack mittheilen, und mehrere Kriſtalle bilden, ſo wird man das Schwankende in dem gegebenen Begriffe fühlen.

Der V. Abſchn. dieſes Buchs enthält die Verſteinerungen. Wir müſſen hier dem Vf. das Zeugniſs ertheilen, daſs er in dieſem Theile der Mineralogie weit beſſer zu Hauſe iſt, als in den übrigen; daher auch dieſer Abſchnitt ungleich beſſer ausgefallen iſt, als die vorhergehenden; nur finden wir es etwas unpaſſend, daſs der Abſchnitt das Syſtem unterbricht, und die brennbaren Subſtanzen von den Metallen, oder die dritte Klaſſe von der vierten, ohne alle Urſache trennt.

Stockholm, b. Zetterberg: *Tal om Natural-Hiſtoriens uphof och framſteg i Swerige; hållet för Kongl. Vetenſk: Academ. — af Olof Swartz, Med D. Ledamot af Käyſerl. Acad. N. C. etc.* (Rede vom Anfang und Fortgang der Naturgeſchichte, vor der Akad. der Wiſſenſch. gehalten von O. Swartz.) 1790.

Hr. D. Swartz, der ſich ſelbſt auf ſeinen Reiſen groſse Kenntniſſe in der Naturgeſchichte erworben, und davon ſchon manche Proben abgelegt hat, hielt dieſe erſt neulich gedruckte Rede ſchon 1790, als er das ihm aufgetragene Präſidium in der Akad. der Wiſſenſchaften niederlegte. Er geht bis in die ſpäteſten Zeiten zurück. Staatskunſt und Götterlehre bildeten die alten Einwohner Schwedens zu jener bey nahe unſinnigen Tapferkeit, wodurch ſie ſich auszeichneten. Bey einer ſolchen kriegeriſchen Neigung konnte die Luſt zum Landleben wenig aufkommen. Doch kannte man von der Ankunft der Oſen in Skandinavien nun ſchon Rocken und Gerſte. Bis 1282 beſtunden die Einkünfte der Könige bloſs in Producten des Landes. Man fing bald an den Anbau neuer Aecker als Eroberung eines neuen Landes anzuſehen, die ohne jemand unglücklich zu machen geſchehen konnte, und die Landwirthſchaft als eine rühmliche Handthierung zu betrachten. Metalle kannte man auch ſchon in den älteſten Zeiten. In Daland verfertigte man Eiſen; Kupfer war noch früher bekannt. Bernſtein ſowohl als eine Art ſchwarzen geſchliffenen Agath's ward als vorzüglicher Zierath gebraucht. In Others und Wulfſtans Reiſe von Norwegen nach Schleswig, einer der älteſten Reiſen in der Nordiſchen Geſchichte, findet man ſchon allerhand Seethiere und Fiſche bemerkt, die andern Volkern unbekannt waren. Mit dem 10 Jahrh. fing eine neue Periode der Oekonomie in Schweden an, und ſowohl die Geiſtlichen als die Regierung trugen zu deren Emporkommen bey. Doch gab es noch nicht vielerley Arten Getraide. Waizen ward noch 1466 als eine neu aufgekommene Getraideart angeſehen. Malmo ſchickte jährlich 300000 Tonnen-Getraide aus; wovon ſo wie von den ausgehenden Victualien, die Lübeker den gröſsten Vortheil zogen. Mönchen hat man die erſte Anlegung der Gärten zu danken. Schon im 10 Jahrh. hatte man Hopfen, Aepfel, Erbſen, Bohnen und Zwiebeln, umzäunte ſchon Weideland, und machte Kirſchen ein. Die Bienenwartung war eine der älteſten Beſchäftigung, und Meth war das vornehmſte Getränk der alten Schweden. Honig war, ſo wie Getraide ſchon eine Handelswaare. Heringsfiſcherey wurde ſchon unter den Falkungarn getrieben. Die Lübeker, Schotten und Holländer, die den Schweden noch lange dabey halfen, zogen den gröſsten Vortheil davon. K. Waldemar und Magnus Laduläs beförderten den Bergbau; allein Ausländer führten das rohe Metall aus dem Lande. Während der betrübten Zeit der Calmarſchen Union nahm, bey innerlichen Kriegen und ausländiſchen Gewaltthätigkeiten, der Landbau ſehr ab; aber unter Guſtav bekam alles neues Leben. Unter Erich XIV. kam zuerſt die unglückliche Veredlung des Getraides zu Brandtwein auf; und der Taback kam unter der Regierung der K. Chriſtina in Gebrauch. Mit der Medicin hatte es bisher nur ſchlecht in Schweden ausgeſehen. K. Guſtav Adolph verordnete den Chesnecopherus zum ord. Lehrer derſelben, und er war der erſte Schwede, der Proben ſeiner Einſicht in der Naturkunde gegeben hat. Sein Nachfolger Frankenius, Prof. der Botanik und Anatomie, gab ein Speculum botanicum heraus. Der ältere Rudbeck legte 1657 auf eigene Koſten einen botaniſchen Garten an, und arbeitete mit ſeinem Sohne die Campi Elyſei aus in 12 B. wovon doch der unglückliche Brand zu Upſala 1702. wenig übrig lieſs. Einige Fragmente deſſelben ſind mit der Linneiſchen Sammlung nach London gekommen, und da unter dem Titel Reliquiae Rudbeckianae neulich gedruckt. Nicht minder hatten Olof Bromelius in Stockholm durch ſeine Chloris Gothica, Palmberg zu Stregnäs in Serta florea Suecana, Nic. Grimm durch ſeinen Theſaurus Zeylonae u. ſ. w. Verdienſte um die Naturkunde. Upſala hat doch beſonders dem jüngern Rudbeck viel zu danken. Die K. Ulrica Eleonora ſchenkte ihm für ſeine Diſſert. de propagatione plantarum 1686 hundert Dukaten. Seine Lapponia illuſtrata in mehrern Bänden, wovon doch nur ein Theil zu Upſala 1701 ans Licht getreten iſt, war eine Frucht ſeiner Reiſen ins Gebirge. Er legte ſchöne Sammlungen an, bereicherte die botaniſchen Gärten, beförderte die Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in Upſala und arbeitete an einem Lexicon Harmonicum. Auch Prof. Roberg, und der Domprobſt, und Prof. O. Celſius, dem K. Carl XI. 1000 Rthlr. zu ſeinen Reiſen ſchenkte, arbeiteten für die Naturgeſchichte. Seine Mutter hatte ſich ſo um die Kenntniſs der Pflanzen verdient gemacht, als Celſius, wie ſein Catalogus plant. circa Upſaliam in

Digitized by Google

Act. Upſ. 1732. und Auctarium plant. Uplandicarum, in Act. Holm. 1740 bezeugen. — Nun kommt der Vf. auf den glänzendſten Zeitpunkt der Naturgeſchichte in Schweden. Griechenland konnte ſich ehedeſſen rühmen, einen Dioſkorides, einen Ariſtoteles, Italien einen Plinius, Teutſchland einen Bauhin und Gesner, England einen Ray und Moriſon, Frankreich einen Tournefort hervor gebracht zu haben; Schweden war eine noch gröſsere Ehre vorbehalten, das Vaterland eines Linnaeus zu ſeyn. Die Verdienſte dieſes groſsen Mannes um die Naturgeſchichte ſind hier ausführlich geſchildert. Sie ſind auch auſserhalb Schweden bekannt und verehrt; um ſo eher können wir eines weitern Auszugs hier überhoben ſeyn.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Herold: Edw. *Gibbon's Verſuch über das Studium der Litteratur.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Johann Joachim *Eſchenburg*. Hof. und Prof. in Braunſchweig. 1792. XXII. u. 109 S. 8.

Die Seltenheit dieſer kleinen Schrift des berühmten Geſchichtſchreibers, welche im J. 1761. zu London in franzöſiſcher Sprache erſchien, mit Beyfall aufgenommen und einige Jahre nach ihrer Erſcheinung in das Engliſche überſetzt wurde, veranlaſste den Hn. Hofr. Eſchenburg, ſie durch eine Ueberſetzung bekannter zu machen. Auch war ſie dieſer Bemühung in der That nicht unwerth. Ob ſchon nur ein Probeſtück jugendlicher Kraft, trägt ſie doch den Stempel von *Gibbons* Geiſte, und verräth gleichſam den Keim der groſsen Talente, welche ſich erſt in der Folge, auf einem angemeſsenen Schauplatze, zur Vollkommenheit entwickelten. Man findet in den hier zuſammengedrängten Bemerkungen über die groſsen Vortheile, welche der menſchliche Geiſt aus dem Studium des Alterthums ziehen kann, den ſcharfſinnigen, tief eindringenden, ſich überall Licht ſchaffenden Mann; aber bey dem Streben deſſelben nach Kürze und Energie in einer Sprache, die nicht ſeine Mutterſprache war, nach einer gewiſſen Paradoxie des Ausdrucks, nach Mannigfaltigkeit, und nach Verwiſchung der Uebergänge, vermiſst man die Klarheit des Vortrags, der eben dadurch ein rhapſodiſches, unzuſammenhängendes Anſehn erhalten hat. Es fällt auch gar ſehr in die Augen, daſs es dem Vf. darum zu thun war, ſich einer Menge von Ideen zu entledigen, unbekümmert ob ihre Ausführung gerade hier an ihrer ſchicklichſten Stelle ſtande. Die Digreſsionen ſind zahlreich und ſtören die Einſicht in den Zuſammenhang. Am meiſten zeichnet ſich das aus, was über die Entſtehung der heydniſchen Götter und die Wichtigkeit kleiner Umſtände in der Geſchichte geſagt wird. Stellen aus einem vor dreyſsig Jahren erſchienenen Buche anzuführen, würde zweckwidrig ſeyn; wir überlaſſen es alſo unſern Leſern, den Kern der geiſtreichen Philoſophie, welche Gibbon in ſeinem bekannten Werke in Anwendung gebracht hat, ſelbſt hier aufzuſuchen. Die Ueberſetzung, welche gewiſs keine leichte Arbeit war, iſt ſo gerathen, wie man von Eſchenburg erwarten konnte. Nur an einigen Stellen ſind wir angeſtoſsen. S. 77. Aus gerechtem *Muthwillen* gegen dieſe *Ueberfeinerung*, und aus Miſsvergnügen darüber, daſs man allen Menſchen *Anſprüche beylegen* ſah, die man bloſs auf einen Philippus oder Cäſar hätte einſchränken ſollen, geriethen *natürlichere* Köpfe auf einen entgegengeſetzten Abweg. S. 103. die menſchliche Bildung iſt nur darum ſchön, weil ſie ſich ſo wohl zu den *Gebräuchen* ſchickt, wozu ſie beſtimmt iſt. S. 67. fehlt in der erſten Periode der Anmerkung der Nachſatz.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Gieſsen*, b. Krieger: *Ueber das Läuten beym Gewitter, beſonders in Hinſicht der desfalls zu treffenden Policey-Verfugung.* Von *Carl Georg von Jungen.* 1791. 40 S. 8. Der Vf. hat es hier vornehmlich mit den Fragen zu thun, ob das Läuten bey Gewittern ein Gegenſtand der Policey ſey, und ob es von Policey wegen unterſagt werden könne. Er holt aber etwas weit aus, und fängt von *Erfindung der Glocken* an. Nach dieſem unterſucht er, woher die Gewohnheit bey Gewittern zu läuten entſtanden ſey. Ohne Zweifel verdankt ſie ihren Urſprung dem Aberglauben, daſs Gewitter, Hagelwetter u. dergl. von böſen Geiſtern, Zauberern u. ſ. w. hervorgebracht würden, und daſs geweihte und getaufte Glocken die Kraft hätten, ſie zu vertreiben. Schon dieſer Urſprung müſste ein Bewegungsgrund zur Abſtellung dieſer übeln Gewohnheit ſeyn; es kommt aber noch dazu, daſs ſie auch in phyſiſcher Rückſicht ſchädlich iſt. Hier beruft ſich der Vf. auf das Zeugniſs mehrerer Phyſiker. Er rühmt darauf die Verordnungen einiger Fürſten, wodurch das Läuten entweder ganz aufgehoben, oder doch zweckmäſsiger eingerichtet worden wäre. Endlich kommt er auf ſeine beiden Hauptfragen, die er aus folgenden Gründen bejaht: 1) weil das Gewitter-Läuten einem Orte gefährlich werden kann, und Vorurtheil und Aberglauben, worauf es ſich gründet, befördert; 2) weil es jeder Ortsobrigkeit, wenn ſie auch nur Patrimonialgerichtsbarkeit hat, obliegt, ſolche Verfugungen zu treffen, wodurch Gefahren abgewandt und ſchadliche Vorurtheile vermindert werden; 3) weil, wenn eine Sache auch übrigens ad eccleſiaſtica gehört, dies doch nicht hindert, daſs ſie nicht in gewiſſen Stücken der weltlichen Obrigkeit unterworfen ſeyn ſollte, wie dies z. B. der Fall mit der Verlegung der Kirchhöfe auſſerhalb der Stadt iſt; endlich 4) weil alle Policeyſachen von der Art ſind, daſs ſie keine Nebenverhältniſſe zulaſſen, und in Anſehung ihrer ohne Rückſicht auf Perſonen oder anderweitige Verhältniſſe, folglich auch ohne Rückſicht auf das beſondere Verhältniſs des Orts-Geiſtlichen *der Regel nach*, verfahren werden muſs. — Ueberall hat der Vf. Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit gegeben, und ſeine Behauptungen durch eine Menge von Citaten unterſtützt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 19. May. 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt u. Leipzig: *Neu aufgefundene Gedichte Oſſians.* Aus dem Engliſchen. *Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieſes Celtiſchen Barden.* 1792. 255 S. 8.

Wir verbinden ſogleich das noch ebenfalls unbeurtheilte Original damit:

Antient Gaelic poems reſpecting the Race of the Fians, collected in the Highlands of Scotland in the year 1784. By *M. Young,* D. D. M. R. J. A. (Alte Galiſche Gedichte, die ſich auf das Geſchlecht der Fians beziehen, in den Schottiſchen Hochländern geſammelt im J. 1784. von *M. Young.*) In den *Transactions of the Royal Iriſh Academy.* 1787. Antiq. S. 43—119.

Unter allen Schriftſtellern, die für und gegen die Aechtheit der von Macpherſon in engliſcher Sprache bekannt gemachten Gedichte Oſſians geſchrieben haben, ſcheint keiner ſo unpartheyiſch *zweckmaſsig* verfahren zu ſeyn, noch ein helleres Licht über dieſen Gegenſtand zu verbreiten, und eben deswegen mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen, als Hr. *Young.*

Das Intereſſe, welches von dem in- und ausländiſchen Publicum an dieſer berühmten Streitfrage genommen wurde, veranlaſste ihn, auf einer kleinen im Sommer 1784 unternommenen Reiſe durch die Schottiſchen Hochlande, alles fleiſsig zu ſammeln, was zur Beleuchtung und zur endlichen Entſcheidung dieſer Frage beytragen könnte. Er war ſo glücklich, mehrere Originale zu erhalten, und theilte ſieben davon nebſt einer engliſchen Ueberſetzung und einigen Erläuterungen der irländiſchen Akademie zu Dublin mit, von welcher er ein Mitglied iſt. Sie ſind ſammtlich treue Copieen derjenigen Handſchriften, die gegenwärtig in den Hochlanden circuliren, jedoch mit Rückſicht auf die Verbeſſerungen, die ſich in der zu Perth veranſtalteten Ausgabe der Oſſianiſchen Originale befinden. In der Ueberſetzung hat ſich Hr. *Y.*, wie billig, hauptſächlich der Treue befliſſen, bekennt aber gleichwohl zur Steuer der Wahrheit, daſs er vielleicht theils wegen der ungewiſſen und verdorbenen Orthographie, theils auch wegen einer nicht gar zu innigen Bekanntſchaft mit der Sprache noch hie und da gefehlt haben könnte, welches jedoch bey der Beurtheilung des Ganzen nicht von Bedeutung zu ſeyn ſcheint. Es ſind folgende: 1) *Oſſian's courtſhip of Evirallin.* Dieſes kleine Gedicht hat Macpherſon als eine Epiſode in dem 4 Buche des Fingals angebracht. 2) *The Lamentation of the wife of Dargo.* Macpherſon führt die Elegie nur in einer Note zu dem Gedichte *Calthon und Colmal,* und demungeachtet äuſserſt abweichend, d. h. verbeſſert und verſchönert, an. 3) *The combat of Con Son of Dargo, and Gaul Son of Morne.* Hiemit ſoll *Cathula* in Smith's Galiſchen Alterthümern, und Macpherſons Carricthura nebſt dem Tode Cuthullins verglichen werden. 4) *The combat of Oſgar and Illan, Son of the king of Spain.* Dieſes Gedicht findet ſich in Macpherſon nicht. 5) *The invaſion of Ireland by Erragon.* Das Original zu Macpherſons *Schlacht von Lora.* 6) *The Prayer of Oſſian.* Dieſes Gebets gedenkt Macph. in ſeiner Abhandlung über Oſſian. 7) *The death of Oſcar.* Auf dieſes Gedicht iſt die Epiſode von dem Tode Oſcars in dem erſten Buche der Femora gegründet. — Freylich wird jedermann, der aus eigener Erfahrung die groſsen Verſchiedenheiten ſowohl der ſchriftlichen als mündlichen Ueberlieferungen alter Poeſien kennt, es immer noch zudringlich finden, wenn man das erſte beſte aufgefundene Exemplar ſogleich für die Quelle erklären will, aus welcher Macpherſon geſchöpft haben ſoll, und ſeinen Vertheidigern den Hinterhalt nicht verwehren können, daſs derſelbe ein vollſtändigeres und richtigeres Exemplar beſeſſen haben müſſe. Rec. wenigſtens iſt ſeines Orts ſo billig, mit Hn. *Y.* zu glauben, daſs Macpherſon weder ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt, noch ſo unbeſcheiden gegen das Publicum ſeyn konnte, um ſo vortrefliche und hiſtoriſch-täuſchende Gedichte für Ueberſetzungen auszugeben, zu welchen doch überall kein Original ſollte vorhanden geweſen ſeyn. Auch ſcheint ſich bereits der kritiſche Theil des Publicums darin vereinigt zu haben, daſs dieſer ſcharfſinnige Kopf wahrhaft alte Stoffe nur, nach den Muſtern der erhabenſten Dichter und nach den Eingebungen einer zarten Beurtheilung des Schönen und eines feinfühlenden Herzens, ins Bewundernswürdige gearbeitet habe. Allein mit dieſer Uebereinkunft iſt der Streit noch nicht geendet. Man muſs es auch beweiſen, und zeigen können, wieviel davon dem alten Barden und wieviel dem neuern Bearbeiter angehöre, wenn man ſich herausnehmen will, über dieſe Stufe der Cultur in der Geſchichte der Galen aus dem Gehalte ihrer Poeſie einen entſcheidenden Ausſpruch zu thun. Und hiezu, irren wir uns nicht, hat Hr. *Y.* in dieſen mitgetheilten Originalen wirklich einen vortreflichen Beytrag geliefert. Wenn auch nur ein einziges darunter in der That dasjenige iſt, welches Macpherſon vor Augen gehabt hat: ſo iſt für die Beurtheilung ſeiner Verfahrungsart ſchon genug gewonnen. Es müſsten alle analogiſchen Schlüſſe ungültig ſeyn, oder das hier

Digitized by Google

hier mitgetheilte Gedicht, *der Einfall in Irrland von Erragon* gehört, zu dieſen glücklichen Entdeckungen. Macpherſons *Schlacht von Lora* findet ihren ganzen Stoff, ihren Gang und ihre Grenzen in dieſem Originale vorgezeichnet. Urbild und Abbild ſind ſich in nichts als in der Farbengebung unähnlich; und wo das letztere von dem erſteren abgeht, geſchieht es mit der ſcharfſinnigſten äſthetiſchen Berechnung der poetiſchen Wirkung. Künſtliche Verſchleyerung des Hiſtoriſchen, um dem freyen Spiele der Phantaſie durch Annäherung der Gegenſtände keinen Abbruch zu thun, Benutzung des Stoffes zur Rührung und Anziehung des theilnehmenden Herzens, Nachholung übergangener, Ausbildung nur hingeworfener, und Sammlung zerſtreuter Züge, Vermeidung der volksmäſsigen lyriſchen Wiederholungen, Ueberſpringung der unpoetiſchen Nebenideen, Unterdrückung des Ueberflüſſigen und Erhohung des Schönen, kurz alles das, was der Schöpfer dem Bildner überlaſſen zu haben ſcheint, iſt das Eigenthum der Macpherſonſchen Malereyen, die erſt jene ſanfte Schwermuth, jene Hoheit der Bilder, jene erhabenen und rührenden Charaktere, und jenes feyerliche Dunkel, mit einem Worte, diejenige bewundernswürdige äſthetiſche Vollkommenheit des Ganzen hervorbringen, die uns bey der eben ſo meiſterhaften als ſchlauen Haltung des angenommenen antiken Tones getäuſcht, an einem Barden auf den erſten Stufen der bürgerlichen Cultur in Erſtaunen geſetzt, und die ſchärfer ſehenden bald zur Verzweiflung der Aechtheit genöthigt hat. Und eben der Umſtand, daſs das Macpherſonſche Gedicht weder im Stoffe noch Gange, ſondern allein in der Ausbildung, und zwar nur da, wo es der feinſte Geſchmack und die veredeltſte Empfindung anrāth, von dem Originale ſich entfernt, bürgt uns eben ſowohl für die Aechtheit des letztern, als er ſelbſt von der Kunſtkenntniſs eines Zeitgenoſſen des achtzehnten Jahrhunderts ein unverkennbarer Zeuge iſt. Gerne wollten wir hier eine Probe ſowohl von der Youngſchen Ueberſetzung des Originals, als von der Macpherſonſchen Bearbeitung deſſelben geben; allein Parallelen abgeriſſener Stücke würden nur eine mangelhafte Einſicht in den Werth des einen, und die Verfahrungsart des andern geben: eine vollſtändige Vergleichung aber läſst der Zweck und die Einrichtung dieſer kritiſchen Blätter nicht zu. Indeſſen iſt eine ſolche bey den Hn. Herausgebern zur beliebigen Einſicht und eigenen Ueberzeugung niedergelegt. Uebrigens bleiben dieſe alten Gedichte, auch ohne Macpherſonſchen Schmuck, immer noch ſchön und intereſſant, und das Studium der Originale (hätten wir ſie nur ſämmtlich und wären die Hülfsmittel zu ihrem Verſtändniſs ergiebiger!) gewährt erſt einen reinen Gewinn für die Geſchichte der Cultur und des Geſchmacks.

Allerdings verdienten dieſe Gedichte eine deutſche Ueberſetzung, und wir ſind durch die vor uns liegende in der That ſehr angenehm überraſcht worden. Der oder vielmehr die ungenannten Verfaſſer derſelben haben nicht nur jedem Gedichte beſondere Erläuterungen und ihr eigenes Urtheil darüber beygefügt, ſondern auch das Ganze mit einer ſchätzbaren Abhandlung über die Aechtheit Oſſians begleitet, die von ihrer kritiſchen und literariſchen Einſicht in dieſen Streit eine unzweydeutige Probe gibt, und gewiſs ſehr leſenswerth iſt. Demungeachtet haben wir gegen alle drey noch einige Einwendungen. Die Ueberſetzung ſollte durchaus auf kein anderes Verdienſt, als das der Treue, Anſpruch machen, und zwar der wörtlichen Treue; ſonſt wird die Vergleichung abermals ſchwankend. Das haben aber die Ueberſetzer nicht beobachtet. Ein paar Strophen, wie ſie uns unter die Hand fallen, mögen zum Beweiſe genug ſeyn:

The Lamentation of the wife of Dargo	Klagen der *Wittwe* des Dargo.
I am the wife of Dargo, ſon of Collath, a man who knew no fault. Every hero muſt at length be ſtretched out in death — ſorrowful am I to — night.	Ich bin die *Gattin* des Dargo, Sohnes von Collath, *des Mannes*, der *Frevel* nicht kannte, *Ach!* — *ſelbſt den tapferſten Krieger* ſtreckt der Tod endlich hin — *Wehmuth* und *Gram quält mich* des Nachts.
— — .	— — —
Dargo, who took pleaſure in them, to-night is buried in the Grave.	Dargo, dem dieſs *frohe Erholung* gewährte, der wird des Nachts im *finſtern* Grabe verſchloſſen.

Solche kleine Erhöhungen des Lyriſchen und ein einziges hinzugeſetztes Beywort, das man bey Ueberſetzungen, die bloſs zur unterhaltenden Lectüre beſtimmt ſind, überſieht, können nicht anders als zum Vorwurfe gereichen, wenn ſie die Stelle des Originals vertreten ſollen, nach welchem die Untreue einer anderen Ueberſetzung zu würdigen iſt. Auch bey den angeſtellten Vergleichungen konnten wir uns aus dem nemlichen Grunde nicht genug wundern, daſs ſie auſser allen deutſchen Ueberſetzungen des Macpherſonſchen Oſſians gerade diejenige wählten, die am meiſten auf eigenes Verdienſt ausgegangen, und alſo zu einer ſolchen kritiſchen Vergleichung gerade am wenigſten geſchickt iſt, nemlich die metriſche Ueberſetzung des Hn. *Denis*. Ueberhaupt, wenn eine Vergleichung zur Einſicht des deutſchen Publicums angeſtellt werden ſollte, ſo muſsten ſich die Vf. noch die Mühe geben, eben ſowohl die Macpherſoniſchen als die Youngiſchen Gedichte aufs neue mit möglichſter Treue zu verdeutſchen, und beide nach Verhältniſs ihres mehr oder mindern Zuſammentreffens neben einander fortlaufen zu laſſen. Nach der von ihnen beliebten Art aber wird die Vergleichung für den kritiſchen Leſer ziemlich unfruchtbar bleiben. Was nun endlich noch die vorangeſchickte Abhandlung betrifft, ſo verliert ſie dadurch in den Augen des unpartheyiſchen Wahrheitsforſchers, daſs die Vf. nicht *zu unterſuchen*, ſondern *zu vertheidigen*, ausgegangen ſind. So ſcharfſinnig auch immer die Argumente ſind, welche die Vf. dieſen Documenten des Hn. Young entgegenſetzen, ſo haben ſie doch alle darum keine Beweiskraft, weil ſie auf der erſt zu begründenden Vorausſetzung beruhen, daſs der Macpherſonſche Oſſian das wahre Original ſey. Alles andre aber beyſeite, ſo iſt gewiſs die Verſchönerung von Seiten Macpherſons zehnmal wahrſcheinlicher als

die

Digitized by Google

die den irrländiſchen Barden angeſchuldigte abſichtliche Verfalſchung und Entſtellung der Originalſchönheiten, und geſetzt, wie es auch unabſichtlich durch die mündliche Fortpflanzung ſehr leicht geſchehen konnte, daſs die hiſtoriſchen Umſtände wirklich in Irrland verfälſcht worden ſind, ſo hat doch eines Theil Hr. Young ſeine Documente nicht in Irrland, ſondern in den ſchottiſchen Hochländern geſammelt, und andern Theils kommen die kleinen hiſtoriſchen Abweichungen gegen die groſsen äſthetiſchen auf dem Probierſteine der Aechtheit, und vor dem Tribunale des äſthetiſchen und philoſophiſchen Publicums, wohin doch dieſer Streit hauptſächlich gehört, in gar keinen Betracht.

Berlin, b. Maurer: *Julius Reichsgrafen von Soden* Schauſpiele. 4ter Band. Enthält: *Ernſt Graf v. Gleichen, Ignez de Caſtro, der raſende Roland.* 1791. 328 S. 8.

Die Geſchichte des Grafen v. Gleichen iſt nicht für die Bühne; ſo intereſſant ſie als Erzählung iſt, ſo wenig Theilnahme erzeugt ſie als Schauſpiel. Die wichtigen theatraliſchen Situationen dieſer Begebenheit liegen zu weit auseinander, und als der Dichter ſie zuſammenrückte, muſsten nothwendigerweiſe Lücken bleiben, die der Zuſchauer im Augenblicke nicht ausfüllen kann. Die theatraliſche Wahrheit wird beleidigt, und das Intereſſe hört auf. Der erſte Act ſpielt in Thüringen, die drey folgenden zu Alkair im 5ten iſt Ernſt v. Gleichen frey, und führt nach überſtandener Sklaverey von mehrern Jahren Fatimen in ſeine Heimath. So gedrängt und kraftvoll auch der Dialog iſt; ſo ſchön und wahr auch die Charaktere geſchildert ſind: ſo macht dieſs Stück doch die Wirkung nicht, die ſich der Vf. davon verſprach.

Ignez de Caſtro, Trauerſp. in 5 Aufz. Dieſes Trauerſpiel muſs, gut vorgeſtellt, die höchſte Wirkung machen. Die drey erſten Aufzüge ſind zwar nicht reich an intereſſanten Situationen; deſto erſchütternder aber ſind die zwey letzten Acte. Die Scene in 4 Acte, wo Ignez mit ihren Kindern erſcheint, und den König um Erbarmen anfleht, iſt vortreflich; empörend die gleich darauf folgende, wo Alvaro und Coelho den wankenden König beſtimmen, in die Ermordung der ſchönen Ignez zu willigen. Gräſslich iſt der Auftritt, wo die Unglückliche von dieſen Böſewichtern wirklich gemordet wird; dies Schauſpiel empört die Menſchheit — es iſt zu ſchrecklich. Der Contraſt der Charaktere iſt ſtark gezeichnet, und keinem fehlt es an Haltung. Der Dialog iſt kräftig; — nur ſcheint vielleicht der Ausdruck hie und da zu ſehr geſucht. In der dritten Scene des 2ten Actes zwiſchen Don Pedro und Ignez, erinnert Pedro ſeine Geliebte, um ſie zu beruhigen und alle Schuld auf ſich zu nehmen, daſs *er* es geweſen ſey: „der die Aengſtlichkeiten ihrer Unſchuld in betäubenden Schlummer wiegte, und ſich mit der *Beute ihrer jungfräulichen Keuſchheit davon ſtahl.*“ — Solche Dinge ſollten auf der Bühne entweder gar nicht, oder nur mit höchſter Delicateſſe berührt werden. Auch wünſchen wir nicht, daſs der Schauſpieler, der Pedro's Rolle ſpielt, in der erſten Scene mit der Königinn die Federn ſeines Hutes mit den Zähnen zerreiſſe, wie es vorgeſchrieben iſt.

Der raſende Roland. Sch. in 5 A. Wir halten es für ſehr gewagt, ſolche abentheuerliche Helden in einem regelmäſsigen Schauſpiele auf die Bühne zu bringen; ſie ſind eher für das Singſpiel, wo die Muſik die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers feſſelt, und ihm nicht Zeit läſst, über die wunderbaren Geſchöpfe der Einbildungskraft nachzudenken. Im ſprechenden Schauſpiele können dieſe fabelhaften Weſen keine Theilnahme erregen, ſie ſind zu weit von dem *Menſchen* entfernt; und nimmt ihnen der Dichter das Fabelhafte und Abentheuerliche, womit der Romancier ſie ausgeſtattet hat; ſo bleibt nichts übrig, als eine höchſtlangweilige Perſon, und deren haben wir ja ſchon genug auf der Bühne; laſst man ſie auftreten, wie ſie ſind, wie iſt es dann möglich, ſich für ſie zu intereſſiren? — Auch *dieſer* Roland wird als Schauſpiel kein Glück machen. Ueberdieſs ſind Lücken in dem Plane, die ſich freylich durch das Abentheuerliche der Geſchichte ſelbſt rechtfertigen lieſsen; allein das Theater vergibt keine Sünde gegen Wahrſcheinlichkeit. Manche Scene iſt bloſs ſkizzirt; das Erſcheinen mancher Perſon gar nicht motivirt. Wir ſagen nichts von den Charakteren ſelbſt; es ſind ja Perſonen aus den Zeiten Karl des Groſsen und der zwölf Pairs! — In dem Dialog iſt uns verſchiedenes aufgefallen, z. B. in der 2ten Scene des 3ten Actes ſagt der *Magus:* „Meine Barke ſoll *dich hinabſchwimmen*“ — dieſes Zeitwort wird in unſrer Sprache nie *thatig* gebraucht, es gehört zur *mittlern* Gattung. — In der 1ten Scene des 4ten Actes ſagt Roland: „Deine Seele iſt *aus ihren Angeln geſtürzt*“ — was heiſst das? — Dann ſteht durch das ganze Stück: *befohl* ſtatt *befahl*, dieſes iſt heut zu Tage gebräuchlich, jenes iſt veraltet. *Verbörge* ſtatt *verbarge;* Man ſagt: *ich verbarg*, und nach den Regeln der Sprache wird bey dieſer Kaſſe von Zeitwörtern die *jüngſtvergangene Zeit* des *Conjunctivs* von der *jüngſtvergangenen* des *Indicativs* gebildet, indem die Selbſtlauter *a, o, u* in *ä, ö* und *ü* verwandelt werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der K. preuſs. acad. Kunſt u. Buchh.: *Neueſte hiſtoriſche, politiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten von Savoyen, Piemont und den ſammtlichen ſardiniſchen Staaten.* Geſammelt und deutſch herausgegeben von *Fried. Leop. Brunn*, Prof. am Kön. Joach. Gymnas. Mit einer von Hn. Sotzmann neu entworfenen Karte dieſer Staaten. 1 Abth. 1793. 155 S. in 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Sardinien hat durch ſeine Theilnahme an dem Franz. Revolutionskriege bey manchen wohl die Begierde zu einer nähern Bekanntſchaft gereitzt, und dieſen wird es allerdings angenehm ſeyn, durch eine ſolche Samm-

Digitized by Google

lung von den mancherley über dieſe Staaten zerſtreuten Nachrichten Belehrung und Unterhaltung zu finden. Hr. Prof. Bruun liefert hier zuerſt einen Auszug aus dem 1791 zu Paris herausgekommenen berichtigten *Etat moral, phyſique et politique de la maiſon de Savoie*, einer Schrift, die ſchon im 2 B. des neuen göttingiſchen Magazins einen Widerleger gefunden hat. Nun meynt freylich der Herausg. den Mittelweg einzuſchlagen, und das Beſte dieſer Schrift wie eine Biene den Honig aus Blumen giftiger Pflanzen zu ſammlen; Rec. aber, der dieſe Schrift mit aller möglichen Aufmerkſamkeit geleſen hat, zweifelt, ob überall in derſelben ſo viel Honig aufzutreiben ſey, daſs er der Mühe des Sammlens wehrt war. Die Grundſätze, welche der Vf. in dieſer Schrift aufſtellt, ſind ganz eines Neufranzoſen würdig, der alles mit der Revolutions-Brille anſieht, alle Thronen in der Welt gerne umſtürzen, und ſich nach der alten nur jetzt anders modificirten Selbſtgenügſamkeit ſeiner Nation bereden möchte, daſs in der ganzen Welt keine beſſere Verfaſſung, als die neufranzöſiſche ſey. Mag er hie und da auch auf wirkliche Blöſsen ſtoſsen; wo iſt das Land, ſeine Regierungsform ſey von welcher Art ſie wolle, wo man nicht auch derſelben genug anträfe? Die dem Könige ſo bitter vorgeworfene Vorliebe für das Militair mag wohl manche Bedrückungen und Unbilligkeiten hervorbringen, und die ungleiche Behandlung der verſchiedenen Staaten, nach welcher Savoyen und Sardinien dem Piemont gleichſam dienſtbar gemacht ſind, eben nicht von den beſten Folgen ſeyn: indeſs behält die Verfaſſung doch immer noch manche Vorzüge, unter denen das gewiſs einer der weſentlichſten iſt, daſs die Cleriſey ſo wie der Adel ſich den Auflagen unterwerfen und alle Laſten des Staats mit dem Volke zugleich tragen muſs. Was der Vf. ſonſt vom Turiner Hofe ſagt, das lieſse ſich mit kleinen Abänderungen von allen Höfen in der Welt ſagen, wo der Fürſt nicht ſelbſt regiert, ſondern nebſt dem Lande von ſeinen Groſsen regiert wird. Piemont, ſagt der Vf., theile ſich in die Groſsen, die Bürger und die ſogenannten kleinen Leute. Die Claſſe der Bürger beſonders in Turin ſey gut unterrichtet, aber die Groſsen wären zu ſtolz um zu ſtudiren. Wem fällt das: *C'eſt tout comme chez nous*, nicht ein? Der Adel ſey für Jedermann ohne Unterſchied für 1000 Pf. zu kaufen. Der König finde ſich ſeiner Verſchwendung und Vorliebe für das Militair wegen, das von den 20 Mill. Einkünften allein 14 verſchlinge, oft in dem Falle, von einem Juden 30—40000 Pf. borgen zu müſſen, und ertheile ihm für dieſe Gefälligkeit die Erlaubniſs, das gelbe Band am Knopfloche, ein ſehr demüthigendes Unterſcheidungszeichen, nicht tragen zu dürfen. II. Die *ſtatiſtiſchen Nachrichten von den Sardiniſchen Staaten in Rückſicht auf Groſse, Volksmenge, Finanzen und Kriegsetat*, welche ſich auch ſchon im Mag. des Herausg. 1 B. 3 St. in der Originalſprache befinden, haben Rec. ungleich beſſer als die einſeitigen Raiſonnements des franz. Republicaners gefallen. Nach denſelben betragen die Staaten des K. v. Sardinien nach Abzug des Genfer Sees und des Lago Maggiore 2282 franz. Quadrat Meilen. Die Volksmenge in den ſämmtlichen Staaten des K. auf dem feſten Lande betrug im J. 1774 nach einer ziemlich ſichern Zählung 2,733,194, welches auf die Q. Meile 1197 Menſchen gibt. Seitdem hat ſich die Volkszahl noch ſtark vermehrt. Die ſämmtlichen Einkünfte des K. mögen auf 23 Mill. piem. Lire ſteigen. Die Auflagen findet der Vf. ſo gering, daſs man mit Wahrheit ſagen könne, das Volk ſey zu ſehr begünſtiget, und der König ſtehe hierin mit keiner Nation in Europa im richtigen Verhältniſs. Auf den Kopf kommen kaum 7½ Pf. Ein Deficit in den Finanzen wird auch hier zugegeben, das aber gegen die Angabe des Vf. des *Etat moral* ſehr unbedeutend iſt; und die auſserordentlichen Ausgaben werden nicht, wie dort, bloſs auf Rechnung der Verſchwendung des Königs, ſondern auch auf die Vermählungen von fünf ſeiner Kinder, den beträchtlichen Korneinkauf zur Unterſtützung des Volks, die Nizzaer Landſtraſse, die allein Millionen gekoſtet hat, und andere gemeinnützige Anſtalten geſetzt. Ueberhaupt urtheilt der Vf. über den Turiner Hof und die Staatsverwaltung weit billiger und unbefangener als ſein Vorgänger, und es iſt ſehr intereſſant, die beiden Aufſätze zu vergleichen. Eine gute von Hn. Sotzmann entworfene Karte, bey der wir nur die Angabe der Grade des Aequators vermiſſen, wird den Leſern dieſer Nachrichten, deren Fortſetzung wir wünſchen, ſehr angenehm ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort, *Kurze charakteriſtiſche Schilderung und Anekdoten* von dem durchlauchtigſten wirklich regierenden *Herzog zu Wirtemberg* und deſſen durchlauchtigſten Familie. 1794. 46 S. 8. Wir ſind überzeugt, daſs das öffentliche und Privat-Leben eines ſo edel denkenden Fürſten, als bekanntlich der reg. Herzog von Wirtemberg iſt, weit intereſſantere Scenen darbiete, als die meiſten der hier angeführten, und daſs die Liebe der Wirtemberger für ihren Ludwig Eugen viel beſſere Legitimationen aufzuweiſen habe. Dieſe Anekdotenſammlung könnte den Leſer in Verſuchung führen zu glauben, Wirtemberg ſey 50 Jahre lang nicht gewohnt geweſen, Menſchlichkeit mit Regentenwürde gepaart zu ſehen. Unter den hier zuſammengetragenen Nachrichten haben wir einen Beytrag zur gelehrten Biographie gefunden, deſſen wir noch zum Schluſſe erwähnen wollen. Der als Schriftſteller bekannte Hr. Geh. Hofrath *Schwab*, arbeitet jetzt als Staats- und Geſchäftsmann an der Seite des Herzogs, und genieſst das volle Zutrauen dieſes Fürſten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. May 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Voſs u. Leo: *Geographie und Statiſtik der ganzen öſtreichiſchen Monarchie*, von *Karl Hammerdörfer*, Prof. in Jena. Erſter Band. 1793. 1 Alph. 2½ Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der im vorigen Jahre verſtorbene Prof. *H.* war ein geſchickter und nützlicher Compilator. Nicht lange vor ſeinem Abſterben faſste er die glückliche Idee, die Verfaſſung der öſtreichiſchen Monarchie, wie ſie unter der kurzen Regierung Leopold II. beſchaffen war, folglich ihre neueſte Geſtalt, d. h. ihre Statiſtik, zu beſchreiben, und die von Statiſtik nicht wohl zu trennende Geographie damit zu verbinden. Ohnehin hatten wir noch kein Werk, worin alle Theile jener Monarchie, nach einem gewiſſen feſten Plan, nach einerley Symmetrie, nicht zu umſtändlich und nicht zu kurz, ſtatiſtiſch wären bearbeitet geweſen. Und dieſs iſt dem Vf. in Anſehung der in dieſem Bande enthaltenen Theile, nemlich *Nieder-, Inner- und Oberöſtreichs*, der *Niederlande*, der *öſtreichiſchen Lombardie* und des *Groſsherzogthums Toſcana*, im Ganzen genommen, wohl gelungen. Voraus gehen *allgemeine Begriffe über die ganze Monarchie.* Es wird nemlich da, ſo wie hernach bey den einzelnen Theilen, unter numerirten Rubriken gehandelt: von der Gröſse und den Grenzen, von den Gebirgen, Gewäſſern, vom Klima, von den Producten aus den drey Reichen der Natur, von der Zahl und Beſchaffenheit der Einwohner, von ihrer Induſtrie, folglich von Ackerbau, Viehzucht, Manufacturen, Handel u. ſ. w. von dem Erziehungs- und Religionsweſen, von der politiſchen Verfaſſung, und zuletzt von der geographiſchen Eintheilung und von den merkwürdigen Oertern einer jeden Provinz oder eines jeden Diſtrictes derſelben. Dieſs letztere voraus zu ſchicken, wäre wohl der Ordnung gemäſser geweſen. Zu bedauern iſt es, daſs es dem Vf. nicht beliebte, die von ihm gebrauchten Hülfsmittel anzuführen. In einer kurzen Vorerinnerung verſichert er bloſs im Allgemeinen, nicht allein die beſten Quellen, ſondern auch manche handſchriftliche Nachrichten benutzt zu haben, deren er beym zweyten und letzten Bande noch mehrere werde brauchen können, dem er auch, die ſchon zum erſten Bande gehörigen Belege-Tabellen u. dgl. m. beyfügen wolle. Da er ſich über die ungedruckten Nachrichten nicht näher erklärt hat, und wir auf wenige oder keine uns unbekannte Umſtände geſtoſsen ſind; ſo ſind wir wohl mit Recht ein wenig mistrauiſch gegen jene Verſicherung. Was die gedruckten Quellen, oder vielmehr Hülfsmittel, betrifft; ſo haben wir deutliche Spuren gefunden, daſs Hr. *H.* ſich hauptſächlich des Abriſſes der phyſicaliſchen Beſchaffenheit der öſtreichiſchen Staaten von Hn. Hofr. *Hermann* und der Schriften des Hn. Raths und Prof. *de Luca* bedient habe: jedoch eben nicht des neueſten und beſten Werks vom letztern, wir meynen das aus 5 Bänden beſtehende, ſchon im J. 1790 erſchienene geographiſche Handbuch von dem öſtreichiſchen Staate: wenigſtens kommen darin neuere Angaben vor, als Hr. *H.* mittheilt. Hier und da bemerken wir auch Benutzung der *Nicolaiſchen* Reiſebeſchreibung und der Schlözeriſchen Staatsanzeigen.

Von unſern, bey'm Durchleſen gemachten Bemerkungen theilen wir nur folgende wenige mit. S. 12. wird vom Kaiſer Leopold II geſagt, er habe, wider ſeine vorherigen Grundſätze, an der Sache der franzöſiſchen Emigranten Theil genommen. Wie falſch! wie ſchief! An der Sache aller Könige und Fürſten nahm er Theil, an der Sache des deutſchen Reichs, deſſen Oberhaupt er war, und das, wider alles Recht und Billigkeit, von der franzöſiſchen Nationalverſammlung beeinträchtigt wurde. S. 21. heiſst es, *Oeſtreich habe jetzt den beſten deutſchen Geſchichtſchreiber.* Wahrſcheinlich iſt damit *M. I. Schmidt* gemeynt: allein, dieſer war kein geborner Oeſtreicher; und dann iſt der Ausdruck: *beſter deutſcher Geſchichtſchreiber* ſehr unbeſtimmt. Vermuthlich wollte der Vf. ſagen: *den Mann, der die beſte allgemeine Geſchichte des deutſchen Reichs in deutſcher Sprache ſchrieb.* — Der katholiſche Biſchof in Siebenbürgen hat ſeinen Sitz nicht in Hermannſtadt (S. 27.), ſondern in Weiſsenburg. — Die S. 28. angegebene Zahl der 1791 noch vorhandenen Klöſter in der öſtreichiſchen Monarchie ſollte S. 24. ſtehen. Bey *Tuln* S. 109. hätte die Wollenbandmanufactur nicht vergeſſen werden ſollen. Unter mehrern Angaben von Wiens Volksmenge (S. 119.) hält Hr. *H.* die von 1792 für die richtigſte, welcher zufolge dort ſollen gelebt haben 239,100 Menſchen, ohne die 11000 Mann ſtarke Beſatzung. Bey S. 120. hätten mit leichter Mühe neuere Zahlen der jährlich in Wien geſtorbenen Menſchen angeführt werden können. Im J. 1793 ſtarben ihrer 13659; alſo zweymal mehr, als im J. 1754; und darunter 7154 Kinder. Doch, der Vf. wollte vielleicht nicht über Leopolds Regierung hinausgehen. — Die Inſtanz S. 132. gegen Hn. *Nicolai* finden wir unzweckmäſsig und ſchief. — Bey Kärnthen hätte ein neueres Datum der Volksmenge, als von 1780, angeführt werden können, wenn Hr. *H.* das vorhin erwähnte Handbuch des Hn. *de Luca* benutzt hätte, welcher (B. 2. S. 212.) 295,000 Seelen für 1789 angibt. So auch bey Krain S. 187, wo für das J. 1781 420,000 Seelen angegeben werden: *de Luca* l. c.

Digitized by Google

l. c. p. 101. hat für das J. 1789 440.000. S. 240. iſt der von dieſem (B. 2. S. 600.) begangene Fehler nachgeſchrieben, dem zufolge in der nur 25 Quadratmeilen groſsen, rauhen und unfruchtbaren Grafſchaft Falkenſtein 42.000 Menſchen wohnen ſollen, da es kaum 4000, nach einer gewiſſen Angabe nur 3700 ſind. — Wider den Titel und Plan ſeines Werks hat Hr. *H.* S. 340—352. eine kurze *Geſchichte* der öſtreichiſchen Niederlande eingeſchaltet.

Der Druck iſt ſauber und correct. Nur auf ein paar bedeutende Druckfehler ſind wir geſtoſsen; nemlich S. 69. ſteht *Romangeln* ſtatt *Remangeln* (eine Gattung Fiſche) und S. 72. *Pruegg* ſtatt *Pönegg* oder *Ponecken*, wo eine groſse Wollenſtrumpfmanufactur iſt. — *Muſaum* und *Lyeäum* ſtatt *Muſeum* und *Lyceum*. Doch iſt dieſs ein Fehler, deſſen ſich mehrere ſchuldig machen. — Ein nicht vollſtändiges Regiſter iſt am Ende beygefügt. Sollte — wie wir ſehr wünſchen — ein anderer das Werk nach des Vf. Plan vollenden; ſo wünſchen wir ihm kritiſche Bedachtſamkeit und Benutzung der allerneueſten Hülfsmittel, beſonders mehrerer ſpeciellen Schriften, als Hr. *H.* gebraucht hat.

Lübeck, b. Donatius: *Hiſtoriſches Handbuch für Kaufleute, oder darſtellendes Gemahlde der Handlung und des Verkehrs, die Europa — jetzt unterhalt.* 1793. 412 S. 8.

Eine Ueberſetzung des: *Tableau general du Commerce de l'Europe*, Londres 1787, welche, auſser mehrern zweckmaſsigen Zuſätzen und Ergänzungen, das Verdienſt einer correcten und flieſsenden Schreibart hat. Der eigenthümliche Werth des Originals iſt ziemlich allgemein anerkannt. Die Statiſtik der weſtindiſchen Inſeln, und des amerikaniſchen Handels überhaupt iſt der reichhaltigſte Artikel, und beide, der Vf. und der Ueberſ., ſind den Amerikanern und dem Sklavenfreunde Wilberforce ſehr hold. Zu kurz iſt S. 67. der Abſchnitt von Sierra Leona, auch hätten in der Ueberſetzung die Veränderungen des franzöſiſchen-afrikaniſchen Handels wohl nachgetragen werden können. Der Ueberſ., welcher ſich in der Vorrede mit *J. C. S.* unterzeichnet, hat die Geldſummen ganz nach dem Kurſächſiſchen Münzfuſs berechnet. Hin und wieder findet man einige Ausdrücke, Ellipſen und Wendungen, (z. B. S. 40. *dumme* Schaafskopfe, *fortſchreiten* ſtatt fortfahren, S. 153. *den Thee laſſen* ſt. den Gebrauch des Thees entbehren u. ſ. w.) welche mit der Correctheit des Ganzen ſehr contraſtiren.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Sven Bikes Hiſtoria under Konung Guſtaf Adolf den Stores Regering. IV Bandet* (Geſchichte Schwedens unter der Regierung König Guſtav Adolphs des Groſsen. Vierter Band). 1794. mit fortlaufenden Seitenzahlen. 4104 S. 8. mit zwey Kupfertaf.

Mit Vergnügen fährt Rec. in der Anzeige eines für die Geſchichte ſo wichtigen Werks fort. Der vorige 3. B. ſchloſs mit den Friedensunterhandlungen zwiſchen Schweden und Ruſsland unter engliſcher und holländiſcher Vermittelung. In der Periode von 1616 bis 1622, welche dieſer vierte Band umfaſst, kam dieſer Friede nun endlich nach tauſend von den Ruſſen gemachten Schwierigkeiten, Ceremonienſtreitigkeiten und oft unglaublichen Anſprüchen zu Stande, obgleich die Grenzberichtigung noch tauſend Künſte und weitläuftige Unterhandlungen koſtete, welche die ſchwediſchen Commiſſarien unendlich ermüden muſsten. Schon allein über die Titel ward lange geſtritten, da die Ruſſen für ihren Zar bald den Titel Obladatel durch *Ueberwinder* überſetzt, bald den eines *höchſten Herrn der ganzen Chriſtenheit* u. ſ. w. verlangten. Endlich kam man zu Stolbowa überein, daſs die ruſſiſchen Wörter im Titel des Zaren, Samoderſchez und Obladatel auch im ſchwediſchen unüberſetzt gelaſſen werden. Guſtav Adolph ſich aber einen Herrn von Ingermannland nennen ſollte. Es ſollten nemlich gegen Entſagung der übrigen Anſprüche Schwedens an Ruſsland, ein Theil von Groſs-Nowgorod, nemlich die vier Feſtungen Iwanagrod, Jama, Koporie und Noteborg, mit allen dahin gehörigen Landſchaften abgetreten, und 24000 Rthlr. an Schweden bezahlt werden, Ruſsland ſollte allem Rechte auf Livland entſagen, zwiſchen beiden Reichen ſollte freyer Handel und Wandel ſeyn, auch ſollten die ſchwediſchen Kaufleute in Nowgorod, Moſcau und Pleskow eigene Handelshäuſer und darin freye Religionsübung haben, ſo wie die Ruſſen in Reval, Stockholm und Wiborg u. ſ. w. Endlich nach vielen Wendungen bekräftigte der Zar den 18. Jun. 1618 in Gegenwart der nach Moſcow geſchickten ſchwediſchen Abgeſandten den Frieden durch das hier S. 767. beſchriebene feyerliche Küſſen des Kreuzes. Mit Polen lief der zweyjährige Stillſtand zu Anfang des J. 1616 zu Ende; allein Polens Unvermögen Schweden anzugreifen, war ſicherer als der Stillſtand ſelbſt, denn die Polen hatten ihn nie redlich gehalten, und die vielen Gerüchte von Feindſeligkeiten von Seiten Polens gegen Schweden, nöthigten letzteres ſich dagegen immer in Bereitſchaft zu halten. Es kam zwar ein Brief vom Könige von Polen an Guſtav Adolph an, der aber, weil ihm nicht der Königl. Titel gegeben war, unerbrochen vom Senat zurückgeſandt ward. König Sigismund rüſtete ſich nicht nur, ſondern ſuchte auch die Hanſeſtädte zu bewegen, allen Handel mit Schweden abzubrechen, und ihm, gegen Einräumung groſser Handelsvortheile, mit Volk und Geld beyzuſtehen. Danzig ſollte alle dort befindliche Schweden mit ihren Waaren anhalten. Auch ſuchte er den Herzog Johann von Oſtgothland durch Abgeſchickte auf ſeine Seite zu bringen, und lieſs durch ſeine Schmeiſsfliegen, (wie ſich G. A. ausdrückte,) allenthalben ausſtreuen, daſs ihm der gröſste Theil der Einwohner in Schweden zugethan ſey. Er wollte auch den Stillſtand nicht erneuern, auſser bloſs für Livland, und proteſtirte bey dem Zar gegen die von Ruſsland an Schweden abgetretenen Provinzen. Des Herzog Wilhelms von Curland Feldherr, Farensbach, lieſs ſich mit G. A. in Unterhandlungen gegen Polen ein, und der Krieg brach wieder los; Pernau ward

Digitized by Google

ward auch erobert, allein Farensbach ging wieder zum Feinde über. Es kam zwar 1618 ein neuer Stillſtand auf zwey Jahr zu Stande; allein man konnte ſich ſo wenig auf die Polen verlaſſen, daſs Schweden ſo wie im offenbaren Kriege immer in Bereitſchaft ſeyn muſste. Da auch alle für Polen noch ſo vortheilhafte Bedingungen zum Frieden nicht angenommen wurden; und ſelbſt die engliſche und brandenburgiſche Vermittelung vergeblich war; ſo ging der Krieg 1621 wieder an, und der König eroberte Riga, und darauf Livland und Curland.

Der deutſche Krieg, und K. Jacobs von England Verſuche, Dänemark zu bewegen, ſich der Proteſtanten anzunehmen, gaben 1619 zu Unterhandlungen zwiſchen Schweden und Dänemark, und zu einer perſönlichen Zuſammenkunft der Könige beider Reiche zu Halmſtad Anlaſs. Dänemark gab auch nun Elfsborg wieder heraus, da in dem letzten Termin die volle Auslöſungsſumme von ſchwediſcher Seite bezahlt ward. Das Geld dazu zuſammen zu bringen, koſtete auſserordentliche Mühe. Schweden muſste nicht allein durch ſchwere Auflagen es zuſammenſchaffen, ſondern noch von den Ausländern dazu aufleihen, daher ſie den Dänen es lange nicht vergeſſen konnten, was ihnen Elfsborg gekoſtet hatte. Ein Glück für Schweden und K. Guſtav Adolph war es, daſs während dieſer Periode 1618, Herzog Johann, ein ſchwächlicher etwas bigotter ſonſt tapferer Prinz, in der Blüthe ſeiner Jahre mit Tode abging, und ſeine kränkliche Gemahlin, die oft ganz von Sinnen war, ihm ein halb Jahr darauf folgte, und daſs 1622 auch des Königs Bruder, Herzog Carl Philipp, in ſeinem 21ſten Jahr zu Narva ſtarb. Auch die verwittwete Königin, Catharina Stenboon, ſtarb in dieſem Jahr in einem hohen Alter. Durch dieſe Todesfälle fielen der Krone, die es bey den groſsen Schulden, worin ſie ſteckte, wohl bedurfte, nicht nur groſse Landſchaften und Güter wieder zu, ſondern der viele Streit, den die erblichen Herzogthümer ſo oft im königlichen Hauſe verurſacht hatten, hörte damit völlig auf. Zwar war ſolcher unter Guſtav Adolph noch nicht, ſo wie vorher, ausgebrochen; allein das Feuer lag doch immer unter der Aſche verborgen, da man ſich ohnehin ſchon ſtritt, ob der Adel in dieſen Herzogthümern ſeinen Kriegsdienſt unter dem Könige oder unter den Herzogen thun ſollte, und G. A. Regierung würde ſonſt ſchwerlich im Reiche ſo ruhig abgelaufen ſeyn. — Die Reichstage, welche der König innerhalb dieſer ſechs Jahre 1616, 1617, 1620 und 1621 hielt, ſind Beweiſe von ſeiner Neigung, alles mit den Ständen des Reichs gemeinſchaftlich zu überlegen, und ſolche von ſeinem Eifer für die Ehre und das Beſte ſeiner Nation, und ſeiner Begierde, allem Miſsvergnügen zuvorzukommen, zu überzeugen, wodurch er ſich dann auch immer mehr und mehr allgemeines Zutrauen erwarb, das ihm hernach nicht wenig zu ſtatten kam. Es waren ſo viele Unordnungen und Gewaltthätigkeiten eingeriſſen, daſs der König ihnen kaum mit aller Mühe, die er ſich gab, ſteuern konnte. Das Reich war in Bedrückung und in Schulden, und doch muſs man ſich wundern, mit welcher Bereitwilligkeit die Stände alles übernahmen, was der König oft mit ſchwerem Herzen von ihnen zu fodern ſich genöthiget ſah. Zu der Krönung des Königs, die 1617 zu Upſala geſchah, muſste man aus Privathäuſern Tiſchzeug und Küchengeräthe leihen, und von Finnland wurden dazu hölzerne Kannen, Schaalen und Löffel verſchrieben. Die Krönungsſteuer betrug 88000 Rthlr. Silbermünze. Der Statthalter in Åbo muſste dazu 200 Tonnen ſtark Bier von 300 Tonnen Malz brauen laſſen, und bekam dabey die Anweiſung, nicht zu viel Malz, aber deſto mehr Hopfen, dazu zu nehmen, damit es ſchwer im Magen liege und widerſtehend wäre. Auch wurden aus Lappland 240 Rennthiere zum Schlachten verſchrieben. — Uebrigens machte K. Guſt. Adolph allenthalben vortreffliche Veranſtaltungen in ſeinem Reiche. Er ſuchte den Miſsbräuchen abzuhelfen, die bisher bey der Einnahme der Königl. Gefälle eingeſchlichen waren. Er machte gute Verordnungen, um den Städten aufzuhelfen und den ſchwediſchen Handel zu erweitern und Manufacturen und Fabriken anzulegen. Es ward eine eigene Handelscompagnie errichtet, woran bloſs Schweden Theil haben ſollten. Er lieſs die Städte Söderhamn, Sundsvall, Umeå, Piteå, Luleå, Torneå, Alt- und Neu-Carleby anlegen. Da alle Verbote gegen den Landhandel nicht halfen; ſo ſuchte er ihn dadurch in Verfall zu bringen, daſs er die Grenzen zwiſchen Stadthandthierung und Nahrung des Landmanns zu beſtimmen ſuchte, und verordnete darüber gewiſſe Aufſeher, Landprofoſe genannt u. ſ. w. Mit gleichem Eifer nahm er ſich der Religion und der Studien an. Er beklagte ſich, daſs es ſo wenig geſchickte Leute im Lande gäbe. Da die Lehrer auf Akademieen lauter Prieſter wären; ſo möchte der Unterricht in der Religion zwar einigermaſsen angehen, da ſie aber ſelbſt nicht verſtänden, was zur Regierung und bürgerlichem Leben gehörte; ſo könnten ſie das auch andern nicht lehren. Von Johann Meſſenius, Prof. zu Upſala und hernach Mitglied des Hofgerichts, einem eiteln und heftigen Mann, der eines heimlichen Briefwechſels mit den Katholiken und Jeſuiten in Polen beſchuldiget ward, und daher ins Gefängniſs kam, worin er auch ſtarb, findet man S. 534. ſo wie von Laurentius Nicolai, auch Kloſter Laſſe genannt, der die evangeliſche Lehre verlaſſen hatte, und unter K. Johann an Wiedereinführung der katholiſchen Religion in Schweden arbeitete, S. 977. Nachricht. An des erſten Unglück ſoll Axel Oxenſtjerna viel Schuld geweſen ſeyn, dem als er einmal zu Meſſenius ſagte: ich glaube, Meſſenius, ihr wollt zu zeitig Reichskanzler in Schweden werden, Meſſenius antwortete: und ich glaube, der Reichskanzler will zu frühzeitig König in Schweden werden. Unter den 4 Beylagen iſt die Nachricht von Pleskows Belagerung mit den dazu gehörigen Kupfern die wichtigſte.

Züllichau u. Freystadt, in der Frommanniſchen Buchh.: *Geſchichte der Mark Brandenburg* für Freunde hiſtoriſcher Kunde, von *Gottfried Traugott Gallus*, Conrector an der Stadtſchule zu Kroſſen.

Digitized by Google

Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Erſter Band. *Aelteſte Geſchichte bis zu Ende der Luxemburgiſchen Herrſchaft.* 1792. 1 Alph. 2 Bog. (20 gr.)

Die A. L. Z. kann ſich mit gutem Grunde das Verdienſt zuſchreiben, den Vf. dieſes Werks, das in der erſten Auflage *Handbuch der Brandenburgiſchen Geſchichte* betitelt war, zuerſt dem Publicum als einen guten hiſtoriſchen Kopf bekannt gemacht, den Vertrieb ſeiner Arbeit befördert und ſo dieſe zweyte Auflage veranlaſst zu haben (vergl. A. L. Z. 1788. B. 2. S. 412 u. ff.). Es kam hernach die von dem nun verſtorbenen Juſtizrath *Gercken* herrührende Recenſion in der allgem. deutſch. Bibl. (B. 82. S. 221 u. ff.) dazu, die zugleich verſchiedene kritiſche Bemerkungen enthält. Dieſe hauptſächlich hat Hr. *G.* bey der zweyten Ausgabe ſeines Buches benutzt; wie wir aus einer genauen Vergleichung der beiden Ausgaben und dieſer Gerckenſchen Recenſion erkannt haben. S. 5. fangen die Veränderungen der neuen Ausgabe an; wo nemlich der Vf. das verbeſſert, was er in der 1ſten Ausgabe S. 5. von den Sennonen und Longobarden nicht richtig genug geſagt hatte. S. 19. finden wir die zweyte Verbeſſerung, wo von der Eintheilung der alten Deutſchen in Freye und Knechte die Rede iſt. S. 39. iſt eine Abänderung in Anſehung der Longobarden getroffen, auf Gerckens Fingerzeig. Auch nach deſſen Erinnern iſt S. 55 — 65. eine wichtige Abänderung und ſtarker Zuſatz bey der Materie von der Religion der Wenden, aus des Hn. Oberhofpredigers *Maſch* Buch über die gottesdienſtlichen Alterthümer der Obotriten, angebracht. Daſs Albrecht der Bär dem ganzen Wilziſchen Wenden-Staat ein Ende gemacht habe, iſt S. 69. aus der erſten Ausgabe S. 70. Gerckens Erinnerung dagegen ungeachtet, beybehalten worden. Hingegen finden wir S. 72. deſſelben Bemerkung wegen *Hochbuchi* benutzt, daſs es nemlich nicht, wie man ehehin glaubte, *Hamburg* bedeutet, ſondern ein altes Schloſs an der Elbe im Lauenburgiſchen. So finden wir auch Gerckens Winke in Anſehung des erſten ſichern Markgrafen, oder vielmehr Legaten, der Nordmark, Bernhard, und der beiden unhiſtoriſchen Grafen der Nordmark, Siegfried und Thankmar, benutzt. Ueberhaupt alles, was in jener für den Vf. und ſein Buch ſo lehrreichen Kritik bemerkt worden iſt. Auſserdem finden wir wenig verändert; ausgenommen S. 153 u. f. wo ein Zuſatz von der Gründung verſchiedener Oerter in der Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären vorkommt, den Hr. *G.* aus Hn. *Nicolai's* Beſchreibung von Berlin entlehnt hat. Alsdann (S. 178 u. ff.) einen Zuſatz von den beiden Brüdern, den Markgrafen Johann und Otto. Auf Gerckens Erinnern iſt Hr. G. S. 221 u. ff. bey der Geſchichte des Markgrafen Waldemar von *Pauli*, dem er überhaupt, und beſonders hierin, zu ungeprüft folgte, abgewichen. Auch S. 226. findet ſich ein der 1ſten Ausgabe fehlender Zuſatz. So iſt auch S. 227 u. ff. manches glücklich abgeändert; auch auf Gerckens Ermahnung. Ihr vermuthlich haben wir auch den Anhang von der innern Verfaſſung und Regierung der Mark, während der askaniſchen Herrſchaft, zu danken. — S. 261. beginnt der 2te Abſchnitt von 1324 — 1373, den wir aber nicht mit der erſten Ausgabe vergleichen können, weil wir den zweyten Band derſelben, worin jener Abſchnitt anfängt, nicht bey der Hand haben. — Die lange Anmerkung S. 288 u. f. von dem Königſtuhl bey Renſe gehört in keine Geſchichte der Mark Brandenburg. — Die von uns gerühmte Schreibart der erſten Ausgabe iſt faſt ganz unverändert beybehalten worden; nur hätte S. 69. folgende Nachläſsigkeit nicht in die zweyte herüberwandern ſollen: „Karl richtete ſein „Augenmerk auf die Sachſen, *einem Volke*" ſtatt *ein Volk.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Berlin.* b. Mylius: *Oratio funebris de Buſchingio recitata in auditorio majori Gymnaſii Berolino-Colonienſis à Georgio Ludovico Spalding*, Gymnaſii Profeſſore. 1794. 24 S. 8. — Der Vf. dieſer Trauerrede, einer von Büſchings würdigſten Schülern, entwirft hier in einem flüchtigen Gemälde den Charakter ſeines Lehrers, und ſtellt ihn ſeinen Zeitgenoſſen und Schülern als ein Muſter der Nachahmung auf. Von ihm galt, was ein alter Tragiker von dem Amphiaraus ſagte und das Parterr von Athen auf den Ariſtides anwendete, daſs er lieber rechtſchaffen ſeyn als ſcheinen wollte. Aufrichtigkeit, Unbefangenheit und eine erhabne Einfalt waren die Grundzüge ſeines Charakters. Sich ſelbſt und andere ſtellte er aufrichtig und ohne Vorurtheil dar. Unabläſsig ſtrebte er nach der Wahrheit, die er für das höchſte Gute erkannte; und nie waren ihm ſeine eignen Meynungen zu theuer, um ſie nicht immer von neuem zu prüfen und der beſſern Einſicht aufzuopfern. Von dieſem Geiſte beſeelt, reformirte er das Studium der Geographie, und trug nicht wenig zur Reinigung der proteſtantiſchen Dogmatik bey. Dabey verfuhr er eben ſo ſehr ohne Furcht, als ohne Anmaſsung. Denn er war von Herzen fromm: aber den Vorurtheilen in der Religion nicht minder gram, als in jeder andern Wiſſenſchaft. Dieſes ſind die vornehmſten Punkte, welche der Redner, vielleicht etwas zu kurz und trocken, aber in einer ächt lateiniſchen Sprache, durchgeht. Der Rede iſt eine Elegie angehängt, welche in der ſchon hinlänglich bekannten Manier des Vf. geſchrieben iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 21. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Salzburg, in d. Mayrſchen Buchh.: *Nachrichten über Polen.* Erſter Theil. XXIV u. 303 S. Zweyter Theil. 188 S. nebſt einem Bogen unpaginirter Tabellen. 1793. 8.

Es iſt intereſſant, die vornehmſten Züge zu dem Gemälde eines groſsen Volkes und ſeiner Staatsverfaſſung faſt in dem Moment noch aufgeſammelt zu ſehen, wo die gänzliche Auflöſung von beiden in voller Ankunft war; um ſo intereſſanter, wenn der Mann, der eine ſolche Schilderung aufſtellt, mit hellem Blick und richtigem Gefühl beobachtet hat. — Dem ungenannten Vf. dieſer ſchätzbaren Nachrichten fehlt es nicht an den zu einem ſolchen Unternehmen erfoderlichen Eigenſchaften. Er hat vieles ſelbſt geſehen, einzelne Gegenden mehreremale und zu verſchiedenen Zeiten, und noch 1791, *zum Behuf ſeines Werks*, wie er ſagt, aufs neue bereiſt. Wo ihm Autopſie ganz oder zum Theil abging, folgt er immer authentiſchen Gewährsmännern. Rec., der einen groſsen Theil des beſchriebenen Landes durch eigne Anſicht, durch Bekanntſchaft mit Originalſchriften und ungedruckten Urkunden, und durch Umgang mit ſachkundigen Inländern ziemlich genau kennt, trägt kein Bedenken, die Zuverläſsigkeit des Ganzen, wenige Ausnahmen abgerechnet, zu verbürgen. Nichts deſto weniger unterſchreiben wir doch das beſcheidene Geſtändniſs, welches der Vf. am Schluſſe der Vorrede ablegt, daſs dieſe Nachrichten, ſo umſtändlich ſie ſind, die Leſer nicht ganz in Stand ſetzen dürften, ſich alle diejenigen Fragen über dieſe merkwürdige Republik zu beantworten, die ſie vielleicht dem Urheber einer ſolchen Schrift zugedacht haben möchten. Nun zu dem Inhalte des Werks ſelbſt!

Der vorberichtende Aufſatz *„eine Ueberſicht der politiſchen Schickſale Polens,“* der bloſs für den weniger bewanderten Leſer beſtimmt iſt, und deshalb nur auf einigen Bogen die allgemeinſten Angaben aus der polniſchen Geſchichte berührt, erläutert die gegenwärtige Verfaſſung und Lage der Republik aus den altern Schickſalen des Staats, im Ganzen einleuchtend und kurz, obgleich hie und da noch manches minder erhebliche Detail, manche pathetiſche Auswüchſe füglich hätten entbehrt werden können. Am ausführlichſten breitet ſich der Vf. von S. 21—56. über die durch die Revolution vom 3ten May 1791 veranlaſsten Veränderungen aus. Neues, oder dem Vf. Eigenes, haben wir indeſs in dieſer Auseinanderſetzung nicht wahrgenommen; man müſste denn die S. 34 ff. über die Vergleichung der polniſchen und franzöſiſchen Statsrevolution angeſtellten Betrachtungen, oder die S. 38 ff. geäuſserten Bedenklichkeiten über die bekannte Erklärung der ſächſiſchen Kurprinzeſſin zur Infantin und Kronerbin Polens dahin rechnen. Was übrigens über die Organiſation und Annahme der Conſtitution ſelbſt beygebracht worden, das iſt aus des Hn. *v. Glave* nun genugſam bekannter Broſchüre gezogen, dem S. 41. noch ein Auszug der neuen Städteverfaſſung, gleichfalls aus bekannten Quellen, beygegeben iſt. (Die Urkunde der neuen Städteverfaſſung, auf die doch genauer hätte verwieſen ſeyn ſollen, iſt im Original unter dem Titel: *Prawo pod tytułem: Miaſta naſze królewskie wolne w Państwach Rzeczypospolitey uchwalone* etc. bekannt, 1791 d. 18 April. Warſchau, b. Gröll. 23 S. 8. gedruckt, und eben daſelbſt unter der Aufſchrift: *Geſetz unter dem Titel: Unſre königliche Städte für frey in den Staaten der Republik erklärt* etc. ins Deutſche überſetzt erſchienen.) Die ſtaatswirthſchaftlichen Angaben über Einnahme und Ausgabe ſind nach dem durch den Landboten Moſzyński detaillirten Etat, doch gleichfalls zunächſt aus dem politiſchen Journal, angegeben, ſo daſs auch dieſer Theil der Ueberſicht hier keines umſtändlichern Auszugs bedarf. Befremdet hat es uns dennoch einigermaſsen, daſs der Vf. für dieſen Abſchnitt nirgends, wie es ſcheint, Gebrauch von der Schrift des Kaſtellans von Słonsk, Kajetan Sierakowski, gemacht, der ungefähr in gleicher Abſicht den ganzen Zeitraum der polniſchen Geſchichte durchlaufen iſt, und dieſe Selectcapitel in Beziehung auf die Conſtitution vom 3. May und die veränderte Staatsverfaſſung mit hiſtoriſch-publiciſtiſchen Anmerkungen begleitet hat, die bey dem Entwurf der hier mitgetheilten Ueberſicht auf einige belehrende Ideen würden geführt haben. Der Vf. urtheilt S. 45.: „daſs ſeit der neuen Conſtitution binnen ein paar Mo-„naten zum Beſten,“ (wenigſtens zu dem intendirten Beſten,) „des Landes mehr geſchehen ſey, als vorher oft in einem halben oder ganzen Jahrhundert.“ Man kann ihm dieſes zugeben, und immer dabey der Meynung bleiben, daſs einige Schritte zu geſchwinde, andere zu langſam oder zur unrechten Zeit geſchahen; einige der Heiligkeit der Revolution gewidmete Opfer wenigſtens hätten, *ſelbſt dem Nationalkatechismus zufolge*, entweder *früher*, oder *nie* gebracht werden ſollen; in Anſehung anderer Vorfälle dachte gewiſs ſelbſt der Biedermann, der einen geſunkenen Staat lieber emporgehoben und blühender gemacht, als vernichtet ſieht, an das: *Quod cito fit, cito perit.*

Mehr in ſeinem Fache ſcheint der Vf. zu ſeyn, wenn er als Sittenmahler und Schilderer Polens auftritt. Er hat

Digitized by Google

hat es hier hauptſächlich mit der Lebensart und den Sitten des Adels, des Klerus und des Bauernſtandes zu thun, da der polniſche Bürger, namentlich der in kleinern Städten, ſich zu einer von beiden gedachten weltlichen Hauptgruppen hinneigt; der groſsſtadtiſche Bürger hingegen faſt bis zur Unkenntlichkeit germaniſirt, oder ſonſt dem Ausländer ähnlich gemacht iſt.

S. 60. *Der mittlere Adel*, der von Güterpachtungen und kleinen Beſitzungen lebt, und gerade noch ſo viel erwirbt, um ſeinen Stand zu behaupten, iſt eigentlich der, bey dem man lernen kann, was *polniſche Sitten* ſind. Da auch dieſer *auf Reiſen* und auſserhalb ſeines Hauſes, oder wenn man ihn *in ſeiner Heimath* antrifft, in ganz verſchiedener Geſtalt erſcheint: ſo benutzt der Vf. die Verſchiedenheit dieſer Auftritte recht artig, um dadurch das Frappante und die Sonderbarkeit jener Erſcheinungen zu verſtärken. Er führt demnach ſeinen Leſer gleichſam in den Zirkel dieſer häuslichen Auftritte, Familienſcenen, Luſt- und Geſchäftsreiſen mit ſich herum; macht ihn auf alle Eigenheiten von jeder erneuerten Situation, auf den höchſt auffallenden Contraſt von Pracht, Frugalität und Armuth, auf jedes nationelle Gepräge in Decorationen und Geräthe, auf jede Abweichung nach Alter, Stand und Jahreszeit aufmerkſam. Die „*ſächſiſch kleinen Schüſſeln*" S. 65., bey denen mancher Mitſpeiſende zu kurz zu kommen fürchten möchte, dürfte man indeſſen doch gewiſs mehr in halbgermaniſirten Häuſern in Groſspolen angetroffen haben, wie Rec. bekräftigen kann, und nöthigen Falls, wenn es hierüber ernſthafter Beweiſe bedürfte, ſich auf den Artikel „*Częstować*" in dem politiſchen Wörterbuche des *Jezierski* berufen würde; aber mit dem *deutſchen Kaffe*" S. 68. geben wir dem Vf. vollkommen Recht. Das ſchwelgende Zutrinken iſt, im Ganzen genommen, noch immer Nationalleidenſchaft; zehen, zwölf und mehr Quart Wein nehmen viele in einem Nachmittage auf ſich. Beſonders tyranniſirt Lyäus die Prieſter der Themis, alle Proceſſe werden mit Bouteillen angefangen, und mit Bouteillen geendet. Wer ſich einen Patron (Advocaten) ſucht, wer bey der Palaſtra (Kanzley) etwas zu verrichten hat, fängt das Geſchäft mit Ungarwein an; (der beſte und theureſte Ungarwein trägt um deswillen den Namen *Patronenwein*). In die Gerichte werden dadurch die wildeſten Unordnungen gebracht, und die Nachſicht gegen dieſes Laſter hat es unter allen Ständen verbreitet. So viel iſt gewiſs — und Rec. wüſste unzählige Belege dazu — daſs der gröſste Theil der Geſchäfte in Polen, *noch in unſern Tagen*, in einem taumelnden Rauſche abgethan wird. Die, der polniſchen Nation eigene, bis ins Alter bleibende, Gewandtheit, und feine Gelenkſamkeit, und die ganz unnachahmliche Grazie und mit Würde bekleidete Eleganz, die S. 80. ſelbſt an bejahrten Greiſen gerühmt wird, iſt, wenigſtens nach Rec. Erfahrung, nicht ſelten: ſo wie ihm ebenfalls die entſprechendſten Originale zu dem S. 81 u. 82. aufgeſtellten Portrait vorgekommen ſind: „Die Frömmigkeit unſers Alten," ſo lautet die contraſtirende Schilderung, „iſt ſo groſs, daſs er es ſich nicht vergeben würde, irgend eine Meſſe zu verabſäumen; er ſoll einer der erſten Wohlthäter bey mehrern Kirchbauen geweſen ſeyn; ſtundenlang ſehr oft im Gebet auf ſeinem Angeſichte liegen; täglich mehr denn einen Roſenkranz herſagen; noch nie an einem Falttage ſein Mahl anders, als mit Oel bereitet, verzehrt haben: demungeachtet hat ihm ſeine Grauſamkeit gegen die Unterthanen, ſeine Härte gegen ſeine Bediente, ſeine Eigennützigkeit als Gradrichter, bereits den Unwillen aller ſeiner Bekannten zugezogen, die ſich doch eben nicht durch die entgegengeſetzten Tugenden empfehlen," ſo tief und ſo ſtark iſt das *opus operatum* der, die Welt beherrſchenden Möncherey in aller Geſtalt, in den Nationalcharakter des zahlreichſten Standes eines ganzen Volkes eingedrungen. Ob wir nun gleich nicht läugnen können, daſs in der S. 83 ff. angeſtellten Schilderung der nachtheiligen Seiten der polniſchen Andacht oder Andächteley im Ganzen vielleicht nur wenig übertrieben ſey, ja ſelbſt noch andere Beyſpiele anzuführen im Stande wären, wie ſehr ſich dort *Unſittlichkeit* mit *marianiſcher Andacht* verträgt: ſo verdenken wir es doch dem Vf., das *Gute* vergeſſen zu haben, was jeder wahrhaft religiöſe Tugendfreund bey den öffentlichen Uebungen des polniſchen Cultus nicht unbeachtet laſſen kann. Wenn nemlich der deutſche Aſſembleenſtolz unſre Kirchen, Kapellen, Emporkirchen und Altäre beynahe zu ſo vielen Logen, Parterren und Gallerien gemacht, wo, mitten unter den Regungen der gefühlvolleſten Andacht, den ſtillen beſcheidenen Beter die wankenden Strauſsfedern und tauſend andre *ungottesdienſtliche* männliche und weibliche Schnörkelwerke, bey jedem Aufſtehen und Niederſetzen, in ſeinen Empfindungen zu ſtören drohen: ſo fand dagegen Rec. in den katholiſchen Tempeln der Polen, auch in den befürchteten Regionen des Luxus die liebenswürdigſte Einfalt, den beſcheidenſten Anſtand, den einfachſten, demüthigſten Anzug, ſelbſt die jugendlichen Beter und Beterinnen in ſimpeln Gewanden und Trachten von den anſpruchloſeſten Farben, (wo bey unſern ſtrotzenden Verſammlungen alle erſinnliche Fabrik- und Geſchmacksproducte, wie in einem *Cahier de luxe*, zu ſtudieren ſind,) ja wohl auch ganze Reihen weiblicher Beter noch in Flor verhüllt, und Stellung, Attitüde und Kniebeugung gewiſs mehr zur innern Geiſtes und Herzensandacht ermunternd und anfeuernd, als unſere rauſchenden Kleiderſtoffe. Beynahe fürchten wir alſo, der Vf. habe *dieſsmal* ſeine Originale mehr beym Pharaotiſche (S. 84.), als *da* ſtudirt und aufgeſucht, *wo* Rec. die Seinigen. Wahr und leſenswerth ſcheint uns dagegen, was S. 91. über den Mangel an Gerechtigkeitsliebe und öffentlicher Treue, S. 92. über die verminderte jungfräuliche Sittſamkeit und eheliche Tugend, S. 95 ff. über das Sittenverderbniſs und die öffentlichen Ausſchweifungen in der Hauptſtadt, nach Lafontaine, S. 100 ff. über die Menge und Leichtigkeit der Eheſcheidungen, über die zahlreichen ungleichen Heirathen, und über den zu freyen Ton verheiratheter Frauen beygebracht iſt. Wie fein übrigens dieſer Schriftſteller die conventionelleſten und alltäglichſten Dinge, die hunderte überſehen, oder höchſtens nur angaffen.

Digitized by Google

gaſſen, aufzufaſſen, und die Züge ſeiner Charakterſchilderung daraus herzuleiten, oder damit zuſammenzuſchmelzen weiſs, davon iſt uns dasjenige ein Beleg, was er S. 103 ff. über die den Polen gewöhnliche Art der Verbeugungen ſagt. Auch über die, in Anſehung dieſer Ceremonie bey den Polen im Auslande bemerkte Modification, müſſen wir dem Vf. Recht geben. Was er S. 105. hierüber bey den Damen erinnert, ſcheint uns mehr auf individuellem Gefühl, oder wenigſtens einzelnen Beyſpielen zu beruhen. Zu den Fehlern der Polen rechnet der Vf. auch die ausſchweifende Titelſucht. Die *Excellenz* darf aber bey den *ſoi diſant* polniſchen Grafen um ſo weniger auffallen, da dort ſelbſt Canonicis und andern Perſonen, die unter den Deutſchen *Graduirt* heiſsen wollen, der Titel Excellenz von ihren Untergebenen ertheilt wird. Die Urſachen, warum der Pole in Ganzem auf ſeinen Landgütern ſo ſchlecht wohnt, greifen in das Innerſte der Verfaſſung des polniſchen Adels, dieſs iſt S. 111. ff. gut erörtert: nur in Anſehung der Güterverwaltung hätte deutlicher beſtimmt werden ſollen, wie *Arenda*, *Zaſtawa* und *Dzierżawa* verſchieden ſey. Was der Vf. S. 113. tadelt, iſt wohl mehr *Zaſtawa*, als *Arenda*, welche letztere ſich mehr dem Deutſchen *in Pacht austhun, gegen einen Pachtzins auf Contract* austhun nähert; dahingegen die *Zaſtawa* mehr eine Art von Sequeſternutzung iſt. Auch in landwirthſchaftlicher Rückſicht iſt dieſer *Modus poſſidendi* mit den nachtheiligſten Folgen verbunden. Alte Stammhäuſer guter Familien ſind dagegen zum Theil mit ſchönen maſſiven Gebäuden verſehen. Die Reſidenzen der groſsen Polen gehören daher zu den ſchönſten Landſitzen in der Welt. Das merkwürdigſte in dieſer Hinſicht iſt das, der Sulkowskiſchen Familie gehörige *Reiſen*, welchem prachtvollen Landſitze, zu deſſen Ausführung kaum der Reichthum manches regierenden deutſchen Fürſten hingereicht hätte, S. 116. und ff. eine ausführlichere Beſchreibung gewidmet iſt. Eines Urtheils über die mehr befürchtete, als erlittene Etiquette dieſes Hofes, ſcheint unſer Vf. ſich itzt faſt zu ſchämen: „So urtheilte ich," heiſst es, „zu „einer Zeit, wo die vollendete, aufgeklärte Ausbil„dung der polniſchen Groſsen, die *ſo allgemein die „deutſchen Anhänger alter Etiquetten* be„ſchämen, ſich mir noch nicht von ihrer trefflichſten „Seite gezeigt hatte!" Rec. unterſchreibt dieſen Widerruf um ſo lieber, jemehr Beyſpiele dieſes zuvorkommenden, einnehmenden und zwangloſen Umgangs mit aufgeklärten Polen von Stande ihm ſelbſt bekannt ſind. Das Unvollendete, das ſich in Polen, bey den glänzendſten Denkmälern erweiſt, führt den Vf. S. 122. auf die erneuerte Behauptung, daſs der Contraſt das unterſcheidende Zeichen der polniſchen Nation ſey. Gegen die Bemerkung, daſs der Contraſt ſich nicht zu einem nationalen Charakterzuge eigne, erinnert er, daſs hierunter nicht eben ein ſpecifiſcher Charakterzug, ſondern nur ein Merkmal, wodurch ſich dieſe Nation vor jeden andern auszeichnet, zu verſtehen ſey. (Um zu verſtehen, wie ſehr ſich wenigſtens in Polen der Contraſt zu einem ſolchen Merkmal eigne, muſs man *geſehen*, und zwar *viel* und an *vielerley Orten geſehen* haben.)

Zu den beſſern Eigenſchaften, die den Polniſchen Adel von der guten Seite kenntlich machen, rechnet der Vf. *Gaſtfreundſchaft*, *perſönliche Bravour*, *Vaterlandsliebe*, *liebreiches Betragen der Männer gegen ihre Frauen*. Wir können ihm hier nicht ins Einzelne folgen. Eine richtig gedachte und ſchön geſchriebene Stelle iſt gewiſs die S. 126. ff. die Klagen über verminderte Vaterlandsliebe betreffend. „Alle jene Auf„opferungen," heiſst es unter andern S. 128., „die der „letzte Reichstag zu Stande gebracht, ſind mir eben ſo „wohl ein Beweiſs des Scharfblicks des gröſsern Theils „des Polniſchen Adels, als eine Beurkundung von dem „Patriotismus deſſelben. Es fand hier eine Alternative „Statt, entweder muſs die Republik ihre Subſtantia„lität aufs Spiel ſetzen, oder ſie muſs ſich zu ſolchen „Aufopferungen verſtehen etc. Beides wurde als ein „Uebel angeſehen; die Klugheit rieth, das kleinere zu „wählen. So entſtand die neue Conſtitution, und ſie „eben beweiſst es auf das Einleuchtendſte, daſs man „an der alten Verfaſſung mit dem entſchiedenſten Pa„triotismus feſthieng." u. ſ. w. Die letzten und verzweifeltſten Verſuche dieſes Adels machen es wohl zweifelsfrey, daſs es mit dieſem Patriotismus keine andre Bewandniſs gehabt, und weiſen dieſen Patrioten, alles Mislingens ungeachtet, eben die Stelle in der Geſchichte, wie vormals das gewagte Unternehmen dem Hauſe Braganza an. Die Zärtlichkeit des polniſchen Edelmannes, vor dem in ſeinem Dorfe alles zittert, gegen ſeine ſchwächere Gattin S. 129. will Rec. zwar weiter nicht verdächtig machen, aber nur zu oft ſchien ihm dieſer Gatte nicht der gefällige, liebevolle Gemahl, ſondern der eigennützige, ſelbſtſüchtige, ſchwache und weibiſche Weichling, den man, in Ermangelung wirklicher Originale, zur Noth aus dem Charakter des Gaduluski im Landboten ſtudiren kann. In Hinſicht auf natürliche Gaben kann man den Polen auf keine Art dem Deutſchen nachſetzen; man findet auſserordentliche Genies. Ihr Scharfblick iſt, ſo wie alle ihre Handlungen, ſchnell, und wenn ſie das nicht leiſten, was andere Nationen bereits geleiſtet haben, ſo dürfen ſie ſich gewiſs nicht mit der ſtiefmütterlichen Hand der Natur entſchuldigen. Die Vorliebe für das Studium der guten Muſter der Beredſamkeit nährte ſchon die zeitherige Verfaſſung. Selbſt der König gehört zu den erſten Rednern Europens; die Fürſten Czartoryiski und Sapieha ſtehen ihm, als ſolche, zur Seite; (den letzten Reichstag haben noch mehrere vortreſliche Genies, auch in dieſer Betrachtung, merkwürdig gemacht, obgleich die wenigſten zu allgemeiner Kenntniſs gelangt ſind). Das allgemeine Intereſſe, das man in Polen an politiſchen und ſtatiſtiſchen Grundſätzen in den neueſten Zeiten genommen, iſt S. 132. ff. mit Wahrheit geſchildert, und ſelbſt der Ertrag der neueſten polniſchen Literatur ſpricht für die allgemeine Verbreitung dieſes Intereſſe unwiderleglich. „Wer an den Landesgeſetzen ſelbſt Theil nehmen darf," ſagt der Vf., „dem liegt Politik und Kenntniſs ächter „Grundſätze freylich näher am Herzen, als dem monar-

chiſchen

„chiſchen Unterthan Galliens, der, *vorher*, in der Hand „des Miniſters, ſo wohl *in corpore* als *in individuo* ei„nem lebloſen Pilaſter am *Palais royal* glich.“ — Nun folgt S. 141. ff. noch eine Skizze von den Vergnügungen des polniſchen Adels, worauf S. 145. der Uebergang zu der Schilderung des Klerus und des Schulweſens in Polen geſchieht. Mehreres, was der Vf. hier anführt, iſt aus den: „*Freymüthigen Unterhaltungen* bekannt. S. 163. hebt die Beſchreibung des Bauerſtandes an. Unbedingten Gehorſam, Geſchlechtsenthaltſamkeit, Seltenheit der Diebſtähle, fleiſsige Beſuchung des Gottesdienſtes rechnet der Vf. zu den guten Eigenſchaften des polniſchen Landmannes; die entgegengeſetzten ſind, Faulheit, Trunk, Härte gegen die Seinigen, und unbändiger Zorn gegen einen Beleidiger ſeines Standes. Noch mehr auſserhalb unſerm Geſichtskreis liegen die Betrachtungen, wozu den Vf. der Gedanke von Befreyung und Excolirung des polniſchen Bauers in religiöſer und politiſcher Hinſicht veranlaſst, S. 169—177. Die Schilderung des polniſchen Bürgers beſchlieſst S. 181. u. ff. das Sittengemählde Polens. Die traurige Lage der erbſtädtiſchen Bürger, die zahlreicher als die königlichen ſind, iſt ebenfalls nach den *freymüthigen Unterhaltungen* beſchrieben, doch auch manches eigene hinzugefügt. Die Polizeyanſtalten ſind die elendeſten von der Welt. Die wohlthätigen Privilegien, welche die ältern Beſitzer den Städten ertheilt und die Könige beſtätigt haben, werden nicht reſpectirt, und die jedesmalige Beſtätigung derſelben bey veränderter Herrſchaft wird eine Quelle willkührlicher Erpreſſungen für den neuen Erbherrn. Alles, was der Vf. S. 188. u. ff. von der Nothwendigkeit dem Bürgerſtande in Polen aufzuhelfen ſo wahr und theilnehmend erinnert, hat auch jetzt ſeine Beziehung noch nicht verloren, ſo ſehr die neueſte gewaltſame Kataſtrophe den ganzen Auftritt verändert hat. Zum Beſchluſſe ſagt der Vf. noch etwas über den Zuſtand der polniſchen Juden, deren Anzahl er nahe an eine Million berechnet und mit deren Umſchaffung ſich nun die neuen Geſetzgeber zu beſchäftigen vollen Spielraum haben.

(Der Beſchluſs folgt.)

Altenburg, b. Richter: *Sammlung kleiner akademiſcher Schriften über Gegenſtände der gerichtlichen Arzneygelahrheit und mediciniſchen Rechtsgelehrſamkeit.* Aus verſchiedenen Sprachen überſetzt und herausgegeben von D. *Friedrich Auguſt Waitz*, des Churfürſtl. Sächſ. Amtes Eckartsberg und der Stadt Freyburg an der Unſtrut Phyſikus. *Erſter Band. Drittes Stück.* 1794. 157 S. 8.

Es ſind juriſtiſche und mediciniſche Disputationen aus den auf dem Titel angezeigten Fächern, die Hr. W. hier in extenſo überſetzt liefert. Wenn ja eine ſolche Sammlung nothwendig und räthlich geweſen wäre, woran doch bey der ſchon angelegten Sammlung des Hn. D. Schlegel zu zweifeln ſeyn möchte; ſo hätten die Disputationen im Auszug, und lateiniſch geliefert werden ſollen. Erſteres würde Raum für mehrere Schriften gewährt haben, woran dem Käufer bey der Menge von Büchern, die man jede Meſſe zu kaufen hat, viel liegen muſs; und letzteres würde den Fall wenigſtens ſeltener möglich gemacht haben, das leſen zu müſſen, was die Vf. nicht ſagen wollten. Dieſes Stück enthält folgende Schriften: I. *G. G. W. Pez* von *Lichtenhof* Abhandlung von dem indirecte erwieſenen vorſätzlichen Kindermord, eine Altdorfiſche Probeſchrift, die nicht 1792., wie Hr. W. ſagt, ſonder 1782. herauskam. II. *J. E. Gagel* Abh. daſs der Selbſtmord nicht allemal vor dem mediciniſchen Richterſtuhl verſchuldet ſey. Jena, 1792. III. *F. A. Streibhardt* von den vor Gericht faſt zweifelhaften Merkmalen des Selbſtmords. Jena, 1793. IV. *J. L. F. Püttmann* Abh. daſs der Unterſchied zwiſchen dem directen und indirecten Vorſatz zu tödten aus der peinlichen Rechtsgelehrſamkeit weg zu laſſen ſey. Leipz. 1789.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, in der Gebhard- u. Körberiſchen Buchhandl.: *Practiſche Anweiſung für den Landwirth* vornehmlich in der Wetterau, wie derſelbe ſein Land nach der gemeinen Bauart zweckmäſsig bearbeiten, düngen und beſtellen ſoll. Herausgegeben *von K. Geyer.* mit 1 Kupfer. 1794. 98 S. X S. Vorr. 8. Eine klaſſiſche Schrift, alles umfaſſend, was jedem Landwirth zu zweckmäſsiger Behandlung der Getreidefelder zu rathen iſt. Die Einſchränkung auf dem Titel, *vornemlich in der Wetterau* darf keinen Ausländer abhalten, ſie zu brauchen, da die daſige Ackerbehandlung wenig eignes hat, ſonſt aber hier auch die faſt für alle Gegenden die zur Kornbereitung anwendbare Belehrungen hier zuſammengedrängt ſind.

Bloſs in dem Puncte S. 48. was Hr. G. mit einigen Theoretikern behauptet, daſs *Fruchtbare Aecker dicker als magere beſtellt werden* können, und daſs er nach S. 55 und 56. pyramidenförmige Haufen eingekalkten Saamenweizens nie zehn Tage lang liegen läſst, können wir dem Vf. nicht beyſtimmen. In dem Kupfer hätte zu mehrerer Deutlichkeit die Schaar, ohne Verbindung mit dem Pfluge vorgeſtellt werden ſollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. May 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Salzburg, in d. Mayrſchen Buchh.: *Nachrichten über Polen* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.*)

Eine *Ueberſicht der polniſchen Literatur alter und neuer Zeiten* (S. 192–296.) rührt nicht von dem Vf., ſondern von einem proteſtantiſchen Polen her, der überall den glaubwürdigſten Schriftſtellern gefolgt zu ſeyn, doch aber das meiſte faſt *ohne Bücher* niedergeſchrieben zu haben verſichert. Es ſind drey Briefe. Der erſte hebt mit Vincenz Kadluben, dem älteſten polniſchen Geſchichtſchreiber ums J. 1223 an, und endigt mit der Regierung des milden und ſtaatsklugen Stephan Batori; der andere beſchreibt die Periode von der unglücklichen Regierung des ſchwediſchen Sigismunds bis auf Auguſt III; der dritte befaſst die Zeiten unter Stanislaus Auguſt, von J. 1763. an. Das Ganze iſt für den, der nicht ſelbſt die polniſche Literatur zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen gemacht, unterrichtend, vieles für einen ſolchen wohl gar neu; nur müſſen es gründliche und unpartheyiſche deutſche Gelehrte nach gerade verbitten, die eben ſo unwiſſenden als impertinenten Urtheile eines Bielefeld und derer, denen er vermuthlich nachaffte, *ſich* aufgebürdet zu ſehen, wie hier S. 193 und 94. noch dieſer Vf., vielleicht mit unzeitigem Unmuthe, ſich erlaubt. Rec. wenigſtens, ein dieſer Nation von Herzen ergebener Deutſcher, verſetzt ſich gern in jene Zeiten, wo Cultur und Liebe zu den Wiſſenſchaften in Polen ihren Anfang nahmen, und kennt, ſchätzt und lieſt, die Producte der damals lebenden erſten Männer; um ſo bekannter und geläufiger waren ihm daher die hier geſammelten Nachrichten. Der Mangel an neuen, beſondern Datis, und das wenige Eigene der Darſtellung, das Rec. in mehrern Stellen auffallend war, ſcheinen doch nicht überall eine vorzügliche und innige Bekantſchaft mit den Quellen zu verrathen. Man muſs wenigſtens in der Literatur der polniſchen Geſchichte nur beym Allgemeinen ſtehen geblieben ſeyn, wenn man von dem verdienten, aber eine Zeitlang verkannten, *Wapowski* (Vapovius) nichts mehr zu ſagen weiſs, als (S. 202.): „*er ſchrieb auch etwas in dieſem Fache.*“ Denn es iſt doch wohl ziemlich ausgemacht, daſs *er* die Geſchichte ausgearbeitet, die Cromern ſo viel Ehre gebracht. Die Unrichtigkeiten in eigenen Namen und Zahlen legen wir dem Vf. aber keinesweges zur Laſt, ſo z. B. S. 195. den „*Marten Strzengski*“ ſtatt Strzempski; ebendaſelbſt die „*Latuskier*,“ die die öffentliche Bibliothek in Warſchau geſtiftet, ſtatt Załusker; die „800 (ſtatt 200) Jahre, vor deren Verlauf Jan Zamoyski im Beſitz der von ihm geſtifteten Ordination war“; S. 227. „*den Reinhold und Heidenſtein*,“ die er unter den gelehrten Zeitgenoſſen des groſsen Zamoyski aufzählt, da es doch nur *ein* Reinhold Heidenſtein war. So heiſst auch der polniſche Dichter *Klonowicz*, mit dem lateiniſchen Namen keinesweges: „*Alcernus*,“ wie S. 235. geſagt iſt, ſondern Acernus, welcher Name nach dem Polniſchen Klon, dem das lateiniſche Acer entſpricht, geformt ward u. dgl. Einige Namen ſcheint der Vf. bloſs aus den Regiſtern des *Abrégé* der *Hiſtoire de Pologne* in ſein Verzeichniſs aufgenommen zu haben, ohne daſs ihn eine weitere Bekanntſchaft mit den Schriften der regiſtrirten Männer dazu beſtimmte, ſo z. B. gewiſs den S. 196. aufgeführten Johann von Stobnicza aus dem Abrégé S. 97., um doch auch einen Philoſophen hier anführen zu können; Johann von Glogau, Michael von Breſslau aus Abrégé S. 101. und andre mehr. Da die frühern Könige in Polen und die republikaniſch denkenden Gröſsern ſo viel für die Wiſſenſchaften thaten, ſo läſst ſich eine Schilderung der damaligen Literatur nicht denken, worin nicht die Namen von beiden glänzen ſollten; dieſs iſt auch hier der Fall, wodurch zugleich die Lectüre mannichfaltiger und unterhaltender wird. Die Verdienſte Sigismund Auguſts und Stephan Batory, Piotr Tomicki, Jan Zamoyski u. dgl. ſind daher ausführlich geſchildert. Am längſten hält ſich der Vf. S. 220 ff. bey dem wahrhaft groſsen Zamoyski, dem Stifter der Univerſität Zamość, auf. Die beſſern Schriftſteller unter der 45jährigen Regierung Sigismund III ſind nur Ueberbleibſel aus den glücklichern Zeiten Sigismund Auguſts und Stephans. Was der Ungenannte S. 240 ff., mit hoher Betheurung ſeiner unpartheyiſchen Wahrheitsliebe, von dem Orden der Jeſuiten in Polen ſchreibt, gereicht den Vertheidigern derſelben freylich nicht zum Ruhme; er verſpricht aber, ſeine Behauptungen in einer Geſchichte der Proteſtanten in Polen mehr zu documentiren. Die 66jährige Regierung der beiden ſächſiſchen Auguſte war für die polniſche Literatur ein unfruchtbarer Zeitraum; der Eifer und die Bemühungen der Załusker bewahrten vielleicht die Nation vor der gänzlichen Barbarey. (Auch Rec. erhielt über beide mehrere Anekdoten aus derſelben Quelle, die S. 257. namhaft gemacht iſt,) und Stanislaus Konarski fegte, unter dem Schutz einiger mächtigen Beförderer, den jeſuitiſchen Sauerteig aus dem jugendlichen Unterrichte und der Studienmethode aus. Der dritte Brief ſtellt gleichfalls ein Verzeichniſs der verdienteſten Beförderer der Wiſſenſchaften, ſo wie

Digitized by Google

wie der merkwürdigſten Werke und auf Literatur ſich beziehenden Ereigniſſe unter der letzten Regierung mit Betrachtungen und Urtheilen dar.

Der *zweyte* Band befaſst mehrere Aufſätze von ſehr verſchiedenem Inhalt, theils von dem Vf. ſelbſt ausgearbeitet, theils nur aus dem polniſchen überſetzt, oder aus neuern Schriften aufgenommen. Zu den eigenen Aufſätzen des Vf. gehören vorzüglich die: *„Freymüthige Darſtellung der bisherigen Staatsverfaſſung und Geſetzgebung in Polen und ihrer Mängel“* (S. 1 — 37.), und die *Beſchreibung dreyer Reiſen in Kleinpolen, Groſspolen* und *Litauen* (S. 100 — 179.) Die Staatsgebrechen, die in jenem Aufſatze, vielleicht mit etwas zu viel Wortaufwand, gerügt werden, ſind die behauptete freye Königswahl, der blinde Eifer bey dem Zerreiſsen der Reichstäge, der Mangel an ausübender Gewalt, der egoiſtiſche Deſpotismus der Kron-Groſs-Feldhern und Schatzmeiſter, und die ſchlechte Verfaſſung der Juſtiz. S. 4. macht der Vf. zwar noch die, durch fanatiſche Geiſtliche betriebene Erziehung der Jugend unter dieſen Mängeln namhaft, im Verfolg iſt aber derſelben weiter nicht gedacht. Obgleich nicht geleugnet werden kann, daſs viele Miſsbräuche hier freymüthig aufgedeckt ſind, ſo verſteht es doch der Vf. zu wenig, ſeiner Darſtellung ſo viel Licht und Ordnung zu geben, als zu einer einleuchtenden und faſslichen Ueberzeugung erfoderlich iſt. Ein Beleg, daſs er mit den vielen kleinlichen Details nichts rechts anzufangen gewuſst, dünkt uns die Auseinanderſetzung der polniſchen Juſtizgebrechen S. 20ff. zu ſeyn. Manches hätte insbeſondere von der Seite gezeigt werden ſollen, wo es ſeine nachtheiligen Einflüſſe am meiſten und am ſtärkſten äuſsert. Im zweyten Aufſatze werden die Städte Krakau, Poſen, Kaliſch, Gneſen, Wilna und Grodno beſchrieben. — Zu den aus neuern Schriften und Staatspapieren gezogenen Abhandlungen gehört das: *„Summariſche Verzeichniſs der diſſidentiſchen Kirchen in Groſspolen, Kleinpolen und Litauen* S. 180., und die *„Statiſtiſchen Angaben von Polen“* S. 186 ff. In Groſspolen, Kleinpolen und Litauen ſind 83 lutherſche Parochieen, und gegen 100 Prediger. Evangeliſchreformirte Kirchen ſind in ganz Polen 47, und 48 Prediger dieſer Confeſſion. Die ſtatiſtiſchen Angaben über Polen ſind als eine Einleitung zu den gelieferten 7 Tabellen zu betrachten, die aber für dieſen Raum keines Auszugs fähig ſind.

Der aus dem Polniſchen überſetzten Schriften ſind zwey; beide zeichnen ſich durch eigenthümliches Intereſſe aus. Die *erſte*, von der uns das polniſche Original unbekannt geblieben, iſt überſchrieben: *„Fragmentariſche Betrachtungen über die Rangſtufen des Adels, in beſtändiger Rückſicht auf Polen,“* von einem polniſchen Edelmanne. Der Vf. derſelben ſucht das Nachtheilige adelicher Rangſtufen für den Staat ins Licht zu ſetzen, und insbeſondere ſeine Landsleute zu bewegen, keine erblichen Standeserhöhungen von irgend einer fremden Macht anzunehmen, die bereits eingeführten Prärogativen aber für die Zukunft aufzugeben, und den geſammten Adel unter ſich gleich zu machen. Das andre Stück iſt eine Ueberſetzung von der ſo merkwürdigen polniſchen Schrift: *„Oſtatnia Przeſtroga dla Polſki.“* Der Herausg. hat dieſer, vermuthlich nicht von ihm ſelbſt herrührenden Ueberſetzung, eine kurze Einleitung vorgeſetzt, in welcher er den Vf. der Betrachtungen über das Leben des Zamoyski mit dem Vf. der hier gelieferten Schrift für einen und denſelben hält. Der Vf. der *Przeſtroga* iſt, wie Rec. zuverläſsig weiſs, der patriotiſche Hugo Kollątay. Die Ueberſetzung übrigens iſt, überhaupt genommen, ſo ſchlecht gerathen, daſs ſie in ſehr vielen Stellen nicht einmal einen Sinn giebt. Dies iſt um ſo viel mehr befremdlich, da der gelehrte proteſtantiſche Pole im 1 Theil dieſer Nachrichten S. 194. ſich über die ſchlechten Ueberſetzungen polniſcher Reichstagsreden in deutſchen Zeitungen beklagt. Einige Belege muſs Rec. doch für ſeine Behauptung anführen. Wer verſteht z. B. folgende Stelle S. 60 u. 61.: *„Wären unſre Väter „dabey ſtehen geblieben, einen beträchtlichen „Theil des Landes einem Fürſten zur Lehnsherrſchaft „zu laſſen, welchen ſein eigner Vortheil* etc., *von dem „übrigen Theile des republikaniſchen Staatskörpers unterſcheiden muſs: ſo würden ſie gewiſs eingeſehen haben, in was für eine Gefahr ſie uns und unſre Freyheit „geſtürzt haben.“* Im Original S. 10. heiſst es: *„Gdyby „Oycowie naſi zastanowili ſię nad tym, iak była rzecz „niebespieczna zoſtawić — poznaliby zapewne* etc., d. i.: Hätten unſre Vorfahren *erwogen*, wie gefährlich es ſey: ſo würden ſie gewiſslich eingeſehen haben u. ſ. w. S. 49. der Urſchrift, wo der Vf. eine unangenehme Sache mit Stillſchweigen übergehen will, heiſst es im Polniſchen: *„Spuſzczam zaſłonę nato“* etc. (ich laſſe den Vorhang fallen). Der deutſche Ueberſetzer macht S. 83. daraus: *„Ich übergehe den Vorwand zu demjenigen,“* und macht dadurch die Stelle *völlig unhiſtoriſch.* In den eigenen Namen findet man die ſonderbarſten Qui pro Quo. S. 64. ſoll *Radzieiowski* ſtehen, und dennoch lieſt man: *„Radziwil.“* S. 68. ſteht der: *„Dneſter,“* wo es *Dniepr* heiſsen ſoll. S. 65. iſt aus dem Fürſten Rakocy (S. 39. der Urſchrift) gar der: *„Oeſterreichiſche Kaiſer“* gemacht. Es iſt uns ganz unbegreiflich, wie dieſe, mehr denn einmal (S. 66.) wiederkehrende Namensvermengung ſtatt gefunden, da dieſes Siebenbürgiſchen Fürſten Bemühung um die polniſche Krone, ſeine Verbindung mit dem Feldherrn der aufgewiegelten Ukrainer gegen den König Johann Caſimir, ſo wie die Begünſtigung deſſelben durch die Königin ſelbſt, deren ehrgeizige Abſichten Rakocy gegen das Haus Oeſterreich befördern ſollte, aus der polniſchen Geſchichte zur Genüge bekannt ſind. Um ſo weniger tragen wir Bedenken, dieſer unverſtändlichen, fehlerhaften und miſslungenen Dolmetſchung eine andre, unter dem Titel: *Letzte Warnung für Polen — Mit Schriften des Kloſters Oliva*, im vorigen Jahr erſchienen, entgegenzuſtellen, die von jenen Mängeln frey iſt, und auſserdem auch noch brauchbare Erläuterungen enthält.

Erlangen, b. Walther: *Briefe über die beiden fränkiſchen Fürſtenthümer Bayreuth und Anſpach.* Auf einer

Digitized by Google

einer Sommerreiſe in den Jahren 1792 und 1793. geſchrieben von *Johann Gottfried Köppel*, Regiſtrator bey den Kaiſerl. Landgericht B. N. in Anſpach. Mit Kupfern. Erſter Heft 1794. 3 Bog. und 4 Kupfer.

— — — Zweyter Heft 1795. 2½ Bogen und 6 Kupfer. In blaues Papier geheftet. gr. 8.

Mit muſterhafter Beſcheidenheit übergibt Hr. K. dieſe Briefe dem Publicum. Unſres Wiſſens iſt er Dilettant ſowohl im gelehrten als im artiſtiſchen Fache: aber er hat es in beiden weiter gebracht, als viele, die ſich Meiſter darinn zu ſeyn wähnen. Schon durch verſchiedene Aufſätze in Meuſels Kunſtjournalen und durch ſeine Zeichnung und Beſchreibung der Eremitage zu Sanspareil hat er Kenner aufmerkſam auf ſeine Bemühungen gemacht. Perſonen, die ihn noch näher kannten, empfahlen ihn dem letzten Markgrafen von Brandenburg - Anſpach und Bayreuth, der ihn nachher auf ſeine Koſten die beiden Fürſtenthümer bereiſen lieſs, um die merkwürdigſten Alterthümer und reizendſten Naturſcenen, deren nicht wenige ſind, abzuzeichnen. Unter der jetzigen königlich - preuſsiſchen Regierung genoſs er, durch Hardenbergs Verwendung, dieſelbe Unterſtützung. So entſtanden dieſe antiquariſch - mahleriſchen Briefe. Es ſind ihrer in dieſen beyden Heften ſieben, nebſt dem Anfang des achten; welcher von dem ökonomiſchen Verleger billig ganz hätte geliefert werden ſollen, geſetzt auch, es wäre der Heft um einen halben Bogen ſtärker geworden. Allenfalls hätte man dem folgenden Heft dafür etwas von ſeiner Stärke entziehen können. Ein Paar dieſer Briefe ſind ganz ſo, wie ſie der Vf. auf der Reiſe ſelbſt an Freunde ſchrieb, abgedruckt worden; daher muſs man es entſchuldigen, wenn man darinn auf ſcheinbare Kleinigkeiten ſtöſst.

Die erſte Reiſe gieng von Anſpach aus nach *Cadolzburg*, einem der merkwürdigſten Oerter in der brandenburgiſchen Geſchichte, deſſen Schickſale *Oetter* nach ſeiner Weiſe im J. 1785 beſchrieben hat. Hr. K. hat ſich hauptſächlich das dortige doppelte, alte und neue, Schloſs zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gewählt, und es von zweyen Seiten hier abgebildet. Eine Stunde davon an dem Abhange des Dillenbergs iſt der ſogenannte *Druidenſtein*, ein ſonderbar geſtalteter, iſolirter Felſen, deſſen Umfang 88 Schuhe beträgt; eine nette Abbildung von dieſem iſt dem 2ten Hefte beygelegt. Den Beſchluſs des erſten Briefs machen Nachrichten von Merkwürdigkeiten der Kirche zu *Veitsbronn*, einem Anſpachiſchen Pfarrdorfe. Der 2te beſchäftiget ſich mit dem unweit Erlangen liegenden Kloſter und Dorfe *Frauenaurach*. S. 15. kommt in einem alten Reſcript das Wort *Hafen* vor, welches der Vf. um der Nichtfranken willen hätte erklären ſollen. Denn dieſe werden ſchwerlich errathen, daſs man darunter einen *Topf* zu verſtehen habe, den man in vielen Gegenden von Oberdeutſchland *Hafen* zu nennen pflegt, woraus die gemeinen Leute, die überhaupt gerne das *a* in *o* verwandeln, *Hofen* machen. Uebrigens ſind die antiquariſchen und artiſtiſchen Nachrichten von Frauenaurach gleich angenehm. Eben daſſelbe gilt von dem Städtchen *Bayersdorf* im 3ten Brief: doch hätten wir da gerne mehr Statiſtik geleſen. Wir möchten wohl wiſſen, woher der Vf. die Nachricht genommen, daſs Karl der Groſse im J. 793. in kleinen Fahrzeugen an dieſem Ort vorbey auf der Rednitz gefahren ſey. Daſs das bey Bayersdorf ſtehende, ſelbſt noch in ſeinen Ruinen anſehnliche Schloſs *Scharfeneck* nicht vergeſſen worden ſey, läſst ſich leicht vermuthen. Hr. K. hat ſogar einen Situationsplan deſſelben, nach dem es Markgraf Chriſtian ausbauen wollte, und den Proſpect der noch beſtehenden Ruinen geſtochen beygelegt. Rec., der die ſchöne Architectur dieſes Gebäudes mehrmals mit einer Miſchung von Vergnügen und Wehmuth betrachtete, kann für die äuſſerſt genaue Abzeichnung bürgen. Im 4ten bis 5ten Brief erſcheint *Streitberg* mit ſeiner romantiſchen Gegend. Den Weg dahin hat der Vf. noch im 3ten Brief beſchrieben. Vorzüglich werden die ſonſt ſchon ſehr bekannten Höhlen bey Muggendorf geſchildert. Es gehört dazu eine Abbildung des Hohlenbergs oder der Oswaldshöhle (Tab. 9. und 10 beym 2ten Heft). Beſonders betrachtungswerth ſind die beiden Proſpecte von Streitberg (ebend. Tab. 7 und 8.) Im 5ten Brief gibt Hr. K. einige Nachrichten aus der alten Geſchichte von dieſem merkwürdigen Orte. Gefährlicher, als es wirklich iſt, lautet es, wenn S. 46. verſichert wird, die Streitberger müſsten mit ihren bambergiſchen Gränznachbaren in beſtändiger Fehde leben, und wären keinen Tag vor feindlichen Anfällen ſicher! Ueber jene Hölen gibt uns Hr. K. eigene noch nicht bekannte Bemerkungen. In den Noten werden für die Zukunft noch Abbildungen verſchiedener intereſſanter Anſichten aus jener, in ihrer Art einzigen, Gegend verſprochen.

KINDERSCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Merkwürdige Reiſen der Gutmannſchen Familie.* Ein Weihnachtsgeſchenk für die Jugend. Von *Chr. Conr. Daſſel.* I. Theil 1795. 237 S. 12. (12 gr.)

Ebendaſ.: *Exempelbuch zum Geſundheitskatechismus.* Ein Leſebuch für niedere Schulen, Aeltern, Lehrer und Kinder, die ſich des Guten befleiſsigen wollen. *Erſte Hälfte.* von *Aug. Carl. Müller.* 1795. 154 S. 8.

Beide Schriftſteller zeichnen ſich durch Liebe für die Zwecke der Jugendbildung und durch gute Anlagen zum erzählenden Vortrag für Kinder zu ihrem Vortheil aus.

Nr. I. hat folgende Einrichtung. Ein Hannöveriſcher Kaufmann reiſt mit ſeiner Frau und vier unerwachsnen Kindern, deren jüngſtes nicht über ſieben, und das älteſte nicht über dreyzehn Jahre alt zu ſeyn ſcheint, *um dieſs mit der Natur und den Menſchen bekannter zu machen.* Die Reiſe geht von Hannover aus durch das nördliche Europa, Dänemark, Schweden, Norwegen und Lappland; dann über Finland nach Deutſch-

Digitized by Google

Deutſchland zurück, durch Sachſen, Franken, die Pfalz und Schwaben, nach der Schweiz und Italien. Dieſer Theil ſchlieſst mit dem Aufenthalt in Calabrien, von wo aus in den zwey folgenden verſprochnen Bändchen vermuthlich noch das übrige Europa durchſtreift werden wird. Es ſind eigentlich Durchflüge durch Länder und Gegenden, von denen allerhand Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, (auch einiges über Menſchen und ihre Sitten) erzählt werden. Was den meiſten Kinderſchriften eigen iſt, daſs ſie vorzüglich bey der Naturgeſchichte verweilen, das findet man auch hier. Die Anläſſe zur Entwicklung aller Vermögen des Gemüths, vorzüglich aber zur ſittlichen Ausbildung und zur Lebensweisheit hätten theils häufigr herbeygeführt, theils ſorgfältiger benutzt werden ſollen, indem man billig von der früheſten Jugend an die Kinder vorzüglich darauf aufmerkſam machen muſs. Die hie und da eingeſtreuten ſittlichen Winke und Grundſätze ſind zum Theil zu allgemein, zu flach, nicht genug ans Herz greifend. Die Lieder, (welche nicht immer nach einem reinen Geſchmack gewählt ſind,) und Denkverſe werden oft die Wirkung, die ſie machen könnten, verfehlen, weil der Geſichtspunkt, aus welchem ſie der Empfindung nahe gebracht werden könnten, nicht gehörig gefaſst iſt. Welchen Eindruck könnte z. B. die S. 90 ff. angeführte Gellertſche Lobpreiſung des unbedingten Werthes der Tugend: *Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte* etc. auf ein unverdorbnes, empfängliches Kinderherz machen, wenn man ſie etwa als Erguſs des Herzens eines tugendhaften Mannes aufſtellte! Bey allem Nützlichen und Leſenswerthen, was dieſes Büchlein enthält, wird uns der Vf. verzeihen, wenn wir ſeine Einkleidung für ſehr verunglückt erklären. Es würde wenig Einſicht, Klugheit und ſelbſt wenig Sorgfalt für Kinder verrathen, wenn ein Vater mit ſeinen unmündigen Kleinen in den Jahren ihrer Jugend durch ganz Europa reiſen wollte, wo ſie weder fähig ſind, den wahren Nutzen aus dem Reiſen zu ziehen, noch ſtark genug, um alle die Gefahren und Mühſeligkeiten groſser Reiſen zu ertragen. Wirklich ſieht man ſchon in dieſem Bändchen die Gutmannſchen Kleinen mehr als einmal in die äuſserſte Lebensgefahr gerathen. Vor Sprachfehlern und Ausdrücken der niederſächſiſchen Mundart dürfte ſich der Vf. in der Folge noch etwas mehr zu hüten haben. Wir führen aus dieſem Theile an S. 40. *Ein Sticken-Etuis — Mutters Name.* S. 81. *kriegt* f. bekommt. S. 189. *Der groſse Coloſs Menſchen* f. Haufen. Vorrede S. VIII. ins *Detaille* gehen. Zu unbeſtimmten und unrichtigen Begriffen geben Ausdrücke, wie dieſe, Anlaſs: S. 42. die *unſchuldige* Kleidung der Kinder, S. 183. der Mond begleitete die Reiſenden nicht ſo *frey, ſo unſchuldig* und *vertraulich* mehr, als vorhin. Die Tauben würden wir nicht, wie S. 29. geſchieht, ſo ohne nähere Erklärung als Muſter der Liebe und Freundſchaft aufgeſtellt haben.

Nr. 2. Wer wird nicht dem Herausgeber dieſer Beyſpielſammlung zum *Fauſtiſchen* Geſundheitskatechismus Recht geben, *daſs Wahrheit, in Erzählung gekleidet, leichter zum Herzen dringt?* Der Geſundheitskatechismus iſt als Leitfaden für den Unterricht zweckmäſsig eingerichtet: aber Kinder mögen kein in Fragen und Antworten oder in kurzen Sätzen abgefaſstes Buch leſen, da ſie ſich hingegen durch jedes Geſchichtenbuch angezogen fühlen, und, wenn es ſo gut wie das gegenwärtige eingerichtet iſt, während ſie ſich bloſs zu beluſtigen ſuchen, auch unvermerkt manchen praktiſchen Nutzen daraus ziehen. Der Herausg. ſchrieb für Kinder und Layen, und hat ſich glücklich einer allgemein verſtändlichen, kunſtloſen Sprache befliſſen. Richtig iſt der Grundſatz, von dem er bey ſeinem praktiſchen Commentar ausging: „ich blieb der Wahrheit treu, ſo wie ich ſie ſah, wohl beherzigend, daſs jede Uebertreibung den Fortſchritten zum Guten hinderlich iſt" und den er faſt immer vor Augen behalten hat. Wir begreifen nicht, wie ein Rec. des F. Geſundheitskatechismus neulich ſo ganz gegen alle Erfahrung der Uebertreibung in Schriften der Art das Wort reden konnte, da alle gebildetern Menſchen vom Leſen ſolcher Schriften, die überſpannte Ideen enthalten, ſogleich zurückgeſchreckt werden, und da den Layen auch das wirklich Wahre durch jeden entdeckten Zuſatz und durch jede Uebertreibung gänzlich verdächtig wird. So ſchaden unſre philanthropiſchen Volkserzieher der guten Sache oft gerade dadurch, wodurch ſie ſie zu fördern meynten! Die in Beyſpielen und Erzählungen enthaltnen Geſundheitslehren umfaſſen die Hälfte des Geſundheitskatechismus. Ein zweytes Bändchen ſoll die Beyſpiele zu der andern Hälfte liefern. Ein Vorzug dieſer Sammlung iſt auch der, daſs der Vf. die Geſundheitregeln mit Vorſchriften der Sittlichkeit zu verflechten ſuchte, worin auch Fauſt ſchon vorangegangen war. Der Vorſchriften für die Geſundheit und der Gelegenheiten, wo ſie verwahrloſt wird, ſind ſo unzählich viele, daſs man freylich nicht erwarten darf, hier alles erſchöpft zu ſehen. So hätten wir bey S. 63. mehr über das Kochen in kupfernen Geſchirren und auch einige Winke über den möglichen Nachtheil des Gebrauchs der glaſurten irdnen Gefäſse erwartet. Zu den ſonſt meiſt vermiednen Uebertreibungen zählen wir S. 80. „ich ſchreibe dem Kaffee und den Romanen die übertriebne Reitzbarkeit des weiblichen Geſchlechts zu." Es iſt unphiloſophiſch und einſeitig, Erſcheinungen, die aus ſehr zuſammengeſetzten Urſachen entſpringen, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, hier Kaffee und Romane! — abzuleiten. Auch iſts nicht unbedingt wahr, daſs, wie S. 90. verſichert wird, unſre Vorfahren mäſsig und tugendhaft gelebt und ihre Kinder nicht verweichlicht haben. Zu ſtarke Stellen, wo von der *Dummheit* der von Vorurtheilen beſeſſenen Menſchen geſprochen wird, wo den Hausfrauen *Sauerey* und Unfläterey vorgeworfen wird, möchten mehr ſchaden als nutzen. Auch in dieſer Schrift finden ſich einige zu gemeine oder fehlerhafte Ausdrücke S. 9. eitles Brod — S. 76. ſie *ging* vor ein Fenſter *ſtehen*. S. 131. *er iſt angſt* f. ihm iſt angſt — *mal* für einmal.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *Nova Verſio graeca Pentateuchi. Ex unico S. Marci Bibliothecae Codice Veneto* nunc primum edidit atque recenſuit *Chſtph. Fr. Ammon*, Phil. D. et Prof. Extraord. in lit. Univ. Erlangenſi. *Pars II. Leviticum continens et Numeros.* 1790. 252 S. (mit einer Dedication an CR. Joh. Kapp in Bayreuth) *Pars III. continens Deuteronomium, addenda, indicem, et Commentationem de uſu, indole et aetate hujus verſionis, cum tab. aeri inciſa.* 1791. 118 u. 176 S. 8.

Die doppelte Schriftprobe aus Geneſ. 1. und Deuteron. XXXIV. zeigt, wie äuſserſt intricat die Schriftart im Original dieſer in ihrer Art ſo ſonderbaren Ueberſetzung iſt. Man wird ſich deswegen nicht wundern, wenn bey einem genaueren Studium derſelben die Leſeart mancher Stelle, ob ſie von Villoiſon bey all ſeiner Mühe und groſsen Geſchicklichkeit immer richtig copiert und errathen ſey, zweifelhaft bleibt oder einer kritiſchen Emendation fähig ſcheint. Hr. *A.*, welcher ihre Bekanntmachung glücklich vollendete, hat noch bey dem III. Theil ſein beſtes gethan, ſich von dem Oberbibliothekar der St. Marcus-Bibliothek, Hn. *Jac. Morelli* (welchem dieſer Theil auch zur Dankbarkeit dedicirt iſt) eine Reviſion des Mſ. zu erbitten. Was *M.* antwortete, macht mit andern Bemerkungen des Herausg., die zugleich ſeine unpartheyiſche Wahrheitsliebe zeigen, die *Addenda* des III. Theils aus, und zwar ſo, daſs Hr. Morelli ſich auch noch über die aus dem nemlichen Mſcrpt. zu Strasburg herausgegebenen übrigen bibliſchen Bücher in ſeiner Reviſion verbreitete, und alſo einen beym Gebrauch der ganzen Verſion unentbehrlichen Beytrag hier mittheilte. Die vorangeſchickte *Commentatio* gibt zum Benutzen und zum Beurtheilen dieſer Verſion ſchätzbare Beobachtungen des Herausg. Zuerſt Bemerkungen zum *kritiſchen* Gebrauch. Der Ueberſetzer nennt Gen. 17, 15. den erſten Namen von Iſaaks Mutter (שָׂרַי) Σαραΐ, den veranderten שָׂרָה ξαρει. Da er ſonſt שׂ durch σ, das שׁ und ס hingegen durch ξ ausdrückt; ſo dachte er ſich alſo den urſprünglichen Namen mit *Schin* (Scharai) geſchrieben, und den veränderten mit *Sin*. Ob im Codex ξαρει mit ει ſtehe, das mit der hebraiſchen Endung in *ah* gar nicht übereinkommt, wird uns zweifelhaft, weil in der Folge *immer* ξαρὰ geleſen wird. Sollte alſo nicht ει hier ein Schreibfehler, ſtatt α, ſeyn? Für ארץ המוריה Geneſ. 22, 2. fand Hr. *A.* in Villoiſons Abſchrift την γην μοσχιτιν und vermuthet: dieſs ſey aus מֶשֶׁךְ Pſ. 120, 5. zu erklären. Daſs es nach einer in der Vorrede angegebenen Deutung von μοσχος *vitulus* abzuleiten ſeyn möchte, weil مهرة Murjo von jungen Thieren weiblicher Art geſagt werde, ſcheint uns noch unwahrſcheinlicher. Aber ehe wir zur Erklärung des Worts etwas verſuchen möchten, können wir wieder die Frage: hat Villoiſon richtig entziffert? nicht unterdrücken. Stund vielleicht μωριτιν oder μουριτιν in der intricaten Handſchrift ſo, daſs man es für μοσχ. zunächſt anſehen konnte? Wirkliche Varianten befolgt der Ueberſ. Geneſ. 10, 12. την Δαξην ſtatt רֶסֶן (S. 34.) Gen. 34, 3. וידבק und Exod. 12, 16. עלכם εφ υμιν ſtatt על־כם auch Devt. 28, 32. ידיך αι χειρες σου ſtatt ידך, εκολληθη ſtatt וידבר. Wenn hingegen Gen. 49, 22. בנות צעדה überſetzt iſt: θυγατερες εβηματισαν, ſo kann dieſs eine *interpretatio ad ſenſum* ſeyn, welche nicht gerade צערן als VL. vorausſetzt. Und ſo ſind auch die andern Stellen, wo man Varianten für den hebräiſchen Text zu finden beym erſten Anblick vermuthen möchte, bey genauer Anſicht für dieſen Gebrauch wenigſtens ſehr zweifelhaft, alſo die Verſion aus dem Zeitalter, wo bereits in den hebräiſchen Manuſcrpt. maſorethiſche Uniformität durchgeſetzt war. (Aus S. 24 u. 25. ſehen wir gelegentlich, daſs Hr. *A.* Vf. der 1790 zu Leipzig bey Bahrdt erſchienenen Bearbeitung des Hohenlieds iſt.) In der zweyten Section wird einige exegetiſche Ausbeute aus der edirten Verſion vorgelegt. Es iſt darunter manches paſſende, das dem Vf. derſelben Ehre macht. Z. B. Gen. 16, 12. αγριος ανθρωπος, Exod. 9, 10. ελκος ἄνθεν πομφολυγας, 15, 20. εν τυμπανοις και χοροις. Gen. 35, 4. μελια *fraxinus* für אֵלָה vgl. Iliad. V, v. 178 ſq. u. dgl. m. Die Fortſetzung der Commentation beſchreibt die Manier des Ueberſetzers als ängſtlich buchſtäblich, begierig auf ausgeſuchte Graciſirende, beſonders attiſche Worte, ſogar frey in Bildung eigener Worte und Significate, wovon hier S. 87 ſq. manche ausgezeichnet ſind. In den Bedeutungen hebräiſcher Worte ſtimmt er zwar oft mit den Rabbiniſchen (ſo ſehr willkührlichen) Deutungen überein, geht aber dennoch oft ſeinen eigenen Weg. Das Chaldaiſche im Daniel überſetzt er, wie ſchon bekannt, im Doriſchen Dialekt. Daſs er ſyriſch verſtund, vermuthet Hr. *A.* aus einigen, für uns noch nicht ſehr entſcheidenden, Spuren. Der letzte Abſchnitt berührt die Geſchichte der Entdeckung der venetianiſchen Handſchrift, ihre bisherige Aufnahme und Bearbeitung, nebſt den verſchiedenen Vermuthungen der Gelehrten über den Urſprung der Verſion ſelbſt. Die

Digitized by Google

Die Handſchrift zu Venedig iſt nicht das Original. Denn ſie iſt nicht von Einer Hand S. 104. (Man müſste denn annehmen: der Ueberſetzer habe ſie verſchiedenen Copiſten nach und nach dictirt.) Morelli und Hr. *A.* ſetzen ſie nach ihrer Schriftart ins XIV. Jahrhundert. Der Anfang iſt, wie bey Mſcrpt. morgenländiſcher Sprachen auf der rechten Seite des Volumens. Die Paraſchen ſind durch die Aufſchrift: *μεσις* angezeigt. Sie hat in Buchſtaben und Accenten viele Schreibfehler. Die Ueberſetzung ſelbſt hält Morelli unpartheyiſch für *medii aevi opus.* Cardinal Beſſarion, welchem das Mſcrpt. zugehörte, nennt ſie auch ſchon: *νεα τινος ἑρμηνεια.* Punktirt ſcheint der Codex, in welchem der Ueberſetzer den hebräiſchen Text vor ſich hatte, *nicht* geweſen zu ſeyn. S. 111. Für einen Juden ſcheint dieſer zu viele griechiſche Sprachkenntniſs zu beſitzen, auch würde Cant. 7, 2. ſchwerlich die Hecate vorkommen, oder Deuteron. 32, 17. *θεων θεοις.* Hr. *A.* muthmaſst auf einen chriſtlichen Mönch, der vielleicht zur Zeit, da die ſyriſchen Chriſten viel mit griechiſcher Sprachkunde ſich nach ihrer Art abgaben, dieſe Verſion zu verfaſſen zu ſeinem Geſchäft gemacht habe. Ob in Syrien, Kleinaſien, oder in Griechenland ſelbſt, wagt er nicht, zu beſtimmen. Cardinal Beſſarion ſuchte vorzüglich aus Griechenlands Klöſtern ſeltene Handſchriften zu retten, ſ. Montfaucons Diar. Ital. c. 25. p. 366. Wer kann, ohne Entdeckung neuer Spuren, hier entſcheiden?

INGOLSTADT, b. Krüll: *Septem Pſalmi poenitentiales,* quos ex ipſo fonte hebraico latinos fecit cum vulgata verſione, e regione poſita, exacte contulit, et perpetuis adnotationibus illuſtravit *Sebaſtianus Seemiller.* 1790. 41 S. 4.

Hr. *S.* wollte denjenigen von ſeinen Glaubensgenoſſen, welche keinen Commentar brauchen können, eine gute lateiniſche Ueberſetzung in die Hände geben, die ohne Commentar verſtanden werden könnte; und es iſt nicht zu leugnen, daſs er dieſe Abſicht oft glücklich erreicht hat, wie man ſich durch die Vergleichung der Vulgata, welche neben der neuen Ueberſetzung mit abgedruckt iſt, leicht überzeugen kann: z. B. Pſ. 6, 5. iſt *Placare, Jehova, periculo exime vitam meam:* ohne Zweifel viel verſtändlicher, als die Vulgata: *Convertere, domine, et eripe animam meam.* Dieſs gilt auch von V. 9. *nam inter mortuos nemo tui recordatur: in ſepulchro quis te laudet,* wofür in der Vulgata ſteht: *Quoniam non eſt in morte, qui memor ſit tui: in inferno autem, quis confitebitur tibi?* Zuweilen aber ſtoſst man doch auf nicht ganz lateiniſche und daher unverſtändliche Stellen, wie z. B. Pſ. 32. 4. *Cum diu noctuque gravis eſſet ſupra me manus tua.* Dieſs iſt weder lateiniſcher, noch deutlicher als *quoniam die ac nocte gravata eſt ſuper me manus tua,* wie die Vulgata hat. Pſ. 102, 25. iſt *in dimidio dierum meorum* aus der Vulgata beybehalten worden, ob es gleich hebraiſchartig Latein iſt; *in media aetate* würde einem Lateiner deutlicher ſeyn. Auch Pſ. 142, 7. klingt die neue lateiniſche Verſion eben ſo hebraiſchartig als die *Vulg. ne vultum tuum a me abſcondas; alioquin ero ſimilis deſcendentibus in foveam.* Die Vergleichung, die der Vf. mit der Vulgata angeſtellt und ſeiner Ueberſetzung beygefügt hat, war für ſeine Glaubensgenoſſen gewiſs nicht überflüſsig, um manchen unter ihnen die groſse Abweichung der neuen Ueberſetzung von jener alten begreiflich zu machen. Indeſſen trägt Hr. *S.* kein Bedenken, oft die Lesart des hebraiſchen Originals aus Gründen vorzuziehn. Pſ. 6, 8. behält er: עתק mit dem Syrer und Chaldäer bey, weil der Parallelismus der Sätze die dritte Perſon verlangt, obgleich die Vulgata mit den LXX. dem Aquila, Symmachus und Hieronymus die erſte Perſon ausgedrückt hat, und er die Lesart des hebräiſchen Textes *modernam lectionem* nennt. Pſ. 102, 24. zieht er auch die Lesart des Originals vor: *deficiunt in via vires meae, abbreviantur dies mei,* obgleich die Vulgata mit den LXX. ganz anders las. Daher dürfen wir es nicht auf Rechnung ſeiner Vorliebe für die Vulgata ſchreiben, daſs ihm bisweilen die Lesarten dieſer Ueberſetzung gefallen, wie Pſ. 32, 7. wo er mit der Vulgata und den LXX. רני und מסובבני oder vielmehr מסובבי lieſt, *exultatio mea (tu es,) erue, me a circumdantibus me,* eine Lesart, welche ebenfalls der Parallelismus der Sätze zu verlangen ſcheint. Die untergeſetzten Anmerkungen geben Rechenſchaft von den Lesarten und Auslegungen, denen Hr. *S.* gefolgt iſt, und beweiſen zur Genüge, daſs er die einſichtvolleſten Kunſtrichter und Ausleger für ſich hat. Pſ. 32, 6. verbindet er רק mit dem vorhergehenden Satze und überſetzt es *miſericordiam,* indem er es mit den beſten neuen Auslegern vom Arabiſchen רקס ableitet, *dum adhuc miſericordiae locus eſt.* Pſ. 38, 9. überſetzt er נפוגתי *dirigui* nach dem Syriſchen und v. 13. הוות *interitum,* indem er es vom Arabiſchen חוי *cecidit* ableitet. Zu verwundern iſt es aber, daſs er Pſ. 6, 1. למנצח *poſteritati* überſetzt, bloſs weil נצח in Pih. *continuavit* heiſst. Dieſe aus den *Principes discuss pour faciliter l'intelligence des livres prophetiques* entlehnte Erklärung hat weit weniger für ſich, als die jetzt faſt allgemein angenommene Meynung, daſs dieſs Wort einen Muſikdirector bedeute. Denn da es 2 Chron. 2, 1. überhaupt einen Vorſteher anzeigt: ſo kann מנצח בנגינות wohl nichts anders, als der Director der Saitenſpieler heiſsen. Aus dem Angeführten iſt doch ſo viel gewiſs, daſs Hr. *S.* einer der beſten Ausleger unter ſeinen Glaubensgenoſſen ſey.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Quindecim Pſalmi Graduales* quos ex ipſo fonte hebraico latinos fecit, cum Vulgata verſione, e regione poſita, exacte contulit et perpetuis annotationibus illuſtravit *Sebaſtianus Seemiller.* 1791. 30 S. 4.

Die äuſsere Einrichtung iſt hier eben ſo wie bey Ueberſetzung der 7 Buſspſalmen, daſs ſie derſelben auch an innrer Güte gleichkomme, kann Rec. mit Grunde verſichern, wenn gleich der Vf. auch in dieſer ſich bisweilen einige, einem alten Lateiner nicht verſtändliche, Ausdrücke hat entwiſchen laſſen. Auch hier beweiſt er ſich als einen unbefangenen Kritiker und guten Ausleger, indem er bald die Lesart des hebraiſchen Textes bald

Digitized by Google

bald die, welche die Vulgata ausgedrückt hat, in den beygeſetzten Anmerkungen aus nicht zu verachtenden Gründen vorzieht, bald dieſer, bald jener Erklärung folgt, je nachdem ihm die eine, oder die andre, wahrſcheinlicher vorkommt. Durch Stufenpſalmen verſteht Hr. *S.*, mit andern: Geſänge, welche bey der Rückkehr aus dem Exil oder bey der Reiſe zu den Feſten nach Jeruſalem geſungen wurden; eine Erklärung, welche die Bedeutung des Wortes עלה begünſtigt und die Hr. *S.* ſchon bey Erklärung des 130. Pſ. der zu den 7 Buſspſalmen gehört, vorgetragen hat. In 120 Pſ. iſt die Abwechſelung der Stimmen, welche Hr. *S.* v. 3 und 4 annimmt, ſehr wahrſcheinlich. Auch Pſ. 121, 3 ff. hört er eine andere Stimme, nemlich die Stimme eines bejahrten Vaters, der ſeinen das erſtemal nach Jeruſalem reiſenden Sohn mit Segenswünſchen begleitet. Den 6ten v. des 132 Pſ. überſetzt er ſo: *En! audivimus ea de re (de voto Davidici templi aedificandi) in Ephrata (i. e. Bethlehemi) Invenimus eam (rem i. e. templum, quod aedificare propoſuerat David,) nunc quidem conſummatam, in campis ſylvoſis, h. e. in area Ornan Jebuſaei ſylvoſa et arboribus conſita.* S. 2 Chron. 3, 1. Weil Pſ. 122 und 124. der Name Davids bey den LXX. in der Ueberſchrift fehlt: ſo iſt Hr. *S.* geneigt, dieſe Pſalmen dem David abzuſprechen; doch können ſie auch, wie er ſelbſt zugibt, von David gedichtet, dann aber etwas umgeändert worden ſeyn, welches Rec. noch wahrſcheinlicher findet, weil Pſ. 53. mit Pſ. 14. verglichen, wenigſtens ſo viel beweiſt, daſs man einen Davidiſchen Pſalm, der von einem andern Dichter beſondern Umſtanden angepaſst worden, immer noch dem David zuzuſchreiben pflegte. Da auch dieſe Pſalmen, ſo wie die Buſspſalmen, in der römiſch-katholiſchen Kirche noch haufig geſungen werden: ſo hat Hr. *S.* durch die Ueberſetzung und Erklärung derſelben ſeine Verdienſte um ſeine Glaubensgenoſſen in der That nicht wenig erhöht.

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Cruſius: *Der Menſch*, ein Volks- und Schulbuch, von D. *Samuel Gotthelf Cruſius*, Arzte zu Lauban. *Erſter Theil. Wie der Menſch beſchaffen iſt.* Mit 4 Kupfertafeln. 1794. XXXII und 188 S. 8.

Der Vorbericht ſoll nach der Ueberſchrift von der Beſchaffenheit und dem Nutzen der mediciniſchen Volksſchriften handeln; über dieſen Gegenſtand aber ſagt der Vf. ſo viel als nichts, viel mehr ſtellt er in buntem Gemiſch die ſonderbarſten Sätze zuſammen. Er ſpricht von Kochung und *Verkochung* der Fiebermaterie; er behauptet, daſs die *rohe Fiebermaterie* Jahre lang in den Körpern eingeſperrt ſeyn kann; ihm iſt ein Fieber bekannt, welches von der Schwangerſchaft entſtehet, u. ſ. f. Ohne Theorie kann nach ſeiner Meynung niemand Erfahrungen ſammeln, und eine hundertjährige Erfahrung ohne Theorie iſt in ſeinen Augen keine taube Nuſs werth. Er will ſich mit gröſserer Zuverſicht einen Studenten anvertrauen, der zwey Jahre fleiſsig ſtudiert hat, als einem Arzte, welcher bey aller Erfahrung die Theorie vernachläſsigt hat. Wir tappen, ſagt er mit kurzen Worten, ohne Theorie mit aller Erfahrung in ſchwarzer Finſterniſs. — Weil nun die Arbeit nicht ſo leicht iſt, als man glaubt, „*eine Wiſſenſchaft in eine Volksſchrift zu verwandeln,*“ ſo will der Vf. in dieſem Werk, welches in allen Schulen geleſen und erklärt werden ſoll, und zwar in vier Theilen, (deren jeder wahrſcheinlich einen Band ausmachen ſoll) 1) die Beſchreibung des menſchlichen Körpers, 2) die Diät, oder die Lehre, wie man der Natur gemäſs leben ſoll, 3) die Behandlung der Scheintodten, 4) die Pflichten liefern, welche das Publicum jedem Einzelnen in Hinſicht auf Geſundheit und Leben ſchuldig iſt, und welche wieder jeder Einzelne gegen die ganze Geſellſchaft und gegen jeden insbe ondere zu erfüllen hat. Er verſpricht *ſich* von dieſem Werk ſehr groſse Vortheile. Die Officiere werden aus demſelben ihre Soldaten beſſer, als bisher geſchehen iſt, prügeln lernen, und er meynt, daſs *aus dieſer Urſache* die Kenntniſs des Körpers wohl auch *eine Stunde* Unterricht in Kadettenſchulen verdienen möchte. Nützlich meynt er auch werde ſein Buch ſeyn, weil „*ohne Kenntniſs des Körpers niemand die Bedürfniſſe ſeines Lebens wiſſen könne.*“ Die Diät ſey beſonders ſehr nützlich. Wenn man in dieſer unterrichtet wäre, ſo würden die Kinder vornehmer Herren nicht ſo gegen die Luft verwahret werden, und man würde ihnen im Schlaf keinen Flor über das Geſicht hängen. Hier ſollten die Hebammen beſonders wirken: aber dieſe müſste man beſſer unterrichten. Die Krafte im menſchlichen Körper, beſonders die Muskelkraft, ſollte eine Bademutter genau kennen. Von ſchweren Geburten ſollte man den Hebammen *nichts!* ſagen. Man ſollte ſie lieber ſo eine Volksſchrift, wie die des Vf., leſen laſſen, die auch den Lehrlingen der Wundarzney nützlicher ſeyn würde, als etwa ein altes Compendium. So lange, als noch das Bartſcheeren die Wundarzneykunſt ſchandet, „ſollten an jedem Ort für die Lehrlinge wöchentlich vom Stadtarzt *ein paar Stunden Schule* gehalten werden.“ — Einige Lehrer auf Schulen haben zwar *durch Betrachtungen des Menſchen* Unterricht über ihn zu ertheilen geſucht: weil ſie aber meiſtens keine Anatomie wiſſen, und ſich nach Compendien richten, in welcher meiſtens nur die Namen der Sachen angeführt werden, und weil ſie Sachen weitlauftig erklären, welche ſie ſelbſt nicht verſtehen; ſo hat Hr. C. auch für ſie dieſes Buch geſchrieben. Wenn er ſeinen Zweck erlangt, ſo hofft er groſsen Gewinn für die Heilkunde davon. Wenn man ſein Buch ſtudirt hat, ſo wird man ſchon ohne Rath des Arztes wiſſen, daſs man beym Bad den Kopf zuerſt untertauchen, und daſs man maſsig leben muſs. Wenn ſein Buch recht ſtudirt worden iſt, ſo werden „*alle Reiter langſam und* „*mit Beſcheidenheit ihr Pferd durch die Gaſſen gehen laſ-* „*ſen. — So werden auch die lang geſpannten Riempferde* „*in langſamen edlem Schritt um die Ecken gehen: denn es* „*könnte ein Alter; welcher ſeine Krafte im Dienſte des Staa-* „*tes ſo aufgeopfert hat, daſs ſeine ſtumpfen Beine nicht mit*

Digitized by Google

„*Schnelligkeit dem Pferde ausweichen können, niedergeritten werden, und der ſonſt ſo thätige Greiſs konnte* „*ſich die ſpröde Haut auf den Steinen zerſchlagen, und* „*die Erde ſeinen, ihm höchſt nöthigen Lebensſaft auf-* „*ſaugen.*"

Alle dieſe groſsen Zwecke ſucht der Vf. durch das Buch zu erreichen, von dem wir den erſten Theil anzuzeigen haben. Seine Abſicht iſt in dieſem Band über den Bau unſers Körpers und die Verrichtungen deſſelben einen faſslichen Unterricht zu geben; aber leider iſt es nur bey der Abſicht geblieben, und ſein Unterricht iſt weder faſslich, noch richtig, ſondern unvollſtändig, ohne Noth an mehrern Stellen weitläuftig und mit Materien überladen, die nicht in den Plan des Vf. gehörten. Viele von ſeinen Sätzen ſind unverſtändlich, ein Fehler, der in einem Buch, welches zum Unterricht der Jugend dienen ſoll, doppelt zu tadeln iſt, und mehrere darunter ſind falſch. So iſt nach ihm die Härte thieriſcher Theile in die Augen fallend, wo Erde und Salz die mehreſten Beſtandtheile abgeben, wie bey den Knochen. Die Fetthaut beſteht nach ſeiner Meynung aus den haarenförmigen Enden aller Gefäſse, welche ſich wie in einer lockern Filzſohle in einander hineinverlieren, und die man ſich füglich ſo vorſtellen könne, als die Sohlen von Pferdehaaren, welche oft von Menſchen, die zärtliche Füſse haben, in die Schuhe und Stiefeln gelegt werden. — „Das Nieſen iſt ein „wohlthätiges Beſtreben der Natur das Leben zu erhalten, um ſich von den Lufttheilen, welche zur Beymiſchung des Blutes zu reizbar wären, ſo geſchwind als „möglich zu befreyen, daher ſie, ſo bald als die Luft „eiligſt durch die Naſe geſchöpft wird, gleich mit aller „Kraft des Körpers dieſe Theile von ſich ſtöſset, ehe „ſie dem Blute beygemiſchet werden." Er gibt ſich beſondere Mühe die Zahl der Theile des Körpers anzugeben. So ſoll ſich die groſse Schlagader in mehr als ein paar Millionen ganz kleiner haarförmiger Schlagadern theilen, und in den Lungen „ſind mehr als ein „paar Millionen kleine Zellen oder Bläschen, und eine „jede ſolche Zelle entſteht von einer kleinen Schlagader, „die von der groſsen Schlagader, oder aus der groſsen „Herzkammer ihren Urſprung hat." Aus dieſen Stellen wird man ſich von den anatomiſchen Kenntniſſen des Vf. einen Begriff machen können. Rec. übergeht eine Menge von andern Stellen, die ihm beym Leſen auffielen: nur eine hebt er noch aus, die den Leſer faſt auf die Meynung bringen möchte, der Vf. habe den Kalendervortrag: Kinder in dieſem Monat geboren, u. ſ. f. ſich zum Muſter gewählt. „Das choleriſche Temperament ſoll durch gröſsern Zufluſs der Galle ins Blut „entſtehen. Dieſe Menſchen ſind ſehr raſch, auſserſt „empfindlich, haben ein wildes Anſehen, oft rothe „Haare. Sie halten bey allen Arbeiten gut aus, und „wegen ihrer Beſtändigkeit iſt ihnen eine langſame Arbeit nicht läſtig. Ihre Leidenſchaft iſt Stolz und „Herrſchſucht, und ihre liebſte Nahrung Fleiſch. Durch „Veredlung und Richtung ihrer Anlagen können ſie „groſse und wirkſame Geſchäftsmänner werden. Der „Geiz iſt ihnen eigen; haben ſie den Willen nicht edel „zu handeln, und ſind ſie z. B. Richter, ſo kann man „durch Geld ſie zu groſsen Niederträchtigkeiten verleiten." — Schlimm wäre es wahrlich mit uns allen beſtellt, wenn das gemeine Volk das Temperament hätte, welches der Vf. das phlegmatiſche nennt, und dem gemeinen Volke faſt ausſchlieſsend zuſchreibt. Solche Leute wünſchen ſich nemlich nach dem Vf. zwanzig Stunden zum Schlaf, zwey Stunden zum Eſſen, und zwey zur Arbeit, und in dieſen zwey Stunden vollbringen ſie doch nicht ſo viel, als der choleriſche in einer halben Stunde! Der Vf. hat auch literariſche Entdeckungen ſeinem Werke einverleibt, die bisher völlig unbekannt waren. So lehrt er, daſs Sanctorius zu Ende des fünften, und zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts Profeſſor in Padua geweſen ſey. Auch den Namen *Gallen* (ſtatt Galenus) möchten wir nicht für einen Druckfehler halten, da der Vf. ganz geringfügige Fehler, aber dieſen nicht, angezeigt hat. Die Kupfer entſprechen dem Werthe des Buches. Der nackte Mann Tab. III. A. iſt ganz verzeichnet, er hat den Bauch und die Brüſte einer Frau, und die Waden eines Karrnſchiebers. Die beiden Figuren T. III. B. ſcheinen aus irgend einer ältern Ausgabe von Kulmus anatomiſchen Tabellen entlehnt zu ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt a. M.*, b. Fleiſcher: *Das Manuſcript*, ein Schauſpiel in 1 Aufz. von *Ferd. Ochſenheimer.* 1791. 48 S. — Dieſes kleine niedliche Nachſpiel, das auf einigen der berühmteſten deutſchen Bühnen mit Beyfall aufgeführt worden iſt, zeichnet ſich unter ſo vielen neuen dramatiſchen Producten vortheilhaft aus. Der Plan iſt einfach, das Intereſſe ſteigt; die Charakterzeichnung iſt richtig; die Situationen ſind natürlich herbeygeführt; die Sprache iſt flieſsend und rein. Vielleicht ſcheint manchem die Handlung etwas gedehnt; manchem fällt vielleicht die Scene auf, wo Luiſe Hochfeld dem jungen Blondheim ſich ſelbſt anträgt: indeſſen iſt doch dieſe Scene die ſchönſte des Stückes, der Vf. hat ſie mit Delicateſſe behandelt; überall leuchtet eine Achtung für Sittlichkeit und Anſtand hervor, wodurch der Vf. ſelbſt um ſo achtungswerther erſcheint, da es ſeit einiger Zeit Ton wird, den Beyfall der Zuſchauer auf Koſten der Sitten, der Schamhaftigkeit ſogar — gewinnen zu wollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bern, b. Haller: *Des Hn. von Haller Tagebuch der mediciniſchen Literatur der Jahre* 1745 *bis* 1774. Geſammelt, herausgegeben, und mit verſchiedenen Abhandlungen aus der Geſchichte und Literatur der Medicin begleitet von D. *J. J. Römer* und D. *P. Uſteri.* Erſten Bandes zweyter Theil. 1790. XC und 798 S. Zweyter Band. 1791. 436 S. Dritter Band. 1791. 612 S.

Die Herausgeber verſtehen unter dieſem Tagebuch der mediciniſchen Literatur des ſel. Hallers die Recenſionen über mediciniſche Bücher, die dieſer in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen geliefert hatte. Dieſe Recenſionen haben ſie in chronologiſcher Ordnung, jedoch nach den Fächern der Heilkunde eingetheilt, mit Ausſchluſs der Chemie und Botanik, abdrucken laſſen, und denen, die Sammlungen dieſer Art lieben, können wir verſichern, daſs der Abdruck correct und auf gutem und haltbarem Papier veranſtaltet iſt. In dieſen drey Bänden ſtehen die Recenſionen bis 1753. Auſser einem kurzen Aufſatz von Hn. Blumenbach über den Nutzen der gelehrten Zeitungen, und über das groſse Verdienſt, welches Haller als Recenſent hatte, iſt dem erſten Bande noch eine Abhandlung von Hn. D. Römer beygefügt: *Iſt, und unter was für Umſtänden iſt den heutzutagigen Aerzten das Studium alter Aerzte nützlich?* Mit dieſer ſteht eine andere, nachfolgende Abhandlung von Hn. D. Rengger in Verbindung: *Beytrag zur Würdigung der alten Aerzte.* Hr. Römer gibt drey Geſichtspunkte an, aus denen man den Nutzen des Studiums der Alten beurtheilen kann; man lernt aus ihnen mediciniſche Terminologie; man ſtudirt groſse Muſter, und man gewinnt vielleicht hie und da neue Ausſichten zu einem vollkommenern Heilungsverfahren. In der nachfolgenden Abhandlung wird gefragt: Was hat das Studium der Alten Gutes gewirkt? Was kann es noch Gutes wirken? Man ſieht leicht ein, daſs Hr. *R.* das Studium der Alten, bey den drey Vortheilen, die er ihm zugeſteht, dem Arzte, der nur Praktiker werden will, nicht empfehlen kann, daſs er vielmehr glauben und behaupten muſs, man könne den praktiſchen Scharfblick eines Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stoll haben, ohne ſelbſt zu wiſſen, daſs ein Hippokrates und ein Galenus exiſtirt haben. Auch der Vf. der nachfolgenden Abhandlung meynt, die Alten hatten ihr Gutes ſchon geſtiftet, indem die Nutzung des Hippokrates und Galenus im Mittelalter (eigentlich nicht ſowohl die Nutzung dieſer beiden Aerzte, ſondern die groſse Achtung gegen die Araber, die aus dieſen Quellen geſchöpft hatten), das Entſtehen einer völligen Unwiſſenheit und Barbarey in der Heilkunde verhütet habe: jetzt aber ſey das Gute, das ſich von ihnen erwarten laſſe, von keinem Belang. Die Vf. beider Abhandlungen ſcheinen dem Rec. zu einſeitig geurtheilt zu haben, indem ſie den Nutzen, den das Studium der Alten gewähren kann, faſt bloſs in Rückſicht auf die Praxis würdigten; denn die zwey andern Vortheile von dem Studium der Alten, die Hr. Römer angibt, ſind nicht erheblich, und man lernt ſicherlich die Terminologie in der Medicin aus jedem Buche leichter, als aus den Alten, ſo wie ſich auch unter den alten Aerzten eigentlich nur drey Muſter aufſtellen laſſen, Hippokrates, Aretäus und Galenus. Der groſse Vortheil, den die alten Aerzte dem Arzte leiſten, der über das Handwerksmäſsige hinausſieht, iſt, daſs ihr Studium ihn mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft bekannt macht, und ſo wie die Geſchichte überhaupt die gröſste und bewährteſte Lehrerin iſt, ſo ſind auch ſie als Quellen der Geſchichte der Heilkunde von höchſter Wichtigkeit und von groſsem Nutzen für jeden, der die Wege kennen lernen will, die die Wiſſenſchaft gehen muſste, bis ſie das wurde, was ſie jetzt iſt. Jeder andere Nutzen der alten Aerzte, den man angeben will, iſt geringer. Das Studium derſelben hat ſogar der Heilkunde groſsen Schaden gebracht, ſo oft es nicht von richtigem Geſichtspunkt ausging, und nicht richtig geleitet wurde. Rec. will nur ein Beyſpiel anführen, das der Semiotik. Wir haben noch kein einziges ſemiotiſches Lehrbuch, das nicht mit entweder falſchen, oder halbwahren Sätzen angefüllt iſt. Selbſt die Werke des Proſper Alpin und des Lommius, dieſe ſo geſchätzten ſemiotiſchen Schriften, gehören unter dieſe Zahl. Die Urſache davon iſt keine andere, als daſs man, verleitet durch das kanoniſche Anſehen des Hippokrates, und zum Theil des Galenus, in dieſem Fache alles gern und willig aufnahm, was dieſe Aerzte geſagt hatten, ohne ſelbſt an das Syſtem zu denken, welches bey faſt jedem ihrer Sätze, beſonders beym Galenus, zum Grunde liegt. — Es folgt eine dritte Abhandlung von Hn. Uſteri: *de ratione et utilitate hiſtoriae aegritudinum epiſtola ad Albertum Rengger, medicum Bernenſem,* in welcher der Vf. etliche gute Ideen an die Hand gibt, wie die Geſchichte einer jeden einzelnen Krankheit zu bearbeiten ſeyn möchte, von dem Zeitpunkt an, wo ſie zuerſt beobachtet worden iſt, bis auf unſere Zeiten. Wir haben ſolche Geſchichten von der Luſtſeuche, dem Schaarbock und der Kriebelkrankheit: es wäre zu wünſchen, daſs ein dieſer Arbeit gewachſener Arzt wenigſtens eine ſchon den Alten bekannte Krankheit hiſtoriſch behandeln und zeigen möchte,

Digitized by Google

möchte, wie man ſich dieſelbe in den verſchiedenen Zeitpunkten gedacht, was für Theorieen man untergelegt, und wie man ſie, eben auf Veranlaſſung dieſer Theorieen, behandelt habe.

Zu dem dritten Bande ſind wieder etliche mediciniſch-literariſche Abhandlungen gekommen. *P. Uſteri de nova ſcriptorum Stahlii edenda epitome.* Er hat die, ſoviel Rec. bekannt iſt, noch nicht ins Werk geſetzte Abſicht, die Werke des Stahl, mit Weglaſſung des Chemiſchen, in ſyſtematiſcher Ordnung in einem vollſtändigen Auszug herauszugeben. Zugleich will er eine kurze kritiſche Beurtheilung der Schriften von Stahls Schülern und eine vollſtändige Anzeige der wider Stahl geſchriebenen Schriften liefern, und eigene Abhandlungen zur Erläuterung des Stahliſchen Syſtems der Phyſiologie beyfügen. Als Probe von ſeiner Arbeit liefert er zwey Probeſchriften von Stahl im Auszug: *de empiria rationali medica*, und *de emendandae hiſtoriae clinicae fundamentis*.

Leipzig, b. Feind: D. *Johann Peter Franks*, K. K. wirkl. Gubernialraths zu Meiland und Profeſſors der praktiſchen Medicin zu Pavia, *drey zum Medicinalweſen gehörige Abhandlungen:* 1) Entwurf zur Errichtung einer kliniſchen Schule; 2) Entwurf zur Errichtung eines mediciniſch-chirurgiſchen Collegiums zu Pavia; 3) Apothekerordnung für die öſtreichiſche Lombardie. Aus dem Italieniſchen. 1794. XXVI u. 132 S. 8.

In der Vorrede handelt der Ueberſetzer, Hr. Prof. ſubſtit. *Titius* in Wittenberg, von dem Nutzen mediciniſch-praktiſcher Lehranſtalten auf Akademieen, beſonders der Spitäler, desgleichen von der Wichtigkeit mediciniſcher Polizeyeinrichtungen, daſs die Quackſalberey verhütet, den Armen von geſchickten Medicinalperſonen die gehörige Hülfe geleiſtet, und das Apothekerweſen in einen beſſern Stand geſetzt werde. Er erklärt ſich durchaus für die Spitäler zum Unterricht junger Aerzte im mediciniſch-praktiſchen Fach, und hält ſolche Anſtalten, wo junge Aerzte an das Krankenbett in den Wohnungen der Bürger geführt werden, und unter Leitung eines geübten Arztes die Krankheiten ausforſchen, und die diätetiſchen und eigentlichen Heilmittel angeben müſſen, für weniger zweckmäſsig. Er entwickelt die Gründe für dieſe ſeine Meynung nicht ausführlich, welcher auch Rec. nicht unbedingt beyſtimmen möchte. Denn die Erhaltung des Lebens ſo vieler Kranken, als nur immer möglich iſt, muſs immer der erſte Zweck bey ſolchen Anſtalten ſeyn, und die Erfahrung hat gelehrt, daſs dieſer Zweck beſſer, und auch um einen geringern Aufwand erreicht wird, wenn arme Kranke in ihren Wohnungen von dazu beſtimmten fähigen Perſonen beſorgt, und mit Nahrung, Arzneyen und allen Bedürfniſſen, die ihre Krankheit fordern kann, verſehen werden. Auch diejenigen jungen Aerzte, die ſich in der Ausübung der Heilkunde den nothwendigen Unterricht verſchaffen wollen, haben von ſolchen Anſtalten gewöhnlich beſſern Nutzen, wenn nur die Anſtalten ſelbſt gut eingerichtet ſind.

Die erſte Abh. des Hn. F. wurde durch einen Antrag der Regierung zu Genua veranlaſst, vermöge deſſen er dieſem Staate einen Plan zur Errichtung eines kliniſchen Inſtituts mittheilen ſollte. Dieſer Plan wurde im J. 1790 gedruckt: es iſt der nemliche, der auch in Meiland ins Werk geſetzt worden iſt, und den man noch jetzt in Pavia, in dem Spital, welchem Hr. F. mit ſo groſsem Ruhm vorſteht, befolgt. Das mediciniſche und chirurgiſche Collegium zu Pavia iſt von der mediciniſchen Facultät verſchieden, beſteht aber doch zum Theil aus Gliedern der Facultät. Es hat die Oberaufſicht über das ganze Medicinalweſen der Provinz, und alle promovirten Aerzte, Wundärzte, Hebammen und Apotheker müſſen von dieſem Collegium geprüft werden, ehe ſie angeſtellt werden können. Es müſſen auch alle Aerzte im Lande mit dieſem Collegium eine beſtändige Correſpondenz unterhalten, und demſelben alles Merkwürdige mittheilen, ſo wie auch die Aerzte in einzelnen Städten und auf dem Lande gehalten ſind, zu beſtimmten Zeiten zuſammenzukommen, und unter der Aufſicht eines Bevollmächtigten des Directorialcollegiums (ſolche Bevollmächtigte ſind in den Provinzen und Städten des Herzogthums) einander ihre Bemerkungen mitzutheilen, Krankengeſchichten vorzulegen u. ſ. f. Auch müſſen die Aerzte an ihre Geſellſchaften monatliche Liſten von ihren Kranken einſchicken, welche der Bevollmächtigte alle ſechs Monate an das Directorium zu Pavia einzuſenden hat. — Die Apothekerordnung iſt ſehr genau und ſtreng. Nur an ſolchen Orten, wo ſich kein Apotheker ernähren kann, darf das Directorialcollegium dem Arzte, oder dem Medico-Chirurg verſtatten, ſeine Arzneyen ſelbſt zu bereiten: er muſs aber doch die Präparate von einem approbirten Apotheker nehmen, und durch ſeine Bücher beſcheinigen, daſs er dieſes thue. Ein Apotheker, der im Herzogthum aufgenommen werden will, muſs in demſelben drey Jahre lang gelernt, und vier Jahre in einer guten Officin einer der vornehmſten Städte des Herzogthums ſich aufgehalten haben. Zwey Jahre von dieſen ſieben muſs er entweder in Mantua, oder in Pavia zugebracht, auch muſs er die Vorleſungen über Chemie, Materia medica oder (?) Botanik, welche im Gymnaſio di Breva gehalten werden, beſucht haben. Das Examen koſtet 200 Lire, bey Ausländern doppelt ſo viel. Diejenigen, welche abgewieſen werden, verlieren die Hälfte von dieſer Summe, die ſie vor dem Examen erlegen müſſen. Eben ſo iſt es auch bey den Aerzten und Wundärzten. Die Apotheker ſollen auch über die Anwendung der Arzneyen und Präparate in der Arzneywiſſenſchaft im Allgemeinen geprüft werden, desgleichen über die Gaben der Arzneyen. Ein Apotheker, der nach der Approbation ſeine Kunſt in ſechs Jahren nicht treibt, wird angeſehen, als habe er ſie aufgegeben, und muſs von neuem geprüft werden. Auch der Lehrling muſs beym Auslernen geprüft werden, und dafür 24 Lire bezahlen, ſo wie auch die jährliche Viſitation der Apotheke von dem

Digitized by Google

dem Bevollmächtigten des medicinisch - chirurgiſchen Collegiums im Städten mit 24, auf dem Lande aber mit 18 Lire bezahlt werden muſs. Ein Apothekerbuch und eine Taxordnung ſoll ausgearbeitet werden.

Quedlinburg, u. Blankenburg, b. Ernſt: *Medicinische Beobachtungen.* Zweyten Bandes drittes Heft. 1789. 64 S. Viertes Heft, mit welchem der zweyte Band geſchloſſen iſt, 1791. 71 S.

Der Herausgeber dieſer Beobachtungen iſt Hr. D. *Krebs*, Phyſikus im Fürſtenthum Blankenburg. Das III Heft enthält folgende Fälle: 1) ein ſeltſamer Wahnſinn eines Bauren, der ſeinen Schwiegervater als Geſalbter und Prophet Gottes geſchlagen und verwundet hatte. Der Wahnſinn hatte offenbar nachgelaſſen, da der Inquiſit verhaftet wurde: indeſſen für einen Propheten, der aber nicht mehr prophezeyhen könnte, hielt er ſich doch noch. Der Vf. des gerichtlichen Gutachtens hierüber hielt ihn nicht mehr für ſchwermüthig, und glaubt, die Zeit würde die Eindrücke der kranken Einbildung vollends verwiſchen. 2) Leichenöffnung eines ertrunkenen Mannes. Der Fall iſt merkwürdig. Der Leichnam war im Waſſer gefunden worden. Der Hals war mit einem doppelten Strick feſt zuſammengeſchnürt, an dem ein ſchwerer Stein hieng. Die Sugillation vom Strick am Hals zeigte, daſs der Menſch lebte, da der Strick um den Hals gelegt würde. Auſser mehrern Wunden am Leichnam war auch eine Wunde bis in die linke Herzkammer gedrungen. Die Bruſt war voller Blut, die Herzkammer aber war leer. Die Gefäſse im Unterleib, und ſelbſt die Gefäſse des Herzens, waren ebenfalls vom Blute ſtrotzend voll. Von den Lungengefäſsen, und den Gefäſsen der Bruſt wird nichts bemerkt. Der Vf. des Berichts iſt der unwahrſcheinlichen Meynung, daſs der Stich ins Herz dem Leichnam unter dem Waſſer beygebracht worden ſey, da er noch lebte: wahrſcheinlicher iſt es, daſs die Verwundung ſogleich von dem Sprung ins Waſſer erfolgte. 3) Beſichtigung und Oeffnung einer vom Gewitter erſchlagenen ſchwangern Perſon. 4) Eine ſchwer zu erkennende und unheilbare Krankheit. Der Pförtner war durch etliche Speckgeſchwülſte widernatürlich verengt, und der Kranke ſtarb an der Atrophie, die durch den verſagten Durchgang der Nahrung in den Darmcanal bewirkt wurde. 5) Purpura alba pleuritidem judicans. Der Seitenſtich war die erſte Periode des Frieſels, vor dem Ausbruch, wo das Frieſelfieber allemal mit Bruſtbeſchwerden, die ſich ſehr oft der entzündlichen Natur nähern, verbunden iſt. Auf die von Allioni beſchriebenen Kennzeichen des Frieſels in dieſer Periode hat der Vf. nicht gemerkt. 6) Ueber den Keichhuſten. 7) Ein Mittel aus Zinkblumen, Meerzwiebel, Spiesglanzſchwefel, und einem einſaugenden Mittel hat dem Vf. bey mehrern Arten des Aſthma, beſonders von rheumatiſcher Materie mit Krämpfen, gute Dienſte geleiſtet. 8) Sectionsbericht einen vermutheten Kindermord betreffend. Das Kind war bey der heimlichen und ſchnellen Geburt durch den Fall auf die Erde verletzt worden, und nachher durch die heftige Kälte erſtarrt.

IV. Heft. 1) Eine verſteckte Krankheit des Unterleibes. Es war weiſser Fluſs von der ſchlimmſten Art, mit Schwangerſchaft verbunden, die von dem Wundarzt, der die Geſchlechtstheile mehrmals unterſuchte, nicht entdeckt wurde, bis die Geburt bewies, daſs ſie vorhanden geweſen war. 2) Ein Kindbetterinnenfieber. Es war entzündlich, und entſtund von den Quetſchungen der innern Geburtstheile bey der Geburt, die durch den Hebel des Roonhuyſen befördert wurde. Die Entzündung der Gebärmutter endigte ſich durch die Eiterung, und eine Lungenſucht, mit Auswurf einer milchartigen Materie ſtellte ſich ein. Auch dieſe verlohr ſich aber, da ſich in der ſiebenten Woche Milch in den Brüſten zeigte. 3) Ein groſses Gewächs im Unterleib. Es lag unter den Bauchmuſkeln, über dem Darmfell. Man ſchritt zur Ausrottung, nach welcher aber die Kranke ſtarb. 4) Vom Driburger Mineralwaſſer. 5) Eine Darmgicht. Es iſt eine ausführliche und genaue Geſchichte einer ſehr wichtigen Krankheit, die ſich mit dem Tode endigte. Auſserordentliche Verengerungen der Gedärme an mehrern Stellen, und eine ſteinartige Verhärtung im wurmförmigen Fortſatz des Blinddarms wurden, nebſt den andern natürlichen Wirkungen der Krankheit, nach dem Tod gefunden.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Repertorium der medicinischen Litteratur des Jahres* 1792. Herausgegeben von *Dr. Paulus Uſteri*, der correſpondirenden Geſellſch. Schweitzeriſcher Aerzte und Wundärzte committirtem Mitgl. — — 1794. 662 S. 8.

Es gereicht uns zu wahrer Freude, daſs dieſes mühſame, und zur jährlichen Ueberſicht der medicinischen Literatur wahrhaft nützliche Werk von dem unermüdeten Hn. U. ſo fleiſsig fortgeſetzt wird. Der Plan deſſelben iſt unſern Leſern ſchon aus der Anzeige eines der vorigen Jahrgänge in unſern Blättern (ſ. A. L. Z. 1793. n. 48.) bekannt. Hr. U. theilt nemlich die Schriften mediciniſchen Inhalts nach den Hauptfächern ein, und ſetzt unter dieſe, was darunter gehört. Von jedem Buch gibt er die Titel vollſtändig, auch gröſstentheils mit Bemerkung der Seitenzahl an. (Für einen Uebelſtand hält es Rec., daſs die Griechiſchen Titel etlicher Schriften, welche vorkommen, mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind.) Darauf folgt ein Verzeichniſs der kritiſchen Blätter und Werke, in denen ſich Recenſionen von dem Buche finden, und hierauf lieſt man eine aus dieſen Recenſionen gezogene, kurze Inhaltsanzeige und Beurtheilung des Buchs. Man ſieht den Nutzen von einer ſolchen Arbeit leicht ein. Der Arzt, der ſich um die Literatur ſeiner Wiſſenſchaft bekümmert, hat in dieſem Werk eine jährliche ziemlich vollſtändige Ueberſicht derſelben mit ſehr geringen Koſten, und dieſe Ueberſicht wird künftig ſicher an Vollſtändigkeit gewinnen, ſo wie das Inſtitut des Vf. ſelbſt mehr Grund gewinnt, und er auch mehrere

Digitized by Google

kritiſche Blätter des Auslandes, deren etliche er ſchon braucht, nutzen wird. Auch durch den correcten Druck und durch das ſchöne Papier zeichnet ſich dieſes Repertorium vortheilhaft aus.

Stendal, b. Franzen und Groſſe: *Von der Peſt, ihren Urſachen, Zufallen, Behandlung und Sicherungsmitteln.* Aus dem Franzöſiſchen von D. F. D. in G. Zweyter Theil. 1790. 370 S. 8.

Die Bemühung der Verleger, die angefangene Ueberſetzung dieſes von *Chicoyneau* geſammelten Werkes fortzuſetzen, verdient den Beyfall des Publicums. Die Seuche, welche in dieſem Werk ſo genau beſchrieben wird, war eine der tödtlichſten in unſerm Jahrhundert: ſie todtete von 90.000 Menſchen zu Marſeille 39.134. in Toulon von 22,000 Menſchen 13,160. zu Arles von 12.000 8,110, und zu Aix von 24.000 7.534 Menſchen. Die Bevölkerung in allen Städten und Orten, wo ſie herrſchte, betrug beym Ausbruch derſelben, 247,869 Menſchen, von denen 87,666 vom 10ten Julius 1720 bis den 1 Sept. 1721 ein Raub des Todes wurden. Die Ueberſetzung des erſten Theils hatte Hr. *Ringebroig* beſorgt: weil aber dieſer zur Fortſetzung nicht bewogen werden konnte, ſo wurde ſie einem andern aufgetragen, der ſie mit Fleiſs und Treue verfertigt hat.

Stendal, b. Franzen u. Groſſe: *Nicolas Fontana Bemerkungen über die Krankheiten, womit die Europaer in warmen Himmelsſtrichen und auf langen Seereiſen befallen werden; auf einer Seereiſe nach Oſtindien gemacht.* Aus dem Italiäniſchen. 1790. XII. und 123. 4.

Ein groſser Theil dieſes Buches beſteht aus Tabellen, auf welchen Witterungsbeobachtungen auf der Reiſe und in Oſtindien verzeichnet ſind. Der übrige Theil handelt von den nachlaſſenden Fiebern, der Ruhr, der Cholera, der Leberentzündung, der Gicht, dem Scorbut und der Luſtſeuche. Das Werk enthalt nichts Eigenes, und viele Krankengeſchichten, die es ohne Noth vergröſsern. Die Ueberſetzung gehört unter die mittelmaſsigen.

PAEDAGOGIK.

Halle, b. Gebauer: *Neues Elementarwerk für die niedern Klaſſen lateiniſcher Schulen und Gymnaſien. — Erſter Theil.* Lat. Leſebuch für die erſten Anfänger oder die unterſte Klaſſe. *Dritte Auflage.* 1784. XXVIII u. 348 S. — *Sechſter Theil.* Lat. Leſebuch für den zweyten Curſus oder die ſiebente Klaſſe. *Zweite verbeſſerte Auflage.* 1789. XIV u. 320 S. *Vierter Theil.* Mathematiſches Lehrbuch für die achte Klaſſe oder den erſten Curſus. *Zweyte Auflage.* Mit 7 Kupfertafeln. 1789. 214 S. *Dritter Theil.* Deutſches Leſebuch für die unterſte Klaſſe nebſt den Anfangsgrunden der deutſchen Sprachkunſt und Kinderlogik. *Zweyte Auflage.* 1790. 306 S. *Dreyzehnter Theil.* Lat. Leſebuch für den vierten Curſus. *Zweyte Abtheilung.* 1792. 236 S. gr. 8. (Preis dieſer Theile 3 Rthlr. 8 gr.)

Die neuen Auflagen dieſer Theile ſind meiſt unverändert geblieben. Der ſechſte Theil hat einige kleine Abänderungen bekommen. Die zweyte Abtheilung des 13ten Theils iſt neu und enthalt *ſelecta hiſtoriae romanae capita ex Livio aliisque ſcriptoribus excerpta.* Den Beſchluſs dieſer Abtheilung machen die Thaten und Schickſale des Hannibal in Italien. Da die Zeit auf Schulen zu kurz, vielleicht auch zu koſtbar iſt, um den ganzen Livius zu leſen, ſo wird dieſe Quinteſſenz aus ihm und den übrigen Geſchichtſchreibern der R. Geſchichte ohne Zweifel Lehrern und Schülern gleich willkommen ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *Beyträge zur Geſchichte der Anguſturarinde* geſammelt und herausgegeben von *F. A. A. Meyer, d. A. und W. D.* 1793. 72 S. 8. Dies iſt ein Nachtrag zu den Nachrichten, die der Herausg. in ſeinen *mediciniſchen Verſuchen* von dieſer Rinde mitgetheilt hat. Zuerſt ein *Auszug aus des Wundarztes Wilkinſon zu Sunderland Bemerk. üb. die Anguſturarinde* (aus Simmon's medical facts and obs. Vol. II.) Es *ſoll* ein Auszug ſeyn, aber *Wilkinſon* redet darinn nur zuweilen in der erſten Perſon, übrigens redet der Herausgeb. oder — man weiſs nicht wer. Eine groſse Nachlaſsigkeit mit Eilfertigkeit gepaart zeigt ſich hie und da in dieſem Werkchen. So wird z. B. S. 41. Zeile 1. nicht geſagt, daſs von chroniſchen Augenentzündungen die Rede iſt. Dieſe Rinde gleicht im Geſchmacke einem Gemiſche von Columbowurzel, Kaskarilie und Kamillen: ſie hat groſsere antiſeptiſche Kräfte als Chinarinde. Kinder nehmen ſie lieber als letztere. Als Pulver iſt es am kraftigſten. Sonſt iſt das Dekokt weit kräftiger als die Aufgüſſe. Zimmt beſſert den Geſchmack ſehr. Ein mit faſt ſechs Unzen Chinarinde vergeblich bekampftes Wechſelfieber durch 3½ Quentchen Anguſtura auf immer geſtillt. Ein anderes mit Engbrüſtigkeit, vergeblich damit behandelt. (Nachläſſig hingeworfene) Fälle von gaſtriſchem Faulfieber, Kindbettfieber, von Durchfällen, allgemeiner Schwache mit Reizbarkeit, beſonders von Magenſchwache, und auſſerdem noch eine groſse Menge andrer innerer und äuſſerer Uebel (wie das bey neuen Mitteln zu geſchehen pflegt!), wo ſie viel Hulfe geſchafft haben ſoll. Dann folgt S. 45 bis 53 eine fluchtige Anzeige deſſen, was ſeit einiger Zeit von dieſer Rinde hie und da in Schriften erwähnt werden. *Brande* hat ihre Verſchiedenheit von der Rinde der Brucea antidyſenterica zuerſt gezeigt, mit der ſie die engliſchen Droguiſten für eins ausgaben. S. 55 und 60. Ein Paar Fälle vom Herausg. wo ſie in einem kolliquativen Durchfalle und in einem Quartanfieber widrige Zufälle zeigte. S. 63. Einige Verſchiedenheiten dieſer Rinde von der Brucea antidyſenterica.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. May. 1795.

OEKONOMIE.

Nr. 1) Berlin, b. Pauli: *Unterſuchung, ob die Koppelwirthſchaft in den preuſſiſchen Staaten anwendbar ſey, oder nicht?* von *Gottfried Ludolf Graſsmann*, Prediger der(er) Dörfer Siuzlow und Kortenhagen in Pommern. 1793. 382 S. gr. 8. (20 gr.)

Nr. 2) Berlin, b. Voſs: *Abhandlung über die Nützlichkeit der ſogenannten Koppelwirthſchaft* in Vergleichung mit der allgemein eingeführten Drey-Felder-Wirthſchaft. Von *J. H. Lange*, Königl. Oekonomie-Commiſſarius und Kammerconducteur. 1793. 106 S. 12 S. gr. 8.

Nr. 3) Berlin, b. Maurer: *Bemerkungen über die ſogenannte Koppel- und Dreyfelder-Wirthſchaft* in Vergleichung mit der Wirthſchaft des Camillo Tarello. Von dem Oekonomiecommiſſario *J. F. Lange*. 1794. 64 S. gr. 8. (6 gr.)

In Nr. 271 der A. L. Z. v. J. S. 449 ff. haben wir bereits bey der Anzeige 3 Schriften über die Anwendbarkeit, den Nutzen oder die Schädlichkeit der Koppelwirthſchaft in der Mark Brandenburg, die deſsfalls von der konigl. Akademie der Wiſſenſchaften aufgegebene, aber nicht entſchiedene Preisfrage, ſo wie zugleich die dadurch veranlaſste Streitigkeit über die empfohlne vierfeldrige Wirthſchaft, gegen die Koppel, erwähnt. Hier machen wir unſre, auf den nichts weniger als harmoniſchen Gang ökonomiſcher Aufklärung, aufmerkſamen Leſer mit neuen Abhandlungen darüber bekannt. Sie ſind, wie die neulich angezeigten, von ſehr verſchiedenem Gehalt.

Der Vf. von Nr. 1) ſucht zwar S. 5. den ihm gemachten Vorwurf von ſich abzulehnen, als ob er noch gegen die Koppelwirthſchaft ſtimme: allein gegen die uneingeſchränkte Billigung der Koppel von Seiten deſſelben, werden durch dieſe ganz zuſtimmend ſcheinende Abhandlung bey jedem vernünftigen Leſer manche Bedenken entſtehen, da Hr. G. die Empfehlung dieſer Wirthſchaftsart mit zu vielen Beſorgniſſen durchwebt, und letztere faſt durchgängig in ein helleres Licht ſtellt, als ſeine übrigens wohlbegründeten Empfehlungen. Mehrern Beyfall würde die ihren Gegenſtand ganz umfaſſende, und mit einſichtsvollen Vorſchlägen angefüllte Schrift erhalten, wenn der Vf. alle unnöthige Weitſchweifigkeit vermieden, inſonderheit die, oft mehrere Bogen einnehmenden, Verbindungen: „Wir „haben im Vorhergehenden angezeigt, wir haben in „den Vorhergehenden geſehen u. ſ. f.", wo gewöhnlich halbe §§ wiederholt werden, weggelaſſen, und ſich nicht an ſo vielen Stellen undeutſch ausgedrückt hätte, als z. B. *in der Blüthe* ſt. in *die* Blüthe zu treten; auf *der* Weide ſt. auf *die* Weide treiben, in *einem* Zuſtande verſetzet u. dgl. Auch die gehäuften Declamationen gegen Gemeinheiten, Weide auf Wieſen ganz im Schubartiſchen Ton, ſo wie gegen die Wirthſchaft in dreyen Feldern, welche er höchſtens nur in einigen fruchtbaren Gegenden in der Ukraine gelten laſſen will, ſind nicht ſehr zu billigen. So werden auch einige Vorſchläge deſſelben v. S. 190 — 200 in Abſicht auf Düngerſammlung, Bereitung und Düngermagazine bey groſsen Städten, wenig Beyfall von Seiten der Oekonomie ſowohl, als der im letzten Falle dabey eintretenden höhern Polizey, erhalten.

Der Vf. von Nr. 2), der an Einſicht und Gründlichkeit Hn. G. weit nachſteht, ſtimmt ſchon in der Dedication an S. Kön. Majeſtät für *allgemeine* Einführung der Koppeln in der Mark Brandenburg. In der Abhandlung ſelbſt findet man auf den erſten 50 Seiten vieles durch einander, aber wenig auf die Koppeln abzweckendes; und auf den letzten 56 S. mehr unnöthige Berechnungen zu Gunſten der Koppelwirthſchaft, als hinlänglich belehrende Gründe für ihre Einführung. Was für Belehrungen laſſen ſich aber von einem Oekonomen erwarten, der ſich S. 21. nachſtehendes Räſonnement erlaubt: „Man kann nicht ſagen, daſs das „Bracheliegen nothwendig ſey, damit man hinlänglich „Zeit gewinne, den Acker zur Winterſaat gehörig zu„zubereiten. Denn der Landmann kann zu der Zube„reitung des Ackers zur Winterſaat im Herbſt eben ſo„wohl als im Frühjahr beynahe 3 Monat Zeit verwen„den, und dennoch die Ausſaung ſo zeitig bewirken, „als wenn der Acker ſchon im Sommer in der Brache „gepflüget wäre;" und der von „*zeitiger Saat* und *Vorbereitung des Ackers bis zum December*" ſpricht?

Gleichen Gehalts ſind Hn. *J. F. Langens* Bemerkungen in Nr. III. Ueberdieſs findet man hier noch Dinge andrer Art. Sein Plan war, des Hn. Curatoris der Akademie Bemerkungen zur Empfehlung der vierfeldrigen Wirthſchaft, gegen die dagegen abzweckenden Bemerkungen des Hn. Geh. Commercienrath *v. Wolff* in Schutz zu nehmen. Zu dieſem Behufe ſtellt er ſeinen *Camillo Tarello*, (einen Venetianiſchen Oekonom aus dem 16 Jahrhundert,) deſſen Methode mit Grunde der Vf. von Nr. 2) S. 1. verwirft, als entſcheidenden Richter auf, der nur den 4ten Theil des Ackers jährlich zu beſäen anräth; und damit iſt S. 55. der Hr. Geh. R. *v. W.*, und mit ihm jeder Anpreiſer der Koppel-

pelwirthſchaft für die Märkiſchen Lande völlig widerlegt.

Möchte ſich doch ein Mann, (der S. 2. in der Vorr.) alles Leidenſchaftliche auſser Verbindung mit ſeiner Abſicht ſetzt, und doch immer leidenſchaftlich ſpricht, ſich nicht in eine ſolche Streitigkeit gemiſcht haben! Möchte wenigſtens dieſer Hr. *L.* fühlen, daſs er ſich ſelbſt ſchändet, da er S. 23. 27. u. 45. ganz der Wahrheit entgegen behauptet: daſs der Hr. G. R. *v. W.* jährlich über 2000 Rthlr. an Stroh und Heu zukaufen müſſe und zugekauft habe, da doch in deſſelben offenen Angaben von ſeiner erſten Einrichtung der Koppeln (S. 54. der neulich angezeigten Schrift von ihm) in *ſechs* Jahren auf 2 ſo groſsen Landgütern mit Einſchluſs 3 Vorwerke nicht mehr als für 2677 Rthlr. 19 gl. 6 Pf. an Heu und Stroh zum erſten Etabliſſement dieſer neuen Wirthſchaftsart zugekauft war! Dies ſey genug zur Rüge unbefangener Kritik!

Das Reſultat von Leſung dieſer und anderer Schriften kann und wird kein andres ſeyn, als volle Zuſtimmung zu der in ihnen der Mark empfohlnen neuen Bewirthſchaftung in Koppeln, ohne Aufdringung derſelben! Beſitzer groſser Güter heben in reeller Empfehlung derſelben an: Communen werden von der höhern Polizey ſodann, nach den Graſsmanniſchen Vorſchlägen, ſich williger leiten laſſen, eine Abänderung einzugehen, von welcher ſie, wo auch nicht viele Erleichterung, doch *reichlichere* Belohnung ihrer Arbeit wegen des Gelingens rühmlicher Vorgänger hoffen können. Schriftliche Anpreiſungen hätten wir nun im Ueberfluſs, und Einwendungen dagegen ſind auch ſattſam widerlegt!

Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber die Anwendbarkeit der Koppelwirthſchaft in der Mark Brandenburg mit einer Vorerinnerung die durch die Bemerkungen des Herrn Grafen von Herzberg über die holſteiniſche Koppelwirthſchaft veranlaſſet worden, von Otto Benedict Janeke*, Fürſt-Biſchöflich-Lübeckſchen Kammerrath. 1794. 125 S. 8. *)

Auch dieſe Schrift war unter den auf die gedachte Preisfrage eingelaufenen. Hr. *J.* glaubte ſich verpflichtet den Grund oder Ungrund der Behauptungen Hn. Graſsmanns und andrer Gegner der Koppelwirthſchaft näher zu prüfen. Er will zuerſt das Nützliche oder Nachtheilige einer Wirthſchaftsart überhaupt kürzlich berühren und durch ein Beyſpiel beweiſen, welchen Ertrag der Acker eines nach den Grundſätzen der holſteiniſchen Wirthſchaft eingerichteten Gutes wirklich liefert, und wieviel geringer die Einnahme ſey, die von einem in 3 Feldern genutzten Gute, im Verhältniſs mit ſeiner Gröſse nur zu erwarten ſteht, oder auf das ſorgfältigſte berechnet werden kann. Das Beyſpiel eines gehörig cultivirten holſteiniſchen Gutes nimmt Hr. J. von dem, in den Schleswigholſteiniſchen Provinzialberichten v. J. 1793. St. 6. beſchriebenem Gute, deſſen Ertrag und Bewirthſchaftung während eines Zeitraums von 160 Jahren gezogen und angezeigt iſt. Den Ertrag der 8 letzten berechneten Jahre vom May 1783 bis 1791 betrug vom Ackerbau und der Kuhnutzung (Holländerey) im Durchſchnitt 9143 Rthlr. folglich die Nutzung einer jeden Tonne Landes jährlich über $10\frac{1}{2}$ Rthlr. holſtein. Courant und mehr als 13 Rthlr. preuſs. Courant. (Eine Tonne Landes beſteht in 240, oder jede 2 Morgen in 243, Quadratruthen nach Hamburgiſchen Maaſse). Dieſem Gute ſetzt der Vf. das von dem Hn. v. *Münchhauſen* in der *Oeconomia forenſis* (Hr. v. *Benekendorf* war Vf. derſelben) zum Beyſpiel genommene Gut Allenshagen entgegen, deſſen Ertrag nach den Grundſätzen bey der Dreyfelderwirthſchaft berechnet worden, entgegen, und zeigt daraus, daſs bey der Wirthſchaft in 3 Feldern nur 4615 Rthlr. folglich 5024 Rthlr. weniger, als nach der holſteiniſchen Koppelwirthſchaft herauskommen. Noch beruft ſich Hr. J. S. 28. auf ein Beyſpiel, wo vor nur wenigen Jahren der Acker von drey, in 3 Feldern gelegenen und genutzten kleinen Vorwerken, nachdem ſie zuſammengezogen und ein gröſseres Landgut, in 11 Koppeln eingetheilet, daraus gemacht und nach der holſteiniſchen Wirthſchaft eingerichtet worden, gleich im erſten Jahre nach dieſer Veränderung, den Ertrag mehr als gedoppelt geliefert hat, wozu dieſe vormaligen 3 Vorwerke theils gerichtlich, theils nach der landſchaftlichen Taxe abgeſchätzt worden, als ſie im Durchſchnitt der vor dieſer Veränderung verfloſſenen letztern 6 Jahre wirklich eingebracht haben. Endlich führt der Vf. noch die Abhandlung des Hn. geh. Commerzienraths von *Wolf*, die von der Academie der Wiſſenſchaften das Acceſſit erhalten hat, zu ſeinem Beweiſe an. Hr. *v. W.* hatte auf ſeinen Gütern, die in 3 Feldern lagen, nicht die eigentliche Koppel, ſondern eine meklenburgiſche ſo genannte Schlagwirthſchaft eingeführet, die jedoch mit der Koppelwirthſchaft im Weſentlichen, nämlich im abwechſelnden Gebrauch des Ackers zum Kornbau und zur Weide ſehr übereinkommt. Am Ende der Dreyfelderwirthſchaft, auf Trinitatis 1783, waren auf dieſen Gütern vorhanden, 72 Ochſen, 3 Bullen, 85 Kühe 21 Stück Güſteviehs und 1923 Schafe. Auf Trinit. 1789 waren auf dieſen Gütern aber 151 Stück Rindvieh und 378 Schafe mehr, als bey der Dreyfelderwirthſchaft. Die Melkerey (Holländerey) brachte nun nach eingerichteten Schlagwirthſchaft jährlich mehr als dreymal ſo viel, als ſie bey der vormaligen Dreyfelderwirthſchaft eingetragen hatte. Bey eben dieſer Wirthſchaft waren von 17[illegible] nur gedroſchen 1833 Wiſp. 6 Schfl. 10 Metzen, von 17[illegible] hingegen 2315 - 23—7 und an Ausſaat waren überdies noch 40 Wiſpel und 4 Metzen erſparet worden.

Nun ſchreitet Hr. J. zur Widerlegung der beſondern Einwürfe des Hn. Grafen von Herzberg.

1) „Der Dünger von dem auf den Koppeln weidenden Viehe gehe verloren." — Hiewider wird geantwortet, daſs die Erfahrung nicht dafür ſey, und der ruhende Acker durch den Dünger des weidenden Viehes fruchtbar gemacht werde, wie ſolches auch bey der Dreyfelderwirthſchaft geſchehe, der 10 und mehrere Jahre ruhen

*) Dieſe Recenſion hat einen andern Verf., als die vorhergehende. *A. d. H.*

Digitized by Google

ruhen müſſe, um ſo wohl durch die Ruhe, als den Miſt des weidenden Viehes zu 1 oder 2 Kornſaaten wieder tauglich zu werden. — Mit dieſer Beantwortung kann Rec. nicht ſo ganz übereinſtimmen. Nur da laſst man den Acker 6, 9, und mehrere Jahre ruhen, wo er ſehr leicht iſt. Auf ſolchen ſandigen leichten Feldern wächſet wenig oder gar kein Gras für das groſse Vieh, nur nothdürftig für die Schafe. Der davon abfallende Dünger thut hier nichts, weil, wenn auch einige Kräfte davon einziehen, Sonne und Regen doch bald alles hinwegnehmen, wie ſolches in den ſandigen Ländern auch aus dem vom Hofe dahin gefahrnen Dünger zu ſehen iſt, der wenig mehr als für eine Aerndte anzieht, dagegen ſolcher Dünger auf einem feſten Boden wohl drey Jahre hindurch noch ſeine Kräfte bewähren kann. Die Ruhe des leichten Ackers dient bloſs dazu, daſs der Sandboden ſich wieder ſetze und feſt werde. Eine Beackerung von mehreren Jahren hintereinander macht ihn ſo locker, daſs Luft und Sonne, am meiſten aber die Winde, ihn noch mehr loſe und für die Saatpflanze ganz nahrlos werden laſſen. 2) „Das nächtliche Auſsenbleiben des Viehes ſey eine Urſache vieler Krankheiten, und ſo gar ſey die Viehſeuche in Holſtein viel gemeiner und anhaltender geweſen, als in den Ländern, wo keine Koppelwirthſchaft ſtatt findet." — Antwort: Wild und Pferde, die Tag und Nacht im Felde gehen, erkranken nicht. Die Viehſeuche kam aus Holland und Deutſchland, wo man keine Koppelwirthſchaft hatte, über die Elbe nach Holſtein. Wäre das nächtliche Auſsenbleiben des Hornviehes an der Seuche Schuld, ſo würde ſie ſchon ſeit Jahrhunderten hier bekannt und einheimiſch geweſen ſeyn. Möchte nun ja die Seuche in Holſtein länger angehalten haben, ſo könnte etwa die Inoculation derſelben daran Schuld ſeyn, als welche man ſo lange als möglich fortſetzte, um zu den Holländereyen, die auf den Gütern ſchon meiſtens mit durchgeſeuchtem Viehe beſetzt waren, junges, durchgeſeuchtes Vieh zum Einſchuſs, in hinlänglicher Anzahl ſich zu verſchaffen. Hatte doch die Koppelwirthſchaft den Vortheil noch, daſs das Vieh, wenn die Seuche ſich im Sommer ſpüren lieſs, ſo fort von einander abgeſondert, auf 4 und mehr Koppeln vertheilt, und hiemit ein Theil der Heerde gerettet wurde, welches bey der Drey- und Vierfelderwirthſchaft nicht geſchehen kann. — (Aber warum nicht? Hat man auſser den Ackerfeldern Nebenweiden, ſo laſst ſich das geſunde Vieh darauf leicht trennen, wenn ſelbigem ein entlegener Platz angewieſen und eingefriedet wird. Eben dieſes kann auch auf nicht-kleinen Brachfeldern geſchehen, wie ſolches hie und da zur Zeit der Viehſeuche auch auſserhalb der Brandenburgiſchen Länder mit Nutzen geſchah. — 3) Die kleinen Landeigenthümer, die nur 100 bis 120 Morgen, oder etwa 50 bis 60 Tonnen Ackerland beſitzen, würden — a) ſo kleine Koppeln erhalten, daſs das Vieh ſich kaum darinnen kehren könne." — Antw. Hundert holſteiniſche Bauern haben nur 50 bis 60 Tonnen Landes. Dieſes in 10 Koppeln getheilet, hat jede eine Gröſse von 5 oder 6 Tonnen, oder 12 bis 1400 Quadratruthen Landes, worauf 20 und mehr Stücke Viehes reichlichen Platz hat, zu gehen und ſich zu kehren und zu wenden wie es will. — (Hiebey iſt nur vorauszuſetzen, daſs dergleichen kleine Koppeln guten Grund und Boden haben müſſen. Schlechter und weniger Acker wird nur wenig Vieh ſättigen können. Wie wird es aber um die ſogenannten Coſaten, deren es in einem Dorfe faſt immer mehr, als der Bauern gibt, und die, gegen letztere gerechnet, kaum den 10 bis 20ſten Theil des Ackerfeldes haben, ausſehen?) — b) „Die Befriedigungen würden dem kleinen Eigenthümer zu koſtbar werden." — Antw.: Die erſte Einrichtung nur kann Arbeit und Schwierigkeiten haben; der fleiſsige und wohlhabende Bauer in Holſtein überwindet ſolche, ohne ſich darüber zu beklagen. — (Sind aber wohl überall dergleichen wohlhabende Bauern und Coſaten zu finden, und werden die anzulegenden Hecken nach Beſchaffenheit des Bodens wohl in 10 bis 15 Jahren hoch genug angewachſen ſeyn, um das Durchdringen und Ueberſpringen des Viehes zu verhindern? Wohlhabende Bauern werden es alſo nur allein ſeyn können, welche, zumal in holzarmen Gegenden, todte Zäune zu Anfange anlegen, oder Geld genug anwenden können, durch Taglöhner recht breite und tiefe Gräben auswerfen zu laſſen. Wird die Landesherrſchaft auch wohl armen Bauern und Coſſaten in den erſten Jahren Freyheit von Abgaben bewilligen, um die Koſten der erſten Arbeit ihnen dadurch zu vergüten? — c) „Der Bauer würde zu viel Hirten halten müſſen." Antw.: Er hält in den eingefriedeten Koppeln gar keine. — d) „Der Bauer würde durch Viehzucht und Hütung nie gewinnen, was er an dem Kornertrage einbüſset." — Antw.: „Die obigen Beweiſe beſagen das Gegentheil, da der Eigenthümer von ſeinem Vieh ſo viel Dünger erhält, als zur Befruchtung des Ackers nöthig iſt, ſo wie das Vieh durch ſeine Milch, die zur Speiſe dienet, und zum Butter- und Käſemachen, wie auch zum Maſten der Schweine angewendet wird, dem Eigenthümer im Ganzen faſt denſelben Nutzen verſchafft, den er ſich von ſeinen mit Korn beſäeten Koppeln zu verſprechen hat." — 4) „Die Abzugsgraben und Befriedigungen nehmen zu viel Land weg." — Antw.: Abzugsgräben, an den gehörigen Stellen gezogen, ſchaffen, wie die Befriedigungen, Nutzen. — (Nehmen aber dem geringen Landmanne ſeine Befriedigungsgräben doch nicht zu viel Land weg, und verliert er hiemit nicht ungleich mehr, als der Gutsbeſitzer eines groſsen Areals? Abzugsgräben ſind aber auf hohen Feldern ſelten nöthig. — 5) „Der Schatten der Buſchzäune und der Schnee, der ſich hinter ihnen ſetzt, verdirbt Getreide und Graswuchs. Die Engländer begehen denſelben Fehler." — Antw.: Weder in England noch Holſtein bemerkt man dergleichen Nachtheil. Im Brachjahre wird das Gebüſch von den Befriedigungen weggehauen. Im 2ten Jahre iſt Sommergetraide auf der Koppel. Im folgenden Winter iſt zwar gemeiniglich Roggen auf der Koppel, auch iſt das Gebüſch ſchon einigermaſsen, doch nicht ſo weit angewachſen, daſs ſich der Schnee dahinter

Digitized by Google

ter ſehr anhäufen, und im Frühjahre zu ſpät liegen bleiben ſollte. Im letztern Falle, der nicht oft eintritt, läſst der aufmerkſame Wirth den Schnee in die Befriedigungsgraben ſchaufeln, wodurch der zu beſorgende Nachtheil abgewendet wird. — (Dies iſt nicht immer möglich, wenn die Gräben auch mit Schnee ausgefüllet, und Schneeberge dies- und jenſeits der Hecken entſtanden ſind. Unter dem von Sonne und Luft nach und nach in Waſſer zergehenden Schnee verfault ſodann die Saat, wie wir ſolches hier zu Lande an Zäunen und Bergen mehrmals geſehen haben. Auch muſs Rec. noch dieſes bemerken, daſs in kleinen eingeſchloſſenen Koppeln die Saat von ſpäten Nachtfröſten verderben werde, da die Vegetation wegen der darin mehr herrſchenden Wärme und Stille der Luft früher, als auf offenenen Feldern anfängt, und Bäume und Saaten, wie erfahrnen Landwirthen bekannt iſt, ſodann leicht erfrieren.) Zu den wichtigſten Fehlern der Wirthſchaft in drey Feldern rechnet der Vf.: 1) daſs durch die Brache, wenn ſie dieſen Namen verdienen, und den Acker zur nachfolgenden Winterſaat zweckmäſsig vorbereiten ſoll, die Nutzung des 3ten Theils faſt vom ganzen Acker verloren geht. (Warum nicht recht zubereitet? Die wenigſten Ackerfelder in Brandenburg, Sachſen u. ſ. w. ſind von der Beſchaffenheit, daſs ſie nicht, bloſs als Dreyfelder, ſollten zur Winterſaat im Herbſt gut zubereitet werden können. Bey der Koppelwirthſchaft muſs man z. B. bereits im Herbſt 1794 zum erſtenmale pflügen, und ſodann im J. 1795 mit mehrmaligem Wenden fortfahren, um im folgenden Herbſte das Winterkorn einzuſäen, weil dergleichen Aecker zu feſt und zu ſehr durch die lange Ruhe verqueckt und feſt geworden ſind. Dieſs iſt nicht der Fall bey den Dreyfeldern. Das 1795 zu beſäende Feld wird erſt gegen oder in der Mitte des Junius aufgebrochen, oder zum erſtenmal gepflüget, gegen Ende oder in der Mitte des Auguſts gewendet, und da um dieſe Zeit noch die meiſte Hitze iſt, durch die Egge von Quecken und allerley Unkrautswurzeln möglichſt gereinigt, mit dieſer letztern Arbeit und mit abermaligem Wenden von 14 zu 14 Tagen ſo oft fortgefahren, bis gegen und nach Michaelis zur Saat gepflügt werden kann. In ſchlechten oder leichten Ländern, wo der Acker 6, 9, oder gar 2 Jahr geruhet hat, wird zu Anfange des Septembers nur einmal gepflügt, und der Roggen aufs Gepflügte geſäet, und ſodann eingeeggt. Denn der leichte Boden muſs, wie oben bereits erinnert worden, in der möglichſten Feſtigkeit erhalten werden. 2) Zwiſchen der Gröſse des zu düngenden Ackers, der den dritten Theil des Feldes ausmacht, und dem wenigen Dünger von der bey dieſer Wirthſchaft nur zu haltenden kleinen Anzahl Viehes iſt gar kein Verhältniſs. — (Sind die Dreyfelder groſs, und zu den guten oder wenigſtens doch mittelmäſsigen zu rechnen, auch, wie gemeiniglich, noch Nebenweiden vorhanden: ſo kann dabey wohl ein rechtes Verhältniſs des Viehes zur genugſamen Düngererhaltung herauskommen. Das Vieh hat ſeine Weide auf der Brache bis in den Junius hinein, ſodann auf der ſogenannten Wendſahre, und endlich auf dem abgeärndteten Stoppelfelde. Rec. kennt in Brandenburg, Sachſen und mehrern angrenzenden Provinzen ſehr viele Gegenden und Oerter, wo der Acker alle 3 Jahr, ja wo das Winterfeld nicht nur, ſondern auch ſogar das unmittelbar darauf folgende Sommerfeld gedünget wird. 3) Wird die Brache vom Frühling an bis zur Aernte, oder gar noch länger, als Weide fürs Vieh genutzt, ſo kann der Acker nicht zur Herbſtſaat gehörig vorbereitet werden. — Dieſer Einwurf iſt ſchon bey Nr. 1) beantwortet worden; nur iſt noch zu erinnern, daſs man bey der Bearbeitung gras- oder krautartiger Aecker kürzer und beſſer bey der Dreyfelderwirthſchaft wegkommt, da in den kurzen Zwiſchenräumen der verſchiedenen Pflugarten Gras und Unkrautwurzeln weit eher zerſtört, und von der Sommerhitze zum Vertrocknen gebracht werden, als wo man den Quecken und dem Unkraut längere Friſten einräumt. 4) Es fehlet dem Acker bey der Dreyfelderwirthſchaft gänzlich an Ruhe, um diejenigen Beſtandtheile zu gewinnen, die eine ergiebige Aernte, nicht bloſs an ſich, ſondern an Körnern verſchaffen können.

(Der Beſchluſs folgt.)

PARIS: *Extrait de l'Inſtruction pour les bergers et les Proprietaires des troupeaux;* par le Citoyen *Daubenton*, Profeſſeur de l'hiſtoire naturelle au Muſeum national, L'an deux. (1794.) 121 Bog. 12.

Ein Auszug des bekannten Daubentonſchen Werks über die Schafzucht, welches 1778 unter dem Titel: *Inſtruction pour les bergers* etc. herauskam, und auch bey uns eine gute Ueberſetzung erhalten hat. Der verdiente Vf., der noch jetzt in einem hohen Alter, ſeine vieljährigen Verſuche über die Verbeſſerung der franz. Schafzucht fortſetzt, ward von der N. V. aufgefodert, eine abgekürzte, wohlfeilere Ausgabe ſeines erſtgedachten Werkes zu veranſtalten. Da die Abſicht der Nat. Verſ. bloſs dahin ausging, ein für die Schafer und Landleute faſsliches Handbuch zu verbreiten, ſo ſahe ſich der Vf. genöthigt, alles, was nicht unmittelbar auf die Wartung der Heerde, und die Eigenſchaften eines guten Schäfers abzweckte, wegzulaſſen. Er behielt, wie im gröſsern Werk, auch in dieſem, die Katechismusform bey, weil er glaubte, daſs in dieſer Geſtalt ſelbige den mehrſten Eingang finde. Das Werk iſt in ſechs Lectionen abgetheilt. Die Fragen und Antworten ſind weder zu geſucht, noch auch zu einfältig; zwey Fehler, die man in den mehreſten Büchern für Landleute ſo häufig antrifft. Von eben dieſem Werke wird bereits eine zweyte, aber unveränderte, Auflage veranſtaltet. Die N. V. läſst gegenwärtig das gröſsere Werk des nemlichen Vf. auf Koſten der Nation drucken, und beſtimmt ſelbiges als ein Geſchenk für den Vf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. May 1795.

OEKONOMIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber die Anwendbarkeit der Koppelwirthſchaft in der Mark Brandenburg* etc., von *Otto Benedict Janeke* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.)

Rec. iſt gleichfalls der Meynung, daſs Acker, welcher geruht hat, mehr Körner gibt, als derjenige, welcher keine Ruhe genieſst. In den Dreyfeldern hat nun freylich der Acker bey weitem nicht ſo lange Ruhe, als bey der Koppelwirthſchaft, und bey jener kann nur allein die Gleichheit des Kornertrages an ſolchen Oertern erhalten werden, wo der Viehſtand mit dem Acker im Gleichgewichte ſteht, und daher durch reichlichen Dünger, mit guter übriger Cultur verbunden, wohl gepfleget wird. Sind die Aecker an und für ſich mehr ſtark, als leicht, ſo werden ſie in ihrem guten Ertrage durch die Abwechſelung mit Winter und Sommergetreide, Hülſenfrüchten, Klee und Küchengewächſen verbeſſert, da es Landwirthen aus Erfahrung bekannt iſt, daſs auf ſolche Weiſe die guten Aernten erhalten werden. Das bekannte *Reichardſche Aeckerſyſtem* läſst nach analogiſcher Gartencultur dem Acker gar keine Ruhe oder Abwechſelung zwiſchen Kornbau und Wieſewachs oder Brache, und enthält in einer Reihe von 6 und mehrern Jahren eine ſtete Abwechſelung der mancherley Kornarten und Küchengewächſe, daſs der Acker, der in dieſem Jahre z. E. Weizen getragen, erſt nach 6 oder mehrern Jahren wieder mit dieſer Getreideart beſtellet wird. Wo aber dieſes Ackerſyſtem, der Feldgemeinheit wegen, nicht eingeführt worden, da hat man doch an vielen Orten bey genugſamer Nebenweide und hinlänglichem Wieſenwachs in der Dreyfelderwirthſchaft ſich nach und nach längſt ſo weit gehoben, daſs man faſt die Hälfte der Brache mit Hülſenfrüchten, Flachs, Hanf, Hirſe, Kartoffeln u. ſ. w. beſtellt, wodurch der Acker zu ſehr guten Kornärnten vorbereitet, und alſo weniger Brachen oder Pflugarten für das darauf folgende Wintergetreide erfodert wird. Rec. will dem Vf. ſeine Entfernung von Vorurtheil oder ungegründeter gänzlicher Anhänglichkeit ans Alte, oder Gewöhnliche, noch damit zeigen, daſs er zu deſſen Behauptungen für die Koppelwirthſchaft einen in ſeiner Schrift übergangenen Hauptvortheil dieſer Wirthſchaft noch hinzuthut, nemlich die Ausrottung mancher Unkräuter, die bey der Drey- und Vierfelderwirthſchaft beſtehen, und die Aernten nach Beſchaffenheit des Witterungslaufs oft ſehr vermindern. Dergleichen ſind: Hederich, Lolch, wilder Haber, Treſpe, Raden u. m. dgl. Die Saamen dieſer Unkräuter können 3 bis 4, und manche wohl mehr Jahre in der Erde ohne aufzugehen liegen, bis ſie darauf, durch den Pflug gelüftet, mit dem guten Getreideſamen aufgehen. Bey der Koppelwirthſchaft hingegen werden ſie doch nach 9, 10 oder 11 Jahren in der Erde zur Verweſung kommen müſſen.

S. 94. beginnt die Beantwortung der von der Akad. d. Wiſſ. vorgelegten Fragen. Bey der erſten: Unter welchen Umſtänden iſt die Koppelwirthſchaft einem Staate nützlich oder ſchädlich? bezieht ſich der Vf. auf das, was er bereits geſagt habe, nämlich daſs bey der Koppelwirthſchaft der Landmann Freyheit und Gelegenheit erhalte, ſeinen Acker aufs vortheilhafteſte zu nutzen, und daher deſto mehr zum Fleiſs ermuntert, hiemit aber dem Staate nicht geſchadet, ſondern vielmehr genutzet werde. Die 2te Frage iſt: Kann die Mark Brandenburg, bey ihren gröſstentheils hohen, leichten, und zum natürlichen Graswuchs wenig geſchickten Feldern, die Koppelwirthſchaft dennoch mit Vortheil einführen? — Hierauf wird vom Vf. geſagt, daſs, bey Vorausſetzung des ländlichen Fleiſses, die den Kräften der leichten Felder angemeſſenen Getreidearten, auf den mit Schutz gebenden Befriedigungen verſehenen Koppeln, in gröſserer Menge gedeihen, die Weide verbeſſert, und der Viehſtand einen gröſsern Ertrag liefern werde, als vorher; wozu ein Beyſpiel von einigen Dorfſchaften in Holſtein angeführt wird. Die 3te Frage iſt: Worin kann der Nutzen davon für den Privateigenthümer und für den Staat beſtehen? Die Antwort gründet ſich darauf, daſs der Wohlſtand des Landmanns durch den erweislichen Zuwachs ſeines Gewerbes befördert, zugleich die Menge der Landesproducte vermehrt, und daher durch die Koppelwirthſchaft der Staat in gleichem Maaſse gewinnen werde. In der 4ten Aufgabe wird gefragt: Iſt das Vorgeben gegründet, daſs die Einführung der Koppelwirthſchaft in der Mark Brandenburg ſchädlich ſey? Hier hat Hr. J. Hn. *Graſsmann* beſonders zum Gegner. Dieſer behauptet, daſs dem Bauer bey der Koppelwirthſchaft nicht ſo viel Land gelaſſen werde, als er bey der Dreyfelderwirthſchaft an ſeinen ⅔ zu bearbeiten habe. Deſshalb brauche der Bauer weniger Arbeiter, ſo daſs der dritte Theil werde auſser Brod geſetzt, und zum Auswandern gebracht werden. Zum Beweiſe bezieht ſich Hr. *Graſsmann* auf einen in Schlözers Staatsanzeigen angeführten Bericht des regierenden Herzogs von Meklenburg an den römiſchen Kaiſer, worin geſagt wird: „Der Adel konnte durch die eingeführte Koppelwirthſchaft einen Theil der dienſtleiſtenden Arbeiter

beiter entbehren, daher lieſs ein Theil deſſelben ganze Dörfer eingehen, und zog das Land hin zu ſeinen Gütern, welche er nun, durch die eingeführten Ackerſchläge mit weniger Leuten benutzte. Auf ſolche Art waren ſchon in 27 Jahren über 49 Dörfer eingezogen worden, ohne die vielen abgeſchafften einzelnen Familien zu rechnen „ſo daſs aus jenen Dörfern ſchon 165 Bauern weniger geworden waren." —

Die Unkunde der Dreyfelderwirthſchaft in der Mark verleitet den Vf. S. 97. zu einer falſchen Vergleichung deſſelben mit der Koppelwirthſchaft. Dieſer zufolge beſteht das Feld eines Märkiſchen Dorfs mit Ausſchluſs der Wieſen in 900 Morgen zu 300 Quadratruthen gerechnet. In der Dreyfelderwirthſchaft wird die Gemeinweide etwa den dritten Theil oder 300 Morgen wegnehmen und zum Ackerbau 600 Morgen übrig bleiben. Von dieſen 600 Morgen wird ein Drittheil, oder 200 Morgen gebrachet, (in der Brache, oder unbeſäet, gelaſſen) und zwey Drittel, oder 400 Morgen beſäet. Nach den Regeln der Koppelwirthſchaft hingegen, und wenn jeder Theilnehmer 10 Koppeln erhält, ward von ganzem Felde nur ein Zehntel, oder 90 Morgen gebrachet, 5 Zehntel oder 450 Morgen beſäet und 4 Zehntel oder 360 Morgen geweidet. Der Unterſchied beſteht alſo darin, daſs bey der Koppelwirthſchaft 110 Morgen weniger zu brachen, hingegen 50 Morgen mehr zu beſäen und 360 Morgen mehr zu weiden ſeyn, als bey der Dreyfelderwirthſchaft. — Die wahre Rechnung aber gibt doch letzterer Wirthſchaft in der Mark weit mehr Ausſaat. Denn die 3 Felder ſind ſich faſt überall in der Morgenzahl gleich. In dem ganzen Winterfelde wird alles beſäet. Im ganzen Sommerfelde auch alles mit Sommergetraide. Hat ein Dorf oder eine Ackerſtadt Nebenweide, ſo gehen an manchen Orten mehr, doch faſt überall 100 Morgen auf die ſogenannte Sömmerung oder Beſäung der Brache mit Hülſengewächſen, Hirſe, Flachs, Mohn u. ſ. f. ab. Der Dreyfelder habe demnach jährlich 700 Morgen, alſo 250 Morgen mehr als der Koppelwirthſchafter zu beſäen, und mehr Arbeiter als dieſer anzuſtellen; folglich würde die Bevölkerung durch die Dreyfelderwirthſchaft am meiſten begünſtigt.

Die Einziehung oder Legung der Hufen in Meklenburg leitet der Vf. aus einem andern Grunde, als der angeblich verminderten Feldarbeit bey der Koppelwirthſchaft her. Die Beſitzer der Güter, ſagt er S. 117., hielten es für vortheilhaft, ihre Hofländereyen zu vergröſsern, und ſich für berechtiget, zu dieſem Endzweck den Bauern ihre Felder abzunehmen. Sie glaubten, daſs die Bauerfelder ihnen mehr einbringen würden, als die Weide und Fütterung der Pferde und Ochſen, die ſie mehr halten, und der Taglohn, den ſie etwa verwenden müſsten, ihnen koſten könne. Die Koppelwirthſchaft alſo war nicht die Veranlaſſung dieſer Operation, ſondern die Abſicht der Gutsbeſitzer, ihre Einkünfte durch Selbſtnutzung derjenigen Felder, die der Bauer bisher gehabt, wovon er mit den Seinigen gelebt, und wofür er ſeine Dienſte geleiſtet hatte, zu vergröſsern. — Der Bauer ohne Land wird Einlieger oder Büdner. Findet er keine Gelegenheit ſich zu ernähren, ſo wandert er aus. (Noch Früchte der chriſtlichen Wendenunterdrückung und der daraus herrührenden Leibeigenſchaft!)

Am Ende hat Hr. *J.* doch die Freude, einen ſeiner ſtärkſten Gegner, Hr. *Graſsmann*, auf ſeine Seite gebracht zu ſehen. „Gegenwärtig, im Jahr 1793, ſcheint Hr. *Gr.* (S. 121. Note) ganz anders zu denken. In ſeiner neuern Unterſuchung, ob die Koppelwirthſchaft in Preuſsen anwendbar ſey? oder nicht? erklärt er ſich §. 2. für einen Freund der Koppelwirthſchaft, und hält ſelbige für das einzige Mittel, mageres Land mit den Jahren zu verbeſſern, und durch eine kluge Leitung nach und nach dahin zu kommen, daſs man 14 Millionen Morgen in 4 Felder legte, oder in 7 Schläge (?) brächte, davon 6 Millionen als Brache und zum Futterbau nutzte, die übrigen 8 Millionen aber als reinen Acker dem Getraidebau widmete. Auf dieſe Art müſste man nun anſtatt einer halben Million Seelen, deren wohl eine Million und darüber bey der Landwirthſchaft anſtellen und beſchäftigen können. Bey der allgemeinen eingeführten Stallfütterung für Rindvieh und Pferde aber, würden wenigſtens 20mal ſo viel Familien Arbeit und Brod finden, als dort in den Weideſchlagen.

Rec. hat ſich bey einer der allerintereſſanteſten Materien, die je zur Sprache kommen konnen, deshalb ſo lange aufgehalten, damit auch der Nichtökonom wiſſen könne, was dafür und dawider geſagt werden kann. Unter allen Gründen dafür ſcheint der Beweis, der von der ſo anſehnlichen Verbeſſerung der Güter des Hn. v. Wolf durch Einführung der Koppelwirthſchaft hergenommen iſt, der ſtärkſte unter allen zu ſeyn; aber weit mehr Evidenz würde die Sache erhalten, wenn Hr. *J.* ſeinen Leſern hätte ſagen können, ob Hr. v. Wolf ſeine Güter erſt neuerlich und etwa von einem Beſitzer gekauft, der es nicht ſelbſt, oder nicht zum beſten, bewirthſchaftet, ob dieſe Güter von dem jetzigen Beſitzer von der Koppelwirthſchaft verpachtet oder adminiſtrirt, und ob etwa die erſte Wirthſchaft irgendwo Fehler gehabt; ob etwa die Felder durch Anlegung der Befriedigungsgraben von Waſſerſchäden befreyet worden, dergleichen auch bey der Dreyfelderwirthſchaft durch dienliche Abzugsgraben hätte geſchehen können und ſollen; ob der zeitige Gutsbeſitzer durch ſein Beyſpiel unter ſeinen Nachbarn oder Mitkreiseingeſeſſenen noch keine Nachfolger bekommen habe u. ſ. f. Rec. weiſs aus Correſpondenz ſo viel, daſs ſelbſt die Kurmärkiſche Krieges- und Domainenkammer nur erſt einen Verſuch im Kleinen machen laſſen wolle, und es einem Unterpachter des Amts *Malcho*, eine Meile von Berlin zur Pachtcondition gemacht, von gegenwärtigen Jahre an die Koppelwirthſchaft einzuführen. Da nun dieſe neue Wirthſchaft gleichſam unter den Augen gedachter Kammer geführet wird, auch ein Mann zu dieſer Koppelwirthſchaft ausgeſucht worden, der alle erfoderliche Eigenſchaften eines zu Verſuchen aufgelegten und geſchickten Mannes beſitzt: ſo können alle ſpeculative Landwirthe das abzulegende

de Probeſtück in einem nicht kleinen Felde, und deſſen Boden von mittler Güte iſt, ohne zu langes Warten zuverläſsig erfahren.

PHYSIK.

HANNOVER, b. den Brüdern Hahn: *Kleine phyſikaliſch chemiſche Abhandlungen, von Johann Friedrich Weſtrumb,* königlichem Bergcommiſſär. *Dritten Bandes zweytes Heft.* 1793. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Verſuch eines Beytrags zu den Sprachbereicherungen für die deutſche Chemie, von *J. F. Weſtrumb* u. ſ. w.

Die groſsen Fortſchritte, die die Scheidekunſt in den neueſten Zeiten gemacht hat, haben auf eine unwiderlegbare Art bewieſen, daſs die Worte und Zeichen, mit welchen die Chemiſten ehmals die verſchiedenen Begriffe ihrer Kunſt auszudrücken pflegten, zu dieſer Abſicht theils nicht recht geſchickt, theils nicht hinreichend ſeyen. Mehrere Schriftſteller haben ſich daher angelegen ſeyn laſſen, die chemiſche Sprache zu verbeſſern oder vollkommner zu machen, und ihre Bemühungen ſind in der That, in Rückſicht auf verſchiedene Begriffe, ſehr nützlich geweſen. Indeſſen fehlt es uns doch immer noch an guten und ſchicklichen Worten für ſehr viele mehr oder weniger zuſammengeſetzte Dinge, und ſelbſt die von *Scheele* und *Leonhardi* erfundene oder verbeſſerte Nomenclatur hat ihre groſsen Mängel und Unvollkommenheiten; denn ſie drückt ſich, ſagt Hr. *W.*, noch lange nicht beſtimmt genug aus, ſie hat ferner zu viel veraltete Worte aus dem dunkeln Zeitalter der Chemie beybehalten, und wird unvollkommen bleiben, weil es ihr an Worten für die neueſten Entdeckungen fehlt, (denen freylich *Scheele*, weil er ſie nicht kannte, keinen Namen geben konnte,) und weil ſie ſich zu ſehr auf alte und neue Lehrmeynungen und auf die eignen Lehrſätze ihrer Erfinder gründet. Die chemiſche Sprache bedarf alſo, fährt der Vf. fort, einer Reform; die immer zahlreicher werdenden neuen Entdeckungen und Verſuche, die ſcheinbaren und wahren Zerlegungen der ſonſt für einfach gehaltenen Stoffe, die merkwürdigen Beobachtungen über die Eigenſchaften anderer Körper, und über die Art, ſie zuſammenzuſetzen u. ſ. w. verlangen neue Worte, die Benennungen, die, wie es nicht ſelten der Fall iſt, mit der Sache im Widerſpruche ſtehen, oder zu gar keinen oder mangelhaften und unrichtigen Vorſtellungen Gelegenheit geben, bedürfen einer Verbeſſerung, und die chemiſche Sprache muſs dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft angepaſst, und ſo der Schaden gemindert werden, den die fehlerhaften Namen, die gleichbedeutenden Worte und hypothetiſchen Benennungen, die bisher gebräuchlich waren, angerichtet haben. Hr. *W.* hat ſich aus dieſen Gründen entſchloſſen, den groſsen Männern unſerer Nation, die ſich mit Abfaſſung einer neuen und paſſenden chemiſchen Nomenclatur beſchäftigen wollen, vorzuarbeiten, und die Bauſteine, die ſie dereinſt benutzen können, zu brechen, zuzuführen, aus dem Groben zu arbeiten und zurecht zu legen, oder mit wenigern und deutlichern Worten, (denn unſer Vf. hat nicht immer die kürzeſten und beſten Ausdrücke gewählt,) einen Beytrag zur Verbeſſerung der chemiſchen Sprache zu liefern, und er macht uns in dieſer Schrift ſowohl mit den Grundſätzen, nach welchen, ſeiner Meynung zufolge, die neue chemiſche Nomenclatur gebildet werden muſs, als auch mit den Namen ſelbſt, die er für paſſend hält, bekannt. Wir wollen einige von dieſen Benennungen ausheben, und zugleich unſer Gutachten über dieſelben hinzuſetzen. Wer den künftigen Nomenclatoren vorarbeiten will, muſs alles richtig, deutlich, geſchickt und kurz ausdrücken. Hr. *W.* hat ſich, wie er verſichert, aufs eifrigſte angelegen ſeyn laſſen, dieſen Grundſatz zu befolgen. Indeſſen ſcheinen uns doch mehrere der von ihm gewählten Namen mehr oder weniger wider dieſe Regel zu verſtoſsen; ſie ſind nicht alle ſo kurz, als ſie von Rechts wegen ſeyn ſollten und könnten; mehrere Namen, die er vorſchlägt, beſtehen aus 4, 5, oder 6 einzelnen Worten, oder aus wahren Umſchreibungen; andere, die dieſer Tadel nicht trifft, ſind wenigſtens um nichts beſſer, als die, an deren Statt er ſie vorſchlägt. Die Körper z. B., die man bisher *brennbare* genennt hat, will er lieber *entzündliche* nennen, weil jener Name das Daſeyn einer Materie vorausſetze, die noch nicht erwieſen ſey; dieſs ſcheint aber hier gar nicht der Fall zu ſeyn, die Benennung, die der Vf. verwirft, iſt von dem Verhalten dieſer Körper im Feuer, und nicht von einem oder dem andern ihrer Beſtandtheile hergenommen, ſie iſt älter als der Begriff, den ſich die Chemiſten von einem ihrer Beſtandtheile gemacht haben, und ſie kann wohl nicht zu einer irrigen Meynung von der Miſchung dieſer Körper Gelegenheit geben. Geſetzt aber, dieſs wäre möglich, ſo könnte dies ja auch bey dem Namen, den der Vf. gewählt hat, der Fall ſeyn; denn das Phlogiſton iſt bekanntlich von einigen Scheidekünſtlern auch entzündliches Weſen genennt worden, und der vorgeſchlagene Name muſs alſo eben ſo gut, wie jener, an dieſes Weſen erinnern. Die *Metallkalke* ſollen, nach Hn. *W.*, künftig *verbrannte Metalle* heiſsen, weil der alte Name zu einem falſchen Begriffe Gelegenheit gebe. Dieſe Benennung iſt aber von der Aehnlichkeit, die ein ſolches Metall mit dem im gemeinen Leben ſo genannten Kalke hat, hergenommen, und ſie ſcheint uns den Zuſtand, den man dadurch anzeigen will, ſehr gut auszudrücken; die Meynung, daſs ein ſolcher Kalk einfacher ſey; als das Metall, aus dem er entſtanden iſt, wird, dünkt uns, dadurch weder begünſtigt, noch zweifelhaft gemacht. Die Namen, die die neuern Naturforſcher den ſogenannten Gasarten gegeben haben, hat Hr. *W.* ebenfalls umgeändert, und ſtatt ihrer, wie er glaubt, ſchicklichere Benennungen gewählt. Er will, daſs man künftig die dephlogiſtiſirte Luft *reine Luft*, die phlogiſtiſche Luft *Stickgas*, und die brennbare Luft *entzündbares Gas* nenne. Für die übrigen künſtlichen Luftarten ſchlägt er die Namen: *phosphorartiges Gas*,

Digitized by Google

ſchwefelartiges Gas, *Ammoniakgas*, *eſſigſaures*, *blauſaures*, (*Gas acide pruſſique des Lavoiſier*), *luftſaures*, *ſalpetrigtes* (*Gas nitreux*), *ſalpetrigtſaures* (*Gas acide nitreux*), *ſalzſaures*, *ſchwefelſaures*, *ſpatſaures* und *zündendes Salzgas* (*G. acide muriatique oxigené*) vor und giebt zugleich, oft mit ziemlicher Weitläufigkeit, die Gründe an, die ihn zu dieſen Benennungen veranlaſst haben. Wir merken nur an, daſs uns der Name: *blauſaures Gas* nicht gut gewählt zu ſeyn ſcheint; denn erſtens hat die vom Vf. ſogenannte Blauſaure (*acide pruſſique des Lav.*) ihren Namen von einer Eigenſchaft, auf welche (nach S. 26.) bey der Benennung nicht Rückſicht genommen werden ſoll, und dann giebt ſie auch nur bey einer gewiſſen Behandlung zur Entſtehung einer blauen, bey andern Behandlungen aber zu ganz andern Farben Gelegenheit; die Saure ſelbſt ſowohl, als die aus derſelben dargeſtellte Luftart kann alſo nicht füglich unter dem Namen, den der Vf. gewählt hat, aufgeführt werden. — Die Schwefellebern könne man, meint Hr. W. *Schwefelſeifen* nennen; mit dieſem letztern Namen könne man aber auch, ſagt er an einem andern Orte, die *Schwefelbalſame* belegen. Allein dieſe ebengenannten Producte der Kunſt weichen bekanntlich von den wahren Seifen in verſchiedenen weſentlichen Eigenſchaften ſehr ab und ſie können alſo auch nicht mit dieſen einerley Namen führen. Die ſchmierigen Oele will er lieber *fette* als fixe Oele nennen und er tadelt die franzöſiſchen Chemiſten, weil ſie ihnen den letztern Namen gegeben haben. Wir wollen nicht entſcheiden, welche von dieſen Benennungen die beſte ſey, aber es dünkt uns, daſs der Vf. ſelbſt jenen Oelen, in Vergleichung mit den Aetheriſchen, eine Eigenſchaft zuſchreibt, vermöge welcher ſie den Namen, den er verwirft, verdienen, denn er nennt die Letztern *flüchtige Oele* und er zeigt alſo hierdurch deutlich an, daſs es auch *fixe Oele* gebe. Freylich ſind die ſchmierigen Oele nicht abſolut feuerbeſtändig, aber andere Körper, die man fixe nennt, ſind es auch nicht, und dennoch behält man dieſe Benennung bey. Auch die Namen, welche der Vf. mehrern Salzen und andern Producten gegeben hat, können zu manchen Erinnerungen Gelegenheit geben. Den Brechweinſtein will er *Weinſteingeſauertes Spieſsglanz mit Pottaſche*, den auflöslichen Borax (oder vielmehr Weinſtein) *Borax- und Weinſteingeſauerte Soda und Pottaſche*, das Berlinerblau *Blaugeſäuertes Eiſen mit Thonerde*, das Bleyweiſs *weiſses durch Eſſig entmetalliſirtes Bley* (das Bley iſt in dieſem Producte aber nicht durch Eſſig, ſondern durch Luftſaure verkalkt,) das mineraliſche Turpeth *gelbes entmetalliſirtes Queckſilber durch Schwefelſaure* u. ſ. w. nennen, und er ſchmeichelt ſich, daſs dieſe Namen eher, als die, welche dieſen Producten von andern Scheidekünſtlern gegeben worden ſind, Beyfall erhalten werden. Wir zweifeln aber gar ſehr an der Erfüllung dieſer Hoffnung; denn dieſe Benennungen ſind, gegen die Regel, zu ſehr zuſammengeſetzt und ſind eigentlich wahre Definitionen, die nie als Namen gebraucht werden dürfen. Wir brechen hier ab, da wir überzeugt ſind, daſs die Beyſpiele, die wir angeführt haben, hinreichen werden, unſern Leſern einen Begriff von der hier vorgeſchlagenen Nomenklatur zu machen. Noch merken wir an, daſs der Vf. zwar mehrere gute und gebräuchliche Namen beybehalten, aber dagegen auch viele eben ſo gute, kurze und allgemein eingeführte Benennungen getadelt hat; die Gründe, mit welchen er dieſes letztere Verfahren rechtfertigt, haben uns indeſſen nicht überzeugt; denn es iſt nicht zu fürchten, daſs die eingeführten Namen, wenn ſie den Gegenſtand, den man damit bezeichnet, kurz ausdrücken, und ſich durch ihren Wohlklang empfehlen, und keine falſchen Nebenbegriffe erregen, zu Irrthümern Gelegenheit geben oder ſonſt ſchädliche Folgen haben können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Ritſcher: *Liscovs Lob der ſchlechten Schriftſteller, ſeinen Mitbrüdern aus wahrem Wohlwollen und aufrichtiger Freundſchaft zu Gemüthe geführt.* 1794. 288 S. 8.

Zuerſt ein Schreiben an den Verleger, worin die Beweggründe, welche zum Verlage ſchlechter Schriften anreizen können, auseinander geſetzt werden. Hierauf folgen die Troſtgründe in einem Schreiben an die ſchlechten Schriftſteller deutſcher Zunge. Beide Aufſätze zeigen, daſs es dem Vf. an einem Vorrathe ſatiriſcher Ideen nicht gebricht. Nur ſcheint ihm die Kunſt, ſie zweckmäſsig einzukleiden, bis jetzt nicht im hohem Grade eigen. Sein Ausdruck hat noch zu viel von der Trockenheit des ernſten Schriftſtellers an ſich, und es fehlt ihm an der Gewandheit, die Schalkheit der Ironie, die ohne die Munterkeit des Stils nur halbe Wirkung thut, auch in den Ausdruck und in die Worte zu legen. Dieſes Urtheil gilt auch zum Theil von der Umarbeitung des Liscoviſchen Panegyricus ſelbſt, der es übrigens in jedem Betrachte verdient, durch eine neue Zuſchneidung ſeines etwas altfränkiſchen Kleides, durch Weglaſſung vieler unverſtändlich gewordenen Anſpielungen, und durch Vertauſchung damaliger Schriftſteller mit jetzigen der Leſewelt gefälliger gemacht zu werden. Dieſes letztere hat der Herausg. gethan, und auch den Stil hie und da verbeſſert, ſonſt aber den Liscoviſchen Text faſt von Abſatz zu Abſatz beybehalten. Der von ihm beygefügte Anhang einer Satire über die neueſten Büchertitel, welche den Aufſatz des Hn. *Schmid*, Prof. in Gieſsen, *über die Wahl der Büchertitel* im Journal von und für Deutſchland zur Veranlaſſung hat, iſt nicht von groſser Bedeutung. Im Ganzen verdient der Herausg. dieſer Liscoviſchen Schrift Beyfall und Ermunterung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. May 1795.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Heerbrand: *Abhandlungen für die Geſchichte und das Eigenthümliche der ſpäteren Stoiſchen Philoſophie*, nebſt einem Verſuche über chriſtliche, Kantiſche und Stoiſche Moral von M. *Carl Philipp Conz*, Diakonus in Vaihingen an der Enz. 1794. 178 S. 8.

Der Vf. dieſer Abhandlungen, der ſich ſchon durch die Ueberſetzung einiger kleinen Schriften des Seneca und andre Arbeiten von einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht hat, theilt hier einige ſchätzbare Reſultate ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit der Stoiſchen Philoſophie, vorzüglich aber ſeines Studiums der ſpätern Stoiker mit. Hieher gehört die erſte und zweyte Abhandlung. *Ueber das Eigenthümliche der ſpätern Stoiſchen Philoſophie*, S. 1—89. und: *Wie dachten die ſpätern Stoiker von der Lehre der Fortdauer nach dem Tode? Und machten ſie für die Moral einigen Gebrauch davon?* S. 90—126. Dieſe Abhandlungen zeichnen ſich nicht ſowohl durch Vollſtändigkeit als durch einzelne treffende Reflexionen und Bemerkungen aus. Der Vf. hat nicht alles erſchöpft, was in den Denkmälern der ſpätern Stoa liegt; aber was er geſchöpft hat iſt nicht von der Oberfläche genommen. Nicht alle Züge, welche die ſpätern Stoiker und vorzüglich jeden einzelnen charakteriſiren, ſind hier dargeſtellt worden, ſondern nur einige, die aber der Vf. ſehr gut ausgeführt und mit lebhaften Farben dargeſtellt hat. Einen Auszug leidet der Inhalt und die Form dieſer Abhandlungen nicht. Der Vf. beſchäftiget ſich vorzüglich mit den drey berühmten Stoikern, deren Schriften noch vorhanden ſind, dem *Seneca*, *Epictet* und *Antonin*, und ſtellt zuerſt das Eigenthümliche dar, was dieſe drey Philoſophen mit den ältern Stoikern gemein haben, und geht dann auf diejenigen eigenthümlichen Charaktere in Bearbeitung der Philoſophie über, wodurch ſich jeder einzeln, und alle drey zuſammen vor den ältern Stoikern auszeichnen. Die Züge zur Charakteriſtik jedes einzelnen, welche S. 39—44. vorkommen, ſind äuſserſt treffend. Es iſt nur zu bedauern, daſs ſie ſo kurz iſt, und daſs ſo manche Eigenheiten ihres Geiſtes entweder gänzlich übergangen, oder nur angedeutet ſind, z. B. von Seneca S. 34. Die ganze Moral der Stoiker beruht auf einem gewiſſen Heroismus; wie intereſſant wäre es geweſen, in einem Gemälde die beſondern Modificationen darzuſtellen, welche er durch den Charakter und Geiſt und andre äuſsere Umſtände bey jedem dieſer Männer angenommen hat. So hätte auch S. 21. die nähere Beſtimmung, welche Antonin dem Grundſatz: man ſoll der Vernunft gemäſs leben, gibt, nemlich nach Maximen handeln, die eine allgemeine Geſelligkeit begründen, oder die zu einem moraliſchen Reiche paſſen, wie das aus mehrern Stellen ſeiner Schrift, z. B. IV. 4. erhellet, eine ausführlichere Darſtellung verdient. — Die Citate und griechiſchen Stellen ſind in dieſer und der folgenden Abhandlung oft ſehr durch Druckfehler entſtellt. — Die zweyte Abhandlung hat das vor der erſtern voraus, daſs ſie den Gegenſtand mehr erſchöpft. Nur ſcheint dem Vf. eine nicht unwichtige Stelle des Seneca in dem 117 Brief entgangen zu ſeyn, wo er ſagt, daſs auf ihre Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode, ſo wie vom Daſeyn Gottes, der allgemeine Glaube der Menſchen groſsen Einfluſs habe. Uebrigens iſt die ſchwankende Denkungsart des Seneca, Epictet und Antonin über dieſen für jeden von dem ächten moraliſchen Geiſte beſeelten Menſchen ſo wichtigen Gegenſtand ſehr gut dargeſtellt, durch Stellen aus ihren Schriften erläutert, und ihre Gleichgültigkeit dabey aus den Grundſätzen ihrer Philoſophie erklärt worden. — Die letzte Abhandlung iſt überſchrieben: *Auch Etwas über chriſtliche Moral im Verhaltniſſe gegen die Stoiſche und Kantiſche.* S. 127 bis 178. Man erwartet alſo eine Vergleichung der chriſtlichen Moral mit der Stoiſchen und Kantiſchen: allein es kommen nur einzelne Bemerkungen (S. 175—178.) über einige Punkte vor, worin ſie übereinſtimmen und von einander abweichen. Am meiſten verweilt der Vf. bey Betrachtung der chriſtlichen Sittenlehre, unter welcher er diejenige verſteht, welche aus den Schriften des N. T. nach den Regeln einer richtigen Auslegung abgeleitet wird; er verfolgt den Gang, welchen Jeſus bey ſeinem moraliſchen Unterrichte nahm, zeigt den Zweck deſſelben, und ſtellt die vorzüglichſten Maximen und Vorſchriften Jeſu, dann auch der Apoſtel beſonders dar. So ſchön und treffend der Geiſt der Sittenlehre Jeſu dargeſtellt iſt, ſo einſeitig und eingeſchränkt ſcheint uns der Geſichtspunkt, aus welchem dieſe mit Kants Ideen der praktiſchen Philoſophie verglichen wird. „Ich würde, ſagt der Vf. S. 162. die „Geſetze eines unpartheyiſchen Prüfers, dem es hier „zunächſt um geſchichtliche Darſtellung zu thun ſeyn „muſste, zu verletzen glauben, wenn ich, nach mei„ner Ueberzeugung die auffallende Aehnlichkeit zwi„ſchen chriſtlicher und kritiſcher Moral finden zu kon„nen glaubte, die, weil Kant einmal angefangen ſeine „Vorſtellungsarten an die bibliſchen anzuknüpfen, und „über dieſe ohne Rückſicht auf Exegeſe zu philoſophi„ren, einige hier finden wollten. — Die chriſtliche „Moral mag von ihrem Werthe verlieren oder nicht, „wenn ſie auch ſchon gerade nicht denſelben oberſten

„Satz — *Achtung für die geſetzgebende Vernunft.* — „*Handle ſo, daſs deine Handlungsweiſe allgemein gel-* „*tendes Geſetz ſeyn könnte.* — *Wähle das Geſetzmäſsige* „*um ſein ſelbſt willen,* ſondern den: *handle, wie Gott will* „*um Chriſtus willen,*“ (das letzte iſt ein Zuſatz, den der Vf. ſelbſt nach den S. 129. geäuſserten Gedanken, daſs man die Vorſchriften Chriſtus, der Apoſtel und Ausleger unterſcheiden müſſe, ſchwerlich rechtfertigen wird,) „*oder: ſtrebe nach göttlicher Heiligkeit,* vorausſetzt.“ Bey einer Vergleichung der chriſtlichen Moral (oder beſſer der chriſtlich moraliſchen Vorſchriften) mit der reinen Moral, zu deren wiſſenſchaftlichen Bearbeitung Kant den Grund gelegt hat, kann nur davon die Rede ſeyn; ob die Vorſchriften jener dem Geiſt und der Idee dieſer angemeſſen ſeyen oder nicht; aber nicht, wie es der Vf. zu verſtehen ſcheint, ob einerley Grundſatz in beiden förmlich ausgedrückt ſey. Das letzte wäre nicht einmal zweckmäſsig geweſen, weil die chriſtliche Religion ihrer Beſtimmung nach eine populäre allgemein faſsliche Anweiſung zum religiöſen und moraliſchen Lebenswandel iſt. Wir müſſen geſtehen, jene Aeuſserung des Vf. war uns auffallend, und weit entfernt, daſs ſie ein Reſultat der vorhergehenden Darſtellung der chriſtlichen Moral ſeyn ſollte, ſo widerſpricht ſie ihr ſogar. Die Gebote: *liebe Gott über alles, deinen Nächſten als dich ſelbſt; Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt,* ſtreiten nicht nur nicht mit dem Sittengeſetz, ſondern ſie haben auch nur dadurch einen wahren Inhalt, daſs ſie demſelben gemäſs ſind, wie Kant in der Kritik der praktiſchen Vernunft unwiderſprechlich gezeigt hat. Deſto ſonderbarer iſt es, daſs es dem Vf. völlig einerley iſt, ob eine *pathologiſche* oder *praktiſche* Liebe geboten werde. S. 148. Wenn die Vorſchriften der chriſtlichen Religion einer reinen moraliſchen Deutung empfänglich ſind, wenn ſie dem einzigen wahren Princip der praktiſchen Vernunft untergeordnet werden können und ſollen, wie der Vf. S. 173. ſelbſt anerkennt, ſo möchten wir wiſſen, wie man noch anſtehen könne, die Aehnlichkeit, oder beſſer Uebereinſtimmung der chriſtlichen Morallehren mit den Principien der einzig wahren Moral anzuerkennen. Ohne das wären ſie ja nicht moraliſch. Wenn der Vf. S. 147. ſagt, es ſey ſchwer zu entſcheiden, ob Chriſtus für ſich die *Moral* der *Religion*, oder die *Religion* der *Moral untergeordnet*, „ob er die *Idee von Gott* oder *Pflicht*, als den oberſten Grundſatz angenommen, ſo iſt das noch kein Grund für ſeine Behauptung. Denn es iſt zwar nicht für die Wiſſenſchaft, aber doch für die Anwendung im praktiſchen Leben einerley, ob die moraliſchen Vorſchriften aus dem Sittengeſetze unmittelbar oder mittelbar aus dem heiligen Willen Gottes abgeleitet werden. — Dieſe Erinnerungen haben übrigens keinesweges die Abſicht, den Werth dieſer Abhandlung zu verringern, ſie bleibt noch immer ſchätzbar wegen der vielen treflichen Ideen, und mancher Winke zu neuen Unterſuchungen, z. B. S. 131. ob nicht Chriſtus bey ſeinem Lehrvortrage manche Ideen der Weiſen ſeiner Zeit, die ſelbſt mit der griechiſchen Philoſophie nicht unbekannt waren, genutzt habe. Die Schreibart iſt rein, edel, und hat viel Kraft und Leben. Nur einigemal haben wir etwas verworrene Perioden als S. 6 und 149. und einen fehlerhaften Gebrauch des *wie* für *als* bemerkt, z. B. S. 8. Seneca Epictet und Antonin haben es mehr mit angewandter Philoſophie zu thun *wie* (als) ihre ältern, vornemlich griechiſchen Vorgänger.

GESCHICHTE.

Stockholm, in der Langeſchen Druckerey: *Göthiſka Monumenter; Samlade och beſkrifne af Peter Tham, Hof-Intendent.* (Gothiſche Denkmäler, geſammelt und beſchrieben von Pet. Tham, Hofintendenten.) 1794. mit XIX. Kupfertafeln.

Es gab eine Zeit in Schweden, wo Alterthümer aufzuſuchen vorzüglich Mode, und eine Art Liebhaberey war, und wo die Rudbecks, die Peringſkölds, die Biörners oft ihrem Witz und ihrer Einbildungskraft in Erklärung derſelben die Zügel nur zu ſehr ſchieſsen lieſsen. Erich Benzelius der jüngere, Ol. Celſius der ältere und Jac. Wilde gingen dabey ſchon etwas behutſamer zu Werke. Eine Menge Monumente, Sagen und alte Actenſtücke lagen nun ungedruckt vor Augen, und man dachte daher auch ſchon auf eine ſchwediſche Reichshiſtorie. Ein ſchöner Geiſt übernahm ſolche, betrat ein ihm fremdes Feld, und Dalin lieferte eine, wenn gleich nicht fehlerfreye, doch ſehr lesbare Geſchichte. Lagerbring und Botin folgten ihm, beide dem Werk mehr gewachſen; allein Lagerbring, wenn es ihm gleich bloſs um Wahrheit zu thun war, bauete doch zu viel auf alte Sagen und Vorurtheile in der ſchwediſchen Hiſtorie, und ſeine Schreibart war altväteriſch; Botin ſchrieb zu kurz, liebte Antitheſen, aber ſchilderte lebhaft und fein. Indeſſen hatte die Liebe zu den Alterthümern, die dagegen in Dänemark viele Freunde und Bearbeiter fanden, in Schweden abgenommen. Jetzt ſcheint ſie wieder zu erwachen, und ſie kann, wenn man ſich dabey nur nicht wie vormals durch Imagination, Nationalvorurtheil, und Hintanſetzung einer unpartheyiſchen Kritik täuſchen läſst, in mancher Hinſicht für die Geſchichte ſelbſt nützlich werden. Der Vf., ein angeſehener Landwirth in Weſtgothland, und Liebhaber der Alterthümer, welcher auch neulich einige hiſtoriſche, den Kenner verrathende, Briefe in den zu Skara herauskommenden Zeitungen drucken lieſs, hat auf ſeine Koſten einen geſchickten Zeichner, Hn. Hilfeling, der ſchon vorher den Herausgebern der *Scriptorum Rerum Danicarum* mit ſeiner Reiſsfeder an die Hand gegangen iſt, und gute Geſchicklichkeit Runenſchrift, Mönchsſchrift, und alte pergamentene Urkunden zu leſen beſitzt, eine Reiſe durch Weſtgothland und Bohuslehn zur Aufſuchung und Beſchreibung alter Monumente daſelbſt, anſtellen laſſen. Die Monumente ſelbſt ſind von Hn. Acrel in Kupfer geſtochen und können als ein Supplement zu Graf Dahlbergs *Suecia antiqua* angeſehen werden, ſo wie die Beſchreibung derſelben manche Zuſätze zu der Tuneldſchen Geographie von Schweden an die Hand geben kann. Der um die nordiſche Literatur ſo verdiente Hr. Aſſeſſ. *Gjörwell* beſorgt die

Digitized by Google

die Herausgabe dieſer Sammlung, in deren erſten Hefte hier 38 in Bohuslehn aufgefundene, mehr und minder beträchtliche Alterthümer beſchrieben und auf 19 Kupferplatten abgebildet ſind. Es ſind darunter viele Hölen in den Bergen, unrecht Rieſentöpfe (Jättegrytor) genannt, die keinesweges, wie Dalin glaubt, Werke der Natur, ſondern der Kunſt ſind. Schon Plinius erzählt, daſs die Einwohner Nordens ſich der Bergshölen bedienten, ihr Getreide darin zu malen (vielleicht eher, es darin aufzubewahren). Ferner viele alte Steine mit Inſchriften, einige Opferſtellen, ehemalige Gerichtsſtellen, Grabſteine, Grabhügel, Ruinen und andere Ueberbleibſel des Alterthums, als z. B. ein Meſſer von Kieſelſtein mit einem goldenen Ringe, einige alte Gegenden u. dgl. Der Beſchreibung ſind einige hiſtoriſche Anmerkungen beygefügt, wobey doch bisweilen der uneingenommene Kritiker noch etwas zu erinnern finden möchte. Dalin iſt hin und wieder berichtiget, oft aber iſt doch zu hart von ihm geurtheilt. Er hat immer ſeine Verdienſte, und that, was er zu ſeiner Zeit, und *in ſeiner Lage*, thun konnte.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Gal(l)erie merkwürdiger Frauenzimmer* aus der ältern und neuern Zeit. 1794. 333 S.

Wenn gleich Auswahl und Darſtellung dieſer kleinen Sammlung keinen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Mühe gekoſtet haben mag, indem vieles davon ſchon allgemein bekannt, manches aus gröſsern Werken entlehnt iſt; ſo glauben wir dieſelbe doch der weiblichen Leſewelt vor ſo vielen Geſchmack- und Sittenloſen Romanen, womit die deutſche Literatur noch immer überſchwemmt wird, zu einer angenehmen und nützlichen Unterhaltung empfehlen zu dürfen. Die zwölf hier aufgeſtellten, meiſt aus dem Franzöſiſchen überſetzten, Lebensbeſchreibungen enthalten 1) die bekannte Geſchichte der *Johanne von Arc*, oder des Mädchens von Orleans, aus *Pitaval* überſetzt. 2) Die traurigen Schickſale der *Marquiſe von Gange*, welche als ein Opfer der ſchwärzeſten Rachſucht von ihren Schwägern ermordet wurde. 3) *Renate von Balagni*, unglücklich durch gränzenloſe Herrſchſucht. 4) *Leonore del Monti*, neunjährige Bewohnerin eines unterirdiſchen Kerkers, wohin die Eiferſucht ihres Gemahls, wegen eines falſchen Verdachts der Untreue, ſie verbannt hatte. 5) Die Begebenheiten der berühmten Ritterin *d'Eon*. 6) *Anna Boley*, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII. 7) Das *Mädchen von Kent*, ein Werkzeug des Mönchs Fanatiſmus. 8) *Bruguiere de Lavaiſſe*, welche nebſt ihrem Manne mit in den Proceſs des Calas verflochten wurde. 9) *Elvira von Ciguenca*, merkwürdig durch unerſchütterliche Treue gegen ihren todtgeglaubten Gatten. 10) *Laura Baſſi*, ein ſchönes Beyſpiel, daſs Frauenzimmer einen hohen Grad der Gelehrſamkeit erwerben können, ohne die dem weiblichen Geſchlecht eignen Pflichten zu vernachläſsigen. 11) *Léonore Gomez*, eine Novelle aus der ältern ſpaniſchen Geſchichte. 12) *Charlotte Corday*, die allgemein bekannte, von einigen geprieſne, von andern verdammte Martyrerin politiſcher Schwärmerey.

Vorzüglich hat uns Nr. 4. die Lebensbeſchreibung der *Leonore del Monti* wegen der darin vorkommenden intereſſanten Situationen und feinen pſychologiſchen Zügen derſelben gefallen, wovon wir daher einiges zur Probe ausheben wollen. Sie hatte ſchon vor ihrer Verheirathung den Neffen ihres nachherigen Gemahls, den ſie bloſs aus Gehorſam gegen ihre Aeltern heirathete, heimlich geliebt. Ein Brief an ihre Freundin, worin ſie dieſer ehemaligen ſchuldloſen Liebe gedenkt, fällt ihrem Gemahl in die Hände, den die Eiferſucht zur blutigſten Rache auffodert. Vergebens ſucht er von ihr durch Drohungen und Schmeicheleyen den Mitſchuldigen ihrer vermutheten Untreue zu erfahren, zwingt ſie, einen Schlaftrunk zu nehmen, um ſie vor todt ausgeben zu können, und verſchlieſst ſie auf einem ſeiner Güter in einen unterirdiſchen Kerker, wo er ihr neun Jahre lang die in Brod und Waſſer beſtehende Koſt eigenhändig und ſchweigend hinabreicht. „S. 195. Nach und nach wurde ſie ihres Schickſals gewohnt. Sie ſchuf ſich ſogar Beſchäftigung. Ihr Gefängniſs war geräumig. Sie ging einen groſsen Theil des Tages darin auf und ab, machte Hymnen an Gott, an ihre Tochter, an ihr Gefängniſs, auf ihren Zuſtand, erfand Melodieen dazu und ſang ſie laut ab, und das Echo aus der hintern Grotte, das die letzte Sylbe wiederholte, war ihre theuerſte Freundin. Sie konnte ſich im Dunkeln ganz genau aus einer Höle in die andre finden, das Gehör erſetzte ihr Geſicht. Ein Schall ſo oder ſo, von den Felſen gebrochen, ſagte ihr genau wo ſie war. Eine neue Wohlthat für die Unglückliche war der Schlaf; ſchöne Träume zauberten ſie auf die Oberwelt zurück, zu ihren Aeltern, ihrer Tochter. Der Tod, den ſie Anfangs tauſendmal ſich gewünſcht hatte, wurde ihr nach und nach gleichgültig, und endlich, wie allen Menſchen, ſchrecklich. Zuweilen brachte ihr der Herzog auf vier Tage Lebensmittel. Dann wuſste ſie, daſs er eine kleine Reiſe machte. War ihr Vorrath verzehrt, und der Herzog zögerte zu kommen, ſo wurde ſie unruhig. Der Tod ihres Tyrannen war auch ihr Tod, und ſie that brünſtige Wünſche für ſein Leben. Sie horchte jedesmal auf ſeine Tritte, und freute ſich kindiſch, wenn er hart auftrat. Ueberhaupt war ihr das Geräuſch, das ein andrer als ſie machte, unglaublich angenehm. Wenn es ſtark donnerte, ſo hüpfte ſie vor Freude; ſie glaubte ſich weniger allein, horchte auf jeden neuen Schlag; und hörte es gänzlich auf zu donnern, ſo verſank ſie in die tiefſte Traurigkeit und zerfloſs in Thränen.“ — Ihr erſter Geliebter ward ihr Befreyer. Eben ſo intereſſant iſt nun die Darſtellung der erſten Eindrücke, welche der ſo lang entbehrte Anblick der Oberwelt, der Genuſs der Geſellſchaft, auf ſie machte. Dunkelheit und Einſamkeit waren ihr in der erſten Zeit ſchrecklich, daher muſsten im Anfange zur Nachtzeit viele Lichter in ihrem Zimmer brennen, und mehrere Perſonen ihr Geſellſchaft leiſten, u. ſ. w. — Die Schreibart des Vf. iſt ziemlich rein und flieſsend, nur zuweilen ſtöſst man auf Wendungen, wie S. 246. „*Mehr eitel als ſtolz war* es ihr angenehm, den Eindruck ihrer Schönheit auf alle zu bemerken.“

Digitized by Google

Leipzig, b. Weygand: *Schickſale und Abentheuer berühmter Seefahrer und Freibeuter.* 1793. 360 S. gr. 8.

Wahrſcheinlich (denn der Titel ſagt nichts davon, und eine Vorrede hat das Buch nicht) eine bloſse Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen; und zwar eine recht klägliche, voll undeutſcher Conſtructionen, Härten und Sprachfehler! z. B. „Wegen *dem* Hunger — Leichtglaube ſtatt Leichtgläubigkeit. — Verzeihen that er gern!" Vier Helden treten hier auf: der Kapitain Gourdan, Kapitain Lancelot, Andreas Doria und Hariaden Barbaroſſa. Nicht einmal die Namen ſeiner Helden weiſs alſo der Vf. recht zu ſchreiben. Für welche Claſſe von Leſern das Buch beſtimmt ſey, iſt ſchwer zu errathen. Durchaus fehlt es an hiſtoriſchem Geiſte und an aller hiſtoriſchen Kunſt; und zwar gerade da am meiſten, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, in den Abſchnitten vom Hayradin und A. Doria, deren Leben und Thaten doch einen ſo reichhaltigen und ſchönen Stoff darbieten. Nirgends iſt eine Spur von einem Faden ſichtbar, der durch das Ganze ſich hindurchſchlingt; alles iſt zerſtückelt, ſelbſt chronologiſche Verbindung fehlt faſt durchweg. Auch nicht eine einzige Quelle iſt genannt; was denn Rec. bey einigen, ihm neuen, nicht unwichtigen Thatſachen, wirklich ſehr bedauerte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Schwerin*, b. Bödner: *Ueber die Nothwendigkeit verbeſſerter Geſangbücher und über das neue Mecklenburgiſche Geſangbuch*, von *S. H. Hane* zweyten Prediger in Gadebuſch. 1795. 104 S. 8. Der gelehrte Vf., welcher dem Publikum durch ſeine *Schriftserklärungen* ſchon rühmlichſt bekannt iſt, zeigt ſich hier von einer neuen Seite als einen ſehr einſichtsvollen und liberalen praktiſchen Theologen, der die Bedürfniſſe des Zeitalters vollkommen kennt; den hohen moraliſchen Zweck der chriſtlichen Religion ſehr richtig einſieht; und nach dieſer Einſicht den entſchiedenen Werth derſelben mit Würde aufrecht zu erhalten ſich beſtrebt. Solcher trefflichen Geiſtlichen bedarf es auch zu unſerer Zeit, denn bey der gewöhnlichen handwerksmäſsigen Behandlung der göttlichen moraliſchen Religion Jeſu muſs die Religion ſelbſt verkümmern, weil die Unwiſſenheit ihre moraliſche Seite nicht zu faſſen vermag, und die Trägheit in der bloſsen Ausübung der Gebräuche fort vegetirt, die ohne moraliſche Beziehung gar keinen Werth haben. Was Hr. *H.* hier über Zeitbedürfniſs, und Veränderungen der Lehrmethoden, worin uns *Chriſtus* und *Luther* mit ihren groſsen Beyſpielen voran gegangen ſind, ſagt, iſt allgemein anerkannte Wahrheit, aber hier wieder faſslich und eindringend vorgetragen. Sein Hauptzweck iſt, die Einführung des neuen Meckl. Geſangbuchs zu erleichtern. Daher ſucht er die Hinderniſſe wegzuräumen, die eintreten könnten. Es iſt dabey keine Speculation auf Gewinnſt, den gemeinen Mann dadurch in Contribution zu ſetzen, denn der Preis iſt bis zur Bewunderung gering; es iſt unmöglich, daſs er ohne getroffene Veranſtaltungen 6 Bogen feinern Drucks für 1 gr. von einem Buchhändler erhalten kann. Es herrſcht in dem neuen Geſangbuche keine *neue* Religion, wie man ſich vielleicht überreden möchte; ſondern dieſelbe alte Religion tritt hier nur in einem Gewande auf, das ſich für unſre Zeiten ſchickt. Bey dieſer Gelegenheit wird die Nothwendigkeit einer ſolchen beſſern Form der Religionsbücher, welche zur Aufrechthaltung der Achtung für die Religion durchaus erforderlich iſt, gezeigt, und das Anſtöſsige der alten Form ſehr treffend dargeſtellt. Alles dieſes mit Einſicht und Kenntniſs, die dem Vf. Ehre macht. Um ſo mehr haben wir, mit Erſtaunen und Bedauren zugleich, folgende Stelle geleſen S. 97. „Als ich vor 9 Jahren ſo unbedachtſam war, die myſtiſchen Ausdrücke in den Predigten meines Vaterlandes zu rügen; ſo empfand man dies ſo „übel, daſs man eine Beſchuldigung, die ſeit der Zeit ſchwer auf „mir gelegen, *und mir die Früchte meines Fleiſses auf immer verdorben hat*, nämlich die des Socinianiſmi wider mich erhob. „Erwieſen hat man ſie bis dieſe Stunde noch nicht, und wird ſie „auch nimmer erweiſen können. Aber unter der Hand und im „Geheim hat man geſucht, ſie geltend zu machen, und auch wohl „da, wo ſie mir am meiſten ſchaden konnte. So bin ich denn „nun wegen jener Rüge, um welcher Willen man noch nach Jahren die bitterſte Rache an mir ausgeübt hat, vollkommen gerechtfertigt (nämlich in ſo fern die myſtiſchen Ausdrücke in dem Herzogl. Befehl zur Ausfertigung eines neuen Geſangbuches auch verworfen ſind)." Gewiſs kann ſich der Vf. Glück wünſchen, daſs er jetzt in chriſtlichern Zeiten lebt; allein der Schade iſt nun einmahl geſchehen, und kann nie wieder redreſſirt werden. Dieſs iſt Unglück genug. Wahrſcheinlich rührt dies Unglück von der heimlichen Verläumdung unwiſſender und hämiſcher Geiſtlichen her, denn wie ſollte ein Laye auf den Nahmen eines Socinianers verfallen? S. 62. beklagt ſich der Vf. auch über ſolche heimlichen Verläumder, und vergleicht ſie mit Hausdieben. Dieſs iſt noch viel zu wenig. Sie ſind weit eher mit den Giftmiſchern zu vergleichen, vor denen ſich kein ehrlicher Mann retten kann. Sie morden den guten Namen im Geheim; Niemand kann ſich gegen ſie vertheidigen; und die Unmoralität iſt ſo groſs, daſs ſie ihnen von dem allerheiligſten Richter nie vergeben werden kann. — Was S. 53. von der lateiniſchen Sprache der Miſſionaren unter den europäiſchen Nationen geſagt wird, bedarf einer Einſchränkung. *Willebrod*, *Winfried*, *Lebwin* und Andre waren ſämmtlich Angelſachſen, die ſich den Frieſen und Sachſen, den Oſtphalen und Weſtphalen in ihrer Mutterſprache ſehr gut verſtändlich machen konnten. Die Urſache, warum der lateiniſche Formulargottesdienſt in Deutſchland eingeführt wurde, lag vielmehr darin, daſs Carl der Groſse die römiſche Liturgie in ſeine eroberten Länder einführte. Eben dieſs gilt auch von den Perikopen. S. 99. Sie exiſtirten ſchon im 6 Jahrh. zu Rom. Aber Carl führte ſie auch durch das Homiliarium des *Paul Warnefrieds* (Sohn) in ſeine Länder ein. Nur ſollte daraus nicht allenthalben vorgeleſen; ſondern ſie ſollten in die Landesſprache überſetzt werden. Carl wollte in der Landesſprache geprediget wiſſen, und lieſs zu dieſem Ende auch die 40 Homilien des *Gregor* ins Deutſche überſetzen. Daher erſchien dann endlich im 9 Jahrh. das erſte deutſche Homiliarium des *Otfried von Weiſſenburg*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. May 1795.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Agaſſe: *Eſquiſſe d'un tableau hiſtorique des progrès de l'eſprit humain.* Ouvrage poſthume de *Condorcet.* L'an IIIe. de la Republ. 389 S. 8.

Die bisherige Entfaltung des menſchlichen Geiſtes überſchaut der Vf. als Selbſtdenker, und zwar gerade in dem ernſthaften Augenblicke, wo er, von der Weltbühne mit Gewalt zurückgedrängt, entweder den Giftbecher zu trinken oder unter der Guillotine zu bluten bereit iſt. Auch die letzten Tage des Lebens, auch die dunkle Zuflucht in einer Waldhöle verliert er nicht in unthätiger Gleichgültigkeit, noch weniger in zweckloſen Klagen oder Rechtfertigungen; er weiht ſelbſt die traurigſte Muſſe dem Dienſte der Nachwelt. Für ſie entwirft er im Angeſichte des Todes das Gemälde der Vorwelt, das Gemälde der Hauptepochen, auf deren Stufen ſich der menſchliche Geiſt zu der Höhe erhoben, von der ſich für ihn eine unabſehbare Ausſicht eröffnet.

Nach dem Vf. ſind es neun Epochen, welche bisher der menſchliche Geiſt zurückgelegt hat. Die *erſte* iſt die Vereinigung der Menſchen in Volksheerden. Sie unterſcheidet ſich durch Einführung einer articulirten gemeinſchaftlichen Sprache, durch die Erfindung von Pfeilen und Bogen, durch Einſammlung, Aufbewahrung, Zubereitung von Nahrungsmitteln, durch Anſchaffung von Hausgeräthen und Werkzeugen. Die Erfindung des Pfeiles und Bogens, ſagt er, dankt man irgend einem einzelnen genialiſchen Kopfe; die Bildung der Sprache hingegen nur der Verabredung zwiſchen einer ganzen Geſellſchaft. Bereits in dieſem erſten Zeitpunkte entdeckt er die Entſtehung ausſchlieſsender Familien und Kaſten, bey welchen ſich als Erbgut, als Geheimniſs dieſe oder jene, theils politiſche, theils religiöſe, Kunſtmittel fortgepflanzt haben; bereits hier ſchon alſo eine Trennung zwiſchen Menſchen, von denen die einen herrſchen, die andern gehorchen. — Die *zweyte* Epoche beginnt mit den Jägern und beſonders den Hirten. Bey der ruhigen, ſitzenden Lebensart dieſer letztern fand der menſchliche Geiſt zur Entwicklung günſtigere Muſſe. In dieſem Zeitpunkte bediente man ſich zur Bekleidung, anſtatt der Thierhaut, der Wolle, und man fing an, die Wolle zu ſpinnen. Beym Hüten der Heerden gewann man Zeit zur Beobachtung des Laufs der Geſtirne. Sanfter wurden auf der einen Seite die Sitten, und regelmäſsiger, wohl auch erhabener auf der andern Seite die religiöſen Gebräuche. Der Vf. bemerkt nicht, daſs beſonders in dieſem Zeitpunkte theils das Eigenthum, theils auch eine Art Sclaverey eingeführt worden. Um jenes zu ſichern, erkannten die Hirten dieſen oder jenen Nimrod bald als Beſchützer, bald als Gebieter an. — Die *dritte* Epoche beginnt mit der Erfindung des Feldbaus. Viehzucht und Feldbau vermehrten in gleichem Grade, ſo wie ſich die Bevölkerung vermehrte, den Unterhalt. Je länger je mehr ſonderten ſich die Menſchen in verſchiedene Claſſen, in die Claſſen der Landeigenthümer und Lohnleute, der Herren und Knechte, der Führer und der Geführten. Wenn Künſte und Kenntniſſe nicht zu Grunde gehen, oder zerſtückelt und zerſtreut werden ſollten, ſo muſsten ſie bey dieſen oder jenen vorzüglich verehrten Familien oder Ständen als Heiligthum aufbewahrt, entfaltet und fortgepflanzt werden. Die Stände der Prieſter, der Cohen, Magen und Mandarins folgten alſo auf die Banden der Schamanen und Jongleurs. Von zweyerley Art war der Prieſterunterricht, der eine für das Volk, der andre für die Geweihten. Bey der Bilderſprache achtete jenes nur auf die äuſsern Zeichen; dieſe drangen auf den innern Sinn und Geiſt ein. Mit der Zeit verloren den innern Sinn und Geiſt ſelbſt mehrere von den geweihten Prieſtern aus dem Geſichte. Eine auſserordentliche Revolution veranlaſste der Uebergang von der Bilderſchrift zu der Buchſtabenſchrift. Urſprünglich war dieſe nur die Abkürzung von jener, wie z. B. noch heut zu Tage in China und Japan; unvermerkt aber gelang es, das Zeichen eines Wortes hinwieder in Zeichen von einzelnen Sylben und endlich von Selbſtlauten und von Mitlauten zu theilen. Zu einer ſolchen ſubtilen Zergliederung nöthigte verwickelter Handelsverkehr. Seither bedarf es nur vier und zwanzig Buchſtaben, und, je nachdem ſie auf dieſe oder auf jene Weiſe zuſammengeſetzt werden, ſchildern ſie jede nur mögliche Ideenverbindung. — Unbemerkt läſst der Vf. theils die Einführung theils die Wirkung des Geldes, der Gewichte und Maaſse. Zu gleicher Zeit erweiterte ſich mit dem Kreislaufe des Gelds und der Waaren der Kreislauf der Kenntniſſe. Die *vierte* Epoche, Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in Griechenland bis zur Theilung der Wiſſenſchaften gegen Alexanders Jahrhundert. Einen Hauptgrund von den ſchnellern und gröſsern Fortſchritten der Griechen findet der Vf. in ihren Wanderungen, in ihrer Miſchung, in ihrer Freyheit. Ungeachtet auch Griechenland ſeine Myſterien und ſein Prieſterthum hatte, ſo vertraute es gleichwohl die Wiſſenſchaften nicht ausſchlieſsend einzelnen Familien und Kaſten an. Daher theils kühnere, theils weiſere Verbreitung der Kenntniſſe; daher aber auch die Ausſchweifungen des Geiſtes und der Syſtemſucht. Die Philoſophie

Digitized by Google

phie trennte ſich in Secten, wie die Religion, und, ſo wie bey dieſer, ſo hatte auch bey jener der Controverſengeiſt vermiſchte, theils heilſame, theils verderbliche Folgen. Auf der einen Seite elektriſirten ſich die Geiſter; auf der andern Seite verloren ſie ſich in Subtilitäten. Kurze Ueberſicht der verſchiedenen Lehrgebäude von Demokrit, Pythagoras, Socrates u. ſ. w. (Schade, daſs der Vf. nicht mit den Schriften unſerer *Meiners* und *Tiedemann* bekannt war!) Nur zu flüchtig berührt er den wohlthätigen Einfluſs von Pythagoras nicht bloſs philoſophiſchem, ſondern auch politiſchem Orden. Eben ſo wahr als wichtig iſt folgende Bemerkung: „Zur erſten Grundlage ächter Philoſophie „gehört richtige Beſtimmung der Wörter. Die Grie„chen ſpielten mit den Wörtern; ſie bezeichneten nach „und nach mit dem gleichen Ausdrucke verſchiedene „Ideen. Auf ſolche Weiſe bekam zwar ihr Geiſt Fein„heit, zugleich aber auch Spitzfindigkeit. Sokrates „zog die Philoſophie aus den Wolken herab auf den „Boden. Darum aber beſchränkte er ſie nicht kindiſch „bloſs auf die Moral. Vielmehr erhoben ſich aus ſei„ner Schule die Meſskunſt und Phyſik." Mit Recht macht der Vf. ſowohl auf den Martyrertod des Sokrates als auf die gewaltſame Zerſtörung der pythagoriſchen Schule aufmerkſam. Dieſs ſind die erſten bekannten Verbrechen der Prieſtertyranney. Um der Tyranney zu entgeben, bequemten ſich auch die Philoſophen zur Einführung gedoppelter Lehrart, ſo wie ihre eiferſüchtigen Gegner, die Prieſter. Sehr treu und ſchön gezeichnet iſt Platons philoſophiſche Muſe. Um ſo viel freyer blieb der Gang der Philoſophie, um ſo viel reiner und wohlthätiger ihr Einfluſs, je weniger ihre Secten in die öffentlichen, entweder bürgerlichen oder religiöſen Verfaſſungen verflochten geweſen. Je mehr die Philoſophie auf ſubtilere Beſchränkungen und Unterſcheidungen führte, deſto mehr theilte ſie ſich allmählich in mehrere abgeſonderte Zweige. Hippokrates wurde der Vater der Arzneykunſt; Plato und ſeine Schüler erweiterten durch die Verdopplung des Cubus bis ins Unendliche das Gebiet der Meſskunſt. Ungeachtet ſich zur Beförderung der politiſchen Wiſſenſchaften ſowohl die Schulen der Weltweiſen als die Einrichtungen der freyen Verfaſſung vereinigten, ſo ſtanden nichts deſto weniger dem Fortgange des Naturrechts die Zeitvorurtheile, die eingeführte Sclaverey, der Nationalhaſs im Wege. Den glänzendſten Fortgang hatten die ſchöne Kunſt und Literatur; ſie dankten ihn hauptſächlich theils der Geſetzgebung, theils dem Gottesdienſte. Sehr wohlthätig war ihr Einfluſs auf die Sitten. -- *Fünfte* Epoche. Weitere Entfaltung der Wiſſenſchaften ſeit ihrer Vertheilung bis zu ihrem Verfalle. Nicht nur alle Wiſſenſchaften umfaſste Ariſtoteles, ſondern er wendete die philoſophiſche Methode auch auf die Beredſamkeit und die Poëſie an. Die Trennung der Philoſophie in einzelne Wiſſenſchaften war glücklicher Weiſe noch vor dem gänzlichen Untergange der griechiſchen Freyheit erfolgt. Je weniger die Wiſſenſchaften und Künſte, vereinzelt, entweder dem weltlichen oder dem prieſterlichen Deſpotismus Argwohn gaben; deſto leichter fanden ſie Zuflucht ſelbſt in Aegypten, wo, ungeachtet der deſpotiſchen Herrſchaft, der Seehandel die Künſte des Reichthums verbreitete. Archimedes verdient den Namen des Schöpfers der rationellen Mechanik. Selbſt unter dem Joche der römiſchen Weltbezwinger genoſſen in Aegypten Alexandrien, und in Griechenland Athen vorzügliche Begünſtigung. Alexandrien lieferte der Hauptſtadt der Welt Lebensmittel; Athen Künſte und Kenntniſſe. Unter dem Drucke des Deſpotismus erhielt und verbreitete ſich keine Philoſophie ſo leicht, als die Philoſophie theils der Skeptiker, theils auf der einen Seite der Stoiker und auf der andern Seite der Epicuräer. Wenn dieſe ſich mit der Seelenruhe und mit jedem gegenwärtigen Genuſſe begnügen, ſo ſuchen jene ihre Würde in gelaſſener Ertragung des Uebels. Nach dem Falle der griechiſchen Freyſtaaten ſanken auch die politiſchen Wiſſenſchaften, und nicht länger machten ſie einen Theil der Philoſophie aus. Die Ausbreitung der römiſchen Uebermacht hatte einen Einfluſs auf die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, der ſich bis auf unſere Zeiten fortpflanzt. Die griechiſchen Kunſtwerke kamen nach Rom, aber nicht die griechiſchen Künſte. Cicero, Lucrez, Seneca ſchrieben in ihrer Sprache über die Philoſophie; aber nur als Nachahmer der Griechen. In Rom führte keine andere Wiſſenſchaft zu Reichthum und Ehre, als die Jurisprudenz; vorzüglich dieſe alſo gedeihte. Selbſt unter den Kaiſern erhielt und verbeſſerte ſie ſich. Je unſicherer und widerſinniger nemlich die Geſetzgebung ſelbſt iſt, deſto dringender wird das Bedurfniſs eines guten Civilrechts. Die Ehrfurcht für dieſes iſt Urſache, daſs ſich auf der einen Seite einige Ideen vom Naturrechte fortpflanzten, zugleich aber auch lange nicht erweiterten. Unter dem gleichen Zepter und durch gemeinſchaftliche Sprachen vereinigt, behielt gleichwohl jedes Volk ſeine eigne Nationalreligion. Gar bald bemerkten unter jedem Volke die Aufgeklärtern, daſs am Ende jeder beſondere Gottesdienſt auf die Verehrung des einzigen höchſten Gottes hinführe. So tolerant Rom gegen jede Religion war, ſo wenig konnten die römiſchen Weltbezwinger mit Gleichgültigkeit ſolche Religionen anſehn, deren Prieſter durch theokratiſches Anſehn einen Staat im Staate erzeugten. Von ſolcher Art war auf der einen Seite die jüdiſche Religion, und auf der andern Seite die Druidenreligion in Gallien. Auch wurde der jüdiſche Tempel zerſtört, und der Druidenorden vertilgt. Die gröbere Vielgötterey wurde von den Neuplatonikern verfeinert. Unvermerkt machte ſie einer Hierarchie von Geiſtern Platz. Die Prieſterreligion ſchmeichelte dem Volke durch Verwandtſchaft mit höhern Intelligenzen und durch ſelige Ausſichten jenſeit des Grabes. „Unter den verſchiedenen jüdiſchen und ägyptiſchen Reli„gionsſecten, ſagt der Vf. S. 133., erhob ſich die „Religion Jeſu." Ihn verkündigten ſeine Schüler als jenen ſchon lang erwarteten Weltverbeſſerer. (*Sueton.* in *Veſpeſian.* c. 4.) „Je mehr ſich das Kaiſerthum „herabwürdigte, deſto ſchneller verbreitete ſich die Re„ligion Jeſu. Zugleich mit den Kaiſern ſanken auch „ihre Götter. Weit beſſer als der geprangvolle Dienſt „der Opferprieſter ſchickte ſich die neue chriſtliche

„Secte

Digitized by Google

„Secte für ein Zeitalter des Verfalls und Elends. Gar „bald wurde ſie zur mächtigen Parthey, und ſie wars, „die den Conſtantin auf den Thron erhob.“ Zu einſeitig betrachtet der Vf. das Chriſtenthum. Wenn es ſich auch durch den Geiſt brüderlicher Gleichheit und durch Verheiſsung überirdiſcher Triumphe dem armen gedrückten Volke, wenn es ſich durch überſpannte Figuren und Tropen dem Schwärmerhaufen, und dadurch, daſs es ſich politiſch brauchen lieſs, ränkevollen Partheyhäuptern empfahl, ſo empfahl es ſich gewiſs auch jedem unbefangenen Selbſtdenker im Gegenſatze theils mit dem Opfer- und Tempeldienſte, theils mit der herrſchenden Weltweisheit, ganz ohne moraliſchen Einfluſs. „Ein Hauptzug des Chriſtenthums war, „nach dem Vf., die Verachtung der menſchlichen Wiſ„ſenſchaften und die Unterdruckung des Forſchungs„geiſts.“ Der Vf. bedenkt nicht, wie ſich unter den Kirchenvätern mehrere, und ſelbſt unter den Apoſteln Paulus ſowohl durch Gelehrſamkeit überhaupt, als beſonders auch durch Dialektik auszeichneten. Ueberhaupt ſcheint er die zufällige Ausartung des Chriſtenthums mit dem Chriſtenthum ſelbſt zu verwechſeln, und dieſes vielmehr in unreinen Canälen, als in der Quelle beobachtet zu haben. „Der Triumph des Chriſtenthums,“ ſagt er S. 136., „war das Signal von dem gänzlichen „Untergange der Wiſſenſchaften und der Philoſophie.“ Auch ohne das Chriſtenthum, ſanken ſie dem Untergang zu; ſie ſanken unter der Sündfluth theils des Deſpotismus und Sittenverderbens, theils der barbariſchen Völkerſchwärme. Selbſt in ſeiner gröſsten Verunſtaltung noch war es das Chriſtenthum, welches einen Funken der Gelehrſamkeit theils unterhielt, und theils ihn wieder zu höherm Lichte entzündete. Es pflanzte die (wenn auch dürftigen, doch immer nicht ganz unnützen) Kloſterſchulen und Kloſterbibliotheken; es verbreitete (wenn noch ſo ärmlich) die alten gelehrten Sprachen; es beförderte ſelbſt durch die Kreuzzüge den Verkehr mit den arabiſchen und morgenländiſchen Kenntniſſen; es verſchaffte den griechiſchen Emigranten eine günſtige Aufnahme. — *Sechſte* Epoche. Auslöſchung des Lichts bis zur Wiederanfachung deſſelben zur Zeit der Kreuzzüge. Theologiſche Grillenfängerey und frommer Betrug machen das ganze Genie dieſes Zeitalters aus. Theils unter dem militäriſchen, theils unter dem prieſterlichen Deſpotismus niedergedrückt, ſchmachtet unter Blut und Thränen Europa. Das Gemälde hat zwo verſchiedene Hälften. Der Occident erſcheint unter ſchnellerm und durchgängigerm Verfalle; der Orient weniger. Jener wird ein Raub der Barbaren, die von den Ueberwundenen nichts, als ihre Religion annehmen. Noch ſo barbariſch hoben ſie gleichwohl die häusliche Sklaverey auf. Sie verlangten nicht Sklaven, ſondern Boden und Coloniſten. Dieſe letztern hingen als Eigenthum zugleich an dem Boden. Von Rom aus verbreitete das gemeinſchaftliche Haupt der Prieſter über den ganzen Occident eine Hierarchie, welche auf der einen Seite die Völker gegen die Fürſten, und auf der andern Seite jeden Fürſten gegen den andern bald bewaffnete, bald in Schutz nahm. Allgewaltig, gleichſam ein Schutzgott, ein Vice-Gott, wurde auf ſolche Weiſe der Biſchof zu Rom. Eine dreyfache Uebermacht drückte das Volk, die königliche, die prieſterliche, und die Macht des Feudal-Adels. Nur in wiefern dieſe Mächte ſelbſt ſich gegenſeitig untergruben, erhob ſich allmählich das Volk. Während daſs der Occident unter grober Unwiſſenheit, und der Orient unter Religionscontroverſen hinſchmachtete, erhob ſich unter den bisher unbezwungenen Arabern, theils landwirthſchaftlichen, theils räuberiſchen, theils Hirtenvölkern, Mahomet zu gleicher Zeit als Geſetzgeber, Prophet, Oberprieſter, Richter und Feldherr. Unter Einmiſchung von ungereimten Fabeln und beſchwerlichen Ceremonien, gründete er eine Art von poſitivem Theismus. Einige Zeit erhielt ſich unter den Mahometanern, und wenn auch nicht ohne Verunſtaltung, die ariſtoteliſche Philoſophie. Beym Verluſte der Freyheit verlor ſie ſich unter ihnen; beym erſten Anbruche der Freyheit, zur Zeit der Kreuzzüge, kam ihr letzter Reſt nach Europa. — *Siebente* Epoche. Seit den Kreuzzügen bis zur Erfindung der Buchdruckerey. Allzu theokratiſch war das mahometaniſche Caliphat. Unter ſeinem blendenden und ſengenden Strahle welkten die Künſte und die Gelehrſamkeit. Noch ſo furchtbar und heilig war gleichwohl im Occidente die Prieſterſchaft weniger göttlich verehrt. Der Contraſt zwiſchen ihrem Evangelium und ihren Sitten empörte. Unter andern in dem mittägigen Frankreich ſuchte man ihr Joch abzuſchütteln, und ein reineres Chriſtenthum einzuführen. Trotz aller Kreuzzüge und bewaffneten Inquiſitionen, erhob man ſich bald hie bald da gegen den Prieſterdruck. Wenn ſich dawider auf der einen Seite die frommen Albigenſer und Waldenſer erhoben, ſo wirkte auf der andern Seite dagegen ein Kaiſer Friedrich II, und unter ſeiner Einwirkung hin und wieder ſo mancher profane Troubadour, vielleicht wohl auch dieſe oder jene geheime Geſellſchaft. Ob mit Grund oder ohne Grund, genug, auch der Orden der Tempelherren war freygeiſteriſcher Lehren verdächtig. Während der langwierigen Kriege zwiſchen dem Pabſt und dem Kaiſer benutzte manche Stadt die Anarchie zur Erweiterung der bürgerlichen Freyheit. Die Freyheit des Bürgers und Landmanns beförderten zufällig auch jene Kreuzzüge nach dem heiligen Grabe, und mit der Freyheit das Wachsthum des Handels und der Kenntniſſe. In Italien und Deutſchland formirten ſich kleine Freyſtaaten, mehr oder weniger nach dem Muſter der griechiſchen und römiſchen. In England beſchwor der König feyerlich jene für die Freyheit ſo günſtige *magna charta.* Die Entdeckung einer Handſchrift von Juſtinians Codex gab Gelegenheit zum Studium und zur Einführung einer menſchlichern Jurisprudenz; die ariſtoteliſche Philoſophie diente auch in ihrem ſchwerfälligen arabiſchen und ſcholaſtiſchen Mantel zur Uebung des Geiſtes. „Jene „Disputirſucht der Scholaſtiker führte von fern her zu „der philoſophiſchen Analyſe, der Hauptquelle des „nachherigen Fortſchrittes im Denken.“ Zugleich aber hinderte die Syſtemſucht den Fortſchritt in der Naturlehre.

Digitized by Google

Lehre. Bey allem dem kamen gleichwohl durch den Handelsverkehr und durch die Kreuzzüge theils Aſiens Früchte, theils Aſiens mechaniſche Künſte nach Europa. Während dieſes Zeitraums hatten beſonders zwey neue Entdeckungen den auſserordentlichſten Einfluſs, die Entdeckung einerſeits von dem Compaſs, und andrerſeits von dem Schieſspulver. „Seit der Einführung „des groben Geſchützes zittern kunſtreiche gebildete „Nationen weit weniger vor dem blinden wüthenden „Ueberfall barbariſcher Volksſchwärme.“ — „Seit der „Einführung der neuern Kriegskunſt erhebt ſich der „Adel weit weniger über den gemeinen Mann.“ — Bereits in dieſem Zeitalter veredelte ſich auch die italieniſche Sprache. Die Sitten bekamen wenigſtens unter den höhern Ständen eine weniger rohe Geſtalt, und zwar unter dem Einfluſſe der arabiſchen, theils poetiſchen, theils ritterſchaftlichen, Galanterie. In Abſicht auf Religion und Moral aber galt Autorität immer noch weit mehr, als Vernunft. — *Achte* Epoche. Von der Erfindung der Buchdruckerey bis zur Abſchüttlung des Jochs der Autorität. Um ſo viel ſchneller und wohlthätiger verbreitete ſich der Einfluſs der Buchdruckerey, da ihrer Erfindung auf der einen Seite die Auswanderung der Gelehrten und Künſtler aus Conſtantinopel vorherging, und auf der andern Seite die Entdeckung der neuen Welt nachfolgte. Die Kirchentrennung, die Abſchüttlung der päbſtlichen Autorität war das Werk theils der Aufklärung, theils des Intereſſe. Nur langſam und nur in ſeltenen Köpfen erwachte der Entſchluſs zur Beleuchtung auch der politiſchen Autorität, ſo wie der prieſterlichen. Die Revolutions- und die einheimiſchen Kriege nöthigten hie und da zu Nachforſchungen über die verſchiedenen Wirkungen verſchiedener Geſetze und Verfaſſungen. Die Ungleichheit und die Abänderung von dieſen erregte Aufmerkſamkeit und freye Unterſuchung. Nach der Erſchöpfung unter den Kriegen fühlten die Fürſten und Völker das Bedürfniſs eines gemeinſchaftlichen Kriegs-, Völker-, und Menſchenrechts. — Durch die Entdeckung der neuen Welt und den dadurch veranlaſsten gröſsern Handelsverkehr bekamen die mechaniſchen Künſte, und mit ihnen zugleich die Mathematik und Phyſik, beträchtlichen Zuwachs. Hieher gehören die Vervollkommnung der algebraiſchen Sprache und die Erfindung der Logarithmen; die Entdeckungen der Galilai, Copernicus, Kepler; hieher in Italien und Frankreich die Fortſchritte der ſchönen Künſte. In England war Baco der Wiederherſteller des philoſophiſchen Beobachtungs- und Forſchungsgeiſtes. In Frankreich wendete hernach Carteſius die geometriſche Methode auf die verſchiedenſten Zweige der Philoſophie an. Sein *Eſprit du Syſtême* aber hinderte den freyen Fortgang des menſchlichen Geiſtes. — *Neunte* Epoche. Von Des Cartes bis zur Gründung der franzöſiſchen Republik. Theils politiſche, theils religiöſe Bedrückung war es, welche in England und Holland den Geiſt der Freyheit entflammten. „Auch anderwärts „wurde eine beynahe unbedingte und willkührliche „Gewalt beſchränkt durch die öffentliche Meynung, „geordnet durch Einſicht, gemildert aus eignem Inter„eſſe. Ein ſolcher Despotismus, der in andern Welt„theilen und in den vorigen Jahrhunderten immer ganz „unbekannt blieb, vertrug ſich mit Kunſtfleiſse, Auf„klärung, und ſelbſt mit der bürgerlichen Freyheit.“ S. 240.: „Auſserordentlichen Einfluſs haben die Fortſchrit„te des Handels- und Völkerverkehrs auf den Fortgang „des menſchlichen Geiſtes, und dieſer auf die Meynun„gen, und die Meynungen auf die Völker und auf die „Häupter der Völker.“ Aus dieſen Prämiſſen leitet der Vf. die politiſchen Axiomen theils eines Sidney und Locke, theils eines Rouſſeau und Mably her. S. 259.: „Das allgemeine Feldgeſchrey,“ ſagt er, „ſind ſeither „— *Vernunft, Toleranz* und *Menſchheit*.“ — In kurzer, aber lichtvoller Ueberſicht ſchildert er die groſsen Verdienſte, welche ſich um die Philoſophie und um die Künſte ſo manches auſserordentliche Genie erworben. — *Zehnte* Epoche. Künftige Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. So wie der Vf. für ſeine Revolutionslehre Märtyrer wird, ſo ſtirbt er auch unter begeiſternden Ausſichten. Er prophezeyht theils die Aufhebung der Ungleichheit unter den Nationen, theils den Fortſchritt der Gleichheit unter demſelben Volke, theils die wirkliche, phyſiſche, moraliſche und intellectuelle Vervollkommnung des Menſchen. Nicht ohne Befremden ſieht man, wie auch ſelbſt ein ſonſt ſo kalter Philoſoph, von dem herrſchenden Zeitgeiſte elektriſirt, zuweilen manche Dinge aus einem etwas einſeitigen, und wohl auch ſchwärmeriſchen, Geſichtspunkte anſieht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Richard: *Almanach des Gens de bien*, contenant des Anecdotes peu connues, pour ſervir à l'hiſtoire des événemens de ce dernier tems; l'arrivée de Carrier aux enfers; des obſervations ſur le même; ſon epitaphe; deux dialogues de morts, un entre J. J. Rouſſeau et Malesherbes, l'autre entre Favras et Bailly; les medicins, hiſtoire véritable; des prédictions pour tous les mois de l'année etc. 216 S. 12.

Offenbar zeigt ſich der Vf. königlichgeſinnt, beſonders in dem Dialog zwiſchen Favras und Bailly. *Die Aerzte, eine wahrhafte Geſchichte;* im Grunde eine allegoriſche Erzählung, welche Frankreich als einen Kranken darſtellt, und die Conſtitution als Quackſalberey. Beſonders intereſſant iſt das Tagebuch über die neuern Ereigniſſe zu Paris. S. 144—193.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. May 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Padua, in der Druckerey Penada: *Oſſervazioni ſulle proprietà della China del Braſile* di *Andrea Comparetti*, P. P. P. 1794. 72 S. 8.

Das neue Heilmittel, mit dem H. *Comparetti* die Aerzte in dieſer Schrift bekannt macht, iſt im Jahre 1793 aus Portugall nach Venedig gebracht und in dieſer Stadt unter dem Namen: *braſilianiſche Chinarinde* verkauft worden. Es laſst ſich indeſſen nicht mit Gewiſsheit angeben, ob es wirklich die Rinde des Stammes oder der Aeſte einer Cinchonaart iſt, oder ob es von einem andern Baume abſtammt; denn der Vf. hat, in Rückſicht auf die natürliche Geſchichte dieſer Drogue, nichts Beſtimmtes erfahren können. So viel erhellt aber aus der Beſchreibung, die er von den äuſserlichen Eigenſchaften dieſer neuen Chinarinde macht, (und die wir vollkommen richtig befunden haben, da wir ſie mit einigen Stücken dieſer Rinde, die wir unlängſt aus Italien erhalten haben, zu vergleichen im Stande geweſen ſind,) daſs ſie von allen bis jetzt bekannten Arten der peruvianiſchen Rinde merklich verſchieden iſt. Auch die Kräfte, die ſie auf den menſchlichen Körper äuſsert, beſtätigen dieſe Behauptung und machen zugleich wahrſcheinlich, daſs dieſe Drogue einige Beſtandtheile enthält, die den andern Chinaarten entweder gänzlich mangeln, oder ihnen doch in weit geringerer Menge beygemiſcht ſind. — Der Vf. hat ſich bemüht, ſowohl die Beſtandtheile dieſer Rinde zu entdecken, als auch ihre mediciniſchen Tugenden zu beſtimmen. Er hat daher in beiderley Rückſicht mehrere Verſuche angeſtellt, von welchen er in der angezeigten Schrift kürzlich Nachricht giebt. Das Waſſer ſowohl, als der Weingeiſt, löſt einige Theile davon auf, und eine mit dem erſtern bereitete Brühe giebt, durch die Abdampfung bis zur Trockenheit, ein kaffebraunes Extract (ungefähr 20 Gran aus 2 Drachmen Rinde), auf deſſen Oberfläche kleine, im Waſſer leicht auflösliche und ſelbſt die Feuchtigkeit aus der Luft anziehende, Salzkryſtallen bemerkbar ſind. Die geiſtige Tinktur hingegen ſtellt, nach gehöriger Eindickung, ein weniger trocknes und heller gefärbtes Extract dar, (2½ Skrupel aus 1 Unze Rinde,) worin man ebenfalls ſalzige Spieſschen entdecken kann. Ueberhaupt ſcheint, den Verſuchen des Vf. zufolge, die braſilianiſche China mehr durch Waſſer und Weingeiſt ausziehbare Theile zu enthalten, und auch reichlicher mit luftigen (denn der Vf. hat, bey der Bearbeitung dieſer Drogue mit Waſſer, eine Art von Brauſen beobachtet,) und ſalzigen Theilen (deren wahre Beſchaffenheit doch nicht hinlänglich unterſucht worden iſt,) geſchwängert zu ſeyn, als die peruvianiſche Rinde und die China di S. Fè. — Die kliniſchen Erfahrungen, die theils Hr. C. ſelbſt, theils H. *Treviſan* angeſtellt hat, beweiſen, daſs dieſes Mittel in drey- und viertägigen, ſowohl regel- als unregelmäſsigen, und hartnäckigen doppelten und mit Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes vergeſellſchafteten, Wechſelfiebern ſehr wirkſam ſey, und oft auch dann noch die mit dergleichen Uebeln behafteten Kranken von ihren Zufällen befreye, wenn der eine Zeitlang fortgeſetzte Gebrauch der peruvianiſchen Rinde ohne allen Nutzen geweſen iſt. Der Vf. hat in ſolchen Fällen die braſilianiſche China theils für ſich allein, in Pulver- oder Pillengeſtalt, theils auch, beſonders bey hartnäckigen und mit Verſtopfungen in der Leber, u. ſ. w. verbundenen Fiebern, mit Salmiak, oder geblätterter Weinſteinerde, oder andern wirkſamen Heilmitteln, z. B. Seife, Ammoniakharz u. ſ. w. gemeinſchaftlich nehmen laſſen und ſo die meiſten male ſeine Abſicht recht gut erreicht. Er glaubt indeſſen, daſs man dieſe Rinde auch mit andern Arzneyen vermiſcht anwenden könne und er verſpricht ſich beſonders von der Verbindung derſelben mit Kampfer und Salpeter in bösartigen und ſchleichenden Nervenfiebern vortheilhafte Wirkungen. Am Schluſſe dieſer Abhandlung gedenkt der Vf. noch des äuſserlichen Gebrauchs dieſer Rinde und beweiſt mit einigen Erfahrungen, daſs ſie ein ſehr gutes fäulniſswehrendes Mittel ſey und beſonders zur Beförderung der Vernarbung der Wunden mit Nutzen angewendet werden könne.

Frankfurt u. Leipzig, b. Macklot: Dr. *Chriſtian Ludwig Schweickhards*, Hochfürſtl. Markgräfl. badiſchen Hofraths und Stadtphyſici in Carlsruhe *Magazin für Geburtshelfer*. Erſten Bandes erſtes Stück. 1794. VI u. 163 S. 8. auf grau Papier.

Der Vf. nennt dieſe Zeitſchrift „das Reſultat ſeiner Bemühungen für Geburtshelfer, welche die Kenntniſs der gelehrten Sprachen entbehren" und liefert darin Ueberſetzungen und Auszüge aus akademiſchen Streitſchriften und Collectaneen aus verſchiedenen andern Schriften über Gegenſtände der Geburtshülfe. Dieſs Unternehmen könnte bey guter und zweckmäſsiger Auswahl für eine gewiſſe Claſſe von Leſern ganz nützlich werden, zumal wenn' die Schrift ſelbſt ſehr wohlfeil würde; allein es dürfte nichts aufgenommen werden, was der gröſste Theil der Leſer ſchon aus andern Schriften, die zunächſt für deutſche Wundärzte und Geburtshelfer geſchrieben ſind, kennet, und alte verlegene Waare müſste nicht wieder hervorgeholt werden, ſonſt würde es ein Machwerk, wie viele ähnliche, die aus

Digitized by Google

neun und neunzig andern Schriften ohne Auswahl und Ordnung, gleichſam auf gut Glück, zuſammengeſchrieben ſind. Daſs es mit der Verfertigung des gegenwärtigen Magazins ein ſolches Anſehen habe, werden die Leſer daraus erkennen, wenn Rec. ihnen die Quellen und Schriften anzeigt, aus denen das Ganze zuſammengetragen iſt. 1. *Joerdens* über die zur Geburtshülfe gehörigen Binden. Ein weitläufiger Auszug dieſer Diſſertation ſteht ſchon im erſten Band des Starkiſchen Archivs. 2. *Walters* Abhandlung von den Mutterpolypen, von 1786; mit angehängtem Abdruck der Geſchichte eines glücklich ausgeſchnittenen Mutterpolypen aus Hr. Hofr. Blumenbachs Bibliothek, obgleich auch dieſe Nachricht ſchon im Stark. Archiv ſteht. 3. *Schehmels* Streitſchrift über den vortheilhafteſten Handgriff zu Beförderung der natürlichen Geburt. Auch dieſer iſt ſchon durch das Stark. Archiv den deutſchen Geburtshelfern bekannt. Und doch ſagt Hr. *Sch.* in der Vorrede, „dem Leſer dieſes Magazins werde nichts darinne vorkommen, was er irgend ſchon in einem der Entbindungskunſt gewidmeten periodiſchen Blatte (was iſt denn das Starkiſche Archiv?) zu leſen Gelegenheit gehabt hätte" (!) Mit den angehängten Collectaneen geburtshülflichen Inhalts verhält es ſich eben ſo. Sie ſind aus alten und neuen, meiſt Wundärzten beſtimmten Sammlungen von Beobachtungen zuſammengeleſen, und ſtehen zum Theil noch zwey bis dreymal in andern geſammelten Schriften. Man denke ſich für deutſche Wundärzte (denn für ſolche, die zugleich Geburtshelfer ſind, iſt doch hoffentlich nur das Magazin beſtimmt) Collectaneen aus Heiſters, Henkels, Schmuckers und Schmalz chirurgiſchen Beobachtungen; und aus Hr. Hofr. Richters Bibliothek. Ferner aus den Sammlungen der neueſten Abhandlungen für deutſche Wundärzte etc. Ja manchmal ſind nur kurze Stellen, nicht aus dem Buch ſelbſt, ſondern aus Recenſionen des Buchs ausgehoben. Unſerem Bedünken nach hat der Vf. dieſe Collectaneen Anfangs für ſich gemacht, und nun ſollen ihm die Geburtshelfer, „welche keine Gelegenheit noch Muſe zum Leſen mehrerer Schriften haben" (die man aber alsdann nicht aufs Nachleſen verweiſen darf, wie in den Collectaneen geſchieht) die Mühe bezahlen. Auf ſolche Weiſe möchte das Magazin wohl bald ſeine Endſchaft erreichen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in der Rengerſchen Buchh.: *A Sentimental Journey through France and Italy, by Mr. Yorick;* mit erläuternden Anmerkungen und einem Wortregiſter für junge Leute. 1794. XVI u. 224 S. gr. 8.

Allerdings gehört dieſs bekannte Product der glücklichſten und originalſten Laune nicht unter die leichteſten engliſchen Bücher; und obgleich dem deutſchen Leſer das Verſtändniſs deſſelben durch die meiſterhafte Bodiſche Ueberſetzung nicht wenig erleichtert worden iſt, ſo bleiben doch immer noch Stellen genug übrig, wo der Ueberſetzer ſeine Pflicht that, wenn er den Wortverſtand richtig ausdrückte, wo aber Sinn, Zuſammenhang und Beziehung des Ganzen eine noch genauere Entwickelung des Auslegers fodert. Es war daher ein guter Gedanke des ungenannten Herausgebers dieſes neuen, übrigens nicht gar ſaubern, Abdrucks des Originaltextes, denſelben mit erläuternden deutſchen Anmerkungen zu begleiten; – und es ergiebt ſich aus der Vorrede, daſs er dieſs Bedürfniſs ſowohl, als die dienlichſten Mittel, demſelben abzuhelfen, ganz richtig einſah und beurtheilte; auch billigen wir es, daſs dieſe Arbeit nicht für diejenigen beſtimmt und eingerichtet wurde, welche die Anfangsgründe der engliſchen Sprache aus einem grammatiſchen Commentar praktiſch erlernen wollen; ſondern daſs der Herausg. bey demſelben ſolche Leſer vorausſetzte, die, mit den vorzüglichſten Regeln der Grammatik und einigem Wörtervorrathe verſehen, nachdem ſie ſchon einige andre engliſche Bücher geleſen haben, dieſs gegenwärtige mehr der Sache als der Sprache wegen leſen, und ihren Geſchmack dadurch bilden wollen. Wirklich ging Rec. nach Leſung des Vorberichts mit der beſten Erwartung an die Prüfung dieſer Arbeit ſelbſt; aber nur zu bald wurde er in ſeiner vortheilhaften Erwartung getäuſcht, und fand immer mehr, daſs der Herausg. dieſer Unternehmung zu wenig gewachſen war. Ein Buch dieſer Art kann bey ſeinem häufigen Gebrauche, und in den Händen der Unerfahrnen die es leiten ſoll, zu viel Nachtheil ſtiften; um ſo mehr, wenn ſie ſich ſolch einer Führung ſicher anvertrauen, und nicht Kenntniſs genug beſitzen, um die Unſicherheit derſelben gewahr zu werden. Es iſt daher Pflicht, vor ſolch einer Leitung zu *warnen*, und ihre Unzuverläſsigkeit an einigen Beyſpielen zu zeigen. Die Auffindung derſelben hat leider! der Herausg. ſeinem Rec. nicht ſchwer gemacht; und die Zahl der hier ausgehobenen lieſse ſich leicht um die Hälfte vergröſsern.

Gleich S. 3 iſt die Stelle: *what is there in this world's goods, which ſhould ſharpen our ſpirits* u. ſ. f. in der Note ganz unrichtig erklärt: „Das *Übel* „in der Welt ſteht gegen das *Gute* in einem ſo geringen „Verhältniſſe, daſs der Menſch eigentlich niemals un„zufrieden, und gegen ſeinen Nebenmenſchen aufge„bracht ſeyn ſollte." Es iſt hier gar nicht vom moraliſchen Guten und Böſen, noch von guten und ſchlimmen Schickſalen die Rede, ſondern von den *Gütern* und Schätzen dieſer Welt. „Was ſind die *Güter* dieſer Welt?" hat es *Bode* ganz richtig überſetzt. — Aerger noch iſt S. 23 das *lying at the mercy, as I muſt do, d'un homme d'eſprit*, ausgelegt: „Wenn ich auf „Unkoſten eines Mannes *d'eſprit loge*, d. i. ihm den Wa„gen fälſchlich verlobte, ſo daſs er ihn kaufte." *To lye* iſt hier *liegen* und nicht *lügen;* und jene gewöhnliche Redensart bedeutet: ſich Jemand auf Gnade und Ungnade überlaſſen oder Preis geben. *Bode* überſetzte zwar etwas frey, aber richtig: „Ich verliere zu ungern die Achtung *d'un homme d'eſprit.*" — S. 35 ſollen *the inſtrumental parts of my religion*, das Handwerkszeug der Religion, Bibel, Geſang - und Gebetbücher, und dergl. ſeyn. Daran aber dachte *Yorick* wohl gewiſs nicht, ſondern, wie es auch *B.* verdeutſcht, an die *ſichtbaren Mittel* der Religion, an gottesdienſtliche Gebräuche

bräuche und ſinnliche Zeichen überhaupt. — S. 36 wird das *they had found full employment for his* ganz unrichtig ſo erklärt, daſs ſich das *they* auf jene *inſtrumental parts* beziehen ſoll. Es bezieht ſich offenbar auf die unmittelbar vorherſtehenden *juſtlings of the world.* — Eben ſo falſch wird S. 37. *a revulſion from her* elliptiſch für *from her cheek* verſtanden, das überall nicht einmal vorhergeht. — Wie konnte es dem Herausg. fremd ſeyn, was Jedermann weiſs, daſs unter dem *Smelfungus* kein andrer, als der grämliche Reiſebeſchreiber *Smollett* zu verſtehen ſey. Es klingt wirklich etwas poſſirlich, wenn S. 49 in der Note geſagt wird: „Dieſer „gelehrte Smelfungus ſcheint auſser ſeiner Reiſe, die „bey dieſer Stelle citirt wird, weiter nichts geſchrieben „zu haben. Vielleicht, daſs der Name bloſs erdichtet, „und es mit der erwähnten Citation nicht die gehörige „Richtigkeit hat." — Nicht viel erbaulicher iſt die Note, S. 50, zu den Worten: *he had been flead alive, and bedivel'd, and uſed worſe than St. Bartholomeus:* „Daſs „man dieſem Heiligen übel mitgeſpielt haben müſſe, ſo „viel ſieht man wenigſtens aus dieſer Stelle." Daſs der Herausg. kein Katholik ſeyn müſſe, ſo viel ſieht man wenigſtens aus dieſer Stelle; aber auch ohne das zu ſeyn, hätte er doch leicht wiſſen oder erfahren können, daſs dieſer Heilige über Kopf ans Kreuz geſchlagen, oder lebendig geſchunden ſeyn ſoll. — Auch das weiſs er nicht, daſs S. 52 f. der Buchſtabe *H.* den berühmten Geſchichtſchreiber *Hume* bedeuten ſoll, ſondern ſagt ganz treuherzig: „Der Dichter *H.* war vielleicht ein ſchlechter „Dichter, und ſo war es nicht gut für ihn, daſs er nicht „dieſer Herr *H.*, der vielleicht viel Verſtand verrieth, „war." Ohne dadurch viel Verſtand verrathen zu wollen, merken wir an, daſs *Voltaire* unter dem Namen *Hume* ſeine *Ecoſſaiſe* herausgegeben hatte, und daſs der dramatiſche engliſche Dichter *Home*, der Verfaſſer des *Douglas*, ein Schotte, und mit *Hume*, dem Hiſtoriker, verwandt war. Dieſen hatte höchſtwahrſcheinlich *Sterne* im Sinne. — S. 53. wird: *I always ſuffer my judgment to draw back ſomething on that very account*, in der Note erklärt: „daſs der Verſtand *ſich etwas zurückziehe*, „d. h. nicht zu ſchnell in ſeinem Urtheile in dergleichen „Fällen verfahre." Vermuthlich wurde indeſs der Herausg. hier durch die, gleichfalls nicht richtige, Bodiſche Ueberſetzung verführt: „ſo erlaube ich allezeit „meinem Verſtande, eben dieſer Urſache wegen, ſich „ein wenig zu entfernen." Der wahre Sinn iſt gewiſs: „ich laſſe mein Urtheil in ſolchen Fällen immer etwas „*abziehen*, abdingen." Schon das *ſomething*, nicht *ſomewhat*, erlaubt keine andre Auslegung; vollends aber das gleich folgende: *after every diſcount et could make.* — S. 54 ſagt *Yorick* vom *la Fleur*, deſſen Talente zum Trommelſchläger und Queerpfeifer er ſo eben erwähnt hat: *I was determined to make his talents do.* Dieſs wird hier erklärt: „ſeine Talente *auszuforſchen.*" Ganz falſch. *Bode* überſetzt ſchon richtiger: „ſeine Fähigkeiten *hervorzuziehen.*" Beſſer wäre geweſen: „es mit ſeinen Talenten gut ſeyn zu laſſen." — Sehr unglücklich wird S. 69 gemuthmaſst, das dritte Fluchwort der Franzoſen, das *Yorick* aus Schamhaftigkeit nicht nennen will, ſey *ſacre Dieu!* Wer weiſs nicht, daſs es ganz ein andres iſt? — Von den Worten S. 84: *I took the cream gently off it, and whipping it up in my own way*, hätte doch nothwendig in der Note die eigentliche Bedeutung erklärt werden müſſen. *Bode* überſetzte ſehr richtig: „ich flöſste ſauber die Sahne davon, und *quirlte* es (ſie) auf meine Manier." — Unrichtig wird S. 90 angemerkt, daſs *who* für *which* ſtehe, wovon ſich wenig Beyſpiele möchten auffinden laſſen. Die *ſmall courteſies of life* werden hier perſonificirt gedacht, und ſo war *who* ſchöner und richtiger. — Wie konnte S. 102, *ſhort-hand* durch *Handgriff* oder *Kunſtgriff* erklärt werden, da es ſo bekannt iſt, daſs es Geſchwindſchreiben durch Abkürzungszeichen bedeutet? Das ganze glückliche Bild geht dadurch verloren, und das Folgende bezieht ſich offenbar auf dieſs Bild, das aber durch die Erklärung eben ſo unbarmherzig verwiſcht wird. — *Behind in the circle*, S. 103, iſt gar nicht einerley mit *behind a circle.* Jenes heiſst: im Hintergrunde, in der hintern Reihe des Kreiſes. — S. 108. iſt *orcheſtra* gewiſs nicht für *box* geſetzt, und, wie ſehr ſinnreich conjecturirt wird, ein Druckfehler, ſondern bedeutet den Platz für die Zuſchauer, den man bey uns Parkett (*palchetti*) nennt. — Bey dem *pluck your roſe*, S. 114, mögen wir uns, Wohlſtands halber, hier nicht verweilen; aber falſch erklärt iſt es gewiſs. — Eben ſo unrichtig iſt *a ſet*, von den Bänden der Shakſpeariſchen Schauſpiele gebraucht, ganz falſch durch „ein Exem„plar" gedeutet. Es heiſst ein *vollſtändiges* Exemplar, die volle Reihe der Bände; und *one out of the ſet* heiſst vollends nicht: „ein Exemplar aus dem *Packete*," ſondern: einen von den Bänden. — *A low ſigh*, S. 118, iſt nicht, obgleich es auch *B.* ſo überſetzt, ein *tiefer*, ſondern ein *leiſer* Seufzer. — So viel mag zur Probe von dem gewiſs nicht empfehlungswerthen Gehalte dieſer Arbeit genug ſeyn, ob ſich gleich aus dem übrigen Theile derſelben, und aus dem angehängten Wortregiſter noch weit mehr ſaubre Pröbchen dieſer Art ausheben lieſsen.

1) Weissenburg in Franken, in Commiſſ. b. d. liter. typog. Geſellſchafsbuchh.: *Die ſammtliche (n) Werke Wilhelm Kongreve's* (Congreve's) überſetzt von J. C. P. von *Steinheil*, Leutenant in h. wirtemb. Dienſten, dann Vorgeſetzten und Lehrer d. engl. Sprache an der H. hohen Karlsſchule zu Stuttgardt. Erſtes Bändchen, welches enthält I. Die Braut in Trauer. II. Einige vermiſchte Gedichte. 1789. XXXII. u. 192. S. 8.

2) Berlin, b. Maurer: *Ignez de Caſtro.* Trauerſpiel in fünf Acten von *Julius* Reichsgrafen *von Soden.* Zweyte verbeſſerte Auflage. 1792. 112 S. 8.

3) Leipzig, b. Heinſius: *Opern* aus verſchiedenen Sprachen überſetzt und für die deutſche Bühne neu bearbeitet von *Vulpius.* Erſter Band. 1794. 19 Bog. 8.

Nr. 1.) Wenn es auch einige engliſche Dichter geben ſollte, deren *ſämmtliche* Werke eine Ueberſetzung in unſere Sprache vertragen und verdienen, ſo gehört doch Congreve ſicher nicht unter dieſe Wenigen. Rec. ge-

Digitized by Google

ſteht, daſs ſchon der Gedanke an ſich, einen ſolchen, in manchem Betracht vortrefflichen, aber höchſt ungleichen Dichter ganz zu verdeutſchen, ihn für die Ausführung nicht das Beſte ahnden lieſs. Noch verdächtiger ward ihm Hrn. v. *Sts.* Geſchmack durch den Styl, der gleich in der Vorrede herrſcht, und durch das Urtheil: die Braut in Trauer ſey Congreves Meiſterſtück! Wer die ausgemacht ſchlechteſte Arbeit eines Schriftſtellers für ſeine beſte erklärt, der iſt wohl zum Ueberſetzer deſſelben berufen. — Schon *J. E. Schlegel* machte einen Verſuch, dieſes Stück in reimloſen Jamben zu bearbeiten (ſ. das Bruchſtück im 2ten Th. ſeiner Werke S. 569.) und auf ähnliche Weiſe hätte billig auch Hr. *v. St.* bey ſeiner Arbeit zu Werke gehen ſollen. Statt deſſen aber hat er alle poetiſchen Floskeln, allen Bombaſt des Engländers mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, Wort für Wort, in ſteife, holpriche und mit unter faſt unverſtändliche Proſa übergetragen. Das einzige, freylich ſehr geringe Verdienſt dieſer Ueberſetzung beſteht darinn, daſs ſie den Sinn des Originals ſo ziemlich richtig ausdrückt, doch ſtieſsen wir auch hie und da auf ſehr grobe Fehler, die entweder Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniſs oder an Fleiſs und Ueberlegung verrathen. Z. B. Johnſon ſagt in ſeinem hier mitgetheilten Leben des Dichters: „*In this play (the Mourning Bride) there is* m o r e *b u ſ t l e, t h a n ſ e n t i m e n t; the plot is b u ſ y and intricate* — dieſs gibt der Ueberſ. durchaus falſch und ungeſchickt durch: „Dieſes Schauſpiel *machte* „*mehr Aufſehn, als daſs es wirkliches Gefühl erregte.* Der Plan iſt *thätig* —— Die ſchöne Scene (A. 2. Sc. 3.) geht in dem *Gewölbe* einer Kirche vor: alles ſteht in der unmittelbarſten Beziehung auf dieſen Umſtand, und doch konnte der Ueberſ. die Worte:

It was thy fear, or elſe ſome tranſient wind
Whiſtling thro' hollows of this v a u l t e d *iſle*

alſo geben: „Deine Furcht wars, oder irgend ein vorüberlaufender Wind, der durch die *Höhlen* dieſer *gewölbten Inſel* pfiff." Iſt es möglich, ſinn- und gedankenloſer zu dollmetſchen? — Aehnliche Sünden hat Hr. *v. St.* ſich in den *vermiſchten Gedichten* zu Schulden kommen laſſen. Wenn *C.* die Venus die über den Tod der Königinn Maria klagende Liebesgöttinn ſchildert, und von ihr ſagt:

She wrings her hands, and beats her breaſt,
And tears her uſeleſs girdle from her waiſt —

ſo läſst Hr. v. *St.* ſie „ihren *unentbehrlichen* Gürtel von ihren Lenden reiſsen." — Wenn *C.* von der empörten Natur ſagt, daſs ſie

Began to roar and howl with horrid yell,
Diſmal to hear and terrible to tell —

ſo macht ſein Ueberſ. daraus: „Sie fing nun an mit ſchrecklichem *Getöne* zu brüllen und zu heulen, *traurig* zu hören, und ſchrecklich zu erzählen." — Ein paar Stücke ſind von einem Hrn. *Hübner* verſificirt und gereimt, aber ſo, daſs wir ſeinen ſogenannten Verſen ſelbſt eine Steinheilſche Proſa noch weit vorziehen:

Jeden verſchiedenen Ton verſchlingt der vermiſchte
Lermen und in *ununtergebrochenem*
Klange verliert ſich das Echo.
Aus der *Kanonen* ehernen Rachen,
Wälzen ſich Ströme von Feuer mit Krachen,
Wie wenn die Pole zerſprängen — — —

Nr. 2.) Wir haben die erſte Ausgabe dieſes Trauerſpiels, einer der beſten Arbeiten des Vfs. nicht bey der Hand, um Vergleichungen anſtellen zu können: dürfen wir indeſs unſerm Gedächtniſs trauen, ſo hat es hier wenigſtens keine weſentlichen und beträchtlichen Verbeſſerungen erhalten. Der ſonſt ſo geſuchte, mit Bildern und ſeltſamen Metaphern überladene Ausdruck, ſcheint an manchen Stellen leichter und natürlicher geworden zu ſeyn, doch iſt der Vf. auch hierinn nicht ſo weit gegangen, als er hätte gehen können, und wohl billig gehen ſollen. Noch immer iſt manche gute Scene durch die abentheuerliche und ſchwülſtige Diction entſtellt. Z. B. S. 47. wenn D. Pedro die Foderung ſeines Vaters, Ignez zu meiden, mit folgender Tirade *à la Lohenſtein* von ſich weiſst: „Umſonſt! die Erde kann aus ihren „Angeln ſich drehen, die Sonne verlöſchen, das Meer „ſeine Gränzen vergeſſen, die ganze Schöpfung in ihren „Urſtoff zurückſinken — aber Pedro ſie nicht verlaſſen." — S. 48. „Ich will, gleich der Raupe, aus meinem „eignen Selbſt ein Gewebe um mich herſpinnen, durch „das keiner dieſer Teufel dringen ſoll." — S. 53. „Der „Krieg und der Thron haben ſeinem Herzen die Glaſur „genommen." — S. 90. „Wie iſt mir? Warum ſchäumt „mein Blut, gleich den empörten Wogen des Meers „u. ſ. w."

Nr. 3.) Der erſte Theil dieſer Sammlung, die von der bekannten Schnellfingrichkeit des Vf. eine reſpectable Körpermaſſe erwarten läſst, enthält: *die Hochzeit des Figaro* — *den betrogenen Geizigen* (beide nach dem Ital.) und *Hokus Pokus*, drey Miſsgeburten, die einander den Preis der Armſeligkeit ſtreitig machen, und woran gleichwohl Männer wie *Mozart*, *Paiſiello* und *Dittersdorf* ihre Kunſt verſchwendeten. Rec. wird ſich ſehr hüten, daſſelbe mit der Kritik zu thun, auch wäre dieſs deſto unnöthiger, da Hr. *V.* ſelbſt geſteht: „daſs die Literatur durch den Druck ſolcher Opern nichts gewinne, „und daſs ſie blos da wären, damit man ſie als Opernbücher zum Nachleſen im Schauſpielhauſe gebrauchen „könne." Hier hat Hr. *V.* nur den kleinen Umſtand überſehen, daſs alles, was beſtimmt iſt, geleſen zu werden, gleichviel, wo, wann und von wem? doch auf jeden Fall des Leſens werth ſeyn müſſe. Schwerlich aber kann das von Producten gelten, deren Urheber Grundſätze befolgte, wie Hr. *V.* hier in der Vorrede aufſtellt. Er ſpricht von den Schwierigkeiten, mit denen der Bearbeiter einer Oper zu kämpfen habe, zu welcher die Muſik ſchon vorhanden iſt, und der die Worte des Textes in der Ueberſetzung angepaſst werden müſſen. Sie ſind allerdings groſs und zahlreich, berechtigen ſie aber darum zu der Folgerung, auf welche Hr. *V.* durch einen wahren *Salto mortale* übergeht? „Flickwörter „ſind daher hier ſo *unentbehrlich* und *nothwendig*, als ſie „anderswo entbehrlich und unbrauchbar ſind." !! Vortrefflich! *So* freylich wäre in Hrn. *Vs.* Opern jedes Wort unentbehrlich und nothwendig. — —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. May 1795.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Korn: *Attila, König der Hunnen*; von D. *Feſsler*. 1794. 292 S. 8.

Der bekannte Vf. dieſes Buchs hatte, wie er ſich S. 26. ausdrückt, nicht die Abſicht, eine vollſtändige Geſchichte des Attila zu ſchreiben; ſein Werk ſollte nur ein Verſuch einer hiſtoriſch-pſychologiſchen Darſtellung dieſes merkwürdigen Mannes ſeyn; ein Verſuch, den Werth deſſelben in der Reihe der Menſchen zu beſtimmen, und zu zeigen, was er mit ſeinen Kräften, in den gegebenen Zeitumſtänden, nach dem ordentlichen Gange der Menſchheit werden konnte. Es ſcheint uns nicht, als wenn durch dieſe Zuſammenſtellung der hiſtoriſchen Nachrichten von Attila das Problem ſeines Charakters der Auflöſung um vieles näher gebracht worden ſey. Zwar fehlt es nicht an philoſophiſchen Raſonnements und ausführlichen Zergliederungen; zwar wird an einigen Beyſpielen gezeigt, daſs National- und Religionshaſs dem gefürchteten Hunnenkönige Unrecht gethan habe; aber um Attilas wahren Werth zu beſtimmen, hätte der Vf. nicht bloſs die Partheylichkeit anderer beſtreiten, er hätte auch ſelbſt eine weit gröſsere Unpartheylichkeit zeigen müſſen. Aber umſonſt hat er ſeinen Scharfſinn aufgeboten, *ſeinen Helden* nicht nur als ein Wunder von Kühnheit und Entſchloſſenheit, ſondern auch überall als einen gerechten, groſsmüthigen und weiſen Eroberer darzuſtellen. Er ſagt es nur, und zwar mit wenigen Worten, aber er beweiſt es nicht. Sein Werk iſt daher mehr ein Panegyr, als eine Lebensbeſchreibung; nur mit dem Unterſchiede, daſs der eigentliche Panegyriſt, durch die Anordnung der Thatſachen nach einem angekündigten Zwecke, die häufigen Wiederholungen einer und derſelben Behauptung erſpart haben würde. Hr. F. folgt der chronologiſchen Ordnung; die Thatſachen nimmt er aus den Geſchichtſchreibern; ihre innern Beweggründe aus ſeiner Hypotheſe von dem Charakter des Helden. So ſichtbar nun aber auch hiebey der Vortheil auf Seiten des Attila iſt, ſo drängt ſich doch auch ſelbſt bey dieſer Darſtellung die Ueberzeugung auf, daſs Attila, um die Habſucht ſeiner Hunnen zu befriedigen, die Gefahren, mit welchen ihr unruhiger Geiſt das Innre bedrohte, nach Auſsen abzuleiten, vielleicht auch ſie im Kriege abzuhärten, überall die Gelegenheiten zum Kriege mit den Römern aufſuchte, überall Bosheit, Treuloſigkeit und Verrätherey ſah, und von Dingen im römiſchen Reiche Notiz nahm, um die er ſich gar nicht zu bekümmern hatte. Erfüllten nun die Römer ſeine trotzigen Foderungen, und kehrte er nach erhaltnen Tributen in ſein Reich zurück, ſo heiſst dieſes hier Mäſsigung; ſetzte er ſie mit Feuer und Schwerdt durch, ſo heiſst dieſs gerechter Unwille über die Nichtswürdigkeit der damaligen Römer; verbindet er ſich, ohne gegebne Veranlaſſung, zu ungerechten Kriegen mit den Feinden der Römer, ſo erfüllt er auch hierin den Beruf, die Menſchheit an dem Uebermuthe römiſcher Tyrannen zu rächen. Dieſe Art der Beurtheilung iſt von der Gerechtigkeitsliebe des wahren Geſchichtſchreibers ſehr verſchieden; es iſt die Partheylichkeit des Romanſchreibers für den Helden ſeiner Geſchichte, für das Geſchöpf ſeiner Einbildungskraft.

Bey der Mangelhaftigkeit des Stoffes hätte es Hr. F. gar nicht unternehmen ſollen, die frühere Geiſtesbildung des Attila darzuſtellen. Darzuſtellen, ſagten wir? Nun das kann er auch in der That nicht gewollt haben; denn der ganze Abſchnitt, welcher uns mit der Art und Weiſe der Bildung des jungen Attila bekannt machen ſoll, iſt keineswegs eine pſychologiſche Geſchichte, ſondern eine trockne Pſychologie. „Seine Nation, heiſst es S. 100, von dem Geiſte der Thätigkeit beſeelt, lieferte in ihren mannichfaltigen Beſtrebungen ſeiner *Vorſtellungskraft* reichlichen Stoff; bey der Lebhaftigkeit und Stärke ſeiner Organe und Seelenvermögen muſste er denſelben begierig auffaſſen; ſeine *Empfänglichkeit* muſste erweitert, ſeine *Anlagen* muſsten dadurch zu *Fähigkeiten* erhoht werden. Jede Vorſtellung reizte die Grundkraft ſeiner Seele zur *Wirkſamkeit*: nach der Stärke und Anzahl der *Reizungen* muſste ſeine *Reizbarkeit* zunehmen, welche die *Fertigkeiten* gebar, Vorſtellungen zu verbinden, zu trennen, zu vergleichen" u. ſ. w. So geht es noch einige Seiten nach einander fort, und der Held iſt gebildet. Dieſe Stelle hat ihren Werth. Hr. F. wird ſie in allen ſeinen hiſtoriſchen Romanen brauchen können.

Wir können nicht verbergen, daſs uns bey der Lectüre dieſes Buches etwas angewandelt hat, das der Langenweile ziemlich ähnlich ſah. Wir fanden weder Belehrung noch Unterhaltung; jene nicht, weil es dem Vf. offenbar mehr darum zu thun geweſen iſt, ſeine Hypotheſe durchzuführen, als die einfachen Facta kritiſch zu würdigen; dieſe nicht, weil es der Geſchichte an Einheit und Zuſammenhang fehlt. Das letztere mag nicht auf die Rechnung des Vf. kommen; es iſt die Schuld der Quellen, welche in der Geſchichte des groſsen Länderverwüſters ſehr ſeicht flieſsen; aber was gewiſs auf ſeine Rechnung kommt, iſt der Mangel der Mannichfaltigkeit in dem Vortrage und an Leben in der Darſtellung. Jener zeigt ſich vornemlich in dem ermüdenden Raſonnement; dieſer in manchen Theilen

der Erzählung. So lange der Vf. den ältern Geſchichtſchreibern nacherzählt, iſt ſein Stil meiſtens untadelhaft; aber da, wo er den philoſophiſchen Geſchichtſchreiber ſpielt, zeigt er zwar eine groſse Anſtrengung des Willens, aber nur eine geringe Kraft. In den Gemälden groſser Gegenſtände und ganzer Epochen, welche eine eben ſo feurige Einbildungskraft als kalten Verſtand fodern, iſt dieſes ſo fühlbar, daſs der Vf. unter ſich ſelbſt zu ſinken ſcheint. Iſt wohl in folgendem Gemälde von dem Zuſtande Conſtantinopels Haltung und Zuſammenhang? (S. 133.) „Die Regierungsform in Oſten war deſpotiſch, die Kaiſer maſsen ihre Gröſse nur nach dem knechtiſchen Gehorſam ihrer Unterthanen. Kein Stilico, kein Bonifacius, kein Aetius konnte dort ſo leicht aufſtehn, oder ſich behaupten, wo jede Laune des Herrſchers für das heiligſte Geſetz gegolten, wo die Gewohnheit, allem Menſchenwerthe zu entſagen, alles Selbſtgefühl zu verläugnen, jedes Seelenvermögen erſtickt hatte. Weniger Reize als die fruchtbaren Gegenden in Italien, Gallien und Spanien hatte Thracien für die Raubbegierde oder Herrſchſucht der Barbaren. Alle Schätze und Reichthümer waren in der neuen Hauptſtadt der Welt verſammelt; ihr feſter Hafen und ihre Mauern verwehrten ſelbſt den tapferſten Völkern das Eindringen; das Jubelgeſchrey wonnetrunkener Schwelger überſtimmte die Klagen in Elend und Dürftigkeit ſchmachtender Bürger; weder äuſsere Kriege noch innerer Aufruhr unterbrachen auf längere Zeit die wollüſtigen Ausſchweifungen der Kaiſer in Bizanz."

Es iſt nicht zu verwundern, daſs ein Schriftſteller, dem es mehr um rhetoriſchen Prunk, als um wahre und ächte Schönheiten zu thun iſt, nach epigrammatiſchen Wendungen haſcht. Ein ſolches Haſchen iſt S. 47. in den Worten: „Mitten in dem Getümmel der Schlacht, die Julian den Perſern lieferte, mordete ein Chriſtianer den Weiſen, *weil* er gut und gerecht gelebt hatte, ohne die Dogmen der Prieſter und Mönche als Ausſprüche des Ewigen zu verehren." S. 152. wird erzählt, daſs ſich Theodoſius dem Attila unterworfen habe: *damit* er noch länger im Purpur ſchwindeln, *und ſeine Eitelkeit, die zierlichſte Hand in der ganzen Welt zu ſchreiben ungeſtört befriedigen konnte.* Eine ſchöne Phraſe, und weiter nichts iſt es, wenn es S. 132. heiſst: *Attila fühlte ſich gröſser, wenn er verzieh, als wenn er ſchlug.* Denn von Verzeihung konnte dieſesmal nicht die Rede ſeyn, wo Attila angreifender Theil war. Höchlich geſucht und faſt kindiſch iſt S. 190. die Stelle: *Das Hunnenvolk war mehr als eine Summe von Nullen, die an ſich ohne Werth, bloſs durch die Zahl, die an der Spitze ſteht, die Würde in beſtimmter Quantität erhält.* Sophiſtiſch zierlich iſt der Ausdruck S. 78.: Unter den Geiſseln der Römer war *Galla Placidia des Kaiſers und der Grazien Schweſter.* Schwülſtig endlich, nicht ohne Beymiſchung des Lächerlichen, iſt die Stelle S. 180. „Es werde den Römern alles, was ſie mir wünſchen; verſetzte der *Kraftmann* vom Throne, und *wälzte den grimmigen Blick auf Bigilas*, der mit heiſser Begierde und marternder Ungewiſsheit die langen Augenblicke bis zu dem Falle des groſsen Opfers berechnete. — *Schrecklich rollte nach einer grauenvollen Stille von Attilas Lippen der Donner in ſeinen Ohren* u. ſ. w.

ALTONA, in der Expedition des Altonaer Merkurs: *Frankreich im Jahr 1795.* Erſtes Stück. 96 S. 8.

Es bedarf gewiſs keiner Entſchuldigung, wenn man Nachrichten über ein Land, wie Frankreich, und über eine ſo wichtige Erſcheinung, wie die Scenen der franzöſiſchen Revolution ſind, eine beſondre Zeitſchrift weiht. Wenn nun der Herausg. derſelben ein Schriftſteller iſt, welcher ſo viel Cultur und Wahrheitsliebe beſitzt, daſs man keinen unlautern Partheygeiſt von ihm zu fürchten braucht, wenn er ſolche Verbindungen hat, daſs er intereſſante und glaubwürdige Nachrichten liefern kann: ſo wird er gewiſs für ſein Unternehmen den wärmſten Dank einärndten. Nach dieſem erſten Stücke zu urtheilen, findet ſich beides vereinigt bey dieſem neuen Journal. Mag der Herausg. deſſelben ſich immerhin bisweilen zu ſtarker Züge bedienen, Partheygeiſt wird man ihm nicht Schuld geben können, und wir glauben, daſs er ſein Gelübde erfüllen werde. „Wir geloben hier öffentlich, ſagt er, der Wahrheit nach unſrer beſten Ueberzeugung ſtets treu zu bleiben. Auch geloben wir hiemit, jeden, der es verſuchen wollte, uns durch irgend ein Mittel, von der gröbſten Beſtechung bis zur feinſten Schmeicheley, zu Verheelung der Wahrheit oder gar zur Verbreitung einer Unwahrheit zu verleiten, jeden ſolchen, wer er auch ſey, öffentlich an den Pranger zu ſtellen. So thu's auch jeder mit uns, der Beweiſe in die Hände bekommt, daſs wir je einer ſchimpflichen Einwirkung in unſre Meynung oder in unſre Aeuſserungen wiſſentlich Raum gaben."

Auch laſst ſich nicht läugnen, daſs gerade jetzt ein glücklicher Zeitpunkt iſt, um eine Zeitſchrift über Frankreich anzufangen, da nach dem Sturz des Schreckenſyſtems eine neue Epoche der Revolution beginnt, da die öffentliche Meynung endlich Beſtimmtheit und Feſtigkeit ſcheint gewonnen zu haben. Nach einer lebhaften Erklärung des Herausg. an die Leſer folgt daher ſehr planmäſsig ein Schreiben aus Paris, in welchem man verſchiedene gute Nachrichten und treffende Bemerkungen über die gegenwärtige Stimmung der Nation findet; und die Art, wie ſie geſagt ſind, verdient gleichfalls Lob. Tröſtend würde vorzüglich dieſe ſeyn, daſs man die Herrſchaft keines Einzelnen, keiner Faction mehr wolle; denn die Ausſchüſſe der Regierung werden nur mit ſolchen Männern beſetzt, die ſich zu keiner Zeit als Anführer irgend einer Parthey gezeigt haben. wenn ſie dadurch eine hohe Glaubwürdigkeit erhielte, daſs ſie von jemand herrührt, der in Paris gegenwärtig iſt. Ueberzeugender iſt aus dieſem Grunde, was über die Sitte der Franzoſen geſagt wird, wie ſie theils durch die Revolution überhaupt gebildet ſind, theils durch den Sturz des Schreckenſyſtems einen beſondern Charakter erhalten haben. Sie haben mehr gewonnen, als verloren, durch mildere Stimmung. Die franzöſiſche Urbanität und der unüber-

überwindliche Frohſinn zeigen ſich überall wieder; aber dabey kann man nicht verkennen, daſs die Jünglinge der Nation ſich unter dem Drange der Umſtände früh zu Männern gebildet haben. Eine gewiſſe Simplicität im Aeuſsern, die entſchiedenſte Verachtung für Gegenſtände kleinlicher Eitelkeit, Geſchmack an ernſthaften Beſchäftigungen und Unterhaltungen, eine kernhafte Sprache, eine gewiſſe Behutſamkeit im Urtheilen und eine blühende Geſichtsfarbe, die natürliche Folge der ganz veränderten Lebensweiſe ſind die charakteriſtiſchen Züge, welche man bey den meiſten jungen Leuten aus der gebildeten Klaſſe, beſonders aber bey denen findet, welche von der Armee zurückkommen. Sowohl der Eindruck, welchen ſie machen, als ihren Verſicherungen nach, hat man von der Gegenwart ihrer Waffenbrüder im Innern von Frankreich nach geſchloſſenem Frieden ſehr viel Gutes für die Ruhe der Republik zu erwarten. Die Armeen beſtehn groſstentheils aus Jünglingen von guter Erziehung und einigem Vermögen; denn die uncultivirtere und arme Volksclaſſe hat man im Lande zurückbehalten, um ſich ihrer bey den Revolutionsarmeen, Revolutionsfactionen und Revolutionsausſchüſſen zu bedienen. Daſs man Robespierre's Untergang bey den Heeren mit Jubel vernahm, läſst ſich daher leicht erklären; aber ſonderbar muſs es ſcheinen, daſs ſie einer ſo verhaſsten Regierung dennoch treu blieben. Mehr als die Hauptgefahr, welche von auſsen drohte, wirkte hier wohl die Ueberzeugung, daſs der Krieg die Fortdauer der Tyranney allein möglich, und ſogar nothwendig gemacht hatte; und um ſie zu endigen, focht man mit der gröſsten Erbitterung gegen die auswärtigen Feinde. Das Schwerdt alſo, welches man wider dieſe mit anſcheinender Treue gegen die tyranniſche Regierung ſchwang, war zugleich wider die letztere gerichtet. — Das Ende dieſes Schreibens enthält noch einige intereſſante Züge von den franzöſiſchen Kriegen und ihrem groſsen Anführer *Pichegrü*. Er genieſst um ſo mehr einer allgemeinen Achtung, weil er nie durch Eitelkeit beleidigt; er flöſst ſeinem Heere keinen brauſenden Enthuſiasmus, aber feſten Muth und Zutrauen, ein, wodurch er gerade auf den franzöſiſchen Nationalcharakter einen äuſserſt wohlthätigen Einfluſs haben muſs. Als die Weiſſenburger Linien überwältigt waren, ſaſs er ruhig und ſchweigend in ſeinem Quartier, und ſagte zu den Officieren, die ſich verzagend um ihn ſammelten: „Wir ſind freylich ſchlimm daran, allein es wird ſchon beſſer werden. Die Alliirten haben ihren Vortheil verfehlt; wir werden Zeit gewinnen, uns verſtärken, und dann angreifen, angreifen, angreifen!" — Nach einigen Wochen fing die Armee den Angriff an, und ſetzte ihn ſiebzehn Tage fort, bis die Weiſſenburger Linien wieder eingenommen waren.

Die meiſten der folgenden Aufſätze ſind Actenſtücke, die als Belege zu dieſem Schreiben betrachtet werden ſollen. Dieſe Einrichtung halten wir für ſehr zweckmäſsig bey einer politiſchen Zeitſchrift, und wir wünſchen ſehr, daſs ſie auch bey der Fortſetzung genau beobachtet werde. Wenn man in einer allgemeinen Darſtellung den Geſichtspunkt angegeben hat, aus welchem man hiſtoriſche Documente betrachten ſoll, und dieſe dann mit Auswahl und unverfälſcht liefert, ſo wird man ſicher nicht nur ſeinen Zeitgenoſſen, ſondern auch der Nachwelt durch ſein Unternehmen nützen. Beiden aber wird man noch einen ungleich gröſsern Dienſt erzeigen, wenn man ſich Vollſtändigkeit in Hinſicht auf alle merkwürdigen Actenſtücke zum Geſetz machte. Es ſcheint, als werde der Herausg. dieſer Zeitſchrift, bey welcher einem ſolchen Geſetze um ſo leichter Gnüge geleiſtet werden könnte, weil ſie nur einen einzigen Staat umfaſst, manche intereſſante Documente für die gegenwärtige Epoche der franzöſiſchen Revolution weglaſſen, weil ſie ſchon aus andern Schriften dem deutſchen Publicum bekannt ſind. Allein dieſes würde es ihm ſicher nicht verargen, wenn er ſein Inſtitut erweiterte und Vollſtändigkeit zu erreichen ſuchte. In wie vielen Zeitſchriften muſs man jetzt umher ſuchen, um ſich einigermaſsen vollkommen über Frankreich zu unterrichten! Es wäre ſehr zu wünſchen, daſs die politiſchen Journaliſten die Staaten unter ſich vertheilten, und dann ſtrenge ihr Gebiet gegen einander bewachten.

Unter den Belegen iſt der erſte der rührende Brief, welchen Philippeaux wenige Tage vor ſeiner Hinrichtung aus Luxemburg an ſeine troſtloſe Gemahlin ſchrieb. Wenn man den ruhigen, harmloſen Ton deſſelben mit der Aufklärung und Feſtigkeit zuſammenhält, welchen der edle Mann zeigt; ſo freut man ſich auch deshalb darüber, weil die hiſtoriſche Kritik ihm als Geſchichtſchreiber des Krieges in der Vendee nun um ſo zuverſichtlicher den Rang vor allen einräumen kann. Das intereſſanteſte unter den Actenſtücken ſind die Briefe von den drey Girondiſten Du Fermont, Isnard und Louvet an den Nationalconvent. Jeder trägt auf die ſichtbarſte Weiſe die Individualität ſeines Verfaſſers. Der ſtille, beſcheidene Du Fermont, der einzig mit Kälte und nach ſtrenger Unterſuchung unter den Girondiſten handelte, ſticht auch in ſeinem Schreiben ſehr gegen den ungeſtümen, redneriſchen Isnard ab, in welchem die phantaſiereiche Lebhaftigkeit ſeiner Landsleute im ſüdlichen Frankreich ſich mit ihrer ganzen Kraft offenbart. Indem Du Fermont ſeine Einbildungskraft unterdrückt, läſst jener ſich von derſelben beherrſchen; Louvet in der Mitte von beiden läſst ſeine Phantaſie ſpielen, und behält ſie dabey immer in ſeiner Gewalt. — Von den übrigen Aufſätzen brauchen wir nichts zu ſagen, da das bisherige den Werth dieſer Zeitſchrift genug beweiſet. Wir hoffen, daſs die Fortſetzung dem Anfang gleich bleiben werde.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Gebauer: *Titus Livius von Patavium römiſche Geſchichte* von Erbauung der Stadt an (ſo viel wir

wir noch davon haben) nach (der) Drackenborchſchen Ausgabe (eliſchen) Ausgabe aus dem lateiniſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von *Gottfried Groſse*, Prediger zu Pechau und Calenberg. *Fünfter Band*, welcher die ſiebente Pentade enthält. 1793. 466 S. *Sechſter Band*, welcher die achte Pentade enthält. 1794. 558 S. 8.

Dieſe beiden Bände enthalten die Ueberſetzung des 31—40. Buches des Livius, und beſtätigen das Urtheil, welches wir über den Werth und Charakter dieſer Ueberſetzung zu einer andern Zeit. bey den vorherg. Theilen derſelben, gefällt haben. Der Vf. beſtrebt ſich, die Schönheiten ſeines Originals nachzubilden; aber dieſes Beſtreben mislingt ihm, weil er weder eine richtige Vorſtellung von einem ſchönen und lebhaften Vortrage, noch auch die erfoderliche Gewandtheit und Geſchmeidigkeit in der Kunſt zu ſchreiben beſitzt. Eine einzige Probe mag hinreichen, um zu zeigen, was für eine ſchleppende Sprache Hr. G. den zierlichſten und beredteſten aller lateiniſchen Geſchichtſchreiber ſprechen läſst: (XXXIV. B. 58. Cap. S. 364.) „Ey, ſagte Hegeſianax, es nur zu hören, daſs man dem Antiochus ſein Recht auf die Städte Thraciens und des Cherſoneſus nehmen wolle, ſey ſchon beleidigend, welche ſein Urgroſsvater Seleucus, nachdem er den Lyſimachus in einer Schlacht überwunden und getödtet, rühmlichſt an ſich gebracht und hinterlaſſen habe, und vom Antiochus eben ſo rühmlich mit bewaffneter Hand, theils den Thraciern wieder entriſſen, theils als öde Plätze, ſo wie Lyſimachia ſelbſt, durch Zurückberufung der Einwohner wieder bevölkert, oder als Aſchen- und Schutthaufen mit groſsen Koſten wieder aufgebauet worden wären. Wie das mit einander ſtimme: Antiochus ſoll aus ſo erlangten, ſo wiedererlangten Beſitzungen verwieſen werden — und dagegen u. ſ. w.“ Ohne nun weiter diejenigen Fehler zu rügen, welche in der Wahl einzelner Wörter, Redensarten und Wendungen, ſo wie in dem Baue ganzer Perioden begangen worden ſind, wollen wir hier nur noch einige Stellen anführen, in denen der Sinn des Schriftſtellers verfehlt oder auf unverſtändliche Weiſe ausgedrückt iſt. XXXIV. 2. ich kann noch nicht (mit mir) einig werden, ob die Sache ſelbſt, oder das Beyſpiel, *wie ſie betrieben wird*, ſchlimmer ſey. „Was heiſst das? Livius ſagt deutlich genug — *utrum pejor ipſa res, an pejore exemplo agatur*. Cap. 3. Wir wollen von Gold und Purpur ſtrahlen — *damit* Aufwand und Pracht *nicht* die geringſten Schranken haben mögen.“ Die Verbindung der Sätze iſt hier ganz unrichtig gefaſst, *ne* hängt eben ſo gut, wie das vorhergehende *ut*, von dem zu ſupplirenden *congregatae ſumus* ab. Cap. 4. Da wir ſchon — königliche Schätze an uns ziehn (*attrectamus*) deſto gefährlicher ſcheinen mir *dieſe*: und ich befürchte, daſs ſich ſolche Dinge mehr unſerer als wir uns ihrer bemächtigen dürften.“ Wie ſteif! und wo kommen denn die Worte *deſto gefährlicher ſcheinen mir dieſe* her? *eo plus horreo, ne illae magis res*. — Bald darauf ſagt Cato in der vom Livius angeführten Rede: *atque ego nonnullarum cupiditatum ne cauſam quidem et rationem inire poſſum*, es gibt gewiſſe Begierden, von denen ich gar nicht einmal die Quelle und den Grund anzugeben vermöchte. Hr. G. überſetzt: *ich kann mich nicht darauf einlaſſen*, von manchen Neigungen Grund und Urſache anzugeben; und in den darauf folgenden Worten *nam ut, quod alii liceat, tibi non licere, aliquid fortaſſe naturalis aut pudoris aut indignationis habeat*, ſo *wie es aber vielleicht* u. ſ. w. ſtatt: denn zugegeben, daſs es. — Cato fährt fort: *Peſſimus quidem pudor eſt vel parſimoniae vel paupertatis: ſed utrumque lex vobis demit*. Sich der Sparſamkeit und Armuth zu ſchämen iſt zwar an ſich höchſt tadelhaft; aber das Geſetz überhebt auch dieſer Schaam.) Wie war es möglich, den Sinn dieſer Stelle ſo zu verfehlen, wie Hr. G. ihn verfehlt hat: *Der Kargheit und der Armuth hat man ſich am meiſten zu ſchämen*, in beiden Fällen aber ſichert euch das Geſetz? Wie konnte ihm nur einfallen, zu glauben, ein Cato würde behaupten, man müſſe ſich der *Armuth ſchämen*? — Cap. 7. Dir als Manne iſt es erlaubt, Purpur *zum Oberkleide* zu tragen, *purpura in veſte ſtragula uti. Veſtis ſtragula, ein Oberkleid?* für Pferde wohl, aber nicht für Conſuln. Es folgt ja ausdrücklich: *et equus tuus ſpecioſius inſtratus ſit, quam uxor veſtita*. Im XXXVII. B. 11. Cap. iſt *archipirata ein Erzſeeräuber*. — Ein Ueberſetzer des Livius ſollte auch nicht ſagen *ſich für einen fürchten*, oder: *laſs ſie mal vorführen*, auch nicht *Egypten* ſondern *Aegypten* ſollte er ſchreiben, ſo gut wie er *Aemilius* und nicht *Emilius* ſchreibt.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Lateiniſche Sprachlehre* oder Grammatik für Schulen, von *Helfr. Bernh. Wenck*. Zweyte ſehr verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 1794. 267 S. gr. 8. (9 gr.)

Der Vf. dieſer mit Recht geſchätzten Sprachlehre verſichert, bey dieſer neuen Auflage vieles, zumal in der Syntax, zugeſetzt, verändert und verbeſſert zu haben, und wir können dieſes, auch ohne die erſte Auflage bey der Hand zu haben, einem Manne ſeiner Art wohl aufs Wort glauben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. May 1795.

MATHEMATIK.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Beſchreibung und Geſchichte der neueſten und vorzüglichſten Inſtrumente und Kunſtwerke* für Liebhaber und Künſtler, in Rückſicht ihrer mechaniſchen Anwendung, nebſt den dahin einſchlagenden Hülfswiſſenſchaften von *J. G. Geisler*. Dritter Theil. 1794. IV Kupfer. 164 S. gr. 8.

Auch in dieſem dritten Theil verfolgt Hr. *G.* auf dem bisher eingeſchlagenen Wege ſein rühmliches Beſtreben, der Kunſt in Deutſchland Vorſchub zu thun. Er macht den Anfang deſſelben mit der Beſchreibung des von Hn. *Tiberius Cavallo* erfundenen Mikrometers, deſſen Scale auf ein ſehr dünnes Plättgen von Perlmutter aufgezeichnet iſt. Es ſcheint nicht, als hätte Hr. Cavallo gewuſst, daſs der erſte Erfinder dieſes Mikrometers der Göttingſche Aſtronom, Tobias Mayer war, deſſen Mikrometer nachgehends Hr. Brander zu ſo groſser Vollkommenheit brachte, und das nunmehro durch die Dämpfe der Fluſsſpatſäure auſserſt leicht auf die Oberfläche des Glaſes gebeizt werden kann. Selbſt der Gedanke, ein Mikrometer auſser dem Glas auf einen transparenten Körper zu reiſsen, iſt nicht mehr neu. Rec. beſitzt mehrere auf ſehr dünne engliſche Hauſen getheilte Mikrometer, deren Scale in der Mitte durchſchnitten iſt, ſo daſs das halbe Sehefeld ganz offen bleibt, und alſo gar keine Debilitation des Lichts vorgehen kann. Auch das S. 15. angeführte Problem, vermittelſt eines ſolchen Mikrometers die Entfernung zu finden, in welcher ein Mann von bekannter Länge unter einem gegebenen Winkel geſehen werden mag, iſt ſchon vor ungefähr 12 Jahren von Hr. Hoſchel aufgelöſt, und die Tabelle, von welcher Hr. Cavallo hier ſpricht, unmittelbar auf dem Tubus ſelbſt angebracht worden. Auch Apparate zu Beſtimmung der Art oder Gattung der Atmosphär-Elektricität ſind ſchon hin und wieder in Deutſchland aufgeſtellt geweſen, ehe noch Hr. *John Read*, deſſen Apparat hiezu hier beſchrieben wird, den ſeinigen den *Philoſ. Transact.* 1792, P. II. einverleibte. Darauf folgt eine Beſchreibung von *Streington Savarys* Verfahren, den Unterſchied zwiſchen den ſcheinbaren Durchmeſſern der Sonne, für verſchiedene Zeiten aus Segmenten ihres Bildes zu beſtimmen; nebſt der Theorie eines Inſtruments zu Meſſung kleiner Winkel, von Hn. *John Dollond*. Wir gebrauchen dieſes Inſtrument unter dem Namen des Heliometers, und gewiſs würde es mit der Aſtronomie in Deutſchland eine ſehr vortheilhafte Wendung nehmen, wenn das neueſte von Hn. *Jeſſe Ramsden* aufgeſtellte *Aequatorial-inſtrument*, deſſen Beſchreibung hier, aus den Philoſ. transact. 1793, P. I. überſetzt, gegeben wird, unter uns ſo vielfältig als der Gebrauch jenes Heliometers werden könnte. Denn unſtreitig iſt dieſes das einzige Inſtrument in ſeiner Art, das an Gröſse, an Genauigkeit ſeiner Eintheilung und an vortheilhaftem Mechanismus alle andre ſeines gleichen weit übertrifft. Denn ſein Aequatorial- und Declinations Zirkel haben im Durchmeſſer über 4 Fuſs; und das Maximum der Fehler ihrer Eintheilung gibt Lord *Schukburgh*, ſein Beſitzer, zu 2 Secunden an. Die Sterne zeigen ſich in ſeinem Fernrohr in einem grünlichten Felde; und ſeine Meridianebene wird nach einem entfernten Objecte, das auf einem beſonders hiezu erbauten Gebäude ſteht, und bey Tag und Nacht geſehen werden kann, regulirt. Dieſer Abhandlung ſind noch eine Refractionstafel, Tafeln für die Parallaxe, eine Tafel der natürlichen Secanten, und andere Tafeln beygefügt, nach welchen verſchiedene Correctionen wegen der Refraction können vorgenommen werden. Die hierauf folgende Beſchreibung der *Ludlamſchen Waage*, die zum Sortiren der wollenen Strane dient, iſt ſehr intereſſant. Nicht minder iſt das hier beſchriebene Verfahren des Hn. *Gilbert Auſtin*, ſeine Schrauben zu ſchmieden, ſehr ſinnreich; doch ſcheint die am Schluſſe dieſer Abhandlung beygeſetzte, und zur nemlichen Abſicht führende Methode des Hn. *J. J. Proſſé* vor jener den Vorzug zu verdienen.

Wien, b. Edlen v. Kurzbek: *Fr. David a. S. Cajetano Neues Rädergebäude.* 1791. 1 Kupfer. 117 S. gr. 8.

Der Vf. bemüht ſich in dieſem Buch die Theorie eines Rädergebäudes zu geben, vermittelſt deſſen eine ununterbrochene Bewegung ausgeführt werden mag, wenn auch die gegebene Umlaufszeit eine jede *Primzahl* iſt; und dieſe beruht auf folgenden Gründen.

Wenn z. E. die Zeit des Umlaufs des Zeigers gleich (p) iſt, wo der Buchſtabe (p), die gegebene Primzahl ſelbſt vorſtellt; ſo kommt alles darauf an, die Räder und Getriebe ſo zu beſtimmen, daſs die Zahl $p \pm r$ herauskommt, wo die Zahl r ſo gewählt werden muſs, daſs erſtere Zahl in Factores von ganzen Zahlen getheilt werden mag.

Wäre $p = 31556928$, oder der Dauer unſers Sonnenjahrs gleich, ſo ſetzte man $r = 32928$, ſo wird $p - r = 31524000$; und es ſind die Factoren beider Zahlen $p - r$ und r gleich.

14. 14. 14. 12., 80. 75. 74. 71.

Wenn demnach drey Getriebe jedes von 14 und eines von 12 Triebſtecken in 4 Räder von 80, 75, 74, 71,

Zähnen eingreifen, und ein Getrieb A an einer feſtgeſtellten Scheibe B, dadurch in Bewegung geſetzt wird, ſo vollendet jenes um dieſes ſeinen Lauf in 31556928 Secunden, wenn die Einrichtung ſo getroffen wird, das ein Getrieb C, an welchem der Zeiger befindlich iſt, in 32928 Secunden einmal herumkommt.

Dieſe Theorie iſt durch mehrere dergleichen Exempel erläutert, und es iſt dabey die Abſicht des Vf., verſchiedene, nach beſtimmten Geſetzen ſich ereignende Bewegungen, z. E. den zweyfachen Mondslauf, den Lauf der Erde um die Sonne, und die Umdrehung um ihre Axe u. ſ. w. durch Räderwerke, an welchen kein Rad über 100 Zähne haben ſoll, vollkommen genau auszuführen, wovon er auch bereits einige Modelle aufgeſtellt hat.

Berlin, b. Matzdorff: *Vollſtändiges Rechenbuch*, worin ſowohl gemeine als andere kaufmänniſche Rechnungsarten, ſo wie auch die möglichſt vorkommende Waaren, Gold, Silber und Wechſel-Calculationes nach der kürzeſten und neueſten Manier enthalten ſind, nebſt Beſchreibung der Verhältniſſe in Münzen, Gewichten und Wechſelarten der vornehmſten Europäiſchen Handelsplätze, für alle Stände brauchbar gemacht von *Joh. Heinr. Gerhardt* dem Jüngern, Königl. Preuſs. Haupt-Banco-Buchhalter. *Erſter Theil.* 1792. 580 S. *Zweyter Theil.* 1793. 449 S. 8.

Die kaufmänniſchen Rechnungen ſind hier mit beſtändiger Rückſicht auf praktiſche Anwendung richtig und vollſtändig vorgetragen, und mit beträchtlichen Vortheilen bereichert, die man der täglichen Uebung des Vf., ſeinem gründlichen Fleiſse und ſeinen vorzüglichen Talenten zu verdanken hat. Insbeſondre ſind die Rechnungen, welche für den eigentlichen Geldhandel gehören, gründlich und zuſammenhängend dargeſtellt, und Rec. hat hier manchen Aufſchluſs gefunden, nach dem er bisher vergebens geſucht hatte. Hätte ſich Hr. G. bloſs auf die kaufmänniſche Anwendung der Rechenkunſt eingeſchränkt, ſo würden wir gegen das Ganze dieſes Buchs nur die einzige Einwendung zu machen haben, daſs man hier an 19 oder 20 Bogen ſolcher Nachrichten zu bezahlen hat, um deren willen man gleichwohl *jede neue* Ausgabe des *Nelkenbrecheriſchen* (eigentlich *Gerhardtiſchen*) Taſchenbuches, oder des noch vollſtändigern *Comtoriſten* zu kaufen hat. Es iſt aber überdieſs auch ein angeblich theoretiſcher Vortrag der ganzen gemeinen Rechenkunſt mit eingewebt worden; und ehe Hr. G. auch hierin etwas liefern könnte, das mit Ehren neben den übrigen vortrefflichen Theilen ſeines Buchs ſtehen dürfte, würde ihm ein ſolches Studium der beſſern Mathematiker nothig ſeyn, das man bey ſeinem Amte mit Billigkeit ihm nicht zumuthen kann. Wir laſſen zum Beweiſe unſers Urtheils den Vf. ſelbſt reden. -- Ein geometriſches Verhältniſs *(ratio geometrica)* iſt eine Vergleichung zweyer dem Weſen oder der Bedeutung nach ähnlichen Zahlen, durch die Diviſion. Diejenige Zahl, welche bey der Diviſion der einen Zahl in die andere Zahl zum Quoto kommt, iſt das *Nomen rationis*, der Exponent, oder die Verhältniſs; die Zahlen aber, welche der Gröſse nach gegen einander verglichen werden, nennet man *Termini rationis* oder die Glieder der Verhältniſſe, und zwar die erſte *Terminus antecedens*, und die andere *Terminus conſequens.* Wenn man alſo von obigen drey gegebnen Zahlen (2 Ellen koſten 6 Rthlr., was koſten 12 Ellen?) a) mit der Zahl 2 in die Zahl 6 dividiret, kommt zum Quoto 3, dieſe 3 iſt das *Nomen rationis*, der Exponent, oder das geometriſche Verhältniſs etc.

Halle, b. Hendel: *Anweiſung zur Rechenkunſt* nach der vortheilhafteſten Art, ſowohl für Lehrer als Lernende, als auch für Perſonen, die nicht Gelegenheit haben, mündlichen Unterricht zu erlangen. Erſter Theil. Worin die Anfangsgründe, die Species ohne und mit Benennungen, die ſämmtliche Bruchrechnung, und die Regel de Tri ohne und mit Brüchen, nach den Grundſätzen der Kettenrechnung erklärt, enthalten ſind. Von *Joh. Friedr. Nagel*, Lehrer am königl. reformirt. Gymnaſio in Halle. 1790. 268 S. 8.

Der Vf. hofft durch dieſe Anweiſung denen nützlich zu werden, für welche die groſsen und berühmten arithmetiſchen Werke zu theuer und zu gelehrt, oder die Werke mittelmäſsiger Rechenmeiſter durch ihre Weitſchweifigkeit zu dunkel ſind. — Wenn jene erſtere mit Recht berühmt ſind; ſo werden ſie die Eigenſchaft haben, daſs ſie uns deſto weniger gelehrt oder unbegreiflich ſcheinen, je mehr wir ihrem Vortrage nachzudenken ſuchen. Das verhält ſich aber anders, wenn ſich der Vf. ſelbſt, aus Mangel an Gelehrſamkeit, auf unrichtigem Wege befindet. S. 84. heiſst es: „Man findet auch gebrochene Brüche, welche einen „doppelten Nenner haben, als Ein Halbviertel. Wenn „man dergleichen Brüche richtig beſtimmen will, mul„tiplicire man die beiden Nenner. Hiedurch entſteht „aus oben genanntem Bruche $\frac{\frac{1}{2}}{4} = \frac{1}{8}$." — Das Entſtandene iſt richtig, aber die Regel zur Entſtehung iſt verworren, ob ſie gleich auf den erſten Anblick noch deutlicher als die wahre Regel manchen ſcheinen mag. Man wird ſich von ihr theils verlaſſen, theils in Irrthum geführt ſehen, ſobald man auch ſtatt der hier ſtehenden 4 einen Bruch ſchreibt. — „*Hieher gehört* auch „das ſogenannte Einrichten, *oder das Entſtehen* der un„ächten Brüche. Man kann Brüche ohne dabey be„findliche Ganze nicht einrichten; *daraus folgt*, daſs „einen Bruch einrichten, ſo viel heiſst, als die neben „dem Bruche ſtehenden Ganzen zu eben ſolchen Thei„len machen etc." S. 195. „9 Ellen koſten 2 Rthlr. „wie viel koſten 27 Ellen? Wenn hier das zweyte „Glied mit dem dritten multiplicirt, und das Product „durch das erſte Glied dividirt wird, ſo zeigt ſich das „Facit, 6 Rthlr." Wie kann man denn 27 Ellen durch 2 Rthlr. multipliciren! Uebrigens wird ein Lehrer der Rechenkunſt einige neue Vortheile im Rechnen, auch einige recht faſsliche Vorſtellungen im Vortrage, und viele gut gewählte Aufgaben aus dieſem Buche benutzen können.

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Voſs: *Sappho*, ein dramatiſches Gedicht; von *Franz von Kleiſt.* 1793. 191 S. 8.

Man darf nur einige Seiten dieſes *dramatiſchen Gedichtes*, (welches der Vf. ſelbſt nicht gewagt hat, ein Trauerſpiel zu nennen, ob es ſchon mit dem freywilligen Tode der Heldin endigt,) geleſen haben, um zu ſehn, an welchem Feuer ſich die Einbildungskraft des Vf. erwärmt habe. Nicht nur die ganze Bildung des Ausdrucks und Dialogs; ſondern auch die Wahl der handelnden Perſonen erinnert ſogleich an *Göthens* Taſſo und bisweilen an die Iphigenia. Unter fünf Perſonen, welche hier aufgeführt werden, ſind nicht weniger als zwey Dichter vom erſten Range und eine Schülerin des Orpheus, eine begeiſterte Freundin der Dichtkunſt, wenn nicht gar ſelbſt eine Dichterin. So könnte die Nachbildung der begeiſterten, bilderreichen Sprache, welche im Taſſo herrſcht, durch die Wahl der Perſonen gerechtfertigt ſcheinen; wenn nur in dem Originale ſelbſt dieſe Sprache über alle Einwendungen erhaben wäre. Daſs die Hauptperſonen in beiden Stücken von einer unglücklichen Leidenſchaft beherrſcht werden, wollen wir für keine abſichtliche Aehnlichkeit gelten laſſen; aber daſs Leonore von Sanvitale die Idee zu einer Damophile gegeben habe, obſchon die Copie, wie zu erwarten ſtand, mit weit ſtärkern Zügen und grellern Farben ausgeſteuert worden iſt, dünkt uns ungemein wahrſcheinlich. Doch, dem mag ſeyn, wie ihm will; Nachahmung oder Original iſt das Drama des Hn. *v. K.* nicht viel mehr als ein Cento poetiſcher Tiraden, glänzender Bilder und wohlklingender Sentenzen, welche unter fünf Perſonen vertheilt, und in eine Art von Ganzem zuſammengereiht ſind. Nimmt man bloſs auf Sprache und Ausdruck Rückſicht, ſo muſs man mit Vergnügen den günſtigen Einfluſs wahrnehmen, welchen das Studium eines vortreflichen Muſters auf den Stil des Vf. gehabt hat; wiewohl auch in dieſem Theile der Arbeit ſchwerlich viel mehr geleiſtet worden iſt, als was, bey einer angebornen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Dichtkunſt, von einem jeden Manne von Talent durch Fleiſs und Uebung hervorgebracht werden kann. Nichts Hervorſtechendes; nichts was auf wahres Genie — am wenigſten auf ein tragiſches Genie — ſchlieſsen laſſen dürfte! Was iſt in der Handlung dieſes Drama, das einen Leſer oder Zuſchauer anziehen könnte? Weder die Anlage, noch die handelnden Perſonen. Wer in aller Welt könnte an einem Mädchen Antheil nehmen, das ſich dem gefühlloſeſten und leichtſinnigſten aller Sterblichen, um ſeiner körperlichen Reize willen, ſo nichtswürdig nachwirft; nur nach den Freuden ſeiner Umarmung lechzt; ſeine frechſten Beleidigungen entweder gar nicht, oder nur in Beziehung auf ihre verfehlten Wünſche fühlt; und durch alle ihre Handlungen dem Urtheile ihrer Freunde auf das vollkommenſte widerſpricht. Phaon iſt, wie geſagt, ein ſo leichtſinniger Geck, als es nur immer einen geben mag; aber doch erſcheint er nicht halb ſo verächtlich, als Sappho mit aller ihrer geprieſenen Kraft und Gröſse der Seele. Der Gefühlloſe handelt gefühllos; das erwartet man; aber wenn ein hohes Herz ſich wegwirft, und keine Beleidigung ſeiner Würde ahndet, empört ſich das Gefühl. Ja — ſo weit hat der Vf. ſeine Abſicht verfehlt, — man findet es ſogar recht wie begreiflich, wie Phaon bey Sapphos ausſchweifenden Liebkoſungen mehr Unluſt als Freude, und, nachdem ſein Herz einmal gegen ſie erkaltet war, tiefe Verachtung gegen ſie empfinden muſste. Wir wollen nur aus einer einzigen Scene Proben geben. Alcäus bewirbt ſich um Sappho's Hand; ſie ſchlägt ihm ſeine Bitte ab, und erſucht ihn, über ſeine Leidenſchaft Herr zu werden. Alcäus verſpricht, ihrer durch Aufopferung ſeiner Liebe würdig zu werden. Phaon tritt herein. Er ergreift die Gelegenheit, eine übelgegründete Eiferſucht an den Tag zu legen; er nennt ſeine Geliebte, mit der gröſsten Kälte von der Welt, *eine Buhlerin;* er ſpricht von *Verachtung* gegen ſie; beyläufig macht er einem anweſenden Mädchen die Cour. Sappho bemerkt dieſes, und bittet ihn, die Beweiſe ſeiner Untreue wenigſtens ihren Augen zu entziehn. Phaon beharrt auf dem Vorwurfe einer Treuloſigkeit von Sappho's Seite. Alcäus zeigt ihm ſein Unrecht, und Sappho ruft ihn *in ihren Schooſs* zurück:

— Komm in meinen Schooſs zurück,
Geliebter! ohne Schuld iſt meine Seele;
es kann kein Weib ſo treu dich lieben, kann
kein Herz ſo an dem deinen hangen wie
das meine. Komm zurück! du weiſst, ich kann
ja ohne dich nicht leben. Wie der Thau
im heiſsen Sommer einer Roſe, die
ſchon welkte, friſche Röthe ſchenkt, ſo giebſt
auch du durch einen Blick mir neue Kraft.

Phaon.

Dies ſchöne Wunderſpiel der Mienen rührt
mich jetzt nicht mehr; wer ſtaunend ſchon ſo oft
die Kunſt des Scheines ſich entwickeln ſah,
der wird, wie ich, zu deinen Thränen lächeln.

Sappho wirft ihm hierauf mit Heftigkeit ſeine Grauſamkeit vor. Phaon antwortet in dem vorigen Tone, ja noch bitterer. Alcäus reiſst die Dichterin fort

— wenn du auch nur
ein bittend Wort an dieſen Frevler noch
verſchwenden kannſt, *verdienſt du deine Schande.*

Sappho.

So laſs ſie mich verdienen! Gerne will
ich mit dem Fluch der ganzen weiten Welt
Die Liebe dieſes Einzigen erkaufen.

Phaon.

Verſchwende keine Mühe.

Sappho (ſtürzt ſich zu Phaons Füſsen.)
Höre mich
bey allen Göttern höre mich! verlaſs
mich nicht! Sich mich zu deinen Füſsen jammern!

Es hat gewiſs vom Anbeginn der Welt
ſo tief ein Weib ſich nicht erniedrigt, nicht
um Liebe ſo gefleht als ich. Sieh, ich
vergeſſe mein Geſchlecht; ich achte nicht
der Zeugen, nicht der Schmach; allmachtig lebt
in meiner bangen Bruſt die Liebe; Furcht
dich zu verlieren reiſst den heil'gen Schleyer
der Weiblichkeit von meiner Seele, reiſst
den Stolz aus meinem Herzen, und verdrängt
die Schaam aus meinem Auge u. ſ. w.

Wir brauchen kein Wort hinzuzuſetzen; die Sache ſpricht durch ſich ſelbſt. Und doch iſt des Wegwerfens noch immer kein Ende. Phaon bricht förmlich, und erklärt ſich für Damophile. Sappho ſchickt Boten auf Boten an ihn. Endlich verlaſst er die Inſel mit ſeiner neuen Geliebten, um den Zudringlichkeiten der ältern nicht länger ausgeſetzt zu ſeyn. Sappho verzweifelt und ſtürzt ſich ins Meer. — In der Anlage der Handlung herrſcht eine tödtliche Einförmigkeit. Dieſelben Situationen wiederholen ſich, und die Einſeitigkeit der Charaktere macht Verwickelungen und Auflöſungen unmöglich. Die Perſonen kommen und gehen ohne Grund. Die dritte Scene des erſten Acts iſt die einzige, in welcher ſich einige Kunſt zeigt. — Als Einleitung hat der Vf. ein Leben der Sappho und einiger ihrer Zeitgenoſſen vorangeſchickt. Poeten ſind Propheten; und daher darf man ſich nicht wundern, wenn der Vf. ſo manches weiſs, wovon die Bayle und Fabricius nichts geträumt haben. Angehängt iſt eine Abh. über dramatiſche Dichtkunſt, von welcher wir nichts ſagen, als daſs der Vf. ſelbſt ungemein wenig in derſelben geſagt hat.

Turin: — *Voiage autour de ma Chambre par M. le Chev.* X****** *O. A. S. D. S. M. S.* 1794. 188 S. 8.

Mehrere Tage ins Zimmer verſchloſſen, ſtellt ſich dieſes der Vf. als ſeine Welt vor, die er links und rechts in die Kreuz und Queere durchreiſet. Jeder Schritt, den er thut, jedes Geräthe, das er braucht, erregt bey ihm wechſelsweiſe bald drolligte Einfälle, bald zärtliche Empfindungen. Vielleicht etwas zu lange verfolgt er hie und da ſeinen Gedanken: öfters aber ſind ſeine Schilderungen ſo warm und ſo originell, daſs ſie auch neben den Yorikſchen eine Stelle verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Pavia*, b. d. Verfaſſer: *Memoria di Franceſco Marabelli*, Speziale Paveſe e Socio di varie Accademie, *sui principi e ſulle differenze dell' orina in due ſpecie di diabete conſrontata colla naturale*, al Signore *G. P. Frank*, Pubblico Profeſſore di Clinica etc. ohne Jahrzahl. 32 S. 8. Die Verſuche, welche der Vf., auf Anrathen des Hn. *Frank*, mit dem Urine einiger mit der Harnruhr behafteten Kranken angeſtellt hat, haben ihn belehrt, daſs dieſe Flüſſigkeit nicht immer von einer und derſelben Beſchaffenheit iſt, daſs vielmehr einige Patienten von dieſer Art einen Urin laſſen, der dem Urine eines geſunden Menſchen faſt ganz ähnlich iſt, indeſs andere eine Flüſſigkeit durch die Harnröhre von ſich geben, welche Beſtandtheile enthält, die man ſonſt nie im Urine antrifft. Dies iſt beſonders bey den Kranken der Fall, die an der ſogenannten chiloſen Harnruhr, oder dem Harnfluſſe mit honigartigem Urine (*diabete melitico*) darnieder liegen, deren Urin freylich ſchon durch ſeinen ſüſsen Geſchmack das Daſeyn einiger Theile, die eigentlich nicht zur Miſchung dieſer Flüſſigkeit gehören, zu erkennen gibt. Hr. *M.* hat mehreremale den Urin ſolcher Kranken auf verſchiedene Art bearbeitet, und, auſſer vielem Waſſer und einigen andern Theilen, die er mit dem Urine geſunder Menſchen gemein hat, einen honigartigen Syrop (8 Unzen weniger 1 Drachme aus 9 Pfund Urin,) erhalten, der ſehr ſüſs und in kaltem Waſſer vollkommen auflöslich war, und vom gewöhnlichen Syrop nur darin abwich, daſs er einen ſchwachen flüchtig-alkaliſchen Geruch hatte. Durch wiederholte Auflöſung in reinem Waſſer, ferner durch Auswaſchen mit Weingeiſt und nachherige Eindickung gab dieſer Saft einen wirklichen Zucker, der gar nicht mehr nach flüchtigem Laugenſalze roch, in Anſehung der Reinigkeit und Weiſse dem gewöhnlichen raffinirten Zucker ganz ähnlich war, und, mit Salpeterſäure behandelt, eine anſehnliche Menge (ungefähr 2 Drachmen aus 1 Unze bis zur Extractconſiſtenz abgedampften Urins) ganz reine Zucker- oder Sauerkleeſäure aus ſich abſondern lieſs. Die übrigen Theile, die ſonſt im Urine gegenwärtig ſind, z. B. Kochſalz, phosphorgeſäuertes flüchtiges Alkali, freye Phosphorſäure u. ſ. w. hat der Vf. in ſo geringer Menge in jenem Harne angetroffen, daſs er ſich nur mit Mühe vom Daſeyn derſelben überzeugen konnte. Uebrigens zählt er, auſser dieſen Salzen, auch noch eine kleine Portion Eiſen- und Alaunerde unter die Beſtandtheile des von ihm unterſuchten Urins, die letztere Erde aber ſieht er nicht als einen zur wahren Miſchung deſſelben gehörenden Theil an, ſondern glaubt, daſs ſie von der Arzneymittel, die der Patient, auf Verordnung des Arztes, während der Krankheit genoſſen hatte, hergeleitet werden müſſe. — In dem Urine, der von einem an der wäſſerichten Harnruhr (*diabete insipido*) darniederliegenden Kranken genommen worden war, hat der Vf. auſser einer groſsen Menge Waſſer, etwas freye Phosphorſäure, thieriſchen Schleim, ſeifenartige Materie und verſchiedene Mittelſalze, z. B. phosphorgeſäuertes flüchtiges und mineraliſches Alkali, Kochſalz und Glauberſalz, (zuweilen, aber ſeltner, auch vitrioliſirten Weinſtein,) angetroffen, von zuckerartigem Salze aber nicht eine Spur bemerkt; dieſe Erfahrungen thun alſo die Uebereinſtimmung dieſes Urins mit dem Urine geſunder Menſchen deutlich dar. — Noch erinnert Hr. *M.*, daſs er die Beobachtung einiger Aerzte, zufolge welcher der Urin, den die mit der chiloſen Harnruhr behafteten Kranken von ſich geben, zur Gährung ſehr geneigt ſeyn ſoll, vollkommen richtig befunden habe; denn er verſichert, daſs er aus demſelben, ſelbſt ohne Zuſatz eines Gährungsmittels, ſowohl brennbaren Geiſt, als Eſſig darzuſtellen im Stande geweſen ſey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Junius 1795.

PHILOSOPHIE.

1) Halle, b. Ruff: *Verſuch einer Geſchichte der Fortſchritte der Philoſophie in Deutſchland* vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeit, herausgegeben von *Johann Auguſt Eberhardt (Eberhard)* 1. Theil. 1794. 8. S. Vorr. u. Inhaltsanzeige und 524 S. 8.

2) Ebend. b. ebend.: *W. L. G. Freyherrn von Eberſtein Verſuch einer Geſchichte der Logik und Metaphyſik bey den Deutſchen*, von Leibnitz bis auf gegenwärtige Zeit. 1. Band 1794. 8 S. Vorrede und Inhaltsanzeige u. 524 S. 8.

Rec. nahm das erſtere Werk wegen des berühmten Namens ſeines Vf. mit groſser Erwartung zur Hand. Wie ſehr fand er ſich aber getäuſcht, als er bald die Entdeckung machte, daſs der Name Eberhard nur zur bloſsen Parade auf dem Titel diene. Sonderbar war ihm zu Muthe, als er einige Stellen in der Vorrede und in dem Buche las, die offenbar verriethen, daſs der Vf. und Hr. Eberhard zwey Perſonen ſeyn müſsten; z. B. S. 4. Vorr. „Billige Kunſtrichter werden „zugleich darauf Rückſicht nehmen, *daſs es der erſte* „*Schritt iſt, den ich als Schriftſteller wage*" oder S. 421. „und bemerken zuerſt die bekannte Theorie des Den„kens und Empfindens, durch welche *Herr Eberhard* ſich „ſo groſses Verdienſt um die Seelenlehre erworben hat," und zu dem Wort Eberhard noch die Anmerkung „*Pro*„*feſſor der Philoſophie zu Halle.*" (Und doch konnte dieſes Buch unter Eberhards Namen in einem kritiſchen Journale recenſirt werden?) Der Titel war daher dem Rec. ein Räthſel, das er ſich nicht löſen konnte. Wenn man auch zwiſchen dem Herausgeber und Verfaſſer einen Unterſchied machen wollte, ſo ſehen wir doch nicht ein, was der Herausgeber für einen Antheil an einem Buche haben könne, zu dem er nicht einmal eine Vorrede geliefert hat. Allerdings hätte er doch ein Wort an das Publicum ſagen müſſen, damit dieſes nun wüſste, wie es daran ſey. — Das Erſtaunen des Rec. ſtieg noch höher, als er fand daſs Nr. 2) mit dem erſten ſogar bis auf die Vorrede und die Druckfehler, ein und daſſelbe Buch ſey. Eben ſo räthſelhaft iſt die Vorrede, in welcher der Vf. um Entſchuldigung bittet, daſs er ſich nur auf die Logik und Metaphyſik eingeſchränkt habe, welches zu dem Titel von Nr. 1) aber nicht Nr. 2) paſse. Kurz Rec. weiſs ſich dieſes Räthſel nicht anders zu erklären, als daſs es ein niedriger Buchhändlerkniff iſt, durch zwey Titel und den Miſsbrauch des Namens eines berühmten Philoſophen mehrere Käufer anzulocken. — Unbegreiflich bleibt es dabey aber noch immer, warum das Buch nur unter dem erſten Titel und Eberhards Namen im Meſsverzeichniſs ſteht, und warum Hr. Eberhard zu dem allen bis jetzt noch geſchwiegen hat. Der Verleger würde immer wohl thun, wenn er darüber die nöthigen Erklärungen gäbe, und wo möglich, ſich gegen den Vorwurf eines ſehr miſszubilligenden Verfahrens rechtfertigte.

Wir gehen nun zur Beurtheilung des Buchs ſelbſt über. Der Vf. (der alſo wahrſcheinlich kein andrer iſt als Hr. v. *Eberſtein*) wollte durch daſſelbe eine Lücke in der Geſchichte der Philoſophie ausfüllen, da Brucker in ſeinem Werke nicht einmal die vollſtändige Geſchichte der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie bearbeitete, und der Ueberſetzer von *Agathopiſto Cromaziano* die Geſchichte der Veränderungen in der Philoſophie nicht bis auf die neueſten Zeiten fortgeführt hat. Er will daher die Geſchichte der neueſten Philoſophie von Leibnitz an, bis auf unſre Zeiten, mit Inbegriff der kritiſchen Philoſophie, und zwar nur für Liebhaber bearbeiten. Doch ſchränkt er ſeinen Plan nur auf die Logik und Metaphyſik unter den Deutſchen ein, weil er ſich nicht genug Kenntniſſe und Kräfte zutraut, die vollſtändige Geſchichte aller philoſophiſchen Wiſſenſchaften unter allen europäiſchen Nationen darzuſtellen. Gleichwohl konnte er nicht alle ausländiſche Philoſophen ausſchlieſsen, ſondern muſste diejenigen aufnehmen, welche einen entſchiedenen Einfluſs auf die Philoſophie auch unter den Deutſchen gehabt haben, z. B. *Cartes, Locke, Hume* und einige franzöſiſche ſchöngeiſteriſche Denker. Noch müſſen wir aus der Vorrede anführen, daſs der Vf. dieſen Verſuch eigentlich nicht für das Publicum beſtimmt hatte, ſondern ihn nur zu ſeiner eignen *Unterhaltung* ausarbeitete, dann aber durch den Beyfall einiger ſeiner Freunde, *worunter einer der gröſsten Philoſophen unſrer Zeit* ſich befand, aufgemuntert, ihn durch den Druck bekannt machte, um durch denſelben jene Lücke in der Geſchichte der Philoſophie auszufüllen.

Dieſer erſte Band begreift die Geſchichte der Logik und Metaphyſik, von Leibnitz bis auf unſre Zeiten, oder die Geſchichte der Bearbeitung dieſer Theile der Philoſophie durch die Leibnitzianer und Wolfianer und ihre Gegner. In der Einleitung gibt der Vf. — S. 24. eine allgemeine Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie in Deutſchland von dem Verfalle der ſcholaſtiſchen bis auf Leibnitzens Zeit. Die Geſchichte wird in 2 Zeiträume getheilt, von Leibnitz bis auf Wolfs Tod, und

Digitized by Google

von dieſem bis auf gegenwärtige Zeit. Der erſte Zeitraum enthält 4 und der zweyte 2 Abſchnitte, deren Ueberſchriften wir hieher ſetzen wollen: 1) Leibnitz — ſeine philoſophiſchen Streitigkeiten — Locke. 2) Poiret — Thomaſius — Buddeus — Rüdiger — Tſchirnhauſen — Berkeley. 3) Wolf — ſeine erſten Gegner und Schüler. 4) Gundling — Syrbius — Walch — Müller — Fortſetzung der Geſchichte der Wolfiſchen Philoſophie — Hoffmann — Franzöſiſche Philoſophen in Deutſchland — Streit über die Monaden — Cruſius — Daries — Creuz — Wolfs Tod. Zweyter Zeitraum 1 Abſch. Fortſetzung der Geſchichte der Wolfiſchen Philoſophie. — Verfall derſelben — Ploucquet — Baſedow — Phyſiologiſche Erklärung des Urſprunges der Ideen — Popularität in der Philoſophie — Humens Skepticismus. 2 Abſch. Verbeſſerungen in der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie — Neuere Eklektiker — Gänzlicher Verfall der Philoſophie des Cruſius und Daries. In dem zweyten Bande will der Vf. die Geſchichte der kantiſchen Philoſophie liefern.

Ungeachtet dieſes Werk rühmliche Beweiſe von dem Fleiſse, den hiſtoriſchen Kenntniſſen des Vf. und ſeiner Einſicht in das Leibnitz-Wolfiſche Syſtem giebt, und es ihm zur Ehre gereicht, daſs er ſeine Muſe zu ſolchen Geiſtesbeſchäftigungen anwendet, ſo können wir doch von demſelben, auch nur als Verſuch einer Geſchichte betrachtet, kein ganz günſtiges Urtheil fällen. Denn man vermiſst in demſelben ganz den Geiſt der wahren hiſtoriſchen Kunſt, welche ſich in der Auswahl und Zuſammenſtellung der Materialien zeigen und dem Stoffe eine ihm angemeſſene Form geben muſs. Die verſchiedenen hiſtoriſchen Darſtellungen können ſich nicht allein durch die Facta, welche ihren Inhalt ausmachen, ſie müſſen ſich auch durch die Form unterſcheiden. Dieſe beſtehet zwar überhaupt in der Einheit des Geſichtspunkts und dem Zuſammenhange der Begebenheiten, ohne welche keine Darſtellung des in der Zeit auf einander folgenden für den Verſtand d. i. keine Geſchichte möglich iſt; ſie bekommt aber nach Beſchaffenheit der zu verbindenden Begebenheiten beſondere Modificationen. Dieſe Idee, ſo wichtig ſie iſt, ſcheint von den meiſten Schriftſtellern in der Geſchichte der Philoſophie gar wenig beherziget worden zu ſeyn. Ueber dem Sammlen der Begebenheiten vergeſſen ſie das weit wichtigere Geſchäft, den Urſachen und Folgen derſelben nachzuforſchen, die Begebenheiten einem Geſichtspunkte zu unterwerfen, und das Streben der Vernunft ein ſyſtematiſches Ganzes der Vernunfterkenntniſs zu vollenden, in einzelnen gleichzeitigen oder auf einander folgenden Verſuchen zuſammenhangend darzuſtellen. Und daher kommt es, daſs wir ſo viele mittelmäſsige, und ſo wenig vortreffliche Schriftſteller in dieſem Theil der Literatur aufzuweiſen haben, und daſs auch dieſer Verſuch ſich nicht über das mittelmäſsige erhebt. Der Vf. liefert Materialien, aber keine Geſchichte der Philoſophie, weil er nach keiner richtigen Idee einer Geſchichte arbeitete. So wie es zu billigen iſt, daſs er die Biographieen der Philoſophen aus ſeinem Plan ausgeſchloſſen hat und nur dasjenige berührte, was Einfluſs auf die Wiſſenſchaft hatte, ſo wenig kann man in dem übrigen mit ſeiner Methode zufrieden ſeyn. Der Hauptgegenſtand ſeines Werkes ſind die Schriften der Philoſophen, welche Beziehung auf die Logik und Metaphyſik haben, und die darüber entſtandenen Streitigkeiten; er führt ſie nach der Zeitfolge auf, hebt die Hauptſatze derſelben aus, führt die Einwürfe der Gegner an und beurtheilt ſie nach dem Leibnitziſch-Wolfiſchen Syſtem. So weit iſt alles gut. Aber nun hätte der Vf. dabey zeigen ſollen, wie z. B. Leibnitz auf ſeine philoſophiſchen Ideen kam, wie ſie ſich nach und nach ausbildeten, und durch die Idee einer Wiſſenſchaft Zuſammenhang erhielten; welche Idee der Logik und Metaphyſik in jedem Zeitraume zum Grunde lag, wie ſich dazu die wiſſenſchaftliche Bearbeitung verhielt, und was die Wiſſenſchaft in Anſehung ihrer Form oder ihres Inhalts gewann. Alles dieſes liegt ſelten deutlich in den Schriften der Philoſophen, ſondern muſs erſt aus ihnen entwickelt und abſtrahirt werden. Es iſt daher ſehr natürlich, daſs man in dieſem Werke, keine Bearbeitung der Geſchichte der Logik und Metaphyſik nach dieſen Ideen, wodurch erſt Einheit in das Mannichfaltige gebracht wird, findet, weil der Vf. ſich faſt blos allein an den Inhalt der Schriften hielt, und ſogar nur äuſserſt ſelten daran denkt, die Veränderung in den Begriffen von der Logik und Metaphyſik befriedigend darzuſtellen. Aber eben deswegen iſt es auch keine Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften, was der Vf. geliefert hat, ſondern nur eine detaillirte und kritiſirende Darſtellung des Inhalts philoſophiſcher Schriften, inſofern ſie ſich auf die beiden genannten Wiſſenſchaften beziehen.

Wenn wir von jenen Foderungen abſehen, ſo können wir dem Verſuche inſoferne ſeinen Werth nicht abſprechen, als er im Ganzen den Hauptinhalt alles deſſen, was in dem gedachten Zeitraum über die Logik und Metaphyſik geſchrieben worden iſt, mit ziemlicher Vollſtändigkeit und Treue darſtellt. Doch laſſen ſich auch von dieſer Seite noch viele Erinnerungen machen. Die Einleitung iſt zu kurz. Die Hauptſätze der Carteſianiſchen Philoſophie und eine Schilderung des Zuſtandes der Philoſophie in Deutſchland, ehe Leibnitz zu philoſophiren anfing, machen den Inhalt derſelben aus. Die letztere iſt aber zu unvollſtändig, als daſs ſie die Leſer in den gehörigen Standpunkt ſetzen könnte, aus welchem die folgenden Veränderungen betrachtet werden müſſen. Der Zuſtand der Logik und Metaphyſik bis auf Leibnitz hätte insbeſondere genau und vollſtändig dargeſtellt werden ſollen. — Der Vf. hat nicht allezeit die Gränzen beobachtet, welche er ſeiner Geſchichte einmal feſtgeſetzt hatte. So iſt z. B. der Inhalt vieler pſychologiſcher Schriften angegeben, welche weder zur Logik noch zur Metaphyſik gehören. Auch hätte *Maaſs* Logik und Schrift über die Einbildungskraft erſt in dem zweyten Theile angeführt werden ſollen, da dieſer Philoſoph viele Ideen der kritiſchen Philoſophie benutzt hat. Wenn auf dieſer Seite zu viel aufgenommen iſt,

Digitized by Google

iſt, ſo wird man auf der andern wieder hie und da manches vermiſſen, was eine Stelle in dieſer Geſchichte verdient hätte, z. B. *Mendelsſohns* Abhandlung über die Wahrſcheinlichkeit anſtatt ſeiner Theorie der gemiſchten Empfindungen, welche nicht hieher gehörte; *Premontval*, die philoſophiſchen Geſpräche, Berlin 1780; *Kants* ältere Schriften u. a. m. Auch die nicht unwichtigen Streitigkeiten über den erſten Grundſatz der Philoſophie, über den Satz des Widerſpruchs, des Grundes u. ſ. w. ſind entweder gar nicht oder nur mit ein paar Worten berührt worden. Die Auszüge aus den Schriften ſind von verſchiedenem Gehalt, bald weitläufig, bald kurz; oft begnügt ſich der Vf. nur den Inhalt derſelben überhaupt anzugeben, oder auch nur einige Gedanken anzuführen, ohne daſs man dabey immer einen beſtimmten Geſichtspunkt durchblicken ſieht. Sollten ſie nach der Abſicht des Vf. zweckmäſsig ſeyn, ſo müſsten ſie ſo eingerichtet ſeyn, daſs man aus ihnen den Begriff der philoſophiſchen Schriftſteller von dem Umfang, Inhalt und Form der Wiſſenſchaft, und die Art und Weiſe, wie ſie zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung des einen oder des andern im allgemeinen und beſondern beygetragen haben, und überhaupt den Zuſtand der Wiſſenſchaft in jeder Periode eines Philoſophen erkennen könnte. Hierzu iſt es aber nicht genug, einzelne Behauptungen anzuführen, die, aus dem Zuſammenhange geriſſen, ſelten auf den Geiſt des Ganzen ſchlieſsen laſſen, oder nur im allgemeinen anzugeben, was ein Denker in ſeinen Schriften geleiſtet, was er behauptet, angenommen oder verworfen habe. Hier ſind einige Proben von des Vf. Manier. S. 453. „Auch „verdient Hr. Maas (Maaſs) den wärmſten Dank aller „Freunde der Philoſophie für ſein neues Lehrbuch der „Logik, das an genauer Zergliederung der Begriffe, „an Präciſion im Ausdrucke, und an Strenge in Beweiſen viel Schriften dieſer Art übertrifft, ja das ſogar „weſentliche Verbeſſerungen der Logik ſelbſt (welche?) „enthält. Nirgends wird man die reine Logik von der „angewandten genauer abgeſondert, und die Lehre von „den Begriffen vollſtändiger vorgetragen finden als hier. „Aber eben dieſe Vollſtändigkeit hat dem Vf. die Ausarbeitung der Lehre von den Urtheilen und Schlüſſen „erleichtert, und ihm eine groſse Bündigkeit und Kürze der Beweiſe möglich gemacht. Vorzüglich aber hat „er durch eine Theorie der Fragen die Logik vollſtändiger zu machen geſucht, und durch eine neue Bezeichnungs-Methode einem groſsen Fehler der Lambertiſchen abgeholfen." S. 250. „Den Satz des Widerſpruchs nahm Cruſius nicht als das höchſte Principium menſchlicher Erkenntniſs an" — warum, das hätte geſagt werden ſollen. — Fehler gegen die hiſtoriſche Wahrheit findet man ſelten, und ſie waren nicht ſo leicht möglich, theils weil der Vf. wirklich viele Kenntniſſe und Beleſenheit in den Schriften der Philoſophen beſitzt, theils weil er, wo er am ausführlichſten iſt, nur Auszüge oder Ueberſetzungen giebt, übrigens aber nur einzelne Behauptungen anführt. Nur einige Stellen haben wir bemerkt, die von dieſer Seite Verbeſſerungen erfodern, als S. 61. 62 aus Leibnitzens Principia Philoſophiae: „Es laſſen ſich aber keine Vorſtellungen aus mechaniſchen Gründen erklären; was den „Grund derſelben enthält, muſs in der einfachen Subſtanz zu finden ſeyn, in welcher wir aber *auch* Vorſtellkräfte (als wenn ihnen Leibnitz auſser dieſen andre „beygelegt hätte) antreffen." Die Erklärung von *Locke's* einfachen Begriffen, S. 81, iſt nicht richtig, und was, S. 373, von der Gewohnheit geſagt wird, aus welcher *Hume* die Verknüpfung der Objecte ableitete, nicht beſtimmt genug. Ueberhaupt haben wir uns gewundert, daſs Humens Skepticismus nach ſeiner ältern Schrift von der menſchlichen Natur, und nicht vielmehr nach ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand dargeſtellt iſt, da man, wie bekannt, nur in der letztern ſeine wahren Ueberzeugungen findet. — Ein Hauptfehler dieſer Geſchichte iſt die Partheylichkeit, mit welcher ſie für die Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie behandelt iſt. Der Vf. betrachtet ſie als die einzig richtige Philoſophie und nur noch hie und da einiger Verbeſſerungen bedürftig, wie er denn unter andern *Eberhard* und *Platner* als wirkliche Verbeſſerer derſelben rühmt. Dieſe Vorliebe hat ihn gehindert, die ſchwachen Seiten dieſer Philoſophen einzuſehen und den Gegnern derſelben immer Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. So ſagt er S. 69: „wenn jener Lehrſatz der Monadologie (daſs alle „Monaden Vorſtellkräfte ſind) richtig erklärt wird (d. h. „nach der folgenden Erklärung, wenn man das, was „vorausgeſetzt wird, ohne Beweis annimmt) dürfte er „vielleicht ſo gewiſs, als irgend eine ſpeculative Behauptung ſeyn. Denn inſofern man das Gemeinſame „aller Wirkungen der Subſtanzen, ohne Rückſicht auf „die Verſchiedenheiten, Vorſtellung nennt; ſofern die „Thätigkeit, wie jedes Leiden einer Subſtanz, welche „mit andern in Verbindung ſtehet, etwas enthält, was „jener Verbindung zu Folge mittelbarer oder unmittelbarer Weiſe durch alle andre beſtimmt wird, und ſofern alle innere Beſtimmungen mit einander verknüpft „ſind: ſo ſagt man mit Leibnitzen richtig, daſs jede „Monade nicht nur das Weltall vorſtelle, dergeſtalt „daſs ein Verſtand, der ſie durchgängig erkennte, in „ihr die ganze Welt auf gewiſſe Art erkennen würde; „ſondern daſs auch ſelbſt jede ihrer Wirkungen eine „Weltvorſtellung ſey." — Auf der folgenden Seite meynt der Vf. ſogar, Hypotheſen wären eben ſowohl in der Metaphyſik erlaubt, als in der Naturlehre. — Zum Beleg der Partheylichkeit gegen anders als Leibnitz und Wolf denkende, führen wir ſein Urtheil über *Cruſius* an. „Gebildet in Rüdigers Schule, heiſst es, „S. 245, gefeſſelt an ſtrenge Dogmatik, und an ſinnliche „Vorſtellungsart gewöhnt, ſah er nicht weiter, als ihm „hierbey zu blicken erlaubt war, oder als ihm die Gegenſtände der Speculation gezeigt wurden. Da er von „ſeinem Lehrer an unnütze Spitzfindigkeiten gewöhnt „war: ſo wollte er durch deren Hülfe die Philoſophie „nach ſeinem Glauben und ſeinen Sinnen modeln, und „wurde dadurch oft genöthiget, auf der einen Seite zu „unterſcheiden, wo nichts zu unterſcheiden war, und

Digitized by Google

„auf der andern von richtiger Entwickelung der Begriffe „wegzuſehn." — Weil nun Cruſius ein Gegner der Wolfiſchen Philoſophie war, und viele Sätze derſelben verwarf, dem Grundſatze vom zureichenden Grunde gewiſſe Gränzen ſeiner Anwendbarkeit ſetzte, muſs alles falſch und ſchief ſeyn, was er gedacht hat. Jede Abweichung von dem Wolfiſchen Syſtem wird gerügt, ohne ſelbſt den Gründen derſelben nachzuſpüren, die oft auch in dem entgegengeſetzten Syſtem lagen, aber das Verdienſt, das auch der Gegner von mancher Seite um die Philoſophie hatte, nicht berührt. Nicht beſſer ergeht es Daries, noch ſchlimmer aber Thomaſius und Rüdigern. — Wir empfehlen dem Vf. vorzüglich für den zweyten Theil eine ſtrengere Beobachtung des erſten Geſetzes der Geſchichte, *ſine ſtudio et odio partium ſcribere*, welche für einen Geſchichtſchreiber der Philoſophie freylich ungleich ſchwerer iſt, als für jeden andern, und wünſchen, daſs er einige hier gegebene Winke benutzen möge, um ſeiner Fortſetzung und andern etwa künftigen Arbeiten mehr Vollkommenheit zu geben. Denn es ſcheint ihm nicht ſowohl an Talenten und Kenntniſſen als an einer gründlichern Theorie der Geſchichte zu fehlen.

Hannover, im Verl. d. Helwingiſchen Hofbuchh.: *Ueber wahre, unzeitige, und falſche Aufklärung und deren Wirkungen*, von *C. Meiners*, K. Groſsbr. Hofr. und ord. Lehrer der W. W. in Göttingen. 1794. 140 S. 8. (9 gr.)

Dieſe Abhandlung iſt ein beſonderer Abdruck von dem letzten Abſchnitt des dritten Bandes von des Hrn. H. M. hiſtoriſchen Vergleichung der Sitten, Verfaſſungen u. ſ. w. des Mittelalters mit denen unſers Jahrhunderts. Hr. M. vertheidigt darinn die Aufklärung auf eine Art, die immer am ſtärkſten auf das gröſsere Publicum wirkte; er zeigt nämlich: daſs die Geſchichte für die Aufklärung entſcheide, und daſs Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung überall gleichen Schritt mit wahrer Aufklärung hielte. Es iſt zu wünſchen, daſs dieſer beſondere Abdruck ſeinen Zweck erreiche, und recht häufig geleſen werde, beſonders aber von den Perſonen, die ſich nicht dabey beruhigen, daſs die Aufklärung eine Foderung der moraliſchen Natur des Menſchen, und daſs die Hinderniſs derſelben Hochverrath an der Menſchheit iſt, ſondern die noch einen Beweis verlangen, daſs die Aufklärung nicht an den Wirkungen der Hoffart, der Bosheit und der Dummheit Schuld ſey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. Avis aux ouvriers en fer, *ſur la fabrication de l'acier.* (Par *Vandermonde, Berthollet, Monge*) Paris, de l'imprimerie du Departement de la guerre,) 1794. 4. 34 S. 5 Kpfr. Vor der Revolution erhielt Frankreich allen Stahl, den es brauchte, aus Deutſchland und England. Da durch den Krieg mit beiden Nationen alle Handelsverbindung unterbrochen, oder doch ſehr erſchwert wurde, ſo ſah man ſich genöthigt, dieſes Product im Lande ſelbſt zu verfertigen, und zwar aus dem vorräthigen Eiſen, wovon ein Theil im Lande ſelbſt erzeugt worden. Gegenwärtige Abhandlung ward auf Befehl des *Comité de ſalut public* als ein Leitfaden für diejenigen Eiſenarbeiter aufgeſetzt, die ſich mit Verfertigung des Stahls abgeben wollten. Sie iſt mit vieler Deutlichkeit, aber ſehr kurz abgefaſst, kann aber doch einem Arbeiter, der gewöhnt iſt, ſich aus Büchern zu belehren, und mit den gehörigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet iſt, nutzbar werden. Zuerſt vom Stahl überhaupt; Vom natürlichen Stahl (*acier naturel*) ſo nennen die Verfaſſer den Steyeriſchen Stahl, der durch bloſses Schmelzen und öfteres Schmieden ohne weitern Zuſatz aus dem Stahlſtein oder Pilina erhalten wird. Dieſer Stahl ſchickte ſich vorzüglich zu groſsen und überhaupt ſolchen Werkzeugen, die vielen Widerſtand leiſten müſſen: er ſey zäher, als alle übrigen künſtlichen Stahlarten, und zu ſchneidenden Werkzeugen beſonders tauglich, weil er von Natur aus einer Vermiſchung harter und weicher Theile beſtehe, die ihn gewiſſermaſsen dem Damascener Stahl, den man durch Kunſt zur Vollkommenheit bringt, ähnlich mache. Die Art, wie dieſer Stahl in Steyermark bereitet wird, iſt, nach einem Aufſatz von *Haſſenfraz*, kurz erzählt: aus *Ferber* und *Herrmann*, hätte noch manches beygebracht werden können. Vom Cementſtahl (*acier de cementation*), die Engländer bereiten ihren Cementſtahl aus dem beſten ſchwediſchen Eiſen. Die Art, wie dieſer Stahl in Newcaſtle bereitet wird; nach *Jars*. Auf der zweyten Kupfertafel iſt der hieher gehörige Ofen, und die Cementirkaſten aus *Jars* abgebildet. Da aus einem jeden Eiſen durch die Cementation Stahl gemacht werden könne, ſo glauben die Vf., daſs dieſe Stahlart die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit ihrer Landsleute verdiene, beſonders da man ſelbigen in groſser und geringer Menge verfertigen könne. Eiſen aus *Berg* und der ehemaligen Grafſchaft *Foix* liefere vorzüglich guten Stahl. Vom geſchmolzenen Stahl (*acier fondu*). Der beſte Stahl dieſer Art werde von den Engländern entweder aus Cementſtahle oder Steyeriſchen Stahle bereitet: nach Jars wird die zu Sheffeld übliche Methode beſchrieben und auf der Kupfertafel die Ofen und übrigen Gerathſchaften abgebildet. Zu allen feinen, in die Augen fallenden, eine vorzügliche Politur erfodernden, oder ſolchen Inſtrumenten, die, wie die chirurgiſchen, durchaus von einerley Harte ſeyn müſſen, zu ſolchen ſey dieſer Stahl beſonders dienlich. Die beſte Weiſe den Stahl zu probiren; die Elaſticität trüge, weil durchs Hammern auch gewöhnliches Eiſen einen gewiſſen Grad von Harte erhalte; während dem Kriege haben betrügeriſche Schwerdtfeger ſehr oft bloſs eiſerne Sabelklingen, die einen geringen Grad von Elaſticität hatten, in die franzöſiſchen Magazine geliefert. Am beſten laſſe ſich Stahl von Eiſen durch Salpeterſäure oder auch Scheidewaſſer unterſcheiden. Ein Tropfen Scheidewaſſer, den man auf ein polirtes Eiſen fallen läſst, hinterläſst, wenn man ſelbigen nach einiger Zeit abwiſcht, bloſs einen weiſsen Fleck; dahingegen iſt der Fleck ſchwarz oder ſchwärzlich, den die nämliche Säure auf einer polirten Stahlfläche hinterläſst. Dieſe Wirkung der Sauren auf Stahl und Eiſen ſey die nämliche, die man durch die ſogenannte Beize auf die damaſcirten Klingen oder Flintenläufe hervorbringe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 2. Junius 1795.

MATHEMATIK.

Paris, b. Dupont: *Connoiſſance des Temps à l'uſage des Navigateurs et des Aſtronomes, pour l'Année 1795, du 12 Nivoſe de l'An 3 au 10 Nivoſe de l'An 4 de l'Ere Républicaine.* (*Gedruckt im Jahre*) II de la République une et indiviſée (1794.) 300 S. 8. (Preis 5 Livres, und ohne die Additions 3 Livres.)

Dieſer Band der Connoiſſance de Temps war ſchon gröſstentheils ausgefertigt, als das bekannte Decret der Nationalconvention wegen neuer Eintheilung der Jahre etc. erſchien: man konnte alſo, heiſst es im Vorberichte, nicht mehr die nöthigen dieſem Decrete gemaſsen Abänderungen in der Form des aſtronomiſchen Calenders machen, zumal, da die Schrift, welche ihrer Beſtimmung nach weit früher (ſchon 1793) hätte erſcheinen ſollen, „wegen anderer Urſachen" zu lange aufgehalten worden war. (Allerdings hatten in dem hier angedeuteten Zeitraume die Engländer und das Regierungs-Comité zu Paris ſolche Einrichtungen getroffen, welche dem franzöſiſchen Seefahrer die Sterne ſo ziemlich entbehrlich machten.) Indeſs iſt doch ſchon in den Ephemeriden dieſes Bands auf der erſten Columne jedes Monats die neue Zeitrechnung mit der Aufſchrift „Calendrier Républicain" vorangeſtellt, jedoch die alte eigentlich noch zum Grunde liegende Abtheilung der Monate unter der Rubrik „vieux ſtyle" unmittelbar beygefügt, und ſo die Reduction der einen Zeitrechnung auf die andere erleichtert worden. — Die *Additions* enthalten: 1) *Abweichung von 33 der vornehmſten Sterne, mit den neuen Kreiſen beſtimmt, von Jean Dominique Caſſini.* In den J. 1790 und 91 hatte der Vf. die Abweichungen von mehr als 200 Sternen, die er mittelſt eines ſechsfüſsigen Mauerquadranten beobachtet hatte, durch ſeine jährlichen Extraits des Obſervations bekannt gemacht. Die gegenwärtigen Beſtimmungen mit ganzen Kreiſen hält er indeſs für weit genauer; nur die Weitläuftigkeit der neuen Beobachtungsart, und ungünſtige Witterung hatten ihn verhindert, einſtweilen mehr als 33 Sterne zu liefern, bey welchen er aber nunmehr die Abweichung auf 1 Sec. ſicher anzugeben ſich getraut, nur vier derſelben ausgenommen, bey denen, wegen Mangels einer hinreichend groſsen Anzahl von Meſſungen etwa noch ein Irthum von 2 bis 3 Secunden zurückgeblieben ſeyn könnte. 2) *Abweichung von 1063 Sternen, auf der ci-devant-Ecole militaire beobachtet von Jerôme La Lande.* Ein ſehr ſchätzbarer Beytrag zur Vervollkommung der Sternverzeichniſſe, welcher insbeſondere viele nördliche Sterne in ſich begreift. Der Catalog iſt auf 1. Jan. 1790 geſtellt, und hat auch mehrere kleinere Sterne von 6, 7 und 8 Gröſse. Ein Verzeichniſs von 350 Abweichungen hatte Hr. La Lande ſchon im vorigen Bande der Connoiſſ. für 1794 bekannt gemacht: hier liefert er von den 12000 bisher beobachteten über 1000; es ſind hier nur die am zuverläſsigſten beſtimmten Sterne aufgenommen, welche wenigſtens *zweymal* beobachtet und berechnet worden, (vielleicht hätten die Beobachtungen wohl noch *etwas mehr* vervielfältigt werden dürfen) und wo beide Rechnungen nicht über 5 bis 6 Sec. von einander abwichen; bey den meiſten überſteigt jedoch die Differenz nicht leicht 3 oder 4 Sec. und iſt öfters noch geringer. Bey den Beobachtungen hatte Hr. *Lalande* ſeine Verwandten, die Hn. *Le Français* und *Leſue* zu Gehülfen; er hofft noch bis an das Ende ſeines Lebens die längſt von ihm projectirte Unternehmung eines groſsen Werks über die Fixſterne ruhig fortzuſetzen. (Unter *Robeſpierre's* Regierung, deſſen eiſerner Scepter auch ſchwer auf den Wiſſenſchaften lag, wurde Hn. Lalande ſeine Penſion ebenfalls entzogen, die er aber indeſs wieder erhalten hat, ſo wie auch andere aſtronomiſche Mitglieder der „ci-devant-Académie des Sciences" wie ſie hier S. 248. genannt wird, vom Dépot der Marine, zum Theil mit beträchtlichem Gehalte, neu angeſtellt worden ſind.) Den Abweichungen und ihrer jährlichen Veränderung hat Hr. L. auch noch die gerade Aufſteigung der Sterne, bloſs in Stunden und Minuten, um ſie leichter aufzufinden, ſammt dem Unterſchiede ſeiner Angaben von *Flamſteed* und *de la Caille* beygefügt. Er hat bey dieſer Veranlaſſung bey 110 fehlende Sterne bemerkt, welche in den ältern Verzeichniſſen vorkommen; Rechnungs-, Schreib- und Druckfehler haben wahrſcheinlich mehreren Antheil an der Unſichtbarkeit dieſer Sterne, als andere hier auch noch angeführte Urſachen, z. B. daſs es Planeten geweſen ſeyn, daſs ihr Licht abgenommen haben könnte. Auch ſind 8 Sterne angegeben, welche *Flamſteed* doppelt hat, oder in zweyen verſchiedenen Sternbildern aufführt. Die Beobachtungen ſind alle mit einem 7½füſsigen Quadranten gemacht worden, und ihre ſehr genaue Uebereinſtimmung mit den Reſultaten der Caſſiniſchen ganzen Kreiſe, womit ſie bey mehreren Hauptſternen auf die Secunde zuſammentreffen, ſo wie mit andern vorzüglichen durch die Hn. *Henry* und *Barry* in Manheim angeſtellten Beobachtungen, zeugt von der Güte des gebrauchten Werkzeugs. (Bey Procyons Abweichung muſs 5" ſtatt 7" geleſen werden, und im vorhergehenden Verzeichniſſe des Hn. Caſſini iſt die Abweichung von β Lion um 1 Minute zu groſs angeſetzt.) 3) *Gerade Aufſteigung von 139 nördlichen Sternen, von* La

La Lande. Ein Auszug der Beobachtungen von 8000 nördlichen Sternen, deren Stellungen nach und nach bekannt gemacht werden ſollen; die hier erſcheinenden begreifen nur einige der Hauptſterne, welche auf der ehemaligen Kriegsſchule beobachtet worden ſind, und den Stellungen der übrigen zur Grundlage dienen ſollten; auch die Abſtände vom Zenit ſind beygeſetzt. Durch vollſtändige Bekanntmachung ſeiner Arbeiten über die nördlichen Sterne, wovon bisher nur ſehr wenige genau beſtimmt waren, und deren gerade Aufſteigung zuverläſsig zu beobachten mit beſonders groſsen Schwierigkeiten verknüpft iſt, wird Hr. L. ſich die praktiſchen Aſtronomen ſehr verbindlich machen. Schon viele der hier vorkommenden Rectaſcenſionen ſtehen noch in keinem Verzeichniſſe. Die Stellungen nördlicher Sterne nach gerader Aufſteigung und Abweichung wünſcht man öfters auch um nördlich erſcheinender Kometen willen genauer zu kennen. 4) *Polhöhe der vornehmſten Oerter in allen Welttheilen, nebſt ihrem Meridianunterſchiede von der Sternwarte zu Paris* (welche ſonſten die königliche hieſs). Da es mehr als ein Dutzend Obſervatorien zu Paris gibt, und da durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft Aſtronomen und Geographen die geographiſche Länge der Oerter von dem ehemaligen Obſervatoire Royal an zu rechnen pflegen; ſo iſt es nicht unwichtig zu wiſſen, wie dieſe berühmte Sternwarte ſeit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich nun genannt wird; ſie heiſst, nur in dieſem Bande der Conn. de Temps Obſervatoire de Paris, auch ſchlechthin Obſervatoire, und im Vorberichte Obſervatoire de la République. Ihre Polhöhe wird hier immer noch auf 48° 50′ 14″ geſetzt, und dieſs liegt auch bey den obigen Verzeichniſſen der Abweichungen von den Hn. *Caſſini* und *Lalande* zum Grunde: da aber dieſe Polhöhe, wie die ganzen Kreiſe anzuzeigen ſcheinen, vielleicht um 2 Sec. vermindert werden dürfte, ſo müſste hiernach von allen nördlichen Declinationen eben ſo viel ſubtrahirt, und zu den ſüdlichen addirt werden. 5) *Nachricht vom neuen Syſtem der Maaſse und Gewichte*, welches durch die Nationalconvention decretirt (aber noch nicht eingeführt) worden. Das vornehmſte davon iſt aus andern Quellen bekannt. Um das neue *Metre* zu verificiren, oder wieder zu finden, dürfe man nur Beobachtungen mit einem Pendel anſtellen, das unter dem 50 Grade der Breite (dem 45ſten alten Stils) Secunden ſchlägt. Bekanntlich ſollte, nach dem Decrete der Nat. Conv. auch der Tag in 10 Theile oder Stunden, jede Stunde in 100 Min., jede Minute in 100 Sec. u. ſ. w. abgetheilt werden, welches für einen Tag 100,000 Secunden gibt, ſtatt daſs nach der alten Sexageſimaleintheilung 24 Stunden nur 86,400 Secunden ausmachen; die neue franzöſiſche Zentecunde wäre alſo kürzer als die gewöhnliche, und beyläufig nur $\frac{6}{7}$ der letztern; auch das Pendel, welches neue (kürzere) Secunden ſchlägt, wäre demnach nur ungefähr 27 Zolle 5 Linien, Pariſer Maaſs, wenn das Pendel, das gewöhnliche Secunden gibt, nach den neueſten Beſtimmungen franzöſiſcher Aſtronomen 36 Zolle, 8 und $\frac{5}{9}$ Linien lang in Paris gefunden wird. 6) *Einige aſtronomiſche Beobachtungen.* Von dreyen der vier neuen Kometen des Jahrs 1793 werden hier die berechneten Elemente angeführt. Der erſte derſelben, unter den Kometen, deren Bahn bisher berechnet werden konnte, der 81ſte, wurde innerhalb 2 Tagen von verſchiedenen Aſtronomen zu Barcelona, Palermo und Philadelphia, am letztern Orte von Hn. *Rittenhouſe*, Tréſorier bey den nordamerikaniſchen Staaten, entdeckt, und war mit bloſsen Augen als ein Stern 2 Gröſse ſichtbar. Noch kommen einige Beobachtungen von Hn. *Duc-Lachapelle*, einem jungen Aſtronomen in Montauban, vor, die Oppoſition des Jupiters 1793 und die Bedeckung Aldebarans vom Monde 10. Aug. 1792, beide mit den neueſten Jupiters- und Mondstafeln verglichen. 7) *Anzeige neuer Bücher*, für Seefahrer und Aſtronomen; von deutſchen die Ephemerides Societ. Meteorologicae Palatinae anni 1787. 8) *Verbeſſerungen zu Delambre's Aberrations- und Nutations-Tafeln* etc. 9) *Auszug meteorologiſcher Beobachtungen, auf dem Obſervatoire de Paris, im Jahre 1792, von Caſſini.* Dieſe Beobachtungen ſind in einem Tableau vorgeſtellt, welches in einem kleinen Raume eine anſehnliche Menge Data zur Witterung jenes Jahrgangs für jeden Monat liefert. Sonſten hatte Hr. *Caſſini*, Director der Sternwarte, den Thermometer auch in der Tiefe eines Gewölbs beobachtet, das im Bezirke der Sternwarte, urſprünglich zu andern Abſichten, angebracht iſt; dieſsmal fehlen dergleichen Beobachtungen, welche anzuſtellen „*die gegenwärtigen Umſtände*“ nicht erlaubt haben. Man weiſs aus andern Nachrichten, welches dieſe Umſtände waren. Hr. (Graf von) *Caſſini* wurde als vermeynter Ariſtokrat von Bewaffneten in jenem Keller verfolgt; ſeine Arbeiten daſelbſt ſchienen verdächtig, und die Werkzeuge wurden zum Theil zerſtört. Dahin mag auch wohl „*der Zufall*“ gehören, welcher dem Inſtrumente widerfahren, womit im Decembermonate die Menge des gefallenen Regenwaſſers nicht mehr gemeſſen werden konnte. Noch ſpäter wurde Hr. *Caſſini* arretirt, iſt jetzt aber wieder frey. — S. 291. wird bemerkt, daſs in Breſt ſeit dem Anfange des Jahrs 1793 neue und ſehr ſorgfältige Beobachtungen über die Ebbe und Fluth angeſtellt werden. Der Seeminiſter und Phyſiker, *Monge*, hatte bereits Befehl dazu gegeben; und gegenwärtig beſchäftigt ſich Hr. *Paillard*, unterſtützt von dem Commandanten zu Breſt, Hn. *Thevenard*, unausgeſetzt mit dieſen Beobachtungen, die für die Phyſik und Aſtronomie wichtig ſind; die Aſtronomen beſtimmen aus der Stärke der Fluth zum Theil die Maſſe des Monds.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik*, herausgegeben von *C. F. Hindenburg*. Erſtes und zweytes Heft. mit 1 Kupfertafel. 1794. 8.

Die Liebhaber der Mathematik, welche es gewiſs bedauert haben, daſs das *Leipziger Magazin* für reine und angewandte Mathematik, herausgegeben von Bernoulli und Hindenburg, ſeit dem J. 1788 aufgehört hatte, werden es dem letztern gar ſehr verdanken, daſs er durch dieſes *Archiv* die entſtandne Lücke wieder aus-

auszufüllen ſich entſchloſſen hat. Von dieſem Archiv ſollen in jeder Oſter- und Michaelismeſſe zwey Hefte, jedes zu 8 Bogen, wovon 4 einen Band ausmachen, regelmäſsig erſcheinen. Der reichhaltige Inhalt dieſer beiden erſten Hefte zeigt genugſam, wie viel man ſich von dieſer Zeitſchrift für die Erweiterung eines ſo vorzüglichen Faches unſrer Erkenntniſs zu verſprechen hat, und macht, daſs ein Rec. entweder recht vieles daraus referiren, oder es dabey bewenden laſſen muſs, bloſs die Ueberſchriften der Abhandlungen ſeinen Leſern anzuzeigen.

Erſtes Heft. 1) *J. F. Hennert* Verſuch einer Theorie über die mittlere Geſchwindigkeit des Waſſers in Flüſſen; wird fortgeſetzt. 2) *C. F. Hindenburg* über combinatoriſche Involutionen und Evolutionen, und ihren Einfluſs auf die combinatoriſche Analytik. 3) Deſſelben combinatoriſche Verfahren zu Beſtimmung der Werthe der continuirlichen Brüche in und auſser der Ordnung; wird fortgeſetzt. 4) *A. G. Kaſtner* über Kettenglieder von regelmäſsig zunehmender Dicke. 5) *L. Euler* vom Drucke eines mit einem Gewichte beſchwerten Tiſches auf eine Fläche. 6) *J. F. Pfaff* Analyſis einer wichtigen Aufgabe des Hn. de la Grange in *Hiſt. de l'Acad. de Berlin*: die Gleichung $y = x - z. \varphi x$, wo φx irgend eine Function von x bedeutet, iſt gegeben; man ſoll ψx, d. i. jede Function von x, durch eine Reihe nach Potenzen von z ausdrucken. 7) *Deſſelben* Ableitung der Localformel für die Reverſion der Reihen aus vorhergehendem Satze, wodurch die Coefficienten der Umkehrungsreihe auf Coefficienten des allgemeinen Potenzentheorems reducirt werden. 8) *C. F. Hindenburg* über das Umkehrungsproblem des Hn. de la Grange. 9) *Deſſelben* Ueberſicht der allgemeinen Differenzen und Summen. 10) Auszüge und Recenſionen neuer Bücher: *C. F. Rüdigers* Darſtellung der neuen Methode von du Sejour zu analytiſcher Berechnung der Sonnen- und Mondfinſterniſſe. *C. F. Hindenburgs* kritiſches Verzeichniſs aller die combinatoriſche Analytik unmittelbar oder mittelbar betreffenden bis hieher herausgekommenen Schriften; ein Beytrag zur künftigen Geſchichte dieſer neuen Wiſſenſchaft; wird fortgeſetzt. 11) Auszüge aus Briefen, Nachrichten und andere Anzeigen: Nachricht von der neu errichteten Sternwarte zu Leipzig. Aus einem Briefe des Hn. Eſchenbach von Batavia über Aufſuchung der Breiten zur See, über Aufnahme eines Landes mit bloſsen Winkeln; wird fortgeſetzt. Aus einem Briefe des Hn. D. Chladni zu Wittenberg von einigen Entdeckungen in der Lehre vom Schalle. Mathematiſche und phyſiſche Preisaufgaben der Jablonowskiſchen Societät für das Jahr 1794 und 95.

Zweytes Heft. 1) *J. F. Hennert* über die mittlere Geſchwindigkeit der Flüſſe; Fortſetzung. 2) *J. J. Britler* über eine beſondre Methode, die Polhöhen zu finden 3) *C. F. Hindenburg* über die continuirlichen Brüche; Fortſetzung. 4) *A. G. Kaſtner* zwo Fragen zur Aſſecuranzrechnung: Wie viel muſs ich aſſecuriren laſſen, damit ich das verlorne nebſt der gezahlten Prämie erſetzt erhalte? Und: es iſt mehr aſſecurirt, als wirklich verſendet wird, wie viel muſs der Aſſecurateur zurückzahlen, wenn er von der Zurückzahlung gewiſſe Procente behalten darf? 5) *C. F. Hindenburg* über den Tayloriſchen Satz (vergl. Käſtners Analyſis des Unendlichen §. 151.) ſeine verſchiedenen Formen und Erweiterungen. 6) *H. A. Rothe* Localformeln für Producte von Potenzen der Reihen. 9) Auszüge und Recenſionen neuer Bücher: *A. G. Kaſtners* Anfangsgründe der Analyſis endlicher Groſsen, dritte ſtark vermehrte Auflage 1794. *J. T. Mayers* vollſtändige und gründliche Anweiſung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten, und der Netze zu Congloben und Kugeln 1794. *C. F. Hindenburgs* Fortſetzung des kritiſchen Verzeichniſſes aller die combinatoriſche Analytik angehenden Schriften; wird fortgeſetzt. 10) Auszüge aus Briefen, verſchiedene Nachrichten und Anzeigen: Aus einem Briefe des Hn. von Zach aus Gotha, von aſtronomiſchen Merkwürdigkeiten. Aus einem Briefe des Hn. Joſeph Skope, erſten Aſtronoms zu Piſa, von obigem Inhalte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ATHEN: *Rügen einiger Miſsbräuche und Inconvenienzen unſers ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts.* 1795. 133 S. 8.

Von attiſcher Urbanität darf man nicht viel in dieſem Producte erwarten. Der Vf. eifert in einem ziemlich ungeſitteten Tone gegen Fürſten, Prieſter, Soldaten, Richter und Aerzte. Faſt alle öffentlichen Anſtalten unſers Zeitalters geben ihm Gelegenheit ſeinen Unmuth auszulaſſen, aber über die Mittel, den angeblichen Gebrechen abzuhelfen, läſst er uns groſstentheils ohne Belehrung. Luther iſt ihm ein Beförderer des Deſpotismus. Von den Univerſitäten heiſst es S. 82. „das aufmunternde Beyſpiel hat alle Stände angeſteckt, wilder ſchamloſer Luſt nachzujagen; die Mütter treulos, die Töchter verführeriſch und die Väter zu Trunkenbolden gemacht. — So gewiſs iſts, daſs Univerſitäten und Regimenter alles Gute niederreiſsen, was in einem Lande wachſen kann." — Neben ſo manchen unreifen, einſeitigen und übertriebenen Behauptungen trifft man auch hie und da auf einen richtigen Gedanken. So wird z. B. S. 88. über die Nothwendigkeit der Feſttage zur Erholung der arbeitſamen Volksclaſſe manches Gute geſagt. Ueberhaupt ſcheint oft bey den Aeuſserungen des Vf. eine ſehr ſchätzbare Triebfeder zum Grunde zu liegen. Nur wäre ihm zu rathen, ſich über Gegenſtände, die er noch nicht von allen Seiten betrachtet hat, des vorſchnellen Abſprechens zu enthalten, und uns künftig ſeine Ideen in einer nicht ſo rohen Geſtalt zu geben. Noch folgende Probe von ſeinem Stil. S. 72. wird der Tanz folgendermaſsen angeredet: „Ja, ſo lange du deine Reihen im gemeſsnen Schritt einhergehen, und nur zur Würze den ſchwebenden Fuſs einfallen lieſseſt, warſt du Labſal und Freundin der Geſundheit: aber ſeitdem du ſchweiſsvergieſsende Sprünge des feuchten Britten, und wilde Ungezogenheit des

Digitized by Google

erſtarrten Nordländers auf deutſchen Boden verpflanzt iſt, kam im Gefolge auch Krankheit und Tod, und Hygea verſchwand."

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Zaubermechanik* oder Beſchreibung mechaniſcher Zauberbeluſtigungen, mit dazu gehörigen Maſchinen für Liebhaber beluſtigender Künſte. Nebſt vorausgeſetzter Theorie der gemeinen Mechanik, mit Verſuchen und Angabe eines zur Lehre derſelben dienlichen Apparats im Kleinen, von *Johann Conrad Gütle.* 368 S. 8. mit 40 Kupfern.

Der erſte Abſchnitt dieſes Buchs enthält eigentlich vorangeſchickte Grundlehren der gemeinen Mechanik, in Anwendung auf Verſuche, die meiſtens noch unter die einfachen der beluſtigenden Claſſe gehören; nebſt der Anzeige eines Modellapparats, der die Fundamentalwerkzeuge der Mechanik enthält, und beſonders zum Unterricht ſehr zweckmäſsig iſt. Dagegen betrachtet der zweyte Abſchnitt die Mechanik mehr praktiſch, in Anwendung auf zuſammengeſetzte Maſchinen, die vorzüglich *zur Beluſtigung* dienen, von welchen eigentlich 17 hier aufgeſtellt ſind. Nemlich die

Zauber-Apotheke	- - - Verwandlung
- - - Brunnen	- - - Schriftkaſten
- - - Orakel	- - - Buchdruckerey
- - - Mühle	mechaniſche Zauberlaterne
- - - Uhren, übereinſtimmende	- - - - - — Uhr
- - - Maſchine, Gedanken errathende	- - - - - - Würfelkaſten
magiſche Räthſelmaſchine	Die Verwandlungsflaſche
- - - Treibhaus	Der Wahrſager
	Geheime Secretair.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Milano*, b. Galeazzi: *Farmacopea ad uſo de' Poveri.* 1793. 82 S. 8. — Dieſes Apothekerbuch hat, wie wir hören, den Hn. D. *Moſcati*, Arzt am Krankenhauſe in Mayland, zum Verfaſſer. Es iſt nach dem Plane ausgearbeitet, den andere Schriftſteller bey Abfaſſung ähnlicher Werke zum Grunde gelegt haben, enthält aber nicht bloſs die Namen der gewöhnlichſten einfachen und die Bereitungsarten der zuſammengeſetzten Arzneyen, ſondern bey mehrern Mitteln ſind zugleich die Doſen und die Gebrauchsarten (letztere doch nicht immer ſo vollſtändig, als man wohl wünſchen möchte,) angegeben; auch ſind die Preiſe hinzugeſetzt, um welche die hier verzeichneten Arzneyen in Mayland verkauft werden. Der Vf. hat, wie man bald beym Leſen ſeines Buchs gewahr wird, die Schriften anderer, beſonders neuerer, Aerzte bey der Ausarbeitung deſſelben zu Rathe gezogen, aber er ſcheint doch verſchiedene gute, zumal deutſche, oder in Deutſchland herausgekommene Diſpenſatorien und andere Werke, welche Anleitungen zur beſſern Bereitungsart der pharmaceutiſch-chemiſchen Producte enthalten, gar nicht benutzt zu haben; denn wir haben in ſeiner Schrift mehrere Fehler bemerkt, welcher er ſich wohl nicht ſchuldig gemacht haben würde, wenn er mit der Literatur des Gegenſtandes, den er bearbeitet hat, hinlänglich bekannt geweſen wäre. Ueberdem hat er ſich auch, wie uns dünkt, zu ſeinem Buche nicht die Zeit genommen, die er eigentlich darauf hätte verwenden ſollen; wenigſtens haben wir an mehrern Stellen Wiederholungen und Fehler von anderer Art angetroffen, die von einer Uebereilung zeugen. Wir wollen einige Beyſpiele anführen, und damit unſer Urtheil rechtfertigen. Im erſten Abſchnitte, welcher das Verzeichniſs der einfachen Arzneyen enthält, ſind zugleich die Bereitungsarten einiger pharmaceutiſchen Producte, z. B. des gebrannten Alauns, des Preſsſchwamms u. ſ. w., auch die Weiſen, die man bey der Pulveriſirung des Kampfers, bey dem Abreiben des lebendigen Queckſilbers mit ſchleimigen und andern Dingen u. ſ. w. befolgen muſs, angegeben, welche Vorſchriften eigentlich in den zweyten Abſchnitt gehören. Ferner hat der Vf. bey vielen Pflanzen, z. B. bey dem Anis, bey der Zaunrübe, dem Zimmt, dem Wohlverley, der Enzianwurzel, der Jalappe, der Rhabarber u. ſ. w. die linneiſchen Namen anzuführen vergeſſen, und dagegen manchmal die Benennungen des *Matthiolus* angeführt, die aber wohl jenen Mangel nicht erſetzen können. Auch in Rückſicht auf die Kennzeichen der Güte der angeführten Droguen herrſcht keine Uebereinſtimmung; an einigen Orten ſind dieſe Zeichen angeführt, an andern aber nicht. — Mit der Wahl, die der Vf. unter den einfachen Arzneyen getroffen hat, werden wohl die meiſten Leſer ſehr unzufrieden ſeyn; wir wenigſtens würden das Frauenhaar, das Euphorbium, die Klatſchroſen und einige andere Mittel in einer Armenapotheke nicht vermiſst haben, wir wünſchten daher, daſs ſie der Vf. weggelaſſen, und ſtatt deren lieber das Kampeſcheholz, den Sauerklee, den Hanfſaamen, die Sandriedgraswurzel, den Aland, die Roſskaſtanienrinde, den rothen Fingerhut, die Pfeffermünze, den Steinklee, die Ulmenrinde, die Raute, die Schaafgarbe u. ſ. w. aufgenommen hätte; denn dieſe Mittel ſind nicht nur ſehr wohlfeil, ſondern empfehlen ſich auch durch ihre Wirkſamkeit, und verdienen daher in beiderley Rückſicht in dieſem Buche eine Stelle. Ueberdem ſind mehrere dieſer Pflanzenkörper zu den zuſammengeſetzten Mitteln, deren Bereitungsarten im zweyten Abſchnitte beſchrieben ſind, nöthig, und ſie hätten alſo auch aus dieſer Urſache erwähnt werden ſollen. — Wider die Vorſchriften, nach welchen der Verf. die zuſammengeſetzten Arzneyen bereiten lehrt, laſſen ſich auch manche nicht unbedeutende Erinnerungen machen; ſo iſt z. B. S. 12. der Probe nicht gedacht, durch welche man ſich von der vollkommnen Sättigung des Eſſigs mit Bley überzeugen kann, und an einem andern Orte, wo vom Brechweinſteine geredet wird, iſt zu dieſem Salze ein Spieſsglaspräparat vorgeſchrieben, das ſich, neuern Beobachtungen zufolge, nicht ſo gut, als das verglaſte Spieſsglas, dazu ſchickt. Die Formeln, nach welchen der Vf. den Spieſsglasmohr, das reine Pflanzenlaugenſalz, den bernſteinhaltigen Hirſchhorngeiſt, das verſüſste Queckſilber und andere Producte verfertigen läſst, ſind auch nicht die beſten, und können daher nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Unter dem Namen: *Cremor tartari ſolubilis* wird die Bereitungsart des Seignetteſalzes beſchrieben, das doch bekanntlich vom auflöslichen Weinſteinrahme ſehr verſchieden iſt. Einige Vorſchriften, die der Vf. z. B. S. 14. 16. 23 u. ſ. w. mittheilt, ſind ziemlich weitläuftig, und hätten gegen beſſere und kürzere vertauſcht werden ſollen; auch wünſchten wir, daſs er, ſtatt des ſydenhamſchen Laudanums, lieber die thebaiſche Tinctur aufgenommen, und, ſtatt des Olivenöls, lieber Leinöl zur flüchtigen Salbe vorgeſchrieben haben möchte; denn dieſes Oel macht die Salbe wirkſamer, als jenes, und die thebaiſche Tinctur hat in mehr als einem Betrachte Vorzüge vor jenem Laudanum. Dieſe Beyſpiele, deren wir noch mehrere anführen könnten, wenn wir Raum dazu hätten, beweiſen alſo, daſs der Vf. bey einer neuen Auflage viele Verbeſſerungen anbringen, und manche nützliche Zuſätze machen kann, wenn ſeine Schrift recht brauchbar werden ſoll.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Paris, b. Pougin: *Guerre de la Vendée et des Chouans par Lequinio*, Repréſentant du Peuple. (1794.) 250 S. 8.

Man muſs in dieſem Buche weder eine *Geſchichte des Vendée-Krieges*, noch eine vollſtändige Entwickelung des Urſprunges und Fortganges deſſelben ſuchen. Es liefert nur allgemeine Reflexionen und einige einzelne hiſtoriſche Documente. Da aber jene von einem ſo genau als möglich unterrichteten Manne herrühren, dieſen die gröſste Authenticität nicht abzuſprechen iſt: ſo kann man dieſs Werk unter die allerwichtigſten rechnen, die ſeit der wiederhergeſtellten Preſsfreyheit in Frankreich erſchienen ſind.

Den Anfang macht ein *Memoire*, welches der Vf., nachdem er von ſeiner Sendung in der Vendée zurückgekehrt war, am 12ten Germinal des Jahres 2 (1. April 1794) im Wohlfahrtsausſchuſſe zu Paris vorlas. Dieſes Memoire iſt gleichſam der Text der ganzen Schrift: es iſt (ſonderbar genug) in 113 kurzen Aphoriſmen abgefaſst, und beſchäftigt ſich mit den Urſachen der langen Dauer des Vendée-Krieges, und den Mitteln, ihn zu beendigen. Aus dieſem Memoire ergiebt ſich nun aufs deutlichſte, was man freylich längſt aus guten Gründen geglaubt und vorausgeſetzt hat, daſs das ſchlechte Betragen der republikaniſchen Armeen, ihre übermenſchliche Grauſamkeit, ihre barbariſche Unſittlichkeit, und ihre unerſättliche Raubſucht jenem ſchrecklichen Kriege weit mehr Nahrung gegeben hat, als der Einfluſs ſeiner Führer, die Einwirkungen fremder Mächte, und die natürlichen Diſpoſitionen der Inſurgenten es je vermocht hätten. Wir führen nur einige Stellen des *Memoire* zur Probe an: Nr. 18. „Die Luſt „zu plündern hat keine Gränzen gekannt: die Officiere „und Soldaten haben an nichts anders gedacht als an „die Anfüllung ihrer Taſchen, und die Verlängerung „eines Krieges, der ihrem Intereſſe ſo günſtig war. „Viele gemeine Soldaten haben 50,000 Livres, und „mehr, erworben; man hat ſie öſters mit Juwelen bedeckt, und einer in jeder Rückſicht ungeheuren Verſchwendung ergeben geſehen.“ Nr. 22—24. „Der „Raub iſt nicht das einzige ihrer Verbrechen geweſen: „viehiſche Behandlung der Weiber nnd Barbarey jeder „Art hat ſich in allen Winkeln gezeigt. Republikaniſche Krieger haben die Frauen und Töchter der Rebellen auf den Steinen, welche an den Landſtraſsen liegen, genothzüchtiget, und ſie gleich darauf erſchoſſen, oder niedergeſtochen. Andre haben ſäugende „Kinder auf der Spitze eines Bajonets oder einer Pike „getragen, die mit einem Stoſs die Mutter und das „Kind durchbohrt hatte.“ Die Mittel zur Beendigung des Krieges ſind nach dem Vf. — zuſammenhängendere und kraftvollere militäriſche Operationen auf einer, und gelinde Maaſsregeln gegen die bloſs irregeführten Inſurgenten auf der andern Seite. Unter dieſen gelinden Maaſsregeln findet er keine ſo wichtig und ſo wirkſam, als die Bildung des gemeinen Mannes zu *republikaniſchen Grundſatzen und Sitten* durch beſtändigen Unterricht aus dem Munde der Volksrepräſentanten, durch friedliche und freundliche *Zerſtörung des chriſtlichen Aberglaubens*, hauptſächlich durch republikaniſche Feſte, und oft wiederholte *Bürgergaſtmahle (repas civiques.)* — Bekanntlich hat der *Nationalconvent* zu Ende des vorigen Jahrs den einzigen zum Ziele führenden Weg betreten, und dadurch in der *Vendée* erreicht, was alle Propagandiſten-Künſte unſers Vf. nie bewirkt haben würden.

Auf dieſes erſte Memoire folgen nun (auf mehr als hundert Seiten) zum Belag der Behauptungen und Vorſchläge des Vf. einzelne *Denunciationen* gegen verſchiedne Generale und Officiere der republikaniſchen Armee. Sie ruhren ſämmtlich von Municipalbeamten und Vorſtehern der republikaniſchen Volksgeſellſchaften in den rebelliſchen Departements her, ſind von *Lequinio* dem Wohlfahrtsausſchuſs übergeben und in deſſen Acten verzeichnet worden, uud können nicht allein für völlig authentiſch, ſondern auch, weil ſie von entſchiednen und eifrigen Republikanern herrühren, in allem was ſie den Anführern ihrer eignen Parthey zur Laſt legen, für höchſt zuverläſsig gelten. Dieſe Stücke leiden keinen Auszug, und ſie ſind einander im Ganzen ſo ſehr ähnlich, daſs eine Auswahl, wenn uns auch der Raum verſtattete, eins oder das andre hier ausführlicher zu zergliedern, ſchwer werden würde. So viel aber wird jeder Leſer dieſes Buchs dem Rec. gewiſs einräumen, oder beſſer, nachempfinden, daſs in der Geſchichte civiliſirter Nationen die Greuel, welche in dieſen Denunciationen angegeben werden, und wogegen beynahe die Heldenthaten eines *Carrier* und *Collot d'Herbois* noch geringe erſcheinen, ihres Gleichen nicht finden. Nicht etwa bloſs die *Royaliſten*, oder die *Bewaffneten*, ſondern — *Republikaner*, die ſich durch die gültigſten Atteſte ausweiſen konnten, *öffentliche Beamte*, die mehr als einmal ihr Leben *für die Republik* aufs Spiel geſetzt hatten, ganze *Municipalitäten*, unſchuldige Bürger und Landleute, Weiber, Mädchen und Kinder — alles was Athem hatte, muſste die ſchwere Hand der barbariſchen Straſsenräuber fühlen, welche unter dem Namen der Soldaten, die *Rebellen*, (die nach tauſend *republikaniſchen* Zeugniſſen unendlich ge-

Digitized by Google

ſitteter und milder als ſie waren,) zu bekämpfen, kamen. Auf groſsen Strichen Landes von zwanzig, dreyſsig Meilen wurden alle Ortſchaften, denen ſich dieſe grauſamen Verwüſter näherten, wie ſehr auch die Obrigkeiten bitten und flehen, wie ſorgfältig ſie auch die Royaliſten zu hunderten einliefern, wie ſonnenklar ſie auch die Unſchuld der groſsen Majorität der Bewohner darthun mochten, nach einer unbarmherzigen Plünderung in Brand geſteckt: wo ſie Geld, beſonders baar Geld zu finden glaubten, da galt ihnen Rebell und Patriot völlig gleich: das weibliche Geſchlecht wurde unter Umſtänden, vor denen die Menſchheit zurückbebt, allenthalben zur Befriedigung viehiſcher Begierden gebraucht, und faſt immer gleich nach der Schandthat mit einem ſchmählichen Tode bezahlt: kein Alter konnte auf Schonung rechnen: ſie erklärten oft ſogar geradezu, *„ſie könnten zwiſchen Patrioten und Nicht-Patrioten keinen Unterſchied annehmen, weil ſie den Befehl hätten, alles vor ſich her zu verbrennen und nieder zu machen.“* Die Raſerey ging ſo weit, daſs ſie an unzähligen Orten ungeheure Getreidevorräthe, (die ihnen ſelbſt ſo groſse Dienſte geleiſtet hätten,) einen Raub der Flamme werden lieſsen, und groſse Ställe mit Vieh angefüllt, gefliſſentlich in Brand ſteckten. (Der Vf. ſchätzt den Verluſt an *Rindvieh* allein, den dieſe mehr als Hunniſche Barbarey anrichtete, auf *Eilfmalhunderttauſend Stück.* — Darf man ſich wundern, wenn *Paris* Mangel leidet?) — Dabey waren ſie in ihrem Hauptgeſchäft, der wirklichen Führung des Krieges immer ſaumſelig, feige, und bis zu einem unglaublichen Grade ungeſchickt. Nie wurde ein Plan entworfen, nie der Feind mit Kraft und Ernſt angegriffen. Wo ſie nicht brennen, plündern und morden konnten, da flohen ſie. — Dieſs war das Verfahren der Armee, welche der Wohlfahrtsausſchuſs im Anfange des Jahres 1794 ausſchickte, um unter dem Obercommando des General *Turreau* (der in mehrern Denunciationen als ein feiger und nichtswürdiger Trunkenbold geſchildert wird) dem Vendéekriege ein Ende zu machen. „Er *war* geendiget“ rufen alle denuncirende Beamten mit einer Stimme; „er *war* „geendiget: aber die Grauſamkeit und Unfähigkeit der „republikaniſchen Armee ſchuf ihn von neuem;“ — ein Urtheil, von deſſen Richtigkeit ſelbſt Auswärtige ſich ſehr leicht überzeugen können, wenn ſie erwägen, daſs zu Ende des J. 1793 nach der vereitelten Expedition an der Seeküſte der Normandie die Hauptarmee der Royaliſten gänzlich vernichtet, und gleich zu Anfange des Jahres 1794 auch *Charrette's* Corps in der Inſel *Noirmoutier* vom Erdboden vertilgt worden war, daſs es alſo damals gewiſs nur eines vernünftigen Operationsplans bedurft hätte, um die Vendée zu bezwingen.

Wenn man übrigens bedenkt, daſs die Abſcheulichkeiten, welche dieſe Denunciationen an den Tag bringen, nur in einem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten, und nur auf einem kleinen Theil des Kriegsſchauplatzes (ſie beziehen ſich alle nur auf die Diſtricte von *Fontenay*, *Chataigneraye* und *Montaigu*, alſo nur auf die öſtliche Hälfte des Vendée-Departements) vorgegangen ſind, ſo wagt man es kaum, zu überſchlagen, was dieſer entſetzliche Krieg, der zwey ganze Jahre lang in *vier*, manchmal in *ſechs* und *acht* Departements wüthete, an Menſchen und Gütern verzehrt, und welche Rieſenmaſſe von Elend und Verderben er im ganzen weſtlichen Frankreich aufgethürmt haben muſs.

Von den Originaldocumenten geht der Vf. abermals zu *Reflexionen* über, die freylich manches merkwürdige enthalten; im Ganzen aber ſeicht, alltäglich, und der Gröſse des Gegenſtandes nicht angemeſſen ſind. Nach ſeiner Meynung hat *Robespierre*, (der, dem jetzigen Modeton gemäſs, alle Sünden der Revolution allein tragen muſs) den *Vendéekrieg* gefliſſentlich unterhalten, und zu dieſem Ende alle ſchlechte Generale, die von Anfang an in dieſen Gegenden gebraucht worden ſind, begünſtigt und unterſtützt. *Ronſin* ſelbſt, ob er ihn gleich hinrichten lieſs, war ſein Agent u. ſ. f. Dieſe Hypotheſe iſt ziemlich luftig. Reeller aber (obgleich ſchon bekannter) das, was der Vf. von dem Charakter, den Sitten und der Denkungsart der Bewohner des ehemaligen *Poitou* ſagt. Stoff zu den mannichfaltigſten Betrachtungen gibt beſonders die Darſtellung ſeiner Bemühungen um die Ausrottung des *religiöſen Fanatismus*, unter welchem Ausdruck man hier etwas mehr als er gewöhnlich umfaſst, verſtehen muſs, wie folgende Stelle zeigt. S. 168. „Dort“ (in der Gegend von *la Rochelle*) „hatten wir drey Religionen auszurotten, die „*katholiſche*, die *proteſtantiſche* und die *jüdiſche:* folg„lich das Intereſſe drey verſchiedner Claſſen zu ſcho„nen und zu bekämpfen: und doch ſind ſie von den „*philoſophiſchen Ideen*, die wir mit eben ſo viel Sim„plicität als aufrichtiger *Brud.rliebe* (*fraternite*) ent„wickelten, *alle drey*, eine ſo gut wie die andre, *zer„trümmert* worden.“ Sogar auf der Inſel *Oleron*, und in den kleinſten Flecken am Ausfluſſe der *Charente* (wo er vor ſeiner Vendéecommiſſion Conventscommiſſar war) verſichert er *„glänzende Eroberungen für die Vernunft* gemacht“ und „die Tempel des *katholiſchen* und *proteſtantiſchen Aberglaubens* in Dörfern, wo nichts als arme, unwiſſende Fiſcher wohnten, ſiegreich verſchloſſen zu haben.“ S. 169. heiſst es: „In *Roche„fort* und *St. Jean d'Angely* haben ſelbſt die *Juden*, ſo „öffentlich wie die andern, die *Lügen ihrer Prieſter ab„geſchworen*, und ihre *betrügeriſchen Fabelbücher* dem „Feuer der patriotiſchen Scheiterhaufen übergeben, von „welchen die Reinigungsflammen der Vernunft in die „Luft empor ſtiegen.“ Auf dieſe philoſophiſche Expedition ſcheint ſich der Vf. ganz beſonders viel einzubilden, und glaubt, daſs es keinen Vendéekrieg gegeben haben würde, wenn man bey der (allerdings unumgänglich nöthigen) Zerſtörung der Religion nur immer nach dieſen Fraterniſationsgrundſätzen zu Werke gegangen wäre. — Uebrigens iſt das meiſte, was er in den *Reflexionen* ſagt, bloſse Wiederholung deſſen, was wir in dem *Memoire* bereits geleſen hatten, und gibt uns von dem Geiſte des Verfaſſers der *Préjugés détruits* (eines in Frankreich mehrmals aufgelegten Werks) keinen ſonderlich hohen Begriff.

Einige recht gute Nachrichten über die *Chouans* beſchlieſsen das Werk; in einem *Supplement* aber ver-

theidigt

Digitized by Google

theidigt ſich der Vf. noch gegen eine ihn betreffende Stelle eines Berichts der Repräſentanten *Henz* und *Francaſtel*, (zwey bekannter Ungeheuer, die nach ihm in die Vendée geſchickt wurden,) worin er beſchuldiget wird, gerade ſo grauſam und blutdürſtig gehandelt zu haben, als alle die, welche er tadelte, und als die, welche nach ihm kamen. Daſs dieſe Beſchuldigung nicht ganz in den Wind geredet war, beweiſet ein *Brief* des Vf. an den Nationalconvent, den ſie in ihrem Bericht anführen, und worin er (unterm 24. *Frimaire*, oder 14. December 1793) ausdrücklich ſchreibt: „Ich „habe eben einen Befehl ertheilt, den die *Gemaſsigten* „vielleicht barbariſch finden werden. Die Gefängniſſe „von *Fontenay - le - Peuple*" (ehemals *Fontenay - le - Comte* der Hauptort des Vendéedepartements) „ſind mit 4 bis „500 Rebellen" (*brigands*, der *Terminus technicus* für *Royaliſten*) „überladen. Ich höre, daſs eine Colonne „von *Charette's* Armee 12000 Mann ſtark, ſich nähert: „ich habe befohlen, bey der erſten Erſcheinung des „Feindes, alle dieſe Gefangne ohne weitre Formalitä- „ten todt zu ſchieſsen." Und weiterhin heiſst es in dieſem Briefe: „Ohne Maasſregeln von dieſer Art „wird der Vendéekrieg nie beendiget werden. Der „*Moderantismus* der Adminiſtratoren und Generale un- „terhält ihn." Der Vf. leugnet weder dieſen Brief, noch das auffallende Factum ab, daſs er ſich bey einem Tumult, den jene 500 Gefangne kurz zuvor erregt hatten, in eigner Perſon ins Gefängniſs begeben, und den, welcher ihm als der Rädelsführer bezeichnet ward, *mit eigner Hand zur Stelle erſchoſſen habe:* er gibt ſich indeſſen die äuſserſte Mühe, darzuthun, daſs dieſes, für einen Volksrepräſentanten und einen Prediger der Mäſsigung nicht allzu anſtändige Betragen, und jener harte Brief im Grunde den in dem vorliegenden Buche enthaltnen Aeuſserungen nicht widerſpreche, daſs er aus *wahrer Menſchlichkeit* ſo gehandelt habe, daſs er ſeinen Grundſätzen immer treu geblieben ſey u. ſ. f. — Ob er durch ſeine Sophiſtereyen einen unbefangnen Leſer beſtechen kann, iſt eine andre Frage.

Wie dem aber auch ſey, ein reines, ſanftes, wohlwollendes Herz ſchlägt ſicher in *Lequinio* nicht. Er mag kein *Carrier*, kein *Robespierre*, kein *Le Bon* ſeyn: an die Regierung des Schreckens und an blutige Thaten iſt er gewöhnt; und wie es mit ſeinen politiſchen Maximen ſtehe, davon unterrichtet uns folgende merkwürdige Stelle ſeines eignen Memoire, die man, wenn nicht die Begebenheiten dieſer Zeit die Gemüther völlig abgeſtumpft hätten, unmöglich ohne Schauder leſen könnte: S. 22. „Wenn die Volkszahl, die jetzt noch „in dieſem Departement übrig iſt, ſich auf *dreyſsig* oder „*vierzigtauſend Seelen* belieſe, ſo wäre es freylich das „Kürzeſte, *alles niederzumachen*, wie ich es Anfangs „ſelbſt glaubte," (dieſe letzten Worte erklären vielleicht den Widerſpruch zwiſchen dem Briefe vom 14ten December 1793 und der gegenwärtigen Schrift,) „aber „dieſe Volkszahl iſt immer *noch* unendlich gröſser; ſie „ſteigt *noch auf viermal hundert tauſend* Menſchen. — — — Gäbe es keine Hoffnung, auf einem andern Wege zum Zweck zu gelangen, ſo müſste man *nichts deſto weniger* alles umbringen, *und wären es fünfmal* „*hundert tauſend* Menſchen: ich glaube aber nicht, daſs „dies der Fall ſey." — Eben deshalb aber iſt dieſes Buch doppelt merkwürdig. Was ein Mann, dem fünfmalhunderttauſend Menſchen Leben ſo wenig ſind, als unerhörte Barbarey ſchildert, muſs doch wohl mehr als gewöhnlicher Greuel geweſen ſeyn: und wenn ein auf dem groſsen Schauplatze ſelbſt thätiger, bey den Vortheilen und dem Ruhme der Revolutioniſten ſo tief Intereſſirter gegen ſeine eigne Parthey als Zeuge auftritt: ſo muſs ſein Zeugniſs doch wohl einiges Gewicht haben.

Göttingen, b. Dieterich: *Revolutions - Almanach für* 1795. (Mit einem ſatiriſchen Titelkupfer, zwölf hiſtoriſchen Kupfern, mehrern Bildniſſen u. ſ. f.) 342 S. 8.

Im Ganzen gilt von dieſem Almanach, was von dem vorjährigen in der A. L. Z. geſagt worden iſt. Seine zahlreichen Gegner ſchildern ihn zu fürchterlich. Aber der Herausg. könnte ſich auch manchen Vorwurf erſparen, wenn er immer nur Geſchichtſchreiber bliebe, nie im Tone der Leidenſchaft redete, die häufigen Anſpielungen auf die *deutſchen* Revolutionsfreunde ganz bey Seite ſetzte, und ſelbſt, indem er von den franzöſiſchen Revolutioniſten ſpricht, die verſchiednen Claſſen derſelben beſſer unterſchiede, und nicht redliche Männer, die nach ſeiner Meynung in einen Irrthum verfielen, ſo oft mit den gröſsten Böſewichtern in eine und dieſelbe Verdammniſs werfen wollte. Das letztre haben wir bey dieſem Jahrgange noch viel häufiger als bey dem vorigen gefunden. Um nur ein einziges Beyſpiel anzuführen: was ſoll man von den politiſchen Grundſätzen des Herausg. denken, wenn er von einem Manne, wie *Mounier*, ſagt: „er hatte keinen Fehler, als die *Staatenverpfuſcherey - Sucht.*" — Alſo ſchlechterdings *jede* politiſche *Reform* iſt eine *Staatenverpfuſcherey?* Auch der, welcher das allgemeine Wohl auf *geſetzlichen*, wenn gleich auf *ungebahnten*, Wegen ſucht, ſoll ein *After - Aufklärer* heiſsen? *Diſtinguendum eſt!*

Der wichtigſte und beſte unter den *neunzehn Abſchnitten* dieſes Calenders iſt unſtreitig der, welcher den Titel führt: *Annalen der Pariſer Guillotine von Errichtung des Revolutions - Tribunals* (im März 1793) *bis zum 22ſten Junius* 1794. — Dieſe entſetzliche Liſte, auf welcher überhaupt 1514 Namen, und darunter 192 Generale und Officiere, 154 Frauenzimmer, 177 Rechtsgelehrte, 81 Deputirte, 198 Municipalbeamten, 99 Geiſtliche, 32 Schriftſteller prangen — die hier, obgleich nur durch wenige Noten des Herausg. ausgedehnt, mehr als *funfzig* Seiten einnimmt, und die doch noch lange nicht alle, nur unter der *Pariſer Guillotine*, gemordete enthält — wer kann ſie durchblättern, ohne mit bangem Erſtaunen ſich zu fragen: Iſt es nicht etwa ein Traum, daſs dieſe hölliſchen Thaten am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts im Mittelpuncte der cultivirten Welt verübt wurden? — Hoffentlich wird der *Herausg.* dieſes Blutregiſter, welches für die Geſchichte der Revolution unentbehrlich iſt, im folgenden Jahre vollenden.

Digitized by Google

Die meiſten der übrigen Aufſätze liefern Anekdoten von Menſchen, die in der Revolution eine Rolle geſpielt haben, von den Septemberſcenen u. ſ. f. Die Glaubwürdigkeit und hiſtoriſche Genauigkeit dieſer Anekdoten, mithin auch ihr Werth iſt ſehr ungleich. Dem Vortrage wäre oft mehr Würde zu wünſchen: das Apoſtrophiren der *deutſchen Jacobiner* und *Feuillans* müſste ganz wegfallen. Es gibt überhaupt in der Geſchichte dieſer Revolution ſo unendlich vielen Stoff zu einer anziehenden Unterhaltung des Leſers, daſs der Verfertiger eines *Revolutions-Almanachs* ſich ganz füglich auf die bloſsen Facta einſchränken, und auf alles Commentiren, Philoſophiren und Satiriſiren völlig Verzicht leiſten könnte.

Hamburg u. Leipzig: *Refutation des Memoires du General Dumouriez*, avec des pièces juſtificatives et l'examen raiſonné de l'ancienne et nouvelle conſtitution. Tom I. 260 und 112 S. Tom II. 233 und 113—244 S. Beylagen. 1794. 8.

Das, was in dieſem Buche eigentlich Widerlegung der *Memoires* von *Dumouriez* iſt, hätte füglich auf einigen Bogen, und vielleicht auf einigen Blättern, Platz gefunden. Es war unnütze Papierverſchwendung, daſs man es auf zwey ſtarke Bände ausdehnte.

Der Vf. hat ſeine Bemerkungen gegen *Dumouriez* aus keinen verborgenen Quellen gezogen. Oeffentliche Actenſtücke, und groſsentheils ſeine eignen Erklärungen läſst er gegen ihn auftreten. Einen Mann, der in den verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ſo oft mit ſich ſelbſt im Widerſpruche geſtanden hat, auf dieſem Wege anzugreifen, war kein ſehr ſchweres Geſchäft: und das Verdienſt der gegenwärtigen Schrift konnte daher, ſie müſste denn mit einer ausgezeichneten Geſchicklichkeit abgefaſst worden ſeyn, nie ſehr groſs werden.

Die beiden Punkte, welche am ausführlichſten behandelt worden, ſind: Die Verbindung zwiſchen D. und den Jacobinern — und ſein Antheil an der Abſetzung und Hinrichtung des Königs. In Anſehung des erſten hat der Vf. alles zuſammengeſtellt, was den entſchiednen und warmen Jacobinismus D's in den erſten Jahren der Revolution und noch bis zu Ende des Jahres 1792 beweiſen kann. Die einzelnen Data, worauf er ſich hier bezieht, waren durchgehends bekannt: und die intereſſantere Frage, ob D. im Herzen oder nur aus Politik Jacobiner war (zu deren Auflöſung das nachher erſchienene *Leben Dumouriez's* ſo viel beygetragen hat,) iſt nicht einmal aufgeworfen, viel weniger erörtert. — Was ſein Betragen gegen den *König* betrifft, ſo läſst ſich freylich nicht läugnen, daſs er viel, ſehr viel, zum Falle deſſelben beytrug, und daſs er der Revolution vom 10ten Auguſt, ob er gleich wahrſcheinlich nicht den allergeringſten Antheil daran hatte, durch ſein Betragen im Felde Conſiſtenz geben half. In ſo fern alſo die Hinrichtung des Königs eine Folge ſeiner Abſetzung war, wirkte D. zu jener mit. Daſs er aber, wie der Vf. ihn beſchuldigt, den Tod *Ludwig XVI* gewünſcht habe, iſt zuverläſsig falſch: und wenn die Schritte, die er während ſeines Proceſſes zu Paris that, unzureichend und geringfügig waren; ſo muſs man daraus nicht ſchlieſsen, daſs es ihm mit der Rettung des Königs kein Ernſt geweſen ſey, wohl aber, daſs er nicht Luſt hatte, ſich ſelbſt für den unglücklichen Monarchen aufzuopfern.

Im *zweyten* Theil dieſer Widerlegung ſcheint der Vf. ſeinen Zweck gänzlich aus dem Geſicht zu verlieren. Dieſer Theil enthält *Anmerkungen über die Declaration der Rechte und die Conſtitution von* 1791, die im höchſten Grade gewöhnlich und unbedeutend ſind, und eine Abh. *über die Fundamentalprincipien der franzöſiſchen Monarchie*, aus der niemand groſse Belehrung ſchöpfen wird. Eine *Adreſſe an die Franzoſen*, worin ſie aufgefodert werden, ihre *alte Conſtitution* wieder einzuführen, macht den Beſchluſs. — Alles dieſs ſteht mit *Dumouriez* in keiner ſehr einleuchtenden Verbindung.

Die Beylagen, oder ſogenannten *pieces juſtificatives*, ſind Auszüge aus dem *Moniteur*, der *Gazette de Leyde*, der *Correſpondenz zwiſchen Dumouriez und Pache* u. ſ. f. Die *Manifeſte* des *Herzogs von Braunſchweig*, die *Declarationen*, die *Dumouriez* bey ſeinem Einmarſch in die Niederlande und Holland ergehen lieſs, ſeine Briefe an den *Nationalconvent*, das *Teſtament Ludwig XVI;* — kurz lauter Stücke, die man in jeder Zeitung findet, und ohne alle Mühe, ſobald man ihrer bedarf, ſich anſchaffen kann. Warum 244 Seiten mit ſolcher Waare bedeckt werden muſsten, das wird wahrſcheinlich der ungenannte Verleger beſſer anzugeben wiſſen, als wir.

1) Bremen, b. Wilmans: *Schilderung des Lebens und Charakters der Königin Marie Antoinette von Frankreich.* Mit dem Bildniſſe der Königin. 1794. *Erſter Theil.* 150 S. *Zweyter Theil.* 195 S. 8.

2) Offenbach, b. Weiſs u. Brede: *Scenen aus den letzten Tagen Marien Antoinettens, Königin von Frankreich.* 1794. 96 S. gr. 12.

1) Der Vf. hat unter 34 Rubriken die wichtigſten Lebensumſtände der unglücklichen *Königin*, und die intereſſanteſten Begebenheiten, an welchen ſie Theil nahm, zuſammengeſtellt. Er bediente ſich im Ganzen recht guter Hülfsmittel, und hat daher, wenn auch kein in hiſtoriſcher Rückſicht wichtiges Werk, doch ein recht brauchbares, und mit vernünftiger Unpartheylichkeit geſchriebnes Leſebuch geliefert. Der Stil iſt im zweyten Theil weit beſſer und ſprachrichtiger, als im erſten, wo man öfters falſche Wortfügungen: „Sie lebte auf *eines* ihrer Luſtſchlöſſer," „er glaubte an *ihrer* Tugend" u. ſ. f., auch manchmal ſchwülſtige Stellen antrifft.

2) Es ſind *zwölf Geſpräche*, theils zwiſchen der Königin und den Perſonen, welche ſie kurz vor ihrem Tode umgaben, theils zwiſchen *Robespierre* und *Danton*, theils im Revolutionstribunal. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt ziemlich gut dabey beobachtet. Wir wünſchen aber nicht, daſs dieſe *dialogiſirte Manier* nun auch ſchon an Gegenſtänden aus der allerneuſten Geſchichte verſucht werden möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Junius 1795.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Carl Heinrich Heydenreich Originalideen* über die intereſſanteſten Gegenſtände der Philoſophie, nebſt kritiſchen Anzeiger der wichtigſten philoſophiſchen Schriften. I B. 1793. VIII u. 230 S. II B. 1794. IIII u. 246 S. med. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *H.* findet in der Vorrede für gut, ſich über den Titel, *Originalideen*, näher zu erklären und das Auffallende davon zu mildern: wäre es alſo nicht wohl beſſer geweſen, ihn gar nicht zu wählen? Es würde der Mühe nicht verlohnen, über eine ſolche Kleinigkeit ein Wort zu verlieren, wenn es nicht ſo ſehr zu wünſchen wäre, daſs unſere guten Schriftſteller auch nicht in der geringſten Kleinigkeit das Geſuchte unſerer ſchlechten nachahmen möchten. — Die Aufſätze, die in dieſen beiden Banden vorkommen, haben durchgängig das Verdienſt, mit einem angenehmen faſslichen Vortrage alle Merkmale des Selbſtdenkens zu vereinigen. Ihr Inhalt, den wir nach der Verwandtſchaft der Materien durchgehen wollen, betrifft lauter für den Philoſophen intereſſante Gegenſtände.

Der erſte Aufſatz des erſten Bandes beantwortet folgende Fragen: Giebt es Philoſophie? Was iſt ihr Weſen? Von welcher Zeit an kann man ihr Daſeyn rechnen? In welchem Sinn und Umfange kann man Kant den Schöpfer der Philoſophie nennen? Was für einen Einfluſs haben ſeine Erforſchungen auf die Behandlung der philoſophiſchen Geſchichte? — Treflich und bündig ſind in dieſer Abhandlung die Verdienſte Kants dargeſtellt. Vorzüglich verweilt der Vf. bey dem Einfluſs, den die tiefere Unterſuchung des Weſens der Philoſophie und die genauere Beſtimmung der Principien ihrer beſondern Theile auf die Geſchichte derſelben haben müſſen, indem nur, nachdem das Syſtem der Philoſophie ſelbſt genau und unwandelbar entworfen ſeyn wird, ſich der verhaltniſsmaſsige Beytrag, den jedes Jahrhundert zur möglichen Aufſtellung deſſelben leiſtete, genau angeben laſst. Die in dieſer Abh. gegebene Erklärung der Philoſophie iſt faſt die nemliche, welche Hr. H. in der Encyklopädiſchen Einleitung in das Studium der Philoſophie gab: „die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur, wie ferne ihre Vermögen durch urſprüngliche, (weſentliche allgemeingültige Formeln, Regeln und Principien) [innerhalb eines und deſſelben Bewuſstſeyns enthaltene Geſetzgebungen] beſtimmt ſind und die Wirkſamkeit [und der Endzweck] von jenen Vermögen durch (das bloſse Bewuſstſeyn von dieſen Formeln, Regeln, Principien im Einzeln und im Ganzen begriffen werden kann) [dieſes Bewuſstſeyn ihrer urſprünglichen Geſetzgebungen allein mit Nothwendigkeit begriffen wird]. Die in [ ] eingeklammerten Worte ſind die, in der Erklärung der Encyklopädie befindlichen, welche hier mit den alſo ( ) eingeſchloſſenen verwechſelt ſind. Die Erklärung in der Encyklopädie und dadurch alſo auch die hier gegebene vertheidigt Hr. H. in den Miſcellaneen des zweyten Bandes gegen die Einwürfe des Rec. der Encyklopadie und des Hn. M. Goes Rec. der Originalideen. Gegen beider Einwürfe hat Hr. *H.* hier ſeine Erklärung ſehr gut vertheidigt; und Rec. geſteht, daſs ſie ſich auch gegen jeden Angriff, der ſie einer groben Unrichtigkeit beſchuldigt, vertheidigen laſſe; aber für eine deutliche und leicht faſsliche Erklärung, die nicht erſt durch Erläuterungen Beſtimmtheit erhalten müſſe, kann er ſie nicht halten. Er iſt nicht mit Hn. *H.* der Meynung, daſs die Erkenntniſsquelle und der Zweck einer Wiſſenſchaft in die Erklärung aufgenommen werden müſsten, wenn ſie nicht zur Beſtimmung des Gehalts der Wiſſenſchaft unentbehrlich wären, ſondern halt mit den altern Logikern dafür, daſs eine Erklärung einer Wiſſenſchaft nur ihr Object und die Behandlungsart derſelben enthalten dürfe, und daſs ſie durch die Aufnahme der Erkenntniſsquelle, und des Zwecks noch auſser dem Inhalt und Umfang einer Wiſſenſchaft, verdunkelt und überladen werde. Eine Probe von ächter Behandlung der philoſophiſchen Geſchichte liefert Hr. *H.* im 2ten Aufſatz: *Betrachtungen über Descartes.* Die Fehler dieſes Philoſophen ſind mit tiefer Einſicht in die Foderungen der kritiſchen Philoſophie gerügt, aber vielleicht auch etwas zu ſtrenge. Der Einwurf, daſs der Schluſs *Cogito ergo ſum* ſelbſt, wenn er nach Descartes Manier zu ſchlieſsen wahr ſeyn ſollte, die Exiſtenz Gottes vorausſetzte, iſt doch wohl durch die Erklärung Descartes gehoben: daſs er dadurch keinen Schluſs, ſondern nur einen unmittelbaren klaren Satz ausdrücken wolle, der die Norm für die Evidenz aller andern erhielte. *Spinoza* drückt ſich darüber ganz beſtimmt aus, in den *Princip. phil. cert.* Es heiſst p. 4. *Hac igitur detecta veritate (ut quocunque ſe ad dubitandum vertat, cogatur nihilominus in has voces erumpere, dubito, cogito ergo ſum) ſimul etiam invenit (Cartſius) omnium ſcientiarum fundamentum: ac etiam omnium aliarum veritatum menſuram ac regulam; ſcilicet, quicquid tam clare et diſtincte percipitur quam iſtud, verum eſt.* Den Beweis, daſs der Satz kein Vernunftſchluſs ſeyn konnte, führt Spinoza eben ſo wie Descartes. Eben deswegen konnte aber auch Descartes unmittelbar nicht über ſein Princip hinausſtimmen; denn wenn er Exiſtenz auſser ſich hätte erweiſen wollen;

ſo hätte er ſo ſchlieſsen müſſen: *ſum, quia me cogito*, und alsdann hätte er auch den Uebergang auf die Dinge auſser ihm finden können; denn iſt dieſer Satz ein richtiger Schluſs, ſo iſt es auch dieſer: *Quia cogito mundum, eſt mundus.* Descartes handelte völlig conſequent, wenn er nach ſeiner Vorſtellungsart des *Cogito ergo ſum*, noch einen beſondern Mitler zwiſchen Gedanken und Realität aufſuchte. Uebrigens iſt Rec. mit Hn. *H.* einverſtanden, daſs Descartes mehr durch die Originalität ſeines Philoſophirens, als durch die Wichtigkeit ſeiner Philoſophie, ſeinen groſsen Ruf erhalten habe. Die 3te Abh. enthält einen *Entwurf der Grundſätze des abſoluten Naturrechts.*. Da inzwiſchen des Vf. Naturrecht, in welchem alle hier vorgetragenen Lehren ausführlicher und in ihrer Verbindung mit dem hypothetiſchen Naturrecht vorgetragen ſind, ſelbſt erſchienen iſt, ſo enthalten wir uns einer näheren Anzeige und Prüfung und gehen zu einer weitern Ausführung des Begriffs vom *Recht*, die den 3te Auſſ. des 2ten Bandes ausmacht, und auch einzeln in der Berl. Monatſchrift abgedruckt iſt. Nach allem was Rec. noch über den Begriff vom Recht las, hat Hr. *H.* dieſen Begriff viel genauer gefaſst und viel richtiger entwickelt, als alle ſeine Vorgänger; er iſt daher überzeugt, daſs Hr. *H* in den Erinnerungen, die er in den Miſcellaneen des 2ten Bandes gegen den Rec. des Naturrechts in der ſtaatswiſſenſchaftlichen und juriſtiſchen Literatur macht, im Ganzen durchgängig recht hat. Aber in einer Erinnerung des dortigen Rec. ſcheint ihm doch etwas zu liegen, das Veranlaſſung geben könnte, den Begriff *Recht* noch von einer Seite zu beleuchten, die noch nicht genugſam von Hn. *H.* betrachtet worden, und was zugleich den Grund enthalten dürfte, warum ſich jener Rec. ſogar nicht mit Hn. *Hs.* Syſtem ausſöhnen konnte. Dieſe Erinnerung iſt folgende: Hn. *Hs.* Theorie macht den Götterfunken der moraliſchen Freyheit und Berechtigung, der in aller Menſchen Herzen jedem fühlbar glüht, für unſern Kopf unſichtbar und löſcht ihn aus. Vollkommen richtig hat Hr. *H.* bemerkt, daſs ſich das Gefühl für Recht und die daraus entſpringende Vertheidigung deſſelben, auf die Ueberzeugung gründet, daſs es Pflicht des Beleidigers iſt, den andern in ſeinem Recht nicht zu ſtören; allein ich kann die Pflichten des andern doch nur dadurch wiſſen, daſs ich weiſs, was in ſeinem Fall, den ich mit voller Beſtimmtheit erkenne, für mich Pflicht wäre, und ich habe von der Pflicht eines andern daher nur in ſoferne einige Kenntniſs, als ich mich eines objectivgültigen Urtheils darüber anmaſsen kann. Es ſcheint alſo gleichgültig, ob ich mit Hn. *H.* ſage, der Beleidiger hat nach meinem Bewuſstſeyn die Pflicht, daſs er mir nicht Unrecht anthun ſoll, oder ich *erkenne*, daſs es objectivgültig Pflicht iſt, mir nicht Unrecht zu thun. Durch dieſs wird aber noch nicht diejenige Eigenſchaft des Rechts feſtgeſetzt, wodurch ich es ohne meiner moraliſchen Würde etwas zu vergeben, als bloſses Recht, ausüben oder nicht ausüben kann, es bliebe mir vor dem Richterſtuhl der Moral kein Recht übrig, und ich würde nie von meinen Rechten einen beliebigen Gebrauch machen können. Hr. *H.* behauptet dieſs auch gerade zu, aber gewiſs nicht mit Uebereinſtimmung des innern Gefühls, das unſer Recht für unbeſchränkbar ſelbſt durch die Moralität angiebt. Die ideale Beſtimmung einer jeden Handlung durch Vernunft, wird durch die Gültigkeit der abſoluten Willkühr in dem Gebrauch meines Rechts nicht aufgehoben; denn ſie bleibt immer noch der Vernunft unterworfen. Wenn gleich der Gebrauch meines Rechts ganz meiner Willkühr überlaſſen bleibt, ſo bleibt doch dieſe, in dieſem Gebrauch durch andere Gründe, die nicht mit dem Recht in Verbindung ſtehen, ſondern gegen welche ſich der Gebrauch oder Nichtgebrauch des Rechts als bloſses Mittel verhält, beſtimmt. Ich darf mein Recht zu meinen beſondern Zwecken brauchen, wie ich will; aber dieſe Zwecke ſelbſt müſſen ſich vor der Moral verantworten. Durch das Recht ſind die Menſchen fähig, einander ohne Verletzung ihrer moraliſchen Würde als Mittel zu dienen. Durch das Recht entziehen ſie ſich aber auch ihrer wechſelſeitigen objectivgültigen Beurtheilung; denn innerhalb meines Rechts darf ſich niemand anmaſsen, über die Moralität meiner Handlung entſcheidend zu urtheilen, weil ich durch das Recht befugt bin, meinen individuellen Zwecken innerhalb deſſelben gemäſs zu handeln und von meinen Rechten einen durch das Moralgeſetz nicht beſtimmten Gebrauch zu machen, der zwar nicht unmoraliſch ſeyn darf, aber mir doch nicht durch das Geſetz unmittelbar geboten iſt. Es wird alſo vom Rec. des Naturrechts, (wenn ich ſeine Gedanken richtig gedeutet habe) wohl nicht eine ſolche Berechtigung gemeint ſeyn, bey welcher das Vernunftgeſetz in meinem Bewuſstſeyn in Beziehung auf den gegebenen Fall (nicht bloſs des Rechts ſondern des völlig beſtimmten individuellen Zuſtandes) es meiner Willkühr anheim ſtellt, Gewalt gegen meinen Mitmenſchen zu brauchen oder nicht, ſondern nur eine ſolche, wo mir das Moralgeſetz nicht unmittelbar meine Willkühr beſchränkt, ſondern die Beſtimmung derſelben meiner Vernunft, zur Erreichung eines beliebigen bloſs moraliſch möglichen Zwecks, überlaſſen wird, und in dieſer Bedeutung wird es Hr. *H.* wohl nicht für verdienſtlich halten, dieſen vorgeblichen Götterfunken (Anerkennung meiner Individualität durch das moraliſche Geſetz) auszulöſchen. In dem 4ten Aufſatz, *Skitze einer Unterſuchung über die Gültigkeit der Teſtamente nach dem Naturrecht*, beweiſst Hr. H. die Gültigkeit derſelben, aus dem Begriff des Eigenthums, den er annimmt, völlig bündig; aber von dieſem Begriff, der ſich darauf gründet, daſs der urſprüngliche Rechtstitel alles Eigenthums nicht das Bedürfniſs ſey, und daſs es ein *Urrecht* des Menſchen auf die Sachen der wirklichen Welt gebe, davon hat er Rec. in keinem ſeiner Aufſätze überzeugt. *Eigen* kann in ſtrenger Bedeutung dem Menſchen Nichts ſeyn, als was ein Product ſeiner freyen Thätigkeit iſt; alles übrige iſt ihm ja nicht mehr *eigen* als jedem andern Menſchen, und den Menſchen insgeſammt nicht mehr als jedem *möglichen* moraliſchen Weſen; *eigen* iſt dem Menſchen daher nichts als die Form, die er einer Sache giebt; ehe er aber eine Form geben kann, muſs er ſich der Sache ſchon anmaſsen, und dazu hat er doch wohl keinen andern Rechtsgrund, als daſs er ihrer *bedarf*,

wenn

wenn ſeine Moralität Cauſalität in der Erſcheinung haben ſoll. Aus dieſem Geſichtspunkt lieſse ſich manches gegen die Gültigkeit der Teſtamente im Naturrecht einwenden, ſie hat aber noch eine andere Schwierigkeit, die von Hn. *H.* übergangen worden iſt; nemlich: da meine Willenserklärung bey den Teſtamenten nur proviſoriſch iſt, ſo kommt es vorzüglich darauf an, ob andere Menſchen *ſchuldig* ſind, meine proviſoriſche Erklärung in eine decretoriſche zu verwandeln; es iſt nicht genug, daſs ſie meine Verfügung reſpectiren, ſondern daſs ſie ſelbige an ſtatt meiner, ohne daſs ich das Recht habe, es von irgend jemand beſtimmt zu ſodern, executiren. So lange dieſs noch nicht erwieſen iſt, ſo hat man hochſtens nur die Gültigkeit einer *Ceſſio bonorum* an einen andern, der ſogleich Beſitz nimmt, weil er weiſs, daſs ich ihm mein Gut überlaſſen habe, aber nicht die Gültigkeit eines Teſtaments, das eine Promulgation erfodert, erwieſen. Die hypothetiſche Gültigkeit unter dem Begriff einer bürgerlichen Verfaſſung (den man öfter als man glaubt ſtillſchweigend vorausſetzt,) iſt im Naturrecht wohl zu erweiſen; aber ob ſich über die Teſtamente, ſo wie über alles, was zum Eigenthum gehört, mehr darinn feſtſetzen laſſe, als die Leitungsbegriffe, nach welchen die Rechte darüber erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zu beſtimmen ſind, daran zweifelt Rec. gänzlich. Es iſt aber hier der Ort nicht, ſeine Meynung darüber ausführlich vorzutragen. Die 5te Abh. *philoſophiſche Grundſätze über die Nachahmung der landſchaftlichen Natur in Gärten,* enthält treffliche Ideen über dieſen Gegenſtand. — Man muſs die Gartenkunſt als ſchöne Kunſt von ihrem Nutzen und von ihrer Annehmlichkeit für die Sinne unterſcheiden. Die Verfolgung der Geſchichte derſelben von ihrem rohen Urſprung aus, kann ſo wenig zu einer richtigen Theorie über ſie als über irgend eine Kunſt dienen. Die Gartenkunſt iſt ſo gut das Werk des Genies als jede andere. Man muſs daher das Eigenthümliche des zu ihr erfoderlichen Genies aufſuchen, und ſich nicht durch Analogieen mit andern Künſten irre führen laſſen. Das Genie zur Gartenkunſt erfodert vorzüglich a) Vermögen der äſthetiſchen Faſſungskraft und Empfindſamkeit für das Schöne und Intereſſante der landſchaftlichen Natur; b) Vermögen der Dichtung und Compoſition originaler Ganzen aus den Parthieen der landſchaftlichen ſchönen und intereſſanten Natur. Die Theorie der Gartenkunſt erfodert eine Beantwortung folgender Fragen: 1) Was für Materialien bietet dem Gartenkünſtler die landſchaftliche Natur dar? 2) Was kann das Genie als Genie in Behandlung dieſer Materialien thun? 3) Welche von den mehrern möglichen Behandlungen der Theile der landſchaftlichen Natur, die das Genie ausführen kann, befriedigt die höchſten Foderungen der Vernunft? (Eine Frage iſt noch nöthig, wenn die Theorie ausführbar ſeyn ſoll: Wie weit reichen die Kräfte des Menſchen in der Umbildung der ihm gegebenen Natur?) Der Unterſchied der Landſchaftbildenden und der Gartenkunſt beruht vorzüglich darauf; daſs jene Einheit der Anſicht des auf einmal Anſchaulichen für den auffaſſenden Sinn ſelbſt aus einem beſtimmten Geſichtspunkte; und dieſe Einheit der Ueberſicht des ſucceſſiv Aufgefaſsten für die Phantaſie des wandelnden Betrachters, zu ihrem Zweck hat. Jede wahre Landſchaft hat Charakter. Der Gartenkünſtler hat ſich bey der Anlegung ſeines Plans dahin zu beſtreben, alle Theile ſeines Gartens ſo zu ordnen, daſs er nicht bloſs möglichſt viele wohlgefällige mahleriſche Aſpecten gebe, ſondern daſs alle Anſichten, die der umherwandelnde Betrachter, in der Aufeinanderfolge ſeines Ganges nehmen kann, ſich in ſeiner Phantaſie von ſelbſt und nothwendig aneinander reihen, zu dem Bilde eines in ſich vollendeten Ganzen, deſſen Form, ſo wie ſie der Phantaſie vorſchwebt, an ſich und ohne weitere Beziehung wohlgefällt. Wenn die Hauptſtimmung des Gemüthes, die durch einen Garten bewirkt wird, lebendiges Intereſſe für ſittliche Harmonie iſt, geweckt durch den Genuſs des äſthetiſchen, ſo ſcheint der Künſtler, in Betreff der Erfindung und Anordnung, auf dem Vollendungspunkte ſeiner Kunſt zu ſeyn. — Es iſt zu wünſchen daſs Hr. *H.* dieſen Gegenſtand, den er ſo glücklich in ſeinen Principien behandelt hat, nicht verlaſſe, ſondern ihn auch in das Detail verfolge.

Der erſte Aufſatz des 2ten Bandes: *Ueber die Möglichkeit einer Philoſophie der ſchönen Künſte*, in Rückſicht der Einwürfe, welche Hr. Kant in der Kritik der Urtheilskraft dagegen erhoben hat; iſt noch nicht vollendet, und wir verſparen daher die ausführliche Anzeige und Prüfung dieſes ideenreichen und ſeines Innhalts wegen äuſserſt wichtigen Aufſatzes bis zu ſeiner gänzlichen Vollendung. Der 2te Aufſ. *äſthetiſche Grundſätze über die Allegorie der ſchönen Kunſt vorzüglich der bildenden und der Dichtkunſt*, verdient wegen ſeines Werths eine ausführliche Anzeige, und wegen ſeines noch wenig philoſophiſch behandelten Gegenſtandes eine genaue Prüfung. Die Fragen, die ſich Hr. *H.* vorlegt, ſind: 1) Was iſt im Allgemeinen die Allegorie als Werk der ſchönen Kunſt? 2) Worinn beſteht im Allgemeinen das Genie für Allegorie der ſchönen Kunſt, wie wirken die Seelenkräfte des Künſtlers bey Erfindung und Ausbildung derſelben? (hätte dieſe Frage nicht kürzer und mehr umfaſſend, ſo geſtellt werden ſollen, Wie wird Allegorie möglich?) 3) Welches ſind die ächten Gegenſtände für allegoriſche Darſtellung der ſchönen Kunſt? 4) Welches ſind die Hauptvollkommenheiten eines allegoriſchen Werks der ſchönen Kunſt im Allgemeinen? Die allegoriſche ſo wie überhaupt alle bildliche Darſtellung der Ideen kann aus einem zwiefachen Intereſſe hervorgehen, entweder aus einem Intereſſe des Erkenntniſsvermögens, oder dem vereinigten Intereſſe des Begehrungsvermögens und Geſchmacks. Nur aus dem letztern entſteht Allegorie als ein Werk der ſchönen Kunſt. Wenn der letzte Zweck der Allegorie, als Werkes ſchöner Kunſt, kein anderer iſt, als: die Schönheit der Formen und Verſinnlichung an ſich, und als Ausdruck der Liebe zu der Idee betrachtet, ſo kann man jene Werke gar nicht zur ſchönen Kunſt rechnen, in denen ſich Haſs, Verachtung, Schrecken und ähnliche Leidenſchaften durch entſprechende Verſinnlichung ausdrücken, und zwar ſo, daſs dieſs Hauptzweck iſt. Empfin-

pfindung des Schönen muſs jederzeit die Hauptwirkung der allegoriſchen Darſtellung im Ganzen ſeyn. [Hier ſcheint Hr. *H.* etwas zu ſchnell das bisherige Urtheil aller Künſtler über das, was zur ſchönen Kunſt gehört, umſtoſsen zu wollen. Selbſt wenn Empfindung des Schönen die Hauptwirkung der allegoriſchen Darſtellung ſeyn ſoll, ſo bleibt noch die Frage übrig, muſs ſie es unmittelbar ſeyn? Verdient die ſchöne Kunſt nicht mehr dieſen Namen, wenn ſie das Häſsliche vom *Widerlichen* befreyt auf eine ſolche Art darſtellt, daſs dadurch ein Intereſſe *für* das Schöne entſteht? Wenn auch die Allegorie ein Ausdruck der Liebe zu der Idee ſeyn ſoll, muſs dieſe Liebe allezeit nur der Darſtellung der Idee an ſich gelten, und kann ſie nicht auf die modificirte Idee des Künſtlers bezogen werden? Wenn z. B. der Künſtler den Neid darſtellt, kann es nicht ſo geſchehen, daſs dadurch eine Liebe zur Idee des Wohlwollens erzeugt wird? Und kann die Darſtellung nicht ſo geſchehen, daſs ſie als nothwendig zweckmäſsig (wenn auch ihr Zweck nicht erkannt würde) vorgeſtellt werden müſste und dadurch unmittelbar gefiele?] Das Genie zur Allegorie in jeder ſchönen Kunſt iſt eine Vereinigung von philoſophiſchen und äſthetiſchen Talenten. Allegoriſche Darſtellungen laſſen ſich auf drey Hauptverhältniſſe zurückführen, auf das Verhältniſs der Menſchheit a) zur Natur, in Beziehung auf Leben, Triebe und Gefühle, b) zum moraliſchen Geſetz, c) zur übernatürlichen Welt. Das Genie zur Allegorie der ſchönen Kunſt hat gleichſam zu ſeiner Grundlage eine urſprüngliche Fertigkeit dieſe Ideen zu faſſen, und mit Lebhaftigkeit darzuſtellen, verbunden mit einem herrſchenden Intereſſe für die Beſchäftigung mit ihnen. Was nicht Ehrfurcht, Bewunderung, Liebe u. ſ. w. erregt, iſt kein Stoff für Allegorie als ſchöne Kunſt. [Rec. bezieht ſich hier auf die bey einer ähnlichen Behauptung gemachte Bemerkung. Er glaubt mit den bisherigen Kunſtrichtern, daſs die Allegorie für ſich ſelbſt gefalle und ſchön ſey, daſs es auf den Stoff und auf das Verhältniſs der Idee an ſich (nicht wie ſie vom Künſtler modificirt wird) zum moraliſchen Gefühl nicht ankomme, und daſs ihr Verhältniſs zum äſthetiſchen Gefühl ganz von der Trefflichkeit der Allegorie abhänge. Die Schönheit der Allegorie hängt ſeiner Meynung nach davon ab, daſs ſie unmittelbar als zweckmäſsig zur Darſtellung einer Idee (wenn ſie auch nicht ſogleich errathen werden könnte) in der Vorſtellung gefällt. Stoff zur Allegorie iſt alles, was ſich ſymboliſch darſtellen läſst. Die Mittel zu allegoriſchen Vorſtellungen überhaupt liegen in der urſprünglichen Symbolik des menſchlichen Geiſtes, und das Vermögen, dieſe urſprünglichen Symbole zur willkührlichen Darſtellung einer Idee ſo zu verbinden, daſs dieſe Darſtellung unmittelbar als *bezeichnend* gefällt, iſt Genie zur Allegorie.] Mit den Foderungen die Hr. *H.* an eine zweckmäſsige und philoſophiſche Ikonologie macht, iſt Rec. völlig einverſtanden, bis auf die Foderung, gegen welche er ſich ſchon erklärt hat, daſs alles, was nicht als bloſs ſichtbare Form ſchön iſt, und jede Idee, die an ſich kein moraliſches angenehmes Gefühl erregt, verworfen werden ſollte. Sie ſind aber ſchon von vielen Kritikern gemacht worden, ohne daſs ſie noch ein Schriftſteller erfüllt hat. Der 4te Aufſatz; *Fragment über den Zuſammenhang der Empfindung und Phantaſie,* geſchrieben im Jahr 1787, iſt ſeinem gröſsten Theil nach in Cäſars Denkwürdigkeiten abgedruckt. Da nun die Fortſetzung, welche das noch Ungedruckte enthalten ſoll, verſprochen wird, ſo verſparen wir die nähere Anzeige bis zur Fortſetzung. Der 5te Aufſ. *Adumbratio quaeſtionis, Num ratio humana ſua vi et ſponte contingere poſſit notionem creationis ex nihilo?* iſt ſchon in dieſen Blättern angezeigt worden. Hier erſcheint ſie mit einigen Erinnerungen gegen Hn. D. Plattner, wegen der Art wie der Hr. *D.* Hn. *Hs.* Phil. d. nat. Rel. in ſeinen Aphoriſmen anführt. Das Uebrige des 2ten Bandes haben wir ſchon nach der Verbindung der Materien bey dem erſten Bande angezeigt. Den kritiſchen Anzeiger gab Hr. H. auf, weil er ſich überzeugt hatte, daſs er in den Gränzen, in welchen er hier erſcheinen könnte, überflüſſig wäre, und bey der Unmöglichkeit ſich an eine beſtimmte Zeit der Lieferung zu binden, nicht einmal den Zweck der ſchnellen Bekanntmachung der vorzüglichſten Werke haben würde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Schreibtafel zum täglichen Gebrauch für Damen.* 1795. 144 S. 12.

Gut gemeynte moraliſche Aufſätze gegen oberflächliche Urtheile, Luxus, Misbrauch der Kunſttalente, der Gelehrſamkeit, und des Leſens überhaupt, u. dergl. die ſich aber weder durch Gedanken, noch durch Vortrag auszeichnen. Eine Erzählung: das Hagelwetter, hat von Seiten der Darſtellung noch den meiſten Werth. Nicht ſelten ſtöſst man auf Uebertreibungen und eingeſchränkte Begriffe, beſonders was die geiſtige Ausbildung des weiblichen Geſchlechts betrifft. Bücher, Clavier und Staffeley werden gewiſs nichts verderben, wo es nicht an Seele, Charakter, und Grazie fehlt, und wo dieſe nicht vorhanden ſind, wird man ſie vergebens durch Küche und Spinnrocken zu erſetzen ſuchen. Findet man nicht oft genug auch Frivolität und Herzloſigkeit bey gänzlichem Mangel an Cultur?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Junius 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

(Unter dem erdichteten Druckort:) Cölln, b. Peter Hammers Erben: *Briefe über das Fürſten-Bündniſs zur Theilung von Pohlen und Frankreich. Von einem ſtillen Beobachter. Aus dem Engliſchen*, mit Anmerkungen zur Erläuterung und Berichtigung. 1794. 578 S. gr. 8.

Obgleich das, was der Ueberſetzer in ſeiner Vorrede von dieſen Briefen ſagt, „daſs ſie in England eben ſo viel Aufmerkſamkeit erregt hätten, wie ehedem die Briefe des *Junius*" gewiſs ſehr übertrieben iſt, und zwiſchen dem eigenthümlichen Werth des einen und des andern der hier verglichnen Schriftſteller ein gewaltiger Unterſchied obwaltet, ſo verdiente doch das gegenwärtige Buch vor hundert andern, denen dieſe Ehre widerfährt, durch eine Ueberſetzung unter uns verbreitet zu werden.

Die Briefe wurden urſprünglich in der bekannten Londoner Oppoſitions-Zeitung *Morning-Chronicle*, einzeln, und nachher mit einer ausführlichen Einleitung zuſammengedruckt. Sie gehen vom 20ten Julii 1792 bis zum 7ten Junii 1793.

Die Hauptabſicht des Vf. war, die Unrichtigkeit und Verderblichkeit des von dem Brittiſchen Miniſterium in den jetzigen Conjuncturen angenommnen politiſchen Syſtems aus allen möglichen Geſichtspunkten darzuthun, die Nothwendigkeit eines baldigen Friedens mit *Frankreich* zu zeigen, die Augen ſeiner Landsleute von den aus der franzöſiſchen Anarchie zu beſorgenden Gefahren abzulenken und auf die nach ſeiner Meynung weit gröſsre Gefahr zu richten, mit welcher die Coalition der drey gröſsten militäriſchen Mächte in Europa, die Sicherheit, Freyheit und Unabhängigkeit Englands und aller andern Staaten dieſes Welttheils bedrohte.

Um dieſe Abſicht zu erreichen, ſchildert der Vf. das Bündniſs zwiſchen jenen drey Mächten, die er durchgehends mit dem Ehrentitel des *Triumvirats* bezeichnet, als eine auf Zerſtörung aller noch übrigen Freyheit, Vernichtung aller kleinen Staaten und Errichtung einer neuen Univerſal-Monarchie ausdrücklich abgezielte Verbindung, ſtellt die neuſten Begebenheiten in *Polen* und den Krieg gegen *Frankreich* als die erſten Schritte zur Ausführung dieſer kühnen und furchtbaren Plane dar, und entwirft ein ſchwarzes Gemälde von dem Zuſtande, in welchen Europa verſinken würde, wenn es der Coalition gelänge, Frankreich eben ſo wie Polen aus der Reihe der unabhängigen und wirkſamen Mächte zu verdrängen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs in dieſen Schilderungen und Prophezeyhungen eben ſo viel willkührliches liegen muſs, als in der Haupt Idee, worauf ſie ſich gründen, eingebildetes und übertriebnes liegt. Ein förmliches und anerkanntes Project, Europa zu unterjochen, hat wohl nie, was auch übrigens die Wünſche, die Maximen und die Proceduren der einzelnen Theilnehmer geweſen ſeyn mögen, unter die Zwecke der groſsen Coalition gehört; die unerhörte, vielleicht auch unnatürliche Eintracht der vornehmſten Höfe, in welcher der Vf. einen fürchterlichen Cometen zu erblicken ſcheint, der allen Völkern den Untergang droht, war nie ſo groſs und ſo feſt, als er ſie ausruft, und es läſst ſich ohne groſse Prophetengaben vorausſehen, daſs das europäiſche Menſchengeſchlecht weit mehr Elend und Blutvergieſsen von ihren Spaltungen als von ihrer Einigkeit zu erwarten hat.

Was aber dieſes Bündniſs, auch bloſs als vorübergehendes Phänomen betrachtet, für Wirkungen haben muſste, und auf welche Weiſe England dadurch afficirt wurde, dieſs hat der Vf. mit groſsem Scharfſinn und vieler Sachkenntniſs dargelegt. Seine Gründe und Meynungen ſind zwar demjenigen, der mit den Reden und Schriften der Oppoſitions-Partey im engliſchen Parlament einigermaſsen vertraut iſt, nicht neu: aber die geſchickte Stellung und die Lebhaftigkeit des Vortrages geben ihnen oft einen ganz beſondern Glanz. Der ſtärkſte und beſte Theil dieſer Briefe iſt unſtreitig der, welcher von den Verhältniſſen der drey Hauptmächte im Norden unter einander, und beſonders *Preuſſens* gegen *Ruſsland* und gegen *Polen* handelt. Weniger gründlich und bedeutend ſind des Vf. Raiſonnements über *Frankreich*, und die ſchwächſte Seite des Buchs machen die allgemeinen Ideen über die Befugniſſe der Völker zu Revolutionen aus, obgleich über die Unrechtmäſsigkeit fremder Einmiſchungen in Regierungs- und Conſtitutions-Veränderungen einer Nation manche ſehr gute Gedanken vorkommen.

Wir haben die Ueberſetzung nicht zur Stelle mit dem Original vergleichen können, erinnern uns aber des letztern noch hinlänglich, um zu verſichern, daſs ſie auf jeden Fall unter die guten, wenn auch nicht unter die vollkommnen Ueberſetzungen gehört. Die Anmerkungen ſind nicht in groſser Anzahl, und nicht von groſser Erheblichkeit.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. Berlin, b. Voſs: *Artur Young's Reiſen durch Frankreich und einen Theil von Italien* in den Jahren 1787 bis 1790. Aus dem Engliſchen. Mit einigen

einigen Anmerkungen begleitet von *E. A. W. Zimmermann*, Hofrath und Profeſſor zu Braunſchweig. Nebſt einer *Sotzmannſchen* Karte von Frankreich nach der alten und neuen Eintheilung. Erſter Band. 1793. 514 S. Zweyter Band. 1794. 490 S. 8.

2. Hannover, b. Ritſcher: *Die franzöſiſche Revolution ein warnendes Beyſpiel für andre Reiche*, von *Artur Young*. 1794. 380 S. 8.

3. Hamburg, b. Hoffmann: *Vertheidigung der franzöſiſchen Revolution* und ihrer Bewunderer in England von *Jakob Makintoſh*. Aus dem Engliſchen überſetzt. 1793. 300 S. 8.

4 Berlin, b. Voſs: *Dr. J. Moore's Tagebuch während eines Aufenthalts in Frankreich*, vom Anfange des Auguſt bis Mitte Decembers. 1792. Aus dem Engliſchen. Erſter Theil. 320 S. Zweyter Theil. 300 S. 1794. 8.

5. Berlin, b. Unger: *Entthronung Ludwig des XVI oder Paris im Sommer* 1792. Beſchrieben von einem Augenzeugen, dem Engländer *Fennel*. Aus dem Engliſchen überſetzt. 298 S. 1794. 8.

Die Originale der drey zuerſt genannten Werke ſind in der A. L. Z. bereits angezeigt worden. Wir haben es jetzt alſo bloſs mit einem Urtheil über den Werth der Ueberſetzungen zu thun.

1. Die Ueberſetzung dieſes in vieler Rückſicht höchſt wichtigen Buches, iſt nicht von Hn. *Z.* ſelbſt, ſie iſt aber ſeines Namens und ſeiner Bürgſchaft auf keine Weiſe unwürdig; und Rec. unterſchreibt unbedenklich das Urtheil des Hn. *Z.*, „daſs ſie Vorzüge vor dem Original hat." *Artur Young's* Schriften ſind keine Muſter eines guten Styls: der vortreffliche Vf. derſelben iſt von den Sachen, die er vorträgt, beſtändig ſo voll, und von den Ideen, denen er gern Eingang verſchaffen möchte, mit einer ſo jugendlichen Wärme und Lebhaftigkeit eingenommen, daſs er dem Ausdruck nie groſse Sorgfalt widmet, und ihn oft gänzlich vernachläſsigt. Der Styl in der Ueberſetzung hat weit mehr Geſchmeidigkeit, Gleichförmigkeit und Einheit, als der ſeinige. — Die Anmerkungen des Hn. *Z.* ſind weder ſo zahlreich noch ſo ausführlich, als wir ſie gewünſcht hätten: wo ſie aber ſind, da ſtehen ſie gewiſs immer an ihrer Stelle, und wir nehmen daher auch das wenige, was er uns diesmal gegeben hat, mit Dank an.

2. Nach dem Original heiſst der Titel dieſer Schrift eigentlich: *Das Beyſpiel von Frankreich, eine Warnung für Groſsbrittannien;* und unſers Erachtens hätte dieſer Titel auch in der Ueberſetzung nicht abgeändert werden müſſen. Denn, obgleich der Ueberſetzer in ſeiner Vorrede verſchiedne ſehr richtige und zweckmäſsige Bemerkungen über die Anwendbarkeit gewiſſer Ideen des Vf. auf andre Staaten vorträgt; ſo konnte doch in dem Sinne, in welchem *Young* den Ausdruck hier nahm, (da er nemlich den Zuſtand Frankreichs in den letzten Jahren lediglich als Wirkung derjenigen politiſchen Principien, die man auch in ſeinem Vaterlande praktiſch zu machen ſuchte, darſtellt) das Beyſpiel jenes Landes, eigentlich und zunächſt nur eine *Warnung für Groſsbrittannien* ſeyn. Faſt das ganze Buch handelt von den Gefahren eines zu weit ausgedehnten, auf bloſse Volkszahl gegründeten Repräſentationsſyſtems (*perſonal repreſentation*); welchem europäiſchen Staat auſser England aber drohen für jetzt Gefahren dieſer Art? — Uebrigens war dieſe Schrift beynahe noch ſchwerer zu überſetzen als die Reiſe; die Schreibart iſt noch weit regelloſer, weil eine ſehr lebhafte und oft leidenſchaftliche Bewegung das Gemüth des Vf. ſichtbar beherrſchte. Indeſſen hat der Ueberſetzer redlich das Seinige gethan. Wenn er gleich aus einem zerriſſenen und ſchwerfälligen Styl keinen ganz angenehmen und flieſsenden machen konnte, ſo hat er doch ein Buch geliefert, welches Jeder, den der Inhalt intereſſirt, mit Wohlgefallen leſen wird.

3. Wenige engliſche Schriften über die franzöſiſche Revolution waren einer Ueberſetzung in ſo hohem Grade werth als die *Vindiciae Gallicae*. Das Publicum hat Urſache, zufrieden zu ſeyn, daſs dieſe Ueberſetzung in die Hände eines der Sache und der Sprache kundigen Mannes gerathen iſt.

4. Dieſes Tagebuch gehört unter die ſchätzbarſten Beyträge zur Geſchichte der Revolution vom 10. Auguſt 1792. Der Vf. iſt ein durch mehrere beliebte Werke bekannter Schriftſteller, der in Geſellſchaft mit dem Grafen *Lauderdale* ein Land, das er ſchon ſonſt kennen gelernt hatte, für deſſen Bewohner er eine ausgezeichnete Zuneigung hegte, und über deſſen erſte Revolution (im J. 1789) er ſich innig freute, gerade im Augenblick einer fürchterlichen Kriſe beſuchte. Das Urtheil dieſes Mannes iſt gewiſs ſo unparteyiſch, wie es nur je ein ſchriftſtelleriſches Urtheil ſeyn kann, und ſein Zeugniſs, welches für den unglücklichen König viel vortheilhafter ausfällt, als er es ſelbſt, indem er den franzöſiſchen Boden betrat, mochte erwartet haben, unverwerflich. Sein Buch iſt übrigens voll von merkwürdigen, zum Theil ganz neuen, Anekdoten über jene ſchrecklichen Monate, und ſelbſt das, was er gelegentlich über frühere Perioden der Revolution ſagt, zeigt einen ſehr wohl unterrichteten, hell und richtig ſehenden Beobachter. Die Ueberſetzung iſt eine der flieſsendſten und beſten, die uns ſeit langer Zeit zu Geſicht gekommen ſind.

5. So brauchbar und ſo unterhaltend als das vorige, iſt *Fennel's* Buch bey weitem nicht. Der Vf. verſchwemmt die Facta, die er erzählt, in einem Meer von allgemeinen Räſonnements, und bleibt zu wenig bey dem, was er wirklich als *Augenzeuge* vortragen konnte, ſtehen. Ueberdieſs herrſcht in ſeinem Tone oft leidenſchaftliche Aufwallung, ob er gleich im Ganzen ein gemäſsigter und vernünftiger Royaliſt zu ſeyn ſcheint. Die Begebenheiten vom 10. Auguſt hat *Moore* ausführlicher und genauer erzählt als *F.* Ueber die merkwürdige Scene vom 20 Junii findet man im letztern ein intereſſantes Detail. Im Ganzen gehört *Fennel's* Schrift immer unter die beſſern, die von dieſer Periode der Revolution handeln, und die deutſche Ueberſetzung derſelben unter diejenigen, die ſich wenigſtens

nigſtens ohne Widerwillen und hier und da angenehm leſen laſſen.

1. Stendal, b. Groſse: *Was fehlt denn eigentlich den Franzoſen?* Eine medicinisch-philoſophiſche Unterſuchung benebſt einer angehängten kleinen Bitte an die Meiſter der deutſchen Sprache. 1794. 55 S. 8.

2. Quedlinburg, b. Ernſt: *Merkwürdige Prophezeyhungen oder Geſchichte der Welt von A bis Z;* gefunden bey einem alten Eremiten in Polen. 1795. 120 S. 8.

3. Leipzig, b. Böttger: *Geſpräche über die Offenbarung Johannis und die jetzige franzöſiſche Revolution* zwiſchen einem Katechet, einem Schmidt, einem Müller und einem Richter u. ſ. f. 1794. 77 S. 8.

4. Augsburg, in der Wolfiſchen Buchh.: *Neues chriſtliches Heidenthum, oder franzöſiſcher Katechiſmus,* welcher das Ungeheuer der heutigen Philoſophie gegen Gott und die Religion aus ihren Urquellen u. ſ. f. von G. A. v. U. *Mit Gutheiſsung des hochwürdigſten Ordinariats.* 1793. 157 S. 8.

Freylich wäre es zur Ehre der deutſchen Literatur zu wünſchen, daſs man über ſolche Producte, wie dieſe, ein tiefes und ewiges Stillſchweigen beobachten könnte: ſie ſind indeſſen einmal da, und wir müſſen uns ſchon der traurigen Pflicht unterziehen, ſie mit wenigen Worten zu charakteriſiren.

1. Der witzige Vf. belehrt eine vortrefflich gewählte Geſellſchaft, die aus einem Demokraten, Nahmens *Strohkopf*, einer Doctorin *Wolkenbraun*, einem plumpen Major *Säbel*, einem Advocat *Stolzenheimer* und andern würdigen Mitgliedern beſteht, über die eigentliche Natur der franzöſiſchen Raſerey. Es giebt eine *moraliſche Kriebelkrankheit*, wie es eine phyſiſche giebt; und von dieſer *moraliſchen Kriebelkrankheit* ſind die Franzoſen befallen. Mit ungemeinem Scharfſinn werden nun alle Symptome der phyſiſchen Kriebelkrankheit aus mediciniſchen Büchern hergezahlt und auf die moraliſche angewendet. Glücklich genug, wenn dieſe Anwendung immer nur froſtig und platt, und nicht ſo oft widrig und ekelhaft wäre. — Die Bitte an die Meiſter der deutſchen Sprache iſt keine andere als die: „ſie möchten dem Vf. doch ſagen, weshalb ſeit zehn Jahren *einige* deutſche Schriftſteller ſtatt *Enthuſiasmus* und *Fanatiſmus* — *Enthuſiaſm* und *Fanatiſm* ſchreiben." Wenn dieſe wichtige Frage auch einer Antwort werth wäre, ſo möchte ſie doch wohl dem Vf. nicht zu Augen kommen, da er in der Vorrede ausdrücklich ſagt: „was für ein Urtheil die Kunſtrichter über mein Büchlein fallen wollen, das zu erfahren werde ich mir keine Mühe geben."

2. Wer dieſen Unſinn bis zu Ende leſen kann, muſs eine eiſerne Geduld haben. Zwey Freunde, Herr *Zwiebel*, und Herr *Honig* (wie ſinnreich!) verirren ſich in ein altes verfallnes Schloſs, und finden hier ein Buch mit allegoriſchen Bildern, welche Prophezeyhungen über den künftigen Zuſtand der Welt andeuten. So-viel ſich verſtehen läſst, werden darin der *Buchdruckerpreſſe* — der *franzöſiſchen Revolution* — und den *weiten Beinkleidern* — Lobreden gehalten. Uebrigens nehmen ſich die handelnden Perſonen ſolche *Bon-mots* wie die folgenden: „Man wird ſo alt als eine Kuh und lernt noch immer dazu" oder „Ich habe Ihre kleine AA machen geſehen" u. ſ. w. — gar nicht übel.

3. Die ganze elende Broſchüre beruht auf der Vorausſetzung, daſs man die *Offenbarung Johannis* zur *Begünſtigung der franzöſiſchen Revolution* und *ähnlicher Empörungen* misdeuten könnte. Für Ernſt kann man eine ſolche Abgeſchmacktheit unmöglich halten: als Scherz, als Satyre gäbe es nichts nüchterneres auf Erden. —

4. Wenn durch irgend einen wunderbaren Zufall dieſe merkwürdige Diatribe auf eine entfernte Nachwelt kommen könnte, ſo würde dieſe ſich gewiſs in Conjecturen erſchöpfen, um den Contraſt zwiſchen einer ſolchen Schrift und dem Geiſte der Zeit, in welcher ſie erſchien, zu begreifen. Selbſt die jetztlebende Menſchheit würde es nicht glauben, daſs in gewiſſen Provinzen *Deutſchlands* noch eine ſo dicke Finſterniſs herrſchte, wenn nicht hin und wieder dergleichen Phänomene ans Licht kämen. — Der Vf. dieſes, in drey Abſchnitte (betitelt: *von der Phyſik; von der Metaphyſik; von der Moral;*) getheilten, und in Fragen und Antworten abgefaſsten Buches will von *gar keiner Philoſophie* etwas wiſſen: er eröffnet gleich damit, daſs er *Büffon* — wer ſollte es glauben? — für den erſten Urheber aller gottloſen Neuerungen erklärt. „*Büffon*" ſo heiſst es „als der Urheber aller hindangeſetzten Offenbarung öffnete allen nachkommenden, noch weit gräulichern, Syſtemen Thür und Thor in Frankreich." Ein andermal: „Jeder mit fünf Sinnen begabte Menſch ſieht ſchon hieraus, was für ein albernes Gedicht das gegen alle Vernunft und Religion anſtöſst, *Büffon* zu ſeiner ewigen Schande aus Taglicht gebracht habe. Man könnte nach der Phyſik und Mathematik dieſem *franzöſiſchen Genie* noch 1000 gegründete Einwendungen machen, die ihn noch weit mehr *ins Lächerliche herabſetzten*, aber nicht für den gemeinen Mann auch zu weitläuftig wären." — Nach dieſer Behandlung eines *Büffon* kann man ſich nun leicht vorſtellen, wie hier mit *Voltaire, Rouſſeau, Diderot, D'Alembert*, und andern Miſſethätern dieſer Art verfahren wird. Z. B. „Das angebetete Weltwunder Voltaire zeichnet ſich in allen ſeinen Schriften immer nur in dreyen Zügen aus. Entweder er war *erzunverſchamt*, oder ein *frecher Lügner*, oder ein *fader Spaſsmacher.*" Durch die *falſche Phyſik*, haben ſich die *fantaſiſchen Philoſophen*, die nun den ganzen Zorn des Vfs. fühlen müſſen, auch eine *neue und heidniſche Metaphyſik* gemacht. Es iſt wahrlich der Mühe werth, das Buch ſelbſt zu leſen; und Niemand wird es bereuen, ſich mit dieſen originellen Tollheiten näher bekannt gemacht zu haben. Von der *franzöſiſchen Revolution* hat der Vf. allem Anſehen nach, noch nicht viel erfahren: er erwähnt ihrer faſt gar nicht, außer daſs er am Schluſſe ausruft: „Nun alſo noch etwas an Euch, Groſse dieſer Welt, Vater des Vaterlandes! Dieſs iſt die Philoſophie, welche nichts Gefährliches für den Staat enthal-

ten ſoll: deswegen lieſs man ſie in Frankreich frey paſſiren. Allein, ſie iſt die Philoſophie der *Unruhe*, des *Tumults*, des *innern Krieges*." Soviel Böſes konnte *Büffon's falſche Phyſik* ſtiften!

Altona, b. Hammerich: *Abhandlungen das Intereſſe der Menſchheit und der Sitten betreffend von Villaume.* 1794. 391 S. 8.

Dieſer Abhandlungen ſind *vier*, die ſämmtlich nach Preis-Aufgaben franzöſiſcher Akademieen (ob urſprünglich in deutſcher oder in franzöſiſcher Sprache wird nicht erwähnt) ausgearbeitet wurden. I. *Welche ſind die Mittel die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken?* Eine von der Akademie zu *Metz* gekrönte Preisſchrift. II. *Welche Grundſätze und welche Geſinnungen muſs man den Menſchen zu ihrem Wohl einzufloſsen ſuchen?* Nach einer Aufgabe der Akademie zu *Lyon*. III. *Welchen Einfluſs haben die Sitten der Regierung auf die Sitten des Volks?* Nach einer Aufgabe der Akademie zu *Dijon*. IV. *Welche ſind die Mittel, dem Volke die Nahrung zu verſichern, und zwar dergeſtalt, daſs man die Beſchwerden des Mangels abwende, ohne dem Ackerbau zu ſchaden?* — Aufgabe der Akademie zu Metz für 1791.

Der Plan und Charakter dieſer Abhandlungen geſtattet uns nicht, bey der Beurtheilung derſelben in ein ausführliches Detail zu gehen. Sie enthalten ein ganz allgemeines moraliſch-politiſches Raiſonnement, welches bekannte aber wichtige Wahrheiten in einem richtigen Zuſammenhange und von mancher heilſamen Folgerung für das Wohl der Menſchheit begleitet, darſtellt. Da indeſſen über die Gegenſtände dieſer Abhandlungen ſeit zehn Jahren ſo unendlich viel in allen Sprachen geſchrieben worden iſt, ſo müſste man ſie durchaus von einer völlig neuen Seite betrachten, oder durch den allerglänzendſten Vortrag heben; um noch auf einen groſsen Eindruck Rechnung machen zu können. Keins von beiden iſt hier der Fall: der Styl des Vf. iſt rein und regelmäſsig, aber nicht hinreiſsend: die Geſichtspunkte, von welchen er ausgeht, ſind groſstentheils gut gewählt, aber nie durch ihre Neuheit intereſſant. Selbſt die ſcharfen Lehren die er den Regenten bey jeder Gelegenheit giebt, und der bittre Tadel, den er häufig über ſie ausgieſst, ſcheinen gegen das, was die Groſsen dieſer Welt ſeit ſechs Jahren gehört und erfahren haben, nur wie lindernder Balſam zu ſeyn. Ob es aber demunerachtet nicht zu viel verlangt war, daſs man in einem monarchiſchen Staate, wo nun einmal eine Cenſur exiſtirt, Aufſätze, in welchen die franzöſiſche Revolution unablaſsig als das Heil und der Troſt der Welt geprieſen wird, ohne Umſtände drucken laſſen ſollte, das mit völliger Parteyloſigkeit zu beantworten, überlaſſen wir dem ſonſt ſo liberalen und einſichtsvollen Vf. ſelbſt, und vermuthen, daſs er die Vorrede zu dieſen Abhandlungen in einer böſen und ungerechten Laune geſchrieben habe.

Es iſt der Schrift ein Anhang unter dem Titel: *Verſuch über den erſten Zuſtand des Menſchen und über die erſten Fortſchritte deſſelben* beygefügt, der uns faſt noch beſſer gefallen hat, als die Haupt Abhandlungen. Die Schilderung des rohen, und des ſo eben aus der Rohheit hervorgehenden Menſchen iſt an vielen Stellen recht glücklich gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*, b. Keyſer: *J. F. Weiſsenborns*, der Arzneykunde öffentl. Lehrers zu Erfurt, *Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen, als eine bis jetzt nicht bemerkte Urſache öfterer Leiſtenbrüche, nebſt der Beſchreibung einer neuen Art elaſtiſcher Bruchbänder*, welche Leiſtenbrüche, auch ſchon erwachſener Perſonen, radical heilen. Mit einem Kupfer. 1793. 16 S. 4. Eine in der Akademie zu Erfurt gehaltne Vorleſung. Von der Hauptidee geſteht Hr. *W.* ein, daſs ſie Aerzten bekannt iſt, und in ihrer Auseinanderſetzung nahm er nur auf Nichtärzte Rückſicht. Das, was man alſo in einer akademiſchen Abhandlung erwartet, Neuheit des Inhalts und wiſſenſchaftlichen Vortrag, muſs man in dieſer *mediciniſchen Volksſchrift* nicht ſuchen. Hohe Beinkleider, die eng zugeſchnallt werden müſſen, können allerdings mancherley übeln Einfluſs auf die Lage und Thätigkeit der verſchiednen Theile des Unterleibes haben. Ob ſie aber Leiſtenbrüche gerade begünſtigen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, da ſie in der Leiſtengegend ſelbſt feſt anliegen und es auch noch die Frage iſt, ob nicht ein allmähliges, anhaltendes, und nicht zu ſtarkes Andrängen gegen einen Theil, wie der Bauchring iſt, dieſen in Stand ſetzen ſollte, deſto beſſern Widerſtand leiſten zu können. Sehr verdienſtlich iſt aber die Bemerkung des Vf., daſs ſehr viele Leiſtenbrüche bey neugebornen Kindern entſtehen, indem einem Nabelbruch vorgebeugt werden ſoll und man nur die Nabelbinde zu feſt anlegt. Knaben haben dieſen Schaden vorzüglich zu befürchten.

Hohe Beinkleider könnten beybehalten werden, wenn man ſie nur nicht durch Zuſchnallen, ſondern durch einen ſogenannten Hoſenträger in ihrer Lage zu erhalten ſuchte. Die neue Art elaſtiſcher Bruchbänder, die uns allerdings ſehr zweckmäſsig ſcheinen, die aber der Titel zu neu und prächtig ankündigt, weicht wenig von den unter guten Wundärzten gangbaren ab; ſie haben keinen Beinriem; ſtatt des Knöpfchens nimmt eine Schraube den Riem auf und der Kopf iſt mit einer elaſtiſchen Feder verſehen. 3 Figuren machen dieſes anſchaulich.

Rec. hat es ſich zur Pflicht gemacht, das Abgeſchmackte und Widrige einer gewiſſen Art von Witzeley, und der Sucht, ſtarke Worte zu gebrauchen, die man nur in deutſchen mediciniſchen Schriften antrifft, und die vom Ton der Unterſuchung ganz ableitet, ſtets zu rügen, und muſs daher anführen, daſs die treffliche Kämpfiſche Methode, Krankheiten des Unterleibes zu heilen, S. 11. eine *mediciniſche Raſerey* genannt und die Methode ſelbſt durch die Worte charakteriſirt wird „eine Belagerung, in welcher man öfters eingebildete Infarcten, durch Klyſtiermaſchinen, wie eine Feſtung mit Haubitzen beſchoſs."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1795.

GESCHICHTE.

1) Genf, b. Francou: *Correſpondance de Grenus et Deſonnaz*, ou état politique et moral de la République de *Genéve*, ouvrage très utile aux Citoyens qui veulent connaître les reſſorts ſecrets des evenemens paſſés, préſens et futurs. 1794. Vol. I. 288 S. Vol. II. 234 S. 8.

2) Ebend.: *Hiſtoire de la conjuration de Grenus, Soulavie etc. contre la République de Geneve*, par *J. Deſonnaz Citoyen de Geneve.* 1794. 278 S. 8.

Die *Geſchichte der Verſchwörung des Grenus*, *Soulavie* u. ſ. f. macht zwar eigentlich die Folge und den dritten Theil der Correſpondenz zwiſchen *Grenus* und *Deſonnaz* aus: wir wollen aber, theils um das wichtigſte zuerſt abzuhandeln, theils um zu erklären, wie es zugeht, daſs der, welcher in der *Correſpondenz* als Freund des *Grenus* auftritt, in der *Geſchichte* ſein Ankläger wird, die Leſer vor allen Dingen mit der letztern bekannt machen.

Nach der Hauptrevolution, welche *Genf* im December 1792 erlebte, war die öffentliche Macht gänzlich in die Hände zweyer Ausſchüſſe übergegangen, die die Namen des *Sicherheits-* und des *Adminiſtrations-Ausſchuſſes* führten. Während der interimiſtiſchen Regierung dieſer Ausſchüſſe beſchäftigte ſich (das ganze Jahr 1793 hindurch) ein hiezu ausdrücklich ernannter *Nationalconvent* mit der Abfaſſung einer *neuen Conſtitution*, welche im November des Jahrs 1793 vollendet, und im Februar 1794 von der Volksverſammlung (*conſeil-general*) genehmiget ward. Dieſe auf die Principien der *abſoluten Gleichheit* gebaute Conſtitution ſchaffte alle bisher obwaltenden Unterſchiede zwiſchen *Citoyens, Bourgeois, Natifs* u. ſ. f. völlig ab, verwandelte die *ariſtokratiſche* in eine *reine*, doch in gewiſſem Sinne immer noch *repräſentative, Demokratie*, und lieſs von der ehemaligen Organiſation nur wenige zerſtreute Spuren übrig.

Von der Epoche der groſsen Revolution an, wo der groſse und kleine Rath mit einem Schlage vernichtet worden war, und in dem ganzen Zeitraum, welcher vom Ende des J. 1792 bis in die Mitte des J. 1794 verfloſs, gab es in Genf *vier* (von den ehemaligen ganz und gar verſchiedne) Partheyen, mit deren Charakter und Zweck man ſchon einigermaſsen bekannt ſeyn muſs, um die vorliegenden Schriften vollſtändig zu verſtehen. Sie waren: 1) Die *Ariſtokraten.* Unter dieſem Namen begriff man aber in der Revolutionsperiode nicht bloſs (wie ſonſt) die ſtrengen und unbilligen Vertheidiger der Rechte des groſsen und kleinen Raths gegen das Volk, oder der Rechte der *Citoyens* gegen die *Natifs*, mit einem Worte nicht bloſs diejenigen, welchen man in den frühern Streitigkeiten der Republik den Titel der *Negatifs* beygelegt hatte, ſondern auch alle die, welche laut oder insgeheim den gänzlichen Umſturz der alten Conſtitution tadelten. Daſs das Wort *Ariſtokrat* in dem *revolutioniſtiſchen* Genf wirklich dieſe Ausdehnung erhalten hatte, ergiebt ſich ſehr deutlich daraus, daſs faſt alle die Häupter der ehemaligen *Repräſentanten* (vorzüglich der berühmte Generalprocurator *Du Roveray*) und mehrere Perſonen, deren Eifer für bürgerliche und politiſche Freyheit auf keine Weiſe bezweifelt werden konnte, ſo gut als ihre ehemaligen Gegner damit bezeichnet wurden. 2) Die ſogenannten *Englués* (Berückte), d. h. diejenigen, denen man keinen offenbaren Schritt zu Gunſten der alten Conſtitution zur Laſt legen konnte, die aber im Verdacht ſtanden, von den Ariſtokraten in ihr Intereſſe gelockt worden zu ſeyn. 3) Die *Revolutionars.* Dieſe Parthey hatte die Revolution von 1792 bewirkt, die regierenden Ausſchüſſe niedergeſetzt, den Nationalconvent creirt. Sie beherrſchte durch das Anſehen und die Gewalt ihrer Clubbs die ganze Republik, erklärte mehr als einmal, „*daſs die Revolution noch eines Complements bedürfe,*" und war, wie wir bald ſehen werden, die einzige Urheberin der Scenen vom *Julius* und *Auguſt* 1794, die man, obgleich ſehr uneigentlich, die *neueſte Revolution von Genf* zu nennen pflegt. Zu dieſer Parthey gehörte *Deſonnaz*, der Vf. des vor uns liegenden Buches. 4) Die *Berg-* oder beſſer die *franzöſiſche Parthey.* Ihr Wunſch und ihr Beſtreben ging einzig und allein dahin, *Genf* um ſeine Unabhängigkeit zu bringen, und mit der franzöſiſchen Republik zu vereinigen. Dieſe Parthey war nie ſehr zahlreich, aber deſto thätiger und intriganter. Der franzöſiſche Reſident *Soulavie* ſcheint, ſo lange er ſich in *Genf* aufhielt, die Seele derſelben geweſen zu ſeyn. *Grenus*, ein wüthender, bluttriefender Revolutioniſt, und ein höchſt gefährlicher Böſewicht, der 1791 aus Genf verbannt, und zum Lohn für unzählige Cabalen, die er dort und in Savoyen angeſponnen hatte, bey der franzöſiſchen Armee im Departement des *Mont-Blanc* als Oberproviantcommiſſarius angeſtellt worden war, ſeit 1793 aber zu Paris am Ruin ſeines Vaterlandes arbeitete, galt mit Recht für einen ihrer vornehmſten Anführer; und *Wittel, Goeringuer, Genthon* u. a., die Stifter des Clubbs der *Montagnards*, und die Urheber aller Verleumdungen, wodurch man die franzöſiſchen Machthaber zu bewegen ſuchte, die *Reunion* von Genf zu *decretiren*, ſtrebten

ſtrebten mit *Soulavie* und *Grenus* offenbar nach einem und demſelben Ziele.

Die Darſtellung der Bemühungen und Verſuche dieſer Parthey iſt es nun, was *Deſonnaz — Geſchichte der Verſchwörung von Grenus und Soulavie* nennt. Die Geſchichte einer unreifen Cabale, die weder ihren Zweck erreichte, noch irgend eine weſentliche Veränderung in der Republik bewirkte, verdiente dieſen Namen wohl eigentlich nicht. Die Wünſche der *Montagnards* blieben nicht allein ſämmtlich ohne Erfolg, ſondern zogen ſogar den Untergang derer, welche ſie nährten, nach ſich: die Begebenheiten vom 19 Julius und den folgenden Tagen ſchlugen die Feinde der Independenz ſo gut als die Ariſtokraten danieder; und bald darauf wurde *Soulavie*, ehe er noch irgend einen reellen Streich gegen Genf ausgeführt hatte, von ſeinem Reſidentenpoſten abberufen.

So unbedeutend dieſes Buch aber auch aus der eben angeführten Urſache in Rückſicht auf das, was der Titel deſſelben verſpricht, ſeyn mag, ſo wichtig iſt es in Rückſicht deſſen, was darin als Nebenzweck behandelt wird. Es liefert uns nemlich ſehr ſchätzbare Beyträge zur Geſchichte der ſogenannten *Revolution vom 19 Julius 1794*, und ſtellt uns in den wahren Geſichtspunkt, aus welchem dieſe traurige Begebenheit, bey welcher der Vf. nicht bloſs Augenzeuge, ſondern Mithandelnder war, beurtheilt werden muſs.

Die Nachrichten, die wir bisher davon gehabt haben, waren ſo unvollſtändig und ſo unſicher, daſs ſich kaum eine deutliche und zuſammenhangende Vorſtellung der Sache daraus abnehmen lieſs. Verſchiedne Zeitungsblätter verbreiteten die ganz falſche Meynung, daſs die Verhaftnehmungen, die Revolutionsgerichte, und alles, was ſeit dem 19 Jul. über die unglückliche Stadt erging, das Werk der *Montagnards* oder Franzöſiſch-Geſinnten allein geweſen ſey. Andre ſchrieben dieſer Parthey wenigſtens einen groſsen Antheil daran zu. Hier zeigt ſich aber aufs deutlichſte, daſs den *Revolutionärs* ausſchlieſsend die Ehre oder die Schande aller dieſer convulſiviſchen Bewegungen gebührt, und daſs die *Montagnards*, ſo lange bis ſie ſelbſt die Opfer derſelben wurden, müſsige Zuſchauer dabey abgegeben hatten.

Die Begebenheiten vom Julius und Auguſt 1794 verdienen, wie ſchon vorhin beyläufig bemerkt worden iſt, den Namen einer *Revolution* nicht. Die neue Staatsverfaſſung wurde nicht umgeworfen: die, welche die öffentlichen Aemter bekleideten, wurden nicht abgeſetzt: es ging in der Austheilung und Verwaltung der öffentlichen Macht keine einzige weſentliche Veränderung vor. Eine Parthey im Staate fand für gut, die Individuen, die zu einer andern gehörten, vor ihren Richterſtuhl zu ziehen, und die Idee der politiſchen Gleichheit auch auf das *Vermögen* ihrer Mitbürger auszudehnen. Die conſtitutionelle Regierung verhielt ſich ſtumm und leidend, ſo lange die ſelbſtgeſchaffne Dictatur dieſer Parthey dauerte. Der ganze Vorgang war gleichſam eine *revolutioniſtiſche Superfötation*.

So viel Mühe ſich auch der Vf. der vorliegenden Schrift gegeben hat, die Rechtmäſsigkeit und die unvermeidliche Nothwendigkeit der blutigen Auftritte, bey welchen er ſelbſt nur allzu thätig mitwirkte, darzuthun; ſo wird es ihm doch nicht gelingen, die, welche Wahrheit, Sittlichkeit und Menſchlichkeit ehren, auf ſeine Seite zu bringen. Die Thaten, welche er zu rechtfertigen ſucht; werden, ſo lange eine Geſchichte der Republik Genf und des jetzigen Zeitalters beſteht, der Nachkommenſchaft als ein trauriges, aber lehrreiches, Denkmal verkündigen, welche Früchte der politiſche Fanatismus tragen kann, wenn er der Gefährte und das Werkzeug raubgieriger oder rachedürſtender Böſewichter wird.

Die Genfer Ariſtokraten hatten ſich den Untergang der alten Verfaſſung ohne Widerſtand gefallen laſſen, und waren ſogar den Revolutioniſten auf halbem Wege entgegen gegangen. Sie ſtörten weder den Nationalconvent noch die proviſoriſche Regierung in ihren Geſchäften. Sie ſehnten ſich ſogar nach der Vollendung der neuen Conſtitution, und traten derſelben, als ſie (im Februar 1794) in der allgemeinen Bürgerverſammlung (*conſ il general*) vorgetragen ward, ohne Widerrede und ohne Einſchränkung bey. *Deſonnaz* ſelbſt bezeugt dieſes letztre Factum; und ob er gleich ſeinen Gegnern ein gehäſſiges Motiv unterſchiebt, ſo dienen doch ſeine eignen Ausdrücke dazu, dem billigen und unpartheyiſchen Richter die wahre Geſtalt der Sache zu verrathen. „Die neue Conſtitution" ſagt er S. 117, „wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Es „iſt nicht ſchwer, die Urſachen davon zu entdecken. „Die Ariſtokraten ſeufzten nach dem Augenblick, wo „die *conſtitutionelle Regierung* eintreten ſollte, damit „nur der Gegendruck (*réaction*), den ſie von der *revolutioniſtiſchen Bewegung* auszuſtehen hatten, aufhören, „und ein Zuſtand anheben möchte, wo ſie ihre Herrſchaft *unter dem Schirm der Rechte des Menſchen*, entweder durch Beſtechung eines Theils der Nation oder „durch einen unerlaubten Einfluſs auf die öffentlichen „Beamten, wieder erlangen könnten." Welche merkwürdige Stelle! Alſo iſt es in den Augen eines exaltirten Revolutioniſten ſogar ein Verbrechen „nach dem Aufhören der *revolutionären Bewegung* zu ſeufzen?" Alſo iſt es noch ſtrafbar, wenigſtens „die Vollendung einer neuen Conſtitution," das heiſst, das Ende einer völligen Anarchie zu wünſchen? Alſo dürfen diejenigen, denen eine Revolution einen groſsen Theil ihrer politiſchen Exiſtenz raubte, ſich auch nicht einmal an die *Rechte des Menſchen* halten, ohne in den Verdacht zu kommen, daſs ſie auf dieſe *Rechte* (die doch von der andern Seite als die einzige und ſicherſte Schutzwehr gegen alle unrechtmäſsige Gewalt angegeben werden,) eine *neue Herrſchaft* gründen wollen? —

Wenn die Genfer Ariſtokraten *alles* zugaben, was die Revolutioniſten (ohne geradehin zu erklären, daſs ſie *gar keine* Regierung mehr verlangten,) ihnen nur irgend zumuthen konnten, worin beſtanden denn eigentlich die Verbrechen, welche mit ſo unbarmherziger Härte beſtraft werden muſsten? Es iſt der Mühe werth,

Digitized by Google

werth, den Vf. hierüber zu hören. In ſeinem 14ten Briefe, (denn die ganze Erzählung iſt in Briefe eingekleidet,) trägt er „die Vergehungen der Ariſtokraten vor, welche die Revolution vom 19ten Julius nothwendig machten." Es ſind folgende: 1) Ihr Betragen in den Jahren 1782, 1789, 1791, und — was wohl niemand ſo leicht erwartet hätte — 1792.!! 2) Die Freude, die ſie blicken lieſsen, wenn das Kriegsglück den Franzoſen ungünſtig ſchien. 3) Ihre Bemühungen, die interimiſtiſche Regierung (der Revolutionsausſchüſſe) den Schweizercantons verhaſst zu machen. 4) Ihre Weigerung, einen im Jun. 1793 von den Revolutionärs vorgeſchlagnen Eid (der Eintracht, und des Gehorſams gegen die conſtituirten Autoritäten) abzulegen. — Die *erſte* Beſchuldigung bedarf keines Commentars: die ſchreckliche Maxime, Menſchen für das zu ſtrafen, was zu der Zeit, da ſie es begingen, nicht ſtrafwürdig war, iſt eine der giftigſten Früchte, die aus dem verpeſteten Boden bürgerlicher Kriege aufwachſen. Die *zweyte* Beſchuldigung iſt eben ſo lächerlich als nichtsbedeutend. Die *dritte* müſste wenigſtens erwieſen ſeyn, wenn ſie nur *einiges* Gewicht haben ſollte. Die *vierte* iſt gegründet, fällt aber den Ariſtokraten nur ſo lange zur Laſt, als man ihre Rechtfertigung nicht vernommen hat. Sie wollten nämlich den Eid deshalb nicht leiſten, „weil ſie nur den Souverain, nicht die Clubbs der Revolutioniſten befugt glaubten, einen ſolchen Eid vorzuſchreiben."

Als wenn der Vf. ſelbſt gefühlt hätte, daſs jedes vernünftige und für die Sittlichkeit nicht erſtorbne Gemüth durch die Abgeſchmacktheit und Armſeligkeit dieſer Bewegungsgründe empört werden würde, ſucht er ſie nun noch durch folgende Gemeinplätze zu verſtärken. „Die Ariſtokraten und ihre Trabanten hoben *immer noch* ihr ſtolzes und drohendes Haupt empor: man muſste endlich dieſe *unheilbare* Ariſtokratie *ſtrafen*, und *die Revolution vollenden*. Man muſste die alte Rechnung, die vom Jahre 1707 an nicht ſaldirt war, berichtigen(!!) Man muſste die Manen der *zahlreichen*(?) Schlachtopfer der Ariſtokratie verſöhnen" u. ſ. f. Aber dieſe rachſüchtigen Declamationen können den unpartheyiſchen Leſer eben ſo wenig befriedigen, als das Argument für die Nothwendigkeit einer neuen Inſurrection, welches er aus dem Betragen der franzöſiſchgeſinnten Parthey herleiten will. Weil *Grenus* und *Soulavie* allenthalben klagten, daſs man in *Genf* die Ariſtokraten duldete, muſste man die Ariſtokraten umbringen? Weil *Grenus* und *Soulavie* nichts ſehnlicher wünſchten, als Unruhen in Genf, die vielleicht ihr Lieblingsproject, die Vereinigung dieſer Republik mit Frankreich, bewirken konnten, darum muſste man Unruhe und Inſurrection gefliſſentlich ſuchen? — Gab es ein ungereimteres Raiſonnement?

Merkwürdig iſt es, daſs *Deſonnaz*, nachdem er die Urheber der Revolution vom 19ten Julius durch die ſo eben beleuchteten Gründe gerechtfertigt zu haben glaubt, mit folgenden Worten ſchlieſst: „Dies war es, was die Inſurrection vom 19ten Jul. veranlaſste. *Ich kann mich irren*, aber dies iſt meine Meynung. *Wenn ſie ungegründet iſt*, ſo kann man mich wenigſtens eines Mangels an Wahrheitsliebe nicht beſchuldigen." Wie *dringend* müſſen die Motive zu einer Revolution ſeyn, wenn einer der Urheber derſelben nicht einmal gewiſs iſt, ob er auch die rechten getroffen hat!

Das Verfahren der Revolutioniſten entſprach der Güte ihrer Zwecke, und der Wichtigkeit ihrer Bewegungsgründe. Schon am 16ten Jul. wurde im Clubb *auf Inſurrection angetragen*. Mehrere Mitglieder waren der Meynung, *ſie auf 14 Tage noch aufzuſchieben* (S. 123.)!! Am 18ten Abends wurden die *Anträge* heftiger, und die *Debatten* fielen für augenblickliche Realiſirung der Sache aus. In der Nacht vom 18ten zum 19ten reiften die Plane der revolutioniſtiſchen Parthey. *Selbſt Soulavie und ſeine Gefährten* — wie äuſſerſt merkwürdig iſt dieſes Geſtändniſs! — *konnten nicht begreifen, was man mit der Inſurrection ſagen wollte*, und glaubten Anfangs gar, ſie ſey bloſs und unmittelbar gegen ſie gerichtet. — Am 22ſten hielt das neuerrichtete *Revolutionstribunal* ſeine erſte Sitzung; der ehmalige Syndic *Cayla*, der ehemalige Rath *Prevôt-Cabanis*, der junge Advocat *Rochemont*, der Obriſt-Lieutenant *Deſcombes*, die Uhrmacher *Chenaud*, *Meunier* und *Vivien*, waren die erſten, die ſich vor dieſem Blutgericht ſtellen muſsten; die Verbrechen, die ihnen nach der Erzählung des Vf. zur Laſt gelegt wurden, waren ſammt und ſonders von der Art, wie die vorhin angeführten Beſchuldigungen gegen die Ariſtokraten überhaupt; nicht ein einziges beſtimmtes Factum, folglich keine Unterſuchung, kein Beweis, kein Zeugenverhör! — Als im Tribunal die Stimmen durch Ballotiren geſammelt wurden, fand ſich, daſs *Cayla* mit dem Leben davon kommen ſollte. Sogleich ward beſchloſſen, daſs noch einmal *laut* votirt werde. Nun wurden ſie alle zum Tode verdammt. Am folgenden Tage (25ſten Jul.) ſollte *die Maſſe der revolutionaren Bürger* die Sentenzen des Tribunals beſtätigen. Es waren *dreytauſend* ſolcher Bürger, (alſo ungefähr der *zehnte* Theil der Einwohner Genfs, der ſich dieſe abſcheuliche, unerhörte Prärogative anmaſste). Bey der Stimmenſammlung ergab ſich, daſs nur *Decombes*, *Vivien*, *Meunier* und *Chenaud* zum Tode, *Prevôt*, *Cayla* und *Rochemont* zur Verbannung verurtheilt wurden. Nun hätte man doch alles beendigt glauben ſollen, da das, was die revolutionären Böſewichter *Volksſtimme* und *Souverainität der Nation* nannten, ſich deutlich erklärt hatte. Nicht alſo! „Ein groſser Theil der *Bürger* war mit dieſem Ausſpruch" (ihrer eignen *Majorität!!!*) „unzufrieden, und riefen: *den Tod, den Tod!*" — — Der Militärausſchuſs verſicherte, „daſs es kein andres Mittel gäbe, *das Vaterland zu retten*, als die ſieben Gefangenen zum Tode zu führen." — und um 10 Uhr Abends werden ſie ſämmtlich, *die Verurtheilten wie die Losgeſprochnen*, bey Fackelſchein hingerichtet.

Nach einer Greuelthat, wie dieſe war, konnte nichts Frevelhaftes und Entſetzliches mehr befremden. Der Vf. führt die Geſchichte der folgenden Tage zwar

Digitized by Google

nur ſo weit, als noch *Soulavie's* Parthey einigen Einfluſs in Genf behielt, und verweilt hauptſächlich bey dem Schickſal der vor das Tribunal gezognen Mitglieder dieſer Parthey. Auch ihnen, ſo ſtrafbar einige davon ſeyn mochten, widerfuhr kein Recht: ihr Proceſs, ihre Verurtheilung beruhete auf unbeſtimmten Anklagen und willkührlichen Entſcheidungen. Das Revolutionsgericht verdammte *Wittel, Conte, Genthon, Grobety, Grenus* und *Goeringuer* (die beiden letzten als abweſend *in contumaciam*) zum Tode, andre zur Verbannung. Aber ehe dies geſchah, muſsten noch *Fatio*, geweſener Syndic, und *Naville*, geweſener Rath, zwey Männer, welche die Zierde einer jeden Republik geweſen wären, der Kaufmann *Odeou*, und der Uhrmacher *Delolme* den leeren Vorwurf einer *unheilbaren Ariſtokratie* mit ihrem Blute büſsen. Ueber den Proceſs des trefflichen *Naville* gibt der Vf. einige merkwürdige Particularitäten: von den übrigen Thaten und Ausſprüchen des Revolutionsgerichts, von den zahlreichen Confiscationen, von allen den frechen Eingriffen in das Eigenthum der Bürger, wodurch die Revolutioniſten in wenig Monaten den Flor von Genf auf viele Jahre zerſtörten — ſchweigt er ganz.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Eisenach, b. Wittekindt: *Gallerie* (Galerie) *unglücklicher Könige und Fürſten.* 1794. 216 S.

Daſs ja niemand in dieſer Galerie Meiſterſtücke hiſtoriſcher Kunſt und Darſtellung ſuche: Die hier an einander gereiheten Biographieen von Ludwig XVI, Maria von Schottland, Conradin von Schwaben und Carl I ſind höchſtens als unreife Vorübungen eines Lehrlings anzuſehen; aber dergleichen pflegen nicht in öffentlichen Galerien ausgeſtellt zu werden. Hier nur einige Belege zur Beſtätigung unſeres Urtheils. S. 10. wird behauptet: die Hofparthey hatte gewollt, daſs die N. V. *viritim* ſtimmen ſolle, da doch bekanntlich gerade das Gegentheil die erſte Veranlaſſung zum Zwiſte gab. S. 18. wird Prinz Lambeſc als Generaliſ(ſi)mus des um Paris verſammelten Heeres aufgeführt, und S. 21. läſst der Vf. die Baſtille noch immer mit Sturm einnehmen. S. 36. ſoll der König ſchon am 6ten October 1789 die *Conſtitution* angenommen haben, und S. 37. wurde ſchon die Pariſer *Nationalgarde* mit der *Leibgarde* des Königs in Verſailles handgemein, ehe noch La Fayette mit erſterer ankam. Nach S. 58. wurde Ludwig nebſt ſeiner Familie, nach dem 10ten Auguſt 1792, vor dem Thurme des Tempels in ein 120 Schuh hohes Zimmer gebracht u. ſ. w. Nun noch eine kleine Probe von der Schreibart des Vf. S. 42. heiſst es: „Der König, der mit ſeiner Familie den 20ſten Jun. 1791 des Nachts um 10 Uhr ſein Schloſs zu Fuſse verlaſſen, und mit Hülfe zweyer Fiacres das Thor St. Martin — wo ſein Wagen ſeiner ſchon harrte —, erreicht, in ſeinem Zimmer aber einen ſeiner Getreuen in ſeinem eignen Schlafrock und ſeiner Schlafmütze zurückgelaſſen hatte, wurde, als er eben ſich eines gewiſſen Dranges der Natur entledigte, von dem *daſigen* Poſtmeiſter Drouet erkannt, und — weil dieſer auf Befehl der Municipalität *daſelbſt*, (wo?) der er ſeinen Verdacht wegen der vornehmen und in ſo zahlreicher Begleitung Reiſenden mitgetheilt hatte, ihm voraus gereiſt war, von dem Municipalbeamten von Varenne und acht Nationalgardiſten arretirt.“ Von ähnlichem Gehalte ſind auch die übrigen Stücke dieſer Galerie, und verdienen daher keine Betrachtung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Sommer: *Ein Paar Worte an meine deutſchen Landsleute* bey Gelegenheit des den 9ten März 1793 in Schweden veranſtalteten Religions (Reformations) jubiläums. Von M. *Sal. Gottlob Unger*, evangel. Pred. zu Cölleda in Thüringen. 1793. 40 S. 8. — „*Warum ſollten wir Deutſchen dieſe bequeme Gelegenheit nicht benutzen, uns etwas heilſames zu ſagen?*“ So fragt der Vf., und wir antworten: Je, warum nicht? wenn wir uns wirklich etwas heilſames zu ſagen haben; die Gelegenheit findet ſich ſchon, auch wohl eine nähere, als das ſchwediſche Jubiläum. Nur iſt es etwas keck, daſs der Hr. Paſtor zu Cölleda ſich bey dieſer Gelegenheit zum Dollmetſcher heilſamer Gedanken *der Deutſchen*, und zum Prediger heilſamer Gedanken *für die Deutſchen* aufwirft; noch mehr, daſs er dies' angemaſste ehrenvolle Geſchäft für ſo leicht anſieht, und ſich deſſen ſo ſchlecht entledigt. Zuerſt erzählt er das Bekannte von der Kirchenreformation in Schweden. Uebel unterrichtet iſt er, daſs der König Johann (III) nicht ſowohl aus Vorliebe zur römiſchkatholiſchen Religion, als aus Politik, und weil er ſeinem Sohn Sigismund die polniſche Krone verſichern wollte, dieſen Sohn zur katholiſchen Kirche angehalten habe. Politik war gerade nicht Sache dieſes Fürſten; er war ein verblendeter Zelot und ein Stock in der Hand der Jeſuiten. Seine Predigt nun, auf Anlaſs jenes Dankfeſtes in Schweden, beſtimmt der Vf. der Beherzigung dieſer Frage: *ob denn auch wir Deutſchen uns bisher überall an das reine Evangelium gehalten haben?* Das findet er nun ſo nicht, und der ſchwediſche Jubel wird hier in eine ſcharfe Buſs- und Strafpredigt gegen Atheiſten, Deiſten, Journaliſten und Neologen umgeſtimmt. Dabey erhalten wir noch die wichtige hiſtoriſche Entdeckung, daſs *von allem Anfange in der chriſtlichen Kirche zwey Meynungen über Jeſus geweſen ſind, und noch beſtehen: die apoſtoliſche, von ſeiner unausdenklichſten und unbeſchreiblichſten Abkunft von Gott, und die phariſäiſche, die ihn für einen bloſsen Moraliſten ausgeben will.* Endlich wird noch gegen die *Opinionen der neueren Philoſophaſtereu* ſehr ſcharf geeifert, hingegen die Opinionen des verewigten Biſchofs *Spangenbergs* geprieſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1795.

GESCHICHTE.

1) Genf, b. Francou: *Correſpondance de Grenus et Deſonnaz* etc. etc.

2) Ebend.: *Hiſtoire de la conjuration de Grenus, Soulavie etc. contre la République de Geneve*, par J. Deſonnaz etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.*)

Auſserdem, daſs die hier angezeigte Schrift, wenn gleich bey weitem keine vollſtändige Geſchichte der neuſten Unruhen in Genf, doch manchen brauchbaren Beytrag zu derſelben, und beſonders zur Kenntniſs des Geiſtes, der die verſchiednen Parteyen in dieſer Republik beſeelte, liefert, verdient ſie noch deshalb eine nähere Aufmerkſamkeit, weil ſie zu merkwürdigen Betrachtungen über den Schriftſteller ſelbſt Veranlaſſung gibt. *Deſonnaz* iſt ein junger Mann von ſechs und zwanzig Jahren, von offnem und gefühlvollem Herzen, für Freundſchaft und Liebe höchſt empfänglich, zuweilen bis zur Empfindeley ſchwärmeriſch, ohne alle Prätenſionen des Ehrgeizes, voll Sehnſucht nach einem ruhigen und häuslichen Leben, übrigens glühend für den Ruhm, und beſonders für die politiſche Unabhängigkeit, ſeines Vaterlandes. Sollte man es glauben, daſs der Fanatismus einen ſolchen Charakter zur Gleichgültigkeit gegen die abſcheulichſten Thaten ſtimmen konnte? Sollte man es glauben, daſs ein Mann, wie dieſer, von einigen überſpannten politiſchen Ideen geleitet, und durch den Umgang mit einigen Böſewichtern verführt, an einem mit nichts zu entſchuldigenden, muthwilligen Ausfall gegen Leben, Freyheit und Eigenthum ſeiner Mitbürger Antheil nehmen, in einem Blutgericht ſitzen, und Männer, deren Unſchuld ihm ſogar im Augenblick der Verurtheilung einleuchtete, zum Tode verdammen würde? — Folgende Züge verdienen in einer Charakteriſtik des jetzigen Zeitalters, und in der Geſchichte des menſchlichen Herzens aufbewahrt zu werden:

1) Sobald auf einen förmlichen Beſchluſs des revolutionären Clubbs die Inſurrection ausgebrochen war, erhielt *Deſonnaz* den Auftrag, den Prediger Juventin zu *Chesne*, (einem Dorfe im Genfer Gebiet,) nebſt einigen andern in dieſem Ort befindlichen Perſonen in Verhaft zu nehmen. Er begiebt ſich mit einem Haufen Bewaffneter dahin: er findet die Familie des Predigers zum ruhigen Genuſs eines heitern Abends vor der Thüre ſitzen: er kündigt ihnen ſeine Abſicht an: die Kinder ſtürzen zu ſeinen Füſsen, und bitten für ihren Vater — — Er ſchwankt — — er geht in den Garten, *und vergieſst einen Strom von Thränen.* — Endlich entreiſst er den redlichen Mann den Umarmungen ſeiner verzweifelnden Familie, und führt ihn ab. — Und womit tröſtete er ſich ſelbſt gegen die in ſeiner eignen Erzählung ſo wenig verhüllten Vorwürfe ſeines Gewiſſens? — Man muſs es in der Urſprache herſetzen, damit den Worten ihre völlige Kraft bleibe: — „*Mais auſſi pourquoi dans ſes ſermons laiſſoit il* p e r c e r *des principes ariſtocratiques.*" — Dies war die ganze Rechtfertigung der Gewaltthat; dies war das ganze Verbrechen des unſchuldigen Predigers!

2) Von dem jungen Advocaten *De Rochemont*, der ſich unter den ſieben erſten Verurtheilten befand, ſagt der Vf. folgendes: „Auf dieſen jungen Mann, der nur „ſo eben in die groſse Welt getreten war, konnte *kei*„*ne einzige* von den Beſchuldigungen, die den Ariſto„kraten zur Laſt fielen, angewendet werden;" (ein deſto ſtärkrer Beweis ſeiner vollkommenſten Unſchuld, da die Beſchuldigungen ſo eingerichtet waren, daſs man ſie aufbürden konnte, wem man wollte.) „Er „*war* freylich ein Ariſtokrat, aber im Grunde doch nur „ein eitler Geck, den man *etwas demüthigen*, den man „fühlen laſſen muſste, daſs alle Menſchen gleich ſind." — *De Rochemont* wurde am 25ſten Jul. *hingerichtet*. Und *Deſonnaz* — ward einige Tage nachher ſelbſt Mitglied eines Tribunals, oder vielmehr einer Mörderbande, die dieſe Frevelthat begehen konnte.

3) Nichts aber iſt ſo auffallend, nichts bewegt die Seele ſo ſehr, als die freymüthige und unbefangene Erzählung ſeines Betragens bey dem Proceſs des edeln, zu Genfs unauslöſchlicher Schande zum Tode verurtheilten *Naville*. Hier verlohnt es ſich der Mühe, den Vf. ſelbſt zu hören: „*Naville* wurde beſchuldigt, ein „Anführer der Ariſtokraten geweſen zu ſeyn; man hielt „dafür, daſs er, ohne an den Verbrechen ſeiner Colle„gen unmittelbaren Antheil zu nehmen, ſie dadurch, „daſs er über ihr Betragen ein ſtrafbares Stillſchwei„gen" (*gegen wen?*) „beobachtete, mit auf ſich gela„den habe. *Naville* beantwortete die Anklagen, die „gegen ihn ergingen, mit Würde; — — man konn„te ihm *kein beſtimmtes Factum* zur Laſt legen, keine „von den Handlungen vorwerfen, die ſich die andern „hatten zu Schulden kommen laſſen. Der groſse Feh„ler, den er beging, war, daſs er vor dem Revolu„tionstribunal der Schutzredner der alten Verfaſſung „wurde. — Was hatten *Soulavie* und ſeine Geſellen „geſagt, wenn ein Mann, der für eins der Häupter der „Ariſtokratie galt, und der noch vor Gericht unſre *al*„*ten Tyrannen* vertheidigte, losgeſprochen worden wä„re! Der erſte, der über *Naville* votirte, ſagte eine

„groſse Wahrheit, die man ihm zum Vergehen anrech-„net, und für die ich ihm Dank ſchuldig bin. „Mein „„Gewiſſen, ſprach Naf, ſagt mir, daſs Naville un-„„ſchuldig iſt; . . . weil man denn aber einmal ein dop-„„peltes Gewiſſen haben muſs, ſo verdamme ich ihn „„zum Tode.““ „Die Lage meines Collegen, der zu-„erſt ſeine Stimme gab, war indeſſen lange nicht ſo „ſchrecklich, als die meinige. Dreyzehn Stimmen hat-„ten für den Tod geſprochen: nur eine war noch nö-„thig, um dieſes Urtheil zu vollenden. Ich gab ſie mit „folgenden Worten: „Naville iſt ein Ariſtokrat: doch „„handelte er nie perſönlich ſtrafbar gegen das Volk, und „„ich bin nicht der Meynung, daſs er das Leben ver-„„wirkt hat: gleichwohl, da ich mein Vaterland retten „„will, verurtheile ich ihn zum Tode.““ — — „Ich „erkläre,“ ſetzt er nun noch hinzu, „im Angeſicht mei-„nes Vaterlandes, daſs kein perſönliches Motif, daſs „keine perſönliche Furcht mich dieſes ungerechte To-„desurtheil ausſprechen hieſs: wenn ich nur für mich „gefürchtet hätte, ſo würde vielleicht Naville noch le-„ben.“ Welch eine intereſſante, welch eine lehrreiche und zum Nachdenken einladende Erzählung!

Die Correſpondenz zwiſchen Grenus und Deſonnaz, die der Geſchichte vorangeht, fällt in die letzten Monate des Jahrs 1793, und die erſten des Jahrs 1794. D's letzter Brief iſt der, worin er ſeinem bisherigen Freunde meldet, daſs Pflicht gegen das Vaterland ihm gebiete, ihm nicht nur die Freundſchaft aufzuſagen, und den Briefwechſel abzubrechen, ſondern auch das, was unter ihnen verhandelt worden, öffentlich bekannt zu machen.

Der Hauptpunkt, um welchen dieſe Correſpondenz ſich dreht, iſt immer die Frage: Ob es für Genf wohlthätiger ſey, ſich mit Frankreich zu vereinigen, oder unabhängig zu bleiben? — Das letztre behauptet nun Deſonnaz unabläſsig mit enthuſiaſtiſcher Wärme; Grenus hingegen zeigt ſich vom erſten Augenblick bis zum letzten als ein geſchworner Feind ſeines Vaterlandes, wenn er gleich, um ſeinen Correſpondenten nicht geradehin von ſich abzuwenden, ſeine eigentliche Abſicht unter mehr als einer Maske verſteckte. Ob ſie zwar beide die Sprache eines fanatiſchen und wüthenden Demokratismus führen, ſo iſt doch in ihren Briefen der Unterſchied zwiſchen einem jungen durch Enthuſiasmus hingeriſsnen Gemüth, und einem durchaus verderbten, rachſüchtigen, in allen Cabalen gewiegten Charakter unverkennbar. Deſonnaz verehrt Robeſpierre und Marat, wie die Gottheiten ihres Jahrhunderts; er ſpricht nicht bloſs von der alten Genfer Regierung, ſondern von allen ſchweizeriſchen Verfaſſungen und von allen Staaten überhaupt mit jacobiniſcher Unverſchämtheit; er ſagt ganz freymüthig: „Ich hoffe in „Kurzem zu erfahren, daſs Pitt ſeinen Kopf verloren „hat. Dies iſt ſeit langer Zeit meine ſüſseſte Hoffnung. „Sonſt wird der Böſewicht noch aus ſeinen Niederla-„gen Vortheile ziehen“ u. ſ. f. — Sobald aber die Independenz ſeines Vaterlandes ins Spiel kommt, muſs der Enthuſiasmus für die Franzoſen zurückſtehen. Grenus hingegen nennt Genf mehr als einmal „den ver-„worfenſten Schlupfwinkel der ekelhafteſten Ariſto-„kratie und des niedrigſten Wuchers,“ und ſcheut ſich nicht, auf gut Robeſpierriſch folgende ſaubere Lehre zu predigen: „Wenn Genf regenerirt werden ſoll, muſs „es nicht erhoben, ſondern niedergedrückt werden: iſt „es in Flor, ſo hat die Ariſtokratie die Oberhand: ſte-„hen die Actien ſchlecht, ſo ſiegt die Demokratie.“

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Geſchichte der Deutſchen in Frankreich und der Franzoſen in Deutſchland* und den angränzenden Ländern, von B. S. Nau, Hofgerichtsrath und Profeſſor zu Maynz. *Erſter Band.* 350 S. 8. *Zweyter Band.* 440 S. 8. 1794.

Viel Mühe kann dem Vf. dieſes Buch nicht gekoſtet haben. Die gröſste Hälfte deſſelben iſt nichts als ein Abdruck allgemein bekannter *Declarationen, Manifeſte, Staats-Correſpondenzen, Reden* u. ſ. f., die durch eine von der hiſtoriſchen Vollkommenheit weit entfernte Erzählung mit einander verknüpft ſind. Wenn des Vf. eigne Compoſitionen alle in einem ſo dichteriſchen und überſpannten Stil abgefaſst ſeyn ſollten, als ſeine Vorrede — wo „die *Schnellkraft* der Verzweiflung *hoch aufzuckt*,“ wo „das *Volksflehen* — — *weiſsglühend* verſtummt und harrt,“ wo „das Sklaven- und Ochſenjoch *zerſchnellt* wird“ u. ſ. f., — ſo müſste man es ihm im Grunde Dank wiſſen, daſs er in das Werk ſelbſt ſo wenig *ex propriis* miſchte.

Was aber eigentlich der Ausdruck auf dem Titel: „*und der Franzoſen in Deutſchland*“ bedeute, iſt ſchwer zu errathen. Die Geſchichte geht in dieſen beiden Bänden — und von einem dritten iſt nirgends die Rede — zwar bis ans Ende des J. 1792; und umfaſst daher auch die Eroberung von *Savoyen* und *Belgien*; von Deutſchland aber ſagt ſie kein Wort, und erwähnt der *Cuſtineſchen* Expedition nur in zwey Zeilen. Was hievon die Urſache ſeyn muſs, und was den Vf. bewegen konnte, gerade das, wovon ſein Buch nichts enthalt, auf den Titel zu ſetzen, vermögen wir nicht zu erklären.

Gleich als wenn er gefürchtet hätte, daſs die zahlreichen Auszüge aus den Zeitungen dieſes Werk noch nicht gehörig anſchwellen würden, hat der Vf. noch eine Menge von Sachen, die mit ſeinem Gegenſtande nicht in der allergeringſten Verbindung ſtanden, hinein gemiſcht. So handelt z. B. ein Capitel von der *Revolution der Schweizer*, ein andres von der *Revolution der Engländer*, (worunter aber nicht einmal die von 1688, ſondern bloſs die unter *Carl I* verſtanden wird.) — Es iſt wirklich ſtrafbar, wie ſehr manche Verleger durch einen ſtolzen Titel, einige Vignetten und etwas äuſsre Eleganz das Publicum täuſchen; denn man durfte in der That kein Gelehrter ſeyn, um dieſem Producte anzuſehen, daſs es das nicht war, wofür es ſich ausgab.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Luiſe*, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen, von *Joh. Heinrich Voſs.* 1795.

Digitized by Google

1795. 228 S. kl. 8. mit drey Kupferſtichen und einer Vignette nach Chodowiecky's Zeichnungen. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hier erſcheinen drey Stücke der Voſſiſchen Muſe, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, vereinigt und durchaus die Feile ihres ſorgfältig vollendenden Vfs. verrathend. Man kannte dieſe drey Idyllen ſchon ſeit geraumer Zeit, da zwey derſelben in den Hamburgiſchen Muſenalmanachen und die letzte im deutſchen Merkur von 1784 geſtanden hatten. Wenn das gröſste, was alle Kunſt bilden kann, immer doch der Menſch bleibt; wenn der wahre Poët im Darſtellen eines ganzen, vollen, ſelbſtſtändigen Menſchen wirkt, ſo wird hier zu dem Nationalſchatz ein wichtiger Beſitz hinzugefügt. Man kann ſagen, wir haben ſo viel treffliche Menſchen mehr unter unſerer Nation, als handelnde Perſonen in dieſem Gedichte auftreten. Denn es ſind wirkliche Weſen, die dieſer Dichter hervorgebracht hat. Sie verrathen durch jedes Wort, durch jede Miene und Bewegung, daſs ſie dieſelben ſind, die wir mit den erſten Zeilen kennen lernten, und ihre Individualität iſt ſo groſs, daſs ſelbſt der Leſer, der ohne alles Dichtertalent wäre, ſich kühn genug fühlen könnte, dieſe Perſonen weiter handeln zu laſſen, ohne aus ihrem eigenthümlichen Ton herauszugehen. Vor allen ſticht der Vater aus dem Gemählde hervor. Ein Landpfarrer, wie es freylich vielleicht wenige gibt; von ſo viel vereinigter Trefflichkeit an Herz, Geiſt, Wiſſen und Laune. Hier iſt mehr als der Edle, den uns *Goldſmith* im *verlaſſenen Dorf* mit ſprechenden, aber zu wenigen, Zügen bekannt macht; mehr als ſein Landprieſter von *Wakefield*, um vollends jede minder edle Vergleichung auf das weiteſte zu entfernen. Der Pfarrer von Grünau brauchte keinen Anſtrich von Schwäche und Sonderlichkeit, keine Folie von Schwärmerey oder Pedanterey, um zu intereſſiren; und doch iſt er kein Landpfarrer aus der Ideenwelt; es könnte dergleichen, wenn die Menſchen ernſtlich wollten, viele geben, und jedem ſeiner Amtsbrüder, der allzuweit hinter ihm zurückbleibt, dient er zur Beſchämung, weil er ſo ganz Natur iſt, frey von aller Ueberſpannung. Hier wirkt der erleſenſte Zauber des Wiſſens, des Ausdrucks, des Wohlklangs, zu *einer* Kraft vereinigt, auf mehr denn Vergnügen, und mehr denn Belehrung: auf Bildung, Humaniſirung, Beſſerung des Volks in mehrern Ständen. Die Fabel dieſes handlungsvollen Gedichts iſt höchſt einfach, beynahe zu einfach zum Wiedererzählen. *Voſs* hat aus der Heirath einer Landpredigerstochter eine Odyſſee gemacht. Der Kundige entdeckt allenthalben den tiefen Kenner Homers, er kann Stellen des alten Barden aus dieſem deutſchen Dichter verſtehen lernen. Freylich werden die Orthodoxen der Conſtruction auch hier, wie im deutſchen Virgil und Homer, über die Wendungen der Sprache ſeufzen, die ſie nicht ermangeln werden Verdrehungen zu nennen. Das gute Mädchen, das die *Luiſe* leſen und lieben wird, ahnet gewiſs (man hat Beyſpiele) die Schwierigkeiten nicht, welche die gelehrten Männer finden; denn auch hier geht es gewöhnlich, wie bey den verſchrieenen Glaubensneuerungen. Schon ein paar Sonntage hatte die argloſe Gemeine das Liederbuch beym Kirchengeſange gebraucht, und keines Unheils ſich verſehn; aber nun kommt ein gewiſſenhafter Seelenhirt und ſtellt alle die ſchrecklichen Abweichungen vom Katechismus ins Licht; und da wird es denn freylich ſonnenklar, daſs das neue Geſangbuch unchriſtlich iſt. So dürfen unſere engbrüſtigen Grammatiker ihr: Undeutſch! Undeutſch! nur fein fleiſsig anſtimmen, und bald wird das gute Leſervölklein bedauren, daſs die ſchönen Gedanken und Töne, die man ſo leicht verſtand und ſo gern hörte, leider! nicht deutſch ſind. Wenn nur der Wunſch, daſs ſie es doch wären, ſtark und allgemein genug wirken möchte, um uns dieſe Freyheiten für die Sprache zu erobern und zu erhalten, durch welche hier der poëtiſche Ausdruck, an Kraft und Klang zu einer Vollkommenheit gediehen iſt, die wahrhaft überraſcht. Denn hier ertönen Hexameter, wie man in unſerem Grade nördlicher Breite kaum zu hören gehofft hätte. Hier ein Beyſpiel: Id. 3, 778—807.

Als ſich der Organiſt mit den Seinigen jetzo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und mit einmal floſſen harmoniſch
Liebliche Saitentöne, zu wolluſtathmender Flöten
Süſsem Geſang', und dem Laute des ſanft einhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen May, wann die Abende heiter und ſchwül ſind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber
Lauſchen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom See her,
Mit dem Geröchel des Sumpfs und Nachtigallſtimmen im Mondſchein,
Nah und entfernt anwehn, daſs leiſ' antwortet der Buchwald:
So voll Anmuth klangen auch dort Wohllaute des Waldhorns,
Lieblich! gedämpft! von zween tonkundigen Söhnen des Jägers.
Jetzo gellt' auch Hoboëngetön, gleich Stimmen der Sänger;
Sammt dem ernſten Fagott', von rauſchenden Saiten umjubelt.
Einzeln darauf erhub ſich des Organiſten berühmter
Vielgewanderter Sohn; denn Mannheim, Wien und Venedig
Hatt' er beſucht, und dient in der Schulziſchen Kammerkapelle:
Dieſer entlockte gemach der Kremonergeige melodiſch-
Rieſelndes Silbergetön; ihm ſchlug des Klaviers Generalbaſs
Karls treuherziger Lehrer; und horchender ſchwieg die Verſammlung,
Selbſt die Genoſſen der Kunſt, wie klar ihm die Tön' und geründet
Rolleten unter dem Bogen, wie voll einſchmeichelnder Wehmuth.
Alle Weiſen des Klangs wetteiferten, andre mit andern;
Vielgewandt, tiefſtrömend ergoſs ſich der lebende Wohllaut;

Digitized by Google

Donnerte bald, wie geſtürmt vom Orkan am Geſtade die Brandung
Hoch aufbrauſ't, wann das Krachen zerſcheiterter Kiel' und der Männer
Jammerndes Angſtgeſchrey in den grauſen Tumult fern hinſtirbt;
Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kieſel
Rinnt durch Blumen und Gras und Umſchattungen, wo ſich die Hirtin
Gerne legt, aufhorchend im lieblichen Traum dem Gemurmel.

Und nun auch kein Beyſpiel mehr! Die Trefflichkeiten des Herzens, wovon dieſs Werk ganz voll iſt, werden durch ſolche Anführungen entweiht. Angenehme und belehrende Wahrnehmungen über die bedachtſam geführte Feile des Dichters muſs die ausführlichere Kritik einſt anſtellen. Nur die *eine* jetzt: Idyll. 3. 607. ſagte ſonſt die verwittwete Gräfin, Gutsbeſitzerin von Grünau, zu *Luiſen:* „Morgen — kommſt du — als junge Frau, *obgleich das Kränzchen verwelkt iſt,*" nunmehr ſagt ſie: — — „*obgleich in beſcheidener Haube.*" Wohl dem kritiſchen Gefühle, das *ſo* ändert! Ganz im Geiſte des Werkes ſelber, iſt die Scene *vor Gleims Hüttchen*, die ſtatt der Zueignung vorangeſetzt iſt. Angehängt ſind Anmerkungen, erläuternd meiſtens, was auſser Niederſachſen am Ausdruck fremde ſeyn möchte. Auch dieſe nicht ohne Salz und Lehre, beſonders die letzte. Wohl war es der deutſchen Kunſt anſtändig, ein ſo ächt-deutſches Geiſteswerk zu ſchmücken. Nicht alle drey gröſseren Blätter ſind dem trefflichen Zeichner Daniel Chodowiecky gleich gut nachgeſtochen. Auf dem erſten Blatte iſt der Pfarrer ſehr edel dargeſtellt; auf dem dritten, (auch, wie das vorige, von Hn. Henne geſtochen), fällt die Rührung des Einſegnenden ins Schwärmeriſche, ja Heuchleriſche. Treflich iſt auf dem zweyten Blatt der Bräutigam, der Alte aber, und beſonders die Mutter, nicht edel genug. Die Titelvignette ſtellt die Scene vor, da das Brautpaar unter dem Lärm der Muſik bey der getrunkenen Geſundheit davon eilen. Es herrſcht in allen Figuren ein treffliches Leben und volle Natur.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Leipzig*, b. Müller: *Adumbratio quaeſtionis de carminum Theocriteorum ad genera ſua revocatorum indole ac virtutibus. Auctore Henr. Carolo Abr. Eichſtaedt.* 1794. 45 S. 4. (7 gr.) Daſs man die dem *Theokrit* beygelegten, und mit dem unbeſtimmten Namen der *Idyllen* bezeichneten, Gedichte unter gewiſſe Claſſe bringen müſſe, um die mannichfaltigen, und zum Theil widerſprechenden Urtheile über den Werth derſelben zu berichtigen, haben auch andere eingeſehn, und noch vor kurzem *Manſo* in den Nachträgen zu Sulzers Theorie 1. St. 89. S. Hr. *Eichſtädt* legt in dieſer wohlgerathenen Schrift einen Verſuch einer neuen Claſſification und darauf gegründeten Beurtheilung vor. Geht man von der Betrachtung der Art der Empfindung aus, welche den bucoliſchen Dichter beſeelt, ſo ſtellt dieſer entweder ſeine Empfindungen dar, die ihn mehr als die Vorſtellung des Gegenſtandes beherrſchen, welcher dieſelben erregt hat; oder er verbindet die Darſtellung des Gegenſtandes mit der Darſtellung der dadurch erregten Empfindungen; oder er ſtellt, ohne alle Einmiſchung eigner Empfindungen, Charaktere dar. (Dieſe Claſſification zeigt uns drey Hauptgattungen der Poeſie überhaupt, die lyriſche, die beſchreibende, die dramatiſche. Der Zweck des bucoliſchen Dichters iſt, unſrer Meynung nach, immer Beſchreibung (Darſtellung der bucoliſchen Welt.) Dieſer Zweck erlaubt mehrerley Formen, rein oder gemiſcht. Drückt der Dichter bloſs ſeine eigne Rührung bey dem Anblicke ländlicher Gegenſtände aus, ſo iſt er entweder lyriſcher oder beſchreibender, (nicht aber bucoliſcher,) Dichter. Er kann aber dieſe Rührung einem Hirten leihen, und ſeine Empfindungen einer fremden Perſon darſtellen laſſen. Daphnis kann alſo ein trefflicher lyriſcher Dichter unter den Hirten geweſen ſeyn; aber daſs ihm dieſes zu dem Namen des Erfinders der bucoliſchen Dichtungsart berechtige, glauben wir nicht.) Zu der erſten Gattung rechnet der Vf. den threnus des Daphnis I. III. VIII. XI. Zu der zweyten muſs auch der Fall gezogen werden, wo der D. eignen Vorfällen das bucoliſche Gewand leiht, wie VII. Die Eigenthümlichkeiten der Gedichte dieſer beiden Gattungen werden S. 9. aufgezählt, und kurz gezeigt, wie ſehr verſchieden die Denkungsart, Sprache und Versbau in dieſen und in den Gedichten der dritten Claſſe iſt. In jenen arbeitet er nach einem Ideal des Hirtenlebens, in dieſem iſt es ihm um treue Schilderung zu thun. In dem II. Abſchnitt ſtellt der Vf. einige Punkte über das *mimiſche Gedicht* auf, welche einer genauern Erörterung noch ſehr bedürfen. Unter den Theocriteis gehören zu den mimiſchen Gedichten ohne Zweifel II. XIV. XV., und vielleicht auch XXI. Die Meynung derer, welche die mimiſchen Gedichte der Griechen für die Aufführung beſtimmt glaubten. Eine beſondre Claſſe in den Theocriteis machen die Gedichte vermiſchten Inhalts, von denen ſich, der Natur der Sache nach, kein allgemeiner Charakter angeben läſst: um ſo weniger, da noch beſtimmt werden muſs, welche von dieſen Gedichten dem Theokrit wirklich zugehören. Zu dieſer Beſtimmung liefert der Vf. hier einen trefflichen Beytrag in der kritiſchen Würdigung der XXIV und XXV Idylle. Die letztere ſtreitet er dem *Theokrit* ab, und unterſtützt die Vermuthung des Hn. Prof. *Beck*, ſie möchte das Werk eines alexandriniſchen Rhapſoden ſeyn, durch zahlreiche Gründe. Wir bedauern, daſs der ſcharfſinnige und gelehrte Vf.; welcher noch über dieſes das ſeltne Talent beſitzt, ſeine Gedanken mit ungemeiner Gewandheit, Deutlichkeit und Anmuth auszudrücken, durch die engen Gränzen ſeiner Schrift abgehalten worden iſt, auch die andern Gedichte von zweifelhafter Authenticität auf den kritiſchen Probierſtein zu bringen. Doch wir hören, daſs *Hr. E.* an einer Ausgabe des *Theokrit* arbeite. In dieſer wird er alſo Gelegenheit nehmen, die hier nur ebauchirten Materien mit der ihm eignen Genauigkeit auszuführen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Junius 1795.

TECHNOLOGIE.

Freyberg u. Annaberg, b. Craz: *Ausführliche Beſchreibung des Pferde-Göpels auf der Grube Neuer Morgenſtern, Erbſtolln am Muldenberge bey Freyberg.* (Mit Kupfern.) 1792. 176 S.

Je weniger die Bergmaſchinenlehre bisher praktiſch bearbeitet worden iſt, deſto willkommener muſs die Erſcheinung einer Schrift ſeyn, welche jenem Mangel ſo glücklich abhilft, als die vorliegende. Was *Delius* und *Poda* über Förderungsmaſchinen lieferten, konnte weder den Bergmann noch den Mathematiker befriedigen, und des verkannten *Scheidhauers* vortreffliche Arbeit über den Göpel iſt dem gröſseren leſenden Publicum entzogen geblieben! — Hr. *Erler* (der Name des Vf. findet ſich am Ende der Schrift) hat uns nicht bloſs die genaue Beſchreibung *einer* Maſchine geliefert, ſondern zugleich auch viele nützliche Bemerkungen über Göpel im allgemeinen, über Schachtförderung, Seilverbrauch etc. eingeſtreut. Unter den 20 Pferdegöpeln, welche dermalen das Freybergiſche Bergamtsrevier zählt und welche von dem zunehmenden Flore des Säehſiſchen Bergbaus zeugen, iſt der hier dargeſtellte Neu Morgenſtern, in dem ſich der Schwengel zum Korbe = 4,25 : 1 verhält, unſtreitig einer der intereſſanteſten. Sein Erbauer, *Bach*, ein Schüler des groſsen Maſchiniſten *Mende*, hatte ſich's zur Pflicht gemacht alle Verhaltniſſe zu benutzen, welche Erfahrung und Rechnung als vortheilhaft angaben. Die Welle dieſes Göpels, der mit Bremswerk und Sturzhacken verſehen iſt, hat 12½ Ellen Höhe und iſt 21 Zoll dick. Rec. merkt hiebey an, daſs (da die Hinderniſslaſt der Maſchine hauptſächlich mit von der Friction der untern Zapfen und dieſe vom Gewicht der Welle abhängt) die Höhe der letztern beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Dieſe Höhe konnte vermindert werden, wenn der Korb ſammt den Scheiben tiefer geſtellt, oder die Welle hoch untermauert würde. Ginge die Untermauerung bis auf 15—18 Fuſs, ſo wäre eine veränderte Geſtalt des Schwengels, der nun nicht ſölig liegen darf, nöthig. — Merkwürdig und groſsentheils neu iſt die Vorrichtung zur leichtern Auswechſelung des Stiftes, §. 4—11, ohne Herabnahme der Welle; der bewegliche Korb zur Aufbewahrung des Reſerveſeils §. 15, (Rec. erinnert hiebey an den coniſchen Korb der Engländer und den ſchmalen Baldauſſchen, in dem das Seil ſich um ſich ſelbſt ſchlingt); die Befeſtigung des Schwengels an der Welle §. 17, die Vorrichtung der Balancirgewichte an den Seilſcheiben §. 23, die Richtung der letztern §. 25, beſonders die Anmerkung S. 36, die Leichtigkeit des Bremſens §. 53, des Hunts-laufs §. 64, und Selbſtſtürzens der Tonnen §. 79 und Anmerk. S. 25, wo der neue Stürzhacken mit Winkelhebeln beſchrieben iſt, den Rec. aus eigner Erfahrung empfehlen kann. Die Berechnung des Effects der Maſchine iſt nach Hn. Lempens Formeln angeſtellt, und (da analyt. Calcul über die Friction hier nicht geſucht wird) zum allgemeinen praktiſchen Anhalten hinlänglich genau. Hn. Erlers Bemerkung über die Klagen der Theoretiker wegen der ungleichen Laſt wechſelnder Tonnen verdient Aufmerkſamkeit. S. 129. Allerdings iſt ja auch die lebendige Thierkraft nicht als eine unveränderliche Gröſse zu betrachten. Wenn der Vf. die Vortheile der Pferdegöpel und der Hornhaſpel mit einander vergleicht, ſo ſetzt er bey der letztern die gewöhnlichen Kübel, Bauch- und Seitentonnen voraus S. 142. Rec. hofft aber, daſs die Mendeſche Vorrichtung mit kleinen, auf Stroſsbäumen laufenden Tonnen (wie ſie auch in Hn. v. Böhmers Schrift über die Grubenförderung abgebildet iſt) nach und nach in cultivirten Landen jene holzfreſſenden Schachtſtangen und Bauchtonnen verdrängen ſoll. — Die 6 Kupfertafeln, welche beygefügt ſind, erläutern den Text vollkommen, ſcheinen aber beſſer gezeichnet als geſtochen. — Rec. fügt noch den Wunſch hinzu, daſs unter den vielen ausgebildeten jungen Männern, welche die vortreffliche Bergakademie in Freyberg verſammelt, doch einmal einer auftreten möge, um die mannichfaltigen groſsen und kleinen Vorrichtungen, durch welche die Sächſiſchen Maſchinen ſich von den Harzern und andern unterſcheiden, in gedrängter Kürze zu beſchreiben. Pferde und Waſſergöpel, Huntslaufe, Kunſtgezeuge, Pochwerke, Setzwäſchen etc. würden reichen Stoff dazu hergeben. Die Maſchinenlehre würde dabey anſehnlich gewinnen, weil nur das Auszeichnende und Neue beſchrieben werden müſste, Definitionen aber von Einſtrichen, Jöchern und Froſcheln (wie in Hn. Erlers Schrift S. 87. 89. 119.) von ſelbſt wegfielen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vieweg: *Neue deutſche Monatsſchrift.* Herausgegeben von *Friederich Gentz.* Januar, Februar und März. 1795. 360 S. 8.

Der Herausg. eröffnet den erſten Jahrgang mit einer *hiſtoriſch-politiſchen Ueberſicht der Hauptbegebenheiten des Jahres* 1794, die in einer Reihe von Abhandlungen bereits durch die drey vor uns liegenden Monatsſtücke fortgeführt iſt, und wodurch dieſes Journal gleich anfangs ein ausgebreitetes und fortdauerndes Intereſſe erhält.

Digitized by Google

erhält. Der Standpunkt, aus dem eine ſolche Ueberſicht jetzt ſchon möglich iſt, wird von dem Vf. in der kurzen Einleitung ſehr richtig angegeben. „Der künftige *Geſchichtſchreiber* wird ſich, wenn er ſein unermeſsliches Penſum überſchaut, in ein Labyrinth von Menſchen, von Verhältniſſen, von ſtreitenden Kräften, von widerſprechenden Erſcheinungen verſtrickt finden, zu denen nur tiefe Kenntniſs einer zahlloſen Menge von Urſachen und Momenten den Faden darreichen kann." Was man hier zu erwarten hat, iſt „eine *Ueberſicht* der Hauptbegebenheiten, in dem Zuſammenhange betrachtet, den uns die jetzt vorhandenen Materialien als den natürlichſten und *wahrſcheinlichſten* an die Hand geben." „Um ein Jahr, wie das vergangene, zu ſchildern, hat „man nichts nöthig, als die Facta zuſammen zu ſtel- „len, und ſie dann ſelbſt ſprechen zu laſſen." Hr. G. erwirbt ſich dabey das ihm eigene Verdienſt einer überlegten Auswahl und Anordnung, einer liberalen Beurtheilung voll heller und richtiger, wenn nicht neuer und tiefeindringender, Blicke, und eines blühenden, von wenig Mängeln entſtellten Vortrages. Die erſte Abtheilung umfaſst *Frankreichs inneren Zuſtand*. Die Hauptmomente der noch *fortſchreitenden* Revolution unter der Herrſchaft des Schreckensſyſtems bis zu ihrem *Wendepunkt* (den 27 Julius) und von da der ſtufenweiſe wieder *zurückgehenden* (wenn dieſs anders nicht ſchon zu viel beſtimmt) ſind mit einer leichten und ſichern Hand verzeichnet. Ein Auszug aus einem, ohnehin wenig ins Detail gehenden Abriſſe, würde unnütz ſeyn. Charakteriſtiſch, in Abſicht auf die Behandlungsart des Vf. ſowohl als auf ſeinen Gegenſtand, iſt die Stelle S. 36., welche die wichtigſten Epochen der Revolution in wenig Zeilen zuſammenfaſst. „Man kann mit ei- „nem beträchtlichen Grade von Gewiſsheit behaupten, „daſs eine Verfaſſung, wie die, welche jetzt in Frank- „reich obwaltet, wo ſich alle Zweige der öffentlichen „Gewalt in den Händen einer einzigen, durch nichts „beſchränkten, durch nichts controllirten, deſpotiſch- „ſouverainen (und noch obendrein permanenten) Ver- „ſammlung befinden, nichts anders als ein beſtändiges „Schwanken von der Tyranney einiger Wenigen zur „Anarchie und Verwirrung erzeugen kann. Von dem „Augenblicke an, da die conſtituirende Nat. Verſ. die „königliche Macht vernichtete, hat Frankreich dieſen „Satz auf mancherley Art beſtätigt. Vom Ende des J. „1791 bis zum 31 May 1793 wurde das Land durch „kämpfende Factionen zerriſſen: erſt *Royaliſten* und „*Demokraten* überhaupt, dann *Jacobiner* und *Feuillans*, „dann *Girondiſten* und *Maratiſten*; vom 31 May 1793 „bis zum 27 Julius 1794 gab es keine Partheyen mehr, „(die *Hebertiſten* waren nur eine *werdende* Faction) es „herrſchte Einheit und Energie in der Regierung, aber „— Robespierre war das Oberhaupt derſelben. Kaum „ſah ſich die Welt von dem Ungeheuer befreyt, als „abermals Zwietracht, Factionsgeiſt, und alle Keime „zur Anarchie, zum Bürgerkriege, oder zu neuen Ka- „taſtrophen hervorbrachen." Der *zweyte Abſchnitt* (Februar) beſchäftigt ſich mit den Kriegen und äuſsern Verhältniſſen Frankreichs; der *dritte* handelt von *England* und dem Seekriege. Sehr befriedigend erklärt Hr. G. Frankreichs anhaltende Superiorität aus der Natur der Revolutionsverfaſſung, und aus der unwiderſtehlichen Energie, womit eine mehr als dictatoriſche Gewalt die unermeſslichen Kräfte des Landes durch das Schreckensſyſtem vereinigt hielt, und von Einem Punkte aus willkührlich bewegte. „*Robespierre*, ſagt er, nicht „die, welche an der Tafel ſchwelgten, die ſeine küh- „nere Verruchtheit bereitete, Robespierre allein hat „Holland erobert, und den Rhein zur Gränze von „Frankreich gemacht." Rec. ſieht der Fortſetzung dieſer, beſonders für das gröſsere Publicum wichtigen, Blätter mit Verlangen entgegen. — Einige ſchöne *Gedichte* von einem Ungenannten nach *Sarbievius* und *Thomſon*, ſo wie ein paar andere artige Kleinigkeiten, müſſen wir des Raumes wegen übergehen. — *Fragment einer Vergleichung Friedrichs II mit Marc Aurel, beſonders in Rückſicht ihrer Religioſität.* Dieſe Vergleichung iſt zwar, wie der einſichtsvolle Vf. ſelbſt bemerkt, aus einem zufälligen, aber aus einem ſcharf aufgefaſsten Geſichtspunkte angeſtellt, und verräth den geübten, tiefdringenden Beobachter. Den Eingang machen einige vortreffliche Bemerkungen über den Werth und die Abſicht hiſtoriſcher Parallelen überhaupt. Hierauf geht der Vf. an die Entwickelung der Moralſyſteme beider Fürſten, mit einer Feinheit, Reife und Nüchternheit der Urtheilskraft, worin es ſchwer wird, einen unſerer ſcharfſinnigſten Analytiker und geſchmackvollſten philoſophiſchen Schriftſteller zu verkennen. „*Marc Aurel* war ein Stoiker; und da in den Grundſätzen dieſer Secte ſicher etwas übertriebenes und unwahres iſt, indem ſie die menſchliche Natur unabhängiger vorſtellen, als ſie ſeyn kann: ſo iſt auch in der Aufführung und in den Betrachtungen Marc Aurels etwas *überſpanntes*, welches den angenehmen Eindruck ſchwächt, den ſonſt ihre Vortrefflichkeit machen würde." „Antonin umſchanzte ſeine Tugend mit Dornen. Seine Selbſtgeſpräche ſind eine Art Todesbetrachtungen, oder hängen mit ſolchen zuſammen. *Er ſcheint Troſt gegen Unruhen und Beängſtigungen ſeines Gemüths zu ſuchen:* es ſey, gegen ſolche, die aus dem Bewuſstſeyn ſeiner Mängel, oder gegen die, welche aus den widrigen Begebenheiten ſeines Lebens, oder endlich gegen die, welche aus der Ungewiſsheit der Zukunft entſtehn." „Marc Aurel konnte nicht ganz glücklich ſeyn, da er ſeine Zuflucht unaufhörlich zu den erſten Grundſätzen nehmen muſste, um ſich zufrieden zu erhalten." *Friedrich* war, bey der heldenmüthigſten Standhaftigkeit des Charakters, doch von allen Uebertreibungen ein Feind; „und weder die, welche aus der Speculation, (wenn ſie auf die Erfahrung keine Rückſicht mehr nimmt,) noch die, welche aus dem Enthuſiasmus entlehn, konnten je bey ihm Eingang finden." „Sein Moralſyſtem war, wie es ſich von einem Manne, der nur zur Erholung von Geſchäften, oder für die beſſere Führung derſelben philoſophirt, erwarten lieſs, das populärſte, faſslichſte, das, welches dem gemeinen Menſchenverſtande am beſten einleuchtet, und ſich am meiſten dem natürlichen Gefühl empfiehlt: ich meyne das Syſtem der Nützlichkeit und der wohlgeordneten Selbſtliebe. Ihre Pflich-

Digitized by Google

Pflichten, welche dieſes Syſtem vorſchreibt, ſind am Ende mit den Pflichten der ſtoiſchen Moral einerley: aber die Schlüſſe, auf die es gebaut iſt, ſind weniger abſtract, und die Denkungsart, welche es einflöſst, iſt weniger ernſthaft und finſter." Hierzu kommt (in Vergleichung mit Marc-Aurel) ein glücklicheres Temperament, und günſtigere äuſsere Verhältniſſe. „Das „Gegenwärtige befriedigte ihn mehr: die Zukunft beunruhigte ihn weniger." „In der That, (um nichts zu verſchweigen, ſetzt der geiſtreiche Vf. hinzu,) ſahe er auch ſeine Mängel weniger ein, machte ſich weniger Vorwürfe über ſeine Fehltritte, und war *nicht ſo wohl*, gleich dem ſtoiſchen Kaiſer, *bemüht, ſeine Natur zu verbeſſern*, welches immer mit Kampf verbunden iſt, *als emſig, die ſchon erworbenen Vollkommenheiten derſelben in mannichfaltiger Thätigkeit anzuwenden*, woraus nothwendig Glückſeligkeit entſteht." Mit gleicher Kunſt fährt der Verf. fort, die *Religionsbegriffe* und den Einfluſs derſelben auf den Charakter und das Leben der beiden groſsen Männer zu entwickeln. Am Ende ſteht: die Fortſetzung *vielleicht* künftig. Dieſes Vielleicht iſt hoffentlich nur ein Druckfehler. — *Vorausſicht und Zurückſicht.* Von Hn. Vicepräſidenten *Herder.* Prometheus und Epimetheus unterreden ſich über den Werth der Gaben, (der *Vorſicht*, die der That vorausgeht, und des *Nachdenkens*, das ihr folgen ſoll,) welche das menſchliche Geſchlecht ihnen beiden zu verdanken hat. *Pallas* geſellt ſich zu den Brüdern, und ſucht ſie zu vereinigen. „Lehret die Menſchen, wie ſie *eurer beider* Gaben aufs beſte anwenden und vertheilen. Ihr einzelnes Daſeyn iſt von einer kleinen Spanne begränzt; Menſchenweisheit iſt alſo, „zu lernen, wie viel *Vorſicht*, wie viel *Zurückſicht* ſie auf je„dem Punkt dieſer Spanne nöthig haben und anwen„den können, ohne ihr Daſeyn ſelbſt zu ſchwächen „und zu verlieren." Prometheus fällt ihr ins Wort: „*Ihr Götter habt gut reden;* wer unter den Sterblichen „trifft zu jeder Stunde das rechte Maaſs der Weisheit?" Sehr treffend, leider! — Im *Märzſtück* giebt der Vf. noch eine *Nachleſe aus der griechiſchen Anthologie.* — *Form, (zunächſt Regierungsform.)* Von Hn. *von Rochow.* Fein und glücklich ausgedrückt iſt der Schluſs S. 81.: „Wenn es wahr iſt, *drink deep or taſte not* (thue einen guten Schluck, oder koſte lieber gar nicht —), ſo iſt es in der Staats und Regierungskunde. Erasmus ſagt wohl weislich: *Reformare in eccleſia oportet, non eccleſiam.* Wo etwas alſo *noch ſteht*, weil es lange geſtanden hat, da ſetzt Stützen an, ihr Menſchenfreunde!" — „Aendert ihr aber an der *Form des Ganzen*, ſo werdet ihr indeſſen *theure Hausmiethe* zahlen müſſen, bis alles wieder fertig, geſund-wohnbar und — meublirt iſt." Die Definition: *Form iſt das ſinnlich Erkennbare von jedem Gegenſtande*, iſt ſonderbar. Der Vf. ſpricht doch auch von einer Form des *Denkens*. Was iſt dabey *das ſinnlich Erkennbare?* — *Ja wohl hat ſie es nicht gethan! Eine wahre Criminal Anekdote.* Von Hn. Prof. *Meiſsner.* Ein Mädchen geräth in Verdacht, einen Kindermord begangen zu haben. Sie wird auf die Folter gebracht, und hält die erſten Grade aus. Indeſſen wird, durch einen ſeltſamen Zuſammenfluſs von Umſtänden, die wirkliche Mörderin entdeckt. Jene erhält nun ihre Freyheit wieder, aber nicht ſo ihre Geſundheit, die ſie auf der Folter gelaſſen hat. Wahr oder nicht! Die Geſchichte iſt ſehr verſtändig angeordnet, und gut erzählt. Wir bemerken mit Vergnügen, das Hn. M's Schreibart immer mehr von einigen befremdenden Eigenheiten ablegt. — *Ueber Taubſtummeninſtitute und ihre Reformen in Frankreich.* Von Hn. Oberconſ. Rath *Bötticher.* Ein leſenswürdiger Aufſatz. Der gelehrte Vf. geht auch in die frühere Geſchichte dieſer menſchenfreundlichen Anſtalten zurück, verweilt ſich aber insbeſondere bey dem neueſten Decrete des Nationalconvents, zu Gunſten derſelben. — Derſelbe Vf. liefert (im Märzſtück) einen unterhaltenden Beytrag zur Lebensgeſchichte des Engländers *Bruce.* — *Univerſal-hiſtoriſche Ueberſicht der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts.* Von Hn. *Jeniſch.* Bis jetzt nur die Einleitung, und darin manches Gute und manches Neue; nur daſs, mit Leſſing zu reden, das Gute ſelten neu, und das Neue nicht immer gut iſt. Wunderlich iſt der Einfall S. 139.: „das Thier iſt — ein Gelehrter: der Menſch — ein Genie." Eher lieſse ſich, umgekehrt, das Genie, als eine völlig beſtimmte Naturanlage, mit dem Inſtinct der Thiere vergleichen. Wie ferner „ein (bloſs) *höherer* Geiſt, (der alſo lange noch nicht der Allwiſſende ſelbſt zu ſeyn braucht,) aus der Beſchaffenheit Eines Gräschens, die Eigenſchaften, Kräfte und Entwickelungsgeſchichte der geſammten lebendigen und lebloſen Erdenſchöpfung entziffern," oder „aus der Geſchichte eines einzigen Menſchen die Geſchichte und die *beſtimmten Weltverhältniſſe* des menſchlichen Geſchlechts und *jedes Individuums* ſolle entwickeln können;" verſteht Rec. nicht. — *Die armen Alten, ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.* Von Hn. Rect. *Starke.* Die armen Alten finden, zum Lohn für ihre Redlichkeit, in einem Fremden, dem ſie ein verlornes Stück Geld zurückbringen, ihren Sohn. Gut gedacht, aber nicht ſo gut ausgeführt. Hr. St. mahlt etwas viel und flüchtig, wie es ſcheint. Seine Zeichnungen ſind mit unter gar zu uncorrect, und das Colorit iſt häufig ſehr unrein. Das vorliegende kleine Stück iſt in einer äuſserſt ſpielenden Manier gearbeitet. Auch fehlt es nicht an undeutſchen Ausdrücken und Wendungen; z. B. „als er am Fenſter *ſorgte* (in Sorgen ſtand.)" „Er *bog* (ging) um den Hügel" u. dgl. — Sehr fein, und durch die Zeitumſtände ungemein rührend geworden iſt das Gedicht des Hn. *v. Kranicky an den König von Polen*, das unter dem Anſchein der Satyre das ſchönſte Lob des vortrefflichſten Königs enthält. — Den Beſchluſs des Märzſtückes machen Bemerkungen *über den Grundſatz der Bevölkerung*, von Hn. *v. Beguelin.* Ein Aufſatz, der vor vielem, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben iſt, Auszeichnung verdient. Der Vf. verbindet den feſten, praktiſchen Blick, den man bey deutſchen politiſchen Schriftſtellern noch ſo ſehr vermiſst, mit einer oft claſſiſchen Eleganz der Darſtellung.

Digitized by Google

Frankfurt u. Leipzig: *Meine Bedenken über Aufklärung*, als Beyträge zur Beförderung derſelben. 1793. 188 S. 8. (8 gr.)

Dieſe Schrift enthält weit mehr, als der Titel vermuthen läſst. Nach einer Erörterung des Begriffs der Aufklärung, (denn: „weder *Ewald*, weder *Sangerhauſen*, noch *Bertuch* leiſteten ihm Genüge, d. i. eine ordentliche Abhandlung, daſs man die Sache wie in einem Syſteme nach einem beſtimmten Begriffe betrachten konnte, und von dem übrigen Gemengſel der ſchreibſeligen Aufklärungswürmer lohnet es wohl der Mühe nicht, nur eine Meldung davon zu machen,") folgt ein Beweis nicht nur der Wahrheit der katholiſchen Religion, ſondern auch der alleinigen Weisheit ihrer Lehrer. — „Der Lichtanzünder Zauner, ſagt der Vf. S. 70., mag von den Schriftſtellern in der Gottesgelahrtheit blutwenig geſehen haben, ſonſt müſste er es wiſſen, daſs ſelbſt die Proteſtanten ihre Theologie unſern gelehrten Katholiken nachgeſchrieben haben. Ueberdieſs erhält man noch eine Theorie der bürgerlichen Geſellſchaft, des Lehnrechts und der geiſtlichen Güterbeſitzungen, eine Widerlegung *Rouſſeau's* und *Voltaire's* und etwas über die Freyheit zu denken. Drey und eine halbe Seite Druckfehler machen den Beſchluſs. Der boshafteſte Streich, den je die Philoſophie der Sicherheit der Thronen, der Religion, und der Sittlichkeit ſpielte, war nach dem Vf. — die Abſchaffung des Jeſuiterordens. Ueber die Meynungen des Vfs. einige Bemerkungen zu machen, wäre wohl gänzlich unnütz, indem ſich gewiſs das Publicum, das an dieſer Schrift Geſchmack finden kann, ſo wenig um Richtigkeit im Denken bekümmern wird, als ſich der Vf. um Beyfall bekümmert, wie er am Schluſſe der Vorrede, den wir noch als ein Beyſpiel ſeiner Gedankenverbindung und ſeiner Sinnesart, und als die Ankündigung ſeiner nächſten gelehrten Arbeiten herſetzen wollen, verſichert. „Uebrigens ſchreibe ich ſo wenig um Beyfall, als um Geld; um das in der That zu beweiſen, werde ich (woferne es meine Geſundheit und Umſtände zulaſſen) das nächſtemal die ſo ſehr beklatſchte *kritiſche Geſchichte der kirchlichen Unfehlbarkeit* und den *Thomas* (ungläubigen) *Freykirch* (Indifferendiſten) *über die Unfehlbarkeit der k. Kirche* aufführen, den wahren Namen des verloſnen Verfaſſers, die geiſtliche Fürſtenſtadt, wo er dermalen lebt, und hauptſächlich die Ungründlichkeit ſeiner Abhandlung zeigen, zugleich die Bosheit der katholiſchen Recenſenten, welche über dieſe an ſich mühſeligen Producte ſo ein Aufheben machen."

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Pavia*, b. d. Verfaſſer: *Lettera di Franceſco Marabelli concernente l'eſame dell' acqua cavata colla paracenteſi da un Idropico, della Clinica di Pavia nel meſe di Maggio dell' anno* 1791. diretta al S. *G. P. Frank*. etc. ohne Jahrzahl. 20 S. 8. — Die Flüſſigkeit, die ſich bey waſſerſüchtigen Kranken im Unterleibe, oder in andern Holen oder Theilen des Körpers anſammelt, iſt ſonſt ſchon von einigen Aerzten und Scheidekünſtlern mit Sorgfalt unterſucht, und ihre Verſchiedenheit von manchen andern Feuchtigkeiten, die ſich im thieriſchen Körper erzeugen, ſowohl, als vom gemeinen Waſſer, deutlich dargethan worden; indeſſen hat es Hr. *M.* doch nicht für überflüſſig gehalten, die ihm von Hn. *Frank* dargebotene Gelegenheit, durch welche er in den Stand geſetzt ward, neue Verſuche mit jener Flüſſigkeit anzuſtellen, zu benutzen, und ſo vielleicht die Kenntniſs, die wir von den Eigenſchaften und der Miſchung dieſes Waſſers haben, zu vervollkommnen oder zu berichtigen. Er hat daher eine Menge jener Feuchtigkeit mit verſchiedenen Reagentien vermiſcht, eine andere Menge derſelben aber bey verſchiedenen Graden des Feuers bearbeitet, und ſo ſich bemüht, den Zweck, den er ſich vorgeſetzt hatte, zu erreichen. Er hat gefunden, daſs ſie, außer vielem Waſſer und gerinnbarer thieriſcher Materie, die ſich von jenem leicht durch mäſsige Wärme abſondern läſst, auch freyes luftvolles Mineralalkali, Kochſalz, Gyps, flüchtiges Alkali, etwas Phosphorſäure und eine ſeifenartige, der Galle ſehr ähnliche, Subſtanz enthält. Die gerinnbare Materie, die mit dem geronnenen Eyweiſſe im Ganzen genommen ſehr übereinkam, wich doch in einigem Betrachte von dieſem ab; zwar gab ſie durch die trockne Deſtillation eben die Beſtandtheile, die man bey gleicher Bearbeitung aus dieſem erhält, aber bey der Deſtillation mit Salpeterſäure verhielt ſie ſich etwas anders; denn ſie ließ nach Abziehung dieſer Säure, eine zähe Maſſe zurück, die eine grünlich-ſchwarze Farbe, und einen höchſt bittern Geſchmack hatte, ſowohl im Waſſer, als im Weingeiſte auflöslich war, und überhaupt alle Eigenſchaften, die der Galle zukommen, beſaſs. Im Blutwaſſer, das der Vf. auf ähnliche Art unterſucht hat, hat er dieſen Beſtandtheil eben ſo wenig, als im Eyweiſse, angetroffen, und er folgert alſo aus ſeinen Erfahrungen, daſs die Feuchtigkeit der Waſſerſüchtigen in dieſem Betrachte von den thieriſchen Flüſſigkeiten, mit welchen man ſie gewöhnlich verglichen hat, ſehr verſchieden ſey. — Die übrigen Folgerungen, die Hr. *M.* aus ſeinen Verſuchen herleitet, übergehen wir mit Stillſchweigen, und erwähnen nur noch, daſs er, aller Mühe ungeachtet, auch nicht eine Spur von Zuckerſäure in dem von ihm unterſuchten Waſſer bemerkt hat, und daſs er daher dieſe Säure nicht unter die Beſtandtheile dieſer Flüſſigkeit zählt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Reichsstift St. Blasi: *Geſchichte der K. vorderöſterreichiſchen Staaten* aus Urkunden, gleichzeitigen Geſchichtſchreibern und andern reinſten Quellen gezogen von einem *Capitular des fürſtlichen Reichsſtifts St. Blaſi am Schwarzwalde.* Mit geographiſchen Karten. I. Th. 636 S. 1790. gr. 8. II. Th. 654 S. nebſt einer Karte.

Bey dieſer Geſchichte wird im Ganzen das, was einer Landesgeſchichte ein wahres Intereſſe verſchaffen kann, faſt vollkommen vermiſst. Der Vf. hat die beſondern Verhältniſſe eines jeden Zeitraums nicht genug dargeſtellt; ein jeder derſelben hätte nothwendig nach dem Zweck einer nützlichen Geſchichte die innerliche Verfaſſung im Geiſtlichen und Weltlichen, und beides in Bezug auf die Veränderung der Zeit und Denkungsart, den Zuſtand der Geſetzgebung, die Verbindungen und das Intereſſe dieſer Lande in Hinſicht auf die Nachbarn, die Fortſchritte in Wiſſenſchaften, in dem Handel, in Bildung der Sitten, der Landeskultur, in Ab- und Zunahme des innerlichen Reichthums u. dgl. in einer gedrängten Kürze, jedoch wohl von einander abgeſondert, zeigen ſollen; in dieſem Fall würde dieſe auſserdem ſehr fleiſsig bearbeitete Geſchichte für jeden Leſer intereſſant geweſen ſeyn; ſo aber dient ſie bloſs zum Nachſuchen einiger Thatſachen, oder Nachrichten von einigen Geſchlechtern, und hat keine Realität für das Ganze, weil jene Beurtheilung fehlt, welche ein jeder Geſchichtſchreiber haben ſoll, und die bloſs auf der Grundlage vorgedachter Erfoderniſſe beruht.

In der *Einleitung* beſtimmt der Vf. — welcher ſich zwar nicht nennt, aber der ſehr fleiſsige und verdienſtvolle Stiftscapitular *Geiter* ſeyn ſoll — die eigentliche Benennung des *Vorderöſterreichs* daraus, weil dieſe Lande von allen übrigen öſterreichiſchen ganz abgeſondert, *weſtwärts* liegen. Rec. erinnert ſich, daſs Tſchudi in ſeinen Bemerkungen vielmehr angiebt, die gegen die Schweiz liegenden öſterreichiſchen Lande würden deshalb Vorderoſterreich genannt, weil ſie Oeſterreich gegen Oberdeutſchland *vor* lägen. Bey einer bisher noch gar nicht bearbeiteten Geſchichte eines Landes ſind dergleichen etymologiſche Unterſuchungen oft nöthig. Die Haupttheile des Vorderöſterreichs ſollen ſeyn: 1) die *Landgrafſchaft Breiſsgau;* 2) das *öſterreichiſche Fürſtenthum in Schwaben;* 3) die *vorderarlebergiſchen Herrſchaften.* Nach einer kurzen, aber bündigen, Unterſuchung der urſprünglichen Geſchichte, ſagt der Vf. S. XXV.: es fehle an beſondern Nachrichten von der ehemaligen Verfaſſung dieſes Landes unter den allemanniſchen und merovingiſchen Königen. Rec. glaubt, daſs die Spuren, welche in des Hn. *von Ekkard* ſeiner *hiſtoria franciae orient.* Tom. I. p. 68. vorkommen, ziemlich deutlich ſeyen, und zu allerdings richtigen Schluſsfolgen über die Regierung dieſes Landes unter den Merovingern dienen konnten. Es geht aber insgemein ſo, daſs, wer ſich nicht mit dem Studium der Geſchichte ausſchlieſsend beſchäftigt, die Quellen, die am leichteſten zu entdecken wären, verfehlt. — Mit einem ſchnellen Uebergang zur Regierung der Carolinger zeigt der Vf., daſs die politiſche Verfaſſung dieſes Landes von dieſer Zeit beſſer bekannt ſey; indem ſogar, aus *Hergotts* diplomatiſcher Genealogie, bis auf das J. 968, alle Grafen und Prinzen, welche die Angelegenheiten dieſes Landes beſorgt hätten, bekannt wären. Um dieſe Zeit iſt dieſes Land eigentlich an das *gräflich-zäringiſche* Haus, von dieſem an die Grafen von *Hochberg*, und ſodann, 1346, an die Grafen von *Freyburg* gekommen, welche ſich nachher unter den Schutz der Herzoge von Oeſterreich begeben haben. Dieſe Veränderung hat, wie der Vf. gründlich zeigt, zu der merkwürdigen Epoche den Anlaſs gegeben, daſs die öſterreiche Landvogtey bald im *Breiſsgau* allein, bald mit *Elſaſs* zugleich verwaltet wurde. S. XXXI. werden nun auch die beſondern topographiſchen Nachrichten von dem *vorderöſterreichiſchen Schwaben* mitgetheilt. Deſſen Haupttheile, die unter ſich faſt gar nicht zuſammenhängen, beſtehen 1) in der *Landvogtey* in *Ober-* und *Niederſchwaben*, 2) dem freyen *Landgericht* in *Ober-* und *Niederſchwaben*, auf der *Leitkircher Heide*, und in dem *Gepürſe* mit ſeinen vier *Mahlſtadten*, 3) der *Markgrafſchaft Burgau*, 4) der *Landgrafſchaft Nellenburg* und dem *Landgericht im Hegau*, und *Madach*, und in der *Grafſchaft Nieder-* und *Ober-Hohenberg.* Die Benennung dieſer Beſtandtheile iſt an ſich vollkommner und beſtimmter, als man ſie in den Topographieen *Büſchings*, und ſelbſt einiger öſterreichiſchen Schriftſteller, vorzüglich des manchmal undeutlichen *de Lucca*, findet. Um die vielen Widerſprüche wegen den Reichslandvogteyen zu heben, nimmt der Vf. zur Richtſchnur die Einrichtung derſelben an, in welcher K. Wenzel bey dem Anfang ſeiner Regierung beide Reichslandvogteyen in Ober- und Niederſchwaben an den öſterreichiſchen Herzog *Leopold III*, um 40,000 Gl. das erſtemal Pfandweiſe überlaſſen hat. Hier wird die Beſtimmung des Jahrs (wahrſcheinlich 1377) um ſo mehr vermiſst, da 1415 ſchon wiederum eine neue Verpfändung an die Truchſeſſen von *Waldburg* vorkommt, bis das Erzhaus Oeſterreich 1486 ſolche unter der Regierung des Erzherz. *Sigismunds* wiederum einlöſte. Von den Streitigkeiten und Beſchwerden der Reichs-

Reichsſtände gegen dieſe Landvogtey ſagt der Vf. nur in Kürze, daſs ſelbige gröſstentheils durch K. *Leopold I* gehoben worden, welcher erlaubt habe, daſs derjenige, welcher vom ſchwäbiſchen Landgerichte einen höhern Richter verlangen würde, ſelben entweder an dem Hof des Kaiſers, oder bey deſſen Hof- und Kammergerichte ſuchen ſolle. Es dürfte zwar hiebey noch manches zu bedenken geben, wenn man ſich an die Grundſätze erinnert, nach welchen das Hofgericht zu Inſpruck, und auch ſelbſt die vorderöſterreichiſche Regierung zu *Freyburg* bey verſchiedenen Anlaſſen zu verfahren ſich berechtigt glaubten. Der Vf. hätte hier ebenfalls bemerken können, daſs das *Landgericht* mit der *ſchwäbiſchen Landvogtey* nicht einerley ſey; indem das Landgericht ſeine Gerichtsbarkeit viel weiter, als die Landvogtey, erſtreckt; (Die letztere hat nur ein mäſsiges Gebiet bey der Reichsſtadt *Ravensburg* unter ſich;) ſo wie auch der Landvogt mit dem Landrichter nicht muſs verwechſelt werden., Bey der Beſchreibung der Markgrafſchaft *Burgau* ſcheint der Vf., was das Hiſtoriſche betrifft, die neuern Schriftſteller, da er ſie gar nicht einmal anführt, nicht benutzt zu haben. Die ſechs Vogteyen, ſchreibt der Vf., erhalten 4 Städte, 13 Marktflecken, 76 Schlöſſer, 201 Dorf, 71 Weiler, und 36248 Einwohner. Auch hier dürften einige Berichtigungen in Vergleichung anderer Nachrichten ſtatt finden; z. B. daſs die Unterthanen gröſstentheils anderen Ständen, Stiftungen, und zum Theil auch ritterſchaftlichen Perſonen mit Steuer, Zinſen und Gülten zugehören. Die öſterreichiſch ſteuerbaren Unterthanen in der Grafſchaft *Nellenburg* werden, S. LV, auf 24493 angegeben. Von den Beſtandtheilen und der eigentlichen Zahl der Einwohner der Grafſchaft *Hohenburg* und des Landgerichts *Hegau* wird gar nichts beſtimmt. Vielleicht rührt dieſes von einer beſondern nachbarlichen Politik her. Die vorderarlebergiſchen Herrſchaften begreifen, nach des Vf. Angabe, 3 Städte, 8 Marktflecken, 149 Dörfer, und 68,894 öſterreichiſche Unterthanen in ſich. Das Totale aller vorderöſterreichiſchen Staaten wird, S. LXIV, auf 44 Städte, 34 Marktflecken, 1017½ Dörfer, 359596 chriſtliche Seelen, nebſt 1422 Hebräern, oder beſſer geſagt, 360968 Einwohner, angegeben, worunter aber jene der Grafſchaft *Hohenburg* noch nicht begriffen ſind. So viel aus der Vorrede.

Die Geſchichte der vorderöſterreichiſchen Staaten wird eigentlich von dem Vf. in XIII Zeiträume abgetheilt, wovon 9 in dem erſten Theil enthalten ſind. Dieſe Geſchichte, welche ſich über ſo viele nicht hieher gehörige Dinge verbreitet, daſs ſie eher einer Reichs- als einer Provincialgeſchichte gleicht, hat einen entſchiednen Werth durch die Gründlichkeit der diplomatiſchen Aufſchlüſſe, welche man in ihr findet. — Man muſs für das Ganze bemerken, daſs der Vf., als Conventual des Stifts St. Blaſii immer die Geſchichte Vorderöſterreichs auf das Intereſſe ſeines Gotteshauſes wenigſtens eben ſo zu wenden geſucht habe, als wenn ein Vorderöſterreichiſcher die Geſchichte von St. Blaſii zu ſchreiben unternehmen würde.

Der *I Zeitraum, von den älteſten Einwohnern unſers Vaterlandes* (der vorderöſterreichiſchen Staaten) enthält einige bisher von keinem öſterreichiſchen Schriftſteller angeführte Nachrichten. Der Vf. erwähnt S. 6. eines Denkmals, wodurch bewieſen wird, daſs die alten *Cimbrer* dieſe Gegend bewohnt haben. „Der Schutt (ſagt er) des nicht weit von *Oberndorf* zerſtörten alten Schloſſes *Zimmern*, ſammt einigen Dörfern, die in dieſer Gegend den gleichen Namen tragen, ſollen Denkmale dieſes Volks ſeyn." Wenigſtens iſt es richtig, daſs das gräfliche Haus *Zimmern*, welches mit Grafen Wilhelm, Hofmarſchalle des Erzherzogs *Ferdinand I*, erloſchen, ſich gerühmt hat, von dieſen neuen Bürgern Deutſchlands abzuſtammen, und daher ſoll es auch zum Beweiſe (nach *Speners* Wappenbuch) ſich immer des norwegiſchen Wappens bedient haben (!!)

In dem II Zeitraum wird die *Beſchaffenheit unſers Vaterlandes* (das Wort *unſer* ſcheinen die Religioſen mit den Jeſuiten gemein zu haben) *von der Geburt des Welterlöſers bis auf Kaiſer Conſtantin den Groſsen* dargeſtellt. Dieſer Zeitraum hat ſelbſt für die Geſchichte der vorderöſterreichiſchen Länder kein Intereſſe. Der Vf. ſchweift in Erzählungen aus, die allerdings beſſer eine Conventslegende, als der Staatsgeſchichte eines Landes angemeſſen ſind; z. B. S. 90. „in das J. 235 ſollte auch der Marterkampf der heiligen Urſula und ihrer Geſellſchaft geſetzt werden, wenn dieſe Erzählung nicht vielen Zweifeln und Schwierigkeiten, die noch nie ganz aufgelöst worden, unterworfen wäre. Obſchon dieſes *unſchuldige Blut* bey Cöln am Niederrhein ſoll *verſpritzt* worden ſeyn, haben wir doch hier eine kurze Meldung thun ſollen, weil *Krombach* behauptet, daſs dieſe Jungfrau die Rückreiſe in ihr Vaterland von Rom über Baſel, folglich durch das Breisgau, genommen habe."

Der III Zeitraum, *von Conſtantin dem Groſsen bis auf die fränkiſchen Könige*, zeigt nichts erhebliches, auſser den bekannten Geſchichtsbeweiſen, daſs die Römer ſich auch in dem *Schwarzwald* feſtgeſetzt, und ihre Macht aus dem *Breiſsgau* in das Gebirge des *Kinzingerthals*, und aus dieſem bis an den Neckarſtrom ausgebreitet, und ſich bey *Sulz*, einem ihrer Standorte, verſchanzt haben.

Von dem IV Zeitraum, mit der Aufſchrift: *unſere Voraltern unter den fränkiſchen Königen von 469 bis 750.* ſagt der Vf. S. 152. bey der damaligen Verfaſſung habe unſer (ſein) Vaterland einer ungeſtörten Ruhe genoſſen. Das königliche fränkiſche Haus wurde zwar oft durch die ſchwerſten innerlichen und äuſserlichen Unruhen erſchüttert, und dadurch groſse Veränderungen in der Beherrſchung der Gränzen unſers Vaterlandes veranlaſst: doch kann unſer Vaterland über ſein Schickſal dieſer Zeit keine Klage führen. Wahrſcheinlich warf der Vf. hier ſchon einen Blick aus der für die Geiſtlichkeit ſchon ziemlich günſtigen Regierungsverfaſſung der Merovinger in die Ausſichten der folgenden Periode; denn S. 187 kommt ſelbſt die erſte Nachricht von der Exiſtenz des Gotteshauſes *St. Blaſii* vor, wel-

ches von dem *h. Fridolin* die Ordensgeſetze des h. Benedicts erhalten hat.

Der V Zeitraum, *Geſchichte der heutigen vorderöſterreichiſchen Lande unter den Carolingern* von 752 bis 887, verſchaffte ſelbſt den religiöſen Abſichten des Vf. in ſeiner Geſchichte ſchon mehr Intereſſe, als die noch ſehr unbeſtimmte Regierung der Merovinger; faſt alles, ſelbſt das, was die Beſchaffenheit der alten Grafen betrifft, welchen die Regierung des Landes überlaſſen war, hat auf die geiſtliche Geſchichte einen weit ſtärkern Bezug, als auf die weltliche. Unter verſchiedenen ſehr abgeſchmackten Weitſchweifigkeiten, (z. B. S. 256. daſs das *Gedachtniſs* der beiden Grafen *Chankaro* und *Adelhard in ewiges Vergeſſen würde geſunken ſeyn*, wenn P. *Herrgott* nicht 2 Urkunden in der Abtey St. *Gallen* gefunden hätte etc. u. dgl.) ſtellt der Vf. S. 228. von K. *Karl Gr.* folgendes Gemalde auf. „Wir müſſen geſtehen (doch nur wahrſcheinlich unter der Obedienz?) daſs K. Karl an der Spitze ſeiner Kriegsheere furchtbar und ſchrecklich, und zu den Füſsen der Altäre eben ſo demüthig als gottesfürchtig geweſen ſey; daſs er die Feinde der römiſchen Kirche nicht nur gedemüthigt, ſondern auch zernichtet; daſs er endlich das Reich Jeſu Chriſti, ohne dem Seinigen engere Gränzen zu ſetzen, ausgebreitet habe, und alſo der Würdigſte geweſen ſey, dem die Krone des abendländiſchen römiſchen Kaiſerthums aufgeſetzt, und von *allen* (vermuthlich den geiſtlichen) Staaten *unſeres* Welttheils (auch hier ſteht das *unſer* nicht übel) der Beyname *der Groſse* beygelegt worden.“ Kürzer und beſtimmter würde ein Politiker unſrer Zeit ſagen: K. *Karl* hat den Namen, der Groſse, billig verdient, weil er, weit erhaben über ſein Zeitalter, die Bereicherung der Geiſtlichkeit als jenes nothwendige Uebel glücklich zu wählen wuſste, damit die bezwungenen Völker durch die Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Macht, deſto beſſer in der Unterwürfigkeit nach damaligen Erfoderniſſen konnten erhalten werden. Der *Mordſabel des Kriegs* (anſtatt der Krieg) der *Weltwürger* (anſtatt die Peſt) u. dgl. Ausdrücke, derer ſich der Vf. S. 256. zur Beſchreibung des damaligen Elends bedient, ſind beynahe lächerlich. Was in dieſem Zeitraum eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient, ſind die Beweiſe der Geſchlechtskunde von Herzog *Burkard* I in Schwaben, welche S. 315 – 320. genau dargeſtellt wird. Der Vf. beweiſt zugleich auch, daſs dieſer Herzog nach dem unruhigen Geiſt der damaligen Groſsen ſich ſchon aus aller Verbindung mit dem deutſchen Reich zu ſetzen geſucht, und der Einfälle der Ungern zur Vergröſserung ſeiner Macht und Anſehens bedient habe. Ueberhaupt ſind die wenigen Schluſsblätter das einzige, was der Darſtellung dieſes Zeitraums ein beſonderes Intereſſe gibt.

VIII Zeitraum. *Umſtände unſers Vaterlandes unter den ſächſiſchen Königen und Kaiſern.* S. 918 – 1024. So reichhaltig der vorige Zeitraum an Caroliugiſchen Schenkungsurkunden war, welche gröſstentheils aus dem Archiv des Stifts St. *Gallen* benutzt wurden, ſo wenig fehlt es auch in dieſem an ſehr wichtigen Stellen, worunter vorzüglich, S. 328, die Geſchichte des auf ſeiner Rückreiſe aus der Lombardie ermordeten Herzogs *Burkard* gehört. Auf Veranlaſſung derſelben bemerkt der Vf., daſs ſich damals durch die wegen dieſer Mordthat vorgegangene Veranderungen das burgundiſche Reich von dem mittelländiſchen Meere, bis an *Baſel* erſtreckt, und der nächſte Nachbar der vorderöſterreichiſchen Lande geworden ſey. Dieſe Bemerkung iſt um ſo wichtiger, als der gelehrte Hr. *Pet. Ochs* in ſeiner baſeliſchen Geſchichte (wahrſcheinlich aus dieſem Anlaſs) die Frage aufgeworfen hat, ob *Baſel* vom J. 888 - 1032 ein Theil des deutſchen oder burgundiſchen Reichs geweſen ſey? — Kännte der Vf. die neuere Literatur, ſo würde er in den Unterſuchungen des verdienſtvollen Hn. *von Bluns*, über die Gränzen des ehemaligen burgundiſchen Reichs, dieſe Frage zuverläſsig entſchieden gefunden haben. In dieſem Zeitraum ſtöſst man wieder auf eine Menge Ausdehnungen, die jeden Leſer ermüden müſſen. —

In dem VIII Zeitraum, *von K. Konrad II bis Heinrich V fränkiſchen Stammes*, liefert der Vf. S. 447 bis 452 eine ſehr umſtändliche Geſchichte von der Stadt *Augſt* und des umliegenden *Rauracherlandes*. Alles was von der Fehde zwiſchen dem Kaiſer *Heinrich* und Papſt *Gregor*, welcher letztere den Herzog *Rudolf* von *Schwaben* zum Helfer hatte, erzählt wird, hat für die vorderöſterreichiſchen Staaten (die Verheerung der arlebergiſchen Landſchaft ausgenommen) ſehr wenig Intereſſe. Die Beſtimmung dieſes ganzen Zeitraums — beſonders da der Vf. S. 515 ſich mit einer Apologie für P. *Gregor* VII und einer Strafpredigt gegen *Voltaire* wegen der Kreuzzüge abgibt, welche auf die Geſchichte der vorderöſterreichiſchen Lande, wovon er ſchreibt, gar keinen Bezug haben — iſt in jedem Betracht mehr *ad praelectiones monaſtico-conviviales*, oder für ſogenannte geiſtliche Tiſchreden, als für das Intereſſe beſſer Belehrter geſchrieben.

Mit dem IX Zeitraum, *Umſtände unſrer Voraltern unter dem Kaiſer Lothar II und den drey erſten Konigen und Kaiſern aus dem hohenſtauſiſchen Hauſe*, ſchlieſst der Vf. den I. Theil. S. 527 fängt er mit der Beſchreibung des Herzogs *Konrad* von Zaringen an, der nach der Ermordung des burgundiſchen Grafen *Wilhelm* das ganze burgundiſche Königreich unter dem Titel eines *Rectors* von *Burgund* verwaltet habe, um ſeine Abhängigkeit von dem deutſchen Reich zu zeigen, da er zugleich als franzöſiſcher Vaſall des der Krone Frankreich zu Lehen gegangenen Theils von *Burgund*, der über der Saone lag, in Beſitz hatte. Hier würde der Vf. wenn er *Commines* benutzt hätte, einen herrlichen Stoff für ſeine vaterländiſche Geſchichte gefunden haben, um zu beweiſen, daſs der franzöſiſche Lehennexus wirklich auf die Regierung der übrigen dieſem Herzog anvertrauten Länder ſelbſt für die nachfolgende Zeiten einen ſehr groſsen Einfloſs gehabt hatte. Die S. 528 — 536. angeführte Stemmatographie des Geſchlechts der *Schnewlin* enthalt ſehr viele Nachrichten zur Beleuchtung der vaterländiſchen Geſchichte, welche der Vf. mit beſonderm Fleiſse aus zum Theil zuvor noch ganz unbenutzten Quellen geſchöpft hat.

Digitized by Google

S. 570 führt er die Verhältniſſe der alten habsburgiſchen Grafen an, aus welchen ſich zeigt, daſs vorzüglich die gute Hauswirthſchaft das Emporſteigen dieſes Stammes, der in der politiſchen Welt eine ſo groſse Epoche machte, befördert habe. S. 617 — 24 kommen ſehr gute Nachrichten von der Errichtung der Kommenden des Johanniter- und deutſchen Ordens in den vorderöſterreichiſchen Landen vor; es geſchieht auch von dem Landſaſſiatſtreit zwiſchen Oeſterreich und dem Groſspriorat zu Heitersheim, wiewohl nur eine flüchtige Meldung, die ſich mit dem erfochtenen Präcedenzſiege des Fürſtabts von St. Blaſii endigt. Was aber den erſten Theil dieſer Geſchichte insbeſondere ſchätzbar macht, ſind die demſelben am Schluſs beygefügten 2 Karten. Die erſte zeigt die älteſte Geſtalt der K. K. vorderöſterreichiſchen Staaten; die zweyte hingegen die K. K. V. öſterreichiſchen Staaten in dem mittlern Zeitalter. Jene hat vor andern unſtreitig den Vorzug; indem ſie die Wohnſitze unſrer älteſten Völker, vorzüglich der Cimbrer, Mediomatiker, Markomanen etc., wie auch die Gränzen der alten Vindelicier, ſehr ſchön auszeichnet. Selbſt die älteſten Benennungen der groſsen Städte des *Lagus Venetus* oder *Pedamicus* ſind nach ihren Zeitverhältniſſen angezeigt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schäfer: *Sophie oder der Einſiedler am Genfer See.* Erſter Theil. Von *Chriſtian Auguſt Fiſcher.* 1795. 184 S. 8.

Ein liebendes Paar in der Periode der entſtehenden Leidenſchaft, das freundliche Leben und Weben einer gutmüthigen Familie, und die Naturſcenen des Genfer Sees ſind an ſich ſelbſt ſo anziehende Gegenſtände, daſs ſie der Künſtler faſt nur anzudeuten braucht, um unſre Einbildungskraft zu beſtechen. So manche willkommne Erinnerung, die in uns erweckt wird, macht, daſs wir leicht die Foderungen der ſtrengen Kritik darüber vergeſſen, wenn die Darſtellung nur nichts Störendes enthält. Es kommt hier dazu, daſs in den Schilderungen des Vf. eine gewiſſe Wahrheit und Herzlichkeit herrſcht, die dem Leſer wohl thut, auch wenn er von Seiten der Kunſt noch manches vermiſst. Indeſſen wäre es Schade, wenn der Vf. ſich auf dieſe bequeme Gattung von Schriftſtellerey einſchränken wollte. Bey einem Stoffe, der ſo oft ſchon behandelt worden iſt, erwartet man wohl mehr Originalität in Charakteren und Situationen, als man hier findet. Es bedarf keiner verwickelten Reihe von Begebenheiten, um einem Romane Reichthum zu geben; aber dann muſs die Phantaſie durch das Eigenthümliche der handelnden Perſonen ihre Befriedigung erhalten. Auch gewinnt die einfachſte Geſchichte durch eine gewiſſe Spannung der Erwartung, die hier durch den unglücklichen Einfall gänzlich zerſtört iſt, daſs gleich in den erſten Bogen der Held des Romans auf dem Grabe ſeiner Geliebten erſcheint, und kurz darauf ſich in den See ſtürzt. Was ſoll dieſer tragiſche Anfang, der uns für alle darauf folgenden heitern Scenen verſtimmt? Eine Rührung, die bloſs durch dieſen Contraſt bewirkt wird, iſt kein Zweck für den beſſern Künſtler. Ueberhaupt wäre es Zeit, daſs in unſern dichteriſchen Werken der ſchwermüthige Ton einmal aufhörte. Für den deutſchen Ernſt iſt unſtreitig Aufheiterung das dringendere Bedürfniſs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Walther: *Ueber die tödtliche Wirkungsart des Blitzes.* Verfaſſet von *Joh. Nep. Stadlhofer.* 1791. 24 S. Text, 12 S. Dedication und Vorrede. gr. 8. — Der Vf. ſetzt die Wirkung des Blitzes in einen vermehrten Umlauf des Blutes, und glaubt, daſs ſie tödtlich wäre, wenn der Andrang des Blutes nach dem Kopfe ſo ſtark würde, daſs *ein Schlagfluſs* erfolgte. Bey dieſer Hypotheſe ſelbſt darf man ſich jetzt nicht mehr aufhalten, da ſie durch die bekannten holländiſchen Verſuche zur Gnüge widerlegt wird. Es könnte aber doch die Frage ſeyn, durch was für Gründe ſie der Vf. zu unterſtützen geſucht habe; und da müſſen wir leider! antworten: *durch die elendeſten.* Es iſt ſchwer zu ſagen, ob er mehr gegen die Phyſik, oder gegen die Phyſiologie, oder gegen die Logik geſündigt habe — der incorrecten und ſchwerfälligen Schreibart nicht zu gedenken. Ein paar Beyſpiele werden hinreichen unſere Behauptung zu beweiſen. So gibt er von der Entſtehung des Blitzes folgende Erklärung: „Nach den Geſetzen flüſſiger Körper" — (er hat nämlich vorher angenommen, daſs ſich durch die elektriſcher Dünſte Donnerwolken bildeten, die durch Stürme in gegenſeitige Berührung gebracht würden) — „wird nun jene Wolke, die poſitiv „elektriſch iſt, eine gröſsere Menge elektriſcher Materie enthält. „in jene ihr elektriſches Flüſſiges ausſchütten, die ihr weniger „Widerſtand leiſtet, die, vermöge ihrer geringern Menge elek„triſcher Materie, *auf den Drang des herüberkommenden Flüſſ„gen aus der poſitiven Wolke zurückwirken kann.* Dieſe wird „nun Zeichen der Elektricität von ſich geben, leuchten, und ſo „den Blitz erzeugen!!" — Daſs ein Menſch in einer geringen Entfernung von einem Baum vom Blitz unberührt bleiben kann, indeſs der Baum getroffen wird, leitet er vornemlich daher, „daſs „der Menſch *zu wenig mit dem Blitz homogene Materie hatte,* „*die demſelben zu wenig Berührungspunkte* darbot, theils zu viel „*ſolche homogene Materie*, die die Aufnahme der Blitzmaterie „unmöglich machte." — Ferner wenn er behauptet, daſs die elektriſche Materie in dem menſchlichen Körper ihren Sitz vorzüglich im Blute habe, ſo will er das hauptſächlich durch zwey Gründe beweiſen: 1) weil durch Elektricität die natürlichen Blutflüſſe befördert, und Lähmungen gehoben werden könnten; 2) weil die chemiſche Analyſe des Bluts lehrte, daſs es Eiſentheilchen enthielte; das Eiſen aber, als ein leitender Körper zur Aufnahme der elektriſchen Materie beſonders geſchickt wäre. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Reichsstift St. Blasi: *Geſchichte der K. vorderöſterreichiſchen Staaten* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Zweyter Theil. X Zeitraum, *vom K. Rudolf I bis auf Herzog Leopold III, vom J. 1273 — 1386.* S. 5. liefert der Vf. eine übelgerathene Schilderung von K. Rudolf I. Darin kommt unter andern vor: „daſs er, gleichſam wie mit einem *Hauch ſeiner Worte nach Belieben zerſtörte, und aufbaute:* dieſe Schilderung (fährt er fort,) des K. Rudolfs iſt nicht eines jener eiteln und erdichteten Bilder, die man durch redneriſche Kunſt ausſchmückt, und bey welchem man das, was ihnen an Aehnlichkeit mangelt, durch Zierathen zu erſetzen ſucht. Nein! unſer Bild des Rudolfs iſt natürlich und treffend! man darf *nur ſeine Augen* auf *unſer Vaterland werfen,* und davon überzeugt ſeyn.“ Wie matt gegen jenes erhabene Lob, welches ein groſser Geſchichtſchreiber dieſem Fürſten mit 3 Worten giebt: *Princeps ſapiens, cordatus,* et *juſtus!* Wer die Reichsgeſchichte kennt, wird aber dem Vf. hierin nicht einmal beyſtimmen, daſs K. Rudolf mit einem Hauch ſeiner Worte alles durchſetzte. Kein Kaiſer fand ſo viel Widerſtand als *Rudolf*, da er ſein Haus durch die offen gewordenen Reichsgüter bereicherte. Die Begebenheiten, beſonders die Veränderungen der Herrſchaft *Hauenſtein*, die Verpfändungen der Ortenau, und Schickſale der Stadt Freyburg ſind in dieſem Zeitraum ſehr gründlich beſchrieben, und in den wichtigſten derſelben bezieht ſich der Vf. gröſstentheils auf freyburgiſche Archivalurkunden; beſonders zeigt er, S. 72. die Erwerbe an, welche das Reichsſtift *St. Blaſii* durch die Herrſchaft *Staufen* machte, und daſs es auch die Herrſchaft *Hauenſtein* im 12ten Jahrh. als Eigenthum gehabt habe.

XI Zeitraum: *Geſchichte der vorderöſterreichiſchen Staaten unter dem Herzog Leopold III bis auf die Zeiten K. Karls V, vom J. 1360 — 1520.* Auch in dieſer Periode werden noch einige Begebenheiten, beſonders S. 92 die Veränderungen mit der Herrſchaft *Freyburg* und Landgrafſchaft *Breisgau* erzählt. K. *Karl IV*, als er den Graf *Egon* 1360 mit ſelbiger belehnte, ſetzte feſt, daſs die Landgrafſchaft Breisgau von der Herrſchaft *Freyburg* zu keiner Zeit mehr ſolle getrennt werden; wobey es freylich nicht lang blieb, weil die Stadt ſich 1368 an die öſterreichiſchen Herzoge ergab. Der Vf. hat einige Umſtände bey dieſen Veränderungen ebenfalls gründlich zuſammengefaſst. Der ganze Zeitraum iſt reichhaltig an ſehr fleiſsig zuſammengeſtellten hiſtoriſchen Citationen. Wo er aber von ſeinen Geſchichtsbelegen zu Reflexionen übergeht, da ſcheint er ſogleich wieder die Stelle des Geſchichtſchreibers mit der eines Miſſionärs zu verwechſeln. S. 111 ſagt er von K. *Wenzel:* „gar bald zeigt es ſich, daſs das heilige Salböl, welches über die Könige ausgegoſſen wird, zwar *ihren Charakter*, aber nicht ihre Perſon, *heiligt*, und daſs die Frucht des deutſchen Reichs keine Geburt einer *arbeitenden* Einbildung, noch ein von Vorurtheilen geſchaffenes Schattenbild geweſen u. ſ. f.“ Könnte nicht jeder Staat ſchon zufrieden ſeyn, wenn die Salbung auch nichts als nur wahre Heiligung des *Charakters* bewirkte? S. 135. ſchreibt er von der Peſt, die in dieſen Landen, beſonders zu Baſel wüthete. „Man hat beſonders drey Prinzeſſinnen des *Hochberg-Sauſeebergiſchen* Hauſes zu bedauern, die in dieſer Stadt ein Raub des Todes wurden, und doch ſelben nicht ſo erſättigen konnten, daſs er nicht noch ihren Bruder, den Markgraf *Rudolf*, in der ſchönſten Blüthe des Alters, verzehrte. Das Archiv der Stadt Freyburg hat uns deswegen keine Klage vorgelegt, welches uns vermuthen macht, daſs die Häupter dieſer Stadt durch kluges Veranſtalten dieſem raſenden Uebel Ziel und Schranken geſetzt haben.“ Wenn der Vf. von dergleichen Thatſachen nur die Jahrzahlen ſtatt ſeiner Provinzialfloskeln vorgelegt hätte, ſo wüſste man doch das Todesjahr (wahrſcheinlich 1428) des guten M. *Rudolfs.* S. 168 erſcheint über die *Bewegungen* (Beweggründe), warum Erzherzog Sigismund die vorderöſterr. Länder an Herzog Karl von Burgund verſetzt hat, eine weitläufige Note, die vom Anfang bis zum Ende doch nichts als den Geldmangel beſtimmt, welcher auch wirklich dieſen Schritt nothwendig machte; indem kein Fürſt ſeine Länder ſo leicht bloſs aus der Urſache hingiebt, um ſeinen Nachbar durch einen mächtigen Gegner necken zu können.

XII Zeitraum: *Geſchichte der V. O. St. unter der Regierung K. Karls V bis auf K. Leopold I*, von 1520 bis 1657. Es ſcheint, daſs es dem Vf. in dieſer Periode ſchon an Subſidien zu fehlen anfing, da er, ungeachtet dieſer Zeitraum in ſeiner Geſchichte faſt der weitläuftigſte iſt, von S. 201 — 343. ſich gröſstentheils mit Erzählung der damaligen Kriegsunruhen abgiebt. Es werden hier abermals manche Begebenheiten in einer unausſtehlichen Ausdehnung angeführt, welche auf die V. O. Lande gar keinen Bezug haben. Aus der ganzen Geſchichte des 30jährigen Kriegs hätten die Drangſale

Digitized by Google

in Kürze angezeigt werden können, welche die V. O. Staaten erlitten hatten. Von den *enſisheimiſchen* Kammerſchulden, worüber in dem XI Artikel des *münſteriſchen Friedens* vieles disponirt wurde, bemerkt der Vf., daſs dieſes Geſchaft noch nicht in ſeiner Richtigkeit ſey. Die Schulden wären noch nicht alle bezahlt. Man zeichne ſie in den breiſsgauiſchen Archiven mit dem Namen der *Diviſionsſchulden* aus. Oeſterreich habe zwar alles angewendet, die Krone Frankreich zu einer genauen Unterſuchung zu vermögen. Es wäre auch aus den Archiven der breiſsgauiſchen Landſtände zu beweiſen, daſs ſelbige ihre alten Mitſtände im Elſaſs gar oft (wiewohl immer vergeblich) eingeladen, zu dieſer Schuldenvertheilung die Hände zu bieten. Das Geſchaft ſelbſt wäre nunmehr durch die Verzögerung ſehr erſchwert; — vielleicht durch den dermaligen Revolutionskrieg geendigt.

XIII Zeitraum, *von Kaiſer Leopold I bis auf jetzige Zeiten*, vom J. 1665 — 1790. Ein gewaltiger Sprung! Gar leicht hätte der Vf. hier noch eine Abtheilung, wenigſtens nach dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege vom J. 1740 machen können. Es ſcheint aber, daſs eine gewiſſe Politik ihn bewogen habe, dieſe Geſchichtsperiode zu vergröſsern, um bey einzelnen Begebenheiten leichter abbrechen zu können. Die Erzählung der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte unter *Leopold I* nimmt ſchon einen groſsen Raum hinweg, da beſonders S. 372 jene Artikel des Nimwegiſchen Friedens in der deutſchen Ueberſetzung eingerückt ſind, nach welchen der Krone Frankreich, gegen Abtretung der Stadt *Philippsburg* die Feſtung *Freyburg* ſammt Schloſs und einigen Dörfern überlaſſen, in dem *Ryſswikiſchen Frieden* 1697 aber nebſt der Stadt *Breiſach* wiederum zurückgegeben wurde. Der Vf. führt ſofort alle nachherige Kriege in ſeiner Geſchichte an, ob ſie ſchon auf die V. O. Lande nicht den geringſten Bezug hätten. S. 461 berührt er gleichſam nur im Vorbeygehen das bey Gelegenheit des ſiebenjährigen Kriegs auch in den V. O. Landen eingeführte neue Steuerſyſtem, gegen welches, wie ſchon aus den Deductionen, welche in der deutſchen Staatskanzley eingerückt ſind, erhellt, ſo viele Bewegungen gemacht wurden. Die Streitigkeiten der Burgauiſchen Inſaſſen mit dem Haus Oeſterreich übergeht der Vf. gänzlich. Sie hätten aber allerdings in dieſer Geſchichte eine Hauptſtelle einnehmen ſollen, da dieſe Markgrafſchaft einen ſo anſehnlichen Theil der V. O. Lande ausmacht, und für die Geſchichte derſelben durch die verſchiedenen Staatsſchriften eines *Lehrs*, *Moſers*, *Sartori* ſeit 15 Jahren ſo vieles vorgearbeitet iſt. Der Vf. hat in dieſen wichtigen Gegenſtänden aber eben ſo ſehr ſich in der politiſchen Zurückhaltung geübt, als er S. 472 offenbar gegen ſeine Empfindungen alle Verfügungen und Veränderungen, die K. *Joſeph II* in den V. O. Staaten machte, ſo ſehr empor hob, da doch dieſen Lobeserhebungen die vielen und verſchiedenen, ſelbſt von den geiſtlichen Ständen der V. O. Staaten gemachten, Remonſtrationen geradezu entgegen ſtehen. Wie S. 475 der Scheldekrieg, und die Aufhebung des Barriertractats in einer ſolchen *Ausdehnung* zu der Geſchichte der V. O. Staaten gehören mag, iſt Rec. nicht erklärbar. Dieſem Theil iſt abermals eine Karte von den V. O. Staaten beygefügt. Das ganze Werk würde einen entſchiednen Werth haben, wenn der Vf. nur mit ſeinem Arbeitsfleiſs und den vielen guten diplomatiſchen Nachrichten Kürze und Bündigkeit des Vortrags vereinigt hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, auf Koſten des Herausgebers und in Commiſſion b. Dieterich in Göttingen: *Miſcellen zur Geſchichte des Tages*, herausgegeben von *J. W.* von *Archenholz*. Erſter Band. 1795. 422 S. 8.

Die Verbindung zwiſchen Frankreich und den übrigen cultivirten Ländern iſt eine lange Zeit ſo ſehr zerriſſen geweſen, daſs von den zahlloſen Broſchüren und kleinen Aufſätzen, die in Paris unaufhörlich erſcheinen, nur äuſserſt wenige nach Deutſchland und andern Gegenden von Europa gekommen ſind. Die meiſten dieſer Flugſchriften ſind freylich nicht des Aufbewahrens werth: es gibt deren aber, die einſt wichtige Materialien für die Geſchichte werden können. Hr. v. *A.* erwirbt ſich daher in der That ein Verdienſt um dieſe, indem er aus dem Vorrath ſolcher Schriften, den er eigentlich für die *Minerva* geſammelt, und der ſich über den Umfang dieſes Journals hinaus angehäuft hatte, das wichtigſte aushebt, und in guten Ueberſetzungen dem Publicum vorlegt. Da ſich von ihm keine andre als eine ſorgfältige und zweckmäſsige Auswahl erwarten läſst, ſo iſt dieſen *Miſcellen* ein baldiger und guter Fortgang zu wünſchen.

Der jetzt erſchienene *erſte Band* enthält folgende Stücke, die zwar nicht alle ein gleiches Intereſſe haben, von denen aber beynahe keines der Aufmerkſamkeit des Weltbeobachters und Geſchichtforſchers unwürdig iſt: 1) *Robespierre's Schweif, oder die Gefahren der Preſsfreyheit.* 2) *Der groſse Schweif des Laurent Lecointre.* — Die Titel dieſer beiden Broſchüren ſind zur Zeit ihrer Erſcheinung in allen Zeitungen und Journalen citirt worden: es war alſo der Mühe werth, ſie näher kennen zu lernen. Sie ſind beide gegen die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausſchuſſes *Barrere, Billaud* u. ſ. w. gerichtet: und obgleich ſeitdem die Greuel der Regierung dieſes Ausſchuſſes in unzähligen Schriften mit ganz anderm Nachdruck geſchildert worden ſind, ſo macht jene doch ſchon der Umſtand merkwürdig, daſs ſie zu den erſten dieſer Art gehören, die nach *Robespierre's* Untergang zum Vorſchein kamen. — 3) *Fox Rechenſchaft an ſeine Wähler die Bürger von Weſtminſter.* Wir wünſchten, daſs der Herausgeber ſich bey dieſer Sammlung überhaupt nur auf franzöſiſche Flugſchriften einſchränken möchte, damit das Ganze deſto beſtimmter der Geſchichte der Revolution gewidmet ſey. Sollten aber einmal auch Engliſche aufgenommen werden,

ſo

Digitized by Google

ſo war dieſe gewiſs eine der wichtigſten und intereſſanteſten, die man wählen konnte. — 4) *Correſpondenz zwiſchen dem General Artur Dillon und Camille Desmoulins.* Sie bezieht ſich auf einige Scenen im Nationalconvent, die dadurch, daſs *Camille Desmoulins* ſich des verhafteten Generals, obgleich dieſer für einen ausgemachten Ariſtokraten galt, annahm, veranlaſst wurden. Der Brief von *Desmoulins* war es recht eigentlich werth, allgemein bekannt zu werden. Denn einen ſo tiefen Blick in das Innre, gleichſam in das Hausweſen der *Robespierreſchen* Blutregierung, und der Anarchie dieſer ſchrecklichen Periode, und eine ſo anſchauliche Vorſtellung von der Verachtlichkeit der damaligen Namen-Regenten Frankreichs gewähren nur wenige bisher gedruckte Actenſtücke. 5) *Danton.* — Eine Zuſammenſtellung einiger Reden und Thaten dieſes merkwürdigen Revolutionshelden in verſchiednen wichtigen Situationen ſeines öffentlichen Lebens. — 6) *Neu franzöſiſcher Eheſtands-Codex.* Dieſem Stück hätte vielleicht noch gröſsre Vollſtändigkeit gegeben werden können. 7) *Beyträge zur Geſchichte der Revolutionsproceſſe. Adam Lux* und *Olympia Degouges.* Die Anklageacte und das Verhör des erſtern gehören gewiſs unter die merkwürdigſten in ihrer Art. 8) *Ueber Geographie in politiſcher Hinſicht von Mercier.* Wenn dieſer Aufſatz auch eigentlich kein Beytrag zur Geſchichte iſt, ſo läſst er ſich doch angenehm leſen, und der Hauptgedanke, der darin herrſcht, verdient wohl, ſo idealiſch er auch ſeyn mag, daſs man ihm zuweilen nachhänge. 9) *Ueber das Charakteriſtiſche der Revolution.* Dieſes Stück entfernt ſich vielleicht am weiteſten vom Zweck der Sammlung, weil es gänzlich *philoſophirend*, und dabey das Fundament, worauf das Räſonnement (deſſen Werth wir hier nicht ausführlich beurtheilen wollen) ruht, nicht ſo einleuchtend iſt, daſs es auch nur als Berichtigung eines *hiſtoriſchen Geſichtspunktes* gelten könnte. — 10) *Rede von St. Juſt angefangen in der Conventsſitzung am Tage vor ſeiner Hinrichtung.* Nächſt Nr. 4 unſtreitig der intereſſanteſte Artikel. So viel man davon verſteht, war dieſe Rede gegen *Billaud Varennes* und *Collot d'Herbois* gerichtet: aber das geheimniſsvolle, myſtiſche, verſchleyerte, mit einem Worte, das was man gar nicht oder nur halb verſteht, das iſt gerade das charakteriſtiſche, das ſprechende, das mahlende in dieſer Rede. — 11) *Amerikaniſche Staatscorreſpondenz über das Betragen des engliſchen Untergouverneurs Simcoe in Canada.* 12) *Engliſche Staatsſchriften, die Beſitznehmung von Corſica betreffend.* Die *neue Conſtitution* für dieſe Inſel befindet ſich mit darunter. 13) *Schreiben an die Franzoſen von Gorani über Robespierre und die Revolution vom 31 May.* Dies iſt das einzige Stück, das wir gern vermiſſen würden, da das Werk, woraus es genommen, ſich jetzt in allen Händen befindet, und ſogar ins Deutſche überſetzt iſt. Wahrſcheinlich war Hr. v. *A.* hievon, als er den Brief einrücken lieſs, noch nicht unterrichtet. — Auf alle Fälle werden die Leſer für dieſen hier überflüſſigen Beytrag durch das vorzügliche Intereſſe der meiſten übrigen reichlich entſchädiget.

KÖNIGSBERG u. LEIPZIG, b. Nicolovius: *Taſchenbuch* von *J. G. Jacobi* und ſeinen Freunden für 1795. 186 S. 12.

Daſs auch Männer von entſchiednem Rufe und anerkannten Talenten ſich nicht zu vornehm dünken, Taſchenbücher herauszugeben, iſt ein wichtiger Vortheil für das Publicum, das nun einmal an dieſer Form Geſchmack gefunden hat. Und warum ſollte dieſe Form nicht ſo gut, als manche andre, dazu taugen, unter ſeinen Zeitgenoſſen Ideen und Geſinnungen zu verbreiten, von deren Werth man überzeugt iſt? Der Ton, welcher in dieſer Sammlung herrſcht, iſt ſanft und ruhig. Eine trübere Stimmung bemerkt man nur zuweilen, bey der Erinnerung an die neuſten Vorfälle in der politiſchen und moraliſchen Welt. Gefühl für groſse und ſchöne Natur, für häusliche Freuden und für Religion äuſsert ſich oft und mit Wärme. Was ſich unter den Gedichten des Herausgebers beſonders auszeichnet, iſt das Fragment einer Epiſtel an Gleim, welches z. B. S. 41 folgende Stelle enthält:

— Jenes mächtige Gefühl in unſrer Bruſt,
Das zwiſchen Lieb' und Haſs und Qual und Luſt
Umher uns treibt, das innre Licht
Verdunkelt, Hohn der Weisheit ſpricht,
Daſſelbe ſtählt den Muth, reiſst uns von niedern Dingen
Gewaltſam los, um Gröſsres zu erringen.
Was in uns denket, forſcht, im Forſchen ſich verliert,
Aus Zweifeln uns in Zweifel führt,
Bis der vermeſsne Geiſt nicht mehr den Rückweg findet,
Bis Hoffnung ihn verläſst und guter Glaube ſchwindet,
Daſſelbe, Himmelab verliehn,
Geleitet unſern Gang, macht unſre Schritte kühn,
Der Wahrheit nachzugehn, trägt über ferne Meere,
Von Pol zu Pol, Geſetz und Weisheitslehre.
Wenn oft von einem ganzen Heere
Berauſchte Phantaſie mit ihrer Fackel ſchwärmt,
Und Königsburg und Tempel und Altäre
Sich dann im Blute baden; ſo erwärmt
Ihr beſſres Feuer, gleich wohlthätigen Sonnenblicken;
Wohin der Widerſchein der reinen Flamme fällt,
Da muſs zum Eden ſich die nackte Haide ſchmücken,
Da läſst ſein ſeliges Entzücken
Von rauhen Dornen uns, in dieſer Schattenwelt
Des Paradieſes Roſe pflücken. —

Ein Aufſatz von dem Herausg. über den Frühling; und von *Schloſſer* über den Winter; eine Idylle: der erſte Frühling von *F. L. Graf zu Stollberg*; und ein Abendlied von ebendemſelben, werden den meiſten Leſern willkommen ſeyn. Auch lieſt man mit Vergnügen eine Erzählung von Catharina Gräfin zu Stollberg: Fernando und Miranda, und die Beſchreibung einer Reiſe an den Fuſs des Montblanc von Georg Arnold Jacobi. Die rührende Einfalt der Madagaskiſchen Lieder gibt einen ſchönen Genuſs, auch wenn man dahingeſtellt ſeyn läſst, ob wirklich in Madagaskar etwas ähnliches geſungen wird. Der einzige Aufſatz, den Rec. in dieſer

Digitized by Google

Sammlung nicht erwartet hätte, iſt die Todtenkapelle bey Collin. In einer Reiſebeſchreibung würde dieſe Anekdote an ihrem Platze ſeyn; ſie iſt charakteriſtiſch und gut erzählt. Aber in einer Reihe von anmuthigen Gegenſtänden, bey deren Betrachtung man mit Wohlgefallen verweilt, ſtöſst man ungern auf eine ſolche Erſcheinung. Allerdings finden ſich auch in den frommen Verirrungen der Phantaſie einzelne Züge, welche Schonung und Achtung verdienen; nur muſs ein Stoff dieſer Art reichhaltiger an ſolchen Zügen ſeyn, um einen für ſich beſtehenden Werth zu haben. Selbſt für Kloſterlegenden gibt es eine gewiſſe Grazie, die dem Herausg. ſonſt unſtreitig nicht fremd iſt.

Frankfurt a. M., b. Andreä: *Ueber die Grundſätze der Freyheit und Gleichheit.* Zwey Abhandlungen nebſt einem Anhange *über den Einfluſs der Ideale auf das menſchliche Leben.* 1794. 208 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Ueber die Nothwendigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft*, eine Vorleſung von *Arndts*, Coadjutor-Dechant des Walpurgis-Stifts und Stadt-Pfarrer zu Meſchede im Herzogthum Weſtphalen, herausgegeben von Dr. *F. W. Coſmann*, hochfürſtl. paderborniſchen Hof-Gerichts-Aſſeſſor u. ſ. f. 1793. 62 S. 8.

3) Königsberg, b. Nicolovius: *Ueber die monarchiſche Regierungsform.* Von dem Vf. *des* Netz-Diſtricts (der Schrift: Ueber den Netz-Diſtrict,) 1794. 124 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Einige politiſche Inſtructionen für junge neu angehende Regenten*, ein Auszug aus dem italieniſchen Werke eines Ungenannten, vom Referendar *Dreyſig.* 1793. 146 S. 8.

1) In dieſer ſehr vernünftigen Schrift werden die Begriffe von *Freyheit* und *Gleichheit* aus richtigen, wenn gleich nicht neuen, Geſichtspunkten erörtert; und auf eine für jeden geſunden Kopf faſsliche Art beſtimmt. Das allgemeine Raiſonnement über Freyheit, und die etwas verworrenen Diſtinctionen zwiſchen metaphyſiſcher und moraliſcher Freyheit haben Rec. am wenigſten befriediget. Deſto beſſer aber iſt die Beantwortung der Fragen ausgefallen: „Findet Freyheit nur in der Demokratie ſtatt?" und: „Iſt ein höherer Grad der Freyheit unter allen Umſtänden ſo wünſchenswerth, daſs der geſellſchaftliche Menſch ihrentwegen alles wagen muſs?" Auch der hinzugefügte Aufſatz: „Ueber den Einfluſs der Ideale auf das Leben" enthält viel wahre und gute Bemerkungen.

2) Eher eine Erbauungsſchrift, als eine philoſophiſche Abhandlung, wie gleich der Anfang zeigt: „Merkwürdig iſt die Geſchichte im 1ten B. der Könige 24 Kap., daſs Saul, König über Iſrael, ſo theuer ihm auch David, der rüſtigſte Kriegsheld, war, dennoch wider denſelben von ſtolzer Eiferſucht entbrannte, als dieſer von dem hochgerühmten Siege über den Philiſter, den ſtolzfrohlockenden Goliath etc. etc." So geht es bis ans Ende. Die Lobſprüche, die der Herausg. dem Vf. in der Zuſchrift beylegt, mögen vollkommen gegründet ſeyn: hätte er aber für die Ehre eines ſonſt verdienſtvollen Mannes nicht beſſer geſorgt, wenn er dieſe ſogenannte *Vorleſung* ungedruckt gelaſſen hätte?

3) Der Vf. hat die vernünftigſten Gründe, wodurch man bisher die monarchiſche Staatsverfaſſung und eine erbliche Thronfolge vertheidigte, in dieſer kleinen Schrift zuſammengeſtellt, und auf eine populäre, doch ernſthafte und anſtändige, Art vorgetragen. Die ſchwächſte Seite dieſes Buches iſt unſtreitig die Diſtinction zwiſchen *Monarchie* und *Deſpotismus.* Denn da der Vf. von dem Satz nicht abgehen will, daſs derjenige Regent, der nur nach Geſetzen regiert, wenn er dieſe Geſetze auch ganz allein machen, (mithin auch willkührlich umwerfen) kann, keine deſpotiſche Gewalt beſitzt; ſo bleibt ihm nichts übrig, als den Unterſchied zwiſchen beiden Regierungsformen in dem geringfügigen und ſchwankenden Umſtande zu ſuchen, daſs in der Monarchie *Stände*, (worunter hier überdies blos abgeſonderte Claſſen gemeynt werden,) exiſtiren, und in der Deſpotie nicht. — So lange man auf dieſem Wege bleibt, gibt man den Gegnern der monarchiſchen Verfaſſung gewonnen Spiel. Es ſollte uns wundern, wenn dem Vf. bey weiterm Nachdenken über ſeinen Gegenſtand dies nicht ſelbſt einleuchtete.

4) Wenn das Original auch jemals Werth gehabt hat, ſo kömmt doch dieſer Auszug jetzt wenigſtens um zwanzig Jahre zu ſpät. Wie viel tauſendmal ſind die hier vorgetragnen Lehren in ganz andrer Form, und ganz anderm Gewande beſſer und zweckmäſsiger in die Welt gebracht worden! — Da wir das Originalwerk nicht kennen, ſo ſind wir auch nicht im Stande, das eigentliche Verdienſt des Hn. D. bey Verfertigung des Auszuges zu ſchätzen. So viel ſehen wir aber deutlich, daſs der Stil nicht der vorzüglichſte iſt. Gleich der Anfang des Buchs zeuget hievon: *Es iſt in Wahrheit nichts, worüber die Meynungen der Menſchen ſo verſchieden ſind, als in Anſehung der Politik.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1795.

PHYSIK.

Leipzig, b. Cruſius: *Samuel Hahnemanns*, der Arzneygelahrtheit Doctors und Mitgliedes einiger gelehrten Geſellſchaften, *Apothekerlexicon. Erſten Theils zweyte Abtheilung. F bis K.* 1795. 8. von S. 281 bis 524.

Das Urtheil, das wir ehedem über den erſten Band dieſes nützlichen Werkes (A. L. Z. 1794, N. 173) gefällt haben, paſst auch auf dieſe Fortſetzung; denn Hr. H. hat bey Abfaſſung derſelben den Plan, den er ſich Anfangs vorgezeichnet hatte, und mit dem wir unſere Leſer (a. a. O.) bekannt gemacht haben, immer vor Augen gehabt, und iſt mit eben der Sorgfalt, die wir ſchon gerühmt haben, bedacht geweſen, den Apothekern über die Materialien, welche ſie bearbeiten, über die Werkzeuge, deren ſie zu den mechaniſchen und chemiſchen Operationen, mit welchen ſie ſich beſchäftigen, bedürfen, und über andere Dinge, die ſie wiſſen müſſen, kurz und deutlich Auskunft zu geben. Wir zweifeln alſo nicht, daſs die Leſer, welchen der Vf. dieſes Werk vorzüglich beſtimmt hat, auch dieſen neuen Band mit Nutzen zu Rathe ziehen und die darin befindlichen guten Vorſchriften, die Auswahl, Einſammlung, Aufbewahrung, Zubereitung u. ſ. w. der Arzneyen betreffend, mit Dank annehmen und befolgen werden. Zwar müſſen wir geſtehen, daſs der Vf. auch hier nicht überall unſere Erwartungen vollkommen befriedigt hat, daſs wir vielmehr bey Leſung dieſes Theils auf Stellen geſtoſsen ſind, bey welchen ſich einige nicht ganz unbedeutende Zuſätze machen, oder Erinnerungen von anderer Art anbringen laſſen; indeſſen haben wir doch der Stellen, die uns zu dergleichen Anmerkungen Gelegenheit geben könnten, im Ganzen genommen nur wenige bemerkt, und die Mängel und Fehler, die wir entdeckt zu haben glauben, ſind überhaupt von einer ſolchen Art, daſs ſie der Brauchbarkeit des Buches nicht ſehr Eintrag thun. Wir wollen hier einige der Letztern anführen, und wir hoffen, daſs der Vf. die gute Abſicht, die wir dabey haben, nicht verkennen werde. S. 323, wo von der *Mitgährung* geredet wird, finden wir der durch dieſe Art von Gährung zu verfertigenden medieiniſchen Weine nicht gedacht, und der Vf. hat alſo hier einen Gegenſtand nicht erörtert, der ſeiner Aufmerkſamkeit gar nicht unwerth geweſen wäre. Freylich zieht man dieſen Weinen jetzt die durch Aufguſs bereiteten weinigen Flüſſigkeiten gemeiniglich vor, und man glaubt, daſs dieſe zum arzneylichen Gebrauche weit beſſer ſeyen, als jene; indeſſen giebt es doch noch Aerzte, welche ihren Kranken zuweilen Aland-, Angelik- oder andere durch die Mitgährung verfertigte Kräuterweine verordnen, und der Apotheker muſs alſo in einem Buche, wie das Angezeigte iſt, mit der Art und Weiſe, wie dieſe Arzneyen zu bereiten ſind, bekannt gemacht werden. Ueberhaupt iſt es auch wohl, dünkt uns, noch nicht ausgemacht, ob ein durch Aufguſs verfertigter Kräuterwein dem, den man durch die Mitgährung dargeſtellt hat, immer vorzuziehen ſey, und ob nicht vielmehr durch die Gährung gewiſſe Beſtandtheile mancher Körper beſſer aufgeſchloſſen, und die gegohrnen Flüſſigkeiten durch dieſelben wirkſamer gemacht werden können, als durch bloſsen Aufguſs und Digeſtion? Dieſe gar nicht gleichgültige Aufgabe hätte alſo wohl eine Beantwortung verdient, und wir wünſchen, daſs Hr. H. ſeine Meynung über dieſelbe in der Folge, in dem Artikel: *Wein*, mittheilen möge. S. 350 iſt des Gebrauchs der *Myrtenblätter* zur Dinte, wozu man ſie in einigen Gegenden von Italien benutzt, und an einem andern Orte, wo die Rede von dem ſogenannten *Fallkraute* iſt, des blauen Oeles, das, nach der Beobachtung einiger Chemiſten, die Blumen dieſer Pflanze mittelſt der Deſtillation von ſich geben, nicht gedacht worden. S. 374 iſt die Art, wie man beſonders ſtrengflüſſige Metalle zu körnen pflegt, mit Stillſchweigen übergangen. Hr. H. meint zwar, daſs der Gebrauch der Feile das Körnen entbehrlich mache, indeſſen kann man auf dieſe Art doch oft eher zu ſeinem Zwecke gelangen, als vermittelſt der Feile, und der Apotheker muſs alſo wiſſen, wie er bey dem Körnen eines ſtrengflüſſigen Metalles zu verfahren habe. S. 396 iſt nichts von der Benutzung des *Froſtes* zur Concentration des Harnes und zur Verfertigung des Ammoniakphosphorſalzes erwähnt, und in dem Artikel: *Koloquintenkukumer*, auf den uns doch der Vf. bey dem Worte *Alhandal* in der erſten Abtheilung S. 29 verwieſen hatte, haben wir eine Erklärung dieſes Wortes ſowohl, als die Bereitungsart der ſogenannten *Alhandalküchelchen* vermiſst. S. 462 hätte angeführt werden ſollen, daſs die *Kelleraſſeln* auch mit *Zucker* angeſtoſsen, unter der Geſtalt einer Conſerve, angewendet werden; zwar hat der Vf. dieſes Arzneymittels S. 485 gedacht, aber was er hier, gleichſam im Vorbeygehn, davon ſagt, iſt wohl zur Befriedigung der Wiſsbegierde des Leſers nicht ganz hinreichend. Auch vom *trocknen Brechmittel*, das neuerlich einige Aerzte ſo ſehr empfohlen haben, hat Hr. H. S. 520, wo er vom *Kupfervitriol* handelt, nichts geſagt, und in dem Artikel: *Katechu* hat er der bey uns ſogenannten *Kaſchuküchelchen (Muſcerda de terra catechu)* nicht erwähnt. — Zur Beſtimmung der bey verſchiedenen pharmacevtiſchen Arbeiten u. ſ. w. nöthigen Grade der Wärme hat ſich der Vf. bald des Fahrenheitiſchen, bald des Reaumurſchen Thermometers, ja einmal (in der erſten Abtheilung S. 95) ſogar

des in Deutſchland gröſstentheils unbekannten Wärmemeſſers des *Celſius* bedient; wir wünſchten, daſs er dies nicht gethan, ſondern vielmehr immer nach einer und derſelben Scale jene Grade angegeben haben möchte; ein Scheidekünſtler wird freylich durch dieſe verſchiedene Beſtimmungsart nicht irre gemacht, aber mancher Apotheker kann dadurch zu Fehlern verleitet werden, die von bedeutenden Folgen ſeyn können. Uebrigens geſtehen wir, daſs wir auch in mehrern Artikeln dieſes Bandes, z. B. S. 295. 323 ff. 336—40, 355—58. 475. 485. 493 u. ſ. w. viel gute und nicht ganz gemeine Bemerkungen angetroffen haben, die der Beherzigung ſehr werth ſind. — Am Schluſſe hat Hr. *H.* auf 4 Seiten einige Ergänzungen und Verbeſſerungen zur erſten Abtheilung beygefügt, in welchen er auf einige von uns bey der Anzeige dieſer Abtheilung gemachte Erinnerungen Rückſicht genommen hat; wir zweifeln alſo nicht, daſs er in der Folge auch die übrigen Mängel ſeines Werkes, auf die wir ihn aufmerkſam gemacht haben, oder die er ſelbſt noch entdecken wird, zu ergänzen bedacht ſeyn werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der K. Preuſs. akadem. Kunſt- und Buchh.: *Konrad von Kaufungen, oder der Fürſtenraub,* aus dem funfzehnten Jahrhundert. Erſter Theil, S. 390. Zweyter Theil, S. 368. 1794. 8.

Der Vf. unterzeichnet ſich unter der Dedication *J. D. B.* und, nach einer Erklärung der Verlagshandlung am Ende, hat er ſchon mehr als vier hiſtoriſche Romane geliefert, und nach Abdruck des gegenwärtigen war ſchon wieder einer von ihm unter der Preſſe. So leicht iſt, oder ſo leicht machen ſich die jetzigen Schriftſteller den hiſtoriſchen Roman! Hiſtoriſche Unterſuchungen glauben ſie nicht nöthig zu haben, ja, ſie nennen diejenigen *trockne Belegehaſcher*, die eine genaue Vergleichung ihrer Arbeiten mit der Geſchichte anſtellen wollen. Auf das, was ſie hinzudichten, verwenden ſie nicht viel Mühe, im Vertrauen auf das Intereſſe, das ihre Perſonen in der wahren, zumal vaterländiſchen, Geſchichte haben; ja, wenn jemand die Wahrſcheinlichkeit ihrer Fictionen bezweifeln will, ſo helfen ſie ſich (vergl. Th. I. S. 182) mit der Ausrede, daſs auch in der wahren Hiſtorie genug unerklärbare Dinge vorkommen. Genug, ein leidliches Gewebe gewöhnlicher romantiſcher Abentheuer, und ein Erzählungston, der weder dem Vf. viel Anſtrengung, noch dem Leſer viel Nachdenken verurſacht, mit hiſtoriſchen Namen, zumal aus der Ritterzeit, decorirt, glänzt in allen Leſezirkeln — bis zur nächſten Meſſe, wo man es über andern ähnlichen Producten vergiſst. Der bekannte ſächſiſche Prinzenraub, der einen guten Stoff zu einer Ballade, oder zu einem Schauſpiele abgäbe, hat hier Anlaſs zu einem Roman von zwey Bänden gegeben, aber die Hauptſache ſelbſt beginnt auch erſt im zweyten Bande S. 212. Das Uebrige iſt darum ſo weitläuftig gerathen, weil das Ganze den langweiligen Gang einer Lebensbeſchreibung von der Wiege bis zum Grabe geht. Da nun die Geſchichte wenig Merkwürdiges im Detail von der Lebensgeſchichte des von Kaufungen aufgezeichnet hat; ſo muſste der Vf. hier alles aus dem Vorrath ſeiner eignen Imagination ausfüllen. Dies hat er dann mit ſo gewöhnlichen, in allen Ritterromanen vorkommenden, Dingen (als Liebſchaften, Nebenbuhlereyen, Entführungen, Fehden, Geſpenſtererſcheinungen, Trinkgelagen, Gefangenſchaften u. ſ. w.) gethan, daſs vor dem erſten Bande, der die Haupthandlung nur noch wenig einleitet, jedes andern deutſchen Ritters Name eben ſo gut, als der des *von Kaufungen* ſtehen könnte. Empfindelnde Naturſchildereyen von gewöhnlichen Schlage, und lange Dialogen, wo keine nöthig geweſen wären, (z. B. im zweyten Theil, wo das Berauſchen des Schloſswächters in einen Dialog gebracht wird) helfen die einförmigen Scenen zu einer groſsen Bogenzahl auszudehnen. Die *Erheiterung*, die der Vf. ſeinen Leſern in der Vorrede ſo zuverſichtlich verſpricht, möchte alſo wohl bey den wenigſten durch ſein Werk bewirkt werden. Lobenswürdig iſt es übrigens, daſs er nicht, gleich ſo vielen andern Rittergeſchichtſchreibern, an Ausmahlung von Blut- Mord- und Brandſcenen, Vergnügen gefunden, ſondern ſolche nur kurz berührt hat. Bey der Entführung, und Rettung der Prinzen, und bey der Beſtrafung der Räuber hat er ſich ziemlich genau an die wahre Geſchichte gehalten, hingegen aber (vermuthlich, weil da, wo dieſe Dinge vorkommen, ſchon mehr, als anderthalb Bände erfüllt waren) nicht alles benutzt, was in der Geſchichte lag, z. B. die Naivetäten der Kinder und der Köhler, und die Leiden der Mutter nach der vollbrachten Entführung, wie denn der Vf. eigentlich den Räuber zu ſeinem Helden gewählt hat. Der Vf. ſcheint zu glauben, als ob er der erſte ſey, der den Apologeten des v. K. mache; wenn aber die Motive, die er von deſſen That annimmt, denſelben wirklich entſchuldigen könnten, ſo hatte ſchon *Aeneas Sylvius* die Vertheidigung deſſelben geführt, und die Sache völlig aus demſelben Geſichtspunkt betrachtet, wenn er ſagt: „*Conradus Kaufes, bellicae rei peritus, manu promtus, et animo imperterritus, cum ſe patria pulſum, et paterna haereditate priuatum per iniuriam Friderici exiſtimauit, incredibile ſcelus perpetrauit.*" Wahrſcheinlichkeit erhält die Rachbegierde des v. K. durch die herrſchende Denkungsart ſeines Zeitalters, aber ſie iſt darum um nichts weniger ſchwarz, als ſo viele Greuelthaten jener Zeiten. Der Vf. will ihn vornehmlich durch die ſchlechte Erziehung, die er gehabt, und bey der er mehr verwilderte, als ausgebildet ward, entſchuldigen, und hat eben zu dieſem Endzweck den Weg der Biographie eingeſchlagen. Einiges Mitleid wird zwar dadurch für ſeinen Helden erregt, aber doch zugleich auch die Theilnehmung für ihn inſofern geſchwächt, als er ſich auf dieſe Art unter dem groſsen Haufen damaliger Ritter verliert. Moraliſchnützlich mag es immer ſeyn, daſs der Vf. zeigt, *wie* v. K. nach und nach ein Böſewicht geworden, und daſs er die Ritterwelt nicht ſo ſehr ins Schöne idealiſirt, wie es viele Romanſchreiber thun, ſondern vielmehr den Rittergeiſt als eine furchtbare Quelle von Unthaten darſtellt; aber poetiſchen Gewinn hat ſein Werk davon nicht. Gut war ſein Vorſatz, ſeinen Helden weder zu ſchuldlos, noch zu ſtrafbar zu ſchildern, es iſt

aber dadurch ein zweydeutiger Charakter entſtanden, den der Leſer am Ende doch verdammen muſs. — Daſs der Vf. Friedrich den Sanftmüthigen den v. K. wirklich begnadigen, den Pardon aber zu ſpät ankommen läſst, iſt nicht allein dem Charakter Friedrichs, ſondern auch dem Zeugniſſe *Albin's* gemäſs. Friedrichs Charakter wird aber gleich darauf mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gebracht, wenn es der Vf. B. II. S. 364 mit bitterm Tadel erzählt, daſs er die Mitverſchwornen des v. K. habe hinrichten laſſen. Er hätte hier zur Milderung von Friedrichs Verfahren eben das brauchen können, was *Albin* zur Urſache anführt, warum dem v. K. das Leben nicht erhalten worden, nämlich die Eilfertigkeit der vom Kurfürſten niedergeſetzten Commiſſion; er hätte hinzuſetzen ſollen, daſs wirklich die Gehülfen des v. K. noch ſtrafbarer, als er ſelbſt, waren, weil ſie minder Anreizungen gehabt hatten. Uebrigens gefällt ſich der Vf. in Gemeinſprüchen und Tiraden über Regenten und Höfe. — Von des Vf. geringem Schriftſtellertalent giebt vielleicht nichts ein beſſeres Beyſpiel, als daſs er ſich Th. II. S. 358 von der Schilderung des Wiederſehns der beiden Gatten durch den elenden Scherz loshelfen will: „Ich war nicht Augenzeuge, und kann alſo kein getreues Gemählde liefern." — Er nennt einigemal den Wein ziemlich poſſierlich *Gottesbrühe;* daſs er aber daraus Th. I. S. 87 gar ſo ein Wort, wie *Gottesbrüheheiterkeit* zuſammenſetzt, iſt gar zu arg. — *Schinderlinge* Th. I. S. 112 für *Schillinge* gehören wohl zu den vielen Druckfehlern dieſes Romans. — Wie der *Karmin* der Hofdamen Th. I. S. 141 mit des v. K. Zeitalter, wie die Namen der griechiſchen Mahler Th. I. S. 146, die *Herkuleskräfte* Th. I. S. 151, und die *Myſterien* Th. I. S. 155 zu dem altdeutſchen Coſtume paſſen, iſt nicht wohl einzuſehn.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Die glückliche Nation oder der Staat von Felizien.* Ein Muſter der vollkommenſten Freyheit unter der unbedingten Herrſchaft der Geſetze. Aus dem Franzöſiſchen. *Erſter Band.* 542 S. *Zweyter Band.* 484 S. 1794. 8.

Der Zweck dieſes Buches iſt offenbar, das Ideal einer guten Staatsverfaſſung und eines glücklichen Volkes aufzuſtellen. Die *Felizier* hatten nach und nach alle Regierungsformen verſucht, und waren durch keine befriediget worden. Ein weiſer und wohlwollender König giebt ihnen endlich aus eigner Bewegung die, welche der Vf. für die vollkommenſte und glücklichmachendſte erklärt, eine *monarchiſche*, durch eine groſse Menge künſtlicher Maſchinen und Anſtalten auf allen Seiten beſchränkte, und doch dabey nie ohnmächtige, nie der Zerrüttung ausgeſetzte. Der ganze *erſte Band* beſchäftiget ſich mit Beſchreibung der innern Organiſation dieſer ſeltſam complicirten Regierungsform, in der man einige Hauptzüge der franzöſiſchen Conſtitution von 1791, dabey aber ein Gemiſch von groſsen und kleinen Rädern, von Abtheilungen und Unter-Abtheilungen des Volks, von Ariſtokratie und Demokratie findet, woraus die Einbildungskraft nur mit Mühe ein regelmäſsiges und glücklich zuſammengeſetztes Ganzes bilden kann. Im *zweyten Bande* werden ſodann die einzelnen Zweige der Staats-Adminiſtration, *Rechtsverwaltung*, *Militär*, *öffentlicher Unterricht*, *Handel*, *Finanzen* u. ſ. f. abgehandelt.

Es läſst ſich ſchwer ausfindig machen, weshalb dieſes ermüdende Buch ins Deutſche überſetzt werden muſste. Allerdings enthält es gute und richtige Gedanken und recht brauchbare Bemerkungen über verſchiedne Gegenſtände der Staatsverwaltung: aber um dieſe vorzutragen hätte es, wenn ſie auch ganz neu geweſen wären, eines langweiligen Halb-Romans von mehr als tauſend Seiten nicht bedurft. Ueberdies ſteht ſelbſt das Gute und Belehrende, was der Vf. vorbringt mit ſeinem Ideal einer Staatsverfaſſung in keiner nothwendigen Verbindung, und dieſes Ideal, deſſen Darſtellung doch ſeine Haupt-Abſicht war, iſt — ein Spinnengewebe. Aus allen bisher bekannten Regierungsformen das Beſte ziehen, und daraus in einem gutherzigen aber auf nichts gegründeten Synkretiſmus ein Gebäude politiſcher Vollkommenheit zu errichten — fodert keine groſse Geiſtes-Anſtrengung, und kann ſchlechterdings keinen praktiſchen Nutzen haben. Denn ob alle dieſe künſtlich zuſammengetragnen Materialien auch in dauerhafter Verbindung bleiben *können*, ob die Elemente einer ſolchen Coalition die auf dem Papier recht verträglich neben einander ſtehen, ſich auch in der Realität vereinigen werden, darüber vermag der idealiſche Architekt durchaus keine Sicherheit zu geben. Wozu alſo alle ſeine Mühe? Bliebe er noch bey einer einfachen, oder doch nur wenig complicirten Verfaſſung ſtehen, ſo lieſse ſich weit eher die Erfahrung durch ein Raiſonnement anticipiren: aber ſolche Combinationen, wie die hier erdachte, können ihre Moglichkeit nur durch ihre Wirklichkeit rechtfertigen.

Uebrigens finden ſich in dieſem Buche, ob es gleich für Frankreich beſonders beſtimmt zu ſeyn ſcheint, nur wenige und entfernte Alluſionen auf die neuſten Begebenheiten dieſes Landes. Die *Felizier* ſcheinen eine iſolirte Menſchengattung zu ſeyn, und ihr Geſchichtſchreiber kümmert ſich um die wirkliche Welt nicht. Wenn ſeine wohlgemeynte Arbeit auch Niemanden groſsen Vortheil ſtiften kann, ſo wird ſie doch ſicherlich auch Niemanden ſehr irre führen. Aber was jedem Leſer, der ihn bis ans Ende ſeiner Laufbahn begleiten will, am unentbehrlichſten ſeyn wird, iſt Geduld.

1. Erfurt, b. Keyſer: *Ueber Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutſchland und andern Staaten.* Reſultate der beſten bey der Churmainz. Akademie nützl. Wiſſenſchaften über dieſen Gegenſtand eingegangnen Aufſätze. 1794. 90 S. 4.
2. Carlsruhe, b. Macklot: *Reden an Deutſchlands Bürger über Staat, Rechte und Pflichten im Staat, deutſche Freyheit* u. ſ. f. Eine Schrift, die bey der Churmaynziſchen Akademie zu Erfurt das Acceſſit erhielt.
3. Ohne Druckort: *Es iſt hohe Zeit; ein Wort an Europa beſonders an Deutſchland.* 1794. 64 S. 8.
4. Frankfurt u. Leipzig: *Was für gute Folgen kann und wird die franzöſiſche Revolution haben?* 1794. 56 S. 8.

1. *Die Churfürſtlich-Maynziſche Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt* ſetzte vor einiger Zeit einen

Preis auf die beſte populäre Schrift, „*wodurch das deutſche Volk von den Vortheilen ſeiner vaterländiſchen Verfaſſung belehret, und für (vor) den Uebeln gewarnet würde, wozu überſpannte Begriffe von ungemeſſener Freyheit und idealiſcher Gleichheit führen.*" Mit dieſer Preisaufgabe verband ſie zugleich vier Fragen, „die mit der Volksſchrift zwar gleiche Abſicht hatten, deren Erörterung aber doch nicht eigentlich für das Volk, ſondern für Regenten und Staatsmänner, gehörte." Die Fragen lauteten, etwas abgekürzt, ſo: 1. Wie kann man die Unterthanen eines deutſchen Staates überzeugen, daſs ſie unter einer weiſen, gerechten und milden Regierung leben? 2. Was heiſst bürgerliche Freyheit und wie laſſen ſich richtige Begriffe davon unter alle Stände verbreiten? 3. Wie müſſen zu Erreichung dieſes Endzwecks die Erziehungs- und Bildungs-Anſtalten eingerichtet ſeyn? 4. Durch welche Mittel können die hiezu nöthigen Einrichtungen ohne Zwang am beſten ausgeführt werden? — Die Akademie liefert nun hier Auszüge und Reſultate aus *ſieben* verſchiednen Beantwortungen dieſer Fragen, unter denen, wie ſich wohl erwarten lieſs, freylich viel Einförmigkeit obwaltet, die aber nichts deſto weniger ſehr gute, und zum Theil vortreffliche, Vorſchläge enthalten, und daher einer ernſthaften Beherzigung werth ſind. Ohne hier irgend einem von den Verfaſſern, die ſämmtlich ihre Verdienſte haben, zu nahe treten zu wollen, bemerken wir nur, daſs uns, nach den Auszügen zu urtheilen, die Arbeit des Hn. *von Berg* (Gräflich Neippergſchen Secretair) einen ausgezeichneten Werth zu haben ſcheint. Gleich Anfangs macht er eine Anmerkung, von welcher eigentlich jeder ſeiner Concurrenten bey dieſer Aufgabe hätte ausgehen ſollen, und die zur richtigen Beſtimmung des Geſichtspunktes gewiſs ſehr weſentlich iſt. Er ſagt: „Es iſt ſchwer, das deutſche Volk im Allgemeinen von den Vortheilen ſeiner vaterländiſchen Verfaſſung zu belehren. Deutſchland beſteht aus vielen kleinen Völkerſchaften, deren verſchiedne Verfaſſung dem National-Geiſt entgegen wirkt, und die Darſtellung der Vortheile, welche die Reichsverfaſſung gewährt, unendlich erſchwert. Denn *dieſe Vortheile genieſsen nicht alle deutſche Völkerſchaften in gleichem Maſse*, ſondern nach der ſpeciellen Regierungsform werden ſie dieſer oder jener mehr oder weniger zu Theil. *Mancher deutſchen Völkerſchaft iſt die allgemeine Reichsverbindung kaum ſichtbar.* Leichter läſst ſich die Frage beantworten: Auf welche Art man die Unterthanen der *beſondern deutſchen Staaten* überzeugen könne, daſs ſie unter einer wohlthätigen Regierung leben." — Merkwürdig iſt es übrigens, daſs von den Beantwortungen der Frage: „Wie kann man die Unterthanen überzeugen, daſs ſie unter einer weiſen, gerechten und milden Regierung leben?" zwey faſt mit denſelben Worten beginnen: „Man muſs vor allen Dingen ſorgen, daſs die Regierung *wirklich weiſe, gerecht* und *milde* ſey."

2. Dieſe Schrift beſteht aus vier nach der gewöhnlichen Form (mit *Text, Abtheilungen* u. ſ. f.) abgefaſsten Predigten, die aber nicht an eine beſtimmte Gemeine, ſondern an das ganze deutſche Volk gerichtet und in einem faſslichen, populären, im Ganzen ſeinem Endzweck recht angemeſsnen Style geſchrieben ſind. Doch giebt uns die *dritte: Ueber die Vorzüge der Reichsverfaſſung Deutſchlands* gleich eine gute Veranlaſſung, die Richtigkeit der (unter Nro 1. angeführten) Bemerkung des Hn. *v. Berg* an einem neuen Beyſpiele darzuthun. Auf wie viele Provinzen *Deutſchlands* paſst denn wohl folgende Stelle: „Vorzüglich iſt Deutſchlands Reichsverfaſſung in Rückſicht auf die *Abgaben*. Nein, wir dürfen über ſelbige nicht klagen, wir dürfen nur mit andern Reichen uns vergleichen, um uns auch in dieſem Punkte glücklich zu ſchätzen. *Wir geben wenig*, und das wenige kömmt uns wieder zu gut". Oder folgende: „Nicht Willkühr eines ſchwelgeriſchen Fürſten oder ſeiner Knechte kann ſie erhöhen." Was ſoll ſich der Unterthan eines der *groſsen* Reichsſtände dabey denken, wenn man ihm ſagt: „Da, wo groſse Reiche unter einem Oberhaupt ſtehen, können viele Ungerechtigkeiten begangen werden, und der Monarch weiſs nichts davon. Aber in Deutſchland kann jeder Fürſt leicht das Ganze überſehen, weil ſein Gebiet nicht zu groſs iſt: jeder Unterthan kann *ohne weite Reiſen* (?) zu ſeinem Landesvater kommen, und gegen jede Ungerechtigkeit Hülfe erhalten. Sollte er ſie nicht erhalten, ſo ſteht ihm der Rechtsweg zu den höchſten Reichsgerichten offen, u. ſ. f." Und erregt es nicht eher Lächeln als Zuſtimmung, wenn man ſich verſichern laſſen ſoll, „daſs — Dank ſey es der deutſchen Reichsverfaſſung — *oft Jahrhunderte* verfloſſen, ehe die Ruhe deutſcher Bürger *weder von innern noch äuſsern Feinden* geſtört würde?" — Seeliges Jahrhundert! wenn werden wir *dich* erleben! — Es geht hieraus abermals hervor, und bleibt ein für allemal wahr, daſs bey demjenigen deutſchen Bürger, deſſen *unmittelbare Landes-Regierung* nichts taugt, der Troſtgrund, den man von der *Reichsverfaſſung* hernimmt, nie ſonderlichen Eingang finden wird.

3. Der ungenannte Vf. verſichert auf der vorletzten Seite ſeiner Schrift: „das literäriſche Publicum habe ihn, ſo oft er unter ſeinem Namen aufgetreten ſey, jedesmal einer ſolchen Aufnahme gewürdiget, daſs er alle Tage wiederkommen dürfe;" und kurz vorher: „er habe ſeine Feder bey gegenwärtigen Zeitumſtänden zum erſten- und vermuthlich auch zum letztenmale zu einem *gewiſſermaſsen* (?) ins politiſche Fach einſchlagenden Gebrauch ergriffen." Wir wollen an der Wahrheit *jener* Verſicherung keinesweges zweifeln, wenn es uns nur erlaubt iſt, auf *dieſe* zu rechnen. Denn Politik ſcheint des Vfs Fach nicht eigentlich zu ſeyn. Er ſchildert die Gefahren welche die franzöſiſche Revolution über alle europäiſche Staaten zuſammengezogen hat, mit groſsem Eifer. Aber die *Mittel* dagegen ſind keine andre als folgende Ermahnung: „Laſst uns den Auffoderungen unſrer guten Obrigkeiten folgen! laſst uns *zu vielen hunderttauſenden*, gewaffnet und mit dem feſten Vorſatz zu ſiegen oder zu ſterben, dem Feinde entgegen gehen! — — Nur auf dieſem Wege iſt unſre Rettung gewiſs." Wenn dies der Fall wäre, ſähe es freylich ſchlecht genug um uns aus.

4. Eine im Kanzel-Style abgefaſste Theodicee! worinn jeder, der durch die Revolution in Noth oder in Gefahr gerathen iſt, (ſelbſt die Emigrirten nicht ausgenommen), mit der Hoffnung, daſs dies alles zu ſeinem wahren Heil geſchehen ſey, getröſtet wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Geſsner, Füſsli u. Comp.: *Sommerſtunden.* I. Band. 229 S. 8. Mit dem Bildniſſe der Verfaſſerin.

Bereits aus einer frühern Sammlung kennen wir die Verfaſſerin (Frau *von Berlepſch*), als Vertraute der Muſen und Grazien. Aus jener Sammlung ſind in dieſe nur wenig Stücke verpflanzt, und auch ſie nicht ohne Veredlung. Sowohl den Empfindungen, als den Gemälden, ſieht man es an, daſs jene aus dem Herzen, und dieſe unmittelbar aus dem Anſchauen der ſchönen Natur geſchöpft ſind. Vorzüglich gelingen der Vfn. ſolche Scenen, die näher in den Geſichtskreis wahrer reiner Menſchheit gehören, z. B. S. 17 der Genius, S. 40 die Waſſerfahrt, S. 54 die kleine Tochter im Garten, S. 77 Tells Capelle, S. 88 die Petersinſel u. ſ. w. Auch in den proſaiſchen Stücken, beſonders in dem Anhang über die Poeſie, ihren Urſprung und Werth, verbindet ſie philoſophiſchen Geiſt mit hohem Gefühle; gefeilte Sprache mit reicher Bildungskraft, überall zarte Blüthen mit reifen Früchten. Um ſo viel weniger heben wir einzelne Verſuche heraus, je mehr wir überzeugt ſind, daſs ſie alle der Reihe nach lebhaftes Intereſſe einflöſsen. Um ſo viel überflüſſiger iſt weitläuftige Ankündigung, je mehr ſich das Werk durch ſich ſelbſt empfiehlt. Wenn wir uns bey einzelnen verfehlten Zügen verweilen, ſo iſts ein Beweis, welchen Werth für uns dieſe Sammlung hat; ein Beweis, wie leicht wir es für die Vfn. glauben, ihren Compoſitionen die letzte Vollendung zu geben.

Die poetiſche Gallerie eröffnet eine Epiſtel: *Antwort auf eine Warnung vor den Gefahren der Schriftſtellerey.* Iſt aber nicht, ſowohl in der Warnung als in der Antwort, der Ton etwas ungleich, hoch und tief, heiter und finſter? S. 3 erhebt ſich die Dichterin:

> Zu den Höhen, wo Begeiſtrung wohnt,
> Und mit ſchönem ewig regem Leben
> Opferdüfte der Geweihten lohnt.

Ein ſchönes groſses Bild, vielleicht nur zu gedrängt, und eben darum nicht ſogleich anſchaulich. Begeiſterung lohnt die *Opferdüfte*, d. i. die Geſänge, *der Geweihten*, d. i. der Dichter, mit *ewig regem Leben*, d. i. mit Nachruhme. — Gleiches Dunkel ſchwebt über folgender Stelle, S. 4:

> Daſs ich dieſer Blümchen viel gefunden,
> Oft in Thränenthaue ſie gepflückt,
> Sorgſam dann zum Strauſse ſie gewunden,
> Der mit ſtillem Reiz die Fluren ſchmückt.

Buchſtäblich wird die letzte Zeile nicht gemeynt ſeyn; bildlich genommen aber, iſt der Ausdruck nicht vorbereitet genug. Der Strauſs iſt die Poeſie, welche die Fluren ſchmückt, d. i. in der poetiſchen Darſtellung verſchönert. — S. 5:

> Blick umher! Wie Dunſtgeſtalten ſchwinden,
> Wirſt du bald den Zauber nicht mehr finden,
> Den die Phantaſie den Wünſchen leiht.

Bey der Vergleichung läuft die Wortfügung zu wenig parallel. „So wie Dunſtgeſtalten ſchwinden," ſollte es heiſsen, „ſchwinden auch die Zauber der Phantaſie." Doch vielleicht wird man unſre Kritik zu Gottſchediſch nennen. S. 7:

> Jene Flut(?), die Tauſende verſchlang,
> Wird ſie nicht im Strudel dich ergreifen,
> Dich hinab zum grauſen Abgrund *ſchleifen*
> Nächtlicher Vergeſſenheit?
> Glücklich noch, wird ſanft hinabzu*rollen*
> Dir vergönnt, und leert auf dich den vollen
> Köcher giftger Pfeile nicht der Neid!

Iſt das Gemälde nicht überladen, und beſteht es nicht aus zu ungleichen Bildern? *Schleifende* Fluten, auf denen man *herabrollt*, über denen man *von Pfeilen beſtürmt* wird, und in deren Nähe (ſogleich in den folgenden Verſen) der Feind im *Hinterhalt* lauert. — S. 8 iſts wohl nur ein kleiner Schleyer von übler Stimmung, welcher vor dem Blicke der Vfn. ſo ganz den ſchönen Tag oder Abend von Deutſchlands Parnaſſe verbirgt. — Heil der Muſe, die den finſtern Klagen ein Ende macht! Sehr poetiſch und rührend iſt ihre Erſcheinung. — S. 15: *An meinen Genius.* Ein Gedicht, voll ſüſser Wehmuth und heiliger Wonne. Warum aber läſst es die Geſtalt und den eigentlichen Charakter des Genius nur durch Dämmerung blicken? So flöſst er weniger Theilnehmung, vielleicht aber mehr geheimniſsreiche Religioſität ein. Lange lieſt man, bevor man weiſs, ob er von männlichem oder von weiblichem Geſchlecht iſt. Romantiſch iſt die Delicateſſe, womit die Vfn. ſeinen Namen verſchweigt. Weiblich erſcheint er erſt S. 20:

> Ja, du biſt es, der im Flügelkleide
> Dieſes Herz ſo laut entgegenſchlug.

Das Herz ſchlägt ihr (der genialiſchen Götterkraft) im *Flügelkleide* entgegen. Auch hier opfert die Vfn. der Kürze und Energie grammatiſche Richtigkeit auf. Nicht das

Digitized by Google

das Herz ſchlägt im Flügelkleide, ſondern im Flügelkleide fühlt das Mädchen, daſs ihm das Herz ſchlägt. S. 21: Dank dem Genius, daſs er

Mir gewunden — daſs mir leicht verſchwinde
Jedes Böſen Spur — um Aug und Ohr,
Schöner als des Wahnes Taumelbinde,
Sanften Schwärmereyen Silberflor.

Und verdient dieſer Silberflor nur *den* Preis, daſs er — *ſchöner* ſey als die Taumelbinde? Um Aug und Ohr iſt er gewunden, und wozu? „Daſs mir leicht verſchwinde jedes Böſen Spur." Verwickelt iſt der Ausdruck, und weder ganz paſſend noch ausgemahlt das Bild. — *An Herder. Nach ſeiner Zurückkunft aus Italien.* In glänzendem Widerſcheine mahlt das Gedicht den Zauberreiz von Italiens Kunſt und Natur. Bey dem Reichthum an ſchönen Bildern und erhabenen Gedanken überſieht die Kritik einige italiäniſche Ziererey, z. B. S. 24:

Wenn hoch und hehr, auf blauer Wellen Tanze,
Der Ocean erſcheint in voller Pracht.

allenfalls *in* oder *mit* blauer Wellen Tanze mag er erſcheinen: ob aber wohl *auf*? — *Die Gaben der Grazien. An Aglaé.* Die Veranlaſſung zu dieſer poetiſchen Epiſtel iſt eine Brieftaſche, die ein unbekanntes Frauenzimmer der Vfn. geſchenkt hat; eine Brieftaſche, auf welcher die Erfindungen der Dicht- und Mahlerkunſt abgebildet ſind. Sehr ſchön ſind S. 33 die Sokratiſchen Grazien charakteriſirt; ſehr pathetiſch iſt S. 35. der Hinblick von den Grazien des goldenen Alters auf die Furien des gegenwärtigen Revolutionskrieges. Warum aber ſo lang weilt die Muſe bey den Blutſcenen, ehe ſie zu der Brieftaſche und zu den Grazien zurückkehrt? S. 37:

Auch da *zerfallen* ſie, die edeln ſchönen
So ſtark geſchlungnen *Bande*, die ein Herz,
Ein Weſen an das andre, alle Weſen
Am (?) *Quell* des Glücks, des Lebens, binden ſollten.

S. 38 wendet ſich das Lied vielleicht zu raſch von dem Chaos der Anarchie wieder zurück nach der Brieftaſche, die fürwahr etwas fremmäſsig den Schauplatz der Barbarey und Verwüſtung verſchlingt. — *Die Waſſerfahrt.* Voll Anmuth. So ungezwungen, ſo originell und lehrreich iſt gleichwohl der Uebergang von der Fahrt zur Lebensfahrt. — *An meine Tochter. Als ich ſie, da ſie vier Wochen alt war, zum erſtenmal in den Garten trug.* Die Empfindungen, ſo wahr und ſo innig; der Ausdruck ſo flieſsend und rein! — S. 70. *Bey der Einweihung eines Gartenhauſes, das zur Aufſchrift hat: Serenity.*

Du, der Freude *jüngſtgeborne*
Sanfte Schweſter, Heiterkeit!

Iſt nicht Heiterkeit vielmehr Mutter, als Schweſter der Freude, oder doch wenigſtens eher ältere, als jüngere Schweſter? — S. 61: Es wurde

Heiterkeit, nach deinem Bilde,
Das dort oben freundlich blickt,
Gleich dem Himmel, blau und milde
Unſers Hauſes Wand geſchmückt.

Vergleichung der Wand mit dem Himmel; der Wand mit dem Bilde? Nur auf die Farbe gegründet iſt ſie. Eben ſo unpaſſend iſt S. 62, im Gegenſatze mit der entwölkten Stirne, die Aufſchrift an der Gartenthür. An der Stirne und im Auge des Freundes

Heller ſteht es da geſchrieben
Als mit Gold an unſrer Thür:
„Wo ſich gute Menſchen lieben,
„Wohnt die Freude für und für."

Je ſchöner auch dieſes Gedicht iſt, deſto mehr wünſchen wir eine ſolche Modewitzeley daraus verbannt. — *Abendlied einer Kranken.* Voll Rührung und religiöſer Hingebung. Nur S. 68 iſt vielleicht folgender Trope etwas zu hart: Jenſeit des Grabes ſieht der Geiſt

Siehet jeden Wunſch gewährt,
Den er weinend einſt begehrt,

er begehrt den Wunſch, d. i. des Wunſches Erfüllung. — *An die Erde.* Sanfte Wehmuth, unterſtützt von Liebe und Glauben. Vielmehr an den Grabhügel, als an die Erde, wendet ſich dieſes Gedicht. — *An einem ſpäten Herbſttage.* Herrliche Anſicht der Natur, mit noch herrlicherer Hinſicht auf Vergangenheit und Zukunft. Wie neu folgende Vergleichung? S. 74:

Und, wie ſel'ge Geiſter, ſchweben
Mir entflohne Freuden vor.

S. 76 hingegen vielleicht der Ausdruck zu ſtark:

Wenn auf ſeiner Wünſche Leichen
Mein verlaſsnes Herz erkrankt.

Tells Capelle. Heroiſch und einfach. — *Die Peterſinſel.* Ganz beſeelt von Rouſſeau, und zwar von ihm, als veredelt, verklärt. Sowohl über das Gedankengewebe, als über die Landſchaftmalerey, verbreitet ſich feyerliches Helldunkel. — *Der erſte Tempel.* Ein Gedicht in poetiſcher Proſe. Sehnſucht der Liebe und ihre Befriedigung, ſie erwecken die Idee von Gott und äuſserer Gottesverehrung. I. Geſ. Der Vorgrund nimmt zu viel Raum ein. Die religiöſen Ahnungen des Alexis ſind nicht genug weder motivirt noch graduirt. Auf dem Gipfel des Gebirges erweitert ſich mit der Ausſicht ſein Vorgefühl von Gott. II. Geſ. Hierüber, ſo wie auch über das künftige Leben, belehrt ihn im Traume ein Engel. Beym Erwachen überraſcht ihn Lyde, ein holdes Mädchen, das ſich mit der Mutter in dieſe Einöde verborgen hat. Der Tag verflieſst unter Herzensergieſsung. Am Abend trennen ſie ſich. Vor dem Abſchied thürmen ſie zum Andenken Geſtein auf. So wird der erſte Altar. III. Geſ. Krankheit des Vaters hält den Alexis länger, als Lyde erwartete, vom verabredeten Wiederſehn ab. Beym Wiederſehn erblickt

er

Digitized by Google

er ſie am Altare troſtlos, Mirto, ihre Mutter, war mittlerweile geſtorben. Am Altare begräbt ſie Alexis. Dann begiebt er ſich mit Lyde ins Thal zum Vater. Hochzeitfeyer. Altarweihe. Tempelbau. Vielleicht im Ganzen weder Bewegung und Handlung, noch Feyerlichkeit genug.

Anhang. Ueber den Gang und Werth der Poeſie. Geboren iſt ſie im Schooſse der Natur, aber erzogen wird ſie im Schooſse ausgebildeter Geſellſchaft. Feine Bemerkungen über die Zaubertäuſchungen der Imagination, und ihren Einfluſs auf Geiſt und Herz. — Je ſchoner und reiner die Diction überhaupt iſt, deſto mehr befremdet ein Meteor, wie folgendes S. 155: „Ich ergötze mich an dem Wiederſcheln jener Morgenröthe, „in die fremde Atmoſphäre unſerer Sprache und Sitten „herübergebracht;" d. i.: Da ich im Originale die Meiſterſtücke der alten Poeſie nicht leſen kann, ſo leſe ich ſie in Ueberſetzungen oder Nachbildungen. Die Morgenröthe oder ihr Wiederſchein, *herüb rgebracht* in eine fremde Atmoſphäre, d. i. die Morgenrothe, deren Wiederſchein aus der fremden Atmoſphäre nur matt herausfällt. — Würdigung von Geſsners ſo wohl poetiſchem als moraliſchem Verdienſte: „Er ward, was er „iſt, einzig aus ſich ſelbſt, ohne fremde Beyhülfe von „Kunſt, von Gelehrſamkeit; ohne alle Gelegenheit zur „äuſsern Ausbildung u. ſ. w." Was man hierüber der Vfn. geſagt haben mag, iſt ſo ganz unbedingt nicht wahr. Gewiſs iſt Geſsner kein Beyſpiel, welches junge Feuerköpfe verleiten ſoll, mit Hintanſetzung der Studien alles nur aus genialiſcher Eingebung zu ziehen. S. 162: „In einem Zeitalter des Sittenverder„bens gedeiht wohl noch Verſekunſt, aber Poeſie nicht „mehr. Und möchteſt du wachen, Genius meines Va„terlandes, daſs ſie nicht, zwiſchen raſender Gleich„heitswuth und erſtarrender Deſpotie eingeengt, bei„den verhaſst, verdrängt und zertrümmert werden." — Der gelehrten Vfn. entgeht es doch nicht, daſs gerade unter den Kämpfen zwiſchen Deſpotie und Freyheit, gerade unter einem verdorbenen und revolutionairen Zeitgeiſte, z. B. in Frankreich ein Corneille, in England ein Milton, in Deutſchland ein Opitz, in Italien ein Taſſo und Dante erweckt worden. Richtiger beſchrankt ſie die obige Bemerkung S. 165, indem ſie hinzuſetzt: In einem verdorbenen Jahrhunderte ſinde der Poet ſelten ſeine Welt, ſein Publicum. — Zu weit entferne ſich die Welt von der Natur. Was man an Aufklärung gewinnt, verliere man an Gefuhl für das Schöne. In gleichem Maaſse ſollte man beide entwickeln, Denk- und Gefühlkraft. S. 181: „So ganz zum „Modetand erniedrigt ward die Philoſophie wohl nie „ſo, wie jetzt." Wie *jetzt??* Sehr ſchon, rührend, erhaben iſt S. 205 die Auffoderung an die Schriftſteller, der Gottheit, der Humanität, der Unſterblichkeit Zeugniſs zu geben; S. 216 ſehr treffend der Spott über den Geſchmack an gekünſtelter Landluſt. Indem wir den Ideen der Vfn. nachgehen, befinden wir uns auf einem Spetziergange, wo wir zwar hin und her irren, allerwärts aber ſüſse Blumen pflücken, und herrliche Ausſichten genieſsen.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Warwick's Reiſen*, von *Charlotte Smith.* Aus dem Engliſchen. 1794. 300 S. 8.

Schon der Name der Vfn. des Originals, einer der beliebteſten jetzigen Romandichterinnen, verrath es dem Leſer, daſs er hier keine wahre, ſondern erdichtete Reiſebeſchreibung zu erwarten habe. *The Wanderings of Warwick*, die erſt im vorigen Jahre zu London erſchienen, ſind eigentlich Fortſetzung eines andern beliebten Romans dieſer Vfn., *The Old Manor-Houſe*, wovon, wenn wir nicht irren, gleichfalls ſchon eine Verdeutſchung geliefert iſt. Dies hätte der Ueberſetzer, Hr. *Löbel*, wohl mit ein paar Worten bemerken ſollen, da der ſich darauf beziehende Anfang der Erzählung nicht recht deutlich iſt. Dieſe Erzählung ſelbſt iſt nicht nur unterhaltend, ſondern auch in mancher Hinſicht unterrichtend für Verſtand und Herz. Vornehmlich ſcheint die Vfn. die Abſicht gehabt zu haben, verheirathete Perſonen durch ein auffallendes Beyſpiel vor dem ſo leicht durch zärtliche Liebe ſelbſt entſtehenden Hange zu Verdacht und Eiferſucht zu warnen, und auch Unverheiratheten in Anſehung der Wahl des Gegenſtandes ihrer Zuneigung nützliche Warnungen zu ertheilen. Warwick, ein lebhafter, ungeſtümer, junger Menſch, und ſchon ſeit ſeinem zwölften Jahre Soldat, von vornehmer Geburt, und künftiger Erbe ſeines Oheim, des General Tracy, der ihn in ſeinem unordentlichen Leben, das er in London führt, mehr unterſtützt, als davon ableitet, heirathet, nach einer kurzen Bekanntſchaft, Iſabellen, die ſich durch Zärtlichkeit, Treue und Entſchloſſenheit gar bald die Achtung und das Intereſſe des Leſers gewinnt. Da ſein Oheim ihn verſtöſst, ſo gehen beide zu Schiffe nach Amerika, wo ſein Regiment Kriegsdienſte thut. Sie werden von einem amerikaniſchen Freybeuter gefangen genommen, durch eine engliſche Fregatte wieder in Freyheit geſetzt, nach Jamaika gebracht, und kommen endlich nach Neuyork. Warwick geht nun in Dienſt, wird ſchwer verwundet, geheilt, wieder zum Regiment geſchickt, gefangen, und wieder ausgelöſt. Seine Geſundheit hat indeſs ſehr gelitten, und er laſst ſich bereden, wieder nach England zu gehen. Mit ſeiner Frau und ihrem kleinen Sohne geht er zu Schiffe, und landet, nach einem ſchrecklichen Sturme, auf Barbados, wo ſie einige Monate bleiben, und ſich ſodann wieder nach England einſchiffen. Sie werden aber von einem franzöſiſchen Kaper aufgehoben, und abermals durch zwey engliſche Fregatten in Freyheit geſetzt. Man bringt ſie nach Liſſabon; und hier finden ſie einen alten engliſchen Admiral, Sir Randolph Aldborough, der aber nichts weniger als ein edeldenkender Mann iſt. In Portugal und Spanien beſtehen ſie nun manches Abentheuer, und kommen hernach, in ziemlich dürftigen Glücksumſtänden, nach Irland. Hier geräth Warwick durch ſeinen Leichtſinn in die Hände der Spieler; um ihnen ſeine Spielſchulden zu bezahlen, verkauft er ſein Officierspatent, und mit nicht mehr als 200 Pfund geht er, unter fremdem Namen, nach Edinburg. Hier macht er mit einem berühmten

Bücher-

Digitized by Google

Bücherrichter Bekanntſchaft, und ernährt ſich eine Zeitlang von literariſchen Arbeiten. Auf Anrathen dieſes ſeines Freundes geht er nach London; und nachdem er dort anfänglich von ähnlichem Erwerbe gelebt hat, wird er endlich, durch Vermittelung eines alten Freundes, mit ſeinem Oheim ausgeſöhnt, und erbt, nach deſſen Tode, ein anſehnliches Vermögen. Als Epiſode iſt in dieſe Erzählung eine ſehr rührende Geſchichte des Don Julian, nachmaligen Grafen von Villanova, eines jungen Portugieſen, eingewebt; und dieſe macht einen groſsen Theil des ganzen Romans aus. Nicht allzu glücklich iſt der Selbſtmord dieſes Grafen zur Kataſtrophe ſeiner Geſchichte gewählt, die ſonſt überaus viel Intereſſe hat. Die deutſche Ueberſetzung iſt, ſo weit wir verglichen haben, richtig und flieſsend; hie und da wären vielleicht kleine Anmerkungen nicht überflüſsig geweſen, wo die Vin., ihrer Gewohnheit nach, wirkliche Umſtände und Charaktere mit Erdichtung verſchleyert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Lagarde: *Michael Montaigne's Gedanken und Meynungen über allerley Gegenſtände.* Ins Deutſche überſetzt. *Fünfter Band.* 1794. 520 S. gr. 8.

Es bedarf nur der Anzeige dieſer Fortſetzung, die bis in das neunte Kapitel des dritten Buchs geht, und von der nun noch der ſechſte Band, als der letzte des ganzen Werks, zu erwarten ſteht. Denn der groſse und ſeltne Werth dieſer Verdeutſchung iſt entſchieden. Der Fleiſs des ſel. *Bode*, und das Glück, oder vielmehr das ganz eigne Talent, das dieſen Fleiſs begleitete, ſind auch in dieſem fünften Bande überall ſichtbar; und er trifft faſt immer den rechten Punkt, erſchöpft faſt immer das ganze Bild, faſst die ganze Wendung und Laune ſo glücklich, daſs ſchwerlich ein andrer es ihm darin hätte gleich thun können; denn nie geſellten ſich wohl Sinn und Herz eines originalen Schriftſtellers und ſeines gewiſs nicht minder originalen Ueberſetzers ſo ganz und innig mit einander. Ein paar Kleinigkeiten, die uns bey der Vergleichung einiger Bogen mit der Urſchrift aufſtieſsen, wollen wir doch auch diesmal anmerken. S. 83 ſteht: „die groſsten (Seelen) machen daraus ihren *Beruf.*" Im Franzöſiſchen ſteht, wenigſtens in unſrer Ausgabe, nicht *vocation*, ſondern *vacation*, Erholung; und dies iſt auch wohl die richtige Leſart. — S. 87 heiſst es: „Bey gewöhnlichen Freundſchaften bin ich *etwas* trocken „und kalt." Der Text ſagt das Gegentheil: *Aux amities communes je ſuis aucunement ſterile et froid*; und *M.* will hier vielmehr, wie auch der Zuſammenhang lehrt, die ihm einmal eigne groſse Wärme und den Hang ſich mitzutheilen, bezeichnen, der ihn ſelbſt im gewöhnlichen Umgange nicht kalt noch trocken ſeyn laſſe. — Auch S. 93 möchte wohl der Sinn etwas verfehlt ſeyn: „Für ſie (die Damen) iſt es hinlänglich, daſs ſie ihre Härte, ihre Zweifel und ihre „Gunſt mit einem lieblichen *Nichtdoch* zu würzen verſtehen." *M.* ſagt dagegen: *Baſte, qu'elles peuvent aſſaiſonner un Nenny de rudeſſe, de doute, et de faveur.*" Genug, daſs ſie ſelbſt ihr Nichtdoch, oder ihr *Nein*, mit Härte, Zweifel und Gunſt zu würzen, d. i. dies alles in ihre Weigerung hineinzulegen, und ſie dadurch zu mildern wiſſen."

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Pauli: *Gründlicher Unterricht* (von) *der ſogenannten Hausmanniſchen Bleiche*, wie in ſehr kurzer Zeit Kattune, baumwollenes Garn, Flachs, Leinwand, Zwirn und Hanfgeſpinnſte gebleichet werden können, nach dem Original des Hn. Scheelens, nebſt einem Kupferſtiche der dazu erforderlichen Utenſilien, von *C. G. Weinlig*, der höchſtſel. verwitweten Churfürſtin zu Sachſen Leibapotheker und der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Leipzig Mitglied. 1792. 2 Bog. 8. — Um die neue Erfindung des Bleichens durch dephlogiſtiſirte Salzſäure vollkommen nutzbar zu machen, muſsten zwey ihr noch anhängende wichtige Uebel, nemlich ihre nachtheilige Wirkung ſowohl auf die Dauerhaftigkeit der Zeuge, als auch, durch die Dünſte von jener Säure, auf die Geſundheit der Arbeiter, weggeſchafft werden. In Rückſicht auf beides hat der Vf. mehrere Verſuche angeſtellt. Er beſchreibt nun hier ſehr deutlich und aufrichtig ſein ganzes Verfahren, ſowohl das anfängliche Miſslingen deſſelben, als auch die hernach angewendeten Verbeſſerungsmittel, durch die er endlich einen beſſern Erfolg erreichte. Dieſe beſtehen darin, daſs er in eine von oben herab ſich unten etwas verengende, und nahe am Boden mit einem hölzernen Hahnen verſehene Tonne, 200 Quartier Waſſer mit der nöthigen Quantität Gas vermiſchte, den er aus 16 Unzen guten Braunſtein, 24 Unzen Vitriolöl aus Schwefel verfertiget, mit 48 Unzen Waſſer verdünnt und 2 Pfund Kochſalz bereitete, und vermittelſt gläſerner Röhren aus gläſernen Kolben in jene Tonne leitete. Solches mit Gas vermiſchte Waſſer gab den zu bleichenden Zeugen, oder Geſpinnſten, ohne allen Abbruch ihrer Feſtigkeit, die verlangte feinſte Weiſse binnen wenigen Tagen, und ſicherte zugleich die Arbeiter gegen die ihrer Lunge ſo ſchädlichen Dünſte der dephlogiſtiſirten Salzſäure. Alles dies iſt von dem Vf. durch Abzeichnungen auf der Kupfertafel, durch hinzugefügte Erklärungen und durch genaue Beſtimmungen des ganzen Verfahrens bey beſagtem Geſchäfte ſo begreiflich gemacht worden, daſs es jeder leicht nachmachen, und dadurch die Nützlichkeit der erwähnten Methode bald erproben kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Junius 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., b. Andrä: *Merkwürdige Reichs-Hofraths-Gutachten mit Geſichtspunkten für den Leſer. III. Theil.* 1795. 454 S. 8.

In dieſem *dritten Bande* werden unter XXVII Nummern XXII R. H. R. Gutachten, und hiernächſt einige andere den R. H. R. betreffende anonymiſche Aufſätze, ingleichen ein Bericht des R. Kam. Gerichts, mitgetheilt. Die R. H. R. Gutachten ſind, eben ſo wie die in den vorhergehenden Theilen, faſt alle von der Regierungszeit Kaiſer Joſephs II. Nur zwey ältere werden noch nachgeholt, eins von 1729, und eines von 1750. Der Herausgeber geſteht dabey aufrichtig, daſs die mehreſten der in dieſem Theil enthaltenen Stücke, nämlich N. VI bis VIII, und X bis XXI, ſich ſchon anderwärts gedruckt finden. Allein wenn auch gleich dadurch dieſer Sammlung das Verdienſt der Neuheit zum Theil abgeht; ſo wird doch die zugleich beabſichtigte ſehr zweckmäſsige Vollſtändigkeit erreicht, und das Publicum erhält ein Supplement von allen bisher bekannt gewordenen R. H. R. Gutachten, wenn man die Moſeriſche und Ganziſche Sammlung, und die in Uffenbachs und Wernhers bekannten Schriften befindliche Aufſätze damit verbindet. Dieſer Theil enthält einige beſonders merkwürdige Erörterungen des deutſchen Staats-Rechts, welche wir, mit Weglaſſung der übrigen minder wichtigen Stücke, deren Anführung zu vielen Raum einnehmen würde, kürzlich bemerken wollen. I) *Grundſätze des R. H. R. von der Kaiſerl. und Reichs-Jurisdiction in Religions-Sachen*, durch Geſetze und Herkommen bewieſen, aus der Regierungszeit Kaiſer Joſephs II, nach dem Jahr 1769. II) Anderweitige Ausführung der Kaiſerl. Gerichtsbarkeit S. 1—33 in Religions-Sachen. S. 34—111, beydes ſind nicht eigentliche R. H. R. Gutachten, ſondern anonymiſche Aufſätze, von welchen der erſte, obgleich nur halb ſo lang, doch bey weitem der leſenswürdigſte iſt. Es wird darin recht gut ausgeführt, daſs die *reſtituenda ex P. W.* ſo ihren Vollzug noch nicht erhalten, nach dem Nürnbergiſchen Execut. Receſs, ohne Rgerichtl. Proceſſe, *per Commiſſiones et Directores Circuli*, — die nachherigen *Contraventiones* und neue Beſchwerden aber bey den RsGerichten, zwar nicht *proceſſu ordinario*, ſondern in dem durch den J. R. A. §. 193. vorgeſchriebenen Mandatsweg, (welcher in gewiſſer maaſse, im juriſtiſchen Sinn, kein gemeiner, ſondern executiviſcher Proceſs iſt) erlediget werden ſollen. III) Bericht des Kaiſ. u. R. Kam. Gerichts *ad Auguſtiſſimum*, die Herrſchaft Lahr und Mahlberg, auch andere Gerolſeckiſche RsLehen betr. v. J. 1676. S. 112—162. Iſt eine Verantwortung dieſes Gerichts, gegen eine Beſchuldigung des R Fiſcals, wegen angemaſster Jurisdiction in RsLehns Sachen. Der Bericht iſt ganz kurz, und bezieht ſich lediglich auf eine beygefügte ſehr lange Proceſsgeſchichte, die kein gar gutes Muſter der damaligen Referir Methode abgiebt. V) *Das Recht des Kaiſers päpſtliche Bullen zu genehmigen* R. H. R. Gutachten in Sachen Freyſingen Domſtift wider den *Doctorem iuris Particella*, deſſen Stiftsmäſsigkeit betr. v. J. 1750. S. 172—206. Der Domicellar *Particella* zu Freyſingen, nicht zufrieden, in der bloſsen Eigenſchaft eines Graduirten den Weg in das Domſtift gefunden zu haben, hatte ſich zu Rom ein Zeugniſs ſeiner Stiftsmäſsigkeit mit dem Grafentitel ausgewirkt, und verlangte, daſs man ihn zur Probe ſeines angeblich Rittmäſsigen Adels zulaſſen, und als Grafen in den Hochſtifts-Kalender ſetzen möchte. Da ſich das Capitel ſeinem Begehren widerſetzte; ſo nahm er ſeine Zuflucht zu dem heil. Stuhl, und erhielt dort, *in contumaciam* ſeiner Gegner, welche ſich nicht einlaſſen wollten, 1749 ein günſtiges Urtheil, deſſen Inſinuation und Vollziehung ſogar von dem Fürſtbiſchof unbedenklich übernommen wurde. Das Domcapitel wandte ſich nunmehr an den Kaiſerl. Hof, bey dem nunmehr auch die erſten Erz- und Hoch Stifter im Reiche, Maynz, Trier, Salzburg, Bamberg, Coſtanz, Wirzburg, Augsburg, Regensburg und Brixen, *interveniendo* einkamen. Der R. H. R. ſah ſolches für eine bloſse Civil Sache an, wobey das Kaiſerl. Reſervat, über die Stiftmäſsigkeit des deutſchen Adels zu entſcheiden, empfindlichſt angegriffen ſey. Es ergieng daher gegen den *Particella* ein ſcharfes *Concluſum*, *cum excitatione Fiſcalis.* VI—VIII) *Sind Gemüthskranke Fürſten der Kaiſerl. Jurisdiction unterworfen?* (S. 207—243.) Dies wird durch drey R. H. R. Gutachten die Gemüthskrankheit des Herzogs von Guaſtalla betr. aus dem Jahre 1729 erläutert. Der Herzog von Guaſtalla, Joſeph Maria Gonzaga, befand ſich, als er eben ſeinem Bruder in der Regierung folgen und die Lehn empfangen ſollte, in einem melancholiſchen Gemüthszuſtande, welchen er ſchon vier Jahre vorher noch ſtärker gehabt hatte, davon aber wieder geneſen war. Der Kaiſerl Fiſcal in Italien, Graf Borromeo, zog darüber durch den Reichs-Fiſcal geheime Erkundigung ein, und trug auf Beſtellung einer Adminiſtration an, welche die Schweſter des Herzogs, Eleonora, verwittwete Fürſtin von Toſcana, zu übernehmen groſse Luſt hatte. Dagegen kam das Guaſtalliſche Miniſterium mit wiederholten Vorſtellungen ein, weil, nach dem Gutachten der Aerzte, noch Beſſerung zu hoffen und übrigens die Regierung gut beſetzt ſey. Der R. H. R. betrachtete die Sache vorzüglich nach den

Digitized by Google

Grundſätzen des Lehnrechts, und hielt dafür: „daſs „der Herzog, wegen ſeines Gemüthszuſtandes, von „dem *jure ſucceſſionis et inveſtiturae* nicht ausgeſchloſ„ſen, auch, bey der von den Aerzten gegebenen Hoff„nung der Wiederherſtellung, noch zur Zeit mit Be„ſtellung einer Adminiſtration nicht übereilt werden „könne, indem auch zu beſorgen ſey, daſs hierdurch „die Krankheit vergröſsert und wohl gar der Tod ver„urſacht werden könnte, *da vielmehr Recht und Billig„keit und die chriſtliche Liebe in dergleichen Fällen erfo„dere, dem Kranken Zeit und Weile zu laſſen, bis man „ſehe, was ſein Zuſtand für einen Ausgang nehme.*" Der Herausgeber ſcheint dieſen Fall, bey welchem übrigens die Kaiſ. W. Cap. Art. I. §. 3. nicht einſchlägt, mit der Neuwiediſchen Curatel, weshalb neuerlich der Recurs an den Reichstag ergriffen worden, in Parallel ſtellen zu wollen, ohne ſich jedoch darüber beſtimmt zu äuſsern. Merkwürdig iſt es immer, daſs der R. H. R. damals, bey einer durch Aerzte und andere Zeugniſſe völlig erwieſenen Gemüthskrankheit, doch noch aus Schonung und chriſtlicher Liebe Anſtand nahm, eine Adminiſtration anzuordnen, ſondern den Ausgang der Krankheit abwarten wollte. Ein ſtarker Mitbewegungsgrund dazu war freylich, daſs die Schweſter des Herzogs, wenn ihr die geſuchte Adminiſtration zu Theil würde, ſich bey dem Abſterben ihres Bruders in den längſt gewünſchten Beſitz derjenigen Länder feſtſetzen möchte, worin ihr kein Erbfolge-Recht gebührte. IX. R. H. R. Gutachten in Sachen von der Reck zu Heeſen und Steinfurth, *puncto inveſtiturae*, die Mannlehen und die freyen Stühle zu Dreniteinfurth und Heeſen, betr. v. J. 1774. (S. 246—262.) Kaiſer Joſeph bewilligte die Inveſtitur bloſs *ex nova gratia*, gegen den Antrag des R. H. R., welcher das Succeſſions Recht für ganz richtig, und die von dem Fiſcal dagegen gemachte Einwendungen für unzuläſsig angeſehen hatte. Ziſ. X—XXII. betreffen die *Aufhebung des Jeſuiterordens*, welche in den Jahren 1773 und 1774 zu ſehr wichtigen R. H. R. Gutachten Anlaſs gab, über die Einziehung der dieſem Orden zuſtändig geweſenen Reichs Lehnſtücke, und über allerhand Irrungen, die, wegen der mittelbaren Güter deſſelben, zwiſchen benachbarten Reichs Ständen, vornehmlich zwiſchen Paderborn und Lippe-Dettmold, zwiſchen Kur Bayern und der Stadt Augſpurg katholiſchen Antheils; zwiſchen den *brachio eccleſiaſtico et ſeculari* der Stadt Augſpurg, ingleichen zwiſchen Kur Kölln und der Stadt Kölln, vorgefallen waren. XXIV u. XXV. R. H. R. Gutachten in Sachen Georg Wilhelm von Maſſenbach, *contra* deſſen Unterthanen zu Maſſenbach vom Jahre 1773. Der v. Maſſenbach wird wegen ſeiner Renitenz, und weil er in einer bey der Reichs-Ritterſchaft Orts Creichgau anhängigen Civilſtreitigkeit einen unerlaubten Recurs an Kur Pfalz, als Lehnherrn, genommen, *ſeiner Reichs-Unmittelbarkeit für verluſtig erklärt*, auch die von dem Kur Pfälziſchen Beamten zu Hilſpach bewerkſtelligte Entwaffnung eines, ohne ſpecielle Requiſition, durchziehenden Kaiſerl. Execut. Commando, geahndet. Merkwürdig iſt hierbey die Behauptung des R. H. R. daſs die in der W. C. Art. IV. §. 15. vorgeſchriebene *Requiſition nur alsdann nothwendig ſey, wenn die Execut. Mannſchaft eine Feſtung, oder ſonſt einen, mit regulärer Militz beſetzten fremdherrſchaftlichen Ort betreten, oder auch in eines benachbarten Standes Lande Nachtquartier oder Stillager nehme.*

Lemgo, b. Meyer: *Auszug aus den Lippiſchen Landesgeſetzen für den Bürger und Landmann.* 1791. 216 S. 8. (6 gr.)

Ueber Zweck, Anlage und Inhalt dieſes Werkes äuſsert ſich der Vf., der Fürſtlich Lippiſche Rath und Archivarius *Kloſtermeier*, alſo: „Die Sammlung aller vom Jahr 1571 an bis zum Ende des Jahres 1789 ergangenen lippiſchen Landesverordnungen, welche unter der Aufſicht der Landesregierung in den Jahren 1779, 1781 und 1789 in 3 Quartbänden, mit den nöthigen Repertorien verſehen, zum Druck befördert worden, läſst ſich dem gemeinen Manne zum Gebrauche nicht empfehlen; ein bloſs auf das Weſentliche eingeſchränkter, ihm leicht verſtändlicher Auszug aus den ihn gegenwärtig wirklich bindenden Geſetzen iſt alles, was er nöthig hat. Einen ſolchen Auszug nun übergebe ich hiermit, nach dazu von der Landesregierung erhaltenem Auftrage, dem Publicum. Weggelaſſen muſste daraus werden, was in den Landesgeſetzen entweder die Begriffe des gemeinen Mannes überſteigt, ihm alſo nothigenfalls von dem Richter, oder von ſeinem Rechtsfreund erklärt werden muſs, oder was allein die Obrigkeiten, die Magiſtrate, die Beamten, den Adel, die Geiſtlichkeit, die Sachwalter angeht, oder die Forſtbedienten und Medicinalperſonen betrifft, welche die ihnen vorgeſchriebenen Geſetze ſelbſt ſammeln müſſen. Nach reifer Ueberlegung und mit dem Beyfall der Landesregierung habe ich die alphabetiſche Ordnung der Sachen gewählt. Unſere Landesgeſetze machen unter ſich noch kein vollſtändiges Ganzes aus. Sie ſind bloſs noch als einzelne Stücke eines im Werden begriffenen lippiſchen Geſetzbuches zu betrachten, deſſen Theile nach und nach entſtehen, ſo wie eine jedesmalige beſondere Veranlaſſung ihnen das Daſeyn giebt. Noch kann man alſo auch darauf kein überall wohl zuſammenhangendes Syſtem der beſondern lippiſchen Geſetzgebung gründen, mithin läſst ſich auch noch kein ſyſtematiſches Handbuch der vaterländiſchen Geſetze für den gemeinen Mann verfertigen. Auf die Erſparung des Raumes habe ich möglichſte Rückſicht genommen, und daher alle Wiederholungen auf das ſorgfältigſte zu vermeiden geſucht, es aber darum doch nicht an Nachweiſungen fehlen laſſen. So weit es möglich war, ſind die eigenen Worte der Geſetze überall beybehalten worden; nur da, wo der Zuſammenhang, oder mehrere Deutlichkeit für den gemeinen Mann es zu erfodern ſchien, bin ich davon abgegangen. So wie nun übrigens die, nach der mit dem J. 1789 geſchloſſenen vollſtändigen Sammlung der lippiſchen Landesverordnungen, noch ferner herauskommenden Geſetze, der Regel nach, auſser dem Anſchlag, auch durch das lippiſche Intelligenzblatt jedesmal bekannt gemacht werden, dieſes öffentliche Blatt alſo bis zur Herausgabe eines neuen Bandes inzwiſchen als Fortſetzung jener Sammlung zu gebrau-

Digitized by Google

gebrauchen iſt; ſo werden auch die Extracte aus den, vom Jahr 1790 an, erſcheinenden Geſetzen jährlich in dem lemgoiſchen verbeſſerten Kalender eingerückt werden, mithin wird dieſer ſo lange zur Ergänzung dieſes Auszuges aus den lippiſchen Landesgeſetzen dienen können, bis eine neue Auflage deſſelben nöthig werden wird." — Auſserdem ſoll dieſe Sammlung auch in den Schulen bey dem Unterricht der erwachſenen Kinder zum Grunde gelegt werden, und deſswegen hat der Hr. General-Superintendent *Ewald* in einer eigenen Vorrede den Schullehrern eine zweckmäſsige Anleitung gegeben, wie ſie ſich dabey zu benehmen haben. — Rec. hielt ſich verpflichtet von der ganzen Anſtalt hier getreue Rechenſchaft zu geben, da ſolche gewiſs als Muſter zur Nachahmung aufgeſtellt zu werden verdient. Wie ſehr ſticht doch der ruhmwürdige, warme Eifer der lippiſchen Landesregierung für Verbreitung der Geſetzkunde gegen die unverzeihliche Kälte ab, mit welcher in den meiſten Territorien dieſer wichtige Gegenſtand noch bis jetzt behandelt wird! In vielen Ländern iſt die Zahl der Geſetze zu vielen Tauſenden angewachſen, die in chaotiſcher Verwirrung in den Archiven zerſtreut liegen, und für deren Sammlung von Staatswegen ſo wenig geſorgt wird, daſs auch der thätigſte Privatmann eine ſolche Arbeit zu unternehmen, den Muth nicht faſſen kann. Vielleicht liegt der Grund davon hin und wieder auch darinn, daſs man das Licht zu ſcheuen triftige Urſachen hat, denn wahrlich nicht ſelten ſieht es in unſerem lieben Vaterlande noch trübe im Fache der Geſetzgebung aus. Aber auch das iſt im Lippiſchen der Fall nicht. Rec. hat mit wahrem Vergnügen, und vielfältig zu ſeiner Belehrung dieſen Auszug ganz durchgeleſen; nur hin und wieder ſtieſs er auf Flecken, die er ausgemerzt wünſchte. Beſonders war dies der Fall bey Beſtimmung der rechtlichen Verhältniſſe zwiſchen den Dienſtleuten und Dienſtherrn, und zwiſchen dem Geſinde und den Hauswirthen. Das hier feſtgeſetzte groſse Miſsverhältniſs des Dienenden gegen den Bedienten, und die gegen den erſteren dem letztern zugelaſſene, in der That, empörende, Strenge, müſſen Widerwillen bey jedem Freunde der Menſchheit erregen.

Leipzig, b. Böhme: *D. Ernſt Gottfr. Schmidts*, Prof. der Rechte und Hofger. Advoc. zu Jena *theoretiſch-praktiſcher Commentar über ſeines Vaters* D. Joh. Lud. Schmidts *prakt. Lehrb. von gerichtl. Kl. u. Einr.* Fünfter und letzter Band 1794. 440 S. mit Inbegr. des Regiſters. 8.

Dieſer Band, mit welchem das ganze Werk ſich ſchlieſst, enthält die noch übrigen Arten perſönlicher Klagen, nemlich diejenigen, die aus einer unerlaubten That entſpringen, und die ſogenannten *actiones perſonales dativas*, und endigt ſich mit denjenigen, durch welche eine Wiedereinſetzung in den vorigen Stand Rechtens geſucht wird. Auch in dieſem Bande ſind die Erläuterungen gut und zweckmäſsig angebracht. Nur bedauren wir, daſs gegen den Plan des Vf. alle Formulare weggeblieben ſind. Uebrigens ſind wir überzeugt, daſs ſtudierende Jünglinge und angehende Geſchäftsmänner dieſes Commentars ſich mit vielem Nutzen bedienen werden, und daſs derſelbe ſeinen Werth auch alsdann noch behalten wird, wenn das Schmidtſche Lehrbuch aufhören wird, unter den Lehrbüchern über die gerichtliche Klagen und Einreden die erſte Stelle zu behaupten.

Verſuch eines Beweiſes daſs die Kaiſerin von Ruſsland den weſtphäliſchen Frieden weder garantiren könne noch dürfe. 1794. XII u. 146 S. 8.

Der bekannte Schritt des Kurfürſten von Trier (im J. 1791), die Ruſſiſche Kaiſerin „bey der miſslichen Lage, worin er ſich wegen Befriedigung ſeiner Anſprüche gegen Frankreich befand," um ihre Protection zu bitten, brachte zum erſtenmal eine Frage, mit der ſich bis dahin aus ſehr natürlichen Gründen Niemand beſchäftiget hatte, nämlich: „Ob die Ruſſiſche Kaiſerin als Garant des Weſtphäliſchen Friedens angeſehen werden könne?" zur Sprache. Diejenigen, welche dem Ruſſiſchen Hofe dieſe ganz neue, und wahrlich nicht ganz unbedeutende, Befugniſs zuzuwenden wünſchten, bedienten ſich zu dem Ende eines ſehr ſonderbaren Arguments. Da Ruſsland den *Teſchner Frieden* von 1779 garantirt hatte, in dieſem aber der *Weſtphäliſche* von neuem beſtätiget war, ſo wurde, meynten ſie, dadurch die Ruſſiſche Garantie auch auf den letztern mit übertragen.

Der Vf. hat die Grundloſigkeit dieſer erbärmlichen Sophiſterey völlig aufgedeckt, zugleich über die mit einer ſolchen Neuerung verknüpfte Gefahr, und die Schädlichkeit aller fremden Garantieen der innern Conſtitutions-Geſetze eines Landes überhaupt ſehr vernünftige Anmerkungen hinzugefügt. Wenn es je mit dieſer Ruſſiſchen Garantie des Weſtphäliſchen Friedens Ernſt werden ſollte, ſo würde man ſeine Schrift jedem deutſchen Patrioten zum Studium und zur Beherzigung empfehlen.

PHILOLOGIE.

Venedig, b. Remondini: *T. Livii opera quae ſuperſunt*, obſcuriorum locorum interpretationibus et ſelectis adnotationibus illuſtrata ab *J. B. L. Crevier* cum ejusdem ſupplementis in poſtremos libros ex recenſione *Arn. Drakenborkii.* Editio poſtrema in ſex tomos diſtributa, cui — nunc primum accedit *Fragmentum libri XCI*, nuper inventum in Bibliotheca Vaticana et ſcholiis illuſtratum a Vito M. Giovenazzio. Tomi VI. 1791. 8. (3 Thlr.)

Eine neue Auflage einer bereits 1759 vom Verleger beſorgten Ausgabe des Livius, welche auſser dem Text die Inhaltsanzeigen, die Epitome, Regiſter, rhetoriſche Abhandlungen über die Reden im Livius, die Bruchſtücke, Anmerkungen des Clericus, Sigonius Zeitrechnung, die Literatur des Livius aus dem Fabricius, Abhandlungen über den Styl des Livius u. ſ. w. enthielt. Der Verleger beruft ſich auf den groſsen Beyfall, den ſeine Ausgabe erhalten, und glaubt ſich durch ihn berech-

Digitized by Google

rechtigt, bey der neuen Auflage *ne latum quidem unguem* von jener abzuweichen. Doch hat er die Supplemente nicht, wie damals, aus der Crevierſchen ſondern aus der Drakenborchſchen Ausgabe, in welcher die Quellen, wo ſie angetroffen werden, angegeben ſind, entlehnt, und das im J. 1772 von unſerm *Bruns* in einem Vaticaniſchen Codex reſcriptus entdeckte Bruchſtück aus dem 91ſten Buch des Livius mit den Erläuterungen von Giovenazzi, Bruns und mit den Zuſätzen und Verbeſſerungen Brotiers aus deſſen zweyter Ausgabe der Werke des Tacitus beygefügt. Ein auf Vervollkommnung und Vollſtändigkeit mehr bedachter Herausgeber würde noch manches andre, was für den Livius ſeit jener erſten Ausgabe geleiſtet worden iſt, nachzutragen und einzuſchalten gefunden haben, wozu er durch Wegſchneidung mancher unnützen Abhandlung leicht Raum gefunden hätte. Auch konnte man von Italien aus beſtimmtere und aufklärende Nachrichten über die berühmte arabiſche Handſchrift der angeblich verlohrnen Bücher des Livius in der Benedictinerabtey zu S. Martino in Sicilien, welche aber wahrſcheinlich bloſs eine Ueberſetzung der alten Epitome enthält, erwarten. Die neueſten Nachrichten über dieſe Handſchrift finden ſich, nebſt einer arabiſchen Probe, in einer neuen Schrift: *Reiſe von Warſchau über Wien nach der Hauptſtadt von Sicilien. Bresl.* 1795 S. 195—206. — Das Papier dieſer Ausgabe des Livius iſt übrigens ſchlecht; die Lettern klein, verbraucht und der Druck iſt für das Auge beſchwerlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Zeitz u. Naumburg*, b. Heinſe: *Medicinal-Weſen in Deutſchland.* 1794. 6 Bog. 8. Der Vf. hat ſich am Ende der Vorrede *J. K. H. Ackermann* d. A. W. Dr. unterzeichnet, und iſt ausübender Arzt in Zeitz. Der Zweck des Vf. iſt: diejenigen Mängel aufzudecken, welche noch in manchen Gegenden in Betracht des Medicinal-Weſens herrſchen. Er hat, der Vorrede zufolge, bereits im vorigen Jahre einige ſeiner Beobachtungen im Reichs-Anzeiger bekannt gemacht, und dabey bemerkt, daſs verſchiedene würdige, patriotiſch denkende Aerzte ſolche mit Beyfall aufgenommen haben. Dieſes hat ihn denn angetrieben, mehrere dergleichen hier zuſammen zu ſtellen. Das Ganze enthält *neun* Briefe, deren Inhalt wir kürzlich darſtellen wollen. Im erſten Briefe wird die allgemeine Klage über After-Aerzte und Quackſalber wiederholt, und gezeigt, wie ſehr dieſe Leute noch immer vom gröſsten Theile des Publicums geehrt werden, während hundert geſchickte, talentvolle Aerzte, die weder mit ihren Kenntniſſen prahlen, noch durch andre entehrende Mittel ſich empfehlen wollen, in ſehr geringer Achtung ſtehen — wie viele Summen Geldes ſich jene durch Menſchenmord erwerben, während daſs dieſe bey dem thätigſten Eifer, Menſchenwohl zu befördern, in Dürftigkeit leben müſſen!! Die Ehrenbezeugungen, ſo der Vf. zur Vertilgung dieſer Verachtung der ordentlichen Aerzte in Vorſchlag bringt, werden wohl fromme Wünſche bleiben. Eigentlich ſollten die Obrigkeiten die brauchbaren Aerzte beſolden, denn dieſe gehören doch eben ſo gut zur Aufrechthaltung des Wohls im Staate als die beſoldeten Beamten und Mitglieder anderer Collegien!! Dieſer Vorſchlag des Rec. folgt im *zweyten* Briefe, wo der Vf. ſagt: „Giebt es nicht in allen Staaten viele unnöthige Stellen und Aemter, die auf öffentliche Koſten errichtet worden ſind? Hat der verdienſtvolle Arzt nicht eben auch das Recht vom Staate Beſoldung zu verlangen? Auch die Vertheilung der Aerzte in einem Lande ſollte von der Obrigkeit durchaus beherzigt werden, denn: „Muſs nicht in einer Gegend, wo kein wahrer Arzt ſich aufhält, das Volk in Krankheiten zu After-Aerzten und Quackſalbern (vorzüglich zu Scharfrichtern) ſeine Zuflucht nehmen?" Im III Br. wünſcht der Vf., daſs die *Aerzte*, in den Schulen, *Naturkunde* und *Anatomie* den Schülern lehren ſollen??? Er glaubt dieſe Befugniſs in *der Sächſiſchen Verordnung wegen Qualificirung junger Leute zu künftiger Dienſtleiſtung* — gefunden zu haben. Der IV Br. enthält beynahe eben das — doch erſtreckt ſich dieſes nur auf Vorleſungen der Aerzte für die Schulmeiſter und künftige Land-Prediger, beſonders über Behandlung der Scheintodten. Er rühmt dabey die Vorleſungen, welche D. *Zarda* in Prag 1792 über die Rettungs-Mittel in plötzlichen Lebens-Gefahren, für Jedermann, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes, gehalten hat. V Br. Ueber einige Pflichten der Aerzte und Obrigkeiten bey und nach Epidemieen. VI Br. Von den Vorzügen der Privatverpflegung armer Patienten vor der Hoſpital-Verpflegung — Der Vf. zieht die Privatverpflegung der Kranken der Verpflegung in Hoſpitälern vor — wie aber, wenn der Kranke keine Anverwandten hat, welche ihn warten, und wenn ſich Niemand dazu verſtehen will? wie, wenn der Kranke kein Bette hat, und auf dem bloſsen Strohe, mit Lumpen zugedeckt liegt? iſt es dann nicht äuſserſte Wohlthat für den Kranken, wenn er in einem Hoſpitale, wo er die nöthige Wartung und ein Bette hat, aufgenommen werden kann?? VII Br. Etwas über Hebammenſchulen — hätte füglich wegbleiben können! VIII Br. Einige Gedanken über Apotheken. — Es iſt allerdings verdienſtlich, die in einigen Apotheken gebräuchliche Apotheker-Bücher (*diſpenſatoria*) zu verbeſſern, und dem Apotheker verbeſſerte Vorſchriften zu geben, nur iſt das Fuldaiſche, welches der Vf. hier mit anführt, gerade nicht das brauchbarſte. Auch würde der Vf. wohl thun, die Mängel welche er in den Apotheken findet, bey der Obrigkeit anzuzeigen, und die Mittel anzugeben, wie denſelben abzuhelfen ſey, (verſteht ſich wenn er hinlängliche pharmaceutiſche Kenntniſſe hat!) Zuletzt wünſcht er noch, daſs auch in manchen Dörfern gute Apotheken errichtet werden?? IX Br. Ueber einige Mittel, die Arzneywiſſenſchaft immer mehr zu vervollkommnen — Zu ſolchen Mitteln rechnet er öftere Leichenöffnungen — und hierzu ſollen (S. 75) die Policeydirectoren die Aerzte auffodern?? wahrlich! eine aus der Luft gegriffene Foderung. Durchaus zweckwidrig, iſt dasjenige was der Vf. S. 76, zum Behufe der Leichenöffnungen, um ſolche gewöhnlicher zu machen, ſagt: „Uebrigens hoffe ich, daſs je mehrere Todtenhäuſer man auf Gottesäckern in Deutſchland, ſo, wie ſie *Frank* und *Hufeland* angegeben und empfohlen haben, errichten wird, deſto häufiger auch Leichen eröffnet werden etc." Gerade dieſes würde die Aufnahme der Leichenhäuſer zurück ſetzen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf: *Der entlarvte Dumouriez.* Erzählung des Lebens und der Abentheuer des Helden bey Jemappe. Nach dem Engliſchen des Hn. *de Viette* eines franzöſiſchen Officiers. 1794. XII u. 92 S. gr. 8.

Das Original dieſer Schrift iſt noch vor der Erſcheinung der erſten *Memoires* von *Dumouriez* herausgekommen. Der Vf. iſt ein Officier, der eine Zeitlang am Hofe *Ludwig XVI*, und um die Perſon des Königs gelebt, 1792 aber „in der Avantgarde der Armee der franzöſiſchen Prinzen unter den Befehlen des Königs von Preuſsen" gedient hat.

Die Feder des Hn. *de Viette* war offenbar in Galle getaucht, und ein groſser Theil ſeiner Nachrichten und Urtheile würde, wenn es uns auch noch ganz an Gelegenheit fehlte, ſie hiſtoriſch zu prüfen, ſchon wegen der auffallenden Bitterkeit und Heftigkeit des Vortrags verdächtig ſcheinen. Denn daſs *D.* ſo klein und ſo verächtlich, als ihn *Viette* gern ſchildern möchte, nicht war, das bezeugt die Geſchichte der verfloſsnen Jahre, und die allgemeine Stimme von Europa gar zu unwiderſprechlich.

Ueber die Facta, welche in dieſer Schrift enthalten ſind, laſst ſich mit völliger Beſtimmtheit folgendes ſagen: Einige davon ſind *notoriſch falſch;* andre ſind wenigſtens in ein falſches und gehäſſiges Licht geſtellt. Wenn es alſo auch noch nicht Data genug giebt, *alle* Beſchuldigungen, die der Vf. gegen D. vorbringt, zu prüfen, ſo iſt es doch höchſt wahrſcheinlich, daſs die, deren Falſchheit ſich jetzt ſchon beweiſen läſst, nicht die einzigen ihrer Art ſeyn werden.

Wir wollen nur einige der gröbſten Unrichtigkeiten beleuchten. S. 4: „Der *Graf Broglie* ſchickte den *D.* nach *Polen* als Spion: hier ſpielte er die niederträchtige Rolle eines *Aushorchers:* doch hatte er einſt das Unglück, *ertappt zu werden.* Man ergriff ihn, band ihn an einen Tiſch, und ſo bekam er hundert Stockprügel auf ſeine *Poſteriora.*" Welch ein elendes Mährchen, wenn man bedenkt, daſs nicht der *Graf Broglie*, ſondern der Herzog von *Choiſeul D.* nach Polen ſchickte, daſs er dort als geheimer Bevollmächtigter dem Conföderations-Reichstage zu *Eperies* beywohnte, daſs er über die Rolle eines gemeinen Spions oder Horchers durch ſeine Situation ſo weit erhaben war. S. 6: „Nachdem unſer Held *in polniſchen Kriegsdienſten* geweſen war, kehrte er nach der Hauptſtadt Frankreichs zurück. Indem er *auf dieſe Weiſe* (auf welche?) bloſs den Eingebungen ſeiner Eitelkeit und Eigenliebe Gehör gab, wurde er dem Staatsminiſter vorgeſtellt, und *ſogleich in die Baſtille* geſchickt." In dieſer Erzählung iſt ſo wenig Zuſammenhang, daſs wir ihr, wenn wir es auch *nicht* beſſer wüſsten, keinen Glauben beymeſſen würden. Aber wie ſchlecht unterrichtet war der Vf. hier! Von den eigentlichen Urſachen der Verhaftnehmung D's, von ſeiner ganzen Miſſion in *Hamburg*, von allem, was zwiſchen ihm und *D'Aiguillon* vorging, wuſste er alſo nichts. S. 7: „Bey Ludwig XV Tode verſchaffte ihm Hr. *von Sartine* die Befreyung aus der Baſtille." Grundfalſch, da er bekanntlich *vor* Ludwigs XV Tode, und *ohne* Sartine freygelaſſen wurde. S. 21, wo von dem Auftrage, eine ſogenannte Verſchwörung zu *Lyon* zu erſticken, den *D.* 1790 erhielt, die Rede iſt, ſagt der Vf.: „Nachdem er ſeine Brieftaſche mit Banknoten vollgepfropft, und ſeinen Beutel mit Golde geſpickt hatte, *ging er nach Lyon ab.* Aber ſein *Triumph* war von kurzer Dauer. — — — Der Miniſter ſchickte ihm ſogleich einen Courier nach, und D. muſste zurückkehren." — Wie ganz anders lautet dieſer Vorgang in *D's* Lebensgeſchichte! Er ging nie nach Lyon ab: und bloſs *Briſſot's* Voreiligkeit, der eher, als der König ſeine Ernennung zu dieſem Geſchäft genehmiget hatte, in ſeinem Journal davon ſprach, brachte *D.* um dieſes Commando. S. 31: „*D.* war *der erſte*, der ſich mit einer *rothen Mütze* ſchmückte." Eine muthwillige Unwahrheit. Alle Zeitungen meldeten es, daſs gerade in der Jacobinerſitzung, wo man D. mit dieſer Mütze ſchmückte, das Schreiben von *Petion* einging, welches die *Abſchaffung* dieſer Tracht anrieth. S. 59: „Am 18ten Januar (1793) ging er von Paris wieder weg — — Hierauf unterſchlug er alle Briefe, die bey der Armee ankamen, und lieſs alle Couriere, die von Paris kamen, anhalten, damit ſeine Truppen nicht eher von der (am 21ſten Januar erfolgten) Hinrichtung Ludwig XVI Nachricht bekommen möchten, als bis ſie wirklich vorbey wäre." Ein ganzes Gewebe von Lügen! D. ging erſt am 26ſten Jan. wieder von Paris. —

Rec. hat bey Gelegenheit der Anzeige von *Dumouriez's* Memoiren und Lebensgeſchichte genugſam offenbart, daſs er weit entfernt ſey, dieſem berühmten Manne in allem, was er von ſich ſelbſt ſagt, unbedingten Glauben beyzumeſſen, oder ihn von allen Vorwürfen, die man ſeinem Betragen in den verſchiedenen Perioden der Revolution gemacht hat, frey ſprechen zu wollen. Um ſo weniger kann alſo der gerechte Tadel, welcher hier über *Viette's* Schrift ausgeſprochen wird, den geringſten Verdacht einer parteyiſchen Vorliebe

liebe erwecken. Nicht allein die Wahrheit, ſondern auch das, was man im öffentlichen und ſchriftſtelleriſchen Leben, Anſtand und Convenienz nennt, iſt in dieſer Broſchüre gemiſshandelt. Wie wenig *Tact* ſetzt es z. B. voraus, nicht nur von *D.* durchgehends als von einem ganz erbärmlichen, alltäglichen Windbeutel zu ſprechen, ſondern ihn ſogar in dem Augenblick, wo man *die Schlacht bey Jemappe* beſchreibt, „einen *lächerlichen Helden*,“ „einen *vorgeblichen Eroberer*“ zu nennen. „Viertauſend Franzoſen liefen aus dem Treffen weg (?) *Baptiſte* erſcheint mit der *Schlafmütze* ſeines unbeſtechbaren Helden in der Taſche, und indem die Soldaten ſeine Stimme hören, faſſen ſie friſchen Muth; – und ſo wurde das Treffen gewonnen.“ — Wahrlich, dies iſt ein Ton, den man von einem Bücherſchreibenden *Officier* nicht hätte erwarten ſollen!

Von allen einigermaſsen neuen Beſchuldigungen des Vfs. (denn was allgemein-bekannte Thatſache iſt, deſſen erwähnen wir hier nicht) ſcheint keine ſo viel Rückſicht zu verdienen, als die, welche ſich auf ſeine frühen Verbindungen mit dem Hauſe *Orleans* bezieht. Doch muſs man auch über dieſen Punkt die Ausſage des Vfs. mit groſser Behutſamkeit gebrauchen. Er erzählt, daſs bey der Reiſe, welche die Kinder des Herzogs von *Orleans* unter Aufſicht der Frau von *Genlis* im Auguſt 1788 nach *Cherbourg* machten, D. gefliſſentlich alles, was eine beſondre Achtung oder Aufmerkſamkeit gegen dieſe hohen Gäſte verrathen konnte, vermieden, insgeheim aber eine genaue Verbindung mit ihnen unterhalten habe. *In wiefern* dies wahr ſeyn mag, können wir nicht entſcheiden; merkwürdig iſt es aber, daſs D. in ſeiner Lebensgeſchichte dieſes ganzen Beſuchs der *Orleansſchen* Familie in *Cherbourg* mit keiner Sylbe erwähnt. — Daſs er beym Ausbruch der Revolution nicht ganz ſo rein und feſt, als er in ſeiner Lebensbeſchreibung gern glaublich machen möchte, gehandelt habe, und daſs beſonders ſein Betragen gegen das Haus *Harcourt* nicht tadellos geweſen ſey, haben wir immer geglaubt. — Was der Vf. aber von ſeiner Geldgier und von ſeiner Gewiſſenloſigkeit in der Wahl der Erwerbsmittel an mehr als einem Orte einflieſsen läſst — und er behandelt ihn zuweilen, wie einen gemeinen Beutelſchneider; — ſcheint grundloſe Verleumdung zu ſeyn.

Nach dieſem Urtheil über den Werth des gegenwärtigen Buches, wird es vielleicht manchem, der es in die Hand nimmt, nicht wenig auffallen, daſs der *Ueberſetzer* ſeine *Vorrede* mit folgenden ſeltſamen Worten eröffnet: „*Judas Dumouriez* machte eine Zeitlang im Angeſicht von ganz Europa viel Aufſehen! Er konnte aber dieſe groſse Rolle, die er zu ſpielen übernommen hatte, nicht ausführen, weil ſein Herz zu bös, ſein Hang zu Cabalen und Intriguen zu bekannt, ſeine Geldgierigkeit zu gränzenlos, und ſeine vielfachen Verräthereyen zu ſchwarz waren. Gegenwärtiges *Actenſtück* (!) wird den aufmerkſamen Leſer hinlänglich überzeugen, was D. vor (für) ein *ſchwarzer* — beſſer und beſtimmter geſagt — was vor (für) ein *teufliſcher* Böſewicht er *von Jugend auf* (?) geweſen iſt.“ Es wäre zu wünſchen, daſs man ſtatt dieſes unnützen und ſehr übel angebrachten Ausfalls etwas mehr Fleiſs auf die Ueberſetzung gewendet hätte, wo man „herunter *purzeln*“ ſtatt *fallen*, und „Anſtalten auf *Moerdyk*, an einem Arme der See, den man *Hollandsdiep* nennt, über die *Moſel* zu ſetzen“ findet: indeſſen mag auch manches, was dem Ueberſetzer zur Laſt zu fallen ſcheint, auf die Rechnung des wahrſcheinlich ſchlecht und nachläſsig geſchriebnen Originals zu ſtehen kommen.

1) Wittenberg, b. Kühne: *Robespierre*, freymüthig geſchildert und unbefangen beurtheilt, von einem patriotiſchen Sachſen. 1794. 24 S. 8.

2) Leipzig, u. Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Die franzöſiſche Revolution.* Ein Miniatur-Gemälde. Erſtes Bändchen. 1794. 150 S. 16.

3) Ohne Druckort: *Eine Skizze über die franzöſiſche Freyheit.* Aus dem Taſchenbuche eines Reiſenden. 1793. 68 S. 8.

1) Den *Patriotismus* des Vf. wollen wir gar nicht bezweifeln, obgleich nicht recht abzuſehen iſt, was derſelbe mit einer *freymüthigen Schilderung* eines *auswärtigen* Machthabers zu thun hat: aber das iſt nicht zu verzeihen, daſs er von den Lebensumſtänden des Mannes, den er ſchildern will, ſo äuſserſt ſchlecht unterrichtet iſt. Er ſchreibt: „*Robespierre ſey Privatſecretair des Herzogs von Orleans* geweſen;“ ferner: „er habe ſich in der erſten Nationalverſammlung *durch Vorſchub des Herzogs* eine Stelle verſchafft;“ — und endlich gar: „wo er jedoch in Erwartung der Dinge, ſo da kommen muſsten, ſich *ganz ſtille verhielt* (?) und *daher* bey ſeinem Austritte aus der Nationalverſammlung, indem er *Sitz und Stimme in den Criminaltribunalen* (!!) bekam, als ein Mann ohne Talente *verachtet* und *vergeſſen* ward.“ — Es iſt kaum glaublich, daſs man ein *Buch* über *Robespierre* ſchreiben wollen, und doch in *dieſem Grade* unwiſſend ſeyn kann. Aber was wagt man heut zu Tage nicht!

2) Es läſst ſich leicht denken, was man von *fünf* Jahren der Revolutionsgeſchichte (1789 — 1793) auf hundert und funfzig *Sedezſeiten* ſagen kann. Für wen iſt denn wohl ein ſolches *Miniaturgemälde* beſtimmt? Höchſtens doch nur für Kinder. Dann aber müſste der Styl wieder viel einfacher und verſtändlicher ſeyn, beſonders auch nicht gleich in der erſten Zeile ein Sprachfehler — „vieles *von* und *über franzöſiſcher* Revolution geleſen“ — vorkommen.

3) Ein Deutſcher, der ſich im J. 1792 einige Monate in Paris aufgehalten hat, findet für gut, uns einen Theil deſſen, was er dort ſah und hörte, halb in poetiſcher Proſa, halb in Auszügen aus Reden, Briefen u. ſ. f. mitzutheilen. Die Exiſtenz einer ſolchen Schrift angezeigt zu haben, iſt genug, und beynahe ſchon zu viel davon geſagt.

SCHÖ

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Curt: *Alex. Pope's Verſuch über den Menſchen*, in vier Epiſteln. — — Engliſch und deutſch, mit Anmerkungen. Nebſt den *Kriegsliedern des Tyrtäus*. Von *Friedrich Heinrich Bothe*. 1794. XVIII u. 143 S. gr. 8.

Eine Probe dieſer Ueberſetzungen gab der Hr. OCR. *Gedicke* vor zwey Jahren heraus; und die verdiente günſtige Beurtheilung derſelben in dieſer A. L. Z. (N. 316. v. J. 1793) veranlaſste den Vf., das Ganze zu vollenden und mehr auszufeilen. Dem Rec. iſt es kein geringes Vergnügen, einen ſo guten Erfolg ſeiner damaligen Ermunterungen und Erinnerungen zu bemerken; und jetzt glaubt er das deutſche Publicum im Beſitz einer Ueberſetzung des Popiſchen Verſuchs zu ſehen, die wenigſtens alle vorhergehende übertrifft, ob ſie gleich noch nicht für unübertreffbar gehalten werden kann. Dem Vf. müſſen die Erklärungen und Geſtändniſſe indeſſen zu Gute kommen, die er ſelbſt in der Vorrede von den Schwierigkeiten ſeiner Arbeit giebt, und von ſeinen Beſtrebungen, dieſelben, ſo viel möglich, zu überwinden. Er ſelbſt bekennt, daſs die angenehmen Augenblicke ſelten waren, wo er ſagen konnte: dies genügt mir! und daſs er gar bald den Vorſatz aufgab, das Original *ganz*, in ſeiner originalen Schönheit, darzuſtellen. Seine Bemühung ging alſo nur dahin, von ſeinem Urbilde eine Copie zu geben, die ſo genau, als es ihm möglich war, nicht nur ſeine Umriſſe, ſondern auch ſein Colorit, und die Nuancen deſſelben, darſtellte. Die in unſrer damaligen Beurtheilung ihm gegebenen Winke hat er dabey ſorgfältig benutzt; nur den Anfang des erſten Geſangs konnte er, trotz vieler Anſtrengung nicht viel beſſer, als vorhin, überſetzen, und die beiden weiblichen Anfangsreime nicht vermeiden. Es waren aber auch nicht dieſe, ſondern die vier auf einander folgenden weiblichen Reime, die dort weggewünſcht wurden, und die nun glücklich vermieden ſind. Jene acht Zeilen lauten jetzt ſo:

Auf, Bolingbrocke, nach allen kleinern Dingen
Laſs Königsſtolz und niedre Ehrſucht ringen.
Uns laſs, *weil darin ja das Leben faſt beſteht,*
Daſs man ſich umſieht, und — *von hinnen geht,*
Frey überſchaun des Lebens buntes Spiel;
Ein oft durchkreuzter Lauf, *jedoch nach einem Ziel;*
Ein wüſtes Feld, wo Roſ' und Diſtel blühen,
Ein Garten, wo uns rings verbotne Früchte glühen.

Ganz kann man mit der Ueberſetzung noch nicht zufrieden ſeyn, ſobald man ſie mit dem Originale vergleicht; und ſelbſt ohne dieſe Vergleichung ſind die bemerkten Stellen zu matt und proſaiſch. Aber die beiden ſchönen Verſe:

Eye Nature's walks, ſhoot folly as it flies,
And catch the manners living as they riſe,

ſind ſchon beſſer überſetzt:

Die Pfade der Natur laſs uns zu halten ſtreben,
Thorheiten fällen, wie ſie ſich erheben,
Und Sitten haſchen, wie ſie leben!

Deſto matter aber der Vers:

But vindicate the ways of God to man,

in dem der ganze Zweck des Gedichts ſo kurz und ſchön ausgedrückt iſt:

Das Laſter tadeln, und die Menſchen lehren,
Des Himmels Vorſehung verehren.

Reime, wie S. 5, *dünkt* mit *ſchlingt*, hätte ſich der Vf. nicht erlauben ſollen. Die Abänderung folgender Verſe freuen wir uns veranlaſst zu haben:

Unkunde des Zukünft'gen, uns geſchenkt,
Daſs jeder *füllt* den Kreis, in den ihn Gott beſchränkt,
Gott, der gleichheiter ſieht, *der* (ein) König dieſer Welt,
Wie hier ein Held erblaſst, wie dort ein Sperling fällt,
Wie ein Atom und ein Syſtem verwehet,
Wie eine Seifenblaſ' und eine Welt zergehet.

obgleich das *a bubble burſt* im Engliſchen ungleich maleriſcher iſt. Minder gelungen ſind die Verſe:

Hope humbly then; with trembling pinions ſoar;
Wait the great teacher, Death, and God adore.

Denn in der Ueberſetzung:

Beſcheiden hoffe drum, und *niedrig* fleug und ſcheu!
Erwart' ihn ſtill, den groſsen Lehrer,
Den Tod, *des Ewigen Verehrer!*

wird der Leſer wohl die drey letzten Wörter eher auf den Tod beziehen, als auf ſich ſelbſt. Vollends aber wird ihn das gleich folgende: „Er will" irre machen, das wieder auf den Ewigen gehen ſoll. — Unleidlich matt iſt die Umſchreibung nachſtehender Verſe, wo von den Hoffnungen des Indiers in jener Welt die Rede iſt:

He thinks, admitted to that equal ſky,
His faithful dog ſhall bear him company.

durch die vier Zeilen:

Er hoffet, da ſein Gott, *wie er beſcheiden denkt,*
Den *ſchönen* Himmel Allen ſchenkt,
Daſs dort ihm, ſo wie hier, *bey ſeinem ſtillen Heerde,*
Sein treuer Hund *Geſellſchaft leiſten* werde.

Zu Anfange der zweyten Epiſtel ſind die Verſe:

Plac'd on this Iſthmus of a middle ſtate,
A being darkly wiſe, and rudely great,

nicht ganz richtig ſo gegeben:

Auf einem Iſthmus ſteht der Sterbliche; ſein Loos
Iſt, *thörichtweiſe* ſeyn, und *kleinlich groſs.*

Vielmehr iſt der Sinn: der Menſch ſoll nur dämmernde, halbdunkle Weisheit, und nur rohe, unvollendete Gröſse erreichen. — Auch die beiden unmittelbar folgenden Verſe ſagen etwas anders, als:

Digitized by Google

Er weiſs zu viel, mit Pyrrho ſtets zu zweifeln;
Die Stoa iſt zu ſtolz, ihm Troſt ins Herz zu träufeln.

Der Sinn iſt vielmehr; er weiſs zu viel, um ein Skeptiker zu ſeyn, und zu wenig, um ſtoiſchen Stolz auf ſein Wiſſen hegen zu dürfen. — Der Sinn der beiden Verſe:

Wits, juſt like fools, at war about a name,
Have full as oft no meaning, or the ſame,

iſt im Deutſchen zu wenig erſchöpft:

Witzlinge, gleich den Thoren, kriegen
Um Namen oft, und wiſſen nicht,
Was eigentlich ihr Schwert, der Witz, verficht.

„Witzlinge, ſagt *Pope*, zanken ſich oft, wie Gecke, „um einen bloſsen Namen, und denken ſich dabey ent„weder gar nichts, oder im Grunde das nämliche." — Auch die beiden Schluſszeilen S. 62, wünſchten wir ſtarker:

Das Thier ſteht *vor* Dir auf vom Lebensmahl!
Du ſtehoſt gleichfalls auf einmal.

Denn wie viel ſchöner iſt das Engliſche:

The creature had its feaſt of life before;
Thou too muſt periſh, when thy feaſt is o'er.

S. 72 iſt es wohl nur Uebereilung, daſs *great nature ſpoke* durch: „die groſse Mutter *ſchwieg*," überſetzt iſt. Denn wenn gleich ſie vorher redend eingeführt, und nun ihre Rede vollendet iſt, ſo geht dieſs *ſpoke* doch eben auf dieſe letzte, und es wäre daher beſſer: „die groſse Mutter *ſprachs*." — Das Spruchreiche und Nachdruckvolle in folgender Stelle iſt, ſammt ihren glücklichen Antitheſen, faſt ganz verſchwunden;

For forms of Government let fools conteſt;
Whate'er is beſt adminiſter'd, is beſt:
For modes of faith let graceleſs zealots fight;
His can't be wrong, whoſe life is in the right:
In Faith and Hope the world will diſagree;
But all mankind's concern is Charity,

Im Deutſchen:

Wer über Staatsverfaſſung *ſtreitet*, *irrt*;
Denn jeder Staat *iſt gut*, *der gut verwaltet wird*,
Um Glaubensformen mögen Eifrer ſtreiten;
Der irret nicht, den Gott und Tugend leiten,
In Glauben und in Hoffnung *ſtimmt* man nicht;
Doch Menſchenlieb' iſt *leicht erkannte Pflicht*.

In den letzten beiden Verſen liegt eigentlich der Sinn: „Ueber *Glauben* und *Hoffnung* wird und mag die Welt „immer uneins ſeyn; aber des Menſchen wichtigſte Angelegenheit iſt *Liebe*." — Gleich darauf iſt der Sinn noch mehr verfehlt:

Man, like the gen'rous vine, ſupported lives;
The ſtrength he gains, is from th' embrace, he gives,

heiſst nicht:

Der Rebe gleich, hält jeder Menſch ſich an,
Und borget Kraft von ſeinem Nebenmann.

Pope will dies Anſchlieſsen nicht, wie man hieraus ſchlieſsen konnte, tadeln, ſondern deſſen Bedürfniſs, und die rückgängige Wohlthätigkeit der Nächſtenliebe, in dieſem ſchönen Bilde zeigen: „Gleich „dem edeln Weinſtocke, lebt der Menſch durch ſeine „Stütze; die Kraft, die er gewinnt, erhält er durch „die Umarmung, die er gewahrt." — Der bekannte ſchöne Vers:

Virtue alone is Happineſs below

hat im Deutſchen eine ſehr unbequeme Wortfolge erhalten:

Glückſeligkeit iſt Tugend nur hienieden.

Auch iſt der ſchöne Spruch:

Graſp the whole worlds of Reaſon, Life and Senſe
In one cloſe Syſtem of Benevolence,

viel zu ſchwach und übelklingend ausgedrückt:

Aus allem rings, *was ſich des Lebens freut*,
Mach' ein Syſtem der Lieb' und der *Wohlwollenheit*.

Jedem Geſange ſind Anmerkungen beygefügt, die gröſstentheils aus den bey der engliſchen Ausgabe des Originals und im Warburtonſchen Commentar befindlichen überſetzt, und mit einigen eignen Noten begleitet ſind. Schade, daſs der Ueberſ. nicht auch *Warton's* trefflichen Verſuch über *Pope's* Genie und Schriften zu Rathe zog, aus dem ſich noch manche feine und lehrreiche Bemerkung über dies Gedicht hätte hernehmen laſſen. Auch aus der Leſſingiſchen und Mendelsſohnſchen Schrift: *Pope ein Metaphyſiker!* hätte ſich manches benutzen laſſen, obgleich es des Ueberſ. Abſicht nicht war, ſich in die Würdigung des Inhalts und ſeines philoſophiſchen Gehalts, einzulaſſen. Uebrigens iſt ſowohl von dieſem Gedichte das engliſche, als von den Kriegsliedern des Tyrtäus das griechiſche Original beygedruckt. Recht ſehr iſt zu wünſchen, daſs Hr. B. ſeine Hand von dieſer ihm im Ganzen ſehr rühmlichen Arbeit noch nicht abziehen, ſondern ihr immer gröſsere Vollendung geben möge, deren ſie nicht nur in der von uns bemerkten, ſondern auch in mehrern Stellen, noch bedarf, und unter ſo geſchickten Händen gewiſs fähig iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Junius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PORTSMOUTH, b. Showbray: *Obſervations on the Paſſage between the Atlantic and pacific Ocean*, in two Memoirs *on the Straits of Anian* and *the Diſcoveries of de Fonte* elucidated by a new and original map to which is prefixed an hiſtorical abridgement of Diſcoveries in the North of America by *Will. Goldſon*. 1793. 158 S. 4.

Wir haben, um den Inhalt dieſer Schriſt, worin ſo mancherley Nachrichten über die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt zuſammengedrängt und beſcheiden geprüft ſind, deſto leichter zu überſehen, den ausführlichen Titel abgeſchrieben. Sie beſteht eigentlich aus drey verſchiedenen Abhandlungen, wobey Hr. G. auſser den Werken, welche die hier bearbeiteten Gegenſtände beyläufig unterſucht haben, vorzüglich Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Schiffarten im Norden, und des bekannten franzöſiſchen Geographen Buache gründliche und unter uns nicht ſehr bekannte Memoiren benutzt hat.

Die erſte Abhandlung enthält eine kurze chronologiſche Darſtellung der vorzüglichſten Entdeckungen in Nordamerica von Sebaſtian Cabet, bis Duncan, der 1790 die nordweſtlichen Küſten der neuen Welt unterſuchte. Hr. Goldſon hat hier nur Forſters Bemerkungen abgekürzt, hin und wieder anders geordnet, und die Entdeckungsreiſen hinzugefügt, die ſeit Erſcheinung der Geſchichte in Norden unternommen wurden. Da er hier aber bloſs die Fahrten zuſammenſtellt, welche die nordweſtliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meere ſuchten, ſo gehören die neuern Reiſen des Haceta, Beerings, Cook, und Duncan nicht eigentlich hieher, weil ſie entweder bloſs die Küſten von Neualbion beſchifften, oder aus der Südſee eine öſtliche Durchfahrt finden wollten. Einen ſchicklichern Platz würden ſie in dem zweyten Memoir gefunden haben. Der Vf. konnte in dieſer meiſt ſummariſchen Anzeige freylich nur das längſt bekannte dieſer Seereiſen wiederholen, doch beyläufig theilt er einzelne eigene Bemerkungen mit, die oft neues Licht über ihre vermeyntea oder wirklichen Entdeckungen verbreiten. So zeigt er S. 17. mit Egedes eigenen Worten, daſs dieſer in ſeiner Geſchichte von Grönland, lange vor Hn. Dalrymple, die ſogenannte Frobiſhers Straſse im Süden von Grönland läugnete. Dalrymples Verdienſte ſind demungeachtet unverkennbar. Er bewies zuerſt aus Frobiſhers handſchriftlicher Seekarte, wo dieſe Straſse dann zu finden ſey, und daſs es keine andere als die nachher genannte Hudſonsſtraſse ſeyn konnte.

Der zweyte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit den verſchiedenen Meynungen über die Straſse Anian, und den ältern Seefahrten, welche angeſtellt wurden, die nordweſtliche Küſte von America zu erforſchen. Er wird nicht alle Leſer befriedigen, weil der Vf. den ſtreitigen Punkt nicht recht faſst, und zu viel Nebenumſtände berührt, welche die Frage, wo lagen Straſse und Land Anian nach der Meynung der alten Erdbeſchreiber, und wer hat zuerſt von dieſer Gegend geſprochen, keineswegs oder nicht hinlänglich beantworten. Hier wird zuerſt eine kurze Nachricht von den verſchiedenen ſpaniſchen Seereiſen in den nordlichen Gewäſſern der Südſee, und zur Unterſuchung von Californien gegeben, auch nach Meares de Fucas Reiſe von den gewöhnlichen Vorwürfen ihrer Unwahrſcheinlichkeit gerettet. Hr. Goldſon glaubt, daſs hinter dem wiedergefundenen Archipelagus von Lazarus nicht nur ein ſchiffbares Meer vorhanden ſey, ſondern daſs man auch aus demſelben, durch Meerengen, Flüſſen und Landſeen, entweder in das Eismeer kommen könne, welches America gegen Norden einſchlieſst, oder irgendwo in die Repulſe, welche nordwärts des Hudſons-Meerbuſen liegt. Wir ſind allerdings dieſer Meynung, ungeachtet wir nur einzelne Punkte, von den innern Gegenden des unbekannten weſtlichen Nordamerica kennen. Indeſſen, wenn gleich de Fucas und de Fontes Reiſen allen Glauben verdienen, ſo bleibt die Reiſe, die Madoc, ein welſcher Edelmann, im zwölften Jahrhundert nach America unternommen haben ſoll, und deſſen Nachkommen einige Reiſende nicht weit von den Küſten der Südſee entdeckt haben wollen, immer eine Fabel; ein Märchen, das aus ſpätern ſogenannten Chroniken entlehnt ward, deſſen Vf. eben ſo unbekannt iſt, als die Zeit, wenn ſie verfaſst wurde. Man möchte hier überhaupt fragen, was doch wohl dieſe vermeynte welſche Colonie, die Hr. G. unter den weſtlichſten canadiſchen Wilden, den Paducas wieder findet, für oder wider die Straſse Anian, oder ihre wahrſcheinliche Durchfahrt erweiſen könne. Dieſe erklärt er aber gründlicher durch die räſonnirende Darſtellung der Fahrt des Maldonado, der 1598 aus der Baffinsbay in die Südſee ſchiffte, und die Vergleichung der Angaben dieſes ſpaniſchen Seefahrers mit neuern Zeugniſſen von jenen unbekannten Gegenden. Bey Unterſuchung dieſer Fahrt gelangt Hr. G. endlich zu ſeinem Hauptzweck, die Lage und den Urſprung der Straſse Anian zu beſtimmen. Was er hier darüber anführt, gehört gröſstentheils Hn. *Buache*, der in ſeinen trefflichen *Conſiderations geographiques et phyſiques ſur les nouvelles decouvertes au Nord de la Mer du Sud. Paris* 1753. 4. zuerſt das wichtigſte über die Straſse Anian

Anian zuſammengeſtellt hat. Eben daher iſt auch die Idee entlehnt, daſs man wohl den groſsen Cooksfluſs, den man zur Zeit noch ſo wenig kennt, der aber wahrſcheinlich mit dem Arathapeskowſee in Verbindung ſteht, für dieſe Straſse annehmen müſſe, und daſs Maldonado aus dieſem Fluſſe in die Südſee gekommen. Beides ſucht er durch die beygefügte Karte, die zugleich der Reiſe des de Fonte zur Erläuterung dient, anſchaulicher zu machen. Auf derſelben ſind zugleich die neuen Entdeckungen eines Hearne, Mackenzie, Pond etc. zu ſehen, die lange nach Buaches Schriſt gemacht wurden. Weil wir ſo ſparſame Nachrichten von den erſten Zeiten haben, in denen die Erdbeſchreiber den Namen Anian zu brauchen anſingen, ſo iſt dieſe Meynung etwas ſchwer zu widerlegen, ob wir gleich lieber Anian nach Cooks- oder Beringsſtraſse verſetzen möchten, weil alte Karten erſtere immer als eine Meerenge zwiſchen Aſien und America, keinesweges aber, als einen Seeweg mitten durch ein groſses feſtes Land vorſtellen. Weit weniger können wir Hn. *Goldſon's* Meynung beyſtimmen, daſs der Name Anian zuerſt von Maldonado und dem Engländer Lancaſter gebraucht worden. Er erſcheint wirklich viel früher, als beide Seefahrer ihre Journale verfaſsten. Franz Lopez de Gomara, der vor 1540 ſeine Geſchichte von Indien ſchrieb, kennt ihn noch nicht. Er würde ihn ſonſt gewiſs in ſeiner äuſserſt genauen Beſchreibung der americaniſchen Küſten, Vorgebirge, Häfen und Meerbuſen gebrauchen, die er im zwölften Capitel ſeines Werks, aus den Karten und Tagebüchern der ſpaniſchen Piloten zog. Dieſer Name findet ſich hingegen ſchon in des Ortelius Atlas von 1570 und 1584. Frühere Spuren ſind uns zur Zeit, alles Nachſuchens unerachtet, nicht vorgekommen.

In dem letzten Abſchnitt führt der Vf. einen ſehr gründlichen, und, ſo viel zur Zeit geſchehen kann, überzeugenden Beweis, für die Aechtheit der Reiſe des ſpaniſchen Admirals de Fonte von 1640, und daſs derſelbe wirklich aus der Südſee bis an das nördliche americaniſche Eismeer gekommen ſey. Hr. *G. Forſter* hat deſſen ganzen Bericht im 2 Theil S. 43 etc. ſeiner kleinen Schriften deutſch überſetzt, auch einzelne Gründe für ihre groſse Wahrſcheinlichkeit angeführt. Unſer Vf., der dieſen Aufſatz nicht kannte, aber alle neuern Entdeckungen vor ſich hatte, welche in unſern Tagen engliſche Seefahrer und Pelzhändler im Innern von Neualbion gemacht haben, gibt hier die Reſultate einer eigenen ausführlichen Unterſuchung, und hat darin alles geſammelt, was zu ihrer Aufklärung nur einigermaſsen dienen kann. Selbſt nautiſche Erfahrungen ſind zur Beſtätigung ſeiner Gründe, und *de Fonte's* Bericht benutzt worden. So daſs man nicht nur das wichtigſte über dieſe Reiſe hier beyſammen findet, die wirklich ein Zufall zu Aufange unſers Jahrhunderts bekannt machte, ſondern unſers Vf. Ehrenrettung auch alle bisherigen dahin abzweckenden Verſuche weit hinter ſich läſst. Daſs bey dem Dunkel, worin die ganze Reiſe, und die Weltgegend, welche ſie betraf, zur Zeit verhüllt iſt, dem geographiſchen Kenner bisweilen Zweifel gegen einzelne Vorausſetzungen aufſtoſsen müſſen, und daſs künftige Entdecker erſt das Ganze beſſer aufklären werden, dürfen wir wohl nicht auseinanderſetzen. Da der Vf. in ſeiner Schriſt ſo vielerley Namen von Ländern und Perſonen anführt, ſo mancherley Schriftſteller benutzt, und überall kleine geographiſche Bemerkungen eingewebt hat, ſo erleichtert ein ſehr vollſtändiges Regiſter dem Leſer das Wiederauffinden ſo vieler ſpeciellen Nachrichten und geographiſchen Berichtigungen.

Ohne Druckort: *Authentiſche Actenſtücke als Beyträge zur Statiſtik der däniſchen Staaten in den letztern ſiebenziger Jahren*, aus den Papieren eines ehemaligen Staatsmannes am Hofe dieſes nordiſchen Reiches. 1795. 326 S. 8. verſchiedene Tabellen mit gerechnet.

Der Herausg. iſt uns ſo wenig wie der Vf. bekannt. Letzterer, ein deutſcher Staatskenner am däniſchen Hofe, ſoll nach der in der Vorrede gegebenen Verſicherung bereits verſtorben ſeyn, er ſcheint aber, nach einigen hin und wieder geäuſserten Bemerkungen, zur öſterreichiſchen Geſandtſchaft gehört zu haben. Der Vf. hat gewiſs ſehr viel über Dänemark geſammelt, oder ſeinem Hofe einberichtet, wie einzelne Beziehungen zeigen, die wir aber unter den Beylagen nicht gefunden haben. Auch der Herausg. ſagt nichts hierüber, und ob wir dieſe Schriſt hiermit als geſchloſſen anſehen, oder davon eine weitere Fortſetzung erwarten ſollen. Sie beſchäftigt ſich bloſs mit den däniſchen Finanzen, der Land- und Seemacht, und wie dieſe in den Jahren 1777 und 1778 beſchaffen waren. Sehr vieles hat ſich nun freylich ſeit dieſem Zeitraum verändert, manches kennen wir auch aus den Schriften neuerer däniſchen Politiker genauer, und bey einigen Aufſätzen leiſtet der Vf. nicht immer ſeinem Leſer Genüge. Allein da er wirklich verſchiedene in Deutſchland unbekannte Actenſtücke, einzelne Aufklärungen mittheilt, die man in den neueſten Schriftſtellern über Dänemark vergebens ſucht, und man überhaupt den gegenwärtigen Zuſtand eines Reichs nicht gehörig beurtheilen kann, ohne in vorige Zeiten zurückzuſchauen, ſo verdient dieſe Schriſt allerdings einen Platz unter den Quellen der däniſchen Statiſtik. Aus ihr können auch die Finanzetats im vierzehnten und ſiebzehnten Theil von Büſchings Magazin ſehr oft erläutert werden, wenn gleich manches hier geſagte nicht ſo unbekannt iſt, als der Herausg. wohl glaubt, wir auch nicht alle Aeuſserungen des Vf. für ganz zuverläſsig annehmen möchten. Eine gröſsere Papierverſchwendung iſt uns in deutſchen Büchern noch nicht vorgekommen, als hier. Ganze Bogen enthalten bloſs einzelne Zeilen, oder Rubriken beſonderer Aufſätze, die entweder der Vf. gar nicht vollendete, oder die höchſtens eine oder anderthalb Seiten betragen. Bey den allgemeinen Klagen über Papiertheurung oder gar Papiermangel, hätte hier vielleicht ein Drittheil des allzuwenig bedruckten Papiers zum Vortheil der Leſer erſpart werden können.

Die dreyzehn erſten Artikel ſind den däniſchen Finanzen gewidmet, und erklären die vorzüglichſten Zweige

Zweige der königlichen Einkünfte. Nach dem erſten betrug die Landſteuer 1778 überhaupt 1,128,465 Rthlr. von 376,155 Tonnen hart Korn, wovon jede jährlich 3 Rthlr. bezahlt. Letztere Angabe ſcheint uns wirklich zu hoch, da Waldungen, dem Kriegszehnten unterworfene Ländereyen viel weniger, auch die übrigen Grundſtücke nicht ſo viel bezahlen. Dieſe Berechnung umfaſst nur das eigentliche Dänemark. Die Contribution des ganzen Königreichs ſteigt weit höher. Eine beſondere Tabelle zeigt die Zahl der cataſtrirten Tonnen hart Korn eines jeden Stiftamts, und zu welcher Claſſe ihre Beſitzer gehören, und eine andere, die bis 1750 vorhandenen Lehnsgraffſchaften und Baronieen, und die Jahre ihrer Stiftung. Die Seelenzahl derer, die damals die Kopfſteuer bezahlten, wird auf 2,021,700 geſchätzt; hier ſind nun wieder alle Einwohner des Königreichs mit Ausſchluſs der Kinder unter 12 Jahren, und des Soldatenſtandes berechnet. Der Herausg. hätte dergleichen Verwirrungen, oder wenn der Vf. nicht beſtimmt anzeigt, ob vom ganzen Königreich, oder nur vom eigentlichen Dänemark die Rede iſt, leicht durch einige kurze Anmerkungen heben können. Ob unter den Poſteinkünften die norwegiſchen begriffen ſind, laſst ſich durch Vergleichung mit frühern Angaben nicht herausbringen. Aber beym Stempelpapier iſt ſicher der reine Ertrag für das ganze Königreich berechnet, der damals auf 200,000 Rthlr. ſtieg. Bey den weſtindiſchen Einkünften, deren Angaben neuere Erfahrungen beſtätigen, wiederholt der Vf. die Geſchichte des Verkaufs der königl. Zuckerplantagen. Sie gaben der Krone vorher nur 8 bis 10,000 Rthlr. Gewinn. Seitdem Schimmelmann, der ſie für 400,000 Rthlr. kaufte, ſolche beträchtlich verbeſſert hat, ſollen ſie 800,000 Rthlr. abwerfen. Beym Sundzoll bemerkt der Vf. die kleinen allmählichen Erhöhungen in dieſem Jahrhundert, welche der Mangel harter Thaler nöthig machte. Wie aber 1775 däniſcher Seits eine abermalige Erhöhung zum Vorſchlage kam, weigerten ſich die Seemächte, dieſe zu erlegen. Verſchiedene dieſerwegen gewechſelte Vorſtellungen nebſt den Antworten des däniſchen Staatsminiſteriums ſind hier eingeſchaltet. Die damaligen Einkünfte der Bank werden zu 272,000 Rthlr. angeſchlagen. Was dabey aber von ihrer 1775 erfolgten Vereinigung mit den Kroneinkünften geſagt wird, hatten wir längſtens ſchon in Büſchings Magazin Th. 8. geleſen. Die Summe von 160,000 Rthlr. iſt für die Norwegiſchen Zölle viel zu geringe, ſie betrugen nur 8 Jahre ſpäter nach Thaarup 544,192 Rthlr. Auch ſind die Schleswig-Holſteiniſchen Intraden, wenigſtens dreymal höher, als ſie hier angeſetzt ſind, wie man aus Schmettaus erläuterndem Commentar über ſtehende Heere ſehen kann. Man findet hier ferner eine Ueberſicht der jährlichen Ausgabe und der Staatsſchulden. Erſtere zeigt freylich manche Artikel deutlicher als andere, die in neuern Zeiten eben dieſen Gegenſtand darſtellen, aber ganz vollſtändig iſt ſie doch nicht, wie wir durch Vergleichung mit andern gefunden haben. Beweiſe davon hier zu geben, würde uns zu weit führen. Das Departement der auswärtigen Affairen koſtete 1778 nebſt den Geſandtſchaften 150,000 Rthlr. Die Staatsſchulden waren 1777 bis auf 12,241,000 Rthlr. vermindert, weil die inländiſchen Gläubiger gröſstentheils abbezahlt waren, und im folgenden Jahre wurden ſie abermals um eine Million Thaler vermindert.

Die gegenwärtige Beſchaffenheit des däniſchen Seeweſens in 9 Tabellen, enthält zwar genauere Nachrichten von der Flotte, als bisher ins Publicum gekommen ſind, und dieſer Aufſatz wird gewiſs alle Wünſche derer befriedigen, die Belehrung über die däniſche Marine wünſchen. Er leidet aber keinen Auszug. Eben daſſelbe müſſen wir bey dem letzten Aufſatz wiederholen, der eben ſo ausführlich und darſtellend die däniſche Landmacht nach allen ihren Theilen und Einrichtungen beſchreibt. Dieſe hat ohnehin ſeitdem verſchiedene wichtige Umänderungen erlitten. Verſchiedene bis dahin für beide Vertheidigungsanſtalten ergangene königliche Verordnungen ſind ganz eingerückt, und der Vf. hat groſse Mühe angewandt, das kleinſte Detail der Einrichtung, Ausgabe und Erſparung beider Anſtalten zu erfahren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zeitz u. Naumburg, b. Heinſe: *Der Menſchenfreund, Franz Fairborn*, ein komiſcher Roman, in zwey Theilen, frey nach dem Engliſchen bearbeitet. 1793. Erſter Theil. 228 S. Zweyter Theil. 153 S. 8.

Wie dieſer Roman für einen *komiſchen* ausgegeben werden könne, iſt nicht wohl abzuſehn. Das Komiſche darin macht vielleicht keinen halben Bogen aus, und iſt, weil der Vf. alsdann Laune auf eine ſehr geſchmackloſe Art affectirt, gerade das Schlechteſte des Werks, das eigentlich in die Claſſe der *empfindſamen*, oder, wie die Engländer ſagen, *ſentimentalen* Romane, und zwar zu den mittelmäſsigſten dieſer Gattung gehört. Weichherzige Wohlthätigkeit iſt das Thema deſſelben, das in verſchiedenen, ziemlich alltäglichen, und eben nicht künſtlich verbundenen, Scenen ausgeführt wird, wovon die meiſten ſich mehr auf andre Perſonen, als auf den Helden des Romans ſelbſt, beziehen. Die Abſicht, Menſchenliebe als das edelſte Gefühl darzuſtellen, iſt ganz gut gemeynt; aber die Ausführung matt und langweilig. Sobald der Styl ſich ein wenig erhebt, wird er auf eine lächerliche Art pretiös; z. B. zu Anfang des zweyten Theiles: „Der *Buſen* unſers Helden „hatte jetzt *einen Gaſt bewirthet*, der zu thätig war, um „ſich die trägen Feſſeln des Schlafs anlegen zu laſſen; „er ſchlummerte, und das Bild ſeiner Eliſe ſtellte ſich „ſeiner Einbildungskraft in engliſcher Schönheit dar." Die Ueberſetzung lieſt ſich ſehr unangenehm; ſie hat häufig verworrne und ſchleppende Perioden, wie folgende, Th. I. S. 119: „Nachdem er ſie aber von ſeiner „unverletzlichſten Hochachtung verſichert hatte, ſo ver„lor ſich ihre Furchtſamkeit dergeſtalt, daſs ihre Aus„drücke der Dankbarkeit ſo lebhaft wurden, und ihr „gan-

Digitized by Google

„ganzes Betragen ſo einnehmend,„ daſs unſer Held, auf „deſſen Herz ihre perſönlichen Reize *einen* (muſs heiſsen *keinen*) geringen Eindruck gemacht hatten, nun „auch vollends durch die Vorzüge ihres Geiſtes bezaubert wurde; und er lieſs ſich jetzt gewiſs zum erſtenmal in ſeinem Leben, ohne es ſelbſt zu wiſſen, durch „eigennützige Bewegungsgründe zu Handlungen der „Wohlthätigkeit und Menſchenliebe aufmuntern, welche vorher die willkührlichen Folgen einer allgemeinen Wohlwollenheit bey ihm waren."

Frankfurt u. Leipzig, b. Maklot: *Amalia von Nordfeld*, oder *die Freymaurer-Aufnahme*, ein Sittengemälde in vier Aufzügen, von *Auſſenberg*. 1794. 160 S. 8.

Der eigentliche Zweck des Vf. war, den ächten Freymäurerorden gegen die Beſchuldigungen zu rechtfertigen, die theils von den Misbräuchen, unnützen Ceremonien, und Geldprellereyen der Winkellogen, theils von einer übeln Deutung der maureriſchen Grundſätze von Freyheit und Gleichheit herrühren. Durch ein Drama konnte dieſe Rechtfertigung freylich nur ſehr unvollkommen geſchehen. Indeſſen ſucht es der Vf. durch die Art, wie er die Charaktere ſeines Stücks bearbeitet, zu bewirken, indem er die zur Winkelloge gehörige Perſonen als Betrüger, und die Mitglieder der ächten Loge als edelgeſinnt ſchildert. Allein er konnte da, wo (S. 122) von dem eigentlichen Zweck der Maurerey die Rede iſt, die Profanen unmöglich ganz befriedigen, ja, er hat nicht einmal die Gebräuche der Aufnahme dramatiſirt. Wenn alſo ſein Stück für Nichtmaurer einiges Intereſſe haben ſollte, ſo muſste er noch etwas, allgemein intereſſirendes, hinzufügen. Nun ſind zwar aus der Liebesintrigue, die er eingeflochten hat, ein paar lebhafte Scenen entſtanden, die den Kampf desjenigen, der edelmüthig ſelbſt für das Beſte ſeines Nebenbuhlers zu arbeiten beſchloſſen hat, und das Toben des Liebhabers, der ſeine Geliebte in ein Kloſter entfernt glaubt, ausdrücken; aber das unnöthig lange Hinhalten des Ausgangs, den man ſchon lange vorher weiſs, und der nur verzögert wird, um den Liebhaber ein wenig zu quälen, ermüdet den Leſer, und der Vf. hat durch müſſige Perſonen, und durch langweilige Bedientenſcenen ſein handlungsarmes Stück, das um einen ganzen Act kürzer ſeyn konnte, zu ſehr gedehnt. Der Dialog hat einige gute Stellen, iſt aber zu plauderhaft, und zu wenig bearbeitet. Provincialismen, wie *folgſam* für *folglich*, *ausgeſchieden* für *ausgezeichnet*, *in Balde* für *in Kurzem*, und manche Sprachunrichtigkeiten entſtellen den Styl des Vfs.

Halle, in der Rengeriſchen Buchh.: *Kleine Romane aus alten und neuen Zeiten.* Erſtes Bändchen. 1794. 290 S. 8.

Ein Roman aus den alten, und einer aus den neuen Zeiten machen dieſes Bändchen aus. Die Epoche, in die der erſte Roman, welcher *Cinname* überſchrieben iſt, gehört, iſt die altgriechiſche. Man findet in ihm nichts als eine Liebesgeſchichte mit Verwicklungen, deren Entwicklung leicht vorherzuſehen iſt; was ihm aber an Erfindung abgeht, wird durch einen ſehr blühenden und angenehmen Vortrag, und durch eine getreue Beobachtung der griechiſchen Sitten erſetzt. Der zweyte Roman aus den neuern Zeiten, von S. 102 an, iſt *Kamilla* betitelt, gründet ſich zum Theil auf dasjenige, was die florentiniſche Geſchichte von der Verſchwörung der *Pazzi* erzählt, war ſchon 1788 unter dem Titel: *Kamilla Kaſtarelli* einzeln erſchienen, und nach dieſer erſten Auflage in der A. L. Z. beurtheilt worden. Weil der Vf. aber glaubte, daſs dieſer Roman zu wenig im Publicum bekannt geworden ſey, ſo lieſs er ihn hier von neuem, mit verſchiednen Zuſätzen und Abkürzungen, abdrucken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Heinſius: *Die Hochzeit des Figaro*, eine nach dem Italiäniſchen frey bearbeitete Operette in vier Aufzügen, von *C. A. Vulpius*. 1794. 110 S. 8. — Der Geiſt und die Manier dieſes Schriftſtellers iſt aus einer Menge ähnlicher Producte bekannt. Er bleibt ſich immer gleich; und mit Recht, da er die Freude hat, wo nicht den Text ſeiner Opern, doch die Muſik zu denſelben überall mit ſo vielem Beyfall geſpielt zu ſehn. Ein Stück Poeſie aus *dieſem* Figaro mag indeſs immer als Probe des Ganzen hier Platz finden.

Graf.

Nun lieben Freunde, ich nehm' an eurer Freude,
ſehr groſsen Antheil, und ich wünſche,
daſs ihr euch recht luſtig macht, noch heute
dies frohe Feſt zu feyern, mit Tanzen, mit Singen,
Eſſen, Trinken und was ihr braucht, ſoll man euch bringen
und auf meine Koſten ſollt ihr's erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Junius 1795.

PHILOLOGIE.

Halle, in der Waiſenhausbuchh.: *Homeri Odyſſea et Batrachomyomachia.* In uſum ſcholarum et praelectionum. Editio altera, priore emendatior. 1794. XXXIV Vorb. u. 478 S. 8. (1 Rthlr.)

So wenig auch die Abſicht des Hn. Prof. *Wolf* dahin ging, in dieſem Abdruck, der allein den Mangel der Exemplarien der Odyſſee bis zur Vollendung ſeiner jetzigen neuen Ausgabe des Homer zu erſetzen beſtimmt iſt, eine vollſtändige Recenſion des Textes vorzunehmen; ſo hat doch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stellen ſchon hier ihre Berichtigung erhalten. Die Beurtheilung dieſer Textverbeſſerungen bleibt ſchicklicherweiſe bis zur Erſcheinung der gröſsern Ausgabe ausgeſetzt, und nur alſo um beſtimmter anzugeben, wodurch ſich auch ſchon dieſer Abdruck vor dem vorigen auszeichnet, wollen wir einige derſelben ausheben, uns aber auch dieſe bloſs anzuzeigen begnügen. So ſteht III. 73 für *τοίγ' ἀλόωνται; τοί τ' ἀλόωνται* (wie ſchon ſonſt IX. 254) IV. 372 f. *μεθίῃς; μεθίει;* (vergl. Brunck ad Soph. Oed. Tyr. 628) 667 f. *ἀλλά οἱ αὐτῷ; ἀλλά οἷ αὐτῷ (ihm ſelbſt*, im Gegenſatz mit dem gleich darauf folgenden *πρὶν ἡμῖν*) VIII. 337. 342. XVII. 37 und ſonſt f. *χρυσῇ; χρυσέῃ* (nach dem alten Jonismus, wie ſchon ſonſt Od. VII. 90. *Il.* V. 427 u. a. a. O. m.) VIII. 483 f. *ἥρωι; ἥρῳ.* 539 f. *δῖος ἀοιδός; θεῖος ἀ.* X. 7 f. *ἀκοίτας; ἀκοίτις.* 11 f. *αἰδοίοις ἀλόχοισιν; αἰδοίῃς ἀ.* XI. 335 f. *ὅγε; ὅδε.* XII. 87 f. *πέλωρ κακός; πέλωρ κακόν.* XIV. 101 f. *συβόσσια; συβόσια* (wie *Il.* XI. 678 neue Wolf. Ausg. 679) 445 f. *ἐθέλει; ἐθέλῃ* (wegen des vorhergehenden *κὲ*) XV. 105 f. *ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι; ἔνθ' ἔσαν οἱ π.* (nach einer beſondern Ausnahme, welche die alten Grammatiker hier machten, damit nicht *οἱ* als Nominativ zu *πέπλοι* gezogen würde) XVIII. 356 f. *ἦ ἄρ κ' ἐθέλεις; ἦ ἄρ κ' ἐθέλοις.* XXII. 14 f. *οἱ; οἷ.* Batrachom. 248 f. *Φύγῃ; Φύγοι*, und um einige noch wichtigere zuſammenzuſtellen: XIII. 439 f. *τὼ — διέτμαγον; τ. — διέτμαγεν* (vergl. *Il.* I. 531. VII. 302). XIV. 92 f. *οὐδ' ἔτι Φαιδώ; οὐδ' ἔπι Φ.* XVI. 387 f. *βούλεσθε; βόλεσθε.* XVIII. 359 f. *ἔνθα δ' ἐγώ; ἔνθα κ' ἐγώ.* XIX. 590 f. *οὔ μοι; οὔ κέ μοι.* Vorzüglich aber hat der Herausgeber den ganzen Text in Abſicht auf die Accentuation und Orthographie überhaupt, im weiteſten Sinne dieſes Worts, durchaus umgeformt, und mit den Grundſätzen des gelehrten Alterthums, vorzüglich der beſten Alexandriniſchen Grammatiker, übereinſtimmend gemacht. Ueber einige dieſer Grundſätze ſelbſt, die zum Theil vor Bekanntmachung der venetianiſchen Scholien nicht vollſtändig aufgefunden werden konnten, hat er ſich in der Vorrede erklärt, und damit den Freunden der griechiſchen Literatur ein neues ſchätzbares Geſchenk gemacht, da es jetzt z. B. möglich iſt, die verwickelte Lehre der Anaſtrophe, über welche bisher nur höchſt unbeſtimmte Begriffe herrſchten, in einigen wenigen allgemeinen Regeln, (unter denen wir nur diejenigen, welche *ὡς* betreffen, vermiſſen) zu überſehen. Ueberhaupt läſst ſich, nachdem nun durch dieſe Wolfiſche Ausgabe der Odyſſee, und die eben erſchienene der Iliade, ein vollſtändiges Muſter einer Textberichtigung von dieſer Seite (bey der wir hier allein verweilen) gegeben iſt, die Hoffnung ſchöpfen, daſs auch die künftigen Herausgeber der Claſſiker, wenigſtens durch dieſe Erleichterung aufgemuntert, ihre Aufmerkſamkeit endlich auf dieſe Dinge richten, und die Meiſterwerke des Alterthums auch in dieſer Rückſicht in ihrer wahren Geſtalt herſtellen werden; — eine Hoffnung, die freylich vielen höchſt unbedeutend ſcheinen wird, es aber wahrlich am wenigſten in einem Zeitraume iſt, in welchem die Kritik ſchon offenbar an ſchwankender Unbeſtimmtheit krank liegt, und in welchem (einige ſeltene Ausnahmen abgerechnet) gerade gründliche Genauigkeit am meiſten vermiſst wird. Der Herausg. erklärt ſich an mehreren Stellen der Vorrede bald ernſthaft, bald mit feiner Ironie über die Sitte, dieſe grammatikaliſchen Dinge als geringfügige Kleinigkeiten zu verachten, gegen welche ſchon allein die Betrachtung ſprechen ſollte, wie ſubtil die *alten* Theoriſten von Ariſtoteles an über dieſe Gegenſtände zu räſonniren pflegten. Und gewiſs iſt es auch nirgends ſo ſehr, als in der Kritik der Fall, daſs ſelbſt das Kleinſte in ſehr naher Beziehung auf das Wichtigſte ſteht. Denn um die Denkmäler des Alterthums, ſo viel es möglich iſt, wieder in ihrer Aechtheit herzuſtellen, darf auch die geringfügigſte Kleinigkeit nicht verabſäumt werden, ſobald ſie nur irgend dazu dienen kann, dieſe Aechtheit zu erkennen, oder gleichſam feſtzuhalten. Ueberhaupt aber iſt es ſchwer zu ſagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heiſsen ſolle? Für denjenigen, der ſich gewohnt hat, irgend ein Fach der Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſt zu ſtudiren, hat kein Theil deſſelben eine abgeſonderte Wichtigkeit, ſondern jeder erhält dieſelbe nur durch ſein Verhältniſs zum Ganzen. Nur durch den Geſichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen. Nun aber hängt in den Wiſſenſchaften alles mit allem zuſammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange ſtudiren muſs, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen,

oder doch nicht erſchöpfend, ſondern allenfalls nur bis auf einen gewiſſen beliebigen Grad ſtudiren könne. Wie viel aber von der Kenntniſs der Lehre der Accentuation, und gerade in ihren bisher weniger bemerkten Feinheiten abhängt, davon führt der Vf. vorzüglich S. XV ein merkwürdiges Beyſpiel bey Gelegenheit der pronominum ἐγκλιτικῶν und ὀρθοτονουμένων an. In der bekannten Stelle der Ilias nämlich (V. 116), wo Diomedes die Minerva um Beyſtand anruft, lieſs man bisher durchaus in allen Ueberſetzungen den Helden ſagen: „wenn Du *mir* und dem Vater ſonſt beyſtandeſt, ſo ſtehe mir *jetzt* bey" (eben als würde εἴποτ' ἐμοὶ καὶ πατρὶ geleſen) da er ſich doch, wenn man genau dem in allen Ausgaben vorkommenden Accente folgt (εἴποτέ μοι κ. π.) mit wahrhaft griechiſcher, auch dem Heldenalter nicht fremden Beſcheidenheit ſo ausdrückt: „Wenn Du einſt *meinem Vater* beyſtandeſt, ſo ſtehe nun auch *mir* bey." Schwerlich würden ſich manche, die ſtolz darauf zu thun ſcheinen, nur den Geiſt und den äſthetiſchen Gehalt der Alten aufzuſuchen, eingebildet haben, daſs mangelhafte Kenntniſs der Accentuation ſie dahin bringen konnte, der Zartheit eines Heldencharakters Unrecht zu thun. Allein ſelbſt wo der Einfluſs der Lehre von der Accentuation auf den Sinn nicht ſo offenbar iſt, als hier, giebt ſie doch oft eine dringende Veranlaſſung, nicht nur in den Sinn einzelner Stellen, ſondern in die Natur der Sprache und der Wortfügung überhaupt tiefer einzugehen, und auch hiezu liefert dieſe Vorrede einige treffliche Belege. Es iſt nämlich bekannt, daſs, wenn das Nomen, zu welchem eine Präpoſition gehört, vor derſelben vorausgeht, die Präpoſition alsdann in der Regel ihren Accent von der letzten Sylbe auf die erſte zurückzieht, damit ſie in der Ausſprache mit dem vorhergehenden, nicht aber mit dem folgenden Worte verbunden werde. Iſt nun der Fall ſo, daſs einige Worte ſpäter ein Verbum folgt, mit dem die Präpoſition wohl ſonſt auch verbunden zu werden pflegt (wie z. B. Od. III. 408. IX. 6. Il. X. 274. XXIII. 561) ſo iſt eine doppelte Beziehung der Präpoſition auf das Verbum vorwärts und auf das Nomen rückwärts möglich, von welchen jede eine verſchiedene Stellung des Accents erfodert, und hier hängt nun die Entſcheidung, die nicht in allen Fällen dieſelbe ſeyn kann, von einer feinen Unterſuchung der Natur der Wortfügung und der Ausſprache überhaupt, der Eigenthümlichkeit der griechiſchen Sprache insbeſondre, und ſogar der Sitte des beſondern Zeitalters und Schriftſtellers ab. So bemerkt der Herausg. bey dieſer Gelegenheit, z. B. S. XXV ſehr ſcharfſinnig, daſs in der alten Homeriſchen Sprache über die Trennung der Präpoſitionen von ihren Verbis, und über die Tmeſis überhaupt anders, als in der ſpäteren geurtheilt werden müſſe, da jene noch freyer trennt, was dieſe regelmäſsiger verbindet. Auf dieſe Weiſe leitet alſo die Accentuation ſelbſt, und gerade durch ihre ſogenannten Spitzfindigkeiten auf eben die Dinge, die man jetzt ſo oft im Munde führt, auf Sprachphiloſophie, Geiſt des Zeitalters u. ſ. f., über die es aber freylich bequemer iſt, oberflächlich zu räſonniren, als gründliche hiſtoriſche Unterſuchungen anzuſtellen. Freylich wäre es nun hiezu nicht eben nöthig, die Accente wirklich zu *ſchreiben*, genug wenn man nur auch auf die *nicht geſchriebenen* achtete; hierauf aber muſs Rec. den Leſer bitten, die Antwort bey dem Herausg. ſelbſt nachzuſehen. (S. XXI) Bey den Griechen endlich, in deren Charakter das feinſte, und auf das höchſte ausgebildete Schönheitsgefühl ein hervorſtechender Zug iſt, ſollte nicht bloſs die Materie, der Gedankengehalt, ſondern auch die Form, und zwar im weiteſten Sinne des Worts, wichtig ſcheinen. Dahin aber gehört ganz vorzüglich die Declamation, der Vortrag der Poeſie ſowohl als der Proſe, und da es der Natur der Sache nach äuſserſt ſchwierig iſt, von dieſer einen richtigen Begriff zu faſſen; ſo wäre es mehr als ſonderbar, wenn man gerade dasjenige Studium vernachläſsigen wollte, was hier eine entſchiedene Wichtigkeit hat, das Studium der Accentuation und Orthographie. Immer wird freylich der Verſuch vergeblich bleiben, die Declamation der Alten ganz wieder unter uns herzuſtellen, und den Homer eben ſo als Plato, oder auch nur als Longin zu leſen; aber unläugbar bleibt es doch, daſs das Studium derſelben uns nicht nur über die Feinheit des griechiſchen Organs wichtige Aufſchlüſſe, ſondern auch über unſere eigne Declamation in unſrer Sprache nicht unbedeutende Winke ertheilt. In dieſer letzten Rückſicht führt der Herausg. z. B. die Sorgfalt an, mit welcher die Griechen bey apoſtrophirten Wortern den Conſonans, der zur weggelaſſenen Sylbe gehört, mit der folgenden Sylbe verbanden, da bey uns ungeübte Leſer ihn ſo oft an die vorhergehende anſchlieſsen, und die ſie bewog, dieſen Conſonans, wenn das Wort am Ende eines Verſes ſtand, allein zu trennen, und zum Anfang des folgenden hinüberzuziehen, wie z. B. *Il.* VIII. 207.

Ζῆ-
ν', αὐτοῦ κ' ἔνθ' ἀκάχοιτο καθήμενος οἶος ἐν Ἴδῃ.

Im Pindar (Ol. III. 46.) muſs ſogar ein einzelnes ſolches ν einmal aus dem Ende einer Antiſtrophe in den Anfang der folgenden Epode hinüberwandern. In der That klingt auch, wie jedem nicht ungebildeten Ohr auffallend ſeyn muſs, die entgegengeſetzte Ausſprache nicht nur höchſt unangenehm, ſondern giebt noch auſserdem manchmal zu Zweydeutigkeiten Anlaſs. So kann, um ein Beyſpiel aus unſerer Sprache anzuführen, das apoſtrophirte Imperfectum: *winkt'* durch unrichtiges Leſen in das Präſens verwandelt werden, und ein lächerliches Miſsverſtändniſs derſelben Art erzählt der Scholiaſt des Euripides von dem Atheniensiſchen Theater. Als nämlich Oreſtes beym Euripides (Eur. Or. 279.) aus einem Anfall der Raſerey erwacht, ruft er aus:

Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ.
„Die Woge ſchweigt: ich ſeh' *die Heitre* wieder!"

Der Schauſpieler Hegelochus hielt, als er dieſe Rolle ſpielte, weil ihm gerade nach der zweyten Sylbe der Odem ausging, hinter γαλήν' ein, und nun klang der Vers:

Ἐκ

Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλῆν ὁρῶ.
„Die Woge ſchweigt; ich ſeh' *das Wieſel* wieder!"

Die Comödiendichter verſäumten dieſe Gelegenheit nicht, ſich über das tragiſche Theater luſtig zu machen. Sannyrion unter andern lieſs einen Verfolgten, der vor ſeinen Feinden floh, ausrufen:

„Wie mach' ichs, daſs ich in ein Loch entſchlüpfe?
„Könnt' ich nur ſchnell zum *Wieſel* werden!
„Allein was hilft' es mir? Es käme
„Hegelochus, der Tragiker, und ſchriee
„Laut meinen Feinden zu:
„*Die Woge ſchweigt; ich ſeh' das Wieſel wieder!*"

und auf eine ähnliche Art wird der arme Hegelochus auch von Ariſtophanes verſpottet. (S. Ariſtoph. Ran. v. 304, wo Bruncks Note, ſo wie Markland ad Eur. Suppl. 901. zu berichtigen iſt.) Dieſe Materie, noch ein wenig weiter verfolgt, könnte noch zu andern ſehr intereſſanten Bemerkungen führen. Wenn z. B. in ſolchem Fall gerade nach einem Apoſtroph der Sinn einen Abſchnitt verlangt, wie ſchwebend muſs dann die griechiſche Stimme beide Wörter gehalten, wie ſanft ſie in einander haben überflieſsen laſſen? und eben ſo, wenn dieſer Fall am Ende des Verſes eintritt, da der Herausg. bemerkt, daſs das Ende des Verſes allemal im Leſen angedeutet wurde; wohin vielleicht auch gehört, daſs die griechiſchen Dichter, vorzüglich die lyriſchen, zu den Endſylben der Verſe gern lange Sylben wählten, (wie denn namentlich bey Pindar bey weitem der gröſste Theil der Endſylben lang iſt,) um dadurch das Schweben und Innehalten der Stimme zu erleichtern, (vergl. Marius Victorinus ed. Putſch. p. 2569.) die doch gewiſs wieder ſehr ſchnell zum folgenden Verſe hinübereilte, da die Endſylbe des einen Verſes oft durch Poſition der Anfangsſylbe des andern lang wird, und die Griechen überhaupt weit ſchneller, als wir, declamirten. Aber vielleicht hat ſich Rec. durch das Intereſſe, das dieſe, noch ſo wenig behandelte, Materie in ihm erweckte, ſchon zu weit führen laſſen. Er begnügt ſich daher, nur noch anzumerken, daſs der Leſer, auſser den genannten Gegenſtänden, noch über andere Materien, z. B. über die richtige Abtheilung der Wörter (z. B. πρέ-σβα od. πρές-βα) Ἀτρείδης oder Ἀτρείδης, die Ἀνάγκη, das ν ἐφελκυστικόν, die Verdoppelung der Conſonanten, und vorzüglich der fünf Halbvocale, die Zuſammenziehung einiger Wörter (z. B. ἀντέλλχος) und die Diaſtole, lehrreiche Bemerkungen findet, welche die Reſultate gelehrter und ſcharfſinniger Unterſuchungen ſind. Denen, die ſich nicht ſcheuen, tiefer einzugehen, empfehlen wir die Vergleichung einiger Stellen der Reitziſchen Schrift *de prosodiae Graecae accentus inclinatione*, vorzüglich p. 124 — 126 von der Anaſtrophe.

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daſs der Druck ſehr ſauber, und weniger klein und angreifend für das Auge, als in der vorigen Ausgabe iſt, und daſs ſich auch dieſer Abdruck durch die, den Wolfiſchen Ausgaben ſo eigenthümliche, Correctheit auszeichnet.

Berlin, b. Nauck: *Des P. Ovidius Naſo Metamorphoſen.* Für Schulen in einem Auszuge herausgegeben von *G. K. F. Seidel*, Prof. d. Geſch. am Berliniſch-Kölniſchen Gymnaſium. 1794. 222 S. 8. (8 gr.)

Ovids Werk von den Verwandlungen kann als die anziehendſte und anmuthigſte Einleitung in das Studium der alten Dichter- und Kunſtfabel gebraucht werden, und man müſste jungen Leuten billig nichts davon entziehen, als was ihren Sitten nachtheilig werden könnte. Es iſt daher zu bedauern, daſs dieſe im Ganzen recht gut gerathne Auswahl eine groſse Anzahl von Ovidiſchen Fabeln *nicht* enthält, unter denen auch ſolche ſind, die mit Recht zu den reizendſten Erfindungen der Phantaſie gezählt werden mögen, als, vom Pyramus und der Thisbe, vom Narciſs und der Echo und vom Pygmalion.

Dem Texte ſind kurze, lateiniſch geſchriebne, kritiſche Anmerkungen untergeſetzt, worin die wichtigern verſchiednen Lesarten aus dem Burmanniſchen Vorrath mit Vergleichung der Editio Vicentina 1480 angegeben und beurtheilt, auch hie und da mit eignen kritiſchen Vermuthungen begleitet werden, von denen er ſelbſt nur eine ſehr geringe Vorſtellung hat. Auſserdem hat der Herausg. den Inhalt der aufgenommenen Stücke und den Zuſammenhang mit den ausgelaſsnen beygefügt, und bey vielen Fabeln noch in Anmerkungen Winke über den Sinn und Urſprung der Mythen gegeben, die zum Theil aus andern Schriften entlehnt ſind, zum Theil aber ihm ſelbſt angehören. So flüchtig ſie hingeworfen ſcheinen, ſo kann man in ihnen das Sinnreiche doch nicht verkennen, und es ſcheinen allerdings einige der bloſs angedeuteten Ideen einer weitern Prüfung oder Ausführung nach feſtern hiſtoriſch-kritiſchen Grundſätzen würdig zu ſeyn. Aber worauf gründen ſich Aeuſserungen, wie folgende, über die Entſtehung der Fabel von den Steinmenſchen aus der Wortableitung: „Vielleicht kam ein orphiſcher Myſtiker auf den Einfall?" Als wenn nur orphiſche Myſtiker Fabeln aus Worten ausgeſponnen hätten? S. 68 wird gefragt: ob der Fabel, daſs die Proſerpina nur unter der Bedingung zur Oberwelt zurückkehren ſolle, wenn ſie im Schattenreich noch keine Speiſe genoſſen, nicht der Gedanke zum Grunde liege: „Wenn die Frucht die Nahrung der Erde zu ſich genommen hat; dann kehrt ſie zur Oberwelt nicht eher zurück, bis ſie der Aehre entfällt." Uns ſind dieſe Worte und dieſe Deutung durchaus unverſtändlich. Das angehängte Wort- und Sachregiſter enthält für junge Leſer des Ovid, die doch keine Elementarſchüler mehr ſind, manche Wörter und Sacherläuterungen, die ſie ſchon wiſſen ſollen, oder aus dem nächſten Wörterbuch erlernen können, z. B. *Acheron*, Fluſs der Unterwelt; *aconitum*, ein giftiges Gewächs (warum nicht beſtimmt: was für eins?); überhaupt Gift; *actutum* ſogleich; *agitabilis*, was ſich bewegt oder bewegen läſst; *almus* gütig, hold; *ambiguus*, zweydeutig, ungewiſs u. ſ. w. Die Sacherläuterungen ſind in zweckmäſsiger Kürze abgefaſst. Unter dem Wort *aulaeum* wird unrichtig geſagt, daſs der

Digitized by Google

Theatervorhang der Alten beym Anfang eines Aufzugs aus einer Verſenkung aufgezogen wurde; er wurde vielmehr, um die Schaubühne zu öffnen, beym Anfang niedergelaſſen, und, um ſie zu ſchlieſsen, am Ende der Handlung in die Höhe gezogen, wie es richtig von Auslegern zu Ovid. Met. 3, 111 und von Voſs beym Virg. Ge. 3, 25, und früher ſchon von andern erklärt worden iſt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in der Waltheriſchen Hofbuchh.: *Vermiſchte Blätter*, von *W. G. Becker*. 1790. 356 S. 8.

Das Vorzüglichſte in dieſer vermiſchten Sammlung nimmt auch den gröſsten Raum ein, nämlich die Novellen, die bis S. 252 gehen. Ein leichter flieſsender Vortrag, Lebhaftigkeit, die alles anſchaulich ſchildert, ohne zu üppig zu werden, Eleganz und Präciſion der Schreibart machen die drey proſaiſchen Erzählungen, die man hier findet, zu einer ſehr angenehmen Lectüre. I) *Amaſis* iſt eine Ausführung eines Fragments von *St. Pierre*, worin die Schwierigkeiten, mit denen Aufklärer der Menſchheit zu kämpfen haben, gezeigt werden ſollen. Das antike Coſtume iſt in dieſer Erzählung ſehr gut beobachtet, und benutzt worden. II) *Wer weiſs, wozu es gut iſt*, erſchien zuerſt in der Quartalſchrift: *Für ältere Literatur und neuere Lectüre*; iſt aber hier mit vielen neuen ſchönen Zügen bereichert. Von der III. Erzählung, *Beatrice Cenci*, ſteht hier nur noch erſt das erſte Buch, welches bloſs die Expoſition der Geſchichte enthält, aber auf die Fortſetzung ſehr begierig macht. Als eine Zugabe der erſtern Erzählung ſind des *St. Pierre* Ideen über *Memnon's Grabmal* überſetzt, worin gemuthmaſst wird, daſs in der holen Bildſäule des Memnon eine lange eiſerne Spiralruthe angebracht geweſen ſey, die, von der Kälte der Nacht zuſammengezogen, und von der Wärme der Sonnenſtrahlen wieder ausgedehnt, einen Klang von ſich gegeben habe. Zuletzt ſtehen dreyzehn Gedichte, wovon eins eine reimloſe Ueberſetzung aus dem *Petrarch*, die übrigen aber Elegieen, Lieder, Romanen und Sinngedichte ſind. Sie kündigen mehr den Mann von Geſchmack, als den gebornen Dichter an. Die beſten Gedanken findet man in der Elegie über den Veſuv, den der Vf. einſt beſuchte, und in dem Lied nach der Weinleſe. Das Gedicht über *Erneſti's* Tod hat zu viel proſaiſche Stellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Nürnberg*: *Denkmal der Freundſchaft dem verewigten Hn. D. Philipp Ludwig Wittwer*, ordentlichem Phyſicus in Nürnberg, und Mitgliede des Blumenordens daſelbſt, *errichtet* im Namen der Geſellſchaft von *Paul Joachim Siegmund Vogel*, der Theologie ordentlichem Lehrer in Altdorf. 1793. 2 Bogen. 4. — Rec., der ſelbſt mehrere Jahre lang Wittwers Freundſchaft genoſs, bedauert noch immer herzlich den frühen Tod eines Mannes, der ſeinen Freunden alles war, und den die gelehrte Welt zu ſo groſsen Hoffnungen von ſeinen vortrefflichen Talenten und ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit berechtigte. So viele Freunde auch Wittwer unter der ehrwürdigen deutſchen Geſellſchaft des Blumenordens hatte, ſo hätte doch dieſe Geſellſchaft den Auftrag, ihm ein Denkmal zu ſtiften, keinem ihrer Mitglieder anvertrauen können, der geſchickter dazu geweſen wäre, als Hn. V., dem Freunde des Verſtorbenen, mit dem er durch gemeinſchaftliche Liebe für deutſche Literatur in ihrer ſchönſten Blüthe, ſchon in ſeiner Jugend verbunden war. Der Hauptzug in Wittwers Charakter war zartes Gefühl für alles Schöne, das köſtlichſte Geſchenk der Natur, wie Hr. *V.* ſagt, das die ſchätzbaren Eigenſchaften erſt liebenswürdig macht, und dem Manne, dem es verliehen iſt, nicht bloſs den Beyfall des Verſtandes, ſondern die Herzen aller, die ihn kennen, gewinnt. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, und mit den mannichfaltigſten Kenntniſſen ausgerüſtet: ſein Vortrag war ſowohl in der geſellſchaftlichen Unterredung, als in Schriften, richtig, nachdrücklich und hinreiſsend. Sein Werk über den epidemiſchen Katarrh, ſeine Schrift auf Niklaas Tulp, und die Blumen, die er auf das Grab des von ihm ſo verehrten Stolls ſtreuete, haben ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Schriftſtellern Deutſchlands erworben. Er war dabey der liebenswürdigſte Geſellſchafter, dem es nie an Stoff fehlte, auf das angenehmſte zu unterhalten, und der ſein Feuer oft auch andern mittheilte, ein Freund des Guten, Schönen und Wahren, wo er es fand, dagegen ein abgeſagter Feind aller Schleifwege, aller Bedrückungen. Seine zahlreichen Freunde fühlten ſeinen Verluſt tief. Eine hypochondriſche Schwermuth hatte ihn ſeit mehrern Jahren befallen. In dieſer war er gegen ſeine vertrauteſten Freunde wo nicht kalt, doch äuſserſt zurückhaltend, dabey unthätig und düſter. Auf dieſe folgte Ruhe, und was er that, und für das Publicum arbeitete, geſchah in dieſer Periode, wo er die trefflichſten Plane machte, die ihn die nachher folgende glühende Heftigkeit auszuführen immer unterſagte. Auf dieſen Zuſtand der Heftigkeit, wo alle ſeine Geiſteskräfte erhöht waren, wo ſeine Beredtſamkeit wie ein fortreiſsender Strom war, wo ſein natürlicher Haſs gegen Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Bosheiten zu brennendem Unwillen ſtieg, folgte wieder ein gemäſsigter Zuſtand, und dieſer ging in die ſchwermüthige Düſternheit und Unthätigkeit über. — Wittwer ſelbſt kämpfte beſtändig gegen dieſe Anfälle. In der ſchwermüthigen Periode, die nach und nach immer länger anhielt, vermochte er nichts über ſich: aber im Zuſtand der Ruhe that er viel, um den Zeitpunkt der Schwermuth von ſich abzuhalten, und ſelbſt im Zuſtand der Heftigkeit zerſtreuete er ſich ſo ſehr, daſs man hoffen konnte, die Schwermuth dadurch verſcheucht zu ſehen. — Er ging als Lehrer der Heilkunde nach Altdorf, und lehrte da eine Zeitlang mit dem ausgezeichnetſten Beyfall: aber die finſtere Schwermuth kam wieder, und machte ihn zu den Geſchäften des Lehrers untüchtig. Er verlieſs die Univerſität, und kam wieder nach Nürnberg; aber auch da änderte ſich die Stimmung ſeiner Seele nicht. Er brachte den 24ſten Dec. 1792 den Mittag und einen Theil des Nachmittags heiter und froh im Schooſse ſeiner Familie zu, und ging dann in ſein Studierzimmer. In dieſem fand man ihn Abends todt. Ein Steck- und Schlagfluſs hatte, wie die Leichenöffnung zeigte, ſeinem Leben plötzlich, unter dem Leſen eines Buches, das noch auf dem Tiſche lag, ein Ende gemacht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Junius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Neueſtes katechetiſches Magazin* zur Beförderung des katechetiſchen Studiums, ausgearbeitet von *Johann Friedrich Chriſtoph Graffe*, Paſtor zu Obernjeſa bey Göttingen (jetzo Paſtor an der Nicolaikirche in Göttingen). Erſter Band. Erſte Abhandlung. 1789. Ohne den Plan und die Vorrede, 126 S. 8. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1793. Ohne den Plan und die Vorreden, (nach engerm Druck) 114 S. 8. Erſten Bandes zweyte Abhandlung, nebſt einer kurzen Anzeige der katechetiſchen Literatur. 1793. 311 S. 8. Zweyter Band. 1791 ohne Dedication, Vorrede und Inhalt 427 S. 8. Dritter Band. 1792 ohne Dedication, Vorrede und Inhalt 422 S. 8.

2) Ebendas. *Katechetiſches Journal* herausgegeben von *Johann Friedrich Chriſtoph Gräffe*, Doctor der Philoſophie und Paſtor an der St. Nicolaikirche in Göttingen. Erſter Jahrgang. Vier Hefte. 1793 und 1794. 652 S. 8. (1 Rthlr.)

Beide Schriften hat Rec. mit deſto gröſserm Vergnügen geleſen, je mehr Nahrung er für ſich darinn gefunden hat, und je mehr er überzeugt worden iſt, daſs Hr. *Gr.* ſich durch ſolche ein unſtreitig groſses Verdienſt um die katechetiſche Literatur erworben habe. Der Plan des *Magazins* iſt von einem weiten Umfang, da der Vf. *die Katechetik nach allen ihren Theilen und Zweigen* nach und nach ganz zu umfaſſen und über dieſe Wiſſenſchaft ein Ganzes zu liefern geſonnen iſt. Er liefert deswegen *Abhandlungen über die wichtigſten Theile der katechetiſchen Wiſſenſchaft*, die in einer ganz ſpeciellen Ausführung der katechetiſchen Regeln beſtehen. Jede Regel iſt durch eine oder mehrere ausführliche Katechiſationen nach dem Hannöveriſchen Katechismus mit beygefügten Bemerkungen erläutert worden. Dabey nimmt Hr. *Gr.* beſonders Rückſicht auf die *Landjugend*, weil ſich hier die mehreſten Schwierigkeiten finden, und will zu dem Ende Beobachtungen, Erfahrungen und Bemerkungen über das Charakteriſtiſche der Landleute mittheilen. Auf die Weiſe will er zugleich eine Reviſion anſtellen, wie weit wir bis jetzt im katechetiſchen Fach gekommen ſind. I Bd. II Abh. beſchäftigt ſich mit dem Grundſatze: der Menſch denkt ſinnlich, (das heiſst: 1. er denkt einzeln, 2. er denkt ſich alles gern in einer ſinnlichen Form); und mit den Regeln der Katechetik, die daraus abgeleitet werden. In der II Abh. werden dieſe Regeln weiter ausgeführt und aus der neuern kritiſchen Philoſophie beſtätiget. Der *zweyte Band* enthält *die Sokratik* nach ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit in katechetiſcher Rückſicht betrachtet; und *der vierte die Katechetik* ſelbſt nach ihren weſentlichen Foderungen, wovon aber bis jetzt nur der *erſte Theil* erſchienen iſt.

Aus dieſer allgemeinen Darſtellung deſſen, was Hr. *Gr.* zu liefern geſonnen iſt und wirklich geliefert hat, werden die Leſer ſchon von der Reichhaltigkeit und dem Werthe dieſes Buchs ſich überzeugen können. Sie werden es aber noch mehr ſeyn, wenn ſie die Ausführung des Plans im Einzelnen ſich bekannt machen werden. Man wird bald ſehen, wie aufmerkſam Hr. *Gr.* auf alles geweſen ſey, was zur Verbeſſerung der katechetiſchen Methode gereichen kann, und wie er ganz unbedeutend ſcheinende Umſtände zu benutzen und deren Wichtigkeit ins Licht zu ſetzen wiſſe. Seine geläuterten philoſophiſchen und beſonders pſychologiſchen Kenntniſſe, ſeine genaue Bekanntſchaft mit den Eigenheiten der Landleute und ihrer Art, ſich Dinge vorzuſtellen, ſeine Beleſenheit in den ältern Profanſcribenten, beſonders dem Homer und andern Griechiſchen Dichtern, und in den ältern und neuern philoſophiſchen Schriften und ſein ſcharfer unermüdeter Beobachtungsgeiſt haben ihn in den Stand geſetzt, in vielen Stücken weiter zu gehen, als ſeine Vorgänger gethan haben. Ein beſonderer Vorzug ſeiner Schrift iſt die glückliche Anwendung der *Kantiſchen Philoſophie* auf die Katechetik, wovon bisher wenig Gebrauch gemacht worden iſt. — Doch die Schrift verdient es, etwas näher beleuchtet zu werden, und zum Beweis, wie wichtig ſolche dem Rec. ſey, mögen einige Bemerkungen über dasjenige dienen, was ſeiner Meynung nach noch eine Verbeſſerung bedürfte. Einer der wichtigſten Theile des Buchs iſt *die Sokratik* im *zweyten Band*, die Hr. *Gr.* von allen Seiten nach dem *Plato*, *Xenophon* und *Aeſchines* weitläuftig beſchrieben, durch viele Beyſpiele und kritiſche Bemerkungen erläutert und zuletzt auf den katechetiſchen Religionsunterricht angewendet hat. Das alles iſt auf eine ſo lichtvolle Weiſe geſchehen, daſs der Leſer dadurch hinlänglich in den Stand geſetzt wird, ſich eine deutliche Vorſtellung von der ſokratiſchen Methode zu machen. Sollte es aber nicht beſſer geweſen ſeyn, die dreyfache Sokratik ſogleich zu vereinigen, und jeder Regel Beyſpiele aus dem Plato, Xenophon und Aeſchines beyzufügen, anſtatt daſs hier dieſe drey von einander abgeſondert ſind, und manche Regeln zwey auch wohl dreymal wiederholt werden. Das, was ein jeder eigenes hat, würde doch ſichtbar geblieben ſeyn und von dem Vf. haben bemerkt werden können. Am Schluſs dieſer Abh. hat der Vf. den *Plato* gegen die Beſchuldigung, daſs er die Sokratik nicht acht

dargeſtellt habe, in Schutz genommen, und den Ungrund derſelben auf eine befriedigende Weiſe dargethan. Doch glaubt Rec., daſs man angehende Katecheten hauptſächlich deswegen mehr auf Xenophon als auf Plato verwieſen habe, weil dieſer, wie der Vf. ſelbſt ſagt, die Sokratik verſchönert und mit mannichfaltigen ſcharfſinnigen Unterſuchungen bereichert, auch mehr gelehrte und philoſophiſche Unterredungen geliefert hat, jener aber nur durch die Wahl der leichtern und faſslichern, beſonders moraliſchen Materien und durch faſsliche Darſtellungsgabe ſich auszeichnet, folglich für den Unterricht des groſsen Haufens brauchbarer iſt. Xenophon wäre alſo dem Katecheten wenigſtens zuerſt anzurathen, ehe er durch die Leſung des Plato ſich zu einer gröſsern Feinheit und Geſchmeidigkeit im Katechiſiren zu erheben ſuchte. Noch weniger können wir Hn. *Gr.* beytreten, wenn er es S. 231 tadelt, daſs man die *Ironie* zum Weſentlichen der Sokratik rechne, und darinn einen Unterſchied derſelben von Katechiſationen ſuche, daſs letztere keine Ironie zulaſſe. Denn eben deswegen, weil Sokrates, wenn er mit unwiſſenden und aufgeblaſenen Sophiſten diſputirte, zur Ironie bey unſchicklichen Antworten genöthigt wurde, und ſich immer unwiſſend ſtellte, und weil dieſe Ironie ſo oft vorkommt, wurde dieſes ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Methode, der von Katecheten zum gröſsten Nachtheil der guten Sache leicht könnte nachgeahmt werden, ſo daſs es allerdings nöthig iſt, davor ernſtlich zu warnen. Die eigentliche *katechetiſche Methode* iſt eben ſo richtig und deutlich gezeichnet worden als die *ſokratiſche*, die Entwickelung der Begriffe und Wahrheiten und die Führung der Beweiſe durch mannichfaltige Beyſpiele, Inſtanzen, Vergleichungen und andere ſinnliche Hülfsmittel, die Art und Weiſe, die Kinder von dem Bekannten ganz unvermerkt auf das Unbekannte zu führen, iſt nicht nur in den gegebenen Regeln, ſondern auch in den zur Erläuterung beygefügten Katechiſationen auf eine muſterhafte Weiſe, gründlich und anſchaulich dargeſtellt worden. Die ſchwerſten Begriffe ſind ſo entwickelt, daſs ſie den Kindern ganz deutlich werden müſſen. Ob alles dasjenige, was dem Verſtande der Kinder ganz helle und klar worden iſt, auch ſich ihrem Gedächtniſſe ſo tief einprägen werde, daſs ſie es nicht wieder vergeſſen, z. E. S. 213, *eine Beziehung auf etwas haben*, könnte freylich bezweifelt werden, aber bey öfterer Wiederholung läſst ſich doch dieſes mit Grund hoffen. Bey allen dieſen Vollkommenheiten findet doch Rec. noch einiges zu erinnern. B. I. S. 28 leitet Hr. *Gr.* den Begriff der Sünde aus ihren Wirkungen her und beſchreibt ſie als eine Handlung, wodurch man ſich und andern Schaden zufügt, welches mit den Kantiſchen Grundſätzen nicht vereinbar iſt. Zuweilen haben ſich doch noch einige zu leichte Fragen mit eingeſchlichen, worauf die Kinder nur mit Ja oder Nein antworten dürfen, z. E. Wollte Ruben den Joſeph in der Grube laſſen? — Wurde Jakob nicht recht betrübt? — Sind alſo nicht fromme Menſchen ein Segen für die Welt? — Auch die Art der Fragen, die dem Vf. ſehr gewöhnlich ſind, da die Antwort den Kindern halb vorgeſagt wird, hält Rec. für fehlerhaft, z. E. Alſo Thiere haben? K. Schmerz. — Die Seele iſt geſchaffen zum? K. Ewigen Leben. Eines theils iſt die Conſtruction gegen die Natur der deutſchen Sprache, und auſserdem legen ſich die Kinder dabey auf das Rathen. Warum nicht lieber: was haben alſo Thiere? Wozu iſt die Seele geſchaffen? Ob es rathſam ſey, bey Erklärung der bibliſchen Sprüche, ſich auf das Wort im Grundtexte zu berufen, ſo wie es B. I. S. 57 mit πολιτευμα geſchehen iſt, möchte Rec. wohl ſehr bezweifeln. Ueberhaupt ſcheint es ihm ſehr nützlich zu ſeyn, die Sprüche erſt katechetiſch zu zergliedern und in Fragen zu verwandeln, ehe man die Erklärung und Entwickelung anfängt. Zuweilen, obgleich ſelten, iſt vom Lehrer etwas eingeſchoben, welches durch Fragen ſollte abgelockt werden, als B. III. S. 75. Die Dinge, die wir durch das Geſicht erkennen, nennen wir ſichtbar. Hier ſollten die Fragen dazwiſchen ſtehen: Können wir den Schall ſehen? Die Speiſen hören? Womit ſehen wir? mit dem Geſicht. Wenn wir etwas nicht ſehen können, wie nennt man das? Unſichtbar. Und wenn wir etwas ſehen können? Sichtbar. Wie nennen wir alſo die Dinge, die wir durch das Geſicht erkennen? ſichtbar. Im Gebrauch des Analogiſchen zur Entwickelung abſtracter Begriffe iſt Hr. *Gr.* auch nicht allemal ganz glücklich. So ſucht er S. 78. die Kinder auf den Begriff von *Eindruck* durch das Analogon des Drucks, welchen eine ſchwere Laſt Holz auf den Schultern verurſacht, zu führen. Damit iſt aber vorzüglich die Vorſtellung von Schwere verbunden, die bey der Receptivität der Seele nicht iſt. Die Kinder antworten auch nicht *Eindruck*, ſondern *Druck*, das erſte wird vom Lehrer hinzugeſetzt. Paſſender wäre wohl der Eindruck, welcher auf weiches Wachs oder eine weiche Materie geſchieht, geweſen. Was den Gebrauch der *Kantiſchen Begriffe* anlangt, ſo iſt dieſer überall ſichtbar, und B. III. S. 337 iſt die Tafel der Kategorieen abgedruckt und davon die Anwendung auf die katechetiſche Methode gemacht worden. Vorzüglich iſt dieſes in der *zweyten Abtheilung des erſten Bandes* geſchehen, wo das Ablocken der Antworten durch die Kantiſche Lehre von Raum und Zeit als möglich vorgeſtellt und genauer beſtimmt wird, ſo wie S. 197 f. gut gezeigt worden iſt, daſs die Kantiſche Philoſophie am meiſten zum populären Vortrag wirke. Wenn man gleich nicht immer dadurch auf neue Regeln geführt wird, ſo leitet ſie doch gewiſs auf gröſsere Deutlichkeit und Beſtimmtheit. So hat die bekannte Regel: man muſs alles verſinnlichen, den beſtimmtern Ausdruck erhalten: Man muſs alles zur Anſchauung bringen, oder jedem Begriff eine angemeſſene Anſchauung aus Raum und Zeit unterlegen. Dem Vortrag des Vf. könnte man vielleicht den Vorwurf einer etwas zu groſsen Weitſchweifigkeit machen, aber bey dem Angenehmen und Faſslichen des Styls überſieht man dieſes gern. In allem Betracht iſt dieſes Buch zu den claſſiſchen Werken im katechetiſchen Fach zu rechnen, und wer ſollte daher nicht der Fortſetzung deſſelben, beſonders in Rückſicht auf die Bewegung des Willens der Katechumenen mit Verlangen entgegen ſehen?

Digitized by Google

Das *katechetiſche Journal*, das Hr. P. *Gr.* mit Hn. Hofprediger *Lang* gemeinſchaftlich bearbeitet, hat auf das Magazin keine weitere Beziehung, als daſs es auf gleiche Weiſe die Beförderung des katechetiſchen Studiums zur Abſicht hat, da das erſte blos Recenſionen, das letzte aber nur Abhandlungen enthalt. Beide Schriften ſind aber, wegen dieſer gemeinſchaftlichen Abſicht und wegen der darinn herrſchenden gleichen Grundſätze, von einem Liebhaber der Katechetik mit einander zu verbinden. Daſs ein ſolches Journal von groſsem Nutzen ſey, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, da nach der Vollendung des *Langiſchen katechetiſchen Magazins* in dieſem Fache noch immer eine Lücke iſt, und in einem ſolchen beſondern Journale die dahin gehörigen Schriften vollſtändiger und ausführlicher als in einem allgemeinen beurtheilt werden können. Hr. *Gr.* will darinn die ganze katechetiſche Literatur umfaſſen, ſo daſs nichts übergangen werden ſoll, was dahin einſchlägt, und auch aus andern Europäiſchen Ländern ſich Nachrichten und Schriften zu verſchaffen ſuchen, wovon mit Dännemark bereits der Anfang gemacht iſt. Der Plan iſt auch nach des Rec. Meynung in dieſem erſten Jahrgange nicht unglücklich ausgeführt worden. Es ſind darinn bald ausführliche, bald kürzere Recenſionen befindlich, welche den Geiſt eines richtigen kritiſchen Gefühls und eines reinen Geſchmacks athmen. Nicht ſelten werden Proben von Katechiſationen ausgehoben und mit der kritiſchen Fackel beleuchtet, und zuweilen auch kleine Excurſus über katechetiſche Materien eingeflochten. So findet man St. 4. S. 509. in der Recenſion von der *kleinen liturgiſchen Bibliothek* eine Abhandlung über *die Einrichtung öffentlicher Gebete bey dem Gottesdienſte, beſonders bey Katechiſationen*, wobey über den Inhalt und beſonders über den Wohlklang deſſelben viel Gutes geſagt worden iſt. Auch hier hat Hr. *Gr.* ſeine Beleſenheit in den Griechiſchen Profanſcribenten gezeigt und manche feine Bemerkungen durch Stellen aus dem Homer und Ariſtoteles erläutert. Nur einige Aeuſserungen ſind dem Rec. an mehrern Orten aufgeſtoſsen, die ein allzuſtarkes Intereſſe für den neuen Hannoveriſchen Katechiſmus verrathen, beſonders in der Recenſion der *Erinnerungen und Zweifel gegen die Brauchbarkeit des neuen H. Kat.* Bey allen den unläugbaren Vorzügen dieſes Katechiſmus iſt man doch jetzt faſt allgemein darüber einverſtanden, daſs er noch manche wichtige Fehler und Unvollkommenheiten habe. Von den in der recenſirten Schrift gerügten Fehlern, die der Rec. gröſstentheils für richtig hält, hat Hr. *Gr.* auch nur einige, jedoch nach der Meynung des Rec. auf keine befriedigende Weiſe, widerlegt. So wird unter andern die gewöhnliche Eintheilung der heil. Schrift in *Geſetz* und *Evangelium* in Schutz genommen, weil doch wirklich der Inhalt derſelben aus Lehren, Vorſchriften und Verheiſsungen beſtehe. Es kommt aber hier nicht auf die Sache, ſondern die Benennungen an, die deswegen unſchicklich und nachtheilig ſind, weil ſie im N. T. eine ganz andere Bedeutung haben, und deswegen bey den Katechumenen nothwendig Verwirrung verurſachen müſſen. Auch die Definition des *Gewiſſens* im H. K. bleibt doch ungeachtet der Vertheidigung des Hn. *Gr.* noch dunkel und unvollſtändig. Die im Kat. beybehaltene Fragmethode iſt noch am glücklichſten vertheidigt worden, doch nicht ſo, daſs man nicht die Methode, die Lehren in Sätzen vorzutragen, ſimpler, natürlicher und bequemer finden ſollte. Künftig ſoll in jedem Quartal ein Stück erſcheinen. Jeder Katechet und Prediger wird ſich gewiſs darüber freuen.

GOTHA u. HALLE, b. Gebauer: *Der Geiſtliche oder Religionslehrer*, das iſt, compendiöſe Bibliothek alles Wiſſenswürdigen über Religion und populäre Theologie. Heft 2. 1794. 84 S. Heft 3. 1794. 94 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg. hat im dritten Heft die Abſicht dieſer Schrift etwas beſtimmter angezeigt. Der *Religionslehrer* (eine unſtreitig ſchicklichere Benennung als der *Geiſtliche*) ſoll 1) den weſentlichen Inhalt gröſserer ſchwer anzuſchaffender, 2) kleiner ſich oft bald verlierender Schriften aufbewahren; zugleich 3) aus allen nützlichen theologiſchen Schriften Auszüge liefern, (wenn die Natur der Schrift dieſes verſtattet,) um den Werth derſelben beſtimmen zu können, daraus ſoll 4) mit der Zeit eine Encyklopädie der gemeinnützigſten theologiſchen Kenntniſſe entſtehen, welche mit dem Fortgange der Wiſſenſchaft ſelbſt fortgeht und bereichert wird. Ein ſolches Unternehmen würde unſtreitig wohl von einem ausgebreiteten Nutzen ſeyn. Aber ob dieſer vierfache Zweck in einer einzigen Schrift ausführbar ſey, möchte wohl billig bezweifelt werden, da eine jede dieſer Abſichten Stoff genug zu einer reichhaltigen Schrift darreicht, und jede eine beſondere Bearbeitung erfodert. Die erſte Abſicht eröffnet ſchon ein ſehr weites Feld. Sollen die Auszüge von Nutzen ſeyn, ſo dürfen ſie nicht zu kurz gemacht werden, ſind ſie aber weitläuftig, ſo werden ſie viel Raum wegnehmen. Auszüge aus kleinen Schriften müſsten auch auf alle Programme und Diſputationen, die von Wichtigkeit ſind, ausgedehnt werden, und hier wird ſich auch kein geringer Vorrath von Materialien finden. Zur Erreichung der dritten Abſicht iſt wohl ein allgemeiner Auszug hinreichend, dazu müſsten aber einige ausgezogene Stellen als Proben von der Behandlungsart des Vf. kommen, um von der Güte einer Schrift hinlänglich urtheilen zu können. Dagegen ſoll hier auch bey den Auszügen ein gewiſſer Grad der *Vollſtändigkeit* ſtatt finden. Ueberhaupt ſoll man aus *allen* nützlichen theologiſchen Schriften Auszüge zu erwarten haben, ausgenommen von Compendien, Skizzen und ähnlichen Werken, die aber doch zur Erreichung der vierten Abſicht ebenfalls nöthig wären. Zu dieſer gehörte auch, daſs bey jeder Materie die verſchiedenen Meynungen mit ihren Gründen neben einander geſtellt würden, um durch die allgemeinere Ueberſicht zur Prüfung derſelben mehr in den Stand geſetzt zu werden, welches aber bey dem angenommenen Plan nicht wohl geſchehen kann. Am beſten wäre es alſo wohl, wenn

Digitized by Google

der Hr. Herausgeber bey der erſten und zweyten Abſicht ſtehen bliebe, und Auszüge aus ſolchen Schriften lieferte, deren Inhalt ſich kurz zuſammenziehen laſst, ohne daſs etwas Weſentliches, was zur Belehrung nöthig iſt, verlohren gehe. Von der Art ſind die Auszüge No. 8. u. 9. im 3ten Heft, *die Geſchichte der Ieſuiten* und *die Beſchreibung der Abtey la Trappe*, ſo wie *die Biographie Ieruſalems* im 2ten Heft Nr. 5. Dagegen hat Rec. im 2ten Heft mehrere gefunden, die ihm nicht recht zweckmäſsig zu ſeyn ſcheinen. Der erſte Aufſatz aus *Treumanns* Abh. *über poſitive Religion* iſt etwas dürftig. Der *kurze Abriſs der Geſchichte der Dogmatik* aus *Nitſch Theologie der Neuern* iſt zu oberflächlich, als daſs er vielen Nutzen ſtiften ſollte. So ſieht man ſich bey der Charakteriſirung *Auguſtins* S. 14. nach ſeinem Gegner *Pelagius* vergebens um. Was *Reuchlin*, *Erasmus*, *Luther* und *Melanchthon* zur Verbeſſerung des theologiſchen Syſtems beygetragen haben, iſt S. 14 in 15 Zeilen erzählt, und die Beſchreibung der Römiſchen und Griechiſchen Dogmatik S. 18. in 9 Zeilen abgefertigt worden. Bey *Calixt* iſt nicht bemerkt, daſs er die Dogmatik zuerſt von der Moral getrennt habe. Die Concordienformel, die der Dogmatik doch ihre ganze Form gab, iſt nur berührt, von den andern ſymboliſchen Büchern gar nichts geſagt worden. Von den Socinianern, S. 21, iſt kein einziger genennt. (S. 24 hat ſich *Reinhards* Moral auch in die Geſchichte der Dogmatik verirrt.) Ein Auszug aus Schriften wie die Reinhardiſche Moral kann allerdings von Nutzen ſeyn, obgleich manches zur Deutlichkeit und Ueberzeugung nöthige bey einer allzu groſsen Kürze nothwendig verloren gehen muſs; aber wenn von einer darinne befindlichen Skizze einer Geſchichte der ſyſtematiſchen Moral von 2 Blättern wieder ein Auszug gemacht wird, ſo iſt doch wirklich kein Nutzen davon einzuſehen. Ueberhaupt werden ſich bey dem gemachten Plan immer mehrere Schwierigkeiten in der Ausführung zeigen, je mehr derſelbe ausgedehnt wird, und ſchwerlich wird bey dem jetzigen ſchriftſtelleriſchen Zeitalter alles umfaſst werden können, was an wichtigen und lehrreichen Schriften jährlich zum Vorſchein kommt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Panegyricus Divo Joſepho II.* Pio, felici, Auguſto Romanorum Imperatori etc. publica auctoritate Francofurti ad Moenum die XIII. Mart. A. O. M. MDCCXC. dictus à *Jo. Georgio Purmanno.* Gymnaſii Rect. 32 S. fol. Der Vf. dieſer Rede, in welcher einzelne Theile mit Beredſamkeit ausgeführt ſind, verweilt am längſten bey der Entwickelung der Geiſteskräfte Joſeph des II, der Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeiner Reiſen, wobey er auf die auſserordentliche Begierde deſſelben nach der Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, und die mit groſser Weisheit von ihm gewählten Mittel, um zu denſelben zu gelangen, aufmerkſam macht. Er ſpricht ferner von den zahlreichen, aber leider oft fruchtloſen Bemühungen deſſelben um die Aufklärung und Bildung ſeiner Unterthanen, wo denn beſonders der neuen Einrichtungen in den Schulen und auf den Akademieen Erwähnung gethan wird. Dann noch einiges über die Verbeſſerung der Juſtizpflege und die Kriege des Kaiſers. Dieſes iſt alles ſo weit ausgeführt, als es die redneriſche Behandlung erlaubt. Am wenigſten wird man mit dem Eingange zufrieden ſeyn. Der Ton der wahren Empfindung iſt nicht getroffen, und die Stellen aus Cicero und andern Rednern, welche zum Theil wörtlich aufgenommen, zum Theil ſichtbar nachgeahmt ſind, vernichten die Täuſchung vollends. Auch wäre es wohl billig, daſs man endlich die Sprache der römiſchen Höflinge von den Rednerſtühlen verbannte, und von Verſtorbenen, ſollten es auch Kaiſer und Könige ſeyn, wie von Menſchen nicht wie von Göttern ſpräche. Es iſt doch in der That auch nicht auf die entfernſte Weiſe wahrſcheinlich, daſs die Frankfurter Bürger, bey der Nachricht von Joſephs Tode, das gedacht haben ſollten, was ihnen der Vf. in den Mund legt: *ah! optime Joſephe, gloria maxima principum, itane recuſas amplius dici imperii pater atque cuſtos! itane te nihil retardant tot populorum querelae? tot acerbae lacrumae tuorum? itane properas ad coeleſtes unde veneras?* — Gegen die Latinität dürften hin und wieder einige kleine Anmerkungen zu machen ſeyn. Z. B. S. 4. *Obiit Joſephus — et in optimo quidem aetatis flore obiit*, wo *quidem* an der unrechten Stelle ſteht. Auch ſagt man nicht *optimus flos.* Es ſollte wohl heiſsen *et quidem in ipſo aetatis flore obiit.* S. 6. *num ita dolori noſtro indulgeamus, ut — inimicum animum in numen divinum, quod nobis tam graviſſimum vulnus inflixit, habeamus.* Hier ſcheint uns *inflixerit* richtiger: *tam graviſſimum vulnus* aber, ſtatt *tam grave* iſt zuverlaſsig unlateiniſch. Man ſehe Vorſtius *de Latin. merito ſuſp.* p. 267. — S. 12. *Adoleſcentia eius in ea incidit tempora, quibus — maximi exercitus — per ſeptem annorum ſpatium varia fortuna inter ſe dimicarunt*, wo es *dimicabant* heiſsen muſs. — Warum iſt wohl S. 13. in *nihil oculis eius acutis ſubterfugere potuit*, die ungewöhnlichere und archaiſche Conſtruction der gewöhnlichen vorgezogen? Auf derſelben Seite iſt in dem Satze: *Noctu quondam Themiſtocles — in publico ambulaſſe dicitur, quod ſomnum oculis capere non potuiſſet*, gegen die Folge der Temporum verſtoſsen. Es muſs *poſſet* heiſsen, wie auch beym Cicero ſteht *Tuſcul. Quaeſt.* IV. 19. *Noctu ambulabat in publico Themiſtocles, quod ſomnum capere non poſſet.*

Schöne Künste. *Berlin*, b. Franke: *Das Lindenthal.* Ein Gedicht in vier Geſängen von *J. B. Tilly.* 1795. 66 S. 8. Der beſcheidne Vf., welcher hier zum erſtenmale öffentlich erſcheint, erwartet von der Aufnahme dieſes Products die Entſcheidung des Publicums über den Werth ſeiner dichteriſchen Fähigkeiten. An Leichtigkeit und Wohlklang der Verſification ſcheint es ihm allerdings noch zu fehlen, und zuweilen wünſcht man der Erzählung einen raſcheren Gang. In einzelnen Zügen erkennt man indeſſen ein nicht gemeines Talent der Darſtellung, die Geſchichte ſelbſt iſt nicht ohne Intereſſe, und es fragt ſich, ob ihr ein ſchlichteres Gewand nicht vielleicht beſſer gekleidet hätte. Die Form eines Gedichts in Stanzen iſt vielverſprechend, und fodert in dem Stoffe ſelbſt eine gewiſſe Pracht des Gedankens, die durch den Schmuck des Vortrags nicht erſetzt werden kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 18. Junius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, im Schwickertſchen Verl.: D. *Sam. Fr. Nath. Morus — kurzer Inbegriff der chriſtlichen Gottesgelahrtheit für künftige Religionslehrer.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Lateiniſchen überſetzt von *Joh. Friedrich Heynatz*, Prof. der Beredſ. und ſchönen Wiſſ. auf der K. Pr. Univerſität zu Frankfurt an der Oder etc. 1794. 2½ und 1 Alph. 1 Bog. 8. (20 gr.)

2) Halberstadt, in der Buchh. der Groſseſchen Erben: *D. S. F. N. Morus — Dogmatik oder kurzer Begriff der chriſtlichen Religion für künftige Religionslehrer*, nach der neueſten vermehrten Auflage des Originals ins Deutſche überſetzt von *Joh. Heinrich Adolph Schneider*, des Predigtamts Candidaten. 1795. zuſammen 20½ Bog. gr. 8.

Hr. *H.* hat in ſeiner Vorrede ſo ziemlich alles geſagt, was ſich zur Rechtfertigung desjenigen ſagen laſst, der die Ueberſetzung eines ſolchen Buchs unternimmt. Nur gerade das hat er nicht berührt, was hier am eigentlichſten hätte geſagt werden ſollen; wir meynen, daſs *Morus* ſein Lehrbuch rein lateiniſch geſchrieben hatte, und daſs es daher Vielen dunkel vorkommen wird, die an die neuere gemeine und durch die Terminologie beſonderer Schulen verderbte Latinität gewöhnt ſind; daſs er überdies ſeine eigne Art über Religion zu denken, ſonach auch ſeine eigene Art ſich darüber auszudrücken, hatte. Gerade dieſer doppelte Umſtand konnte für ſolche, die übrigens im Lateiniſchen nicht verſäumt ſind, eine Ueberſetzung räthlich machen. Aber eben dieſes Eigene läſst ſich ſchwerlich in einer Ueberſetzung ausdrücken, wie ein jeder, und nur der weiſs, der *gut* lateiniſch zu *denken* gewohnt iſt; ein andrer wird entweder den Sinn verfehlen, oder ihn ſo kurz und beſtimmt nicht, wie der Vf. im Lateiniſchen, ausdrücken, oder der Leſer der Ueberſetzung wird, wenn der Ueberſetzer jenes auch kann, ſchwerlich beſtimmt das dabey denken, was der Verfaſſer eigentlich bey ſeinen Ausdrücken gedacht wiſſen wollte. Hr. *H.* meynt zwar, es ſey ein Vorurtheil, und nichts ſcheine ihm unrichtiger, als der von *Erneſti* und deſſen Schülern behauptete Satz: man könne im Lateiniſchen ſich mit mehrerer Genauigkeit und logiſcher Schärfe ausdrücken, als in einer von den jetzt lebenden Sprachen, beſonders in der deutſchen. Dies hat, unſers Wiſſens, Erneſti nie geſagt, gewiſs wenigſtens in der Stelle nicht, die Hr. *H.* anführt. Es läſst ſich aber, allen Miſsverſtand und Wortſtreit bey Seite geſetzt, gar wohl behaupten: daſs jede, wenigſtens zum Gebrauch in Wiſſenſchaften gebildete, Sprache ihr Eigenthümliches habe, und gewiſſe Begriffe und Sätze, auf eine ſolche Art bezeichne, daſs dadurch gewiſſe Beſtimmungen und Nüancen angegeben oder abgeſondert werden, die ſich unmoglich in einer andern, obgleich vielleicht in mancher Abſicht noch gebildetern, Sprache, gerade ſo, d. i. mit *der* namlichen Fülle oder Einſchränkung, auf eine völlig entſprechende Art ausdrücken laſſen. Wir wünſchen es übrigens weit mehr, als wir uns auch nur zu hoffen getrauen, daſs dieſe Ueberſetzung eine Anreizung geben möge, die Urkunde ſelbſt zu leſen. Unſer Glaube an dieſe freylich *mögliche* Anwendung — die das einzige iſt, womit Hr. *H.* die Beſorgniſs niederzuſchlagen ſucht, „daſs eine Ueberſetzung ſolcher Bücher die Unwiſſenheit angehender Gottesgelehrten, die ohnehin der Abreizungen vom Lateinlernen ſchon zu viel hätten“ — iſt ſo ſchwach, daſs wir für den gegenſeitigen Erfolg ſicher glauben, hundert gegen Eins wetten zu dürfen. *Damit* ſey indeſſen dem Werthe dieſer Heynatziſchen Ueberſetzung nichts benommen. Schwerlich hätte ſie in beſſere Hände gerathen können, wenn auch gleich jemand, der den ſel. *Morus* ſelbſt über dieſes Buch gehort hatte, in wenigen einzelnen Stellen richtiger möchte den Sinn derſelben getroffen haben. Wo wir auch die gegenwärtige Ueberſetzung mit dem Original verglichen, fanden wir ſie treu und rein deutſch, einige Kleinigkeiten ausgenommen. So ſind z. B. S. 1. *ſenſus animi nexi ex illa cognitione* nicht: Geſinnungen und Empfindungen, durch welche ſich jene Erkenntniſs *äuſsert*, ſondern, die aus ihr *entſpringen*. S. 192. würde *detractio incommodi e peccato oriundi* beſſer gegeben ſeyn, durch: Entfernung eines Nachtheils oder Uebels, das aus der Sünde entſteht, als durch: Hinwegſchaffung einer in der Sünde gegründeten *unbequemen Lage*. S. 301. wird mancher ſchwerlich verſtehen, was das heiſse: in der Beſtimmung der den Wörtern Geſetz und Evangelium beygelegten Bedeutung kann man *die Willkührlichkeit* der gottesgelehrten Schriftſteller nicht verkennen. Ohne Zweifel wollte M. mit den Worten: *in definiendo hoc ſenſu duorum verborum L. et Evang. arbitrium docentium elucet*, ſagen: die Theologen hätten beiden Wörtern ſehr willkührliche Bedeutungen untergelegt, ſie viel enger oder weiter, als die heil. Schrift, genommen. S. 270. Anm. 3. iſt gewiſs der Sinn verfehlt in Gerhards Worten: *Secuti τὸ εἰρηνικὸν judicamus* etc. *Aus Liebe zum Frieden* urtheilen wir etc., anſtatt: zu Folge der *Concordienformel*; denn dieſe iſt das εἰρηνικὸν, und auf deren Urtheil hatte ſich auch vorher M. berufen.

Digitized by Google

Hie und da hat Hr. H. Anmerkungen beygefügt, aber ſehr ſelten. Sie betreffen auch bloſs Ausdrücke oder citirte Schriftſteller.

Von der andern Ueberſetzung des Hn. C. *Schneider's* erwarteten wir, in Abſicht auf die Verdeutlichung einiger dem ſel. M. eignen Ausdrücke, noch etwas Mehreres, weil er ſelbſt ein Zuhorer deſſelben geweſen zu ſeyn ſcheint; aber wir fanden uns in unſerer Erwartung ſehr getäuſcht. Wir wollen zwar *ſeine* Entſchuldigung mit dem *Voluiſſe ſat eſt* ſo ſtreng nicht nehmen; denn der bloſse gute *Wille* giebt freylich ſo wenig Beruf zum Ueberſetzer als zum Schriftſteller. Allein der Ueberſetzer muſs doch wenigſtens ſeinen Text verſtehn; er muſs ſich verſtändlich, und, wenn er deutſch überſetzt, ſich deutſch auszudrücken wiſſen; er muſs am wenigſten, was im Original etwas dunkel iſt, in der Ueberſetzung noch dunkler machen, oder wohl gar mit ſeinen Worten das Gegentheil von dem ſagen, was ſein Autor geſagt hat. Von allen dieſen Fehlern iſt Hn. Sch. Ueberſetzung voll, und in dieſer weiſs man oft gar nicht, was M. ſagen will. Zum Beweis nur einige wenige Beyſpiele, wie ſie uns eben beym Blättern in die Hand kommen. M. ſagt: Man lege jemanden Religion bey, *cum in illo homine eſt partim cognitio Dei rerumque divinarum, partim cultus Dei. —— Conſtat igitur religio et cognitione, et cultu Dei.* Gleich dieſe erſten Zeilen im Buche, die der Ueberſetzer entweder nicht zu conſtruiren verſtand, oder ohne die mindeſte Rückſicht auf den ſo ſehr deutlich ausgedrückten Zuſammenhang las, giebt er: „wenn ein „Menſch Kenntniſs von Gott, ſeinen Werken, und *ſei*„*ner* Verehrung beſitzt.“ Hielt der Ueberſ. etwa *cultus Dei* für den Genitiv: ſo konnte ihn ja ſchon das wiederholte *partim* vor dem Irrthum bewahren, ſowohl als das folgende *et*, *et*, wo er gleichwohl abermals überſetzt: „folglich iſt das Weſen der Religion Kenntniſs von Gott und *ſeiner* Verehrung.“ Morus erſte Note unter dem Text hat ſich noch dazu an das Ende des Paragraphen ohne allen Sinn verirrt, und die zweyte Note gar verloren. M. ſagt von Gott: *nec omnes homines promiſcue errare paſſus eſt, ſed erroribus occurrit* (er beugte den Irrthümern vor, durch ſeine nähere Offenbarung); der Ueberſetzer S. 5: „Nicht alle ohne Un„terſchied lieſs die Gottheit auf dem Irrwege *fortge*„*hen*, ſondern *begegnete* ihnen (den Menſchen?) *auf* „*demſelben*.“ Nach unſerm gewohnlichen Deutſchen heiſst *einem auf einem Wege begegnen* uneigentlich: eben denſelben Weg gehen, mit eines Andern Meynung zuſammentreffen. Man muſs doch wohl eher glauben, daſs der Ueberſ. hier ſein eignes Deutſch nicht verſtanden, als daſs er ſeinen Autor habe wollen ſolchen Unſinn ſagen laſſen. Oder iſt das deutſch S. 7: „Gott hat dieſen Unterricht für die Menſchen *anerkennbar gegeben* (*haec ſcienda et admittenda propoſuit*, zu erkennen und anzunehmen vorgelegt)? oder S. 30: „die Gottheit *iſt* bey den Schriftſtellern *geſtanden*,“ (*Deus adſtitit ſcribentibus, ne errarent*)? Warum ſchreibt er immer *eine* Dogme (*dogma*) S. 14 und anderwärts? Wer verſteht das S. 45: „Die Verbindung, in der die Nach„theile mit den böſen Handlungen ſtehen, heiſst *Zorn* „*Gottes?*“ im Lateiniſchen hieſs es: *Nexus incommodi cum male facto eſt ὀργὴ Θεοῦ*, d. i. wenn nachtheilige Folgen mit böſen Thaten verbunden werden, ſo heiſst dies Gottes (geäuſsertes) Miſsfallen am Böſen oder ſeine Strafgerechtigkeit. S. 132 giebt der Ueberſ. *communicatio idiomatum* (Mittheilung der Eigenſchaften) *Vereinigung der Idiome*. Was mag er aber wohl bey folgenden Worten gedacht haben, und was der Leſer dabey denken? Morus hatte bemerkt: wenn die Hebräer von Menſchen ſagten: ſie thäten etwas durch den Geiſt Gottes, ſo hieſse dies: durch Gottes beſondere Wirkung und Unterſtützung, womit ſie aber gar nicht die *Art* beſtimmen wollten, *wie* es Gott thue, die auch wirklich bey den verſchiedenen Büchern der h. Schrift *ſehr verſchieden* geweſen ſey. Daher ſcheine es, Paulus habe das Wort θεοπνευστος in einem *ſehr weiten* Verſtande genommen, und ſo *weitläufig* müſſe man es auch bey den Büchern N. Teſt. nehmen. Aber, was er (Morus) bisher geſagt habe, ſcheine manchen zu weitläuftig oder unbeſtimmt, weil es *ſehr verſchiedne* Arten (der Theopnevſtie) in ſich ſchlieſse, und ſie meynten, es werde daher für das doch *ganz gleiche* Anſehen aller bibliſchen Bücher nicht ganz *gleich* geſorgt; auch könnten die Leſer dieſer Bücher nicht überall ſicher ſeyn, ob ſie ſich nämlich auf die Wahrheit des einen wie des andern Buchs durchaus verlaſſen könnten. Dies drückte M. kurz und etwas dunkel ſo aus: *Sed quae hactenus dixi, ea videntur multis vaga, quia ſunt ἑτερογενῆ, neque adeo paris omnium librorum auctoritatis parem cauſam continere, neque tutos ſatis lectores illorum librorum ubivis praeſtare;* und unſer Ueberſetzer verdolmetſcht es folgendergeſtalt: „Aber die bisher an„geführten *Stücke*(?) halten viele für *weitſchweifig* (un„beſtimmt), weil ſie (welche?) *fremdartig* wären, auch „nicht *alle Gründe* für das Anſehen, das allen Büchern „in gleichem Maaſse zukommt, umfaſsten, auch ihre „Leſer nicht überall ſicherten.“ — Doch unſre Leſer werden wohl an dieſen Proben genug, und nicht eben Luſt haben, den guten Morus durch *dieſen* Ueberſetzer kennen zu lernen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ANSPACH, b. Haueiſen: *Fränkiſche Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen*, Erziehern, Liebhabern der Geſchichte, und Freunden des Guten in Städten und auf dem Lande gewidmet. Viertes Bändchen. 1794. 360 S. 8.

Dieſer *vierte* Band wird auch unter dem Titel: *Unterhaltungen vermiſchten Inhalts zum Nutzen und Vergnügen, erſtes Bandchen*, verkauft. Der gegenwärtige Theil dieſer, urſprünglich periodiſchen Schrift, hat ſich über die Mittelmäſsigkeit nicht erhoben, die die A. L. Z. an den vorhergehenden Banden tadelte; und Leſer, die hier Scharfſinn in der Ausführung moraliſcher und hiſtoriſcher Materien, und einen lebhaften und kornigten Vortrag ſuchen wollten, würden ihre Erwartung ſo wenig, als ehedem, befriedigt finden. In Anſehung des Inhalts waren die vorigen Bande viel reichhaltiger. Ein

Digitized by Google

Ein Paar *fränkiſche* Gewohnheiten abgerechnet, die unter der Rubrik: *Sammlung einiger Volksgebräuche, Gewohnheiten und Rechte* erwähnt werden, iſt in dieſem Bande nichts, das ſich auf *Franken* bezöge, man müſste denn die alte Reiſebeſchreibung S. 95 hieher rechnen, inſofern, als darin das Tagebuch einer Reiſe geliefert wird, die ein gewiſſer *Löly*, Stadtpfarrer zu *Anſpach*, von *Anſpach* aus nach Italien im J. 1672 unternahm. Der Herausg. verſichert zwar, von dieſem, hier zum erſtenmal gedruckten, Tagebuche alles weggelaſſen zu haben, was jetzige Leſer nicht intereſſiren könne, es iſt aber demunerachtet noch ſechs Bogen lang, und eine äuſserſt trockne Lectüre, aus der man höchſtens lernen kann, auf was für eine unaufgeklärte und geſchmackloſe Art man damals die Denkwürdigkeiten der Länder betrachtet und erzählt. Der Herausg. hat öfters durch lange Noten nachhelfen wollen, in denen er dem unkundigen Leſer die Sachen des Textes mit den Worten neuerer Reiſebeſchreiber beſſer zu erklären ſucht. Sonderbar ſtechen gegen die altväteriſche Reiſebeſchreibung die unmittelbar darauf folgenden *Briefe eines Reiſenden* aus unſern Tagen ab, worin von Neapel zwar nichts Neues und Eignes, aber doch alles mit Geſchmack erzählt wird, und welche auch aus einer Handſchrift mitgetheilt werden. Dies iſt doch noch ein Vorzug des gegenwärtigen Bandes vor den vorigen, in denen bloſs Auszüge aus bekannten Reiſebeſchreibungen vorkamen. Hingegen iſt diesmal das hiſtoriſche Fach ganz leer ausgegangen. Moraliſche Abhandlungen ſtehen in dieſem Bande zwey, nämlich eine über die Unzufriedenheit, deren Quellen ganz richtig angegeben werden, und eine, nur zu weitſchweifige, über die in Anſehung des Alters ungleiche Ehen. Ein Paar überſetzte Erzählungen, einige proſaiſche Fabeln, und vier Gedichte können noch eher zum Vergnügen dienen, als die ſechs ſogenannten launigten Briefe, die den Beſchluſs machen, und die bey allem Haſchen nach Witz ein unausſtehliches Geſchwätz enthalten.

Leipzig, b. Klaubarth: *Diſſertationes theologicae et philologicae;* ſcripſit D. *Sam. Fr. Nathan. Morus*, Theol. Prof. in Acad. Lipſ. *Volumen ſecundum.* 1794. 1 Alphabet. 8.

Unter allen Reliquien des verewigten *Morus*, welche die dankbare Liebe ſeiner Schüler auf die Nachwelt zu bringen, wenigſtens allgemein bekannter zu machen, geſucht hat; iſt dieſe Sammlung, die man dem Hn. D. *Keil* verdankt, gewiſs am allerwenigſten, in Abſicht auf ihre Authentie und Vollendung, einigem Zweifel unterworfen; da ſie lauter ſolche Aufſätze enthalt, die der Vf. entweder ſelbſt ſchon vorher herausgegeben, oder doch ausgearbeitet hinterlaſſen hatte. Es bedarf daher, auſser einer allgemeinen Aufzahlung der darin enthaltnen Stücke, auch nur einer etwas nahern Anzeige derjenigen, die nach des Vfs. Tode aus Licht getreten, oder, wenn ſie in die Zeit der A. L. Z. fallen, darin noch nicht aufgeführt ſind. — Den vorigen Theil dieſer Diſſertationen gab der Vf. bekanntlich im J. 1787 ſelbſt heraus. In dem jetzigen zweyten findet man: I) *De religionis notitia, cum rebus, experientiae obuiis, et in facto poſitis, copulata, diſſertation.* I—V. II) *Illuſtr. loc. Evang. Joan.* cap. XII, 36-50. III) *de homine ſubmittente ſe Deo*, Diſſ. I—III. IV et V) *ad locum epiſt. Paulinae*, Epheſ. IV, 11—17. Diſſ. I et II; ſeine zwey letzten Programmen. Er hält ſich weder mit Erläuterung der verſchiednen in dieſer Stelle erwähnten Lehrer, noch bey dem wirklich dunkeln εἰς ἐργον διακονιας, noch mit dem ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ auf, ſondern erklärt vornämlich den καταρτισμον των ἁγιων und die Beſchreibung deſſelben v. 13. Die ἑνοτητα της πιϛεως, welche er lieber *paritatem*, als *unitatem* überſetzt wiſſen will, verſteht er, mit Widerlegung andrer Erklärungen, davon, daſs *alle Chriſten*, einer wie der andre, obgleich jeder in ſeiner Art, in Abſicht auf Erweiterung und Gewiſsheit der Erkenntniſs fortſchreiten ſollen. Ἡλικια τȣ πληρωματος τ. χριϛȣ hält er, wie mehrere Andere, mit ἡλικια πεπληρωμενη für einerley (*expleta ſ. juſta aetas*) und χριϛȣ ſolle nur anzeigen, daſs es uneigentlich zu nehmen ſey. (Er ſcheint alſo πλ. τ. χρ. nicht für den Hauptbegriff zu halten, wie man doch wohl wegen Cap. 1, 23. annehmen müſste, zumal da hier v. 16 ebendaſſelbe durch σωμα τ. χρ. ausgedrückt wird.) Am ausführlichſten ſetzt er die verſchiednen Bedeutungen der κυβειας τ. ἀνθρωπων auseinander, erläutert ſie ſehr gut, und erklärt ſich für die Bedeutung der *inconſtantiae et mutabilitatis*, der *fluctuantis diſciplinae.* VI) Ueber Epheſ. I, 15 bis II zu Ende, ein von ihm zu einem Oſterprogramm beſtimmter und nun erſt, eben ſo wie der folgende, aus ſeinen hinterlaſsnen Papieren abgedruckter Aufſatz. Einige wenige Anmerkungen über dunklere Ausdrücke dieſes apoſtoliſchen Abſchnitts ausgenommen, behandelt er ihn hier bloſs dialektiſch, d. i. er zieht aus dem ganzen Abſchnitt den Hauptſatz heraus, ſo wie aus deſſen weiterer Ausführung wieder die Hauptſätze, um das Verhaltniſs ins Licht zu ſetzen, in welchem die Sätze gegeneinander ſtehen. Was er gleich anfangs über dieſe dialektiſche Behandlung eines alten Schriftſtellers ſagt, iſt, bey aller Kürze, ſo gut vorgeſtellt, und die ganze Abhandlung ein ſo ſchönes Muſter von einer ſolchen Behandlung, daſs Rec. ſie glaubt beſonders angehenden Theologen empfehlen zu müſſen, um daraus abzunehmen, wie man ſich am beſten gegen willkührliche Erklärungen verwahren lerne, wodurch den heiligen Schriftſtellern oft ganz fremde Vorſtellungen, unter dem verführeriſchen Namen des *Geiſtes* der heil. Schrift, im Gegenſatz gegen den *Buchſtaben*, untergeſchoben werden. VII) *Deſcribitur teſtimonium Dei Patris de Filio ſuo, ad* Jo. V, 31—47. *Sohn Gottes* müſſe mit Nachdruck von dem in ſeiner Art einzigen Geſandten Gottes, dem Meſſias, genommen werden; σωζειν ſey v. 34 eben das, was anderwärts κερδαινειν, *lucrari aliquem*, zu einem richtigern und billigern Urtheile leiten wollen; die Thaten Jeſu (ἐργα), worauf er ſich berufe, ſeyen nicht ſeine Wunderwerke, ſo wenig wie Cap. 14. 10. 13 ſondern, wie immer bey Johannes, die ihm von Gott anvertraueten Geſchafte, ſeine

Digitized by Google

ſeine Lehre und ſein Tod; und das Zeugniſs ſeines Vaters von ihm v. 37 könne nichts anders ſeyn, als die von ihm im alten Teſtament abgelegten Weisſagungen, welches auch v. 39 beweiſe. Alles dies wird hier ſehr wohl erwieſen, und was in der ganzen Stelle irgend einer Erklärung zu bedürfen ſchien, kurz und deutlich vorgelegt. VIII) *Diſſ. de cognatione hiſtoriae et eloquentiae cum poeſi*, womit der Vf. ſich im J. 1761 die Rechte eines Leipziger Magiſters erwarb. IX) *Diſſ. de commendatione veri ſubtilitatis acceſſione*, womit er die Stelle eines Profeſſoris Philoſ. extraord. antrat.

Man hat auch dafür geſorgt, daſs dieſe kleinern Aufſätze, ſo wie die, welche in der oben erwähnten erſtern Sammlung von 1787 ſtehen, Leſern nutzbar werden möchten, die nicht ſo gut lateiniſch verſtehen, daſs ſie die Originale ſelbſt leſen könnten, oder, wie ſich der folgende Herausgeber ausdrückt, „Studierenden und Predigern, denen es *verdrieſslich* iſt, ein lateiniſches Buch zu leſen." Sie ſind unter dem Titel herausgekommen:

Leipzig, b. Köhler: D. *S. F. N. Morus kleine Schriften theologiſchen und philologiſchen Inhalts, aus dem Lateiniſchen. Nebſt deſſen Leben, Erſter Band.* 1794. 21½ Bogen. *Zweyter Band.* 1794. 1 Alph. (zuſammen 1 Rthlr. 20 gr.)

Dieſe Sammlung enthält weniger und mehr als die zwey Bände der lateiniſchen. *Weniger*; denn es fehlen darin nicht nur die *vier* Abhandlungen, die wir oben als die letzten des zweyten lateiniſchen Theils angegeben haben (N. VI — IX), ſondern auch Nr. I und III dieſes und die XIte des erſten Theils, weil ſie ſchon von Andern überſetzt einzeln erſchienen waren. *Mehr* aber; weil auch im zweyten Bande S. 316 u. folg. das, was M. über *Reiskens* Leben geſchrieben hat, überſetzt, und dem erſten das Leben und der Charakter des Vf. auf LX Seiten vorgeſetzt iſt. Der Herausgeber oder Ueberſetzer, ein Hr. G. B. R., Rector der Stadtſchule zu G., hat das Leben aus Hn. Mag. *Hopfners* Schrift, und die Darſtellung des Charakters, theils aus Hn. D. *Roſenmüllers* Vorrede zu ſeiner Predigt nach M. Tode, theils aus Hn. Mag. *Voigts* Morus, entlehnt. Die Ueberſetzung iſt, meiſtens überall wo wir ſie mit dem Original verglichen haben, treu und deutſch, nur, bey den Eigenheiten der lateiniſchen Sprache, zu lateiniſch. Z. B. Band 2, S. 54: *Non poſſum a me impetrare, ut me nonnullis accenſeam admiſceamve, qui etc. Ich kann nicht von mir erhalten, daſs ich mich zu denen zählte oder unter die miſchte*, die etc. anſtatt: Ich kann mich nicht entſchlieſsen, die nachzuahmen, welche etc. Wie undeutſch iſts und wie ſo ſehr der Sinn verfehlt in folgender Stelle S. 192: *Enim vero durius fortaſſe ſtatuere videar, quod, hac interpretatione ſtabiliendo, ſententiam de futurorum corporum fulgore, veluti per manus traditam tollo, aut, ſi vel maxime δοξα fuerit omnino excellentia, hunc fulgorem hoc verbo non ſaltem ſimul comprehendendum puto* etc. Morus will nämlich, — weil man gemeiniglich in der Stelle 1 Kor. 15 von dem verklärten Körper das Wort δοξα vom *Glanze* zu verſtehen pflegt, Er aber glaubte, man müſſe dabey gar nicht an einen *glanzenden*, ſondern nur überhaupt an einen *herrlichen* Körper denken — den Vorwurf der Härte von ſeiner gegebnen Erklärung ablehnen. Dies gibt nun unſer Ueberſ. ſo: „Ich ſcheine vielleicht einen zu „harten *Schluſs zu faſſen* (?), daſs ich, um dieſe Auslegung zu behaupten, die Meynung über den Glanz „der künftigen Leiber, die gleichſam von einem zum „andern überliefert worden" (genauer und deutſcher würde man ſagen: die gleichſam aus einer Hand in die andre gegangen iſt), „aufhebe, oder, wenn auch δοξα „die Vortreflichkeit *in einem noch ſo hohen Grade* anzeigt, doch nicht glaube, daſs dieſer Glanz mit in „dem Worte begriffen ſey." Er beſann ſich alſo nicht, daſs *ſtatuere* auch heiſse: *eine Meynung behaupten*; daſs *ſi vel maxime δοξα fuerit omnino excellentia nur* heiſsen könne: „wenn auch *höchſtens* (d. i. alles zugegeben was man zugeben kann) *δοξα Herrlichkeit überhaupt* ſeyn oder bedeuten möchte;" und daſs *non ſaltem ſimul* ſo viel ſey als: *nicht wenigſtens zugleich mit.* — Warum übrigens der Ueberſetzer die Ordnung oder Stellung der Abhandlungen verändert, und beſonders warum er ſo oft die Noten des ſel. Morus weggelaſſen hat, worin dieſer ältere oder neuere Schriftſteller anführt, die mit ihm einerley Meynung ſind oder ſie weiter ausgeführt haben; ja ſelbſt Noten, worin M. den Sprachgebrauch der heil. Schrift erklärt — z. B. in der ſchönen Abhandlung von allgemeinen Begriffen in der Theologie S. 199 f. — dies wiſſen wir uns nicht zu erklären. Doch wohl nicht, um manchen Leſern nicht *verdrieſslich* zu fallen?

Dresden, in der Hilſcherſchen Buchh.: D. — *Morus Anweiſung, wie man Gott als Geiſt auf eine gemeinfaſsliche Art vorſtellen könne.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt von M. *Paul Chriſtian Gottlob Andrea*, des heil. Predigtamts Cand. 1793. 3 Bog. 8.

Dieſe Ueberſetzung eines im J. 1783 ausgegebenen Programms, das auch in der erſten Sammlung von *Mori diſſertationibus* wieder abgedruckt iſt, ſcheint mit Fleiſs gemacht zu ſeyn, und bindet ſich genauer an das Original als die, welche in dem erſten Bande der vorhin angezeigten *kleinen Schriften* den zweyten Platz einnimmt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs* oder der Empörung in Deutſchland zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts von *Georg Sartorius*, Cuſtos der Göttingiſchen Bibliothek. 1795. XVIII. u. 406 S. 8.

Ganz einverſtanden mit dem Vf., daſs eine neue Bearbeitung der Geſchichte des ſo merkwürdigen *Bauernkriegs* gerade für den gegenwärtigen äuſserſt bedenklichen Zeitpunkt, in mehr als einer Rückſicht ſehr verdienſtlich, und die Lectüre derſelben für manchen ſehr belehrend und nützlich ſeyn könne, muſs auch Rec. die darauf gewendete Mühe mit Dank erkennen. Sollte derjenige, der die Geſchichte bloſs als Geſchichte ſtudirt, ohne ſich eben um den Einfluſs zu bekümmern, den dieſelbe etwa auf die Geſinnungen anderer haben könnte, berechtiget zu ſeyn glauben, mehr von dem Vf. zu fodern, als er wirklich geleiſtet hat, ſo hat ſich derſelbe theils ſchon durch die deutliche Erklärung ſeiner Abſichten, theils aber auch durch das Bekenntniſs, daſs es ihm nicht am guten Willen, wohl aber an Gelegenheit, weiter als ſeine Vorgänger zu kommen, gefehlt habe, ſattſam gerechtfertiget. Zudem iſt ja durch dieſen, hauptſächlich den gegenwärtigen Zeiten angemeſſenen Verſuch, andern der Weg nicht verſperret worden, weiter zu gehen, und dasjenige, was demſelben abgehet, zu erſetzen, wie wir denn wirklich eine ausführliche, aus gedruckten nicht nur, ſondern auch aus *ungedruckten* Quellen geſchöpfte Geſchichte des *Bauernkriegs*, und des ſo ganz genau mit demſelben zuſammenhängenden *Schwäbiſchen Bundes* von Hn. Prof. *Schmid* in *Ulm* zu erwarten haben. Unſer Vf. bemerkt in der Vorrede, daſs dieſe Geſchichte in den neuern Zeiten, aus Mangel näherer Nachrichten, (um die man ſich vielleicht doch nicht ernſtlich genug möchte bekümmert haben,) noch mehr aber deswegen ſo wenig bearbeitet worden ſey, weil dieſer Aufſtand nur kurze Zeit gedauert habe, und ohne merkliche Folgen geblieben ſey, die den Geſchichtſchreiber beſonders hätten intereſſiren können. (Dieſes mag wohl auch der Grund ſeyn, warum dieſer Krieg in der ſonſt ſo weitſchweifigen *Häberlinſchen Reichsgeſchichte*, auf etlichen wenigen Blättern abgefertiget worden iſt.) Indeſſen da jene Gährungen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen haben, welche heut zu Tage ausgebrochen ſind, ſo glaubt Hr. *S.*, daſs eine genauere Nachricht von jenen, in mancher Hinſicht nicht nur Vergnügen, ſondern auch einigen Nutzen gewähren würde, weil — gewiſſe praktiſche Wahrheiten, wenn ſie auch mit allem Scharfſinn, und mit aller Beredſamkeit vorgetragen würden, nicht halb ſo wirkſam auf einen groſsen Theil der Menſchen wären, als wenn ihnen die Geſchichte zu Hülfe kommt, Beyſpiele aufſtellt, und jeden zu dieſen Wahrheiten hinführt, ohne daſs er ahne, wohin ihn dieſer Weg trägt. In der nun folgenden ungemein gründlichen *Einleitung*, die Rec. ſchon in einem gewiſſen Journal geleſen zu haben, ſich erinnert, wird der Leſer durch eine richtige Darſtellung des Zuſtandes der Bauern, und überhaupt aller derer, über die, die Fürſten, der Adel und die Cleriſey in Deutſchland zu Ende des funfzehnten, und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts zu gebieten hatte, gleichſam vorbereitet, jene traurigen Scenen zu erwarten, die ihm in der folgenden Geſchichte vor Augen gelegt werden. Dieſer Zuſtand der deutſchen Bauern war der kläglichſte, der ſich nur denken läſst. Fürſten, Edelleute und Geiſtliche ſahen dieſelben für *ihr Eigenthum* an, mit welchem ſie ſchalten und walten konnten, wie ſie nur immer wollten. Der Adel war damals freyer, und die Macht der Fürſten über denſelben eingeſchränkt. Derſelbe konnte alſo mit den Bauern machen, was ihm gut dünkte. Selbſt von den *Landtagen* konnten ſich *die armen Leute (miſeri)* — das war der Name, den man ihnen gab — nicht viel gutes verſprechen, da auf denſelben nur die Geiſtlichkeit, der Adel und die Städte erſchienen — die Bauern, dieſe verworfene Claſſe von Menſchen, gehörten nicht zu den Ständen. Sogar die hohen *Reichsgerichte* konnten nichts zu ihrem Vortheil thun. Sie waren damals noch zu neu — zu dem war *dieſer Weg zur heiligen Juſtitz* zu weit, und für den ausgeſaugten Landmann viel zu *koſtbar*. (Sollte dies nicht noch immer, auch in unſern Tagen, wo nicht überall, doch gewiſs in manchen Gegenden der traurige Fall ſeyn??) Was die Bauern alſo noch erwarten konnten, das kam bloſs auf *die Gnade und Barmherzigkeit* ihrer Herren an, und daſs ſie ſich auch von dieſer Seite nicht viel gutes verſprechen konnten, läſst ſich leicht erachten, da der deutſche Adel damals gröſstentheils wild und barbariſch war. Ueberdies war bey den höhern Ständen, aus verſchiedenen Urſachen, und beſonders wegen des immer mehr überhand nehmenden Luxus, auch die Zahl ihrer (vermeintlichen) Bedürfniſſe geſtiegen. Es muſsten alſo neue Hülfsquellen eröffnet und neue Steuern aufgelegt werden. Dieſe trafen abermals den Bauer. Denn der Adel und die Geiſtlichkeit konnten nicht beſteuert werden. Die Plagen, welche die Bauern von den Söldnern und Landsknechten, durch die Befehdungen u. d. g. auszuſtehen hatten, waren unerhört. War es daher wohl Wunder, wenn der faſt ganz zu Boden gedrückte Deutſche endlich an eine Empörung dachte? Die errun-

gene Freyheit und Unabhängigkeit der *Schweizer* vermehrte die Gährung der Gemüther — wie denn auch die Rebellion zuerſt in den an die Schweiz gränzenden Ländern ausbrach. Zur Ausbreitung des ſchon einmal entſtandenen Aufruhrs trug ſehr viel das, in den deutſchen *Städten*, (wo ſich der bisherige Wohlſtand ſichtbar vermindert hatte,) herrſchende Misvergnügen bey. Die mit ihren Obrigkeiten unzufriedenen *Bürger* vereinigten ſich mit den gedrückten *Landleuten*. Am meiſten wirkte auf den Bürger ſowohl, als auf den Landmann, der Zuſtand der damaligen Geiſtlichkeit, bey welcher das Sittenverderbniſs die höchſte Stufe erſtiegen hatte. Man foderte — und das mit allem Rechte, eine Veränderung. *Luther* trat auf — ſeine Volksſchriften verbreiteten überall ein Licht, das von nun an keine menſchliche Macht mehr auszulöſchen fähig war. Die Frage: ob *Luther* durch ſeine Reformation den Bauernaufruhr veranlaſst habe, beantwortet der Vf. eben ſo gründlich als ausführlich. Nicht die *Propaganda von Wittenberg;* eigenen Druck und Härte hatte man zu befürchten. Mit Abſchaffung der gröbſten Misbräuche, und mit Nachgeben der billigſten Foderungen des Volkes, hätte man vieles, ja alles, gewinnen können. *Luther* war alſo an den ſpätern Unruhen eben ſo wenig ſchuld, als an den *frühern*, die ſich ſchon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gezeigt hatten, und von denen der Vf. zu Ende der Einleitung eine zwar kurze, doch befriedigende, Nachricht ertheilet. Die Geſchichte ſelbſt trägt er in 4 Abſchnitten vor — *der erſte* — Anfang der Empörung in Schwaben, Verbreitung derſelben in Franken und im Maynziſchen. *Der zweyte* — Empörung im Biſsthum Speyer, in Würtemberg, im Elſaſs, an der Saar, in der Pfalz u. ſ. w. *Der dritte* — Siegreicher Zug des Schwäbiſchen Bundesheers durch Schwaben; Vereinigung deſſelben mit dem Heer des Kurfürſten von der Pfalz und andrer Fürſten; Zug in Franken; Einnahme von Würzburg; Trennung der beiden Heere; Beylegung der Rebellion im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland. *Der vierte* — Münzers Empörung in Thüringen, Verbreitung derſelben in Sachſen, Fulda und Heſſen. Dieſe, von *Münzern* erregte Empörung, war von den in den vorhergehenden Abſchnitten beſchriebenen ganz verſchieden, daher ihr der Vf. auch einen eigenen Abſchnitt widmete. Am Schluſſe handelt derſelbe noch von den Urſachen der ſo ſchnellen Dämpfung dieſer Unruhen, und bemerkt, daſs dieſelben zwar die traurigſten Folgen mancher Art, aber auch dieſe höchſt erwünſchte gehabt haben, daſs dadurch die Reformation, oder die Veränderung der bisher beſtandenen kirchlichen Verfaſſung, der wir ſo vieles zu danken haben, beſchleunigt worden ſey. Als Beylagen ſind beygefügt 1. *Die zwölf Artikel der Bauerſchaft.* Hr. *Strobel* hat dieſelben *im 2ten Bande ſeiner Beytrage* S. 8. u. f. *aus einer Originalausgabe*, mit diplomatiſcher Genauigkeit abdrucken laſſen. 2. *Offentliches Ausſchreiben der Bauern vor und zu Würzburg verſammlet an alle Fürſten.* 3. *Kritiſche Ueberſicht der Schriften, welche bey der Ausarbeitung dieſer Geſchichte ſind gebraucht worden.* Das Urtheil über des *Gnodelius* Geſchichte des Bauerkriegs, die gewiſs mit unverkennbarem Fleiſs ausgearbeitet iſt, möchte faſt etwas zu ſtrenge ſeyn, zumal da der Vf. dieſes Werk wohl benutzen konnte. Rec. beſitzt die Originalausgabe *Baſil.* 1570. 8. Man hat davon auch eine deutſche Ueberſetzung von *Jacob Schluſser.* Baſel 1573. Fol. Hn. *Strobels* Miſcellaneen zur Geſchichte des Bauernkriegs hat der Vf. erſt nach vollendeter Arbeit kennen lernen, welches wir bedauern. So hat auch der verſtorbene Rector *Hummel* in Altdorf ſchon im J. 1792 einen *Beytrag zur Geſchichte des Schwäbiſchen Bundes und des Bauernkriegs, beſtehend in Urkunden und Briefen,* zu *Fürth* 8., und Hr. Pred. *Waldau* in Nürnberg ſchon 1790 in Nürnberg einen *Beytrag zur Geſchichte des Bauernkriegs in Franken beſonders im Biſsthum Bamberg aus einer gleichzeitigen Handſchrift* herausgegeben, die dem Hn. *Sartorius* unbekannt geblieben ſind. Von den *Materialien* des letztern zur Geſchichte dieſes Kriegs ſind indeſſen noch *zwo Lieferungen* erſchienen, die wir nebſt der erſten bey dieſer Gelegenheit anzeigen wollen.

CHEMNITZ, b. Hofmann: *Materialien zur Geſchichte des Bauernkriegs* in Franken, Schwaben, Thüringen im Jahre 1525. *Erſte Lieferung* 1791. *Zweyte Lieferung* 1794. *Dritte Lieferung* 1794. 228 S. 8.

Des Sammlers und Herausgebers Abſicht iſt, beſonders dem künftigen Geſchichtſchreiber des Bauernkriegs, dadurch einen weſentlichen Dienſt zu leiſten, und demſelben manche, oft doch vergebliche, Mühe zu erſparen. Denn wirklich iſt es ſo leicht nicht, die hin und wieder verſteckt liegenden Nachrichten von dieſer ſo merkwürdigen Begebenheit zu finden, oder die kleinern gleichzeitigen Schriften, dieſen Krieg betreffend, in die Hände zu bekommen. Am allerſchwerſten aber iſt es, ſolcher Handſchriften habhaft zu werden, die über denſelben nähere und bisher unbekannt gebliebene Aufſchlüſſe geben. Hr. *Sartorius* hat daher auch ſchon die erſte Sammlung dieſer Materialien benutzt, auch die 12 Artikel der Bauerſchaft aus denſelben wieder abdrucken laſſen. Es würde zu weitläuftig ſeyn, die in dieſen drey Lieferungen befindlichen Stücke anzuzeigen; wir bemerken nur daſs zwey derſelben — *Vergleich der Bauern in der Grafſchaft Lupfen mit ihrem Herrn, dem Grafen Siegmund,* und *des Frankiſchen Hauffen Zug und Handlung* — aus Handſchriften genommen worden ſind. Dieſes letzte Stück dienet beſonders zur Ergänzung der Geſchichte des bekannten *Götz von Berlichingen.* Gut wäre es, wenn Hr. *Waldau* am Schluſs dieſer Sammlung noch eine beſtimmte Anzeige machte, wo man die in derſelben befindlichen Stücke ſchon gedruckt antreffen kann.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen, Copien derſelben von E. Riepenhauſen. Zweyte Lieferung.* 1795. XIV u. 370 S. in 8. und ſechs Kupfertafeln in Querfol.

Am Schluſs der Vorrede zur erſten Lieferung dieſes dem Witze und dem Kunſtfleiſse unſrer Nation ſo rühmlichen

Digitized by Google

lichen Werks verſprach Hr. *L.* die zweyte Lieferung ſchon auf die Michaelismeſſe v. J. und die Erklärung der *Heyrath nach der Mode* als Inhalt derſelben. Beides traf nicht ein, weil ſich der Künſtler dieſe mehr ausgearbeiteten Blätter nicht in ſo kurzer Zeit zu liefern getraute, und eine Krankheit hinderte ihn an der Vollendung der dafür gewählten ſechs Blätter, *der Weg der Buhlerin.* Daſs dieſe Krankheit von Grund aus gehoben ſey, wird gewiſs keiner bezweifeln, der Hn. *Riepenhauſens* treffliche Copieen mit den Originalen vergleicht; eben ſo wenig wird er aber auch irgendwo in der Erklärung den Einfluſs einer Kränklichkeit bemerken, die leider! dem verdienſtvollen Herausgeber eine läſtig treue Begleiterin durch das Leben bleibt, die aber ſich doch alles ihres Einfluſſes unterwürfig genug zu begeben, und ihren verdrängten Feindinnen, der Geſundheit des Geiſtes und der heiterſten Laune, zu weichen ſcheint, ſobald er ſich mit dem Publicum unterhält. Sollte ein ſo glückliches Anſchlagen dieſer Kur Hn. *L.* nicht Antrieb genug ſeyn, ſich ihrer öfter und fortgeſetzter zu bedienen? Die einzige ſchlimme Wirkung, welche jene Ueberläſtige auf ſeinen Geiſt zu haben ſcheint, iſt die, daſs ſie ihn faſt bis zur Schüchternheit miſstrauiſch gegen ſeine ſo allgemein anerkannte Kräfte macht. Kaum bedurfte es auch der Gründe, die Hr. *L.* in der Vorrede anführt, warum die Erklärung dieſer ſechs Blätter minder unterhaltend ausfallen konnten. Es mag ſeyn, daſs ſie an ſich ſelbſt von allen Hogarthſchen Werken die kleinſte Quantität von eigentlich ſogenannter *lachenmachender* Materie enthalten; in der Erklärung vermiſſen wir Laune und treffenden Witz im mindeſten nicht, und der eingeſtreute Ernſt iſt gleichfalls von der Art, daſs er ſo willkommene als belehrende Unterhaltung gewährt. Ganz ein anders iſt, der markige, kraftvolle Anſtrich dieſes Ernſtes, als *Trusler's* und *Ireland's* trockner, unbelebter, moraliſirender Ton. Uebrigens begreift Rec. die Verlegenheit ſehr wohl, in der ſich der Vf. über die Erklärung einiger auf dieſen Blättern vorkommenden Dinge befand; aber der Erklärer zog ſich auch hier meiſterhaft aus dem Handel; und was er darüber in der Vorrede ſagt, wird vollends allem genommenen Aergerniſſe vorbeugen. Das weiſe *Darumherumgehen* und das Hinwegſehen mit geſuchter Direction, war hier ohne Zweifel der beſte Ausweg; Ueberſpringen oder directes Hinweiſen hätte hier ganz verkehrte Wirkung gethan. „Wer in einer Geſellſchaft von Frauenzimmern, immer nur Eine und „eben dieſelbe anſieht, verräth ſich nicht um ein Haar „mehr, als der, der nur immer Eine und dieſelbe *nicht* „anſieht. Das Eine löſst das Problem ſo gut als das „andre.“ — Am Schluſs der Vorrede wird, auſser den angezeigten Druckfehlern, noch ein Uebereilungsfehler verbeſſert. Wir ſetzen noch, durch die eigne Nachweiſung des Vf. veranlaſst, ein paar Berichtigungen hinzu. S. 151. Z. 5. iſt durch einen Schreibfehler *Telegraphen* für *Teleſkope*, oder vielmehr für *Brillen*, geſetzt; und auf der zweyten Platte nahm Hr. *L.* den Abſatz des Pantoffels für die Spitze deſſelben, worauf ſich die nun nicht zutreffende Bemerkung S. 86 gründet, daſs die Fuſsſpitze einwärts zu ſtehen gekommen ſey.

Um unſern Leſern einigen Vorſchmack des reichen und erfreulichen Genuſſes zu geben, den ihnen auch dieſe Fortſetzung eines ſo meiſterhaften Commentars gewähren wird, wollen wir einige Stellen ausheben. S. 78, wo von dem Geſichte der Hauptperſon die Rede iſt, fragt Hr. *L.* mit Recht: „Iſt das Carricatur?“ und ſetzt hinzu: „O! noch immer nennt man dich den Car-„ricatur-Mahler, guter *Hogarth*, dich Seelenmahler; „aber tröſte dich. Die dich ſo verkennen, ſind ſehr „gewöhnliche Menſchen. Ein griechiſches Steingeſicht „mit blinden Augäpfeln nach irgend einem verheimlich-„ten Müſterchen, aus Tuſch-Schälchen mühſam zuſam-„men zu lecken, verſtundeſt du wohl ſo gut als ſie, „und wie es hundert deiner Landsleute verſtunden, die „alle vergeſſen ſind, während Du bleibſt und bleiben „wirſt.“ — S. 189 gedenkt er einer Deutung, welche einer ſeiner Freunde von dem Komödianten-Blatte der vorigen Lieferung auf die franzöſiſche Revolution gemacht hat; z. B. „den verlornen Seehandel drücken „die Wellen vortrefflich aus, die man in die Ecke ge-„worfen hat. Katzen drehen Weltkugeln um, ohne zu „wiſſen, was ſie da machen; Biſchofsmützen werden „Futterale für Komödienbücher. Juwelen von Bettlern „füllen Malterkörbe. Das können doch wohl nichts „weiter als *Aſſignaten* auf Juwelen ſeyn; und dieſem „unermeſslichen Reichthume droht ein brennendes Talg-„licht den Untergang. *Sansculotterie* iſt hier überall; „ſogar das einzige Paar Hoſen liegt weggeworfen da. „Man ſchneidet einer wüthenden Katze den Schwanz „ab. Iſt das nicht *Robespierre's Schweif*, mit dem man „jetzt beſchäftigt iſt? Der Dreſchflegel, das heiſst, der „Ackerbau, liegt im Winkel. Die leeren Koffer ſind „ſo klar wie was. Eine Seegöttin aus Weſtindien ſchenkt „einem Sansculotten ihren letzten Rum; und beide wei-„nen; ſie ſelbſt iſt auf das Land geworfen. Der Affe, „der ſeine Geſchäfte mit dem Helm, vielleicht der Pal-„las, treibt, iſt nicht zu verkennen. Auch das Suchen „der Kleiderſtücke in den Wolken hat ſeine Bedeutung. „So geht es durch das Ganze; und die Verſammlung, „worin dies alles vorgeht, nennt ſich: *Senatus Popu-„lusque Romanus.*“ — Unter mehrern äuſserſt witzigen und ſcharfen Bemerkungen wählen wir nur noch folgende, S. 148: „Die Weltweiſen haben längſt bemerkt, „daſs *Erblinden* die Hälfte des Todes ſey; und wirklich „ſcheint die Natur dieſe Meynung zu unterſchreiben, „welches eben nicht immer der Fall bey Bemerkungen „der Weltweiſen iſt. Ich zweifle nämlich, ob es gegen „irgend ein Uebel in dieſem Jammerthal mehr Hülfsmit-„tel giebt, als gegen das *nicht ſehen können.* Bliebe „die Sonne aus; gut, ſo ſteckten wir Lichter an. Das „iſt eine Kleinigkeit. Verſchlieſst der Staar das Fen-„ſter; wiederum gut, ſo macht der Augenarzt den La-„den wieder auf. Wird der Menſch *Myops*, oder ſieht „er von dem Univerſo nichts als die Spitze ſeiner Naſe, „oder wird er *Presbyt*, und ſieht den Kirchthurm deut-„lich, aber nicht ſeinen Nächſten, der vor ihm ſteht, „ſo iſt der ganze Handel mit zwölf Groſchen abgethan, „die man dem Glasſchleifer bezahlt. Mit Hülfe dieſer „groſsen Triple Allianz von Lichterzieher, Augenarzt „und Glasſchleifer, hat der Menſch bisher die abſolute

„ſowohl als relative Blindheit ſo kräftig bekämpft, *de-* „*ſenſive* wenigſtens, daſs ihre Eingriffe, die ſie dennoch „hier und da thut, kaum der Rede werth ſind. Ja, „man hat ſogar *offenſive* agirt, und Hoffnung, dereinſt „noch den Splitter in des Bruders Auge im Monde zu „ſehen. Iſt es nicht ſonderbar mit dieſem Sehen? Ha- „ben wir nicht ſchon eine Telegraphik mit dem Monde „zu Stande gebracht? ſo daſs wir, genau berechnet, „immer nach anderthalb Secunden wiſſen konnen, wenn „dort oben ein *monte nuovo* entſtanden iſt, oder ein „Liſſabon oder Meſſina ſein Ende erreicht? Aber ach! „wenn es doch auch Brillen für die übrigen Sinne gäbe! „Allein da ſieht es erbarmlich aus! Da ſinkt der *Presbyte* „immer mehr in Myopie; *Fernſichtigkeit* wird *Kurzſich-* „*keit*, und dieſe erſtirbt bald in völliger *Blindheit*. Wer „da ein Licht anzünden, oder, den *Staar* ausziehen, „oder eine *Brille* ſchleifen könnte! O! es wäre der Stein „der Weiſen, ich meine des *Alters*, ohne welches keine „Weisheit möglich iſt. Man hat es tauſendmal verſucht; „aber mit welchem Erfolg? Der Geiſt, erſt voraus und „willig, und das Fleiſch hinter drein ſchwach, eröffne- „ten den Zug, dann folgte, armſelige, erzwungene „Willigkeit des Fleiſches, hinter welchem der Geiſt er- „bärmlich herkroch, und endlich — war gar kein Zug „mehr; und Geiſt und Fleiſch, und Auge und Brille waren „verloren. Meiſtens Jammer-Schade für die — *Brille*."

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Heilbronn* u. *Rothenburg an der Tauber* bey Claſs. *Geſchichte des Katechismuswesens im Wirzburger Biſsthume.* 1794. 78 S. 8. Die Abſicht dieſer kleinen, aber ſehr merkwürdigen, von einem ſachkundigen, unbefangenen Gelehrten verfaſsten Schrift geht unſtreitig dahin, nicht nur den gemeinen Mann, ſondern auch Perſonen aus höhern Ständen, die eben ſo, wie dieſer, ſogleich Gefahr für die Religion wittern, ſobald von einer, auch noch ſo nothwendigen und heilſamen, Veränderung die Rede iſt, auf ein vielleicht zu veranſtaltendes beſſeres Lehrbuch für die Jugend im Wirzburger Biſthume vorzubereiten, und allen Klagen, als wollte man dem Volke vermittelſt deſſelben, die angeerbte Religion rauben, und demſelben eine neue aufdringen, vorzubeugen. Dieſe gute Abſicht konnte der Vf. wohl nicht beſſer erreichen, als dadurch, daſs er nicht nur überhaupt zeigte, daſs alles, was man jetzt für *alt*, und von vorigen Zeiten hergebracht anſieht, anfangs auch *neu* geweſen ſey, und dieſe Geſtalt nur nach und nach angenommen habe, ſondern daſs er dieſes auch durch eine kurze Geſchichte des Katechismuswefens in gedachtem Biſsthume anſchaulich, und zwar ſo anſchaulich machte, daſs nur ganz verblendete das jammervolle des bisher ertheilten Religionsunterrichts nicht einſehen und beklagen, und eine baldige Verbeſſerung für erlaubt, ja für höchſt wünſchenswerth, erkennen ſollten. Der allererſte Religionsunterricht, den man auch im Wirzburgiſchen dem Volke gab, ſchränkte ſich bloſs darauf ein, daſs man dem Gedächtniſſe deſſelben, das *Pater noſter*, das *Credo* und den *Dekalogus* oder die *Zehen Gebote* einzuprägen ſuchte. Kein eigentlicher Katechismus war nicht vorhanden, und ſelbſt nach Erſindung der Buchdruckerey, die ſich doch vorzüglich mit liturgiſchen Schriften beſchäfftigte, wurde nicht dafür geſorgt. Daher auch in der erſten 1482 zu *Wirzburg* gedruckten Agende nichts zu finden iſt, was einem öffentlichen Religionsunterricht gliche; bloſs bey der Taufe wird der Pathe und zwar in lateiniſcher Sprache erinnert, den Täufling, das *Pater noſter*, das *Ave Maria*, und das *Credo in Deum* lehren zu laſſen. Erſt 1564, da der Biſchof *Friedrich* von *Wirsberg* eine neue Agende publicirte, wurde mehr Rückſicht auf den Unterricht des gemeinen Volks genommen. In dieſer beſonders merkwürdigen Agende, die Rec. ſelbſt beſitzt, iſt dem Tauſformular nicht allein eine deutſche Ueberſetzung der an die Pathen zu ſtellenden Fragen, und von denſelben zu gebenden Antworten, ſondern auch eine förmliche Unterweiſung und Ermahnung an die ſämtlichen Zeugen der Handlung beygefügt worden. So findet man auch bey den Vorſchriften, wie die Eheleute eingeſegnet, das h. Abendmal den Kranken mitgetheilet werden ſoll, deutſche Ermahnungen und Gebete. Der am Ende beygefügte Anhang enthält in deutſcher Sprache *das Vater Unſer, das Ave Maria, den chriſtlichen Glauben und die Zehen Gebote Gottes.* Vermuthlich gaben zu dieſer Verbeſſerung die Fortſchritte, die der Proteſtantismus, durch die unter das Volk ausgeſtreuten Katechismen, machte, die nächſte Veranlaſſung; wenigſtens fieng man um dieſe Zeit an, die Nothwendigkeit, dem Volke und beſonders der Jugend einen beſſern Unterricht, als der bisherige war, zu ertheilen, nach und nach einzuſehen. Vorzüglich war es der berühmte Jeſuite *Petrus Caniſius*, der mit ſeinen beiden Katechismen, dem gröſsern und kleinern, groſsen Beyfall fand. Daſs derſelbe auch in *Wirzburg* eingeführt worden ſey, iſt leicht zu erachten. Indeſſen ſah man doch ein, daſs dieſer Katechismus nicht für die kleinere Jugend paſſe; es wurde daher noch ein anderer, unter der Regierung *Johann Gottfrieds*, unter dem auffallenden Titel: *Kinderſpiel* eingeführt, und dieſes *Kinderſpiel* blieb beynahe 150 Jahre ein Wirzburger Schulbuch, indem ſolches erſt 1752 caſſirt werden konnte. Erlaubte es der Raum, ſo würden wir aus dem von dem Vf. mitgetheilten Auszug aus dieſem *Kinderſpiel* einige Fragen und Antworten ausheben, um einen jeden zu überzeugen, daſs ſich gar nichts einfältigeres, ja wohl gar ſcandalöſeres denken laſſe, als dieſes *Kinderſpiel.* Ganz im Geſchmacke deſſelben ſchrieb 1625 der Jeſuite *Georg Vogler*, ſeinen *Exempelkatechismus*, den er *JESU von Nazareth, dem Göttlichen Zwölfjährigen Kind, ſeinem genädigen Gott und Herren, zu unterthänigſten Gehorſam und Ehren dedicirte.* Aus dieſem nur etwas zur Probe! Fr. *Wo werden alle guldene, fromme Engeliſche, ja göttliche Kinder gebohren? A. zu Bethlehem in dem Stall bey Ieſu dem allerſchönſten Kindelein* u. ſ. w. Fr. *Was iſt das für ein Stall? A. Die katholiſche Kirch. Denn gleich wie der Stall zu Bethlehem ohn allen Geſtank nicht geweſen, als iſt die Kirch Gottes auf Erden nicht ohn Ergerniſs und Geſtank der Sünden: Wie auch jener Ochſen und Eſel gehabt, als begreift dieſe nicht allein fromme Gerechte leut, ſondern auch Gottloſe, die dahin leben wie unvernünftiges Vieh.* Nach langer Zeit, erſt 1678, dachte der Biſchof *Peter Philipp von Dernbach* an eine Verbeſſerung. Es wurde eine neue Auflage des bisherigen Wirzburgiſchen Katechismus beſorgt, und manches anſtöſsige, beſonders das erſte Capitel vom *Kinderſpiel* weggelaſſen; und bey einer neuen 1711 erfolgten Auflage, wurde derſelbe abermal caſtrirt. Doch wir müſſen die übrigen Schickſale, die das Katechismuswefen in Wirzburg ferner gehabt hat, und die immer nicht die günſtigſten waren, übergehen, und bemerken nur noch dieſes einzige, daſs derjenige, den der Jeſuite *Franz Xaver Widenhofer* ausarbeitete, und den der Biſchof *Carl Philipp*, 1752, beſtätigte, bisher, und alſo bis in das 42ſte Jahr in allen Schulen und Kirchen dieſes Biſthums vorgeleſen und erklärt worden — daſs aber auch dieſer, nach des Vf. freymüthigen Aeuſserungen aus verſchiedenen, ſchlechterdings unläugbaren und nicht zu widerlegenden, zum Beſchluſs angeführten Gründen für das jetzige Zeitalter unzweckmäſsig und unbrauchbar ſey, und daſs es folglich unverzeihliche Sünde wäre, wenn gegen eine ſo nothwendige Aenderung des Religionsunterrichts noch eine Einwendung ſollte gemacht werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Junius 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leizig, b. Cruſius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiſten*, von F. B. *Trommsdorf*, Prof. der Chemie auf der Univerſität zu Erfurt etc. *Zweyten Bandes, erſtes Stück.* 1794. 216 S. 8.

Auch das gegenwärtige Stück dieſes Journals, deſſen Plan und Einrichtung bereits aus der Anzeige des erſten Bandes bekannt iſt, zeugt von dem rühmlichen Beſtreben des Herausgebers, zu einer mehrern Aufklärung im Fache der Pharmacie beyzutragen, und zugleich auf die Moralität der, in der ſittlichen Ausbildung verwahrloſeten unter den angehenden Apothekern, — denn *alte* Sünder beſſern ſich nur ſelten, — zu wirken. Es iſt daher zu hoffen, daſs es ihm, bey Fortſetzung ſeines Journals, fernerhin mehr darum zu thun ſeyn werde, eigenes Verdienſt um daſſelbe ſich zu erwerben, als mit unbedeutenden fremden Beyträgen es zu überladen. — *Ueber eine Aſſecuranz unter den ſämmtlichen Apothekern Deutſchlands*, vom Herausg. So gemeinnützlich und patriotiſch dieſer Vorſchlag iſt, ſo möchte doch die Ausführung mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn. Den mitgetheilten vorläufigen Plan, deſſen weitere Auseinanderſetzung er ſich vorbehält, empfiehlt er indeſſen der Beherzigung ſeiner Mitcollegen. — *Ueber das Conditioniren der Apotheker*, von Ebend. Eine kurze Schilderung der Vortheile, welche das Serviren dem angehenden Apotheker gewährt, nebſt Mittheilung einiger dahin abzweckenden guten Regeln. — *Noch ein paar Worte über die Frage: Was heiſst eine gute Apotheke?* Von Ebend. Nicht äuſserlicher Flitterglanz, ſondern Reinlichkeit, Ordnung, Genauigkeit, Aechtheit der Medicamente, und deren gewiſſenhafte Zubereitung, beſtimmen das Weſen einer guten Apotheke. — *Ueber Hahnemanns Weinprobe.* Durch mehrere Klagen über das Fehlſchlagen dieſes Mittels bewogen, gibt Hr. D. *Hahnemann* hier eine nochmalige Vorſchrift, mit der Anweiſung, wie die bey deſſen Anfertigung vorgefallene Fehler zu vermeiden ſind. Bekanntermaſsen zeigt ein hienach verfertigtes Prüfungsmittel Bley, Kupfer, und andere ſchädliche Metalle, im Weine an; Eiſen hingegen bleibt unangezeigt und unpräcipitirt, wenn es von der Säure des Weins ſelbſt, nicht aber, wenn es durch Mineralſäuren aufgelöſt iſt. Unter dem Namen: *Liquor probatorius fortior*, theilt nun Hr. D. *H.* eine anderweitige Vorſchrift mit, die von der vorhergehenden darin unterſchieden iſt, daſs zu ihrer Bereitung, ſtatt des Weinſteins, die weſentliche Weinſteinſäure angewendet wird, wodurch der Liquor die Eigenſchaft erhält, auch das durch Mineralſäuren aufgelöſte Eiſen aufgelöſet zu erhalten. — *Chemiſche Unterſuchung der Ulmenrinde*, von *Rinke*. — *Die Kryſtalliſation des vegetabiliſchen ätzenden Laugenſalzes*, mitgetheilt von Hn. *Lowitz*. Ob dieſe Kryſtalliſation, nach hier angezeigter Methode, an andern, weniger nördlichen Orten, als Petersburg, eben ſo gut gelingen, und dabey dieſelbe Erſcheinung ſtatt haben mag? — *Ueber den weiſsen Queckſilber-Präcipitat*, vom Hn. Prof. *Hermbſtädt*. Auf die Frage: woran die Schuld liege, daſs der nach *Wiegleb's* Art verfertigte, *Mercurius praecipitatus albus* faſt immer gelb ausfalle, theilt Hr. *H.* die richtige Auseinanderſetzung und Erklärung dieſes Proceſſes mit, woraus dann das Mittel zur Abhelfung jenes Uebels hervorgeht. — *Ein neuentdeckter phosphoreſcirender Körper*, vom Herausg. *Mercurius dulcis* giebt, wenn er von der Bereitung noch warm iſt, oder auch nachher erwärmt wird, beym Zerbrechen ein lebhaftes Licht. Am ätzenden Sublimate iſt ſolches nicht zu bemerken. — *Etwas über die räthſelhafte Natur des ſogenannten Cremor Tartari ſolubilis*, von *Buchholz*. Nach Anführung der Meynungen anderer Scheidekünſtler, trägt Hr. *B.* ſeine eigene, durch Verſuche unterſtützte, vor, nach welcher ſich dieſes Salz als eine Miſchung aus weinſteinſaurer Sode, boraxſaurer Potaſche, und freyer Weinſteinſäure, zu erkennen giebt. — *Ueber das Verhalten einiger Neutralſalze zum Kupfer*, vom Herausg. Vitrioliſirter Weinſtein, Glauberſalz, Salpeter, Kochſalz, mit Kupferfeile und Waſſer, ſowohl in Porzellangefäſsen als in kupfernen Keſſeln, gekocht, wobey aber die Flüſſigkeiten noch heiſs aus den Keſſeln gebracht worden, gaben keine Spur vom aufgelöſten Kupfer zu erkennen. Wurden hingegen kupferne Keſſel, mit den Auflöſungen dieſer Salze befeuchtet, der Luft ausgeſetzt, ſo fanden ſie ſich nach einigen Tagen grün angelaufen. — *Ueber die Verfertigung der Pottaſche*, aus dem franz. des Hn. *Bosc d'Antic*. — Auszug aus D. *Reſe Abhandlung über die Krähenaugen;* desgleichen aus D. *Schaub's Abhandlung vom Kirſchlorbeer.* Unter den verſchiedenen, an Thieren angeſtellten Verſuchen, ſteht es im Widerſpruch, daſs S. 110 u. 111 eine Taube von 30 Tropfen desjenigen Waſſers, da ein Pfund deſſelben von einem Pfunde Blätter abdeſtillirt worden, nach drey Minuten, und eine andere von 100 Tropfen ſogleich, getödtet worden; da doch S. 113 von dem Waſſer, da 3 Pfund Blätter mit 2 Pfund Waſſer deſtillirt worden, 200 Tropfen einer Taube ohne Schaden gegeben werden konnten. Die Verſuche, ob und was für Veränderungen das Kirſchlorbeerwaſſer von verſchiedenen gegenwirkenden Mitteln erleiden würde, ſind jedesmal mit der ver-

verſchwenderiſchen Menge von *zwey Tropfen* des Waſſers angeſtellt worden. Das muſs recht exacte Reſultate gegeben haben! — *Ueber die grüne Farbe des Cajeputöls.* Nach Hn. *Thunberg* wäre dieſe Farbe dem Oele eigen; aber zufolge der Verſuche mehrerer rührt ſie dennoch vom Kupfer her. — *Genaue Beſchreibung einiger ausländiſchen Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche. Cinchona caribaea; Copaifera officinalis; Theobroma Cacao. — Von der Verfertigung der lebendigen Kräuterſammlungen, und präparirter Pflanzen;* wozu gute Regeln mitgetheilt werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Beyträge zur Unterhaltung für Freunde der Religion und des Vaterlandes in Rückſicht auf unſre Zeiten. Erſtes Stück.* 1793. *Zweytes Stück.* 1794. in fortlaufenden Seitenzahlen. 256 S. 8. (Das Stück iſt für 6 gr. zu haben in Lignitz beym Buchdrucker Pappaſche, und in Haynau beym Hn. Poſtſecretär Scholtz, laut der Nachricht auf dem Umſchlage.)

Auf dem rothen Umſchlag des erſten Stücks nennt ſich Hr. *C. G. Fechner*, evangeliſcher Prediger in Parchwitz, als Herausgeber; er ſcheint aber auch Vf., zwar nicht aller, aber doch der meiſten Aufſätze zu ſeyn, und läſst dieſe Zeitſchrift auf ſeine Koſten drucken. Die Abſicht dieſer Beyträge iſt, durch Sammlung deſſen, was über den Werth der Chriſtenthums- und der Vaterlandsliebe geſagt worden iſt, oder geſagt werden kann, zur Ermunterung und Vermehrung der Freunde der Religion und des Vaterlandes zu wirken, und dadurch etwas zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung beyzutragen. Im erſten Stück ſind folgende Aufſätze enthalten: 1) *Wer iſt ein Freund der Religion? Erklärung über Plan und Abſicht.* Die Frage, wer ein Freund der Religion ſey? iſt ſehr kurz und unzulänglich beantwortet. 2) *Ueber das Verhältniſs, in welchem Chriſtenthum und Philoſophie in ältern und neuern Zeiten gegen einander geſtanden haben.* Die Fortſetzung und der Beſchluſs dieſer ausführlichen Abhandlung iſt im 2ten Stück enthalten. Der Vf. zeigt aus der Geſchichte, daſs die Philoſophen, von den Platonikern an bis auf die Anhänger der neueſten philoſophiſchen Syſteme dem Chriſtenthum unendlich viel geſchadet haben. Die Facta ſind bekannt und meiſtentheils richtig erzählt; aber viel zu einſeitig beurtheilt. Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt (St. 2. S. 229 f.): Die von einander ſo himmelweit (?) verſchiedenen Dinge, Vernunft, Chriſtenthum und Philoſophie ſind niemals gehörig unterſchieden worden. Die Vernunft — muſs billig oben an ſtehen, da ohne Vernunft weder Philoſophen noch Chriſten ſich denken laſſen. — Ihr kommt es zu, zu entſcheiden, ob ſie der Philoſophie oder dem Chriſtenthum ihr Vertrauen ſchenken ſoll. Es iſt hohe Zeit, daſs ſie, auf welche jeder Menſch, auch ohne Philoſophie Anſpruch machen kann, das Richteramt zwiſchen der Philoſophie und dem Chriſtenthum übernehme, und jene zur Rechenſchaft fodre über den Gebrauch, den ſie von dem letztern durch einen ſo langen Zeitraum gemacht habe. Vor dem Thron dieſes Richters erklärt der Vf., „daſs die Philoſophie, ſo lange ſie mit dem Chriſtenthum auf Menſchenwohl zu wirken ſuchte, *nichts gethan (?)*, als das Chriſtenthum entſtellt, der Vernunft verdächtig gemacht, des blinden Vertrauens der Menſchlichkeit ſich bemächtiget, dadurch aber alle Winkel der Erde mit unermeſslichem Elend und Jammer erfüllt, und es ſogar dahin gebracht hat, daſs das Chriſtenthum, welches als die Lehre des Friedens, der Liebe und des Wohlwollens, der Welt ein Segen des Himmels ſeyn ſollte, ihr ſehr oft ein Fluch der Hölle geworden iſt; und da die Kirchengeſchichte dies unwiderſprechlich beweiſet, (ſo fährt der Vf. weiter fort,) ſo erkläre ich auch, daſs die Philoſophie in Sachen des Chriſtenthums mit Recht das Vertrauen aller verſtändigen und tugendhaften Menſchen verloren habe." — Gründliche Kenner der Geſchichte werden ohne unſer Erinnern wiſſen, was auf die harten und höchſt übertriebenen Beſchuldigungen, die hier der Philoſophie gemacht worden, zu antworten ſey. Kurz vorher (S. 205) hatte der Vf. der (durch *Thomaſius* und *Wolf*) verbeſſerten Philoſophie doch noch ein kleines Verdienſt zugeſtanden. Sie bekriegte (ſagt er) mit gutem Erfolg die Hexerey, das Geiſterbannen, Schatzgraben, und andere damals herrſchende Teufeleyen, *oder unterſtützte vielmehr chriſtliche Prediger*, die ſich *ſchon lange vorher ſolchen abergläubiſchen Dingen* öffentlich *in Lehrvorträgen widerſetzten*, und dabey oft von Philoſophen der Rechtsgelehrſamkeit viel Ungemach zu leiden hatten. (Der Vf. weiſs alſo nicht, daſs die meiſten damaligen Prediger die eifrigſten Patronen des Aberglaubens waren, und daſs Thomaſius von ihnen für einen abſcheulichen Ketzer erklärt worden iſt.) Nun aber ſoll die Philoſophie *nichts gethan*, als das Chriſtenthum entſtellt haben. Wie übertrieben! Uebrigens iſt dieſer Aufſatz der ausführlichſte in dieſer Zeitſchrift; bey der Anzeige der Uebrigen können wir uns kürzer faſſen. 3) *War die Schlacht bey Wahlſtadt im* Jahr 1241 *ſo wichtig wie die ältern Geſchichtſchreiber* behaupten, *oder ſo unbedeutend wie die neuern ſagen?* Die Abſicht dieſes Aufſatzes war nicht, die in demſelben zum Grunde liegende hiſtoriſche Thatſache mühſam zu unterſuchen, die verſchiedenen Meynungen derer, die darüber geſchrieben haben, unter einander zu vergleichen, und das Ganze in ein gehöriges Licht zu ſetzen. Der Vf. wollte nur dieſe Begebenheit von einigen Seiten und Beziehungen betrachten, aus welchen man ſie bisher noch nicht betrachtet hat; und dann wollte er auch die Schlacht bey Wahlſtadt als einen nicht ganz unwürdigen Gegenſtand für die höhere Dichtkunſt darſtellen. 4) *Das gerettete Deutſchland.* Erſter Geſang. Dieſes Gedicht auf die Schlacht bey Wahlſtadt iſt nach des Rec. Einſicht nicht ohne poetiſchen Werth. 5) *Auszüge und Anzeigen.* Unter andern wird eine Schrift im Auszuge geliefert, von welcher der Herausgeber oder Verfaſſer dieſes Aufſatzes vermuthet, daſs ſie vielleicht unter die ſchon vergeſſenen gerechnet werden könnte, nämlich der *Verſuch über den Plan, den der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchen entwarf.*

die 1784 erſchien. Es iſt zu wundern, daſs der Herausgeber nicht wuſste, daſs dieſe vortreffliche Schrift den Hn. Oberhofprediger Reinhard zum Verfaſſer hat, und daſs bereits eine zweyte Ausgabe davon erſchienen iſt. Das Buch wird übrigens nach Verdienſt gerühmt.

Zweytes Stück. 1) *Poetiſche Bittſchrift eines ſchleſiſchen Schulmannes.* Dieſer Schulmann war der Cantor Burman zu Goldberg. Im Jahr 1756 übergab er die hier abgedruckte Bittſchrift dem dortigen Bürgemeiſter, und erhielt auf dieſelbe eine anſehnliche Gehaltsvermehrung. Denn er hatte dem Hn. Conſul in Verſen vorgerechnet, daſs er jährlich nicht mehr als 191 Rthlr. einnehme, und zur Beſtreitung ſeiner unentbehrlichſten Bedürfniſſe 291 Rthlr. nöthig habe. Wie ſich dieſe Bittſchrift hieher verirrt hat, lernen wir aus einer Anmerkung des Herausg. Sie verdiene nämlich um deswillen hier eine Stelle, da ſie zur Erleichterung der bekümmerten Lage ſo manches verdienten Schulmannes, und dadurch auch für Religion und Vaterland vortheilhaft wirken könne. 2) *Ueber das gegenſeitige Verhältniſs der Religion und der Philoſophie* etc. — Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt ſchon bemerkt worden. 3) *Auszüge und Anzeigen aus folgenden Schriften: Ueber die Gefahr, die den Thronen, den Staaten und dem Chriſtenthum den gänzlichen Verfall drohet* etc., *von einem Freunde der Fürſten und der wahren Aufklärung*, 1791. Dieſe bekannte Schrift, in welcher die ungereimteſten Träumereyen mit wahren und halbwahren Thatſachen wunderbar contraſtiren, wird hier für unterrichtend und belehrend erklärt. Sie enthalte auf 106 Seiten ſo viel Wichtiges und Beherzigungswerthes, daſs es nicht ſo leicht ſey, einen vollſtändigen Auszug davon mitzutheilen, ohne in Gefahr zu gerathen, die ganze Schrift abzuſchreiben. Freylich! *Was ſoll ich zur Beruhigung meiner Seele glauben bey den mannichfaltigen Meynungen der Gelehrten? Beantwortet von einem abgelebten Greiſe am Rande des Grabes.* Zelle, 1790. Der Vf. dieſer hier in einem kurzen Auszuge dargelegten Abhandlung war bekanntermaſsen der verſtorbene Conſiſtorialrath Jacobi in Zelle. *Der Chriſt der beſte Unterthan. Aus Friedr. Karl v. Moſer moraliſchen und politiſchen Schriften.* 4) *Ueber die Recenſion der Beyträge etc. in der literariſchen Beylage zu den ſchleſiſchen Provincial-Blättern im Septemberſtück* 1793. Dieſer Aufſatz rührt nicht von dem Herausg. dieſer Beyträge ſelbſt her, ſondern von einem andern, der ſeine Gedanken über jene Recenſion um deswillen aufgeſetzt hat, weil die Recenſion die Abſicht der ganzen Unternehmung verdächtig macht, indem darauf hingedeutet wird, ſie gehöre zu denen, die wahre Aufklärung hindern, oder herabſetzen wollen. Dieſer Vorwurf ſoll durch dieſe Apologie abgelehnt werden. — Rec. hofft, daſs die Leſer durch dieſe kurze Anzeige des Inhalts dieſer zwey Stücke in den Stand geſetzt ſeyn werden, den Geiſt dieſer Zeitſchrift ſelbſt zu ahnen. Uebrigens ſollten jährlich drey bis vier Stücke erſcheinen. Es ſind uns aber nicht mehr als die angezeigten im Jahr 1793 und 1794 gedruckten Stücke zu Geſichte gekommen. Das Unternehmen ſcheint alſo nicht hinlängliche Unterſtützung gefunden zu haben.

Leipzig, b. Cruſius: *Katechetiſche Erklärung und Unterhaltung über die Sonn- und Feſttags-Evangelien.* Von *Sylveſter Jakob Ramann*, des evangel. Miniſt. zu Erfurt Collaborator, und Conrector an der Predigerſchule, (nunmehr Pfarrer zu Zimmern Supra bey Erfurt.) *Zweytes Bändchen.* 1793. 281 S. *Drittes Bändchen.* 1794. 258 S. *Viertes Bändchen.* 1794. 206 S. *Fünftes Bändchen.* 206 S. 8.

In dieſen vier Bändchen ſind die katechetiſchen Erklärungen der Sonn- und Feſttags-Evangelien vom Sonntage Septuageſima an bis auf den 27ſten Sonntag nach Trinitatis enthalten, und iſt alſo hiemit das ganze Werk vollendet. Im Ganzen hat man Urſache, mit der Arbeit des Vf. zufrieden zu ſeyn, und Schullehrer, auch wohl manche Prediger werden ſie mit Nutzen gebrauchen können. Indeſſen könnte gegen die Erklärung einzelner, beſonders ſchwerer Stellen noch manches erinnert werden. So wird z. B. bey der Erklärung des Evang. am Sonntage Invocavit die gewöhnliche Meynung angenommen, daſs unter dem Verſucher der böſe Geiſt zu verſtehen ſey, welcher ſich vermuthlich in einer menſchlichen Geſtalt gezeigt, und ſich mit Jeſu in ein Geſpräch eingelaſſen habe. *Die Engel dienten Jeſu*, nachdem er die Verſuchungen glücklich beſiegt hatte, das ſoll heiſsen: *Sie brachten ihm Speiſe*, und hiebey wird die Anmerkung gemacht: So ſorgte Gott ſelbſt, wie es der Heiland vorherſagte, für ihn, indem er ihm auf eine auſserordentliche wunderthätige Art durch die Engel Speiſe bringen lieſs. — Hingegen wird die Stelle im Ev. am Sonntage Sexageſima: *Der Teufel nimmt das Wort von ihren Herzen* etc. von *Verführern* erklärt, und zum Beweis, daſs oft derjenige, der einen Menſchen zum Böſen verleiten, oder an dem Guten hindern will, *Teufel, Satan*, in der Bibel genennt werde, wird ganz richtig Marc. 8, 33. angeführt. Dieſe Erklärung wäre bey der Geſchichte von der Verſuchung Chriſti anwendbar geweſen. — *Beelzebub* ſoll der *Mücken-* oder *Fliegen-Gott* heiſsen, und hiebey wird angemerkt, die Juden hätten geglaubt, der Teufel habe dieſe Thiere erſchaffen. Daher ſey folgendes Mährchen entſtanden: Da der Teufel bey der Erſchaffung der Welt zugeſehen habe, wie Gott alles ſo herrlich mache, ſo wäre es ihm auch eingefallen, was (etwas) zu erſchaffen. Bey aller Bemühung aber hätte er weiter nichts hervorbringen können, als Mücken und Fliegen; und dieſe lebten nun, wie ihr Meiſter ſelbſt, den Menſchen ſelbſt zum Verdruſs. Dieſes Mährchen wird hierauf von dem Katecheten widerlegt. — Hingegen ſind manche, und vielleicht die mehreſten evangeliſchen Abſchnitte recht gut und faſslich erklärt. Oft werden die abgehandelten Materien durch Beyſpiele aus der Geſchichte erläutert; und das iſt an ſich ſehr gut. Nur ſind die Erzählungen bisweilen zu lang, und manche, die aus der alten Geſchichte genommen ſind, werden ſich dem Gedächtniſſe nicht leicht einprägen, weil zum Ver-

Digitized by Google

Verſtehen derſelben Vorkenntniſſe nöthig ſind, die von Kindern ſchwerlich erwartet werden können. So z. B. die Geſchichte von *Solon* und *Kröſus* (B. 4. S. 49 ff.). Die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems wird (B. 4.) von S. 89 – 106 erzählt, und das in einer Katechiſation über das Ev. am 10ten Sonntage nach Trinitatis. Dieſer Erinnerungen ungeachtet, wird dieſes Buch für Schullehrer immer brauchbar genug ſeyn. In der Vorrede zum *dritten* Bändchen wiederholt der Vf. ſein Verſprechen, die Sonn- und Feſttagsepiſteln eben ſo zu bearbeiten, wie die Evangelien. Durch die Erfüllung dieſes Verſprechens wird er Schullehrern, die vermöge ihrer Schulordnung den Kindern die Epiſteln eben ſowohl, als die Evangelien erklären ſollen, einen angenehmen Dienſt erweiſen.

Nürnberg, in der Raw'ſchen Buchh.: *Bibliſche Denkſprüche mit Anwendungen in Verſen auf alle Tage im Jahr*, ſammt Morgen- und Abendgebeten auf alle Wochentage und etlichen Liedern von einer Verehrerin der göttlichen Schriften, M. C. S. 1793. 194 S. 8.

Auf jeden Tag im Jahre iſt eine Schriftſtelle gewählt, und der Inhalt derſelben in Verſe gebracht worden. Die Vfn. iſt nach der Vorrede eine chriſtliche Dame von angeſehenem Stande, welche dieſe erbauliche Gedanken in ſtillen Andachtsſtunden zu eigenem Gebrauch niedergeſchrieben hat. Ein Freund fand dieſe Blätter in der Handſchrift und beſchloſs, ohne Wiſſen der Vfn., ſolche durch den Druck gemeinnützig zu machen. Ob er derſelben dadurch einen Gefallen gethan habe, iſt alſo noch ſehr zweifelhaft, denn was man zu ſeiner eigenen Andacht aufzeichnet, will man deswegen nicht ſogleich an das Publicum kommen laſſen. Die Beſcheidenheit der Vfn. war ſehr wohl gegründet, denn, wenn gleich manche gute Gedanken darin vorkommen, ſo iſt doch Inhalt und Poëſie mehrentheils von der Art, wie man ſie in den ehemals beliebten Schatzkäſtlein findet. Aus nachfolgenden Proben, die dem Rec. gerade vor die Augen kommen, mag der geneigte Leſer ſelbſt darüber urtheilen. Am 22 März. Joh. 18, 8: *Suchet ihr denn mich, ſo laſſet dieſe gehen.*

Seele! alle Noth
Wirf auf deinen Gott!
Er als Heiland hilft ſie tragen.
Wer an dich ſich wollte wagen,
Muſs mit Schanden doch beſtehen;
Jeſus ſpricht: *Laſs dieſe gehen.*

Am 29 April. Exod. 28, 29. *Aaron ſoll die Namen der Kinder Iſrael tragen in dem Amtſchildlein, auf ſeinem Herzen.*

Mein Name ruhet auch auf Deinem *JESUS-Herzen!*
Dies iſt der beſte Troſt in Leibs- und Seelen-Schmerzen.
Du Hoherprieſter denkſt dort oben auch an mich u. ſ. w.

Am 12 Sept. Hohel. 5, 10: *Mein Freund iſt weiſs und roth auserkohren unter vielen tauſenden. O auserkohrner Freund!* Vor vielen tauſenden, zur Freude für mein Herz im Glauben auserſehen! Wie ſchön, wie göttlich ſchön biſt Du, o höchſtes Gut, für mich in *Unſchuld weiſs*, und *roth in Deinem Blut.*

KLEINE SCHRIFFTN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schöne: *Waldemar, Markgraf von Schleswig.* Ein Ritterſchauſpiel in fünf Acten. Von *Hugemeiſter.* Aufgeführt auf dem Theater zu Berlin. 1793. 104 S. 8. Ein Mord aus Rache, eine Hinrichtung und ein Selbſtmord beſtimmen die Hauptpunkte der Handlung dieſes Stücks. Waldemar, ein unbändiger und inconſequenter Eiſenfreſſer, und mit dieſen Eigenſchaften recht zum Helden eines Ritterſchauſpiels geeignet, vergeht ſich gegen Kaiſer und Reich, und wird ſeines Lehns für verluſtig erklärt. Sein Bruder übernimmt es, den Ausſpruch des Kaiſers dem Verurtheilten zu überbringen, und ihn ſo weit zu executiren, daſs er ſein Wappen zerbricht, und ihm vor die Füſse wirft. „O Bruder, Bruder, ruft Waldemar bey dieſer Gelegenheit aus; ein Fuſstritt von dir hat alle Denkmäler meiner Väter, ihre Ehrenſäulen, ihre Grabſteine zerſplittert. Was haſt du gethan, did Arbeit mehrerer Jahrhunderte in einem Athemzuge zu Grunde gerichtet. O ſammelt ſie auf, dieſe heiligen Reliquien, tragt ſie, wie in andächtiger Proceſſion, im Lande umher, und erbettelt von Prieſtern und Leviten eine Thräne des Erbarmens." Noch vorher hatte Waldemar den Verführer ſeiner Frau, nebſt ſeiner Beute in einem Kloſter überfallen, und ermordet; die Frau ſpringt aus dem Fenſter in die vorüberflieſsende Elbe. Waldemars Bruder fängt ſie auf, und übergiebt ſie dem Gerichte zu Hamburg. Dieſes verurtheilt ſie zum Tode. Waldemar übernimmt es, ſie den Händen des Henkers zu entreiſsen; aber die Frau, welche ſeine Abſicht erfährt, läſst ſich etwas früher hinrichten, und vereitelt den Plan ihres Mannes. Nun wüthet er gegen die kaiſerl. Commiſſarien, läſtert den Kaiſer, und erſticht ſich. An gräſslichen Scenen und wunderbaren Ereigniſſen fehlt es alſo hier nicht Aber man hat dergleichen ſchon ſo oft geſehn, daſs es einem nur Spaſs dünkt. Auch wundert man ſich nicht mehr, unter Rittern weder Wahrheit in den Empfindungen, noch viel weniger Wahrheit im Ausdrucke zu finden. Als Waldemar den Ehebruch ſeiner Frau erfahren hat, beſpricht er ſich ſo mit ſich ſelbſt: „Die Meineidige! mich ſo zu hintergehn! ſo mit ungeweihter Hand die Vorhänge unſers Ehebettes aufzureiſsen, und Eiferſucht und Zwietracht wie ein Pfand der Liebe in unſre Mitte zu legen. Doch ich will die Miſsgeburt in den Windeln erdrücken!" O Natur! o Wahrheit!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Junius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oxford, aus der Clarendoniſchen Druckerey: *Αρχιμηδȣς τα σωζομενα μετα των Ευτοκιȣ Ασκαλωνιτȣ υπομνηματων. Archimedis quae ſuperſunt omnia* cum *Eutocii Aſcalonitae Commentariis.* Ex Recenſione *Joſephi Torelli*, Veronenſis, cum nova Verſione latina. Accedunt Lectiones Variantes ex Codd. Mediceo et Pariſienſibus. 1792. XXIX und 471 S. fol. nebſt einem Titelkupfer und einer Vignette, worauf Archimeds Kopf nach einem alten römiſchen Marmor abgebildet iſt.

Unter allen Schriften des griechiſchen Alterthums iſt vor und nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften keine Claſſe mehr vernachläſsiget worden, als die mathematiſche. Sehr viele, ſelbſt von den bedeutendſten Werken dieſer Art, ſind gänzlich verloren gegangen, oder nur noch in arabiſchen Ueberſetzungen vorhanden; andere exiſtiren zwar noch in mehr oder weniger verdorbenen Abſchriften, ſind aber bisher entweder noch gar nicht, oder doch ſehr fehlerhaft, einige auch nur in mangelhaften lateiniſchen Ueberſetzungen herausgegeben worden; und nur ſehr wenigen iſt das Glück widerfahren, von ſachkundigen Männern kritiſch bearbeitet, und in einer ihrer würdigen Geſtalt dem Publicum vorgelegt zu werden. Freylich finden ſich bey einigem Nachdenken leicht mehrere Urſachen dieſer noch immer fortdauernden, und vielleicht immer mehr zunehmenden Vernachläſsigung. Einmal werden die Männer immer ſeltener, welche die Sach- und Sprachkenntniſſe mit einander verbinden, die zur Herausgabe eines alten Mathematikers erfoderlich ſind, und die zugleich die wirklich nicht geringe Mühe übernehmen wollen, die über alle Beſchreibung fehlerhafte, und von unwiſſenden Copiſten mit Beybehaltung der alten, und Hinzuſetzung neuer Fehler äuſserſt entſtellten Abſchriften zu dechiffriren. Doch würde man wirklich den Mathematikern Unrecht thun, wenn man glauben wollte, es gebe nicht auch unter ihnen Männer, welche die Denkmäler des Alterthums gehörig zu ſchätzen wüſsten, und bereit wären, ſie von den ihnen durch die Hand der Zeit aufgedrückten Flecken zu reinigen. Auſser dem, was wirklich von einigen verdienten Männern, beſonders Engländern, hierin geleiſtet worden iſt, dachten ein *Daſypodius*, ein *Wallis*, ein *Bernard* darauf, *ſämmtliche* alte Mathematiker herauszugeben. Aber da tritt nun ein anderer böſer Umſtand ein. *Nemo eſt*, wie Wallis ſagt, *qui impreſſionis ſumtus ſuſtinere velit.* Gründliches Studium der Mathematik iſt noch viel zu ſelten, als daſs ein Buchhändler hinreichenden Abſatz eines alten mathematiſchen Werks hoffen dürfte. Hierzu kommt noch, daſs in neuern Zeiten, beſonders ſeit der Erfindung der Infiniteſimalrechnung ſo viele Abkürzungen der ältern Methoden angegeben, ſo viele Ausſichten zu neuen, den Alten unbekannten, Unterſuchungen geöffnet worden ſind, daſs vielleicht mancher in neuern Rechnungen wohl geübte Mathematiker ſeine Zeit zu verlieren glauben würde, wenn er an der Hand der Alten langſam den Weg durchlaufen müſste, an deſſen Ziel, an einem von ſinnreichen Männern erfundenen Springſtock, mit halbgeſchloſſenen Augen, er ſich hinſchlendern zu können Hoffnung hat. Freylich urtheilten groſse Männer, urtheilte ein *Newton* ſelbſt hierüber anders. Sie meynten, es wäre beſſer, in dem Gebiet dieſer Wiſſenſchaft anfänglich mit langſamer Eile vorwärts zu dringen, bey jedem Schritt ſich ſorgfältig umzuſehen, ſeinen Scharfſinn bey Erforſchung *einzelner* Gegenſtände zu üben, und dann erſt geſtärkt durch ſolche Uebungen darauf zu denken, wie man auf dem kürzeſten Wege, ohne Gefahr ſich zu irren, weiter und bis zu Anhöhen ſich erheben könne, die der von den Alten gebahnte Weg noch nicht völlig erreichte. Auch *Torellus* war dieſer Meynung, und ſuchte durch die Bearbeitung eines ſo ausgezeichnet groſsen, bisher aber noch ſehr vernachläſsigten, Schriftſtellers, wie Archimed war, zur Verbreitung des Studiums der alten Geometrie thätig mitzuwirken. Er war, auf Anrathen des Grafen *Stanhope*, wegen der Herausgabe des Werks mit der Oxforder Akademie, die ſich ſchon vor bald einem Jahrhundert durch die ähnliche Ausgabe des griechiſchen Texts von Euklid, und von *Apollonius* Kegelſchnitten verdient gemacht hat, in Unterhandlung getreten, hatte ſich aber nie entſchlieſsen können, die Beſorgung des Drucks fremden Händen anzuvertrauen. So unterblieb die Ausgabe, bis nach dem Tode von *Torellus* ſein Erbe *Alberto Albertini*, ein Handelsmann zu Verona, den ganzen vorgefundenen Apparat der Oxforder Akademie mit der Bitte überlieſs, die Ausgabe des Werks nun bald möglichſt zu veranſtalten, welches denn auch durch die Hn. *Robertſon* aufgetragene Beſorgung geſchahe. Ehe wir von dem, was bey dieſer Ausgabe geleiſtet worden iſt, weitere Nachricht ertheilen, wird es wohl hier der Ort ſeyn, einiges wenige von dem Leben *Torellus* nach der von Hn. *Clemens Sibilliatus*, Rhetor und Philologus zu Padua, dieſem Werk vorangeſchickten (in panegyriſchem Styl verfaſsten) Beſchreibung deſſelben anzuführen.

Torellus war 1721 zu Verona gebohren, wo er nach dem frühen Tode ſeines Vaters, eines dortigen Han-

Digitized by Google

Handelsmanns, von ſeiner trefflichen Mutter, Antonia Albertini, ſorgfältig erzogen, und Privatlehrern anvertraut wurde, bis er noch ziemlich jung die Univerſität Padua bezog, um dort hauptſächlich Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Hier zeichnete er ſich bald durch Fleiſs, gute Aufführung und Kenntniſſe ſo vortheilhaft aus, daſs dortige Gelehrte, ſelbſt aus andern Facultäten, z. B. der berühmte *Morgagni*, ihn nicht nur ihres vertrautern Umgangs würdigten, ſondern ihn ſogar über ihre Schriften und Vorleſungen zu Rathe zogen. Nach erhaltener Doctorwürde kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wollte aber bey ſeinen glücklichen Vermögensumſtänden kein öffentliches Amt annehmen, auch nicht heirathen, um deſto ungehinderter den Studien leben, nachher auch deſto ungetheilter die zärtlichſte Sorgfalt und Pflege auf ſeine kränkliche Mutter wenden zu können. Ohne die Rechtswiſſenſchaft gänzlich zu vernachläſsigen, verband er damit viele andere Kenntniſſe. Er war ſehr geübt in Geſchichte, Kritik, Chronologie, Geographie. Vorzüglich aber beſchäftigte er ſich gern mit ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, und mit Mathematik. Muſik, Malerey, Baukunſt, Alterthumskunde fanden einen ſolchen Freund und Kenner an ihm, daſs er nicht nur fremden Durchreiſenden ein angenehmer und nützlicher Rathgeber werden konnte, ſondern ſelbſt Künſtler ſein Urtheil ſich erbaten. Er verſtand auſser ſeiner Mutterſprache mehrere ältere und neuere Sprachen, von jenen die *hebraiſche*, (es ſind ſogar *Animadverſ. in Hebraic. Exodi Libr. et in Graecam LXX. Interpretat.* von ihm gedruckt, zu Verona 1744.) griechiſche und lateiniſche; von dieſen die ſpaniſche, franzöſiſche und engliſche. Er hat Aeſops Fabeln aufs neue ins Lateiniſche, Theokrit, einige Stücke von Catull und Plautus, und einen Theil der Aeneide in italieniſche Verſe, wie auch einige engliſche Stücke von Gray u. a. in gebundener und ungebundener Rede in ſeine Mutterſprache übertragen, wovon ein groſser Theil vorlängſt gedruckt iſt, einiges aber noch handſchriftlich aufbewahrt wird. Ueber mathematiſche Gegenſtände hat man verſchiedene Abhandlungen von ihm, z. B. *de rota ſub aquis circumacta Epiſtola.* Veron. 1747: *de Nihilo geometrico* Libri II. Veron. 1758: *Geometrica.* Veronae 1769, und noch einige andere. Auch Euklids Elemente hat er ins Italieniſche überſetzt, und noch ſollen nächſtens zwey Bücher über Perſpectiv von ihm erſcheinen. Selbſt auch in einige theologiſche, beſonders caſuiſtiſche, Unterſuchungen hatte er ſich in jüngern Jahren eingelaſſen, auch Moral und Metaphyſik ſtudirt. Eben ſo ſehr als durch ſeine mannichfaltige Gelehrſamkeit zeichnete er ſich durch reine Sitten, Mäſsigkeit, gefälliges Betragen aus, und erwarb ſich durch beides die Freundſchaft mehrerer achtungswürdigen Männer unter Ausländern ſowohl, als unter ſeinen Landsleuten. Er ſtarb 1781. Sein Erbe, *Alberto Albertini*, hat ihm ein marmornes Denkmal errichten laſſen, das auch hier vor ſeiner Lebensbeſchreibung, wiewohl ziemlich ſchlecht, abgebildet iſt. Sein Bruſtbild ſteht zwiſchen einer Leyer und einer Erdkugel in der Mitte. Die Unterſchrift giebt ſeine vorzüglichſten Kenntniſſe, und die Hauptzüge ſeines Charakters kürzlich an.

Von einem ſolchen Mann, der ſich die Bearbeitung Archimeds zum Lieblingsgeſchäft gemacht hatte, iſt man berechtigt, etwas Vorzügliches zu erwarten. In wie weit dieſe Erwartung befriediget worden ſeye, werden wir ſogleich ſehen; nur zuvor ein paar Worte von der äuſsern Einrichtung des Werks. Den Anfang macht eine kurze Nachricht der Oxforder Akademie von der ihr übergebenen Arbeit des Torellus, und den noch von andern hinzugekommenen Zuſätzen. Hierauf folgt, nach der Anzeige der einzelnen Archimediſchen Abhandlungen die Lebensbeſchreibung des Torellus, aus der wir ſo eben einen Auszug gegeben haben, nebſt einem Verzeichniſs ſeiner Schriften. Nun legt Torellus ſelbſt in einer ausführlichen Vorrede, nachdem er kürzlich das Vornehmſte, was man von Archimeds Lebensumſtänden weiſs, erzählt hat, Rechenſchaft von ſeiner Arbeit ab. Man hatte bisher nur Eine vollſtändige griechiſche Ausgabe von Archimeds Werken, die *Thomas Gechauff, Venatorius* benannt, zu *Baſel* bey *Jacob Herwag* beſorgt hat, wo zugleich eine lateiniſche Ueberſetzung, wahrſcheinlich dieſelbe, welche *Jacob von Cremona* für den Pabſt Nicolaus V verfertigt, und *Regiomontanus* mit aus Rom zurückgebracht hatte, ingleichen *Eutocii* Commentarien über einige von Archimeds Schriften griechiſch und lateiniſch angehängt ſind. Dieſe Ausgabe legte Torellus bey ſeiner Arbeit zum Grund, ſah aber bald, daſs er vor allen Dingen die Ordnung, in welcher die einzelnen Bücher auf einander folgen, ändern müſſe, indem ſich Archimed öfters in einem ſeiner ſpätern Bücher auf ein früheres zu berufen pflegt. Aus dieſem Grunde muſste z. B. zwiſchen die beiden Bücher vom Gleichgewicht ebener Flächen die Abhandlung über die Quadratur der Parabel eingeſchoben werden, welches übrigens auch ſchon *Sturm* in *des unvergleichlichen Archimedis Kunſtbüchern aus dem Griechiſchen in das Hochdeutſche überſetzt* u. ſ. w. Nürnberg, 1670 bemerkt hat.

Auſserdem hatte Gechauff aus zu ängſtlicher Treue, wie es ſcheint, ſelbſt offenbare Fehler ſeines Manuſcripts, (das wahrſcheinlich daſſelbe war, das nach ſeiner Erzählung Wilibald Pirkheymer aus Rom erhalten hatte,) mit abdrucken laſſen, und auf dieſe Art einen an vielen Stellen gänzlich unverſtändlichen Text geliefert. Nun hatten zwar bereits *Commandin*, Rivalt, *Barrow*, und beſonders *Wallis*, viele glückliche Verbeſſerungen vorgeſchlagenes, es blieb aber immer für Torellus noch eine beträchtliche Nachleſe übrig. Er zog dabey zuvörderſt die lateiniſche Ueberſetzung Jacobs (nicht, wie er hier heiſst, Johanns) von Cremona zu Rathe, die nach einem etwas beſſern Codex gemacht zu ſeyn ſcheint, als derjenige war, der bey dem griechiſchen Text der Basler Ausgabe zum Grund lag, um zu ſehen, ob ſich nicht mit ihrer Hülfe der Text verbeſſern laſſe. Wo dies Hülfsmittel, wie oft geſchahe, unzulänglich war, wagte er bey offenbar verdorbenen Stellen eigene Muthmaſsungen, die er auch in den Text aufnahm, doch ſo, daſs er die von ihm aus dem Text ver-

Digitized by Google

verwieſene Lesarten an dem Rande bemerkte, welches jedoch bey weitem nicht immer geſchehen iſt. Nachdem dieſe Verbeſſerungen gemacht waren, lieſs er noch mit Hülfe des Hn. *Zanetti*, Cuſtos der St. Marcusbibliothek zu Venedig, einen dort befindlichen griechiſchen Codex vergleichen, und die vorzüglicheren Lesarten auszeichnen. Es fand ſich aber, wie es auch nach Rec. Erfahrung gewöhnlich bey alten mathematiſchen Handſchriften zu geſchehen pflegt, wenig Troſt darin, und die Stellen, die in dem zu Baſel gebrauchten Codex verdorben waren, waren es meiſtens in dem Venetianiſchen eben ſo, oder noch mehr. Doch ſind einige der beſſern Lesarten dieſer Handſchrift am Rande bemerkt. Zu dieſem kritiſchen Apparat des Torellus kommt noch, um dies hier gleich einzuſchalten, durch die Sorgfalt der Oxforder Akademie, eine von *Bandini*, Präfect der Mediceiſchen Bibliothek zu Florenz, angeſtellte Vergleichung der Basler Ausgabe mit einem auf dieſer Bibliothek aufbewahrten ſehr alten, wie Hr. Bandini vermuthet, noch aus dem Anfang des 13ten Jahrhunderts herſtammenden Codex; ingleichem eine zu Paris veranſtaltete Vergleichung zwiſchen eben dieſer Basler Ausgabe, und 4 Pariſer Handſchriften aus der ehemaligen königlichen Bibliothek. Das Reſultat aller dieſer Vergleichungen iſt, etwas unbequem, nicht unmittelbar unter dem Text, ſondern am Ende des Buchs S. 379 — 471 angehängt. So wenig Rec. den ſchon aus dieſer beträchtlichen Seitenzahl wahrſcheinlichen Fleiſs der Collatoren bezweifeln will, ſo iſt er doch auf einige Stellen geſtoſsen, die ihn an einer durchgängigen Genauigkeit zweifeln laſſen. Nämlich die zweyte der hier verglichenen Pariſer Handſchriften, oder Cod. 2360 iſt offenbar dieſelbe, die auch Rivalt gebraucht hat, und die er hie und da unter dem Namen: *Codex regius manuſcriptus* anführt. Dieſe Identität erhellet aus der Beſchreibung dieſes Codex, die ſich in der, der Rivaltiſchen Ausgabe von Archimeds Werken vorangeſchickten, Lebensbeſchreibung Archimeds auf dem letzten Blatt befindet, und völlig mit der hier S. III gegebenen Beſchreibung dieſes Codex übereinſtimmt. Nun führt Rivalt bey mehreren Stellen Varianten aus dieſer Handſchrift an, die hier nicht angegeben ſind, wiewohl er freylich auch an vielen andern Stellen mit den Angaben der jetzigen Vergleichung übereinſtimmt. Z. B. am Ende des 26ſten Satzes von Conoiden und Sphäroiden liest die Handſchrift nach Rivalt ſtatt der Worte der Basler Ausgabe; *τοις απο των αξονων αυτοις* vielmehr: *τοις απο των αξονων αυτης*. In der Sandrechnung S. 121 Lin. 43 der Basler Ausgabe hat nach Rivalt die Handſchrift *ει πολλα παραπολυ* ſtatt der Basler Lesart: *εικων παραπολυ*. Ebendaſ. Lin. 49. hat nach Rivalt die Handſchrift *επινοεειν* ſtatt der Basler Lesart: *επινοειν*. In allen dieſen Stellen nun iſt hier gar keine Variante bemerkt. Zum Glück ſind bey mathematiſchen Schriften Variantenſammlungen meiſt eben von keiner ſehr groſsen Wichtigkeit, indem gerade bey dieſen Schriften, wo meiſt geometriſche Evidenz vorhanden iſt, auch bloſse Conjecturalkritik weit entſcheidender ſprechen darf, als bey den meiſten andern Schriften: allein, wenn nun doch einmal der Varianten-Prunk auf beynahe 100 Seiten in Folio aufgeführt werden ſollte; ſo müſste wenigſtens die Vergleichung genau gemacht ſeyn. Uebrigens iſt die hier gelieferte Variantenſammlung auch deswegen nicht brauchbar, durch *unmittelbare* Zuſammenſtellung mit dem hier gelieferten Text die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung des Texts mit den verglichenen Manuſcripten zu beurtheilen, weil, wie wir geſagt haben, die Mſpte mit der Basler Ausgabe verglichen worden ſind, Torellus aber ſeine Abweichungen von der Basler Ausgabe bey weitem nicht vollſtändig angegeben hat. Man muſs alſo, welches wenigſtens ſehr unbequem iſt, immer die Basler Ausgabe bey der Hand haben, und zuerſt nachſehen, ob Torellus mit der Basler Ausgabe, und dann erſt, ob dieſe mit den Mſpten übereinſtimme.

Auſser den eigentlichen Verbeſſerungen des Textes übernahm Torellus auch noch die Mühe, die in Doriſchem Dialekt geſchriebene Bücher Archimeds von den häufig darin vorkommenden Atticiſmen, wie er ſagt, zu *reinigen*, bemerkt aber ſelbſt, daſs dieſe Arbeit etwas unſicher ſey, indem die verſchiedene Dialekte nicht immer ſo genau von einander geſchieden geweſen ſeyen, daſs man nicht hie und da bey dem Attiſchen Schriftſteller Doriciſmen und umgekehrt antreffen ſollte. Völlige Gleichförmigkeit iſt denn aber doch nicht beobachtet worden. So fehlt, um nur eines anzuführen, das *Jota ſubſcriptum* gewöhnlich nach Doriſcher Art, an mehrern andern Stellen aber findet es ſich doch. Ueberhaupt aber war wohl dieſe Bemühung des Torellus eben nicht ſehr nothwendig. Noch beſſer aber war es, daſs er die zwey, jetzt nur in Attiſchem Dialekt vorhandenen, Schriften, nicht, wie er anfänglich im Sinn hatte, in den Doriſchen umgoſs.

Die lateiniſche Ueberſetzung hat er ganz neu verfertigt, weil ihm die in der Basler Ausgabe befindliche öfters, die von Commandin über *einige* Schriften Archimeds vorhandene Ueberſetzung aber wenigſtens manchmal nicht Genüge that, und er überdem bey einem ſolchen Werk auch in die Ueberſetzung Einheit des Styls bringen zu müſſen glaubte.

Auſser den griechiſch vorhandenen Schriften Archimeds iſt auch noch ſeine im griechiſchen verloren gegangene hydroſtatiſche Schrift, die nach Pappus Zeugniſs den Titel: *Περι των οχουμενων* gehabt zu haben ſcheint, und nach einer aufgefundenen alten lateiniſchen Ueberſetzung erſtens von Tartaglia, nachher verbeſſert von Commandin herausgegeben worden iſt, hier nach Commandins Recenſion, wiewohl mit einigen neuen Verbeſſerungen abgedruckt. Noch iſt eine kleine Schrift, unter dem Namen: Lehnſätze, arabiſch vorhanden, welche einige Archimed zuſchreiben, die ihm aber offenbar ſchon deswegen nicht zugehört, weil Archimed darin citirt wird. Thebit Ben-Korah ſolle ſie aus dem griechiſchen ins arabiſche überſetzt haben, und aus dem arabiſchen iſt ſie von Johannes Gravius, und von Abrahamus Echellenſis ins lateiniſche überſetzt

worden.

Digitized by Google

worden. Ungeachtet auch Torellus die Schrift Archimed abſpricht, ſo hat er ſie doch, weil er glaubte, es könnte vielleicht einiges darin von Archimed herrühren, gleichfalls aufgenommen. Anfänglich wollte er ſogar die arabiſche Ueberſetzung nach einem zu Florenz in der *Biblioth. Palat.* befindlichen Handſchrift herausgeben; allein er konnte die Erlaubniſs nicht erhalten, die Handſchrift nach Verona bringen zu laſſen. Er liefert alſo bloſs die Ueberſetzung von Abrah. Echell., an der auch Borellus gearbeitet hatte, jedoch mit Weglaſſung einiger, wie man weiſs, erſt ſpäter von Arabern beygefügter unnöthiger, zum Theil auch unrichtiger, Zuſätze, und mit Verbeſſerung eines Beweiſes. Endlich folgen noch aus *Fabricii Bibliotheca Graeca* Stellen aus verſchiedenen Schriftſtellern über einige Archimed mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit zugeſchriebene Erfindungen.

Auſser Archimeds Schriften ſind auch noch *Eutocii* Commentarien über einige derſelben, und zwar zur Bequemlichkeit des Leſers, jedesmal gleich hinter dem Satz, den ſie erläutern, beygefügt worden. Torellus klagt, daſs ſich noch Niemand gefunden habe, der auch die von Eutocius nicht erläuterte Schriften Archimeds, in denen doch wirklich öfters noch ziemliche Schwierigkeiten vorkommen, mit einem beſtändigen Commentar begleitet habe. Aber von wem wäre man eher berechtigt geweſen, einen ſolchen Commentar zu erwarten, als von einem ſo gelehrten und fleiſsigen Herausgeber Archimeds, der dies auch um ſo leichter hätte leiſten können, da doch wirklich ſchon von Andern vieles vorgearbeitet iſt, das nur hätte geſammelt und ergänzt werden müſſen. Dies iſt wirklich als ein wahrer Mangel dieſer Ausgabe anzuſehen, da doch ſonſten auch bloſse Ueberſetzer Archimeds gewöhnlich ihre Erläuterungen beygebracht haben. Nur bey einer Stelle, nämlich beym 12ten Satz der Schrift von Conoiden, und Sphäroiden findet ſich ein freylich ſehr nöthiger Zuſatz von Torellus.

Uebrigens müſſen wir doch auch noch ſehen, wie Torellus wenigſtens das, was er nun einmal leiſten wollte, wirklich geleiſtet habe. Es ſoll dies hauptſächlich in der Berichtigung des Texts und Verbeſſerung der Ueberſetzung beſtehen. Und wirklich iſt eine auch nur flüchtige Vergleichung des hier gelieferten Texts mit der Basler Ausgabe hinreichend, um ſich zu überzeugen, daſs Torellus an ſehr vielen Stellen den öfters ganz unverſtändlichen Text glücklich verbeſſert habe. Ob dies aber überall geſchehen ſey, wo es hätte geſchehen ſollen, und können, ob Torellus Grund habe zu verſichern: *Archimedem totum in integrum reſtitui, ut nihil jam ſit in ejus ſcriptis, quod hominem Geometriae peritum morari poſſit; ſi locum unum excipias, quem ſuſpicor mendoſum eſſe; ſed ideo non attigi, quod nihil de eo explorati habeam* u. ſ. w. und dann wieder: *hoc uno loco excepto reliquos omnes conjiciendo emendavi, ut nullus jam ſit, qui negotium legenti faceſſere poſſit?* dieſe Frage möchte doch Rec. keinesweges bejahen. Zum Belege dieſes Urtheils werden wir wohl einige Stellen ausheben müſſen, die entweder noch offenbare Verbeſſerung, oder doch Erläuterung nöthig haben, wenn ſie ſo deutlich ſeyn ſollen, *ut nullum negotium legenti faceſſere poſſint.* Im Beweis des 4ten Satzes des iſten Buchs vom Gleichgewicht der Ebenen ſagt Archimed: es ſey vorhin ſchon erwieſen worden, daſs der Schwerpunkt einer aus zwey andern zuſammengeſetzten Gröſse auf der geraden Linie liege, welche die Schwerpunkte dieſer Gröſsen einzeln genommen verbinde, und doch findet ſich kein Wort davon im Vorhergehenden. Müſste man daher nicht annehmen, das Vorhergehende ſey verdorben? Denn die Auskunft, die Eutocius gibt, daſs er glaube, es folge aus der Erläuterung, die er ſchon im vorhergehenden Theil ſeines Commentars gegeben habe, kann auch ohne Rückſicht auf die Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit der Folgerung, doch offenbar für Archimeds Text nichts helfen, der ſich ja nicht auf des weit ſpätern *Eutocii* Commentarien berufen konnte. Auch kann man nicht ſagen: Archimed berufe ſich hier, wie er etwa wohl ſonſt thut, auf andere von ihm geſchriebene, jetzt aber verloren gegangene Bücher, indem offenbar bey dieſer Schrift ſeine Abſicht war, alles unmittelbar aus den erſten Grundſätzen herzuleiten.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wien*, b. Cameſina: *Lettera all' Ex-Conte Giuſeppe Gorani Lombardo, ora Joſeph Gorani, Citoyen François.* 1795. 5½ S. 8. Einem ſo offenbar parteyiſchen und leichtfertigen Schriftſteller, als Gorani, Uebertreibungen und Unrichtigkeiten nachzuweiſen, war eben kein groſser Aufwand von Kunſt und Scharfſinn nöthig. Der Vf. begnügt ſich damit, die Unzuverläſsigkeit mancher von Gorani's geheimen Nachrichten durch einige Beyſpiele darzuthun. Eines der auffallendſten iſt, daſs G. den, zu Anfang unſers Jahrh. verſtorbenen Arzt, *L. A. Porzio*, im J. 1780 noch perſönlich gekannt haben will. Die beyläufigen Ausfälle auf Philoſophie und Aufklärung hätten, der guten Sache unbeſchadet, wegbleiben können; auch hätte es ſich für einen Schriftſteller, der ſo ſtreng gegen den unſittlichen Leichtſinn der Weltkinder eifert, nicht übel geſchickt, mehrere ſchmutzige Geſchichtchen zu unterdrücken, die er dem Publicum hier zum Beſten giebt. — Die mit dem Original zugleich erſchienene Ueberſetzung lieſt ſich im Ganzen gut, iſt aber, wie der Augenſchein zeigt, mit groſser Flüchtigkeit hingeworfen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 23. Junius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Oxford, aus der Clarendoniſchen Druckerey: *Αρχιμηδους τα σωζομενα μετα των Ευτοκιου Ασκαλωνιτου ὑπομνηματων* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.)

Bey dem 2ten Zuſatz des 5ten Satzes in eben dieſem Buch hat zwar Torellus ſelbſt am Rande bemerkt: *forte deſit και εφ εκατερα των μεσων.* Allein geradedies *forte deſit* iſt viel zu ängſtlich, und lange nicht hinreichend. Der Satz würde ja ganz falſch ſeyn, wenn er ſonſt nichts enthielte, als was jetzt in dem Text ſteht, wenn bloſs die beiden mittelſten Gröſsen einander gleich, von den übrigen aber gar nichts beſtimmt wäre. Es muſs alſo nothwendig in den Text wenigſtens ſo viel aufgenommen werden, als in dem Beweis des 9ten Satzes dieſes Buchs ſteht, nämlich: *και ταυτα τα εφ εκατερα των μεσων.* — Am Ende des 11ten Satzes dieſes Buchs ſcheinen die Worte: *ομοιως δε λεγομεν σαμεια κεεσθαι — ποτι ταις ομολογους πλευραις* offenbares Einſchiebſel zu ſeyn, indem ſich ja dieſe ganze Erklärung ſchon bey den dem Buche vorangeſchickten Grundſatzen völlig eben ſo findet. — Bloſses Verſehen ſcheint es zu ſeyn, wenn bey dem Commentar des Eutocius zum 7ten Satz dieſes Buchs die offenbar ſinnloſe Lesart *των* der Basler Ausgabe in den Text aufgenommen iſt, und die nach dem Zuſammenhange nothwendige Lesart *τα* am Rande als Lesart des Baslers angegeben wird. Gerade umgekehrt ſollte *τα* im Text, und *των* als verworfene Lesart des Baslers am Rande ſtehen. — Was ſoll, S. 17 in der Vorrede zur Quadratur der Parabel, die *ολα τα κωνα τομα* in der Ueberſetzung: *totius Coni ſectio* ſeyn? Aus dem Zuſammenhang läſst ſich mit hochſter Wahrſcheinlichkeit ſchlieſsen, wovon Archimed hier reden will. Einmal ſchimmert doch durch die verdorbene Lesart noch ſo viel Licht hindurch, daſs man ſieht, es ſoll von einem Kegelſchnitt die Rede ſeyn, deſſen Quadratur ältere Mathematiker vor Archimed nicht ganz glücklich verſucht haben. Und nun welcher der 3 Kegelſchnitte war dies? Gewiſs nicht die Parabel; denn von dieſer ſagt Archimed unmittelbar darauf, ihre Quadratur habe noch Niemand ſeines Wiſſens verſucht. Alſo entweder die Ellipſe oder die Hyperbel. Unter dieſen beiden Linien wars ohne Zweifel weit eher die Ellipſe als die Hyperbel, theils überhaupt ſchon um ihrer Aehnlichkeit willen mit dem Kreiſe — und gerade mit den Verſuchen über die Quadratur des Kreiſes ſetzt Archimed den Verſuch dieſer neuen Quadratur in Verbindung — theils auch, weil ſich bey dieſer der Ellipſe allein zukommenden Aehnlichkeit mit dem Kreiſe begreifen läſst, warum jemand könnte darauf gefallen ſeyn, bloſs ihre Quadratur mit Uebergehung der übrigen Kegelſchnitte zu verſuchen, welches hingegen bey der Hyperbel weit weniger erklärlich ſeyn würde. Iſt aber einmal höchſt wahrſcheinlich, daſs von der Ellipſe die Rede ſey, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, wie die Lesart verbeſſert werden müſſe, nämlich ſtatt *τας ολα τω κωνω τομας* muſs es heiſsen: *τας οξυγωνιου κωνου τομας,* welches bekanntlich bey Archimed der gewöhnliche Ausdruck für die Ellipſe war. Sturms Erklärung, nach welcher ſelbſt die recipirte Lesart eine Ellipſe bedeuten ſoll, iſt zwar ſinnreich, kann aber doch, ſo lange ſie nicht durch den Sprachgebrauch, wenigſtens auch nur in einem einzigen andern Beyſpiel, beſtätigt iſt, nicht wohl angenommen werden. Uebrigens iſt deswegen nicht gerade nothwendig, wie Sturm meynt, die folgende Worte: *και ευθειας* auszulaſſen. — In eben dieſer Schrift beym Anfang des 6ten Satzes ſollte ſtatt: *ορωμενον επι ορθα ποτι τον οριζοντα και τας AB γραμμας* wohl ſtehen: *ο. ε. ο. π. τ. ο. και δια τας AB γραμμας.* Man denke ſich eine Ebene, die auf den Horizont ſenkrecht iſt, und durch die Linie AB geht. — Ebendaſ. im 7ten Satz ſind die Worte *και κρεμασθω κατα το B το ΓΔΗ τριγωνον* ſo wie ſie hier ſtehen, offenbar unächt. Es wird ja erſt in der Folge noch einmal geſagt: *και κρεμασθω το ΔΓΗ τριγωνον,* und zwar nicht *κατα το B,* ſondern: *εκ των B, Γ σαμειων.* Jene erſten unrichtigen Worte müſſen alſo entweder ganz weggeſtrichen werden, oder man kann höchſtens nur die Worte: *και κρεμασθω κατα το B* beybehalten, und ſie alsdann auf den Wagbalken beziehen, auf eben die Art, wie ſie auch im Anfang des Beweiſes des 14ten Satzes ſtehen. Eben ſo muſs auch im 8ten Satz ſtatt: *και κρεμασθω κατα το B το ΓΔΕ τριγωνον ορθογωνιον* geleſen werden: *και κρεμασθω κατα το B, και εσω το ΓΔΕ τρ. ορθ.* In eben dieſem 8ten Satz muſs S. 22 lin. ſtatt *εχων* geleſen werden: *εχει.* Eben ſo S. 30 lin. 5 von unten. — S. 31 im Zuſatz zum 20ſten Satz ſind aus der Basler Ausgabe die unverſtändlichen Worte beybehalten: *ωστε ειμεν τα περιλειπομενα τμηματα παντος ελασσονα, τα προτεθεντος χωριω.* Es muſs heiſsen *ω. ε. τ. π. τ. ελασσονα παντος τ. π. χ.,* oder doch wenigſtens das Comma nach *ελασσονα* weggeſtrichen werden. — S. 37 lin. 43 ſind aus der Basler Ausgabe die Worte beybehalten: *την απο τα B επι την AB καθετον αγομενην. Ουτως γαρ παντως αξων εστιν η BΔ.* Hier ſind erſtens die letzten Worte von *ουτως* an offenbar ganz unrichtig und falſch, wenn man nicht annehmen will, daſs noch etwas weiteres in dem Text geſtanden habe, was aber ganz überflüſſig iſt. Und ſtatt:

επι την AB muſs es heiſsen: επι την AΓ. — S. 40 Eutocius führt hier aus *Apollōnii Conicis* eine Erklarung von dem an, was man ahnliche Abſchnitte der Kegelſchnitte nennt. Allein, wenigſtens in der von Halley aus dem arabiſchen verfertigten lateiniſchen Ueberſetzung von Apollonius, findet ſich noch die von Eutocius weggelaſſene wichtige nähere Beſtimmung, daſs die Grundlinien mit den Durchmeſſern in beiden Abſchnitten gleiche Winkel machen müſſen. Freylich ſcheint es faſt, als ob Archimed auf dieſe Beſtimmung keine Rückſicht genommen hätte. Ueberhaupt aber ſind hier und in einigen der folgenden Satze Archimeds noch Dunkelheiten zurück, die ganz unerörtert geblieben ſind. — S. 41. Hier citirt Eutocius das erſte Buch von der Kugel und dem Cylinder in einer Sache, von der in dieſem Buch gar nicht die Rede iſt. Wohl aber kommt die Materie in dem Zuſatz zum 20ſten Satz des Buchs von der Quadratur der Parabel vor. Es ſollte alſo wohl der Text verbeſſert, und dies Buch citirt werden. — S. 43 ſcheint am Ende von Eutocius Beweis noch etwas zu fehlen. Es ſoll ja nämlich, um den Schwerpunkt des ganzen Stücks zu finden, nicht die Linie ET, ſondern EX in dem dort angegebenen Verhaltniſs getheilt werden. Es müſste alſo noch hinzugeſetzt werden: wenn ſchon ET in dieſem Verhältniſs getheilt einen Punkt oberhalb P angebe, ſo müſſe dies noch vielmehr bey der nach eben dieſem Verhältniſs getheilten Linie EX ſeyn. S. 43 im 6ten Satz. Sollte hier nicht ſtatt: ταν μεταξυ ευθειαν των κεντρων τα βαρεος τα τμαματος και τα εγγραφεντος ευθυγραμμα beſſer alles in dieſer Ordnung ſtehen: ταν μεταξυ τ. κ. τ. β. τ. τ. κ. τ. εγγρ. ευθ. ευθειαν? Im Beweis dieſes Satzes S. 44 ſcheint auch noch Unordnung zu ſeyn. — S. 57 lin. 15 ποτι αυτας. Dies iſt unverſtändlich, und muſs heiſsen ποτι αυταν. Schon die Basler Ausgabe hat: προς αυτην. — S. 58 müſſen die an dem Rand mit dem allzuſchüchternen *forte* angegebenen Leſearten nothwendig in den Text aufgenommen werden. — S. 64 lin. 5 von unten ſollte es wohl ſtatt κατ αυτων heiſsen: κατ αυτας. — S. 72 die 3te Linie von unten und die folg. Eutocius will hier Archimeds Worte erläutern, und führt ſie ſo an: H αρα NΓ πολυγωνυ εσι ισοπλευρυ, και αρτιου πλευρ. Allein dieſe zwey letzten Worte ſind gar nicht in Archimeds Text, und gehören auch, wenn ſie gleich an ſich wahr ſind, gar nicht zur Sache. Wenn aber Eutocius noch weiter hinzuſetzt: δηλον, οτι και η τα τεταρτημοριυ περιφερεια εις αρτιακις αρτιον τον αριθμον ισας διαιρεθησεται περιφερειας; ſo iſt dies offenbar falſch. Denn Archimed heiſst ja den rechten Winkel ΔHΓ nur ſo lang theilen, bis man auf einen Winkel komme, der kleiner ſey, als der doppelte Winkel AKM. Wie nun, wenn der Winkel AKM gröſser wäre, als 45 Grade (welches allerdings möglich iſt), und mithin der doppelte Winkel AKM gröſser als 90 Grade, folglich ſchon gröſser als der Winkel ΔHΓ? Da brauchte man ja dieſen letzten Winkel gar nicht erſt zu theilen, und es würde alſo η τα τεταρτημοριυ περιφερεια in gar keine Theile, alſo noch vielweniger gerade in ſolche Theile getheilt, deren Anzahl αρτιακις αρτιος oder durch 4 theilbar wäre. Faſt ſollte man alſo denken, dieſes ganze Stück von Eutocius Commentar ſey unächt. Wenigſtens iſt es, wenn es auch von Eutocius ſeyn ſollte, offenbar falſch, welches immer hatte bemerkt werden müſſen. — S. 103. Im 25ſten (nach der Basler Ausgabe 24ſten) Satz des Buchs von der Kugel und dem Cylinder ſtehen in der Basler Ausgabe folgende Worte: και της ισης ταυταις ταις επιζευγνυουσαις τας πλευρας τυ πολυγωνυ (τετραπλευρη), και παραλληλυς ουσας u. ſ. w. Statt des in Klammern eingeſchloſſenen freylich wohl unrichtigen τετραπλευρη hat Torellus: ως τετραπλευρας γινεσθαι, welches, ſo wie es da ſteht, gar keinen Sinn giebt, denn die Seiten können doch wohl nicht viereckicht werden. Aus der Ueberſetzung aber ſollte man wohl ſchlieſsen, es ſey dies ein bloſser Druckfehler, und ſolle heiſsen: ως τετραπλευρα γινεσθαι. So kommt freylich zur Noth ein Sinn heraus: aber es wird wenigſtens etwas ganz überflüſſiges, und zur Sache nicht gehöriges geſagt, was ſonſt gar nicht Archimeds Sache iſt. Die Handſchriften haben alle: τυ πολυγωνυ τετραγωνυς, was freylich auch keinen Sinn giebt. Sollte man nicht ſtatt τετραγωνυς leſen können τετραπλευρυ eines viertheilichten Vielecks, ſo daſs dies eben das hieſse, was hernach in dem Beweis des Satzes ſo ausgedrückt wird: πολυγωνον, ε αι πλευραι υπο τετραδος μετρηνται? Ferner ſind die aus der Basler Ausgabe beybehaltenen Worte: παραλληλυς ουσας offenbar unrichtig. Sie müſſen ſich auf ταις επιζευγνυουσαις beziehen, und folglich heiſsen: παραλληλοις ουσαις. — Was endlich die Stelle S. 218 betrifft, welche Torellus noch für die *einzige* verdorbene hält, und die er gar nicht, oder nur durch Wegwerfung eines Theils des Textes zu retten weiſs; ſo ſcheint es Rec., ſie könne mit geringer Veränderung der Lesart völlig gut hergeſtellt werden. Archimed hatte nämlich geſagt, Conon habe mehrere wichtige Sätze vorgetragen, aber wegen ſeines zu frühen Todes ohne Beweis gelaſſen, davon habe er die meiſte in ſeinem Buch von der Kugel und dem Cylinder erwieſen; es finden ſich aber auch zwey Sätze darunter, die, wie er gleichfalls erwieſen habe, ganz falſch ſeyen. Nun führt er dieſe Sätze an, aber ſo, daſs nach der bisher gewöhnlichen Erklärungsart *drey* falſche Sätze herauszukommen ſcheinen, welches, wie Torellus richtig erinnert, theils der vorigen Angabe widerſpricht, theils auch deswegen unwahrſcheinlich iſt, weil die zwey erſten dieſer Sätze einander ſo offenbar widerſprechen, daſs Conon dies ſicher bemerkt haben müſste. Allein dieſe Schwierigkeiten heben ſich durch eine einzige Aenderung der Lesart. Der von Archimed als falſch ausgezeichnete, von Conon wahrſcheinlich nur ganz kurz ohne weitere Erläuterung ausgedrückte Satz war nämlich dieſer: Αικα σφαιρα επιπεδω τμαθη εις ανισα, το μειζον τμαμα ποτι το ελασσον διπλασιονα λογον εξει η α μειζων επιφανεια ποτι ταν ελασσονα. Was nun Archimed weiter hinzuſetzt, muſs nach Rec. ſo verſtanden und erläutert werden: dieſer Satz kann, ſo wie er von Conon ausgedrückt iſt, auf doppelte Art verſtanden werden. Entweder nämlich verſteht er unter dem Wort τμαμα die auf dem *Durchmeſſer* der Kugel abgeſchnittene ungleiche Theile, oder die *Kugelabſchnitte* ſelbſt. In beiden Fällen aber iſt

der

Digitized by Google

der Satz unrichtig, wie aus dem dir überſchickten Buch von der Kugel erhellt. Denn in demſelben kommen noch folgende beſondere Sätze vor (*κεχωρισται γαρ εν αυτοις τοδε.* Dies ginge alſo nicht, wie man's bisher verſtanden hat, auf Conons, ſondern auf Archimeds Schriften, und muſs nicht, wie auch Torellus thut, überſetzt werden: *Atque hoc etiam in illis ſejunctum erat*, ſondern, wie das Griechiſche lautet: *Etenim in illis ſejunctim propoſita erant, quae ſequuntur.*) Erſtens, wenn eine Kugel durch eine auf einen Durchmeſſer ſenkrechte Ebene in zwey ungleiche Theile getheilt wird; ſo verhält ſich die *Oberflache* des gröſsern Theils zu der des kleinern, wie der gröſsere Theil des Durchmeſſers zum kleinern. (Hier müſste alſo nur ſtatt: *το μειζον τμαμα ποτι το ελασσον τον αυτον εξει λογον* geleſen werden: *α τα μειζονος τμαματος επιφανεια ποτι ταν τα ελασσονος* oder noch kürzer bloſs: *α μειζων επιφανεια ποτι ταν ελασσονα*, und ſo verwandelte ſich der zweyte nach der bisherigen Erklärung Conon aufgebürdete falſche Satz in einen wahren von Archimed gelehrten Satz. Freylich kommt dieſer Satz nicht *wörtlich* ſo in Archimeds Schrift von der Kugel und Cylinder vor, aber er folgt doch unmittelbar aus Vergleichung des 48ſten und 49ſten (nach der Basler Ausg. des 40ſten und 41ſten) Satzes des erſten Buchs jener Abhandlung, oder kann noch leichter als Zuſatz aus dem 4ten Satz des IIten Buchs abgeleitet werden, und Archimed pflegt auch ſonſt Sätze, die ſich ganz leicht aus den von ihm erwieſenen ableiten laſſen, als ſolche anzuführen, die er erwieſen habe). Zweytens habe ich erwieſen, daſs der gröſsere Kugelabſchnitt u. ſ. w. (Hier würde Rec. ſtatt: *το γαρ μειζον τμαμα τας σφαιρας* noch leſen *το δε* u. ſ. w.) In welchem Sinn alſo Conon das Wort *τμαμα* nehmen mag; ſo bleibt immer alſo ſein Satz falſch.

Dies wird wohl hinreichend ſeyn, um zu erweiſen, daſs noch vieles in dem Text zu berichtigen übrig geblieben ſeye. Was nun die Ueberſetzung betrifft, ſo haben wir ſie zwar in den meiſten Stellen richtig und gut gefunden, doch iſt ſie auch noch an manchen Stellen undeutlich, hie und da unrichtig, und ſelbſt manchmal ſchlechter, als die bereits vorhandenen Ueberſetzungen. So ſind S. 3 im Beweis des 2ten Satzes die Worte: *επει ισορροπεοντων τω ετερω ποτιτεθη τι* unrichtig überſetzt: *id en in gravium, quae librantur, alteri adjectum eſt.* In der Basler Ausgabe ſteht beſſer: *cum alteri aequiponderantium ſit aliquid adjectum.* Ebendaſ. iſt der 3te Satz ſo ausgedruckt: *Inaequalia gravia ab inaequalibus longitudinibus ſuſpenſa librantur, et quidem majus ſuſpenſum à minore longitudine.* Weit deutlicher ſteht in der Basler Ausgabe. *Si gravia inaequalia in diſtantiis inaequalibus ſuſpenſa, aequaliter ponderent: majus in minori, minus in majori diſtantia ſuſpendetur.* S. 20 beym 6ten Satz des Buchs von der Quadratur der Parabel, ſind die Worte: *επι ορθω ποτι τον ορισοντα και (δια) τας AB γραμμας* bloſs überſetzt: *in plano ad finitorem recto.* Es muſs noch hinzugeſetzt werden: *ac per rectam AB tranſeunte.* — S. 39 lin. 10. 11, ſind die Worte: *εις τως απο μοναδος εξης αριθμως τεμνονται* ganz falſch überſetzt: *ſecari in numeros ab unitate deinceps impares.* Richtiger in der Basler Ausgabe: *in numeros ab unitate conſequenter diſpoſitos.* — S. 54 folg. werden im griechiſchen *τομευς* und *τμαμα* ſorgfältig unterſchieden, jenes Wort wird von dem zwiſchen zwey geraden Parallelen, und zwey Parabelſtücken eingeſchloſſenen Raum, dies von dem zwiſchen Einer geraden Linie und Einem Parabelſtück eingeſchloſſenen Raum gebraucht. Die Ueberſetzung hat beidemal: *ſegmentum.* Beſſer ſchon die Basler Ausgabe und auch Rivalt für jenes: *fruſtum*, für dieſes: *portio.* — S. 110 im 34ſten (nach der Basl. Ausg. 30ſten) Satz des 1. B. von der Kugel und Cylinder, iſt das Ende der Worte: *εαν η εν σφαιρα σχημα εγγεγραμμενον, και αλλο περιγεγραμμενον υπο ομοιων πολυγωνων, τον αυτον τροπον τοις προτερον κατεσκευασμενοις*, wo freylich vielleicht auch noch im griechiſchen beſonders in Anſehung des letztern Worts zu ändern, und vielleicht *κατεσκευασμενα* zu leſen wäre, ganz unrichtig ſo überſetzt: *circumactis polygonis iis, quae ſupra conſtructa ſunt, ſimilibus.* Weit beſſer die Basl. Ausgabe: *Si ſint figurae, ſphaerae inſcripta et circumſcripta, ut ſupra dictum eſt, à duabus planis figuris per circumvolutionem productae.* — S. 163 lin. 39 folg. heiſst es: *Των μεν τοι ζητεμενων ειχον την υποστασιν, εν μερει δε την Αρχιμηδει φιλην δωριδα γλωσσαν απεσωζεν.* Dies iſt überſetzt: *Quae porro quaeruntur, propoſita erant Dorica lingua, quam Archimedes inprimis amat.* Es muſs heiſsen: *Continebant enim potiſſima eorum, quae hic quaeruntur, capita, ac ſcripta erant lingua Dorica Archimedi familiari.*

Das bisher geſagte hat übrigens keineswegs die Abſicht, das wirklich groſse Verdienſt, das ſich Torellus durch dieſe Ausgabe und Bearbeitung Archimeds erworben hat, herabzuſetzen, ſondern bloſs zu zeigen, daſs noch etwas mehr Fleiſs darauf hätte gewendet werden können und ſollen. Vielleicht wäre aber auch noch mehr geſchehen, wenn Torellus ſelbſt die Ausgabe noch erlebt hätte. Wenigſtens glauben wir, nach der Verſicherung, die Torellus am Ende ſeiner Vorrede von ſeinen bereits zu einem ſorgfältigen Druck gemachten Anſtalten giebt, daſs alsdann dieſe ſonſt ſehr ſchöne Ausgabe nicht mit ſo jämmerlich vielen Druckfehlern verunſtaltet worden wäre, als jetzt leider geſchehen iſt. Hr. Robertſon, dem die Sorgfalt für den Druck von der Oxforder Academie aufgetragen war, und der auch einige Erläuterungen über ein paar Sätze von Archimeds hydroſtatiſchen Schriften beygefügt hat, hat ſich an den Manen des Syrakuſaners ſchwer verſündigt, daſs er bey der Correctur des Werks mit einer bey einem ſolchen Schriftſteller, und einer ſolchen Ausgabe ſo ganz unverzeiblichen Nachläſsigkeit zu Werk gegangen iſt. Faſt auf jeder Seite hat Rec. mehrere Druckfehler bemerkt, freylich meiſt nur in Accenten und Interpunctionen, doch aber auch noch auffallendere, z. B. S. XVIII unten: *orationis filus*, S. 120 in dem 42ſten Satz, und eben ſo S. 121 in der Erläuterung des Eutocius: *Eundem centrum*, S. 123 lin. 38 *uno* ſtatt *Cono*, S. 108, 30ſter Satz: *figurae ſphaerae inſcriptae* ſtatt *circumſcriptae*, S. 7. Prop. VIII zweymal: *totae*

Digitized by Google

totae magnitudinis centrum ſtatt *totius*, S. 10 lin. 19. *ἀδυνατον* ſtatt *δυνατον*. S. 72 lin 2. *ιτοπλευρα* ſtatt *ισοπλευρα* und ſo in unzähligen andern Stellen. Auch dies verdient Tadel, daſs die zwiſchen den Text eingedruckte Figuren immer *nur einmal* beym Anfang eines Satzes abgedruckt ſind, wenn man ſie gleich oft noch ein paar Seiten hindurch bey dem Beweis des Satzes gleichfalls vor Augen haben ſollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, in der Dolliſchen Buchh.: *Anna Boley, Königin von England.* Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen von *Joſ. Korompay*, Schauſpieler. 1794. 159 S. 8.

In dieſem Stücke ſind Scenen auf Scenen gehäuft; der Gang der Handlung wird unaufhörlich unterbrochen; die Charaktere ſind meiſtens aus der Luft gegriffen; und wir begreifen nicht, wie die Austheilung der Turnierpreiſe hineinkommt, da ſie ganz unpaſſend und ein elender Behelf iſt. Lord *Belton* iſt der Lord *Herries* aus *Marie Stuart*; kein Charakter iſt ganz ausgeführt; die Situationen entſpringen nicht ſowohl aus dem Stoffe ſelbſt, als vielmehr aus der Berechnung des Vf.: ſie ſind — Theater-Coups! ſo wie auch die Entwicklung. Der Dialog iſt unerträglich gedehnt; die Sprache iſt bald ſchwülſtig, bald gemein und oft unrichtig; z. B. *gnadenvolle* Hand — *Wonnezankerey* der Liebe — blicke in die Zukunft, und *ſchrecke dich* an ihren Folgen – Könnteſt du *dir* nicht fürchten? — Sie *ſchlagt* (fällt) zur Erde — Gott und Natur an Beweiſen gegen Ungerechtigkeit arm plündern!!! —

Berlin, b. Maurer: *Pigmalion oder die Reformation der Liebe*, ein lyriſches Drama in 2 Handlungen, von *Carl Herklots.* 1794. (Sehr geſchmackvoll mit lateiniſchen Lettern gedruckt). 127 S. 8.

Dieſes Singſpiel iſt eine ſchöne Allegorie; der Sieg der Venus Urania über die Venus Cypria iſt der Inhalt deſſelben. Der Stoff iſt mit Wärme und Delicateſſe behandelt. Die Hypotheſe von der Belebung der Statüe Pygmalions iſt neu und ſchön; ſie wird Wirkung machen, wenn ſie auf der Bühne gut ausgeführt wird. Die Verſification iſt ſlieſsend, die Diction einfach, ohne Prunk, wahr und warm; und ein geiſtvoller Tonſetzer hat ein weites Feld vor ſich. — Einige Unrichtigkeiten ſind indeſſen uns aufgefallen. Man ſagt nicht: *ich entſpinne einen Plan.* In der jüngſtvergangenen Zeit heiſst es auch: es *entſpann ſich* und nicht *entſponn*, wie der Vf. es im erſten Chore braucht, wo er ſchreibt:

Söhne zypriſcher Geſchlechter
ſind des frechen Plans Verfechter,
den ſein Uebermuth *entſponn*.

Ferner ſchreibt er: *nieden* ſtatt: *hienieden* — *vergülden* ſtatt *vergolden*.

Euch winkt ein Götterleben,
gekeltert aus den Reben
erhabner Schwärmerey!!

Welch eine wunderbare Allegorie! wie konnte ein Mann von Geſchmack ſo etwas ſchreiben? Wie fängt man es an, *das Leben zu keltern?*

Leipzig, b. Hilſcher: *Friedrich Ehrenwerth, oder die geſcheiterte Kabale.* Schauſp. in 4 A. von *C. F. F.* 1794. 124 S. 8.

Wahrſcheinlich hat der Vf. bey dieſer Arbeit manche Scenen und Charaktere andrer Stücke vor Augen gehabt, und geſucht, danach ſeine Perſonen und Situationen zu zeichnen. Allein alles iſt nur eine verunglückte Copie. Der Plan iſt gedehnt, fehlerhaft durch Unwahrſcheinlichkeiten; keiner der Charaktere iſt gut angelegt, vielweniger ausgemalt; nirgends findet man Neuheit, nirgends Intereſſe; eine regierende Fürſtin geht in der Nacht *allein* ſpatzieren, um Unglücklichen zu helfen, und wird ſtatt eines andern Mädchens entführt! — Die Kabale des Hofmarſchalls, der dieſes Mädchen liebt, wird durch einen Brief entdeckt, den der Jude Lazarus in einem Rocke des Hofmarſchalls findet, welchen er deſſen Kammerdiener abgekauft hat etc. Der erſte Act iſt unerträglich lang, und mehrere Scenen ſind mit ſo ſeichtem, munter ſeyn ſollendem Geſchwätze angefüllt, daſs ſie kein denkender Zuſchauer aushalten wird. Ueberhaupt glaubt Rec. bemerkt zu haben, daſs der Vf. ſich ſehr gern hört. Das könnte man ihm nun wohl verzeihen, wenn er nur gut ſpräche.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Regensburg*, b. Montag u. Weiſse: *Die Verwandelung;* ein Luſtſpiel. 1793. 48 S. 8. Ein Juſtizrath iſt in ein liederliches Fräulein verliebt, das ihn, nebſt ihren Helfershelfern, betrügt. Der Einfall eines armen Studenten, den Schlafrock des Juſtizraths anzuziehn, und ſeine Rolle in deſſen eignem Hauſe zu ſpielen, giebt Veranlaſſung zur Entdeckung des Betrugs. Die Ausführung dieſer elenden Intrigue iſt höchſt platt, und einer Kritik vollkommen unwürdig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Junius 1795.

PHYSIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Chemie*, von *Joh. Chriſt. Polyc. Erxleben*, weil. der Weltw. D. u. Prof. auf der Georg Auguſtus Univerſität etc. *Mit neuen Zuſätzen vermehrt* von *Joh. Chriſt. Wiegleb.* 1793. 514 S. Nebſt Inhalt und Regiſter. 8.

Dieſes Erxlebenſche Handbuch fand bey ſeiner erſten Erſcheinung im Jahr 1775 den Beyfall, welchen es verdiente; da es das erſte chemiſche Lehrbuch war, welches den damaligen Umfang dieſer Wiſſenſchaft zuſammenhängend, und in gedrängter Kürze, vortrug, und daher ſehr gut zum Leitfaden akademiſcher Vorleſungen diente. Nach dem Maſse aber, in welchem ſich, in den beiden folgenden Jahrzehenden, die Gränzen dieſer Wiſſenſchaft erweiterten, konnte auch dieſes Lehrbuch, in ſeiner erſten Ausgabe, ſeine Beſtimmung nicht mehr hinreichend erfüllen; welches jedoch nun, in der gegenwärtigen neuen Ausgabe, durch die Zuſätze des Hn. *Wiegleb's*, wobey der Text ſelbſt unverändert geblieben iſt, einige neue Brauchbarkeit erhalten hat. Von dieſen Zuſätzen ſind diejenigen, welche bloſs in Berichtigungen beſtehen, als Anmerkungen angehängt; diejenigen aber, welche ſpäter entdeckte chemiſche Gegenſtände betreffen, ſind, in Supplement-Paragraphen gehörigen Orts eingeſchaltet. Auch das Verzeichniſs der Schriftſteller hat an Ausführlichkeit gewonnen. So iſt z. B. das, der Lehrbücher und Syſteme, deren in der erſten Ausgabe nur 27 aufgeführt ſind, bis zu 97, und das, der techniſch-ökonomiſchen Chemie von 9 bis zu 45, vermehrt. Auch iſt eine neue Rubrik von 36, die Alchemie beſtreitende, Schriften hinzugekommen.

In der Anm. zu §. 116 beſtreitet Hr. *W.* die vermeyntliche Verwandlung des Waſſers in Erde, wovon *Erxleben* ſagt: er könne dieſe Behauptung ſo ganz unwahrſcheinlich nicht finden, mit allem Rechte. Wenn aber Hr. *W.* weiter äuſsert: die neuere Behauptung von der Zuſammenſetzung des Waſſers aus brennbarer und Lebensluft beruhe auf falſchen Beobachtungen und Erfahrungen; ſo laſst dieſes zweifeln, ob er ſelbſt ſchon Gelegenheit zur Anſtellung oder Beobachtung vollſtändiger Waſſererzeugungs Verſuche gehabt habe. — In dem eingeſchalteten §. 215. b. wird irrig Schottland als der Geburtsort der natürlichen reinen Schwererde genannt. Auch iſt die Vorſchrift: die durch Schmelzen des Schwerſpaths mit Alkali erhaltene Maſſe mit Waſſer auszuziehen, den Ueberreſt mit Salz- oder Salpeterſäure aufzulöſen, und daraus die Erde mit Alkali niederzuſchlagen, zur Erlangung einer, von fremden Erden und Metallkalken ganz freyen Schwererde nicht hinreichend. — Daſs, nach §. 218 Anm. das, was die meiſten Brunnenwaſſer nach dem Abrauchen hinterlaſſen, nicht ſowohl Kalk-, als Gypserde, ſey, iſt doch im Allgemeinen nicht der Fall. — Der Nickel giebt, nach der Erfahrung des Rec. in der Verglaſung nicht, wie Hr. *W.* §. 623. Anm. ſagt, eine grünliche, ſondern allerdings eine braune, nach Umſtänden auch wohl eine violette Farbe. Eben ſo wenig kann Rec. mit Hn. *W.* §. 793. b. den kryſtalliſirten Braunſtein für reines Braunſteinmetall annehmen. — Ein arger Druckfehler läſst §. 793. i. das Uranmetall 6mal *leichter* ſeyn, als Waſſer. — Uebrigens drehen ſich die von Hn. *W.* gegebenen Erklärungen gänzlich noch um das ältere Brennſtoffsſyſtem. Daher hält er z. B. §. 122. b. den Zucker noch für ein, durch Phlogiſton abgeſtumpftes, ſaures Salz; behauptet §. 185. Anm. mit Gewiſsheit, daſs der brennbare Grundſtoff der Kohle mit dem, in der brennbaren Luft, einerley ſey; ſiehet, bey §. 254. den Weingeiſt, ſo wie bey §. 291, den Eſſig, für bloſs ausgeſchiedene Beſtandtheile an; erklärt, §. 230 Anm., die zugenommene Schwere (das zugenommene Gewicht) des friſch verbrannten Phosphors, §. 360, der Schwefelſäure, und §. 810, Anm. der verkalkten Metalle, durch die, jetzt ganz gefallene Hypotheſe von der negativen Schwere des Phlogiſtons, u. ſ. w. — So beträchtlich die Wiegleb'ſchen Zuſätze ſind, ſo iſt doch im Texte noch manche Stelle übrig geblieben, die einer ebenmäſsigen Berichtigung bedurft hätte, z. B. §. 673: daſs die, bey Auflöſung des Eiſens in Salpeterſäure ſich entwickelnde Luft entzündbar ſey; §. 675: daſs die ſalzſaure Eiſenauflöſung ſich nicht kryſtalliſiren laſſe, u. m. — Dem §. 815 in welchem *Erxleben* der Möglichkeit der Metallverwandlung das Wort redet, hat Hr. *W.* eine ausführliche Anm. angehängt, in welcher er vornehmlich auch die Einwürfe beantwortet, welche E. in ſeiner phyſikaliſchen Bibliothek, bey Reviſion der Wiegleb'ſchen Unterſuchung über die Alchemie vorgebracht hat.

STENDAL, b. Franzen u. Groſse: *Polydor Lewis*, d. A. K. Doct. Mitgl. d. Soc. zu Edinburg u. Oberhoſpitalarzts auf der Inſel Wight, *philoſophiſche Unterſuchung der Natur und der Eigenſchaften des gemeinen Waſſers; nebſt Beobachtungen über ſeine mediciniſchen Kräfte.* Aus d. Engliſchen. 1792. XVI u. 142 S. 8.

Eigenthümliches Neues enthält dieſes Büchlein nicht; ſondern der Vf. hat die Materien ſeines Gegenſtandes aus ältern und neuern Schriftſtellern zuſammengetragen, und zu einer brauchbaren Ueberſicht der Naturgeſchich-

ſchichte des Waſſers geordnet. Der Inhalt iſt unter folgende Rubriken gebracht: *Waſſer im feſten Zuſtande; vermeyntliche Verwandlung des Waſſers in Erde; das Gefrieren des Waſſers; Waſſer im flüſſigen Zuſtande; Waſſer im luftigen oder dunſtigen Zuſtande; Beſtandtheile des Waſſers; medicinische Eigenſchaften des gemeinen Waſſers; Vergleichung der verſchiedenen Arten von Waſſer; Verbeſſerung des Waſſers; Kennzeichen eines geſunden Waſſers.* Aus der Verlegenheit, worein ſich der Vf. durch ſeine buchſtäbliche Annahme der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte verſetzt ſieht, daſs nämlich das Waſſer ſogleich bey ſeiner Erſchaffung gefroren ſeyn müſſe, weil es früher, als die Sonne, erſchaffen ſey, hilft er ſich S. 19. durch den Satz, daſs die Erde, gleich von ihrem erſten Anfang, diejenige Wärme bekommen habe, welche zu den Abſichten, wozu ſie dienen ſollte, nothwendig war. Nach einer, S. 25. angeführten, in Petersburg gemachten, Erfahrung des D. *King*, über das Verlöſchen des vegetabiliſchen Lebens, wird, in ſtrengen Wintern, der gefrierende Saft oft ſo beträchtlich ausgedehnt, daſs er Bäume mit einem ſchrecklichen Knalle, wie von einem Kanonenſchuſſe, auseinander berſten macht. Der Vf. berichtet, daſs ſich dieſes, im J. 1740, auch in dem ſüdlichen Theile von England ereignet habe, als das Thermometer nur 1 Grad unter Null ſtand.

Unter den verſchiedenen Verſuchen, das Seewaſſer trinkbar zu machen, verdient folgender ganz einfache Proceſs S. 115, durch welchen ein Hr. *Allen*, zu *Newhaven* in Amerika, über alles Erwarten glücklich geweſen ſeyn ſoll, bekannter gemacht und weiter verſucht zu werden; zumal es ein merkwürdiges Beyſpiel einer Abſcheidung chemiſch aufgelöſeter Stoffe durch eine bloſse mechaniſche Behandlung ſeyn würde. In ein Oxhoft wird, etwa 3 bis 4 Zoll über der Mitte, ein falſcher Boden, mit häufigen durchbohrten Löchern, befeſtigt, und darüber ein Seihetuch von Flanell gelegt. Das Faſs wird hierauf mit feinſtem Sande beynahe angefüllt, und dieſes feſt zuſammengeſtampft. Durch eine Röhre, die mit dem Raume zwiſchen den beiden Böden in Gemeinſchaft ſtehet, und bis zu einer groſsen Höhe über den obern Rand des Faſſes hinausragt, wird das Seewaſſer eingegoſſen, welches, weil es wegen ſeiner Höhe nach allen Richtungen drückt, durch den Sand bis oben in das Faſs dringt; wo man es rein, und von den Salztheilen befreyet, abſchöpfen kann. — Unter den angeführten Mitteln, faulende Waſſer wieder zu verbeſſern, iſt die Anwendung des reinen Kohlenpulvers dem Vf. noch nicht bekannt geweſen. — Die Ueberſetzung ſcheint getreu zu ſeyn; nur einige Ausdrücke, z. B. S. 70, *luftige* Schwererde, hätten beſſer gewählt ſeyn können. S. 57, wird *Hume* in Danzig, ohne Zweifel *Hanov* heiſsen ſollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG, in der akad. Buchh.: *Reiſe in die franzöſiſchen Pyrenäen.* Als ein Anhang zu den Reiſen des Hrn. *Ramond de Carbonnieres.* Aus dem Franzöſiſchen. 1790. 281 S. gr. 8.

Weder der Name des Vf. noch der des Ueberſetzers, noch der Titel des Originals, noch die Zeit, wenn die Reiſe unternommen wurde, findet ſich angegeben. Man kann, ſagt der Vf. — und wer möchte daran wohl zweifeln? — *Gascogne* auch in einer andern Abſicht durchreiſen, als um Anekdoten und witzige Einfälle zu ſammeln. Sein Zweck war, die Natur und die Bewohner der Gegenden, durch die ſein Weg ihn führte, zu beobachten, und nur einzelne Facta und *ſeine* Bemerkungen darüber mitzutheilen, nur Materialien zu geben, aus welchen eine geübtere Hand ein Gebäude aufführen könne. Jene Facta ſind nicht blos ſtatiſtiſche, ſondern auch hiſtoriſche. Ein eigener Abſchnitt, der gerade nicht zu den kleinſten im Buche gehört, führt, und zwar mit Recht, die Aufſchrift: hiſtoriſche Notizen über *Bigorre.* Der Werth beider iſt ſehr verſchieden und weder jene, noch dieſe ſind in einer ſolchen Vollſtändigkeit mitgetheilt, daſs ſich daraus irgend ein befriedigendes Ganze aufſtellen lieſse. Auch findet man unter den geſammelten Factis, ſo wie unter den Bemerkungen ſo viel halb wahres und ganz falſches, und vorzüglich in der gleich anfangs mitgetheilten Schilderung der Bewohner der ehemaligen Grafſchaft *Bigorre* ſo unvereinbare Züge und ſo manches ſchiefe, unverſtändliche und überſpannte, daſs man faſt in Verſuchung geräth, das Buch aus der Hand zu legen. Demungeachtet enthält das Werk ſchätzbare Beyträge zur Länderkunde; einzelne Schilderungen ſind recht glücklich gerathen, und, einige zu derbe, zu gemeine und zu ungewöhnliche Ausdrücke und Wendungen abgerechnet, lieſt ſich die Ueberſetzung ganz gut.

Die Eintheilung der ehemaligen Grafſchaft *Bigorre* in den *Ruſtaner* (Ruſtan), den *Plainer* (die Ebene), und in das *Thälerland* (das Gebirge) iſt, wie man ſieht, noch die alte. Die Länge dieſes Landes mag 16, die gröſste Breite 7 Stunden austragen. Pomeranzen- und Olivenbäume können hier den Winter nicht aushalten, wenigſtens gedeihen die Letztern nur an der Mittagsſeite dicker Mauern. Der Vf. glaubt, dies rühre einzig daher, weil die Pyrenäen die Wärme Spaniens auffingen, und weil *Bigorre*, offen auf der Nordſeite, den Nordwind ungeſchwächt erhalte. Lorbeer- und Feigenbäume aber wachſen zu groſsen Bäumen und die Myrthen zu groſsen Geſträuchen empor. Man kennt hier nur zwey Jahrszeiten. Der Sommer folgt gleich dem Winter, und ſehr kühle Nächte können auf brennend heiſse Sommertage folgen. Mittagswinde können dabey in einem Augenblick die Atmoſphäre verändern, und erſtickende Wärme erzeugt oft epidemiſche Krankheiten. Groſse Verſchiedenheit zeigt ſich allerdings im Charakter des *Gascogner* und ſeiner Nachbaren der Spanier, aber für Nationaltugend hält man in Spanien gerade nicht die ſpaniſche Gravität, und mehr als auffallend iſt die Behauptung, daſs die Freude des Franzoſen nur eine öffentliche und nur durchaus rauſchend ſey und daſs des Franzoſen Glück einzig in der Meynung beſtehe, die andere davon haben. Der bloſs aus Hügeln beſtehen-

beſtehende Ruſtan leidet ſehr durch Hagelſchlag und Stürme; doch erzeugt er die beſten Weine in der Provinz; Weine, die den Bearnern wenig nachgeben. Knechtſchaft, drückende Abgaben und Lehnsdienſte haben alle Aehnlichkeit des Bewohners des Ruſtan mit den ſtolzen und muthigen Thalbewohnern vertilgt. Der Unterſchied zwiſchen dem Bigorrer und dem Bewohner Armagnacs iſt äuſserſt auffallend. Dieſer gleicht einem Bettler, iſt abgezehrt, mager und bleich, ſchon ſeine ſtockende röchelnde Stimme verkündigt ſein Elend. Der mit Kieſeln bedeckte und mit Strohhütten und unbewohnten Schlöſſern beſäete Ruſtan hat keine einzige Stadt; man zählt im ganzen Lande nur 65 unanſehnliche Ortſchaften. Herrliche Straſsen, auf beiden Seiten mit Nuſsbäumen bepflanzt, geräumige Häuſer, lebhafte und ſtarke Männer, ſchlanke und frohe Weiber, zahlreiche Kinder und Wohlhabenheit und Glück ſieht man in der Ebene, aber weder groſse Städte noch Palläſte. *Tarbes*, die Hauptſtadt von *Bigorre*, die 2000 Einwohner hatte, liegt gerade im Mittelpunkt und gleich weit von den vornehmſten Städten der Provinz entfernt. Die vortrefflichen Heerſtraſsen begünſtigen hier ſehr den Getreidehandel. Der Kunſtfleiſs der Bigorrer iſt erloſchen und ſeine Marmorbrüche liegen nun unbenutzt. S. 33 erklärt der Vf., daſs ohne Kühnheit weder Behendigkeit noch Stärke ſtatt finde; — daſs die agrariſchen Geſetze oft mit den natürlichen Bedürfniſſen im Streite ſtänden und die Einwohner zur Uebertretung derſelben und zu den daraus entſtehenden Proceſſen reizten; und daſs endlich bey rüſtigen Dorferinnen, die gute Hausfrauen wären und fleiſsig arbeiteten, eine groſse Leere in der Seele zurückbliebe, und daſs dieſe Geſchäftloſigkeit des Geiſtes mache, daſs ſie alle angenehmen Talente vernachläſsigten!! Auf den Gebürgen findet man beym männlichen Geſchlecht noch die Tracht aus dem Zeitalter Heinrichs IV. Mancher Einwohner in Vic-Bigorre hat einen mit herben und unſchmackhaften Wein wohl verſorgten Keller, aber kein Brod im Hauſe; und doch lieſse ſich Getreide in Menge auf den fetten Hügeln ärndten. Rabaſtens hat eine ſchöne Lage in der Ebene, aber noch iſt es öde; zwey Jahrhunderte haben ſeine erlittene Unfälle nicht wieder gut machen können. *Montluc*, die Geiſsel der Kalviniſten, der an den Mauern dieſer Stadt geſchlagen wurde, rächte ſich dadurch, daſs er alle Einwohner ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts und der Religion niederhauen lieſs. Auch die Stadt *Ibos* iſt, ſeitdem ſie 1592 ein Prieſter der Proteſtanten übergab, nur ein Dorf. Den Mais, der zu den wichtigſten Erzeugniſſen der Ebene von Bigorre gehört, bekam man erſt gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Der Landbau iſt hier noch, was er vor Jahrhunderten war; durchaus keine Verbeſſerung hat man benutzt; es hat ſogar noch keiner daran gedacht, ausländiſche Bäume anzupflanzen. Die Gebirge von Bigorre, deren mit dicken Wäldern bedeckter Boden nur durch die Hand des freyen kraftvollen Mannes urbar gemacht werden könnte, bilden den blühenden Kanton von Bigorre. *Cauterets* im Thale von Azün, deſſen 12 mineraliſche Brunnen ehedem eine Menge Fremde herbeyzogen, wird jetzt, da die Mode andere Brunnen mit ihrer Gunſt beehrt hat, nur noch von einigen Spaniern von der Gränze, von einigen Bearnern und ſiechen Prieſtern beſucht, die wegen des geringen Preiſes der Lebensmittel und der Wohnungen kommen. Allgemein glaubt man, daſs die Luft im Thale von Azün ungeſunder geworden ſey, ſeitdem man das Land urbar gemacht hat. Der von Waldungen entblöſste Boden verſtattet nun den Wolken einen ungehinderten Zug, da er ſonſt durch dieſe gegen den oft ſo verſengenden Mittagswind geſchützt wurde und die Wälder das Gewölk aufhielten und theilten. Eine ähnliche Klage ſoll man in Kaſtilien und Arragonien erheben. Im J. 1746 erſt genoſſen die Bigorrer das für ſie ganz neue Schauſpiel, die erſte Kutſche in das Bareger Thal kommen zu ſehen. Was S. 94 über eine Art der Verbreitung der Pocken und über die Behandlung der Pockenpatienten geſagt iſt, gehört zu den Behauptungen und Aeuſserungen, die mehr als ſeltſam ſind, und die man ſo häufig in dieſem Werk findet.

LEIPZIG, b. Gabler: *Materialien zur Beantwortung der künftigen Preisfrage: ſoll man Kinder mit in Geſellſchaft nehmen?* 1794. 199 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte und unter der Zueignung an drey gleichfalls nicht genannte Damen bloſs mit — — — f bezeichnete Vf. erklärt ſich, wie mehrere Schriftſteller über das Erziehungsweſen ſeit Rouſſeau, ſehr ſtark wider die in der Frage angegebne Sitte. Und da der Miſsbrauch, der damit getrieben wird, aller mannichfaltigen Erinnerungen ungeachtet, noch immer ſo häufig herrſcht; ſo kommen ſeine, in einem lebhaften, faſslichen, zum Theil launigen, mit unter etwas derben, Tone geſagten und mit triftigen Beweiſen unterſtützten Erinnerungen für eine zahlreiche Claſſe von Leſern gewiſs nicht zu ſpät; wenn man gleich über die Sache ſelbſt ſo weit einig iſt, daſs es einer *künftigen Preisfrage* über dieſen Gegenſtand nicht eben bedarf, und dieſe auch wohl gleich auf dem Titel beſtimmter gefaſst ſeyn könnte. Zuerſt wird, wie billig, feſt geſetzt, von welcher Art Geſellſchaften hier die Rede ſeyn ſolle: nämlich von gemiſchten, die der Beluſtigung, des Spielens und Schmauſens, und von Damen-Geſellſchaften, Caffeeviſiten und Cotterieen, die im Grunde der bloſsen Mode wegen zuſammen kommen, und in die man gegen alle beſſere Ueberzeugung Kinder mitzunehmen pflegt; da ſie aus bloſsen Männerclubbs der Regel nach ohnedem ausgeſchloſſen ſind. Von dem in jener Art Zuſammenkünften herrſchenden Geiſte entwirft der Vf. nun kein günſtiges, aber nach dem Zeugniſſe der Erfahrung in den meiſten Städten und Städtchen unſers Vaterlandes allerdings wohl nicht ungetreues Bild; und zeigt nun, daſs, unter der (gut und faſslich entwickelten) Vorausſetzung, Erziehung müſſe *Bildung des Menſchen zur Geſchicklichkeit und Klugheit*, am Ende aber doch vor allen Dingen *zur Sittlichkeit* (der die beiden zuerſt genannten Zwecke durchgängig untergeordnet bleiben ſollen) ſeyn, zwar zum Theil

Digitized by Google

Geſchicklichkeit (*conduite*) und Klugheit (*ſçavoir faire*) bey Kindern dadurch gewinnen könne, ihre Sittlichkeit aber durchaus darunter leiden müſſe: indem durch die Theilnehmung der Kinder an den hier gemeynten Geſellſchaften bey ihnen *gezwungenes und affectirtes Weſen — Mangel an Selbſtſtandigkeit und Originalität — Verdrehung und Abſtumpfung der moraliſchen Urtheilskraft* — und, ſetzen wir hinzu — des der Zeit nach im Menſchen dieſer vorangehenden *moraliſchen Gefühls — Entwöhnung von Geiſtes-Anſtrengung und Nachdenken — Nahrung des Eigennutzes und der Eitelkeit*, woraus denn nicht ſelten *Frechheit und dummer Stolz* hervorgehen — *Zeitverderb und Angewöhnung, die Zeit zu vergeuden* — endlich bis zum Uebermaſs und ſehr zur Unzeit *gereizte und verſtärkte Sinnlichkeit* befördert werden. Die Gründe, warum dieſe Folgen mit jener Sitte zuſammenhängen, überlaſſen wir den Leſern im Buche ſelbſt nachzuſehen; da es mehr Raum, als wir auf die Anzeige dieſer kurzen, aber gewiſs nicht unintereſſanten Schrift wenden dürfen, erfodern würde, ſie auch nur Auszugsweiſe durchzugehen und zu prüfen. Sie werden ſie faſt ſämmtlich ſehr wahr und mit der Erfahrung übereinſtimmend, wenn gleich etwas vergröſsert und hier und da mit zu ſtarken Farben dargeſtellt finden. Zuletzt wird noch einiges über die Bedingungen, unter denen Kinder mit in Geſellſchaft genommen werden dürfen; oder vielmehr über die Beſchaffenheit welche diejenigen Geſellſchaften haben müſſen, in die man ſie ſoll mitnehmen können, beygebracht. Hier iſt aber der Vf., zumahl im Verhältniſſe gegen das Uebrige, etwas zu kurz und unbefriedigend; da gerade nun hier die Hauptſache hätte ſeyn ſollen, an die Stelle der gerügten Miſsbräuche etwas Beſſeres zur Beförderung der von ihm doch billiger Weiſe nicht für überflüſſig geachteten geſelligen Cultur des kindiſchen Alters zu ſetzen. Auch wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daſs es ihm gefallen hätte, zu zeigen, auf welche Art den Nachtheilen, welche die mit unter, aller Rückſicht auf Pflicht ungeachtet, doch unvermeidliche Theilnehmung der Kinder an Geſellſchaften, die nicht für ſie taugen, haben kann, am zweckmäſsigſten und wirkſamſten entgegen gearbeitet werden könne. Der Ton dieſer Schrift iſt gröſstentheils ſatyriſch, ohne Zweifel der zweckmäſsigſte, in dem man gegen ſolche Miſsbräuche ſprechen kann. An manchen Stellen iſt er dem Vf. recht gut gelungen, zwar etwas nachdrücklich aber treffend. — Wir führen zur Beſtätigung dieſes Urtheils eine Stelle, S. 63, an: „Es wäre unbillig, das Alter „der Kindheit ſo weit hinaus zu rücken, bis die Jahre „der Unmündigkeit des Verſtandes verfloſſen wären, „denn ſonſt wüſst' ich nicht, wer noch in Geſellſchaft „gehen ſollte; da es weltkundig iſt, daſs die meiſten „Geſellſchaften geradezu aufgehoben werden müſsten, „wenn Verſtandesmündigkeit die unerlaſsliche Bedin„gung wäre, ſich in denſelben mit Ehren zu zeigen." Zuweilen ſcheint aber doch die gebührende Urbanität etwas bey Seite geſetzt. Mit unter iſt auch der Ton nicht ſtet genug und der Schleyer der Ironie und Perſiflage contraſtirt zu ſchnell mit der nackten etwas zu rauh dargeſtellten Wahrheit. — Auch iſt der Vf. nicht ganz dem Fehler entgangen, ſatyriſch und witzig ſeyn zu *wollen*, was dem Rec. namentlich in der Einleitung etwas widerlich aufgefallen iſt, — und endlich hätten wohl manche Wiederholungen vermieden werden können, wenn nicht von vorn herein zu viel anticipirt worden wäre, was weiterhin doch noch beſonders aus einander geſetzt wird. Ueber manche einzelne Behauptungen verbietet uns der Raum mit ihm zu rechten; wie wir denn bekennen, daſs wir aller bisherigen Erinnerungen ungeachtet, dieſe nutzbare Schrift mit vielem Vergnügen geleſen haben, und daſs wir derſelben unter dem Publicum, dem ſie beſtimmt iſt, recht viele Leſer, und von Seiten dieſer recht viel folgſame Beherzigung wünſchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Matzdorf: *Verzeichniſs der wichtigſten Stellen aus dem Alten und Neuen Teſtament zum Behuf der Leſeubungen in Schulen.* Nebſt einem kurzen Anhange über die Art des Verfahrens beym Bibelleſen. 1794. 23 S. 8. Zu den Leſeübungen möchte wohl die Bibel am wenigſten ſchicklich und brauchbar ſeyn, weil bey der beſten Auswahl der Stellen doch immer viel Dunkles und Unverſtändliches vorkommt, welches die Luſt zum Leſen offenbar hindert. Zu Leſeübungen muſs man leichte Sachen wählen, die Kinder leicht verſtehen können, und ihr Intereſſe reitzen. Erſt alsdenn, wenn ſie recht fertig leſen können, iſt es Zeit, die Bibel mit ihnen durchzugehen. Ehe ſie dahin gekommen ſind, beſitzen ſie viel zu wenige Vorkenntniſſe, als daſs man einen groſsen Theil der vom Vf. angezeichneten Abſchnitte verſtändlich machen könnte. Die Auswahl der Stellen iſt auch nach keiner feſten Regel gemacht. Man ſieht oft gar nicht ein, warum eine Stelle weggelaſſen und die andere beybehalten iſt. Z. E. Daſs Eſau ſeine Erſtgeburt an Jakob verkauft habe, ſoll nur erzählt, die folgenden ſehr ausführlichen Erzählungen, wie Jakob den Eſau um den Segen ihres Vaters gebracht hat, und andere Cap. 27. u. 28. vorgeleſen werden, da doch die erſte kurze Erzählung ſehr ſimpel und naiv iſt. Ueberhaupt iſt bey der bibliſchen Geſchichte die beſte Methode, ſolche Kindern erzählend beyzubringen, und nur einige intereſſante Stellen vorleſen zu laſſen. Werden anſtöſsige Stellen im Leſen überſprungen, ſo werden Kinder nur mehr gereizt, ſie für ſich zu leſen. In dieſem Punkt iſt der Vf. doch auch nicht ſehr bedenklich, denn die für Kinder eben nicht erbauliche Geſchichte des Ehebruchs Davids mit der Bathſeba, 2 Sam. iſt mit unter den vorzuleſenden befindlich. Auch aus dem N. T. würde Rec. manche Stellen nicht angezeichnet haben, am wenigſten die Offenbarung Johannis, die bey Kindern ſonderbare Phantaſieen erregen kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Junius 1795.

MATHEMATIK.

Oxford, b. J. Cooke; J. Fletcher u. R. Bliſs; London, b. P. Elmsly; Edinburg, b. E. Balfour; und Dublin, b. White: *Sectionum Conicarum* libri ſeptem. Accedit Tractatus de Sectionibus Conicis et de Scriptoribus qui eam Doctrinam tradiderunt. Auctore *Abramo Robertſon*. A. M. ex Aede Chriſti. 1792. 376 S. 4. mit 45 Kupfertafeln.

Die Lehre von den Kegelſchnitten kann auf zweyerley Arten behandelt werden, entweder nach der geometriſchen Methode der Alten, oder nach der von Descartes eingeführten algebraiſch-analytiſchen Methode. Dieſe letztere Behandlungsart, die auſser England die gewöhnlichſte iſt, gewährt den Vortheil, daſs, aus der einmal zur Definition angenommenen Gleichung dieſer krummen Linien, ihre Haupteigenſchaften durch eine leicht zu überſehende Rechnung, und zwar gemeiniglich mit geringer Aenderung der Zeichen, oder einer in der Fundamentalgleichung enthaltenen beſtändigen Gröſse, für *alle Kegelſchnitte zugleich* ſich herleiten, und auf wenigen Bogen zuſammengedrangt, ſich darſtellen laſſen. Insbeſondere iſt algebraiſch-analytiſche Behandlung alsdann ſchlechterdings nothwendig, wenn Infiniteſimalcalcul auf Kegelſchnitte angewendet werden, und z. B. ihre Rectification unterſucht werden ſoll. Dabey iſt dieſe algebraiſche Rechnung meiſt ſo leicht, daſs man, wenn man nur die Hauptgleichung der Kegelſchnitte im Kopf behält, ihre übrigen Eigenſchaften, wenn man ſie auch gleich aus dem Geſicht verloren hätte, ſich immer mit geringer Mühe wieder vorrechnen kann. Auf der andern Seite aber iſt nicht zu läugnen, daſs gerade dieſe Leichtigkeit des Calculs nur allzuoft zu bloſsem maſchinenmäſsigen Fortrechnen verleitet, bey welchem der Rechner ſich öfters gar nicht deutlich denkt, welche Eigenſchaften der Kegelſchnitte er eigentlich durch ſein Rechnen herausgebracht habe, auf welchen Gründen dieſe Eigenſchaften beruhen, und in welcher Verbindung ſie mit andern Eigenſchaften der von ihm berechneten krummen Linie ſtehen; und dies kann dem Rechner um ſo leichter begegnen, weil er oft lange fortrechnen kann, ohne genöthigt zu ſeyn, auch nur einen Blick auf die Figur zu werfen, deren Eigenſchaften er berechnet. Ungeachtet nun freylich dieſes Nichtdenken des Rechners nichts weniger als nothwendig iſt; ſo ſcheint doch in dieſer Rückſicht beſonders, die geometriſche Methode, die an ſich ſchon darinn etwas natürlicher iſt, daſs ſie die Eigenſchaften einer auf einer Kegelfläche, oder ebenen Fläche *gezeichneten* Linie durch *Zeichnung*, nicht durch *Rechnung*, herleitet, einen unläugbaren Vorzug zu haben. Indem ſie alles aus unmittelbarer Betrachtung der Figur ſelbſt herleitet, und ſo durch die Einbildungskraft auf den Verſtand wirkt, erregt ſie eine lebhaftere und deutlichere Vorſtellung der Sache, von der die Rede iſt, und hält der Seele zugleich ein ſinnliches Bild vor, das ſich nicht ſo ſchnell bey ihr verlöſcht, als das Reſultat eines abſtracten Calculs; indem ſie genöthigt iſt, ähnliche Eigenſchaften der verſchiedenen Kegelſchnitte entweder für jeden einzelnen derſelben beſonders zu erweiſen, und folglich die einmal erregte Vorſtellung mehreremal zu wiederholen, und zwar jedesmal mit Vorhaltung eines ſinnlichen Bilds zu wiederholen, oder ſie gemeinſchaftlich, aber immer durch Nebeneinanderſtellung, folglich im Grund abermals durch Wiederholung verſchiedener Bilder zu erweiſen; ſo drückt ſie die erweckte und verſinnlichte Vorſtellungen dem Gedächtniſs viel tiefer ein, als durch gleichzeitigen oder ſucceſſiven Anblick einer etwa bloſs durch ein Zeichen von einer andern verſchiedenen Gleichung nie geſchehen kann; indem ſie endlich weit weniger, als die algebraiſche Rechnung die etwas ſchwerer zu entdeckende Eigenſchaften der krummen Linie *unmittelbar* aus der urſprünglichen Definition derſelben herleiten kann, ſondern öfters genöthigt iſt, zum Erweis derſelben andere ſchon vorher erwieſene Eigenſchaften zu Hülfe zu nehmen; ſo ruft ſie eben damit dieſe letztere um ſo häufiger wieder ins Gedächtniſs zurück, und nöthigt ihren Schüler viel mehr, als die algebraiſche Methode, vorhergehende Sätze richtig zu verſtehen, um bey dem Erweis der folgenden fortkommen zu können. Vermuthlich ſind es dieſe und ähnliche Gründe, warum unter Engländern, die unter allen Ständen Mathematik, nicht als bloſse Brodwiſſenſchaft, (wobey man ſich etwa begnügt, nur die nothdürftigſten Sätze auf die möglich kürzeſte Art zu ſammeln, ohne ſich immer um deutliche Einſicht derſelben zu bekümmern,) ſondern vorzüglich als Uebung des Verſtandes zu ſtudiren pflegen, die *geometriſche* Behandlung der Lehre von den Kegelſchnitten von jeher vorzüglich viele Liebhaber gefunden hat. Es beweiſen dies die von Zeit zu Zeit daſelbſt über dieſe Materie erſchienene Schriften eines *Robert Simſons*, *Hamiltons*, und nun das vorliegende Werk von *Robertſon*, welches ebenfalls ganz nach geometriſcher Methode bearbeitet iſt. Uebrigens kann bey Anwendung der geometriſchen Methode die Lehre von den Kegelſchnitten hauptſächlich noch auf zwey verſchiedene Arten behandelt werden. Entweder nämlich geht man davon aus, daſs eine Ebene eine Kegelfläche ſchneide, und beweiſt, daſs nach der verſchiedenen Lage dieſer Ebene in Bezug auf die Kegelfläche der ge-

meinſchaftliche Durchſchnitt der Ebene und der Kegelfläche verſchiedene krumme Linien bilden werde, deren Haupteigenſchaften man aus dieſer Art ihrer Entſtehung ableitet, und erſt bey näherer Unterſuchung ihrer weiteren, aus jenen erſtern abgeleiteten Eigenſchaften, betrachtet man ſie unabhängig vom Kegel, bloſs in einer Ebene. Oder man legt irgend eine ihrer einfachſten Haupteigenſchaften als genetiſche Definition derſelben in der Ebene zum Grunde, und leitet daraus ihre übrigen Eigenſchaften her, wobey man dann meiſt in der Folge zu zeigen pflegt, daſs eben die nach der angenommenen Definition entſtehende Linien dieſelben ſeyen, die durch einen gewiſſen Durchſchnitt einer Kegelfläche und einer Ebene entſtehen würden. Dieſe letzte Behandlungsart ſcheint für Anfänger die faſslichſte zu ſeyn, und iſt auch zu dieſem Zweck von mehreren berühmten Mathematikern angewendet worden; unſer Vf. hingegen wählte nach dem Beyſpiel von Apollonius, und mehreren anderen gleichfalls bedeutenden Mathematikern die erſtere, weil ſie ihm der ſtrengen mathematiſchen Lehrart angemeſſener ſchien. Er handelt ſeine Materie in ſieben Büchern ab. Das erſte Buch enthält theils einige die Kegel ſelbſt betreffende Lehren, theils einige daher abgeleitete Eigenſchaften, die allen Kegelſchnitten gemeinſchaftlich ſind. Im zweyten, dritten und vierten Buch werden nun die Parabel, Ellipſe und Hyperbel einzeln durchgegangen, und hauptſächlich die einfachſten Sätze von ihren Durchmeſſern, Abſciſſen, Ordinaten, Parametern, von den aus dem Brennpunkt gezogenen Linien, von der Directrix der Parabel, den Mittelpunkten der Ellipſe und Hyperbel, den Aſymptoten der Hyperbel, den conjugirten Hyperbeln, und den Quadraturen der Kegelſchnitte meiſt nach Hamilton, doch auch mit eigenen Wendungen des Vf. vorgetragen. Im fünften Buch werden die Lehren von den Durchmeſſern, Hauptdurchmeſſern, Brennpunkten und Berührungslinien der Kegelſchnitte weiter verfolgt; es wird gezeigt, was man allgemein unter einer Directrix bey jedem Kegelſchnitt verſtehe, und noch werden einige andere dahin gehörige Lehren ausgeführt; am Ende des Buchs wird noch beſonders von den um eine Ellipſe, oder um conjugirte Hyperbeln beſchriebenen Parallelogrammen gehandelt. Im ſechsten Buch iſt hauptſächlich die Rede von geraden Linien, die mit den Aſymptoten der Hyperbel gleichlaufend gezogen werden, und ihrer Aehnlichkeit mit den Durchmeſſern der Parabel; von aſymptotiſchen Parabeln; und von den in die Kegelſchnitte beſchriebenen Trapezien, nebſt noch einigen angehängten Aufgaben. Das ſiebente Buch endlich handelt von ähnlichen Kegelſchnitten; von geraden, Linien die von den Kegelſchnitten in harmoniſchem Verhältniſs geſchnitten werden; von Berührungskreiſen; von Krümmungskreiſen, von Beſchreibung der Kegelſchnitte durch gegebene Punkte, oder ſo daſs ſie der Lage nach gegebene gerade Linien berühren. Den Beſchluſs endlich machen die Aufgaben, zwiſchen 2 gegebenen geraden Linien 2 mittlere Proportionallinien zu finden, und einen gegebenen Winkel in 3 gleiche Theile zu theilen. Alle dieſe Sätze ſind mit geometriſcher Genauigkeit und Strenge erwieſen; nur einigemal ſchien der Vf. dem Rec. etwas zu raſch zu ſchlieſsen. Z. B. in dem Zuſatz zum erſten Satz des zweyten Buchs zieht er bloſs daraus, daſs die Schenkel der Parabel unendlich weit verlängert werden können, den Schluſs, dieſe Linie könne folglich nie in ſich ſelbſt zurückkehren, mithin nie einen Raum einſchlieſsen. Bekanntlich giebts ja doch mehrere krumme Linien, deren Schenkel unendlich weit verlängert werden können, ungeachtet ſie vorher einander durchkreuzen, und einen Knoten bilden. Bey den Aufgaben wird nicht, wie z. B. in Rob. Simſons Schriften, oder in Apollonius analytiſchen Schriften, zum Theil auch in ſeinen Kegelſchnitten, erſt beſonders die Analyſe, und dann erſt die Compoſition der Aufgabe gelehrt, ſondern, wie z. B. in Euklids Elementen, oder an andern Orten der Apolloniusſchen Kegelſchnitte, ſogleich die Compoſition der Aufgabe vorgetragen. Der Anhang über die Geſchichte der Kegelſchnitte iſt in 3 Capitel eingetheilt, wovon das erſte von der Kenntniſs der Kegelſchnitte vor Apollonius handelt; das zweyte die bey der Lehre von den Kegelſchnitten von verſchiedenen Schriftſtellern gebrauchte Methoden angiebt; und das dritte von dem Zuwachs der Lehre von den Kegelſchnitten, hauptſächlich durch die Bemühungen neuerer Mathematiker handelt. Eine vollſtändige Geſchichte dieſer Lehre muſs man übrigens hier nicht erwarten, da nach der eigenen Erklärung des Vf. am Ende des zweyten Capitels es ihm nur darum zu thun war, das Wichtigſte davon anzuführen. Aber auch dieſe Aeuſserung muſs dahin eingeſchränkt werden, daſs er nur von dem Wichtigſten deſſen, was durch *geometriſche* Behandlung in der Lehre von Kegelſchnitten bisher geleiſtet worden iſt, Nachricht gegeben, das übrige aber, worzu Calcul erfodert wird, z. B. die Rectification der Kegelſchnitte gänzlich übergangen hat. Eben daher iſt beſonders auch das zweyte Capitel von den Methoden bey der Lehre von Kegelſchnitten nicht vollſtändig. Denn, wenn gleich die algebraiſche Behandlung der Kegelſchnitte unter die zweyte Abtheilung unſers Vf. gebracht werden kann; ſo iſt ſie doch von den geometriſchen Methoden immer ſo ſehr verſchieden, und auch an ſich noch ſo verſchiedener Bearbeitung fähig, daſs ſie in einer vollſtändigen Abhandlung über die Methoden bey der Lehre von Kegelſchnitten nothwendig wenigſtens beſonders genannt werden müſste, und gewiſs am beſten einzeln abgehandelt werden konnte. Uebrigens hätte, auch wenn bloſs von geometriſcher Behandlung der Kegelſchnitte die Rede ſeyn ſollte, unter den vorzüglichſten Schriftſtellern in der zweyten Abtheilung des zweyten Capitels, doch wohl Robert Simſon ein ausgezeichneter Platz gebührt, den wir nur erſt im dritten Capitel, bey Erweiterung der Lehre von den Krümmungskreiſen, gelegentlich, wiewohl rühmlichſt genannt finden. Am Ende des erſten Capitels bemerkt der Vf. richtig, daſs die gemeine Meynung, nach welcher erſt Apollonius die Namen: Parabel, Ellipſe, Hyperbel eingeführt haben ſoll, unrichtig ſeye, und beweiſt dies damit, daſs Archimed nicht nur eine eigene Schrift von der Quadratur der Parabel geſchrieben habe (dieſer Umſtand allein würde wohl

Digitized by Google

wohl nicht viel beweiſen, indem in der ganzen Schrift Archimeds gleichwohl der Name: Parabel nie, ausgenommen in dem Titel vorkommt, der ja leicht ſpäter konnte hinzugeſetzt worden ſeyn) ſondern auch in ſeinem Buch von Conoiden, und Sphäroiden den Namen Ellipſe brauche. Hierzu kann noch hinzugeſetzt werden, daſs Eutocius in ſeinen Commentarien über Apollonius Kegelſchnitte, gleich zu Anfang, ausdrücklich bezeugt, man finde bey ältern Mathematikern vor Apollonius dieſe Namen. Er ſagt: *καὶ ἔϛι παρ' αὐτοῖς (τοῖς παλαιοῖς) εὑρεῖν ὅτως ὀνομαζομένας τὰς τομάς*, nachdem er eben vorhin die jetzt üblichen Namen angeführt hatte.

Berlin, b. Nauck: *Kurze Anleitung zur ebenen Dreyeck-Meſskunſt* nebſt nöthigen Tabellen, für Schulen und diejenigen, die dieſe Wiſſenſchaft nur auf die Feldmeſskunſt, Krieges und bürgerliche Baukunſt anwenden wollen, von *J. C. Schulze*, Oberbaurath. 1794. VIII u. 128 S. 8. ohne die Tabellen und 1 Kupfertafel. (10 gr.)

Dieſe ſehr nützliche, deutlich und gründlich abgefaſste, Anweiſung zur ebenen Trigonometrie beſtimmte der Vf. blos für die nächſte Anwendung auf das Feldmeſſen, die Fortification und Civilbaukunſt; da er für die weitern Anwendungen bereits vollſtändig im zweyten Hefte ſeines *Taſchenbuches* über die Meſskunſt geſorgt habe. Nachdem der Vf. zuvor die Eigenſchaften und die Berechnung der trigonometriſchen Linien ſowohl als der Logarithmen elementariſch entwickelt hat, giebt er die mit Beyſpielen ſehr gut erläuterten Lehrſätze und Formeln zur Berechnung geradlinichter Dreyecke, und ſchlieſst mit deren Anwendung auf die Feldmeſskunſt, wobey er ſich blos auf die Berechnung und auf wenige ausgeſuchte Fälle einſchränkt, und für das Uebrige auf ſeine kurze und hinlänglich vollſtändige *Anweiſung zur Feldmeſskunſt*, die bereits unter der Preſſe ſey, verweiſet. Den völligen Schluſs machen noch einige Aufgaben für das Höhenmeſſen, nebſt der Auflöſung der für die Feldmeſskunſt ſehr wichtigen Aufgabe: aus der bekannten Lage dreyer Oerter die Lage eines vierten Orts zu beſtimmen.

Die angehängten Tafeln ſind nebſt der deutlichen Erklärung ihres Gebrauchs auf den kleinen Raum von 4 Bogen ſehr geſchickt gebracht worden: 1. Die Briggiſchen Logarithmen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 10000 mit 7 Decimalſtellen; der erſten 1000 in fortlaufenden Spalten, der übrigen ſo, daſs jede Seite die Log. a. von 500 Zahlen enthält, indem hier, nach der bekannten Art der gröſsern Tafeln, in der erſten Spalte die 3 erſtern Ziffern jeder Zahl, und in den folgenden 10 andern Spalten die Logarithmen ſtehen, wenn die 4te Ziffer beygefügt wird. 2. Die Quadrat- und Cubikzahlen aller Wurzeln von 1 bis 1000. 3. Formeln zur Berechnung der Kugelhaufen. 4. Die trigon. Linien auf der einen, und deren Logarithmen auf der gegenüberſtehenden Seite; und zwar für die 5 erſten und letzten Grade von den einzelnen Minuten, für die übrigen aber nur von 10 zu 10 Minuten nebſt deren Unterſchieden. 5. Regeln zur Berechnung geradlinichter Dreyecke. 6. Erklärung und Gebrauch dieſer Tafeln.

Wir wünſchen mit dem Vf. daſs dieſes kleine Werk denjenigen recht nützlich werde, welche bey ihren Geſchäften die Trigonometrie unumgänglich gebrauchen, ohne welche in ſehr vielen Fällen nichts zuverläſsiges ausgeführt werden kann.

Göttingen, b. Dieterich: *J. G. Wallis*, Organiſten zu Herzberg, *Rechenbuch* für ſolche, welche mit ganzen und gebrochenen Zahlen ſowohl auf dem Papiere als im Kopfe auf eine möglichſt kurze und geſchwinde Art rechnen zu lernen wünſchen, nebſt angehängter Zeit- und Oſterrechnung 1794. 352 S. 8.

Da der Unterricht im Rechnen und in der Religion für die niedern Volksclaſſen das beſte und einzige Mittel iſt, das Nachdenken zu üben und den Verſtand zu bilden: ſo ſollte derſelbe auch möglichſt dazu benutzt werden, wovon aber leider immer mehr das Gegentheil geſchiehet; wenigſtens iſt ein Rechenbuch von der Art, wie gegenwärtiges iſt, weder zur Erweckung der Seelenkräfte, noch ſelbſt zur Erlernung dieſer Kunſt tauglich. Der Vf. fängt gleich mit der Lehre von den Brüchen an, ohne etwas von den Zahlen überhaupt vorauszuſchicken, und geht dann ſo gleich, ohne irgend einen Begriff von Verhältniſs und Proportion zu geben, zur Regel Detri fort, worinn er faſt eben ſo viele Abſchnitte macht, und Fälle unterſcheidet, als Exempel vorkommen können, ohne dieſe im geringſten unter allgemeine Regeln zu bringen, wodurch doch die Rechnungen ſo ſehr aufgeklärt und erleichtert werden. Mit der angehängten Feſt- und Oſterrechnung, ſo wie ſie hier vorgetragen iſt, wird dem Publicum eben ſo wenig, wie mit dem ganzen Rechenbuche, gedienet ſeyn.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Das Schriftkäſtchen*: Ein A. B. C. Buchſtabier- und Leſeſpiel, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung der Jugend beym erſten Unterrichte. Auch neben der Fibel zu gebrauchen. Geſchenk für gute Kinder, an Weihnachts- Neujahrs- und Geburtsfeſten. 1794. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Sommer: *Neues A B C ſpiel für Kinder* (für wen denn ſonſt?) mit Bildern aus dem Naturreiche. (4 gr.)

3) Salzburg, b. Duyle: *Der kleine Schreib- und Leſeſchüler*. Ein Geſchenk für Kinder, welche in kurzer Zeit ſchreiben, und Geſchriebenes leſen lernen wollen. 1793. 86 S. 8. (4 gr.)

4) Breslau, b. Korn d. ä.: *Kleine Leſebibliothek* für die wiſsbegierige Jugend von *Tobias Wahrmann*. Drittes Bändchen. 1794. 12 B. 8. (12 gr.)

5) Halberstadt, b. Groſsens Erben: *Kleine Encyklopädie für Kinder*, oder Unterricht in den gemeinnützigſten (tz) Kenntniſſen. Zum Dictiren und Vorleſen in Schulen von *M. Albrecht*. Erſtes Bändchen. 1794. 8 B. gr. 8. (6 gr.) Auch mit dem Titel:

 Mate-

Materialien zu Vorſchriften, zum Dictiren und Vorleſen in Schulen, von *M. Albrecht.*

6) Quedlinburg, b. Ernſt: *Beſchäftigung für meine Eleven*, zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung. 1794. 14 B. 8. (12 gr.)

N. 1. Ein niedliches Käſtchen, deſſen Inneres abgetheilt iſt, wie der Schriftkaſten eines Setzers, und in jedem Fächelchen ſteht ein Buchſtabe, auf ſteife Pappe geklebt, bald roth, bald blau, bald ſchwarz gemahlt, zwey, drey auch vierfach. Legt man den Deckel nach ſich zu, und giebt dem Kaſten durch Aufziehung eines gegen über angebrachten Schiebers eine ſchräge Richtung, ſo geben die vorliegenden deutſch und lateiniſchen Alphabete wirklich einen angenehmen Anblick. Die Buchſtaben ſollen, auf den innern Abtheilungen des Deckels, erſt einzeln bekannt gemacht, und hernach zu Sylben und Wörtern zuſammen geſetzt werden. Was man doch Alles für Kinder erfindet!!

N. 2. Wozu die Bilder: Gans, Katze, Nelke, Ochſe, Pferd, Roſe, Veilchen u. ſ. w.? Dieſe Dinge kennt jedes Kind ſchon weit beſſer, als es ſie hier würde kennen lernen; und Quackreiher und Xanthorn ſind Vogel, die das Kind eben nicht vors erſte kennen zu lernen nöthig hat.

N. 3. Die erſten 67 Seiten enthalten deutſche Vorſchriften, wo Schreibezüge und Inhalt ganz gut ſind; die letzten 19 Seiten ſagen, mit lateiniſchen Lettern weitläuftig gedruckt, von Buchſtaben, Sylben und Leſen, ganz bekannte Dinge, aber von dem, was der Titel verſpricht: wie das Lernen *in kurzer Zeit* befördert werden ſoll? auch nicht ein Wort.

N. 4. Ganz den vorigen Bänden ähnlich, und Vieles von andern Schriftſtellern entlehnt, z. B. die Biographie des Gen. Superint. Steinmetz, aus Schlichtegrolls Nekrolog aufs Jahr 1791; das Gedicht: Charakter der Deutſchen, von Clodius; die beiden Gemſen, von Meiſsner; u. ſ. w. In den Scenen: der Chriſtbaum, wo vier Knaben das, ſonſt für Spielſachen verſchwendete, Geld zur Unterſtützung eines armen Blinden anwenden, ſind zwar die erſten Beſprechungen der Knaben etwas langweilig, aber die Rolle des Vaters iſt recht gut ausgeführt, der, bey vielem Lobe der Mildthätigkeit, doch zur nöthigen Vorſicht bey derſelben kluge Anweiſung giebt.

N. 5. Dieſes Büchelchen iſt, nach der Vorrede, eigentlich eine verbeſſerte neue Ausgabe des erſten der ſieben Bändchen *Materialien zu Vorſchriften* u. ſ. w. vom verſtorbnen Prediger *Wigand*, das ſich vergriffen hatte, und nach dem, ſonderlich von Schulmeiſtern, viele Nachfrage war. Das fünfte Capitel, das Geſundheitsregeln und allerley Recepte enthält, hat Hr. M. Albrecht ungeändert gelaſſen, wo er, mit Zuziehung eines Arztes, vorzüglich hätte beſſern ſollen.

N. 6. Dieſes Buch hat die, unter Kinderſchriften wirklich nicht gemeine Tugend, daſs es leiſtet, was der Titel verſpricht: Nutzen und Vergnügen für junge Leſer. Die 45 Aufſätze enthalten groſstentheils Curioſitäten aus der Phyſik oder Kunſt, die Erklärungen ſind überaus deutlich, und die Schreibart iſt gut und angenehm.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften: *Stendal*, b. Franz u. Groſse: *Johann Heinrich Schellers* ausübenden Wundarztes zu Löhdorf im Amte Sohlingen *Sendſchreiben an den Herrn Ritter von Zimmermann Hochwohlgebohrn in Hannover über den vortheilhaften Einfluſs einer gemäſsigten und gutgeordneten Ausübung der Wiſſenſchaften auf die Beförderung unſerer Geſundheit.* 1793. 32 S. 8. Nicht allein dem Ton, ſondern auch dem innern Gehalt nach, eine Schulchrie; ellenlange, gedankenleere Perioden, eine komiſche Gravität, mit der die trivialſten Dinge geſagt werden: nicht eine einzige kleine, eigne Bemerkung. In der Variation des Ausdrucks iſt Hr. *S.* ein groſser Meiſter. Hr. R. *Zimmermann* wird (*S. e. c.*) ein dreyſsigmahl angeredet, und jedesmahl erhält er ein neues Epithet. Auch ein ſtrenger Puriſt iſt Hr. *S.*; er ſpricht von einer unbegränzten *Umherſicht* (Horizont), von gewiſſen Bewegungen des thieriſchen *Lebensanfangs* (Prinzips) u. ſ. w. Nicht weniger ſucht er ſeine Stärke in ſonderbaren, ihm ganz eigenen Ausdrücken, und dem Gebrauch von Worten mit ſchlimmen Nebenbedeutungen im guten Verſtande. Er ſchreibt ſeinem Freunde, „eine edle *Sucht* zu, ſeine Wiſsbegierde zu ſättigen" er nennt ſeinen Aufſatz „eine ruhige und *unſeitige* Unterſuchung" — Hr. *S.* beweiſt durch das Beyſpiel von *Homerus*, *Demokritus*, *Parmenides*, *Leibnitz*, *Newton*, *Voltaire*, *Haller* u. a. m. daſs die Menſchen von jeher, und noch jetzt, bey aller Anſtrengung des Geiſtes, ein hohes Alter erreichen können! — S. 24 fodert Hr. *S.* ſeinen hochwohlgebornen Freund auf, zu bedenken, daſs von allen ſchönen Gegenſtänden nichts mit einem *ſolchen Ehrfurcht erweckenden Glanz* auf unſern Verſtand und unſer Herz wirke, als ein geſtirnter Himmel. „Denken Sie ſich, *unvergleichlicher* „*Freund!* den Weltweiſen, wenn er in der Stille der Nacht, durch „keine Sorgen gequält, ſich ganz der Beſchauung des ſchönen, ge„ſtirnten Himmels überläſst, und mit Anſtrengung ſeines Geiſtes „die verſchiedenen Abwechſelungen, Bewegungen und den Lauf „der himmliſchen Körper berechnet. (Hr. *S.* glaubt alſo, die „Aſtronomen machten während dem Obſerviren — ihre Berech„nungen im Kopfe.) — Denken Sie ſich, ſag ich, dieſen Welt„weiſen mitten in einer ſolchen *glanzreichen Darſtellung* (?) ganz „ſeiner Lieblingsbeſchäftigung überlaſſen, und urtheilen Sie über „ſein Vergnügen, vorzüglich in jenen Augenblicken, in denen „er ſo glücklich iſt, durch Hülfe ſeiner zu gröſserer Vollkommen„heit gebrachten Inſtrumente Gegenſtände zu entdecken, welche „den Augen des Sternkundigen bis hierhin *entwiſchten*. Man kann „daher nicht zweifeln, *geehrteſter Freund!* daſs die Ausübung „der Wiſſenſchaften eine Quelle des Vergnügens für uns Men„ſchen ſey u. ſ. w. — — Und mit ſolcher Schülerweisheit glaubt „Hr. *S.* dem groſsen Arzte „*einigen Stoff zu fernerm Nachdenken* „*gegeben zu haben.*"!!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Junius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, gedr. b. Bigg: *A Companion to a Map of the World, by A. Arrowſmith.* 20 S. 4. Velinpapier; nebſt einem Charten Netze und andern Figuren hiezu, auf dem gröſsten Whatmanſchen Velinpapier, in 6 Blättern, wovon zwey etwas kleinere den Titel und die Zueignungsſchrift nebſt den trefflich geſtochenen Bildniſſen von *Cook* und *A Dalrymple* enthalten. — Die Weltcharte unter dem Titel: *A Map of the World on a globular — Projection*, exhibiting particularly the *nautical Reſearches* of Cpt. *J. Cook*, with all recent Diſcoveries for the preſent time; carefully drawn by *A. Arrowſmith.*

Durch dieſe neue Arbeit erwirbt ſich der geſchickte Vf. noch gröſseres Verdienſt um die Erdkunde. Die vorzügliche Weltkarte (eine Seekarte oder ſogenannte Mercatorskarte), welche er vor vier Jahren herausgab, und die aus den *Zimmermannſchen* geographiſchen Annalen unter uns rühmlichſt bekannt iſt, erlebte binnen kurzem zwey Ausgaben; und es iſt mit Recht zu verwundern, daſs Deutſchland nicht geſucht hat, dieſe in ihrer Art einzige Karte wohlfeiler und dadurch allgemeiner zu machen.

Seit dieſer Zeit ſind indeſs keine unbedeutende Fortſchritte in der Kenntniſs unſerer Erde geſchehen. Nicht nur das groſse Südmeer und die Küſten von Nordweſtamerica, haben durch neuere Beſuche gewonnen; ſondern das Innere dieſes Welttheils, eben wie auch das von Africa, ward uns ſeitdem beſſer bekannt.

Da nun überdies jene ältere Karte keine eigentliche Projection zum Grunde hatte, ſo beſtimmte dies zuſammengenommen den Vf., eine Landkarte zu projiciren, welche alle die neueſten Entdeckungen deutlich vor Augen legte.

Die Abhandlung, welche die Karte begleitet, giebt zuerſt Red und Antwort von der dabey angewandten Projection. Hr. *A.* hat deswegen keine der beiden gewöhnlichen Projectionsarten, der ſtereographiſchen, oder der orthographiſchen, gewählt, weil bey beiden Länder, wenn ſie gleich unter ſich von gleicher Gröſse ſind, dennoch je nach ihrer geringen oder gröſsern Entfernung von dem die Karte einfaſſenden Kreiſe, dem Auge an Gröſse ſehr verſchieden erſcheinen müſſen. Die ſtereographiſche Projection gewähre freylich den Vortheil, daſs ſich die Linien für die Längen und Breiten bey ihr unter rechten Winkeln ſchneiden; allein ſie verzerre dennoch ſtets die Darſtellung der Länder ſehr.

Dieſe Urſachen brachten Hr. *A.* auf den Gedanken, die Projection, welche *de la Hire* 1701 zur Abhelfung jener Unbequemlichkeiten vorgeſchlagen, bey ſeiner neuen Karte zu gebrauchen. (Man begreift indeſs leicht, daſs, ſobald ein beträchtlicher Theil einer Kugel oder eines Sphäroids, alſo unſerer Erde, perſpectiviſch vorgeſtellet werden ſoll; ſo müſſen ſtets mehrere Theile derſelben, dem Auge eine andere Geſtalt zeigen als andere mit ihnen von gleicher Gröſse, man mag eine Projection wählen welche man wolle. Auch zeigt ſich dies ſehr ſichtlich bey dieſer neuen Projection ſelbſt.)

De la Hire ſetzt, für ſeine Projection, die er, in den *Mem. de l'Acad. de Sc. de Paris* von dem erwähnten Jahre, für Himmelskarten angiebt, und die Hr. *A.* hier die *Globular-Projection* nennt, das Auge auf die Weite des Sinus von 45 Grad jenſeit des Halbmeſſers; alſo in der Diſtanz des Halbmeſſers plus dem Sinus. Von dieſer Verlängerung des Radius, ziehet er eine gerade Linie, zu dem Kreiſe, der die zu verzeichnende Halbkugel umſchlieſst, ſo daſs dadurch nicht nur der Quadrant, ſondern auch deſſen Halbmeſſer, wodurch ſie geht, in zwey gleiche Theile getheilt wird. Hiedurch werden dann mit dem *Radius* und mit dem ihm parallel laufenden *Sinus* des halben Quadranten (alſo von 45 Grad) ähnliche Dreyecke gebildet, und auf die Weiſe wird der übrige Theil des halben Kreiſes in Theilen dargeſtellt, die einander proportionirlich ſind. So werde daher bey dieſer Projection die Darſtellung der Theile der Kugel ihren Vorbildern ſelbſt am wenigſten unähnlich, und habe in dieſer Rückſicht Vorzüge vor jenen beiden gewöhnlichen Projectionsarten.

Der Vf. giebt nun S. 3 u. f. die Methode an, deren er ſich ſelbſt bedient hat, um dieſe Weltkarte nach der *Globular-Projection* zu zeichnen; ohne Figuren läſst ſich dies hier indeſs nicht gut deutlich machen. Er hat indeſſen alles faſslich vorgetragen, und um für jedermann noch nützlicher zu werden, hat er ein Netz für einen ganzen Quadranten nach einzelnen Graden getheilt von demſelben Radius mit der Karte beygefügt.

Die Diſtanzmeſſungen auf der Karte ſind überdies nach alle den verſchiedenen Lagen der Orte vermittelſt 6 verſchiedener Aufgaben gelehrt, und genau berechnet; auch zuletzt noch eine Tabelle hinzugeſetzt, welche viele Abſtände von wichtigen Plätzen und Punkten ſchon berechnet, angiebt.

Als nützliche Nebenwerke zeigen wir hier noch die (S. 12) Beſtimmung der höchſten Gebirge in engliſchem Maaſs an, eben wie die Aufzählung der gröſsten Flüſſe unſerer Erde. Bey letzterern iſt nach des berühmten *Rennels* Angabe, die Themſe für die Einheit geſetzt.

Digitized by Google

Hierauf folgt eine kurze Ueberſicht der Bemühungen der Alten und der Neuern, die Gröſse und Figur der Erde zu beſtimmen. Der Vf. ſetzt hieraus die Differenz der Erdaxe zu dem Durchmeſſer auf 36,948 alſo beynahe 37 engliſche Meilen. Die Abhandlung ſchlieſst mit einer Anzeige der Hülfsquellen für die Vorzüge dieſer neuen Karte vor jener ältern von 1790.

Und allerdings hat denn dieſe treffliche Karte ſehr gewonnen. Nicht nur mehr als hundert Orte ſind darauf niedergelegt, ſondern viele Inſeln des Südmeers, viele Theile des groſsen Nordweſtlandes von America, eben wie einige der innern Theile von America, ſind nach den neueſten Entdeckungen hinzugekommen oder verbeſſert. Hr. *A.* hatte Gelegenheit, die Manuſcriptkarten der Geſellſchaft der Hudſonsbay, beſonders die von ihrem Geographen, Hn. *Turner* bis 1792 zu benutzen, ferner die Karten der Canadiſchen Pelzhändler; auch die aſtronomiſchen Obſervationen, welche Hr. *Bailey* auf der *Diſcovery* des Capitain *Collnet* für die Nordweſtküſte machte, und mehrere andere für das Innere des nordweſtlichen America, für die Küſten der Hudſonsbay und für Neu-Südwallis.

Um ſich genauer von dem zu überzeugen, was dieſe neue Weltkarte vor den letzten Mercatorskarten des Hn. *A.* voraus hat, verglich Rec. mehrere Blätter beider Karten miteinander. Auf der nördlichen Hemiſphäre haben im weſtlichen America die Gebirge bey den Paducasindianern, welche auf der ältern ſonderbar zuſammengewellet lieſen, jetzt eine natürlichere Geſtalt, und dadurch haben dann auch die dortigen Flüſſe andere Richtungen. Die *Stony Mountains* ziehen ſich nicht mehr ſo ſtark gegen Weſten hin, ſondern laufen gerade nach Norden hinauf. Der Fluſs *Oregan* iſt gänzlich verſchwunden; dagegen zeigt ſich, zufolge den Nachrichten eines neuern Reiſenden Hr. *Lawrence* von 1791, der durch dieſe Länder nach Californien ging, zwiſchen Fucas-Eingang und den Snake-Indians, ein groſses, offnes Land, das nur einen Binnen-See, als das Reſervoir mehrerer Flüſſe bey der Doeg Nation, enthalt. *Mancheſterhouſe*, etwa unter 110 Gr. Länge von *Greenwich*, iſt nun hier nicht mehr das äuſserſte europäiſche Etabliſſement nach Weſten, ſondern *Buckinghamhouſe* liegt etwas nordweſtlicher; überhaupt haben dieſe Theile mehrere Berichtigungen erhalten. Dies iſt gleichfalls der Fall für die nordweſtlichen Theile von America, nämlich für die Gegenden jenſeits des zwanzigſten Grades der Breite bis zu der Küſte von Guinea.

Indeſs ſind die Zuſätze und Veränderungen für die Länder des groſsen Südmeers noch beträchtlicher. Die Geſtalt des fünften groſsen Continents, Neuhollands, iſt zwar im Allgemeinen dieſelbe geblieben; allein um nichts unſicheres mit Beſtimmtheit durch die völlige Einfaſſung des Landes angeben zu wollen, wie dies bisher geſchah, hat der Vf. die ganze ſüdliche Küſte von Nuytsland bis zu Van Diemens-Land nicht umriſſen, ſondern völlig unterbrochen, und offen gelaſſen. Ein Gleiches iſt an andern Orten, z. B. in Norden bey Carpentaria geſchehen.

Mehrere Inſeln ſind hinzugekommen, andere richtiger niedergelegt; ſo z. B. die Feje- oder Blighsinſeln, nordweſtlich der freundſchaftlichen Inſeln.

Dieſe wenigen Proben zeigen, wie ſehr die Erdkunde durch dieſe neue Karte gewinnt, und wie weit ſie die ältere übertrifft. Letzteres iſt denn auch der Fall in Rückſicht der Trefflichkeit des Stichs und der Schrift. Rec. iſt bis jetzt in dieſer Art, nämlich unter den Weltkarten, hierin nichts gleiches vorgekommen, und die groſsen Berggärtel von Aſien und America ſind ſo luxurios ausgefallen, daſs man ſie gern hinter Glaſe den ſchönſten Kupferſtichen zugeſellte. Freylich ſind die Umriſſe der Länder und der Küſten äuſserſt fein, und fodern daher ohne Illumination von dem ungewohnten Auge oftmals einige Anſtrengung; allein ſicher nicht einmal ſoviel als manche unſerer gewöhnlichen jetzigen deutſchen Karten, beſonders da die Schrift ſo äuſserſt abgeſchnitten iſt, wodurch denn zugleich das Ganze mit Recht ein Meiſterwerk bildet.

Die Gröſse der Karte ſelbſt kann man daraus am beſten beurtheilen, daſs fünf Grade des Aequators einen engliſchen Zoll betragen. Neben den einzelnen Abtheilungen der Breitegrade iſt zugleich zu mehrerer Bequemlichkeit der Werth eines jeden einzelnen Grades der Länge in engliſchen Meilen, deren 60 einen Aequatorsgrad betragen, angegeben.

Mit Recht iſt zu hoffen, daſs auch das Ausland die Verdienſte des Vf. anerkennen, und ſeine Bemühung um die Erdkunde durch den thätigſten Beyfall ermuntern werde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Calve: *Dramatiſche Werke(,)* für das Hoftheater in Dresden gearbeitet von *Albrecht.* Erſter Band. 1790. Enthält: 1) *Zich aus, Herr Bruder!* 2) *Fürſtenglück.* 3) *Die Engländer in Amerika.*

Nr. 1) *Zich aus, Herr Bruder,* Luſtſpiel in 3 Aufzügen. — Der Graf Pierre d'or, Baron Hutheim, Baron Flensburg und der Advocat Wedemann werben um Fräulein Luiſe, das 6000 fl. Einkünfte hat, und bey dem Kaufmann Bekamp ſich aufhalt, den Luiſe als ihren Vormund erkennt. W. iſt der eigentliche Begünſtigte; um ihn lächerlich zu machen, und ihn um Luiſens Beſitz zu bringen, überreden ihn ſeine Nebenbuhler, ſich für einen Baron auszugeben; und — der *rechtſchaffene* W. laſst ſich bewegen, Papiere, welche den Tod des letzten Abkommlings der Familie Hornbutch betreffen, zu benutzen; er iſt ſogar ſchwach genug, von ſeinen Nebenbuhlern koſtbare Kleider, Uhren, Doſen, Ringe ſich borgen zu laſſen, um deſto beſſer die Rolle eines Barons ſpielen zu können, allein ſeine Redlichkeit treibt ihn an, Luiſen den Betrug zu entdecken; dieſe vergiebt ihm, und — wahlt ihn vor Allen zum Gatten. Luiſe iſt Bekamp's Tochter, der eigentlich der aus ſeinem Vaterlande vertriebene Baron Edelburg iſt; Wedemann iſt des Grafen Goldſtein natürlicher Sohn, den er hat legitimiren laſſen etc. Die Charakteriſtik

riſtik in dieſem Luſtſpiele iſt weder neu, noch intereſſant; der Plan iſt gedehnt, die Entwicklung, wie in manchen andern Stücken, worin alles nach Wunſche geht; die Sprache iſt gemein, und nicht ſelten fehlerhaft.

2) *Fürſtenglück*, Schauſpiel in 5 Aufz. Das Intereſſe dieſes Stückes iſt ſchon lebhafter, und der Stoff iſt neu. — Eine Prinzeſſin ſoll die Gemahlin eines jungen Fürſten werden; ſie kommt, um ihn kennen zu lernen, unter fremdem Namen an ſeinen Hof; ihr Geiſt und ihr Herz feſſeln ihn, auch ſie liebt den Prinzen; endlich giebt ſie ſich ihm zu erkennen, und beide werden ein Paar, wie man unter Fürſten ſelten antrifft. Dieſe Handlung in drey Acte zuſammengedrängt, würde an Intereſſe und lebhaftem Gange ſehr gewinnen. Die Charaktere ſind etwas alltäglich; oft iſt der Dialog etwas fade, gedehnt, und nicht ſelten geſucht.

3) *Die Engländer in America*, Schauſp. in 4 Aufz. In dieſem Stücke finden zwey Väter unvermuthet ihre Söhne wieder, die Jahrelang in der Welt herumgeſchwärmt waren; ein Böſewicht wird geſtraft; ein Greis, der des Hochverraths beſchuldigt ward, wird unſchuldig erkannt. — Ein ſolches Stück *muſs* einem empfindſamen Publicum gefallen, ſo groſs auch die Fehler in Plan, Charakterzeichnung und Dialog ſind. Hr. *Funt* giebt gleich anfänglich ſich dem Capitain Cortton, als den Lord *Laval* zu erkennen; *Liddy* hat die Papiere, die ihres Vaters Rechtfertigung enthalten, *einem Sclaven* gegeben, um ſie in Sicherheit zu bringen; dieſer Sclave giebt ſie auf dem Schiffe einem Fremden, den er nicht kennt; dieſer Fremde erſcheint am Ende, wo man alles verloren glaubt, wie ein *Deus ex machina*, bringt die Papiere, Laval iſt alſo gerettet; dieſer Fremde iſt des Generals Sohn, Capitain Harey der Sohn Lavals u. ſ. w. kurz, alles geht erwünſcht; freylich darf man nicht fragen, wie und warum alles ſich ſo fügt. — Der Dialog iſt gemein und wäſſericht; die Sprache oft fehlerhaft. Hr. *A.* ſchreibt: *Für* (vor) dieſer Gewalt zittre ich nicht. — Nach Gold juckt dir's doch nicht? — Er muſs ſich mit mir ſchmeiſsen (ſchlagen). — *Für* (vor) etwas bewahren. — Sie mahnen mich an etwas *ſchrecklichen*. — Nach 40 Jahre (n). — Vor's (für) erſte — etc. etc. Der General ſagt einmal zum Cap. Harey: „wo kriegt (') ich einen wieder, den ich, wie dich, allenthalben an die Spitze ſtellen könnte (?)." Der *Buben* aber ſind' ich hundert (?!!).

Wien: *Cäcilie*, oder *Geſchichte*, *und beſondere Abentheuer eines franzöſiſchen Frauenzimmers von Stande*. 1794. 272 S. 8.

Die erſte Hälfte dieſes Romans iſt die Geſchichte eines Freudenmädchens, deren Ausſchweifungen ohne alle Rückſicht auf Sittlichkeit und Anſtand geſchildert werden; die andre Hälfte beſteht in einer Robinſonade vom alltäglichſten Schlage, in der Abentheuer auf Abentheuer ohne alle Rückſicht auf Wahrſcheinlichkeit gehäuft werden. Auf der letzten Seite bricht der Vf., vermuthlich, weil die vom Verleger vorgeſchriebne Bogenzahl vollendet war, mitten im Lauf der Erzählung ab, und foppt den Leſer mit der Verſicherung, die franzöſiſche Handſchrift, die er vor ſich gehabt, ende hier, und allenfalls könne künftig ein Nachtrag von den weitern Schickſalen der Heldin gegeben werden. So ekelhaft die Bekenntniſſe ſind, die Cäcilie in der erſten Hälfte des Buchs von den Verirrungen ablegt, in die ſie Schönheit und Leichtſinn geſtürzt, ſo unwahrſcheinlich iſt die heroiſche Denkungsart, die ihr in der andern Hälfte deſſelben beygelegt wird. Auf Vortrag und Einkleidung iſt nicht die geringſte Mühe verwandt.

Prag u. Wien, in der v. Schönfeldiſchen Handlung: *Neues Theater für Privat- und Landesgeſellſchaften*, oder Sammlung neuer, eigends für das Haus- und Landleben verfaſsten, Stücke, welche ſich ſehr leicht aufführen laſſen, und dabey die Handlungen der Menſchen eben ſo, wie bey groſsen Stücken, anſtändig ſchildern. 1793. Erſtes Bändchen, enthaltend ein Stück von 56, und eines von 84 S. 8.

Von kleinen Stücken für geſellſchaftliche Theater fodert man keine groſsen und künſtlichen Plane; aber die Gemälde menſchlicher Sitten, die darin gegeben werden, müſſen, wie ſich der Vf. auf dem Titel ausdrückt, in der Ausführung *anſtändig*, d. h. edel und fein ſeyn, wenn ſie Unterhaltung bewirken, und Leuten von Geſchmack gefallen ſollen. Die beiden Stücke in dem erſten Bändchen dieſes *neuen Theaters* haben aber nichts von dieſen Eigenſchaften an ſich. Das erſte: *Der arme Chriſtoph, oder, der glücklich gewordne Bräutigam am* (auf dem) *Lande*, ſoll nach der Abſicht des Vf. durch Scenen der unterdrückten Armuth, und der groſsmüthigen Wohlthätigkeit rühren, aber dieſer Endzweck wird bey der kraftloſen und ganz undialogiſchen Sprache durchaus verfehlt. Das andre Stück: *Der drolligte Hausknecht*, *oder der franzöſiſche Revolutionstraum*, iſt eine ſo alberne und geſchmackloſe Poſſe, als ſie je von *Bernardon* oder *Kaſperle* extemporirt worden, und die Späſse des Hausknechts, *Wurſtl* genannt, ſo wie die des Schulmeiſters könnten auf jedem Hanswurſttheater paradiren. Prügeln, Saufen, Schwarzfärben der Geſichter, Stecken in einen Sack, Küſſen des Haarbeutels, und dergleichen Fratzen ſollen den Mangel des ächten komiſchen erſetzen. Die witzigen Einfälle ſind von der Art, wie folgender S. 12: „Das „*Madl* iſt friſch, kugelrund, wie ein Butterfäſschen, „und paar *Füſserl* hats, wie unſre Turteltaube," oder wie S. 27: „Des Kerls ſein Latein macht mehr Wirkung „als eine Kliſtirſpritze." So undeutſch, als der Titel, iſt auch die Sprache durch das ganze Werk. Da findet man Conſtructionen, wie *ohne meiner;* Worte, wie *thranen*, ſtatt *Thränen vergieſsen*, *Nichtling* für *nichtswürdiger Menſch;* Ausdrücke, die auſser den öſterreichiſchen Landen ſchwerlich jemand verſteht, z. B. *pomalich*, *Schippl* und dergleichen. Eine ſo abſcheuliche Schauſpielſammlung konnte 1793 gedruckt werden!

Digitized by Google

Leipzig, b. Göſchen: *Comiſches Theater* von *J. E. Jünger*, K. K. Hoftheaterdichter. Erſter Band. 1792. ohne Vorrede 252 S. 8.

Dieſer Band enthält: 1) *Die Entführung*, ein Luſtſp. in 3 Aufz. — Auf den meiſten deutſchen Bühnen iſt bereits dieſes Stück mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den es verdient. Es hat intereſſante comiſche Auftritte, contraſtirende Charaktere, einen raſchen Gang, und einen lebhaften Dialog. — Indeſſen ſinkt die Sprache zu Zeiten bis zum Gemeinen herab; Wilhelmine, das muntere Mädchen in dieſem Stücke, gleicht mancher andern Rolle der Art in den Luſtſpielen des Hn. *J.*; ſagt manches, was ein Frauenzimmer von etwas feinem Gefühle wohl nicht überall ſagen würde; und in der Scene zwiſchen ihr und dem Baron Roſenthal vermiſst man nicht ſelten Delicateſſe. — 2) *Der Ton unſerer Zeiten*, ein Luſtſp. in 1 Aufz. Die Idee dieſes kleinen Stückes iſt zwar nicht neu; indeſſen iſt es doch unterhaltend. Nur ſcheint uns der Charakter der Gräfin Hohenberg zu überſpannt; es ſcheint uns unnatürlich, daſs Hr. v. Reichenfeld ſo ſchnell einwilligt, ſeine einzige Tochter einem Gecken zu geben, den ſeine Schweſter in Schutz nimmt, und das bloſs aus der Urſache, weil — dieſe Vapeurs bekommt. Auch iſt der Dialog oft gedehnt, und die Sprache vernachläſsigt. — 3) *Das Ehepaar aus der Provinz*, Luſtſp. in 4 Aufz. Dieſes Luſtſpiel iſt eigentlich eine Paraphraſe von Anton Wall's niedlichem Luſtſpiele: *die gute Ehe*. Allein dieſes letztre Stück übertrifft das Jüngeriſche; der Plan in demſelben iſt einfach; der Gang der Handlung natürlich; und weder durch Epiſoden, noch durch überflüſſige Charaktere aufgehalten; der Dialog gedrängt, herzlich und lebhaft; Eigenſchaften, die wir meiſtens in dem Stücke des Hn. *J.* vermiſst haben.

Eisenach, b. Wittekindt: *Heinrich v. Neideck*, ein Ritterſchauſpiel in 5 A. 1794. 124 S. 8.

Rec. iſt zwar kein Freund von allen den gewöhnlichen Ritterſchauſpielen, womit ſeit einigen Jahren die deutſche Bühne iſt überſchwemmt worden: in den meiſten werden Natur und Wahrheit jämmerlich gemiſshandelt. Allein er muſs doch geſtehen, daſs dieſes gegenwärtige Stück manche Vorzüge vor allen übrigen hat. Wenn man einige abentheuerliche Züge und einige Sprünge, die von dieſer Gattung Schauſpiele unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, abrechnet: ſo kann *Heinrich v. Neideck* Wirkung auf der Bühne machen. In den vier erſten Acten geht die Handlung einen ziemlich natürlichen Gang; die Sprache iſt weniger geſucht und reiner als in andern ſolchen Stücken; die Charaktere ſind gut gezeichnet, und nicht überladen. Nur hat der 5te Act keine Verbindung mit dem 4ten; das Fädchen, wodurch er angeknüpft iſt, iſt gar zu fein und ſchwach. Mit dem 4ten Acte iſt die Handlung aus; *Wolfſtein* iſt todt, Heinrich von Neideck iſt durch eine Schenkung auf dem Sterbebette Erbe ſeiner Güter; er wird Emma's Gemahl — was verlangt der Zuſchauer mehr? — Nun aber kommt der Abt von St. Hilderich, und macht auf Wolfſteins Güter Anſpruch: dies iſt gleichſam mit Haaren herbeygezogen; alles Intereſſe hört auf. Die Geſchichte Oswalds iſt eine ganz überflüſſige Epiſode. Warum ſagt der Vf. immer: *für* etwas bewahren, *für* etwas ſich fürchten, ſtatt *vor?*

Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter*, eine brittiſche Rittergeſchichte, aus dem Engliſchen des *J. White*, Verfaſſer des Grafen von Strongbow. 1791. 366 S. 8.

Bey Gelegenheit des Romans: *Graf von Strongbow*, von demſelben Verfaſſer, der 1790 überſetzt erſchien, iſt in der A. L. Z. bereits bemerkt worden, daſs der Vf. ein vorzügliches Talent beſitze, Geſtalten der altbrittiſchen Ritterſchaft ins Leben zurückzurufen, und durch eine gewiſſe feyerliche Schwermuth ſeine Erzählung intereſſant zu machen. Dieſelben Eigenſchaften findet man in gegenwärtigem gleich unterhaltenden, Romane wieder. Da die Ueberſetzung deſſelben in demſelben Verlage herausgekommen, in dem *Graf Strongbow* überſetzt erſchien, ſo iſt vermuthlich der Ueberſetzer auch derſelbe, um ſo mehr, da man hier auch eben die rühmlichen Eigenſchaften einer Ueberſetzung, Treue und Geſchmeidigkeit, findet.

Pilsen u. Leipzig, b. Morgenſäuler: *Paul und Virginie, ein Gemälde guter Menſchen*, nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet von *F. Reil*, Hochgräflich-Metternich-Winneburgiſchen Kanzelliſten zu Königswart und Mittigau in Böhmen. 1794. 126 S. 8.

Die Feinheit der Züge, das Arkadiſche der Geſinnungen und Bilder, die den Vorzug dieſes rührenden Schauſpiels ausmachen, erfodern einen mehr als gemeinen Ueberſetzer, damit ſie nicht, wie der zarte Duft auf Herbſtfrüchten, von plumpen Händen verwiſcht werden. Leider aber iſt gegenwärtige Ueberſetzung des Originals ganz unwürdig, matt, ſteif, und öfters undeutſch. Vieles iſt ganz buchſtäblich überſetzt, z. B. *tenez* durch *halten Sie* (ſtatt *nehmen Sie*) *der ſpitzigſte Sporn*, ſtatt *der ſchärfſte*. Solche undeutſche Ausdrücke, wie *Getriebe*, *nach Heime*, kommen häufig vor. Das *Freye* in der Bearbeitung, das der Titel verſpricht, rührt gar nicht von dem, ſehr ſclaviſchen Ueberſetzer, ſondern von — dem Verleger her, und beſteht bloſs darin, daſs er die Inſel, auf der das Stück ſpielt, zu einer engliſchen macht, um die franzöſiſche Colonie in eine deutſche zu verwandeln, und zwar aus folgender Urſache: „Es ſey immer natürlicher, edle Handlungen „von jeder andern Nation üben zu ſehn, als *von einer „barbariſchen Rotte, die Treu und Glauben mit Füſsen tritt, und den Abſcheu der ganzen Welt nach ſich zieht.*“

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hofmann: *Scenen aus der Feenwelt,* von *M. R.* Erſter Theil. 1794. 302 S. 8.

Eigentliche Feenwelt kömmt in dieſem Theil nur einmal, nämlich S. 120, vor. Wundermänner und Zauberer, übernatürliche, täuſchend dargeſtellte, Begebenheiten erſcheinen wohl genug in dieſen Erzählungen. Allein es ſcheint dem Vf., dem es hierzu nicht an Erſindungskraft mangelt, nicht ſowohl darum zu thun zu ſeyn, daſs er durch das Wunderbare Erſtaunen errege, als vielmehr, daſs er den Leſern, die hier nur Ergötzung der Phantaſie vermuthen, Lehren der Weisheit ertheile. Scenen aus der alten Ritterwelt machen den gröſsten Theil des Inhalts aus, die ſich aber auf keinen hiſtoriſchen Grund ſtützen, ſondern ganz Imagination und Ideal ſind. Der herrſchende Ton der Erzählung iſt ſanfte Melancholie, die aber doch nie in überſüſse Empfindſamkeit ausartet. Der Styl nähert ſich öfters der poetiſchen Proſa, iſt bilderreich, ohne ſchwülſtig oder geziert zu werden. Das Werk iſt in dreyzehn Abſchnitte, deren jeder eine eigne Ueberſchrift hat, abgetheilt; es ſind aber nicht dreyzehn, für ſich beſtehende Scenen, ſondern man ſieht am Ende, daſs ſie alle Ein Ganzes ausmachen, ob es gleich anfangs nicht ſo ſcheint. Denn der Vf. bricht, um die Neugierde des Leſers ein wenig zu necken, oft da ab, wo der Leſer am begierigſten geworden iſt, geht zu einer ſcheinbaren Digreſſion über, von der man es erſt ſpäterhin erfährt, daſs es keine Digreſſion war, und verflicht ſo alles zu einem künſtlichen Gewebe, das zum Theil ſchon am Schluſſe dieſes Bandes entwickelt iſt.

Riga, b. Müller: *Feldblumen.* Geſammelt zum Beſten einer Erziehungsanſtalt für arme Kinder. 1791. 144 S. 8.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, die den Leſer erinnert, daſs auch die Veilchen und Vergiſs-meinnicht zu den Feldblumen gehören. Meiſtens zwar nur Gelegenheitsgedichte, aber um ſo mehr Beweiſe von Dichtertalent, weil ſie, bey ſehr markirter Individualität, gleichwohl auch allgemeines Intereſſe haben. Sie vereinigen mit dem, in dieſer Art ſo ſeltenen Verdienſte der Wahrheit in den Empfindungen und der Neuheit in den Wendungen, auch das einer ſehr correcten, leichten, und doch gehaltreichen Sprache. Nur hie und da fehlt es dieſer an Kraft und Würde. Auch in der Auswahl der Stücke ſelbſt hätte der Dichter ſtrenger ſeyn ſollen, wie z. B. gegen S. 44. 77. 93. 96 bis 98 und 111. Folgendes ſind die Rubriken: 1) *Kriegs- und Soldatenlieder.* (Die Execution erinnert ſich Rec. ſchon vor mehrern Jahren in einem Almanach mit Vergnügen geleſen zu haben.) 2) *Todtenfeyer.* Den Plan des erſten Gedichts, auf einen gewiſſen Bürgermeiſter von Schick, zur Probe:

Als auf der Höhe ſeines Lebens
Der müde Greis
Mit dankerfülltem Herzen ſtand
Und über'm Grab die Ewigkeit
Von ihren gränzenloſen Feldern
Allmählich ihm
Den Wolken-Vorhang hob:
Da wandt' er ſich noch einmal um,
Die Rückerinn'rung ſeiner Lebenszeit
Ging ihm, wie ſanfter Mondſchein auf.

Er ſah auf jenen Tag wo — auf ſeine Vaterſtadt — — ſeinen Richterſtuhl — ſeine Erdengüter — — ſeine Tochter, die — —)

Sie ſegnend wandt' er ſich — und ſtand am Ziel.
Das Grab ward dem Vollendenden
Zur kühlen Grotte,
Die uns durch einen kurzen dunkeln Gang
In eine überraſchende
Glanzvollre Schöpfung führt.
— Das Herz voll Tugendruh
Voll Glauben an Unſterblichkeit,
Stieg er getroſt hinein.

3) *Blumen der Freude.* Die Hochzeitgedichte ſind beſonders reich an neuen glücklichen Wendungen. 4) *Gedichte für die Bühne. Colma, ein Monodram. Einfälle.* Auf ein Dankfeſt in Stockholm 1788:

Wer wird nun wohl mit euch um euer Dankfeſt zanken
Ein frommes Kind muſs auch für *gnäd'ge Strafe* danken.

Auf einen (ſehr vornehmen) Feldherrn:

Er fragt die Aerzt' um Rath, und alle bitten ihn:
Doch ja nicht wieder ſelbſt ins Feld zu ziehn.
Hätt' er an ihrer Statt die Generals gefragt,
Sie hätten ſicherlich das nämliche geſagt!

Die Vorrede verdient noch einer beſondern Erwähnung. Sie zeichnet ſich durch Eleganz und Beſcheidenheit ſehr vortheilhaft aus.

Digitized by Google

PHILOLOGIE.

Halle, b. Hendel: *Marcus Tullius Cicero für den T. Annius Milo, überſetzt und erläutert.* 1794. 148 S. 8. (8 gr.)

2) Leipzig, b. Schwickert: *M. T. Cicero's Reden für den Dichter Archias, für Marc. Marcellus Zurückberufung, für die Erhaltung des Maniliſchen Geſetzes, nebſt der zweyten Philippiſchen Rede.* Ueberſetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. 1794. 232 S. 8. (12 gr.)

So wie ſchon der Titel bey No. 1) einen Ueberſetzer ankündigt, der von Sprachgenauigkeit nichts weiſs; ſo entſpricht dieſes ganze, wirklich höchſt elende, Machwerk genau einer ſolchen Ankündigung. Einen verſtändigen Zweck hat ſich dieſer Uebetſetzer gar nicht gedacht. Vorr. S. 7: „Ich glaubte, dem Privatfleiſs des Jünglings und der Lectüre der unſtudirten Liebhaber des Alterthums durch Ueberſetzung dieſer Rede *nicht unwillkommen zu ſeyn*, zumal da ich aus mehrerer Erfahrung weiſs, wie ärgerlich es manchem fleiſsigen Zuhörer war, wenn er bey vielen andern Arbeiten, die ihm das Präpariren auf die übrigen Schulſachen koſtete, ſich hier bey Leſung dieſer Rede, auf die er ſich am meiſten gefreut hatte, plötzlich verlaſſen ſah." Wie ſo? War denn dem Zuhörer, (denn den unſtudirten Liebhaber wollen wir gar nicht erwähnen, da ſchwerlich jemals ein einziger dieſe Ueberſetzung in die Hand nehmen wird) alſo, war denn dem Schüler ſein Lexicon oder die Erneſtiſche Clavis ſo plötzlich weggekommen? Denn dieſe wären zum präpariren wahrhaftig ungleich brauchbarere Führer geweſen, als dieſe Ueberſetzung, mit Noten folgender Art: *Non timere*, i. e. *conſidere*. — *locus*, *Gelegenheit*. — *tueri lucem*, i. e. *vivere*. — Nach einer geſchmacklos und undeutſch geſchriebenen Einleitung, (z. B. S. 9: Seine Brunſt zu Cäſars Gemahlin, *die* Pompeja; S. 10: Dieſe Verfahrungsart war der *Zunder* zu neuen Feindſeligkeiten, da die erſten zwiſchen beiden ohnehin noch in voller Gährung waren;) kömmt die eben ſo geſchmackloſe Ueberſetzung nebſt den gelehrten Noten. Es hieſse Papier verderben, den moderniſirenden, mit unedeln Ausdrücken durchwebten Styl, — des in vielen Stellen verfehlten Sinns zu geſchweigen — kritiſch durchzugehen. Nur einige Beyſpiele, um nicht abſprechend zu ſcheinen. S. 47: Iſt da eine Bill gegeben? Iſt eine beſondere Commiſſion decretirt? Der Meuchelmörder war auf das Forum hinpoſtirt etc. S. 110: Wirklich, meine Richter, ich bin nicht ſo hirnlos, ſo dumm und unbekannt mit Ihren Gefühlen u. ſ. w. S. 119: Denken Sie, meine Richter, ſich's einmal in Gedanken, — denn unſre Gedanken haben doch einen freyen Lauf — denken Sie alſo in Gedanken ein Gemälde von meiner jetzigen Lage." Auch einzelne Perſonen werden durch *Sie* angeredet: S. 105: *Ihr* Argwohn, Cn. Pompejus; *Sie* rede ich jetzt mit einer Stimme an u. ſ. w.

No. 2. zeigt zwar etwas mehr darauf verwandten Fleiſs, als No. 1, bleibt aber doch weit unter den Foderungen, die man an einen Ueberſetzer des beredteſten Römers machen kann. Z. B. die bekannte Stelle, *Orat. pro Archia* c. 1: *Ac ne quis a nobis hoc ita dici forte miretur* etc., heiſst hier: „Es wundere ſich niemand, daſs *wir* dies ſagen *könnten*, da ſeine Stärke in etwas anderm, nicht aber in dieſer Fertigkeit und dem Unterrichte in der Beredtſamkeit (*diſciplina*) beſtünde. Wir haben uns ja nie einzig und allein auf dieſes Studium gelegt. Denn alle zur Bildung des Menſchen gehörigen Künſte haben ein gewiſſes gemeinſchaftliches Band, und ſind gleichſam durch eine gewiſſe Verwandtſchaft mit einander verbunden." S. 168 Philip. c. 21: „Und nun vernehmt, ich bitte euch, alle die Unfläthereyen und Ausſchweifungen, *deren* er ſich zu ſeiner und ſeiner Famil*ien* Freude erlaubt hat, beſonders aber ſeine niederträchtigen und ſchändlichen Streiche, die er gegen uns und unſre *Güter*, ich meyne gegen das Intereſſe des geſammten Staats verübt hat." — Von den hier noch häufigern Noten gilt das, was von No. 1. geſagt worden iſt; (z. B. S. 4: *aliquando* drückt, wie *olim*, zuweilen die vergangene und zukünftige Zeit aus);" jedes Lexicon und Compendium der römiſchen Antiquitäten, eines mündlichen Unterrichts zu geſchweigen, lehrt dies beſſer; und man will doch hoffentlich jene Bücher und ihren Gebrauch den Anfängern der lateiniſchen Sprache nicht entbehrlich machen! — Clav. Erneſt. ſub. voce *acroamata* ſagt: *Sunt homines qui cantu, dictis exhilarant convivas* etc. — Unſer Commentator S. 9: „*acroamata*, Leute, die beym Gaſtmahl durch ihren Geſang, Reden etc. die Gäſte aufheiterten." — Welche Begriffe müſſen dieſe Herrn von dem Geſchäfte, *gut* zu überſetzen, haben! Hätte Cicero im Lateiniſchen ſo geſprochen, wie dieſe ihn im Deutſchen ſprechen laſſen, Antonius hätte ihm das Leben ſicher nicht genommen! Juv. X, 123: *Antoni gladios potuit contemnere, ſi ſic Omnia dixiſſet!*

Stendal, b. Franzen u. Groſse: *Ausgewählte Stücke aus den dramatiſchen Dichtern der Römer*, dem Plautus, Terenz, Seneka und andern, zum öffentlichen Gebrauch der obern Claſſen deutſcher Gymnaſien, von D. *Ch. D. Köler*. Rector des Gymn. zu Detmold. Nebſt einer Abhandlung über das Theaterweſen der Griechen und Römer. 1794. 8. 638 S. (nebſt einem Kupfer.)

Dieſe Sammlung enthält auſser einigen Fragmenten des *Ennius*, *Pacuvius*, *Cäcilius*, *Attius*, die Captivos des *Plautus*, den *Heautontimorumenon* des *Terenz* und den *Herculem furentem* des *Seneca* ganz, aus den übrigen Dramen der genannten Dichter, aber nur einzelne, vorzüglich charakteriſtiſche und intereſſante Scenen. Man hat Urſache, mit der Wahl des Herausgebers zufrieden zu ſeyn. Der Druck iſt zwar nicht correct; aber die Fehler, welche bey der Entfernung des Hn. R. K. von dem Orte des Druckes nicht zu vermeiden geweſen waren, ſind wenigſtens am Ende gewiſſenhaft angezeigt. Zur Ausarbeitung der angehängten, in drey und dreyſsig Capitel getheilten Abhandlung über das Theaterweſen der Alten, veranlaſste ihn die Bemerkung eines Recenſenten in der A. L. Z. welcher eine vollſtändige Bearbeitung dieſes in ſo vielen Punkten höchſt

Digitized by Google

höchſt dunkeln und verworrenen Gegenſtandes gewünſcht hatte. Es macht dem Muthe und Eifer des Vf. Ehre, die Befriedigung dieſes Wunſches unternommen zu haben, unerachtet er, wie er ſelbſt ſagt, auſser *Voſſii Inſtit. Poet. Scaligeri Poetica, Barneſii* Abhandl. über die Tragödie der Alten und die Reiſen des jungen Anacharſis, nichts von Belang über dieſe Materie beſaſs: auch hofft er nicht, etwas vollendetes gegeben zu haben, unerachtet er ſich nicht begnügte, die Werke ſeiner Vorgänger zu compiliren, ſondern aus den Quellen der Alten ſelbſt ſchöpfte. Wir fürchten indeſs gar ſehr, daſs dieſes letztere nicht oft und nicht vorſichtig genug geſchehen ſey, und daſs dieſe Abhandlung, der man eine groſse Eilfertigkeit nur allzu ſehr anſieht, weit entfernt, jenes Bedürfniſs zu befriedigen, daſſelbe nur noch lebhafter empfinden laſſen dürfte.

Zuerſt vermiſſen wir in derſelben Methode und Ordnung. Wir können den Plan nicht entdecken, nach welchem die Materien geordnet ſeyn dürften; aber welcher es auch ſeyn mag, bequem iſt er nicht. Ehe der Vf. von der äuſsern Beſchaffenheit des Theaters und der Beſtimmung ſeiner einzelnen Theile handelte, muſste er von den Eigenthümlichkeiten der Werke handeln, für deren Aufführung das Theater eingerichtet war. So wird aber hier von der äuſsern Einrichtung (dem *äuſsern Weſen*, wie es der Vf. nennt) des Chores zuerſt, und dann erſt von den Verrichtungen deſſelben in den alten Dramen geſprochen; noch weit früher, war von der Orcheſtra gehandelt worden. Viel beſſer würde ſich alles entwickelt und zuſammengereiht haben, hätte der Vf. ſeine Abhandlung mit einer Geſchichte der dramatiſchen Poeſie bey den Griechen und Römern eröffnet, und dasjenige, was einer nähern Betrachtung und Erläuterung bedurfte, in beſondern Capiteln abgehandelt. Zweytens hätten die Eigenthümlichkeiten des griechiſchen und römiſchen Theaters weit ſorgfältiger geſchieden werden ſollen, als hier, wo die Beſchreibung beider ſo in einander geflochten iſt, daſs der Anfänger, welcher ſich hier Raths erholen will, mit undeutlichen und verworrenen Vorſtellungen erfüllt werden muſs. Ueberhaupt ſcheint der Vf. ſeine eignen Vorſtellungen nicht immer ſo weit auf das Reine gebracht zu haben, als es gar wohl hätte geſchehen können. Da wo er von dem Theaterapparat ſpricht, S. 529, ſagt er von den Choragen nichts, als daſs die Anſchaffung jenes Apparats eigentlich Privatſache geweſen, und daſs mancher bemittelte Bürger darüber zu Grunde gegangen ſey. (Der Vf. ſelbſt drückt ſich hierüber ſo aus: *Dort* [ſt. in Griechenland] gingen oft bemittelte Bürger, die man *daher* Choragen nannte, darüber zu Grunde.) Unmöglich kann er Wolfs Prolegomena in Or. c. Leptinem, welche er S. 624 anführt, geleſen haben; ſonſt würde er uns etwas beſtimmteres über dieſen Gegenſtand geſagt haben. Der Anfänger, welcher mit dieſer Erklärung abgefertigt wird, kann, wenn er S. 530 lieſt, der Dichter oder der Anführer oder der *Chorag* habe die Schauſpieler im Declamiren geübt, nicht anders glauben, als jene bemittelten Entrepreneurs wären zugleich die Lehrmeiſter des gregis hiſtrionum geweſen. Und faſt ſcheint der Vf. dieſes ſelbſt geglaubt zu haben, da er den Dichter, den Anführer des Chors und den Choragus unterſcheidet, da doch, wenn dem χορηγος dieſes Geſchäfte beygelegt wird, das Wort in einer alten Bedeutung von dem Dichter ſelbſt verſtanden werden muſs, welcher an der Spitze des Chores ſtand. S. Heſych. in χορηγος. — Die Materie von dem Maſchinenweſen der Alten iſt hier ihrer Aufklärung, wie es uns wenigſtens vorkommt, um nichts näher gebracht; ja manches iſt nicht einmal richtig erklärt. Den Donner ahmte man nicht, wie es S. 527 heiſst, bloſs mit kleinen Steinen nach, die man durch eherne Gefäſse warf, (wodurch nur ein Klirren würde hervorgebracht worden ſeyn,) ſondern durch Schläuche, welche mit kleinen Steinen angefüllt waren. S. Pollux. IV. 130. — Fälſchlich braucht der Vf. den Oceanus, welcher in dem *Prometheus des Aeſchylus* auf einem Hippogryphen heranſchwebt, als Beyſpiel des θεολογειον, da es offenbar eine μηχανη war, was den Oceanus herbeyführt. Jenes zeigte die Götter in ihren Sitzen, ſo wie in der ψυχοστασία des *Aeſchylus*, ein Beyſpiel, deſſen ſich Pollux l. c. bedient. Die χώρας, welche derſelbe Schriftſteller erklärt, erwähnt unſer Vf. gar nicht. — Etwas allzu unbeſtimmt iſt auch das, was er von der Zeit, zu welcher Schauſpiele in Athen gegeben wurden, beybringt. S. 545. „Die Athenienſer wählten gemeiniglich die Bacchusfeſte und auch zu vielen die Panathenäen. Tragödien wurden gewöhnlich nur an dem Hauptfeſte des Bacchus, an den Stadtdionyſien, *gehalten*. An dieſem Feſte ging auch der Wettſtreit der dramatiſchen Dichter vor ſich. Comödien wurden nur an den Lenäen und den Herbſtdionyſien gegeben." Was für Herbſtdionyſien mag der Vf. meynen? Es können dieſes keine andern ſeyn, als die Lenäen ſelbſt, welche in dem Monate Antheſterion gefeyert wurden. S. Ruhnken. in Addendis ad Heſych. I. p. 959. Und nur an den Lenäen hätte man Comödien aufgeführt? Die *Wolken* des *Ariſtophanes* wenigſtens wurden zum erſtenmal an den groſsen Dionyſien gegeben, wie die Didaſkalien beſagen ἐδιδάχθησαν ἐν ἄστει. d. i. ἐν τοῖς κατ' ἄστυ Διονυσίοις. — Die Erklärung, welche S. 547 von einer Stelle des Scholiaſten zu Ariſtoph. Nub. 530 gegeben wird, er ſcheine zu ſagen, daſs kein dramatiſcher Dichter vor dem 30 oder 40ſten Jahre ein Drama aufführen laſſen durfte (vermuthlich, ſetzt Hr. K. hinzu, damit er kein *unnützes* Product auf die Bühne brächte) hat, unſerer Einſicht nach, eben ſo wenig Grund, als die von *Potter*, welche Hr. K. zu verwerfen geneigt iſt. Der Scholiaſt ſpricht überhaupt von dem Alter, in welchem es erlaubt war, öffentlich ἐν δημοσίᾳ, aufzutreten. Sophokles gab ſeine erſte Tragödie ungefähr in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre. S. 563 wird etwas über das Scabillum geſagt, womit der Tact angegeben zu werden pflegte. Hier äuſsert der Vf. die Vermuthung, das Scabillum möge vielleicht hohl geweſen ſeyn, und einen angenehmen Ton von ſich gegeben haben, faſt

 wie

Digitized by Google

wie die Kuckuksblaſebälge der Kinder, weil ſie ſonſt zu viel Geräuſch gemacht haben würden. Seltſam! Würde denn dieſer angenehme Ton jedesmal mit der Muſik harmonirt haben? und wenn das nicht ſeyn konnte, war denn nicht der klappende Schall beſſer, als eine Disharmonie? — Ueber die Mimen der Griechen und Römer, deren Unterſchied *Valckenaer* in ſeinem Commentar zu den Adoniazuſen zuerſt gezeigt hat, trägt Hr. K. ſehr verworrene Dinge vor. Die Mimen der erſten waren kein Schauſpiel, ſo wenig als die Silli, welche wenigſtens S. 579 zu den dramatiſchen Gedichten gerechnet werden. Hat der Dichter ſie zuweilen dialogiſirt, ſo werden ſie doch dadurch eben ſo wenig zum Drama, als die Sermonen und Epiſteln des *Horaz*. Was aber von den Eigenthümlichkeiten des ſatyriſchen Drama geſagt wird, iſt von der Art, daſs man zweifeln muſs, ob der Vf. den Cyclops des *Euripides* jemals geleſen habe. — Wir können endlich, und dieſes iſt der dritte Hauptpunkt unſers Tadels, der Schreibart des Hn. Rector unſern Beyfall ganz und gar nicht ertheilen. Sie iſt weitſchweifig, ungleich, verworren, und öfters platt. Seine Abhandlung wimmelt von Nachläſsigkeiten, die man ſich ſelbſt bey einem mündlichen Vortrage nicht erlauben ſollte, und die in einer für junge Leute beſtimmten Schrift doppelten Tadel verdienen. Wir wollen nur einiges anführen. S. 589: Das weibliche Geſchlecht hatte bey weitem nicht die Bildung *noch folglich die Achtung als jetzt*. Die Liebe *gegen es* war alſo auch ſo delicat nicht." S. 584. Daher vermieden die Alten Mord oder körperliche Verunſtaltung, oder ſonſt etwas *zu widriges, was das Gefühl emporte*, auf der Bühne zu zeigen. *Dergleichen, wie* Agamemnons Mord wurde nur erzählt. — Der Vf. braucht oft fremde Wörter (embelliren; Discours; ſolitair; fingiren; excelliren;) bisweilen in einem uns fremden Sinne; z. B. S. 620: Die Zeiten — waren für ein Drama nicht paſſend, das Tyrannen ſo oft die Wahrheit ſagt, und ſie ohne Schonung *ſkizzirt*. S. 584. Er zeichnet die Charaktere richtiger, *concentriſcher* und völliger aus. — Er ſchreibt S. 527 *Chafot*, welches weder franzöſiſch noch deutſch iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Der heilige Franz von Aſſis war kein Narr*, wie die Herren Proteſtanten Spittler und Zimmermann glauben. 1794. 51 S. 8. — Faſt ſollte man glauben, der Vf. dieſer kleinen Schrift habe ſtatt einer Apologie, eine Satyre auf ſeinen Heiligen ſchreiben wollen. Denn einen Mann, wie *Franz von Aſſis* war — oder wie er wenigſtens von ſeinen Legendenſchreibern, beſonders von dem berufenen *Barthelomäus de Piſis* in dem wahrhaft gotteslaſterlichen *Libro conformitatum* geſchildert wird, noch in unſern Tagen vertheidigen wollen, heiſst wahrlich nichts anders; als denſelben aufs neue auf die Bühne ſtellen, um ihn dem Gelächter aller Vernünftigen Preis zu geben. Das, was Hr. *Spittler* in *Göttingen* von demſelben urtheilt, *daſs es ihm im Kopf gefehlt habe* — und das, was Hr. *Zimmermann* von ihm ſagt, *daſs man den närriſchen Franz unvernünftig und toll gelobt habe*, iſt ſo richtig, daſs es nur einem, mit der Geſchichte deſſelben ganz unbekannten, oder durch Vorurtheile völlig verblendeten *Eiferer* einfallen kann, ein Wort dagegen zu verlieren. Und nur ein ſolcher kann es für *unbillig* und für *intolerant* erklären, wenn dieſes auch öffentlich geſagt wird. Denn *daſs eine ganze katholiſche Religionsgemeinde ihn unter ihre Heiligen, folglich unter ihre verehrungswürdige Mitglieder zählt*, thut hier zur Sache nichts, und kann dieſe Religionsgemeine nicht berechtigen, zu fodern, daſs auch andere gerade ſo denken müſſen wie ſie. Doch der Vf. geſteht es ja ſelbſt, daſs man, wenn man die katholiſche Heiligen des mittlern Zeitalters nur aus den gewöhnlichen Legenden beurtheilen wollte, man ohne viele Mühe manchen comiſchen Zug zu einem lächerlichen Bilde finden würde. Er will alſo, daſs man bis zur *reinen Quelle* zurückgehe, den Charakter eines Heiligen aus ſeinen eigenen Reden und Handlungen abſtrahire, und dabey Unpartheylichkeit, Geduld und Kritik genug habe, das wahre vom falſchen zu unterſcheiden u. ſ. w. Dies lautet freylich ſehr ſchön! Aber wir fragen den Vf.: wo denn *die reinen Quellen* anzutreffen ſeyn möchten, aus denen die Lebensgeſchichte der Heiligen des mittlern Zeitalters geſchöpft werden kann? ob es nicht unverantwortlich ſey, eben dieſe Legenden in den Händen des gemeinen Mannes zu laſſen, der ja wohl nicht geſchickt iſt, das wahre von dem falſchen zu unterſcheiden, und ob nicht eben dieſer gemeine Mann, und vielleicht der gröſste Theil der katholiſchen Religionsgemeinde gefliſſentlich hintergangen und genöthigt werde, Leute zu verehren, die aufs höchſte, ihrer Einfalt wegen, bemitleidet zu werden verdienen. Heiſst dieſes vielleicht auch *unbillig* und *intolerant* geurtheilt? Oder hat man es nicht vielmehr mit Dank zu erkennen, wenn andere Unbefangene ihr Urtheil aufrichtig ſagen, um dadurch würdigen Männern, die ſich zur katholiſchen Kirche bekennen, Gelegenheit zu geben, *dergleichen Scandale*, die über kurz oder lang doch werden entdeckt werden, noch bey Zeiten aus dem Weg zu räumen. Ob man übrigens mit dem, was der Vf. zur Vertheidigung ſeines Helden anführt, zufrieden ſeyn könne, will Rec. jetzt gar nicht entſcheiden, ſondern nur dieſes einzige bemerken, daſs alles das, was er von dieſem Heiligen rühmt, gar wohl, wenigſtens mit dem beſtehen könne, was *Zimmermann* ſagt, daſs er *unvernünftig und toll gelobt worden ſey*. Zudem iſt es ja bekannt genug, daſs auch die ärgſten Schwärmer ihre gute Seite, und ihre *Intervalla* haben können. Daſs endlich ſogar Hr. *Lavater* mit in das Spiel gezogen, und auch deſſen, auf die ihm von dem Vf. zugeſchickte *phyſiognomiſche Schilderung* (wie er ſie nennt) gebautes Urtheil, daſs *Franz — ein recht guter und vollkommner Mann geweſen ſeyn müſſe* — zur Vertheidigung deſſelben benutzt worden ſey, dieſes möchte vielleicht bey denen, *die Franzen* von einer andern Seite kennen, keinen ſonderlichen Eindruck machen. Die Hn. *Zimmermann* in den letzten Zeiten dieſer Brochüre geſagte Sottiſe — wird derſelbe ſonder Zweifel — als wahren *Franciſcaner Witz* — belächeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Junius 1795.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Roſenbuſch: *Politiſche Geſchichte des Eichsfeldes* mit Urkunden erläutert, von *Johann Wolff.* Erſter Band, 1792. 1 Alph. 17 Bogen. Zweyter Band, 1793. 1 Alph. 18 Bogen, ohne die Zueignungsſchriften und Vorreden. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit Vergnügen machen wir den Freunden der diplomatiſchen Geſchichtskunde ein Werk bekannt, welches über einen beträchtlichen Theil Deutſchlands neue Aufklärung verbreitet. Der Vf. deſſelben, Hr. *W.*, Caplan in Nörthen, erwirbt ſich durch dieſe, mit pragmatiſcher und kritiſcher Auswahl bearbeitete Geſchichte des Eichsfeldes ein unverkennbares Verdienſt, und wir müſſen ihm dafür um ſo verbindlicher danken, da man dieſe deutſche Provinz zeither nur bloſs dem Namen nach kannte, ohne von den ältern Schickſalen und politiſchen Veränderungen derſelben etwas zuverläſsiges zu wiſſen. In der Vorrede giebt der Vf. zuvörderſt von den Quellen der Eichsfeldiſchen Geſchichte einige kritiſche Nachrichten. Von alten Denkmälern, Grabſchriften und Münzen iſt hier nichts erhebliches anzutreffen, und die wenigen handſchriftlichen Chroniken und andern gedruckten Schriften, worin man hin und wieder nur einige zerſtreute Nachrichten vom Eichsfelde auffindet, ſind bey weitem nicht hinreichend, etwas Gründliches zu entwerfen. Auch mit den Urkunden, als dem ſicherſten Hülfsmittel der Geſchichtskunde, ſieht es in den Eichsfeldiſchen Archiven nicht zum Beſten aus. Die Stifter Heiligenſtadt, Nörthen, Dorla, Borsla und anderer in dieſem Gebiete gelegenen Klöſter, haben ihre diplomatiſchen Schätze theils im Bauernkrieg, theils durch ſpätere Unglücksfälle verloren, und das Oberamtsarchiv zu Heiligenſtadt nahm Herzog Wilhelm von Weimar 1635 mit ſich fort, ohne ſelbiges, des öftern Erinnerns ungeachtet, zurückzugeben. Bey dieſem Mangel an Geſchichtsquellen gab ſich alſo der Vf. die Mühe, die vornehmſten Orte des Landes zu bereiſen, ſich mit Localkenntniſſen zu bereichern, und von Kennern und Freunden einzelne Urkunden und Materialien zu ſammeln, um aus ſelbigen die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu entwerfen. Es gehört in Wahrheit ein ſtarker Patriotismus und ein anhaltender Eifer dazu, ſich durch ſo viele Schwierigkeiten durchzuarbeiten, und die Schickſale eines kleinen Landes zu entwickeln, deſſen Geſchichte bisher theils vernachläſsigt worden, theils von den hiezu erfoderlichen Subſidien faſt ganz entblöſst iſt. Und dennoch hat Hr. *W.* durch ſeinen unermüdeten Fleiſs in Ausſpürung zuverläſsiger Nachrichten und deren Bearbeitung, in dieſem Fache alles geleiſtet, was ſich bey Arbeiten von der Art und bey den ſo vielen Hinderniſſen, die zu überwinden waren, leiſten lieſs.

Der *erſte Band*, welcher dem regierenden Kurfürſten von Maynz dedicirt iſt, zerfällt in zwey Abſchnitte. Der *erſte* enthält eine ausführliche und mit vieler Beleſenheit abgefaſste Beſchreibung von dem älteſten Zuſtande des Eichsfeldes, deſſen Bewohnern und verſchiedenen gräflichen und adelichen Familien, die in dieſer Gegend anſäſsig geweſen ſind. Hr. *W.* fängt die Geſchichte oder vielmehr nur Bruchſtücke derſelben mit der Widerlegung einer alten Sage an, nach welcher der fränkiſche König Dagobert I das Kloſter Heiligenſtadt angelegt haben ſoll. Dieſes Vorgeben wird aus guten Gründen, wiewohl etwas zu weitläuftig, widerlegt, und für eine im 15ten Jahrhundert erdichtete Fabel erklärt. Mit gleicher hiſtoriſchen Kritik verwirft der Vf. die Nachricht des Maynziſchen Geſchichtſchreibers Serarius, daſs nämlich Karl der Groſse auf dem Stuffenberg eine Capelle, der Hilfensberg genannt, erbauet, und daſs Graf Amelung, den man für einen entfernten Stammvater des Herzogs Hermanns Billung ausgeben will, das Eichsfeldiſche Kloſter Beuern angelegt habe. Hierauf folgt die Beſchreibung und die geographiſche Lage des Thüringer Gauen Eichsfeld, welcher in einer Urkunde vom J. 897 zum erſtenmale vorkommt, und den, zwiſchen Mühlhauſen und Heiligenſtadt gelegenen Bezirk in ſich faſste. Von den damaligen Gaugrafen iſt nur Einer, Namens *Otto*, mit Gewiſsheit bekannt, welchen der Vf. für denſelben hält, der 877 in Südthüringen das Grafenamt führte, und zuletzt Herzog in Sachſen war. Unter ſeinen Nachfolgern erſcheint 950 ein Graf *Wichard*, und nachher 1022 Graf *Wilhelm*, ein Abkömmling der Grafen Waimar. Zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, wo ſich die Gauverfaſſung zum Ende neigte, entdeckt man in dieſer Gegend einen Graf *Erwin* von Tonna, der wahrſcheinlich der letzte Gaugraf war, und beträchtliche Güter in Beſitz hatte, aus welchen deſſen Sohn, *Ernſt*, 1131 das Eichsfeldiſche Kloſter Reifenſtein ſtiftete. Mit dem Eichsfelder Gau ſtanden auch die anliegenden kleinern Gaubezirke, als *Weſtgau*, *Germarmark*, *Amfeld*, *Wippergau* und *Leingau* in genauer Verbindung, und wurden zu Sachſen gerechnet, die Mark *Duderſtadt* hingegen, nebſt dem *Lisgau*, machten zwey beſondere Gauen, welches bereits in *Wenk's* heſſiſcher Landesgeſchichte Th. 2. S. 355 umſtändlicher ausgeführt worden iſt. Auſser den fränkiſchen und ſächſiſchen Einwohnern des Eichsfeldes, wohnten hier auch

Wenden. Zum Beweiſs macht der Vf. viele Dörfer namhaſt, aus deren Benennung ſich die ſicherſten Spuren des Anſitzes dieſes Volks abnehmen laſſen. Noch jetzt werden die von Hanſtein mit der ſogenannten *Wendiſchen Mark* von Kurmaynz belehnet, und ſelbſt in Heiligenſtadt iſt noch eine *wendiſche Gaſſe* anzutreffen, die von einer wendiſchen Colonie den Namen erhalten hat. S. 40—54 liefert Hr. *W.* ein Verzeichniſs vieler, in den Urkunden der mittlern Zeiten vorkommenden, Schlöſſer des hohen und niedern Adels, ingleichen der Dörfer und Höfe, von welchen aber ein groſser Theil in den Zeiten des Fauſtrechts und im Bauernkriege zu Grunde gerichtet worden, und die dermalen nur noch als Wüſtungen bekannt ſind. Da die Einwohner der verwüſteten Ortſchaften ſich alsdann in den benachbarten Dörfern niedergelaſſen haben; ſo glaubt der Vf. in dieſer Veränderung die Urſache zu finden, warum in einigen Oertern die Einwohner verſchiedenen Gerichtsbarkeiten unterworfen ſind. (Bey dieſer Verſchiedenheit dürfte es wohl hauptſächlich auf eine genauere Beſtimmung der Lehns- und Jurisdictionsverhältniſſe ankommen, in welcher dergleichen eingegangene Dörfer in der Vorzeit mit dem Landesherrn oder dem Adel geſtanden haben.) Im 12 und 13ten Jahrhundert gab es auch ſchon im Eichsfelde einige Markdörfer oder Städte, allwo neben dem Zöllner ein Markmeiſter angeſtellt war, der von den Waaren gewiſſe Gefälle erhob. *Heiligenſtadt* erhielt zuerſt im 13ten Jahrhundert das Stadtrecht, wurde 1227 mit Mauern umgeben, und wegen der Reliquien der heiligen Märtyrer Aureus und Juſtinus häufig beſucht. *Duderſtadt* war 1208 noch eine Villa, aber 1241 befand ſich hier ein eigenes Gericht, aus welchem ſich in der Folge (1269) ein Magiſtrat bildete. — Viele Seen und Teiche wurden nach und nach ausgetrocknet, und in Wieſen verwandelt, auch ſuchte man durch Ausrottung der Wälder mehr Land zu gewinnen, und Weinberge anzulegen, wovon man im 10ten, noch mehr aber im 13ten, Jahrhundert Spuren findet. In neuern Zeiten hat man aber den Weinbau gänzlich eingehen laſſen. Zuletzt macht der Vf. noch die verſchiedenen geiſtlichen und weltlichen Beſitzer namhaft, die vormals an dem Eichsfelde Antheil gehabt haben. Die ſächſiſchen Kaiſer beſaſsen in dem obern Theil deſſelben viele Domänen, die ſie nach und nach den Kirchen und Klöſtern zueigneten. Im Untereichsfeld hingegen gab es keine Reichsgüter. Auſserdem waren im mittlern Zeitalter die Herzoge zu *Sachſen* und einige Gaugrafen, die Stifter *Fulda* und *Hildesheim*, die Landgrafen von *Thüringen*, die Markgrafen von *Stade*, die Grafen von *Nordheim*, *Katlenburg*, *Supplinburg*, *Reinhauſen*, *Lore*, *Eberſtein*, *Schartfeld*, *Lutterberg*, *Honſtein* und *Schwarzburg*, die Dynaſten von *Pleſſe*, *Trefurt* und *Salza* im Eichsfeld mit vielen Gütern anſäſsig, und es verfloſs ein Zeitraum von 600 Jahren, ehe die Kurfürſten von Maynz die vielen einzelnen Beſitzungen nach und nach an ſich brachten, und daraus eine ganze Provinz bildeten.

Im *zweyten Abſchnitt* erzählt der Vf., wann und wie das Erzſtift Mainz die einzelnen Theile dieſer Landſchaft erworben habe. Die erſten Einkünfte der Geiſtlichkeit waren die Zehenden, die Carl der Groſse den Biſthümern zueignete. Auch Mainz genoſs dieſen Vortheil; es überlieſs aber dergleichen Zehenden theils an andere Klöſter, theils an den niedern Adel, der ſelbige für Kriegsdienſte zu Lehn empfing. Das Kloſter *Heiligenſtadt* gehörte ſchon 1022 dem Erzſtifte, man weiſs aber nicht, wie es an ſelbiges gekommen iſt. Das Amt und Schloſs *Ruſtenberg* war ebenfalls eine der älteſten Maynziſchen Beſitzungen im Eichsfelde, und machte bis 1540 den Sitz eines Oberamtes aus, welches damalen nach Heiligenſtadt verlegt wurde. Die Vogteyen *Ober*- und *Niederdorla*, die im 10ten Jahrhundert an Kurmaynz geſchenkt wurden, kamen durch Pfandſchaften in fremde Hände und endlich an Kurſachſen, welches, vermöge eines Vertrags von 1773, allda noch gewiſſe Hoheitsrechte beſitzt. Das Schloſs und Gericht *Hardenberg* war 1098 das Eigenthum des Erzſtifts und wurde 1292 und 1357 den Hn. von Hardenberg käuflich überlaſſen. Im J. 1607 kündigte ihnen zwar Kurmaynz die Pfandſchaft auf, ſie weigerten ſich aber ſelbige abzutreten und begaben ſich unter den Schutz der Herzoge zu Braunſchweig, die 1636 und 1645 die Huldigung im Gerichte Hardenberg einnahmen, und nachher (1692) die von Maynz beſtrittene Landeshoheit durch einen geſchloſſenen Vertrag erlangten. Zuletzt wurde auch dieſer adelichen Familie 1743 das Haus und Gericht Hardenberg als Eigenthum überlaſſen, und dem Erzſtifte blieb von dieſem Gerichte weiter nichts übrig, als das Stift Northen, worüber ſich zwar Braunſchweig im dreyſsigjährigen Kriege die Landeshoheit angemaſset hatte, ſelbige aber 1743, mit Vorbehalt des Trauergeleuts, an Kurmaynz abtrat. Mit gleicher Genauigkeit entwickelt der Vf. die Schickſale und Veränderungen der übrigen Eichsfeldiſchen Schlöſſer, Aemter und Gerichte, zu *Stein*, *Harburg*, *Honſtein* und *Geiſsmar*, ingleichen der Klöſter und Stifter *Steine* bey Northen, *Reinhauſen*, *Bursfeld* und des *Blaſiusſtift* in Nordheim, von welchen allen umſtändliche Nachrichten mitgetheilt werden. Die beträchtlichſte Acquiſition die Kurmaynz machte, beſtand aus den drey Schlöſſern *Birkenſtein*, *Gleichenſtein* und *Scharfenſtein*, welche Erzbiſchof Gerhard II 1294 von den Grafen von Gleichen und Gleichenſtein um 1100 Mark Freyberger Silber an ſich kaufte. Die Geſchichte dieſer drey Schlöſſer wird hierauf aus guten Quellen erzählt, und nicht nur die zu einem jeden derſelben gehörigen Ortſchaften, ſondern auch die eingegangenen Dörfer oder Wüſtungen genau angegeben; eine Methode, die unſern ganzen Beyfall hat und die wir einem jeden Geſchichtſchreiber kleiner Provinzen um ſo dringender empfehlen, weil durch dieſe Verfahrungsart die Geographie des mittlern Zeitalters ungemein viel gewinnt, und dem Geſchichtsforſcher das oft vergebliche Nachſpüren der Lage ſo vieler, in Urkunden vorkommenden, jetzt unbekannten Dörfer, ſehr erleichtert wird. Den Beſchluſs dieſes *erſten Theils* macht eine mit vielem Fleiſse ausgeführte Berichtigung der Geſchichte der Grafen von Gleichen, die anfänglich im Eichsfelder Gau das Grafenamt führten, alsdann unter dem Namen der

der Grafen von Tonna, als Beſitzer beträchtlicher Güter auftraten, und endlich ihre oben benannten 3 Schlöſſer dem Erzſtifte verkauften. Das angehängte *Urkundenbuch* enthält CXXI Diplomen, welche, die Nr. I. II und LX ausgenommen, hier zum erſtenmal in Druck erſcheinen, und theils über die Geſchichte des Eichsfeldes und der darin befindlichen Klöſter manches Licht verbreiten, theils auch die Schickſale der hier anſäſsig geweſenen Familien des hohen und niedern Adels erläutern, mithin dem Freunde der ſpeciellen Geſchichte in verſchiedener Hinſicht angenehm ſeyn werden. Da die Urkunden ſelbſt, welche mit 897 anfangen und mit 1682 aufhören, nicht durchgehends aus Originalien, ſondern zum Theil aus Abſchriften genommen ſind; ſo hat der Vf. Erſtere mit einem * bezeichnet, um ſie von den bloſsen Copieen zu unterſcheiden.

Der *zweyte Band* iſt dem Hn. Coadjutor, Freyherrn von *Dalberg*, zugeeignet. Die Zahl der §§. läuft in den beiden *Abſchnitten* dieſes Theils fort. Der erſte Abſchn. betrifft die ſpätern Erwerbungen des Erzſtiftes Maynz im Eichsfelde und der *zweyte* die Landesverfaſſung deſſelben.

Dritter Abſchnitt: Im Jahre 1294 beſaſs das Erzſtift auf dem Eichsfelde die Stadt *Heiligenſtadt*, die Schlöſſer und Gerichte *Ruſtenberg*, *Hardenberg*, *Harburg*, *Honſtein*, *Birkenſtein* und *Gleichenſtein*, ingleichen die Klöſter: *Gerode*, *Reifenſtein*, *Beüern*, *Annarode* und die Lazariten-Commenturey zu *Breitenbach*. In den folgenden Zeiten wurde dieſe Landſchaft beträchtlich erweitert. Die zwey Dörfer *Schriden* und *Siboldshauſen* bekam Kurmaynz 1310 durch eine Schenkung Friedrichs von Roſsdorf, und bald darauf kaufte der daſige Kurfürſt das Schloſs und Amt *Biſchoffſtein*, welches zur Landgrafſchaft Thüringen gehörte, um 200 Mark, worüber aber keine Urkunde anzutreffen iſt. Der Antheil an der Herrſchaft *Trefurth* gründet ſich auf eine von Kurmaynz, in Verbindung mit den Landgrafen zu Thüringen und Heſſen, 1329 gemeinſchaftlich ausgeführte Eroberung der Raubſchlöſſer und übrigen Beſitzungen der Herrn von Trefurth. Jeder der drey Fürſten bekam davon einen Drittheil, weswegen unter ihnen 1338 ein Burgfrieden errichtet wurde. Rec. vermiſst hier eine genauere hiſtoriſche Darſtellung der ganerblichen Rechte, die Kurmaynz dermalen zu ⅙ Theil und Kurſachſen zu ⅙ Theil in der Herrſchaft Trefurth auszuüben haben. Daſs zwiſchen der *Vogtey* und der *Herrſchaft* Trefurth ein Unterſchied zu machen ſey, — daſs in Abſicht der erſtern von Kurſachſen die alleinige Landeshoheit behauptet worden, weil die Vogtey Trefurth im thüringiſchen Landesbezirk gelegen, und den daſigen Landgrafen ſchon in älteſten Zeiten zugehöret habe, — daſs eben daher Kurſachſen noch manche Hoheitsrechte in der Vogtey, Ausſchlieſsungsweiſe beſitze, auch Vermöge des Receſſes von 1588 die Gerichtsbarkeit auf den Landſtraſsen und in den vier hohen Maleſizfällen nebſt dem Leibgeleite allein zuſtändig ſey, — wie das Kurhaus, das doch ſeit dem Jahre 1485 nur ⅓ Theil an Trefurth inne hatte, die übrigen ⅔ Theile an ſich gebracht habe, — von dieſen u. a. Verhältniſſen hätten wir billig in dieſem §. mehrere Nachrichten erwartet. S. 11. bemerkt zwar der Vf., daſs die vormaligen ganerblichen Streitigkeiten, durch einen Vergleich von 1773, von Grunde aus gehoben worden; Er würde aber ſehr wohl gethan haben, wenn Er den deshalb geſchloſſenen Receſs, zur nähern Kenntniſs der gegenwärtigen ganerblichen Verfaſſung in der Vogtey und Herrſchaft Trefurth, dem Urkundenbuch mit einverleibet hätte. S. 13-72 wird nicht nur die Geſchichte der Städte, Schlöſſer und Aemter *Worbis*, *Duderſtadt*, *Gieboldshauſen*, *Greifenſtein*, *Eſchwegen* und *Sontra*, *Bodenhauſen*, *Lindau*, *Bodenſtein* und der ſogenannten fünf *Gartendörfer*, die von dem Bache *Garte*, den Namen führen, meiſtens aus diplomatiſchen Quellen umſtändlich erzählt, ſondern es werden auch am Ende dieſes Abſchnitts einige Gränzſtreitigkeiten angezeigt, die zwiſchen Kurmaynz und den Fürſtlichen Häuſern Heſſen, Braunſchweig und den Grafen von Honſtein und Schwarzburg anhängig geweſen.

Der *vierte* und *letzte Abſchnitt* beſchäftiget ſich mit einer pragmatiſchen Geſchichte der *Landesverfaſſung* des Eichsfeldes, deren Urſprung und ſucceſſive Entwickelung der Vf. aus dem Zuſtande des mittlern Zeitalters darzuſtellen ſucht. Zuerſt eine Beſchreibung der *Huldigungen*, die hier im 14ten Jahrhundert üblich waren, u. im J. 1627 zum letztenmal geleiſtet wurde. Seit dem werden, bey Regierungsveränderungen, von den Landesſtanden gewiſſe Abgeordnete zur Gratulation nach Maynz abgeſchickt, die zugleich die Beſtätigung der alten Privilegien auswirken. §. 119, 120 und 121. folgen einige Nachrichten von der ehemaligen Landesverwaltung, welche die Erzbiſchofe zu Maynz, durch ihre Burggrafen und nachherigen Vicedome auf dem Ruſtenberg, die ſchon im 12ten Jahrhundert in dieſer Eigenſchaft vorkommen, beſorgen lieſsen. Im J. 1540 wurde das Vicedomamt vom Schloſſe Ruſtenberg nach Heiligenſtadt verlegt, und zuletzt (1732) in eine Stadthalterſchaft verwandelt. §. 112 und 123 werden die Activlehne, die von einigen auswärtigen Fürſten auf dem Eichsfelde verliehen werden, und dann diejenigen, die dem Kurfürſten von Maynz zuſtändig waren, zwar namentlich angeführet; dieſes Lehnsverzeichniſs ſchränket ſich aber nur auf die mittlern Zeiten ein, und man weiſs alſo nicht, ob die hier bemerkten Lehnſchaften noch jetzt im Gange ſind? Alle Lehne ſind Burg- oder Mannlehne, Kunkellehen gab es hier gar nicht. S. 100. bemerkt der Vf. eine noch wenig bekannte Gattung von den dortigen Mannlehen, die unter den Namen, *Schcüren-Hütten*- und *Kaſtenlehen* auf den Kirchhöfen, vorkommen und wahrſcheinlich daher entſtanden ſind, weil man auf den geweiheten Kirchhöfen Hütten und Ställe bauete, um Früchte und Vieh vor dem Raub des Feindes zu ſichern. §. 124 und 125. handelt vom *Adel*, *Freygebornen*, *Miniſterialen* und *Leibeignen*. Nach dem 13ten Jahrhundert nahm die Leibeigenſchaft im Eichsfelde ab, und das damit verbundene Hauptrecht findet nur noch in wenig Ortſchaften ſtatt. §. 126. *Landſtände*. Sie bildeten ſich

Digitized by Google

zuerſt im 15ten Jahrhundert, wo (1479) ſämmtliche Ritterſchaft und Städte ein Ganzes ausmachten und damals, bey Gelegenheit einer über den Druck des Oberamtmanns auf dem Eichsfelde geführten Beſchwerde, mit vieler Freymüthigkeit declarirten, daſs, wenn man ihnen nicht bald Ruhe ſchaffen würde, *ſie ſich an einen andern Landesherrn wenden würden*. Dergleichen Aeuſserungen, die jetzt einem jeden Landesherrn ſehr auffallend ſeyn würden, nahm man in jenen Zeiten gar nicht ungnädig auf. Die Vorrechte und die Verfaſſung der gegenwärtigen Landſchaft, die aus der Geiſtlichlichkeit, Ritterſchaft und aus den Städten beſteht, werden S. 116 — 128. ausführlich beſchrieben. Im J. 1540 ward es ſchon ſehr ſichtbar, daſs dieſe drey Stände ein vereinigtes Corpus ausgemacht und in Anſehung der bewilligten Land- und Türkenſteuern, an den wichtigſten Landes - Angelegenheiten Antheil genommen haben. Ueber die Vorrechte der Eichsfeldiſchen Stände ſind zwar keine Urkunden vorhanden; indeſſen hat man von jeher für ausgemacht angenommen, daſs ohne ihre Bewilligung keine Steuern erhoben und keine Landes - Geſetze gemacht werden können. Wegen Repartition der Steuern haben ſich die Stände 1688 dahin verglichen, daſs zu einer Steuer von 1000 Rthlr. die Geiſtlichkeit 100 Rthlr., die Ritterſchaft 208 Rthlr. die Städte 182 Rthlr. und die kurfürſtlichen Aemter 500 Rthlr. tragen ſollten. — §. 127 u. 128. *Alte Gerichte und deren Reform.* Im mittlern Zeitalter waren im Eichsfelde wenigſtens vier Landgerichte, deren jedes einen beſtimmten Umfang hatte, und wovon das *Eine* im Bezirk des Amtes Ruſtenberg, das *Zweyte* im alten Eichsfelde oder im Gebiete der Grafen von Gleichen, das *Dritte* zu Duderſtadt und das *Vierte* bey Bernshauſen gehalten wurde. Auſserdem gab es noch ein Landfriedensgericht, welches auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in dieſem Lande abzweckte. Im 16ten Jahrhundert bekam die Juſtizverfaſſung, durch verſchiedene Gerichtsordnungen von 1534, 1536 und 1540 eine zweckmäſsigere Einrichtung, die aber im Jahre 1672 in vielen Punkten verbeſſert und unter dem Titel: *Kurmainziſche Landgerichtsordnung des Eichsfeldes etc.* durch den Druck bekannt gemacht wurde. §. 129. *Vertheidigung des Landes.* Hierzu dienten in ältern Zeiten die vielen landesherrlichen und adelichen Schlöſſer, in welchen letztern dem Kurfürſten das Oeffnungsrecht zuſtändig war. Auch muſsten die adelichen Vaſallen im Nothfall mit einer beſtimmten Anzahl reiſiger Knechte zu Felde erſcheinen. Neuerer Zeiten 1703 fing man an, eine Landmiliz zu errichten und ſelbige (1747) auf einen regulären Fuſs zu ſetzen. §. 130. *Herrſchaftliche Einkünfte in ältern Zeiten.* Sie beſtanden, wie gewöhnlich, in Zehenden, Kammergüthern, Ohrbar, Wortzinſs, Geſchoſs, Berden, Thomas - Gülte, Zoll, Geleit, Markt, Münze und Leibeigenabgaben und die 1624 eingeführte Trankſteuer. Rec. bleibt bey dieſem Artikel nur noch der Wunſch übrig, daſs es dem Vf. hätte gefallen mögen, von dem heutigen Zuſtand der Finanzen noch einige Nachrichten mitzutheilen. §. 131. *Handel* und *Manufacturen.* In Heiligenſtadt, wo ſchon im J. 1355 eine Kaufgilde exiſtirte, blühte ehedeſſen der Handel, welcher, nebſt den vielen Manufacturen an wollenen und leinenen Zeugen, den Wohlſtand der Stadt in ſo groſses Aufnehmen brachte, daſs ſie vermögend war, den Kurfürſten von Maynz anſehnliche Geldſummen vorzuſchieſsen. Auch Duderſtadt befand ſich in glücklichen Verhältniſſen, ſtand mit Lübeck ſchon 1293 in genauer Verbindung, erhielte 1314 vom Herzog Heinrich von Braunſchweig groſse Handlungsvorrechte, und erwarb ſich ſogar das Münz - und Zollregal. Aber im 16ten Jahrhundert verlor ſich die Betriebſamkeit der Bürger, und zuletzt geriethen Handel und Wandel ganz in Verfall. §. 132. *Bauernkrieg.* Die Verwüſtungen, die derſelbe im Eichsfelde anrichtete, und woran die dortigen Unterthanen nicht wenig Antheil hatten, werden aus einer geſchriebenen Mühlhäuſiſchen - Chronik erzählt. §. 133. *Münzweſen.* Zu Heiligenſtadt und Duderſtadt befanden ſich in ältern Zeiten Münzſtätten, wo verſchiedene Münzen ausgeprägt wurden, die S. 162 beſchrieben werden. Von dem Zuſtand der *Schulen* und der *Literatur*, älterer und neuerer Zeiten, ingleichen von den traurigen Folgen des 30jährigen Krieges, von dem ſucceſſiven Anwachs der *Volksmenge*, von Anlegung neuer *Manufacturen*, die gegenwärtig 18000 Menſchen beſchäftigen (Normann beſtimmt die Zahl auf 30,000) von Verbeſſerung der *Landwirthſchaft* und einigen zum Beſten des Landes getroffenen Anordnungen, giebt uns der Vf. in den folgenden §§ noch manche intereſſante Nachrichten. Zu dieſem 2ten Band gehören 121 Urkunden vom J. 1224 bis 1688. Ungern vermiſſen wir dabey die nöthigen Regiſter, die den Gebrauch dergleichen diplomatiſchen Werke ungemein erleichtern. Die einem jeden Bande vorgeſetzte Inhaltsanzeige der §§ könnte zwar zur Noth die Stelle eines Sachenregiſters vertreten; aber in Anſehung der Urkunden war es ſchlechterdings erfoderlich, einen *Indicem geographicum* und *perſonarum* beyzufügen. In der Vorrede des 2ten B. macht uns Hr. *W.* die angenehme Hoffnung, aus ſeinem diplomatiſchen Vorrath die Geſchichte von Heiligenſtadt zu bearbeiten, und überhaupt die vaterländiſche Geſchichte durch neue Schriften zu erläutern. An der Erfüllung dieſes Verſprechens, welches uns vielleicht eine geographiſch - ſtatiſtiſche Beſchreibung des ganzen Eichsfeldes mit einer Landkarte erwarten läſst, dürften wir bey dem Fleiſse des Vf. um ſo weniger zu zweifeln Urſache haben, da das anſehnliche Subſcribentenverzeichniſs einen angenehmen Beweis abgiebt, daſs die Freunde gründlicher und diplomatiſcher Länderbeſchreibungen noch nicht unter uns ausgeſtorben ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 30. Junius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Wanderungen in die Vorzeiten.* Erſter Band. 1794. 314 S. 8.

Wanderungen in die Vorzeiten ſoll ſo viel heiſsen, als Erzählungen aus dem Mittelalter; der, etwas pretiöſe, Titel ward vermuthlich gewählt, weil doch das Modewort *Vorzeit* gebraucht werden ſollte, und der *Sagen der Vorzeit*, der *romantiſchen Geſchichten der Vorzeit*, der *Scenen aus der Vorwelt* u. ſ. w. ſchon ſo viele waren. Vielleicht glaubte Hr. *Seidel*, der ſich unter der Vorrede als Vf. angiebt, und von dem die A. L. Z. bereits vier Bändchen unterhaltender *Novellen* mit gebührendem Lobe angezeigt hat, daſs das, nun ſchon ziemlich wieder aus der Mode gekommene, Wort *Novelle* ſeine neuen Erzählungen nicht ſo gut mehr, als die ehemaligen, verkaufen würde. Uebrigens aber erklärt er in der Vorrede, daſs er die gegenwärtigen *Wanderungen* mit den vorhergehenden *Novellen* ganz in eine Claſſe geſetzt zu ſehn wünſchte. Wirklich hat er ſie auch mit eben den Vorzügen ausgeſtattet, die ihm vordem den Beyfall des Publicums erworben haben, mit der Kunſt, die Neugierde des Leſers bis ans Ende rege zu erhalten, intereſſante Situationen einzuleiten, und lebhaft auszuführen, alle Stufen der Theilnehmung bis zur ſchmerzhafteſten Rührung zu bewirken, und Leichtigkeit des Styls mit Eleganz zu vereinigen, ohne je nach dichteriſchem Schmuck und redneriſchen Figuren zu haſchen. Wenn gleich die Scene dieſer ſeiner Erzählungen in das Mittelalter verlegt iſt, (bey der erſten iſt ſogar die Epoche unbeſtimmt gelaſſen,) ſo war es doch ſeine Abſicht nicht, Gemälde der damaligen Ritterwelt zu entwerfen, wie man ſie in ſo vielen neuern Romanen findet. Ob er gleich in ſeinen kurzen Anſpielungen auf die Sitten jener Zeit nie die Wahrheit verletzt, ſo war doch ſein Endzweck nicht, jenes rohe und ungebildete Zeitalter mit allen ſeinen Gebräuchen und Miſsbräuchen umſtändlich zu ſchildern. Man findet bey ihm keine veralterte Worte, die ohne Anmerkungen nicht zu verſtehn ſind, keine rauhen, platten, und niedrigen Ausdrücke eingemiſcht, die man ſo oft zur Charakteriſirung des alten Ritterthums für nothwendig geachtet hat. Folgende drey Erzählungen machen dieſen Band aus: 1) *Die Liebe iſt das Grab der Freundſchaft*, eine ſicilianiſche, ganz erdichtete Geſchichte. Der Freund, in dem wider ſeinen Willen eine Leidenſchaft für die Gattin ſeines Freundes erwacht, kämpft ſo ſehr mit ſich ſelbſt, und die Gattin begünſtigt ihn ſo wenig, daſs jeder Leſer am Ende einen minder tragiſchen Ausgang wünſchen wird. 2) *Robert Graf von Artois*, aus den Zeiten der Könige von Frankreich Philipp V und Karl IV, die längſte und intereſſanteſte Geſchichte dieſes Bandes. Sie iſt theils durch viele abwechſelnde Situationen, theils durch häufig eingeſtreute Dialogen ſehr ausführlich geworden. Eine verheirathete Perſon rächt ſich an einem Manne, der ihrer Liebe auszuweichen ſucht, ohne ſie zu beleidigen, ſo grauſam, daſs ſie, nicht zufrieden, ihm die Gnade des Königs, und ſeine Geliebte geraubt zu haben, nicht eher ruht, als bis ſie ihn durch Meuchelmord aus dem Wege ſchafft. 3) *Idda von Toggenburg*, eine deutſche Geſchichte aus dem zwölften Jahrhundert. Ein Ehemann ſtöſst in der Hitze blinder Eiferſucht S. 308. ſeine Gattin einen ſteilen Berg hinab; das iſt ſehr gräſslich; aber noch unwahrſcheinlicher iſts, wenn ſie dennoch unbeſchädigt bleibt. Daſs ſie aber, als er ihre Unſchuld und Errettung erfährt, ſeine Hand, die er ihr wieder anbietet, anzunehmen ſich weigert, und Eremitin wird, iſt gerecht und natürlich.

STETTIN, b. Kaffke: *Die ſieben Teufelsproben*, eine ehrwürdige Legende für Katholiken und Proteſtanten, aus der alten Handſchrift eines franzöſiſchen Kloſters. 1794. 172 S. 8.

Die Zeiten Kaiſer Julian des Abtrünnigen ſind die Epoche, in die dieſer Roman gedichtet iſt, und Scenen aus dem Leben des heiligen *Martin*, zuletzt Biſchofs von Tours, ſind hier, gröſstentheils in Dialogen, bearbeitet. In der erſten Hälfte des Romans (oder, wie es der Vf. nennt, im erſten Buche), die ungleich intereſſanter als die zweyte iſt, obgleich von letzterer das Ganze ſeinen Titel bekommen hat, erſcheint *Martin* noch als ein wilder und roher Krieger, bey dem ſich aber doch die ſanften und edeln Gefühle, die ihm die Natur verlieh, und die er gewaltſam unterdrückte, oft ſchon wieder zu regen anfangen. Seine Liebe zu einer Chriſtin, *Helena*, der er ſchon von Jugend an geneigt geweſen, veranlaſst in der erſten Hälfte des Werks überaus lebhafte Auftritte. So ſehr er ſich anfangs vornimmt, nur ihr Verführer zu werden, ſo ſehr wird ſein Vorſatz durch *Helenens* unwiderſtehlichen Edelmuth entwaffnet; ja, er wird durch ſie zur Annehmung des Chriſtenthums, von dem er ſchon in ſeiner Jugend nur durch Gewalt hatte können abgehalten werden, bewogen. Allein ehe noch dies bewerkſtelligt werden konnte, hatte *Helena*, wiewohl nach hartem Kampf, gelobt, den Schleyer zu nehmen, ſo wie er aus Ehrgeiz denen, die ihm vorrückten, daſs ihn nur die Liebe zum Chriſten mache, geſchworen hatte, zwar ſich taufen zu laſſen, aber nie *Helenen* zu heirathen. Beide ſind zu gewiſſenhaft, ihr Gelübde zu brechen, woraus dann eine,

Digitized by Google

überaus rührende, Trennung der Liebenden entſteht. In der Schilderung ihrer Liebe herrſcht viel Wärme, aber keine erkünſtelte, ſondern wahre Herzensſprache. So iſt auch in dem Ausdruck von *Martin's* Ungeſtüm, von der Freude der Aeltern bey ſeiner Rückkunft aus dem Kriege, und in der Rolle ſeines Kriegskameraden *Burbo*, eines rohen und boshaften Mannes, viel Natur. In der Charakteriſirung ſowohl der Heiden, als der Chriſten jener Zeiten, in der Viſion, die *Martin* vor ſeiner Taufe hat, und in der Beſchreibung der Taufe ſelbſt ſieht man einen guten Kenner der Sitten jenes Zeitalters. Nur der Duell zwiſchen *Martin* und *Burbo* iſt nicht dem Coſtume gemäſs. In der andern Hälfte des Romans, oder dem andern Buche, wird ſogleich zu *Martin's* Einſiedlerleben fortgeeilt, das er aus Schwärmerey ergriffen hat. Hier ereignen ſich nun mit ihm die ſogenannten *Teufelsproben*, d. h. Anreizungen, die er durch ein, in ſeine Einſiedeley verſchlagenes, Mädchen zu ſinnlichen Lüſten bekömmt. Ob die verſchiednen Grade dieſer Verſuchungen, (die ſich aber auf ſehr verſchiedne Art berechnen laſſen,) der Zahl nach gerade *ſieben* ſind, oder ob dieſe angegebne Zahl nur ein Bonmot ſeyn ſoll, bleibt zweifelhaft. Letzteres wird durch folgende Stelle S. 167 wahrſcheinlich: „Mehr „als *ſieben* Teufelsproben habe ich, dem Titel des Buchs „und der Legende gemäſs, nicht zu erzählen; allein „*ein* nächtlicher Kuſs *Arinens* auf *Martin's* Lippen, be„gleitet von einem zärtlichen Druck, begleitet von ei„nem unruhigen Seufzer, überwog *ſieben und ſiebzig* „andre Proben, welche der Teufel der Tugend des Heili„gen auflegen können." Der Eremit beſiegt alle Proben ſtandhaft; endlich bey der letzten, äuſserſt gefährlichen, erſcheinen ihm unerwartet ſeine geliebte *Helena*, und der abſcheuliche *Burbo*, und hier bricht der Vf. plötzlich ab, ohne dem Leſer weiter Aufſchluſs zu geben, ob dies Phantaſie oder Wirklichkeit ſey, und welchen Ausgang nun die Prüfungen des Eremiten gehabt.

Hildburghausen, b. Haniſch: *Karl von R.. eine Geſchichte aus dem achtzehnten Jahrhunderte*, eben ſo intereſſant als lehrreich. 1794. Erſtes Bändchen. 198 S. Zweytes Bändchen. 173 S. 8.

Hoffentlich iſt der Zuſatz auf dem Titel: *Eben ſo intereſſant, als lehrreich* Lockpfeife des Verlegers, nicht Selbſtlob des Vf. Durch den Plan wenigſtens, welcher ſo gut wie kein Plan iſt, hat das Werk nichts intereſſantes. Der Mann, von dem der Roman benannt iſt, hat keine denkwürdigen Schickſale, und dient, ſammt ſeinem Vater, nur dazu, die übrigen Scenen zu einem Ganzen zu verbinden, in ſofern er dabey Handlungen der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe ausübt. Die Geſchichte dreyer andrer Perſonen, (wovon die eine noch dazu auf die beiden andern gar keine Beziehung hat,) lenkt die Theilnehmung von dem Helden des Romans ganz ab. Die Verwicklung beſteht darin, daſs jene Perſonen abwechſelnd bald unſchuldig, bald ſchuldig zu ſeyn ſcheinen, bis zuletzt, (welches jedoch der geneigte Leſer zeitig inne wird,) zwey ganz unſchuldig bleiben, und eine als eine Verführte, und als eine reuige Sünderin befunden wird. Ein ſchändlicher Wirth einer Spitzbubenherberge, ein dürftiger Schullehrer, und ein Miſanthrop machen Epiſoden, wodurch die Geſchichte der übrigen Perſonen ohne Noth unterbrochen wird. Faſt ſollte man glauben, daſs der Roman mit dem zweyten Bändchen noch nicht geendigt iſt, indem der Leſer am Ende deſſelben noch ungewiſs gelaſſen wird, wie die Beſtrafung des ſchwarzen Geheimderaths, und die Vergütung für den unglücklichen Secretair beſchaffen ſeyn werde. Die Scenen der Armuth, Unterdrückung und Verfolgung, die nach einander aufgeſtellt werden, konnten intereſſant ſeyn, wenn ſie der Vf. zu behandeln und zu benutzen gewuſst hätte. Die Empfindſamkeit der Leſer rege zu machen, wird mehr erfodert, als ſolche redneriſche Declamationen, und ſolche affectirte Ausdrücke, (z. B. *Erdenwaller, Erdenſiedler*) wie ſie der Vf. liebt. — Was das *Lehrreiche* betrifft, das der Titel verkündigt, ſo hat der Vf. nicht bloſs durch die Begebenheiten ſelbſt belehren wollen, ſondern hat auch die Briefe, in die er ſeinen Roman eingekleidet, mit einer Menge moraliſcher und theologiſcher Gemeinſprüche ausſtaffirt, die ſo weitſchweifig, ſo ſchleppend, in einem ſo elenden Predigerton vorgetragen ſind, daſs ſie gewiſs von den meiſten Leſern überſchlagen werden. Wer kann Tiraden, wie folgende S. 107, ertragen: „Mir ſiedet das Blut, und *ko„chend rollt es durch meine Adern*, daſs auf Gottes ſchö„ner Erdenwelt, wo das ganze Menſchengeſchlecht, „das gleichſam nur eine Familie ausmacht, deren Vater „die weſentliche Liebe iſt, im harmoniſchen *Einklang* „mit einander *gekettter* Herzen, die ſo *flügelſchnell* da„hin *rollenden* Tage des Lebens im *hohen* Genuſs der „tauſendfältigen Erdenfreuden, die Gottes Güte und „Weisheit bey jedem unſrer Fuſstritte um uns her ver„breitet hat, verleben ſoll und kann, ſo viele *Aus„wüchſe* und *Wechſelbälge* herumſchleichen, welche die „Ehre, Ruhe und Zufriedenheit ihrer biederſinnigen „Brüder zu morden ſuchen, und *hölliſche* Wolluſt ein„hauchen, wenn ſie ihre, für Wuth und Rache fun„kelnden, Augen an ihren Qualen weiden können!" In der Schreibart des Vf. findet man hin und wieder gar ſonderbare Blümchen; da hört man bey ihm *Schauer rieſeln*, da ſieht man den *Froſt blitzen*, da lieſt man von *gebrandmarkten Seelen*. Auf der andern Seite kommen ſolche triviale Ausdrücke des gemeinen Lebens, z. B. *der arme Schacher, mit der Farbe herausgehn*, häufig vor. Auch ſtöſst man auf Worte, die nur dem Vaterlande des Vf. eigen ſeyn müſſen, z. E. ein *vergalltes* Herz, ein Herz voll Galle, *kieſen* für nagen, *Klunze* für Spalte.

Gotha, b. Perthes: *Die Verſchwornen*, aus dem Archive der Brüderſchaft des heiligen Paulus, nach einem italieniſchen Manuſcript. Erſter Theil. 1794. 260 S. 8.

Keine von den gemeinen Geiſterſeherhiſtorien und geheimen Bundesgeſchichten, die eben ſo ſehr durch ihre Menge, als durch ihre Beſchaffenheit Ueberdruſs erregt haben. Zwar beginnt die Geſchichte mit aller-

hand

haud Viſionen, zwar iſt ein gewiſſer Schleyer von ſcheinbarer Unerklärbarkeit über das Ganze verbreitet, zwar intereſſirt der ganze Roman mehr durch Spannung der Neugierde, als durch Rührung, oder Erſchütterung; allein die gute Ausführung, die kräftige, und ungezwungne blühende Sprache, die Erfindungen, und die anſchauenden Darſtellungen derſelben zeichnen das Werk ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Die *Verſchwornen* haben, ſo viel man aus den Begebenheiten des erſten Theils errathen kann, ſich zu einer guten Abſicht verbündet, nämlich, insgeheim einen jungen Regenten, ohne daſs er es weiſs und merkt, ſo zu leiten, daſs er nicht allein die hohen Pflichten ſeines Berufs erfüllt, ſondern auch als Menſch glücklich wird. So iſolirt die Viſionen des Prinzen, die Menſchen, die ſein Vertrauen beſitzen, die Perſon, die ſich als Kindermörderin angiebt, und der Mann, der auf die erſte falſche Beſchuldigung ſeinen Freund und Wohlthäter mordet: auf den erſten Anblick ſcheinen; ſo fangen doch ſchon am Ende dieſes Theils ihre Angelegenheiten an, ſich ſo in einander zu verſchlingen, daſs der Leſer gewiſs erwarten kann, im folgenden Bande alles noch enger verkettet, und am Ende alles, was jezt noch Räthſel bleibt, gelöst zu ſehn. Der Vf. ſtreut öfters philoſophiſche Räſonnemens ein, welche der denkende Leſer wegen der Art, wie ſie vorgetragen ſind, immer ſchon finden wird, wenn er auch Anſtand nehmen muſs, die Sätze, die darin behauptet werden, zu unterſchreiben. S. 80 iſt mehr als ein Bogen tiefſinnige Philoſophie über die Pflicht, und die Mittel, mit der Natur in Einverſtändniſs zu leben, in Form einer Leichenpredigt eingeſchaltet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *F. A. A. Meyer Tentamen Monographiae Meloes.* 1795. 2 Bog. 8. — Von einer Monographie fodert man mit Recht, daſs ſie ihren Gegenſtand nach allen ſeinen Arten und Abarten ſo viel möglich vollſtändig behandle. Denn darin eben beſteht der Nutzen ſolcher Monographieen, daſs ſie ſich auf eine umſtändliche Zergliederung der feineren Theilmerkmale einlaſſen können, die in Werken von mannichfaltigerem Inhalt zweckwidrig ſeyn würde. Es wäre zu wünſchen, daſs mehrere anfingen, ihre neuen Entdeckungen und Berichtigungen, anſtatt ſogleich ganze Bücher darüber zu ſchreiben, worin das Alte bloſs dem oft wenigen Neuen zu Gefallen mit aufgeführt wird, in Monographieen bekannt zu machen. — Indeſs trifft doch auch dieſe kleine vor uns liegende Schrift der gleiche Vorwurf. Um die wenigen neuen Beobachtungen, die der Vf. ſelbſt gemacht hatte, ſogleich anzubringen, um von der Angſt, daſs etwa ein anderer vorgreifen und die Beſchreibungen einiger Meloenarten früher der Welt bekannt machen möchte, befreyt zu werden, zog der Vf. aus andern Schriften die Beſchreibungen aller Thiere, die ſie unter dem Namen *Meloë* aufführten, und gab dem ganzen Werke den Titel einer Monographie. Es wäre freylich immer beſſer, wenn Monographieen geliefert werden ſollten, daſs ſie gröſsere und verwickeltere Gattungen beträfen, allein Rec. nimmt gewiſs eine gute Monographie auch einer noch ſo kleinen Gattung mit Dank an, wenn ſie wirklich alle die dahin gehörenden Arten gehörig auseinanderſezt, welches aber in der That nicht eher geſchehen kann, bis Einer alle Arten ſelbſt geſehn und ſo ihre ſpecifiſchen Unterſchiede beſtimmt hat. So klein dieſe Gattung der Meloen auch iſt, ſo kann doch wohl vielleicht noch eine oder die andere Art, welche hier als verſchieden aufgeführt werden muſste, eingehn. Allein Rec. wagt hierüber nichts zu entſcheiden, da ihm, ungeachtet er eine beträchtliche Anzahl hieher gehöriger Arten und Varietäten beſitzt, doch noch einige fehlen, aus deren bloſser Beſchreibung er nicht zu urtheilen fähig iſt. Denn man findet gewöhnlich die feinern Verhältniſſe der Theile gegeneinander bey den Beſchreibungen aus der Acht gelaſſen, die bey dieſen Käfern von groſser Wichtigkeit ſind. Statt der weitläuftigen Beſtimmung der Gattung und ihrer Synonymie, womit der Vf. anfängt, die allein unnöthigerweiſe anderthalb Seiten einnimmt, hatten wir lieber eine Geſchichte der Gattung gewünſcht. Die Beſchreibung der Freſswerkzeuge iſt, wie billig, aus Fabricius *Generibus Inſectorum* abgeſchrieben. Das einzige Verdienſt was ſich der Vf. noch hätte erwerben können, wäre eine Unterſuchung der Freſswerkzeuge der Arten geweſen, die er beſaſs. Wenn man bey einer ſo engen Gattung, die genau bearbeitet geliefert werden ſollte, dies nicht beobachtet findet, was ſoll man von groſsen, viele und groſse Gattungen betreffenden Werken erwarten? Rec. kann ſich nie des Lächelns enthalten, wenn er faſt in allen neuern entomologiſchen Schriften die Kennzeichen jeder Gattung und Ordnung nach dem Fabricius auf Treue und Glauben angegeben findet. Es ſcheint daſs Fabricius gar nicht nöthig habe, wenn er übrigens von der Gattungsverſchiedenheit irgend eines Inſects überzeugt iſt, weitläuftige und mühſame Unterſuchungen wegen der Theile des Mundes anzuſtellen, ſondern vielmehr, wenn er auch nur muthmaſsliche Gattungskennzeichen angabe, gleichwohl darauf rechnen könnte, daſs er in kurzer Zeit in den herauskommenden Inſectenfaunen und Naturgeſchichten ſeine Gattungskennzeichen aufgeführt ſehn wird. Die hier beſchriebenen Arten ſind: 1) *Meloë Proſcarabaeus* unter deſſen langer Reihe von Citaten Degeer weggefallen iſt. Auch Geoffroy hat dies Schickſal betroffen, den wir zu n. 4 *Meloë tecta* gezogen finden, welches aber unſrer Meynung nach unrichtig iſt. Rec. iſt überzeugt, daſs das Geoffroyſche Inſect unſer *Meloë Proſcarabaeus*: folglich auch der des Fourcroy iſt. Die Beſtimmung der Art iſt aus dem Fabricius hergeſetzt, begreift alſo bloſs die Worte *M. corpore violaceo*, da doch dieſe Farbe dieſer Art nicht allein eigen iſt. 2) *M. Atrata* eine neue Art mit dem Unterſcheidungskennzeichen: *antennarum fractura duplici, corpore atro.* Der Vf. ſcheint die Anmerkung, welche ſchon Fabricius in ſeinen *Generibus Inſectorum* von der Brechung der Fühlhörner gemacht hat, und die dieſer muthmaſslich für Geſchlechtsabänderung hielt, ganz überſehn zu haben; denn ſonſt würde er ein ſolches Merkmal nicht zur Diagnoſis gemacht haben. In der Beſchreibung iſt die Sculptur der Flügeldecken ganz übergangen, die doch kein zu verachtendes Unterſcheidungskennzeichen für dieſe Arten abgiebt. Hierbey wird *Schrank Enl. Inſ. Auſtr.* 424 *variet.* fragweiſe angezogen, allein dann müſste unter den Varietäten von *M. Proſcarabaeus* die Abart wegfallen, wo eben dieſes Citat noch einmal aufgeführt wird. 3) *M. majalis.* In Anſehung der Beſtimmung dieſer Art findet dieſelbe Erinnerung ſtatt, die wir ſchon bey n. 1 gemacht haben. 4) *M. tecta.* Wobey wir wegen des Geoffroyſchen und Fourcroyſchen Citats auf n. 1 oben verweiſen. Schranks n. 424 β iſt hierbey nun zum drittenmal angeführt. Uebrigens hat Hr. M. Recht, daſs Sulzer und Friſch zu *M. Proſcarabaeus* gehören. 5) *M. Aprilina.* Doch wohl nicht Abart von *M. tecta?* 6) *M. brevicollis.* Rec. kennt dieſe M. ſehr wohl und zweifelt gar nicht, daſs er den wahren von Panzer bekannt gemachten Hellwigſchen Käfer beſitze, allein die Farbe iſt nicht ſchwarz, ſondern bald wie bey *M. Proſcarabaeus* bald wie bey *M. majalis.* 7) *M. Brunsvicenſis.* So nennt er *M.*

puncta-

Digitized by Google

punctata Panz. F. I. G. H. X. 16. Wenn der Vf. ſie nicht ſelbſt gefunden zu haben verſicherte, ſo würden wir ſeine *M. atrata* n. 2 für einerley mit der *M. punctata* P. gehalten haben. 8) *M. marginata* F. 9) *M. punctata* F. 10) *M. Tuccia* Roſſ. 11) *M. Erythrocnema* Pall. Da Fabr. bey ſeiner *M. punctata* die *M. Uralenſis* Pall. anzieht, ſo hat Hr. M. der *punctata* die Beſchreibung des Pallas beygefügt, woraus zu ſchlieſsen, daſs Hr. *M.* mehr von der Identität beider überzeugt geweſen, als Rec.

Erdbeschreibung. *Berlin*, in der Kön. Preuſs. Kunſt- und akad. Buchh.: *Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung der Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth und des Herzogthums Meklenburg*, von M. *Joh. Heinrich Jacobi.* 1794. 71 S. gr. 8. — Nach einer auf dem Titelblatt befindlichen Anmerkung iſt dieſe kleine Schrift, *zum Beſten der Verwundeten und Kranken des Regiments Sr. Herzogl. Durchl. von Braunſchweig-Lüneburg*, im Druck erſchienen. Dieſer menſchenfreundliche Zweck dürfte aber auch wohl das meiſte Verdienſt ſeyn, welches ſich der Vf. dadurch erworben hat. Denn für die Erweiterung geographiſcher und ſtatiſtiſcher Kenntniſſe von obigen Ländern haben dieſe wenigen Bogen (einige Bemerkungen von Meklenburg abgerechnet) einen ſehr unbedeutenden Werth, und die darin mitgetheilten Nachrichten enthalten weiter nichts, als was ſchon längſtens aus Büſchings Erdbeſchreibung, Normanns Handbuch, Fiſchers Beſchreibung des Fürſtenthums Anſpach, und aus den, 1780 herausgekommenen, Nachrichten von der politiſchen und ökonomiſchen Verfaſſung des Fürſtenthums Bayreuth, weit umſtändlicher darüber bekannt iſt. Den Anfang macht eine *Beſchreibung der Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth.* Voran ſtehet eine kurze Nachricht von der Lage und Entſtehung des Burggrafthums Nürnberg und deſſen Regenten vom Jahre 1164 — 1787, unter welchen ſich die Regierung des letzten Markgrafen durch den blühenden Zuſtand ſeiner Staaten am vortheilhafteſten auszeichnet. Das Ganze iſt aber weiter nichts als ein Auszug aus Fiſchers Beſchreibung, aus welcher der Vf. auch einen Irrthum, der die Geographie des Mittelalters betrifft, nachgeſchrieben hat. Es heiſst nämlich S. 11 „*Oſtfranken ſey ein Theil des berühmten Nordgaues geweſen.*" Dies iſt eine gewagte Hypotheſe des ehemaligen Geſchichtſchreibers Chr. Fr. Pfeffels, welcher die Gränzen des Nordgaues aus ſehr ſeichten Gründen bis an den Speſſartwald ausdehnen wollte. Man darf nur die Arnulfiſche Urkunde von 889 (in *Eccard Comment. de reb. Franciae Orient.* T. II p. 895) und andere diplomatiſche Zeugniſſe zu Rathe ziehen; ſo wird man ſich ſehr leicht überzeugen, daſs Oſtfranken von jeher eine ſelbſtſtändige und von dem bayeriſchen Nordgau ganz unterſchiedene Provinz geweſen ſey, mithin auf keinen Fall für einen Theil deſſelben gehalten werden könne. — Eben ſo unrichtig iſt es, daſs nach S. 7 das Burggrafthum Nürnberg in *fünf Provinzen* beſtehen ſoll, da doch eigentlich nur die beiden Fürſtenthümer Bayreuth und Anſpach die urſprünglichen Beſtandtheile deſſelben ausmachen, die drey übrigen Länderſtücke aber, die der Vf. unter den Antheilen der *Herrſchaften Limburg* und *Hauſen* und der Grafſchaft *Sayn* als Zubehöre des Burggrafthums angiebt, keineswegs dahin gerechnet werden können, ſondern erſt in weit ſpätern Zeiten, durch Allodialerbſchaft, an Anſpach gekommen ſind. Andre Beweiſe von Unrichtigkeiten ergeben ſich aus folgendem: 1) Das Fürſtenthum *Bayreuth* ſoll 18 Städte, 39 Marktflecken und 18?? Pfarrdörfer enthalten, deren doch gewiſs über 100 darin anzutreffen ſind. Auch die Angaben der Häuſer und der Einwohner in den Städten, der Einkünfte u. dgl. m. ſind noch einer groſsen Berichtigung bedürftig. 2) Die vom Fürſtenthum *Anſpach* mitgetheilten Nachrichten hat Rec. genau mit *Fiſchers* Beſchreibung dieſes Fürſtenthums verglichen, und daraus erhellte dann deutlich, daſs der Vf. ſelbige durchgehends nachgeſchrieben habe. 3, 4 und 5) Das nämliche findet auch bey der Beſchreibung der Antheile an den beiden Herrſchaften *Limburg*, *Hauſen* und an der Grafſchaft *Sayn*, in ſofern ſtatt, daſs die dahin gehörigen Nachrichten gröſstentheils aus *Normanns* Handbuch 1. B. 3. Abth. S. 1494 f. entlehnt worden ſind. Die Einkünfte aus allen dieſen Ländern ſollen ſich auf 2,200,000 fl. belaufen, nämlich: aus dem Fürſtenthum Anſpach 1,000,000 fl., aus dem Fürſtenthum Bayreuth 900,000 fl.? und aus den übrigen Ländern 300,000 fl. Die Bevölkerung in beiden Fürſtenthümern beträgt 403,000 Seelen. Die von andern Ländern konnte der Vf. nicht erfahren.

Die *Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung der Länder des herzoglichen Hauſes Meklenburg*, iſt zwar ebenfalls meiſtens aus *Normanns* Handbuch 1. B. 4. Abth. S. 1920 f. genommen; doch findet man hier auch verſchiedenes, das dort nicht enthalten iſt. Der Flächeninhalt der geſammten Lande beträgt 300 geographiſche Quadr. Meilen, und auf dieſem Raum leben 341,000 Menſchen. Im Durchſchnitt kommen alſo auf 1 Quadr. Meile nur 1136 Seelen; und dieſe geringe Bevölkerung rührt von der hier fortdauernden Leibeigenſchaft her. Nach einer kurzen Regentengeſchichte vom 8ten Jahrh. bis auf die jetzigen Zeiten, lieſt man gute Nachrichten von der Landesverfaſſung, und beſonders von den Privilegien und Reichthümern des Meklenburgiſchen Adels, der, als Landſtand, einen groſsen Einfluſs in die Regierung hat. Man ſchätzt den Werth ſeiner Beſitzungen auf 20,700,000 Rthlr.; und die jährlichen Revenüen auf 1,035,000 Rthlr.; die landesherrlichen Einkünfte hingegen ſollen nur 900,000 Rthlr. betragen. Das von dem Hauſe Meklenburg durch den Teſchner Frieden erlangte unumſchränkte *Jus de non appellando* hätte hier auch um ſo mehr angeführt werden ſollen, da nicht nur die Meklenburgiſche Ritterſchaft, ſondern auch die Stadt Roſtock ſich beym Reichshofrath heftig dagegen ſetzten, aber durch ein Reichshofrathsconcluſum v. 12 Febr. 1785 damit abgewieſen wurden. Mit vorzüglichem Fleiſse beſchreibt der Vf. S. 53 — 59 die natürliche Beſchaffenheit des Landes, deſſen ökonomiſche Producte und den Meklenburgiſchen Handel, und zwar den letztern wahrſcheinlich aus handſchriftlichen Nachrichten. Es giebt zwar groſse Heiden, viele Sümpfe und Moore; doch hat der gröſste Theil des Landes einen fruchtbaren Boden und es wird hier ein Ueberfluſs von Getraide- und Baumfrüchten erzeugt. Die Viehzucht, Waldungen und Fiſchereyen ſind vorzügliche Handlungszweige der Einwohner, und der Lachsfang bey Boitzenburg erträgt allein eine Tonne Goldes. Demungeachtet iſt die Landökonomie noch einer groſsen Verbeſſerung fähig, die aber nicht anders als durch die Aufhebung der, der Induſtrie ſo ſchädlichen, Leibeigenſchaft erlangt werden kann. Ungemein wichtig iſt der Meklenburgiſche Handel, von welchem man S. 56 eine genaue Angabe der Ein- und Ausfuhr aus den Roſtocker Schiffahrtsliſten und Zollangaben antrifft. Durch die jährliche Kornausfuhre werden ungefähr vier Millionen Thaler, und durch die Ausfuhr der Butter bey 80 bis 90,000 Rthlr. ins Land gebracht. Die Ausfuhr des Holzes beläuft ſich auf eine Million Reichsthaler, und an Wolle und Tobak werden über 100,000 Rthlr. ausgeführt. So anſehnlich dieſe Summen ſind, die Meklenburg aus ſeinen Producten zieht, ſo geht doch das Geld faſt alles wieder an Ausländer, oder es bleibt im Tauſchhandel ſtecken. In beiden Herzogthümern zählt man 45 groſse und kleine Städte, 3 Klöſter, die der Ritter- und Landſchaft zugehören und 594 adeliche Güter.

Der übrige Inhalt dieſer Schrift beſteht in einer Beſchreibung der drey bekannten Kreiſe, in welche die geſammten Meklenburgiſchen Lande eingetheilt ſind, und der vornehmſten dahin gehörigen Städte, von welchen wir hin und wieder manche unbekanntere Nachrichten und Bemerkungen gefunden haben. Den Beſchluſs dieſes Buches machen die beiden Fürſtenthümer Schwerin und Ratzeburg, deren Beſchreibung aber ſehr kurz und unvollſtändig ausgefallen iſt.

ze.

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 2 2 1934

Digitized by Google

Digitized by Google